Velhagen& Klasings Monatshefte

*DF
Velhagen

Velhagen & Klasings

Monatshefte

Jahrgang 1900/1901

1. Band

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
209292
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1901 L

Inhaltsverzeichnis.

XV. Jahrgang 1900/1901. — Erster Band.

= Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet. =

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Andreas-Salomé, Lou: Ma. . . 65, 198, 322
Busse, Carl: Wojczick Rosbyta, Novellette . 177
Cajetan, Kaethe: Der Beilchenmann . . . 480
Edler, Karl Erdm.: Das vergessene Lied. Weihnachtsgeschichte 448
Grad, Max: Zwei Lebenskünstler. Novelle 586
*Mewis, Marianne: Madonna im Schnee. Novelle. Mit zehn Originalzeichnungen von Berthold Löffler 386
Remin, Ernst: Das rote Auge. Roman (Fortsetz. folgt.) 531, 642
Schulze-Smidt, Bernhardine: Leiden. Blätter aus einem Tagebuche (Schluß folgt) . . 609
Voß, Richard: Psyche. Roman 27, 129, 257, 406

Gedichte, Sprüche.

*Behrend, Ernst: Herbst und Heide. Mit Vignetten 356
— — Liebeswerbung 585
*Berchthold, A. von: Herbstwanderung. Mit Vignetten von H. Hirzel 152
— — Vierblättriger Klee 478
— — Spuren im Schnee 714
*Bierbaum, Otto Jul.: Der Knappe singt. Mit Vignette 167
*Blüthgen, Victor: Ausverkauf. Mit Vignette von H. Hirzel 104
*— — Das seltsame Mädchen. Mit Vignette von H. Meyer-Cassel 280
Bulcke, Carl: Die Töchter der Salome . . 102
*— — Schlittenrecht. Mit Vignetten . . 695
— — Dornröschen 710
Busse, Carl: Lied eines jungen Dichters . 458
*— — Zweitausendundzehn. Mit Vignette 568
*Busse-Palma, Georg: Hochsommer. Illustriert von B. Löffler 103
*— — Erinnerung. Mit Vignette . . . 240
— — Trost 248
*— — Das Ende vom Lied. Mit Vignette 361
*— — Susa Salaï. Mit Vignette . . . 479
— — Im Ofen 603
Döring, Fritz: Erinnerung 694
*Falke, Gustav: Mädchenlied in der Sommernacht. Mit Vignette 48
*— — Vor Schlafengehen. Mit Vignette 308
— — Rosen aus dem Süden 624
*Fuchs, Reinhold: Prüfungen. Mit Vignette von Berthold Löffler 451
*Hippel, Hildegard von: Begegnung. Illustriert von Fidus 576

Seite

Jacobowski, Ludwig: Seltsame Welt . . . 676
*Möller, Marx: Schneeflocken. Mit Vignette 484
*Münchhausen, Börries von: Saul bei der Hexe von En Dor. Mit Vignette . . . 321
*Raff, Helene: Die Trude. Märchen. Mit Vignetten 241
*Ritter, Anna: Wanderer Sturm. Mit Vignette von B. Löffler 104
*Rohrscheidt, Georg von: Unserem Moltke zum 100jährigen Geburtstag. Mit Vignetten 168
Schanz, Frida: Heimkehr 95
*— — Winzerlust. Mit Vignetten . . . 217
— — Inselkirche 296
*— — In der heiligen Nacht. Mit Vignette 369
— — Auf dem Fest 554
Schoenaich-Carolath, Emil, Prinz: Beim Lebensfest 88
*Stieler, Dora: Narben. Mit Vignette . 530

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

*Heyck, Eduard, Prof. Dr.: Eine Vortragsreise durch Brasilien. I. Mit vier Abbildungen 459
*— — Eine Vortragsreise durch Brasilien II. Mit zwei Abbildungen 569
*M., K. G.: Das erste Auftreten von Lola Montez in Deutschland. Eine Erinnerung aus deutscher Kleinstaaterei. Mit drei Abbildungen 677
Meyer-Förster, Elsbeth: Theaterpremiere. Mit dem Bildnis der Verfasserin . . . 297
*Rosegger, Peter: Wie heute Berggemeinden untergehen. Mit dem Bilde und Geburtshaus P. Roseggers 85
Stinde, Julius: Aus dem Theaterleben der Vorstadt. I. Mit dem Jugendbild des Verfassers 96
*— — Aus dem Theaterleben der Vorstadt. II. Mit fünf Abbildungen 169

Kunst und Litteratur.

*Brüning, Adolf, Dr.: Der Einfluß Chinas und Japans auf die europäische Kunst. Mit zweiundzwanzig Abbildungen in Tondruck 281
Hart, Heinrich: Neues vom Büchertisch 120, 244, 357, 599, 711
*Holzbock, Alfred: Das französische Bayreuth. Mit acht Abbildungen in Tondruck nach Photographien 348

Seite

Meyer, Richard M., Dr.: Marie von Ebner-Eschenbach. Zum siebzigsten Geburtstage 57
*Ostini, Fritz von: Eine Krippensammlung. Mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Textillustrationen, zum Teil in Ton- und Aquarelldruck nach Koloriten von Curt Agthe 371
Pantenius, Th. H.: Elisa von der Recke. Die Jugendgeschichte einer „schönen Seele“ 485
R., v. d.: Zu unseren Bildern 362
S., H. von: Zu unseren Bildern 124, 249, 491, 604, 715
*Villinger, Hermine: Wie ich Marie von Ebner-Eschenbach kennen lernte. Mit fünf Abbildungen nach Photographien . . . 61
Vincenti, C. von: Caspar von Zumbusch. Zum siebzigsten Geburtstag. Mit einem Einschaltbild und dreiundzwanzig Textabbildungen 183
*Zobeltitz, Fedor von: Genie und Wahnsinn. Das Wiertz-Museum in Brüssel. Mit zwei Einschaltbildern und elf Textillustrationen 667
*Zobeltitz, Hanns von: Aus den Berliner Theatern. Oktober-Dezember 1900. Mit elf Abbildungen in Tondruck nach Zeichnungen von Curt Agthe und Photographien 577

Sonstige Aufsätze.

*Buchholz, Arend, Dr.: Die Krönung zu Königsberg am 18. Januar 1701. Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textillustrationen 517
*Castor: Hummern, Krebse, und Konsorten. Mit Vignetten von W. von Debschitz und elf Abbildungen in Buntdruck nach Photographien 49
Charpentier, Dr.: Rußland und China . . 302
*Gensel, Dr. W.: Die Grande-Chartreuse und ihre Bewohner. Mit zweiundzwanzig Abbildungen in Tondruck nach Photographien 465
*Hesse-Wartegg, Ernst von: Die Fremdenkolonie von Peking und die Europäer in China. Mit zwei Abbildungen . . . 218
— — Zur großen Mauer von China . . 401
*— — Unbekannte Gebiete in der deutschen Südsee. Mit vierzehn Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen . . 555
*Lieres und Wilkau, G. von: Das Dilettantentheater der Berliner Hofgesellschaft einst und jetzt. Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textillustrationen in Tondruck 697
Marcks, Erich, Dr.: Das Königtum der Hohenzollern. Ein Rückblick zum 18. Januar 1701 497
*Meyer-Foerster, W.: Der deutsche Rennsport. Mit zwei Einschaltbildern und fünfundzwanzig Textabbildungen in Tondruck nach Originalzeichnungen von Georg Koch und Aufnahmen von Fr. Kühn . . . 153
*Oestrich, Otto von: Der Feldzug der Alliierten im Jahre 1860 und die gegenwärtige Lage in China. Mit einer Abbildung des zerstörten Sommerpalastes 113
*Ompteda, Georg Freiherr von: Drei Tage im Stubai. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen des Verfassers 105
*Ostini, Fritz von: Rokoko im deutschen Süden. Mit einer Kunstbeilage, einem Einschaltbild und vierunddreißig Textabbildungen zum Teil in Aquarell- und Tondruck 1
Richter, Richard, Prof. Dr.: Erziehung und Zeitgeist 452
*Schüler, Edmund: Von der englischen Freiheit und ihren Hütern. Mit einundzwanzig Abbildungen 433
*Schwarz, Georg: Unter der Handelsflagge. Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen 309
*Schwarzkopf, Christian: Miez und Maunz. Mit zehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von Julius Adam . . . 89
*Wilda, Johannes: Der Dortmund-Emskanal und seine Bedeutung. Mit zweiundzwanzig Abbildungen in Tondruck nach Photographien 225
*Zobeltitz, Hanns von: Im Simplon. Mit zwei Karten und sechsundzwanzig Abbildungen in Tondruck 625
*** Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn 684
*** Die Fremdenkolonie in Peking und die Europäer in China. Mit zwei Abbildungen 218

Neues vom Büchertisch.

Azenijeff: Ist das die Liebe? 122
Berlepsch, von: Fortunats Roman 712
Blum: Heitere Erzählungen aus dem Leben 123
Bülow, von: Die Abendkinder 601
Heyse: Jugenderinnerungen 602
Höcker: Väterchen 121
Lauff: Die Geißlerin 713
Lienhard: Der Fremde 245
— — König Arthur 245
— — Münchhausen 245
— — Die Schildbürger 245
— — Die Vorherrschaft Berlins . . . 244
Mann: Im Schlaraffenland 599
Muellenbach: Schutzengelchen 122
Ompteda, von: Die Radlerin 357
Ostwald: Vagabunden 358
Rachel: Elisa von der Recke 485
Spielhagen: Freigeboren 711
Viebig: Das tägliche Brot 600
Wilbrandt: Feuerblumen 120
Wolff: Der fahrende Schüler 713
Wrede: Die Goldschilds 360
Zobeltitz, von: Ein bedeutender Mann . . 712

Kunstbeilagen.

Barias, E.: Natur. Polychrome Statue. Faksimiledruck. Titelbild.
Gasteiger, Matthias: Der Sieg. Statue. Faksimiledruck . . . . . zw. 368 u. 369

Seite

Gloeden-Taormina, W. von: Sizilianer. Liebhaberaufnahme. Faksimiledruck zw. 128 u. 129
Koch, Georg: Am Wagehäuschen in Carlshorst. Zeichnung. Faksimiledruck zw. 152 u. 153
Kriwer, Josef: Dachauerin. Aquarellstudie. Faksimiledruck . . . . . zw. 496 u. 497
Maier, A.: Somalimädchen. Faksimiledruck. zw. 608 u. 609
Schauß, Martin: Polychrome Büste. Faksimiledruck . . . . . zw. 256 u. 257
Sturm, Paul: Larghetto. Bronzerelief. Faksimiledruck . . . . . zw. 144 u. 145
*** Der Frühling. Porzellanfigur der Kgl. Bayerischen Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg. Faksimiledruck . . . zw. 24 u. 25

Einschaltbilder.

Barbudo, S.: Spanische Fischer. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 696 u. 697
Bartels, Hans von: Studie zu einem Gemälde „Mondnacht am Zuidersee“ zw. 240 u. 241
Bernewitz, Carl: Bildnis. Porzellanstatuette. Tondruck . . . . . zw. 568 u. 569
Borchardt, Hans: Eine Frage. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 432 u. 433
Cameron, D. Y.: Die Braut. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 264 u. 265
Debschitz, W. von: Verwundeter Faun. Studie. Tondruck . . . . . zw. 600 u. 601
Echtler, Ad.: Mater Dei. Gemälde zw. 448 u. 449
Ehrler, Max L.: Gloria in excelsis Deo. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 416 u. 417
Freudemann, Victor: Winterabend an der Werra. Gemälde. Tondruck . zw. 656 u. 657
Friese, Richard: Auf dem Wege zur Suhle. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 224 u. 225
Herkomer, Hubert: General Booth. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 504 u. 505
Hochhaus, C.: Araber. Gemälde. Tondruck zw. 280 u. 281
Hofmann, Ludwig von: Iris. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 48 u. 49
Koch, Georg: Auf dem Sattelplatz zu Carlshorst. Zeichnung. Tondruck . zw. 160 u. 161
— — Im Schnee. Gemälde. Tondruck zw. 544 u. 545
Krause, Hans: Am Wüstenbach. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 304 u. 305
Lancret: Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Tänzerin Camargo“. Tondruck zw. 616 u. 617
Lang, Otto: Diana. Bronzerelief. Tondruck . . . . . zw. 488 u. 489
Leistikow, Walter: Im Grunewald. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 64 u. 65
Lenbach, Franz von: Moltke. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 168 u. 169
— — Marion Lenbach und Iphigenia Gysis. Doppelbildnis . . . . . zw. 400 u. 401
Menzel, Adolf von: Studienzeichnung zw. 176 u. 177
Meyer-Cassel, H.: Studienzeichnung. Tondruck . . . . . zw. 512 u. 513

Seite

Meyerheim, Paul: Umzug der Kunstreiter. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 296 u. 297
Meyer, Klaus: Aus Edam. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 464 u. 465
Müller, Ernst: Nachklänge. Bronzegruppe. Tondruck . . . . . zw. 272 u. 273
Poussin, Rudolf: Holländischer Strandbube. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 336 u. 337
Renazzi, Eugen von: Vor dem Sturm. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 208 u. 209
Röbbecke, Moritz: Bildnis der Gräfin Clemens-Schönborn. Gemälde. Tondruck. zw. 80 u. 81
Rostek, Josef: Kronos. Skulptur. Tondruck. zw. 112 u. 113
Saltzmann, Karl: Im Winterhafen. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 592 u. 593
Samartino, Giuseppe: Neapolitanische Hauskrippe. Tondruck . . . . . zw. 384 u. 385
Schramm-Zittau, Rudolf: Truthühner. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 688 u. 689
Skarbina, Franz: Nach dem Ball. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 576 u. 577
Stuck, Franz: Bildnis des Afrikaforschers Eugen Wolf. Gemälde. Tondruck . zw. 32 u. 33
Thoma, Hans: Der Dorfgeiger. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 72 u. 73
Waegener, Ernst: Hirtenknabe. Statue. Tondruck . . . . . zw. 624 u. 625
Weidemann, F.: König Friedrich I. von Preußen. Tondruck . . . . zw. 528 u. 529
Wentscher, Julius Th.: Samländische Ostseeküste. Gemälde. Tondruck . zw. 320 u. 321
Wiertz, Anton: Ein Großer der Erde. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 667 u. 668
— — Le Phare du Golgatha. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 672 u. 673
Zügel, Heinrich: Mutter und Sohn. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 96 u. 97
Zumbusch, Caspar von: Beethoven. Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 192 u. 193
*** Anbetung der Hirten. Münchener Krippe. Tondruck . . . . . zw. 376 u. 377
*** Bildnisse aus der Berliner Hofgesellschaft. Nach Photographien . . . . zw. 704 u. 705
*** Standbild im Schloßgarten zu Nymphenburg. Nach einer Photographie. Tondruck. zw. 16. u. 17

Selbständige Abbildungen, Studien- und Skizzenblätter im Text.

Brack, Emil: Studienzeichnung. 533
Brütt, Ferdinand: Kohlestudie 541
Champaigne, Philipp de: Studie 549
Debschitz, W. von: Am Weiher. Studie . 141
Dill, Ludwig: Riva delle Zattere (Schiffswerft bei Venedig). Ölstudie 269
Fidus: Studienzeichnung 425
— — Die Schlittschuhläufer. Zeichnung . 649
Gebhardt, Eduard von: Temperastudie . . 325
Halm, Peter: Loge des Residenztheaters zu München. Zeichnung 537
Herkomer, Hubert: Miß Grant. Schwarzkunstblatt 41
Janssen, Peter: Ölstudie 333

Seite

Kaulbach, Fr. Aug. von: Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang . . . Gemälde 133
Liebermann, Max: Dorfstraße. Kreidestudie 45
Max, Gabriel: Magdalena. Gemälde . . 261
Meyer-Cassel, H.: Studie 421
Mohn, V. P.: Studienzeichnungen . 652, 653
Müller, Peter Paul: Am Waldesrand. Ölstudie 413
Neumann, Paul: Studie 553
Schönleber, Gustav: Fischzug. Gemälde . 37
Winckel, R.: Studienzeichnung 409
*** Die Psyche von Capua 452
*** Der Veitensepp vom Veitenhof im Kaiserthal. Liebhaberaufnahme 137

Kunst, Kunstgewerbe und Anderes.

Ausstellung von Photographien in Berlin . 249
Bayerischer Kunstgewerbeverein, Sommerausstellung 249
Becker, Karl †: Bildnis 715
Blumenbindereien, Moderne 604
Breuer, P., und R. Diez: Skulpturen, preisgekrönt auf der Weltausstellung . . . 124
Dietlein, Fia, und Rudolf Wille: Ausstellung in Berlin 249
Eckmann, O.: Bildnis 124
Eckstein, Ernst †: Bildnis 604
Geschenk des Hamburger Senats an den Prinzen Heinrich 362

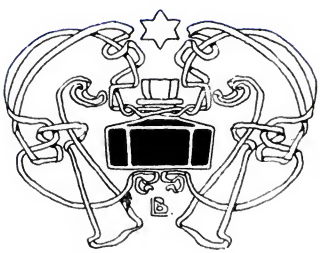
Seite

Goethedenkmal, Entwürfe für ein, in Straßburg 362
Hellmer, Edmund: Das Goethedenkmal in Wien 715
Holländerabend des Vereins Berliner Künstler, Vom 715
Katalog der Weltausstellung 124
Kleinkunst auf der Pariser Weltausstellung . 124
Kunstgewerbliche Revue 491
Künstlerhaus in Leipzig, Das neue . . . 604
Kurfürst, Der Große: Denkmal auf dem Sparenberge bei Bielefeld 124
Leibl, Wilhelm †: Bildnis 715
Luise, Königin: Denkmal in Tilsit . . . 362
Menzel, Adolf von: bei Paul Heyse . . . 491
Menzel, Adolf von, und Anton von Werner in des ersteren Atelier 715
Moderne Kunstausstellung in München, Die: 362
National-Museum in München, Neues bayerisches: 362
Pander, Pier: Bildnismedaillon der Königin der Niederlande 491
Pichler, Adolf †: Bildnis 604
Saalburg, Wiederherstellung derselben . . 362
Schmid, Papa, und das neue Marionettentheater in München 604
Tafelschmuck, Moderner 715
Teppiche, Moderne 124
Zala, G.: Grabmal der Kaiserin Elisabeth von Österreich 249

Gratisbeilage:

Velhagen & Klasings Romanbibliothek. XI. Band, Nr. 1 bis 6:

Thönerne Füße. Roman von Agnes Harder. Seite 1—104.
Erloschenes Licht. Roman von Franz Rosen (Forts. folgt). Seite 105—192.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Natur. Polychrome Statue von E. Barrias.
(Pariser Weltausstellung 1900.)

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 1, September 1900.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS.

Rokoko im deutschen Süden.

Von

Fritz von Ostini-München.

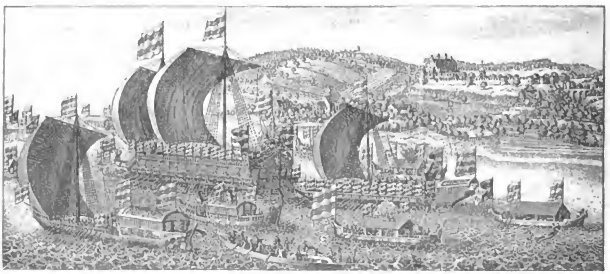
Mit einer Kunstbeilage, einem Einschaltbild und vierunddreissig Textillustrationen.

Jeder Kunststil ist auch der mehr oder minder deutliche Ausdruck des Geistes seiner Zeit, aber in dem Kunststil keiner anderen Zeit spiegelt sich das Wesen der entsprechenden Geschichtsepoche mit allen Höhen und Tiefen, mit allen Reizen und Abscheulichkeiten so klar, wie im Rokoko. Die maßlose Prunkliebe der Großen und die ebenso grenzenlose Genußsucht ihrer Höfe, die wahnwitzige Verachtung aller Gesetze der Sitte, der tolle Übermut, der die Mächtigen der Erde der furchtbarsten Katastrophe der Weltgeschichte entgegentrieb, die Übersättigung einer Überkultur haben diesen Stil geschaffen. Aber er ist in seinem Höhepunkt auch zugleich der Stil der vollkommenen Grazie, eine der feinsten Blüten menschlichen Geistes, er atmet eine Schönheitsfreude, wie kein anderer.

Saubaß.
Porzellangruppe der Königl. Bayerischen Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

Blick auf das „Churfürstliche Schloß zu Nymphenburg" unter Max Emanuel. Stich von J. A. Corvinus.

Skrupellos machten seine Schöpfer dem einen Zwecke ihres Vergnügens alles dienstbar, was sich in ihrem Machtbereiche befand; ihre Rosse zerstampften die Saat des Landmannes, ihre Verschwendung brandschatzte den Wohlstand der Bürger. Und alle Künste waren diesem unersättlichen Lebensgenuß unterthan, keine Kunst lebte mehr in herber keuscher Herrlichkeit für sich allein. Ihre Bilder und Statuen waren nur Teile der üppigen Architektur der Paläste und Herolde ihre Eitelkeit, die Musik eine Programmnummer mehr in der endlosen Reihe ihrer Feste, die Poesie gerade so nur ein dekorativer Teil jenes Massengenusses, der ihnen Leben hieß. So nahmen auch alle Künste den Geist jenes Lebens an, seine Üppigkeit und Regellosigkeit, aber auch seine Liebenswürdigkeit und Anmut. Denn liebenswürdig und anmutig war alles — auch das Laster! — Erlaubt war, was gefiel, und gefällig war, was man sah. Der Genußsucht entsprach auch eine Genußfähigkeit ohne Grenzen. Es war ein Rausch, ein Taumel von Freude und Pracht, der keine Besinnung kannte. Widernatur und Schönheit, schöpferische Kraft und sybaritische Erschlaffung gingen Hand in Hand. Sie jag-



Der Bucintoro vom Starnbergersee. Stich von Wenig.

ten den Hirsch und den Eber im Wasser, sie zauberten paradiesische Haine mit blitzenden Wasserkünsten aus dürrem Sand, sie spielten in Sammet und Seide die Bauern und Hirten, die sie im Leben zertraten, sie verunstalteten sich durch Perücken und Reifröcke, sie kokettierten mit der lustigen Götterwelt der Alten und überluden zu gleicher Zeit ihre christlichen Kirchen mit sinnverwirrendem Prunk. Im Leben der Staaten, an den Höfen der Fürsten waren Ungeheuerlichkeiten gang und gäbe, die wir heute kaum fassen können und die sich menschlich nur aus der Zeit selbst und ihrer naiven Unkenntnis der Rechte und Pflichten vom Menschen zum Menschen, vom Fürsten zum Volke erklären lassen. Wenn der Fürst von Hessen-Kassel seine Landeskinder nach Amerika verkaufte und der Herzog Eberhard von Württemberg ein verruchtes Weib in aller Form dem Staatsrat präsidieren ließ, wenn dessen Nachfolger die Verwaltung des Landes dem Juden Süß Oppenheimer verschacherte, wenn ein Friedrich August von Sachsen das Mark seines Landes in Verschwendung ohnegleichen vergeudete und bei den üppigen Hoffestlich-

Gruppe aus dem Nymphenburger Schloßgarten.

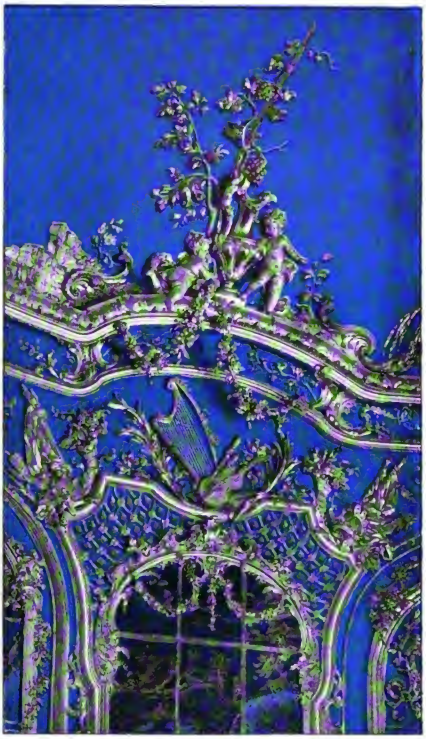
Hauptfassade der Amalienburg im Nymphenburger Schloßpark.

keiten seinen Buhlerinnen den Vorrang vor der Königin ließ; wenn in Frankreich der Regent Philipp neben allen anderen Ungeheuerlichkeiten sein Volk auch noch durch Finanzoperationen, wie den Mississippischwindel, in einer Weise plündern ließ, daß „Panama“ daneben als harmloses Kinderspiel erscheinen muß; wenn dann ein Louis XV. das Laster fast zum Lebenszweck ausbildete — sie alle wußten nicht in vollem Maße, was sie thaten, sie alle dachten nicht daran, daß das verbrecherisch war, was ihnen flott und lustig vorkam. Das kleinste Duodezhöfchen kopierte den Hof von Versailles mehr oder minder, je nach seinen Mitteln, das heißt meistens weit über diese hinaus. Lustschlösser im üppigen Geschmack der Zeit erhoben sich an ungezählten Stellen unseres Vaterlandes. Parks mit Wasserkünsten, Grotten, Irrgärten und Teichen, mit Tempeln und Marmorbädern, mit Schäfereien und künstlichen Ruinen, Naturtheatern und lauschigen Pavillons wuchsen aus der Erde.

Die Zeit ist längst dahin. Der große Weltsturm, der 1789 dort ausbrach, wo auch die Wiege jener Üppigkeit gestanden, hat deren letzten Rest weggefegt. Auf das Rokoko mit seiner Grazie und seiner tollen Bewegung, seiner Lebendigkeit und seinen heiteren Farbenharmonien folgte der steife und eisigkalte Stil eines Klassicismus, den das Kokettieren der Revolutionäre mit altrömischen Einrichtungen mit sich brachte. Auf das Jahrhundert des Rausches, der zierlichen Sünde, der Verschwendung folgt das Jahrhundert der Arbeit und der Kanonen, nach dem seidenen Zeitalter kam das eiserne. Im politischen, im sozialen Leben wie in der Kunst war der Stilwechsel gleich jäh und groß; der Geschmack, der ein Jahrhundert ausgehalten in mancherlei leichten Wandlungen, war mit einem Schlage wie weggeblasen. Nicht einmal nachempfinden läßt er sich mehr. Wer die Werke aus der Blütezeit des Rokoko mit den ungelenken Nachahmungsversuchen einer späteren Zeit vergleicht, wird mit mitleidigem Lächeln sehen, wie sehr diesen die

Spiegelsaal der Amalienburg.

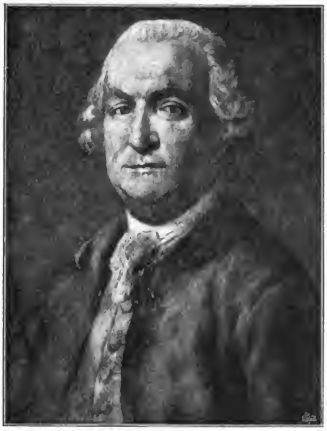
Anmut und der Formenreichtum des echten Rokoko fehlen. Kaum die unmittelbare Kopie bringen unsere Schnitzer und Stukkateure und Möbelschreiner mehr zu wege, die sonst doch jeden Stil heute mit tadelloser Sicherheit nachbilden. Wer die schwere und unfrohe Pracht der Bauten König Ludwigs II. von Bayern mit einigem Verständnis betrachtet, wird dies bestätigen müssen. Keine Spur von der heiteren Wohnlichkeit des echten Stils; bloß der Schwulst der Rocaille ist geblieben, aber der feine Linienschwung ist verschwunden. Und doch waren gerade in Bayern die herrlichsten Vorbilder erhalten geblieben aus jener Zeit, in welcher die Großen so vergnügt und die Völker so elend waren. Denn namentlich hier im deutschen Süden finden wir der herrlichen Proben vom Stil des Rokokojahrhunderts die Fülle. Manches, was heute noch in ungeminderter Pracht dasteht, gehört überhaupt zu den glänzendsten Schöpfungen des Rokokostils, und ein Juwel, das unter den Riesenbäumen des Nymphenburger Parks verborgen liegt, wie ein Märchenschlößchen, hat einer der feinsten Kenner jener Zeit, Cornelius Gurlitt „vielleicht die künstlerisch reichste Anlage, welche der Stil zur Durchführung brachte", genannt: die Amalienburg. Der Bau bezeichnet also den künstlerischen Höhepunkt des Rokoko, er hat zum Schöpfer den phantasiereichsten und graziösesten Baukünstler seiner Epoche, und er entstand in der üppigsten Epoche des bayerischen Hoflebens im XVIII. Jahrhundert. So mag er uns hier zum Ausgangspunkt dienen, wenn wir mit einer Wanderung über die Stätten und Reste vergangener Herrlichkeit, die ja in München so dicht bei einander liegen, auch ein flüchtiges Sittenbild jener seltsamen, unserem heutigen Sinn diametral entgegenstehenden Kulturperiode zu geben suchen. Bei Betrachtung des bayerischen Hoflebens der Periode, die man so summarisch die Rokokozeit nennt, bleibt uns glücklicherweise auch der Blick auf Widerlichkeiten und Verbrechen erspart, wie sie etwa der Chronist von Dresden, Ludwigsburg oder Kassel erzählen müßte. Die Wittelsbacher des XVIII. Jahrhunderts waren (bis auf Max Joseph III!) wohl keine Muster häuslicher und fürstlicher Tugend. Aber eine gewisse Noblesse und kraftvolle Männlichkeit



Detail aus dem Spiegelsaal der Amalienburg.

hat sie nicht verlassen. Und ihre künstlerischen Schöpfungen sind zum Teil so herrlicher Art, daß sie uns heute noch mit unverminderter Macht das Herz erfreuen, drei vor allen: die köstlichen Räume der Münchener Residenz, das Lustschloß zu Schleißheim und das zu Nymphenburg mit seiner Anmut.

Künstlerischer Sinn, Freude am Glanz, wenn der Glanz auch Schönheit war, hat die Wittelsbacher Fürsten von jeher ausgezeichnet. Von ihren



Roman Anton Boos.
Nach dem Gemälde im Nationalmuseum zu München.

Schätzen ist bekanntlich durch die drei Residenzbrände in München Unermeßliches zu Grunde gegangen, namentlich die Werke der Renaissance und der Gotik. Noch aber sind hinreichend Prachtstücke erhalten, die uns heute im Nationalmuseum einen Begriff gewinnen lassen von jenem fürstlichen Besitz. Wir sehen, wie unter dem Kurfürsten Maximilian I., für den ein Peter Candid lebte, die Künste geblüht haben und wie fast alle seine Nachfolger bis zu Karl Theodor

Die Stärke und die Schönheit.
Statuen von R. Anton Boos im Nationalmuseum zu München.

Kurfürst Karl Albrecht, nachmaliger deutscher Kaiser. 1726—1745.
Nach dem Gemälde im Nationalmuseum zu München.

die gleiche leidenschaftliche Liebe zu echt künstlerischer Prachtentfaltung hegten, die gleiche Baulust pflegten. Unter Ferdinand Maria (1651 bis 1679) war das Schloß Schleißheim ausgebaut worden, das heute

Bowle. Aus der Königl. Bayerischen Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

verlassen, in melancholischer Einsamkeit daliegt in der weiten Heide mit ihren Moorwassern und Kiefernwäldern. Dem weltabgekehrten Sinn Ferdinand Marias, der dort drechselte, malte und musizierte, mochte es da wohl behagen, aber seine lebenslustige Gemahlin Adelheid von Savoyen, die warmblütige Südländerin, hat den stillen Ort nie recht liebgewonnen, und es ist bezeichnend genug, daß sie in einem Briefe an ihre Mutter davon sprach, daß „sie noch gar kein Lustschloß hätten" —, dabei hatte Schleißheim damals schon 202 Zimmer. Die schöne Savoyardin wollte ein selbst geschaffenes, nach dem eigenen Geschmacke angeordnetes Lustschloß haben, und vor allem sollte der Stil ihrer italienischen Heimat dafür maßgebend sein. Als Adelheid nach achtjähriger Kinderlosigkeit ihrem Gemahl eine Tochter und bald darauf einen Sohn — den späteren Herzog Max Emanuel — und dann noch weitere drei Kinder schenkte, erfüllte der Kurfürst in der Freude seines Herzens ihren kostspieligen Wunsch. Er kaufte im Nordwesten von München die Schwaige Kemnat, die noch steht, und

Deckenteil aus dem Jagdzimmer der Amalienburg

Maria Amalia, Tochter des Kaisers Franz Joseph I., Gemahlin des Kurfürsten Karl Albrecht.
Nach dem Gemälde im Nationalmuseum zu München.

ein paar benachbarte, dem Kloster Dietramszell gehörige Höfe und diesen Grundkomplex zusammen mit dem dort gelegenen Schloßgut Menzing verehrte er der Kurfürstin Adelheid „ins Kindbett“ — es war im Juli 1683. Sie hatte natürlich sofort den Plan, dort bauen zu lassen, und wandte sich an ihre, in solchen Dingen erfahrene Mutter um Rat, welchen diese denn auch bereitwillig erteilte. Auch der Name „Nimpfenburg“ soll von der Schwiegermutter Ferdinand Marias erfunden worden sein. Diese ließ zunächst von dem Architekten Castellamonte einen Plan fertigen, der nicht den Beifall der Kurfürstin fand. Schließlich wurde Agostino Barelli mit der Ausführung betraut, der Baumeister der originellen Barockkirche zu St. Kajetan (Theatinerkirche). Zunächst ging der Schloßbau nur langsam vorwärts; der Mitteltrakt, wie er heute steht, dürfte indessen noch zu Lebzeiten des Fürstenpaares vollendet worden sein. Max Emanuel hat ihn aus Pietät gegen seine Eltern erhalten. Von dem Garten war damals nur das in italienischem Geschmacke steif und linear, aber prunkhaft angelegte Parterre vorhanden. Was diesen Park heute so unbeschreiblich schön macht, die grüne Wildnis mit ihren hohen Laub- und Nadelbäumen, das hat zwei Jahrhunderte Zeit gehabt zum Wachsen und Werden.

Hirschjagd.
Gruppe der Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

Die Bambergerin.
Statue von R. Anton Boos im Nationalmuseum zu München.

Der furchtbare Brand, der in der Nacht zum 9. Juni 1679 die kurfürstliche Residenz zu München zum guten Teil zerstörte, zerstörte auch Glück und Leben des kurfürstlichen Paares. Adelheid verfiel durch die Aufregungen jener Nacht in Siechtum, dem sie zwei Jahre später erlag, und auch Ferdinand Maria überlebte sie nicht lange. Sein Sohn Max Emanuel wandte seine Vorliebe zunächst dem Lustschloß Schleißheim zu, und Nymphenburg ward fürs erste

nur als Jagdschloß benutzt. Bald riefen die Ereignisse den Kurfürsten ganz von München weg. Er lebte in Brüssel und erst im Jahre 1702 kehrte er zurück, um sofort den Ausbau Nymphenburgs wieder in Angriff zu nehmen. Das Jahr 1704 brachte dem unruhigen und ehrgeizigen Kurfürsten zehnjährige Verbannung. Seine hochfliegenden Pläne, die nach der Kaiserkrone trachteten, waren für immer zerstört. Zurückgekehrt setzte er 1715 seinen Schloßbau unter dem Baumeister Viscardi rüstig fort, und 1718 wurde dann die Bauleitung einem einheimischen Künstler übertragen, dem Baumeister Josef Effner. Die Flügelbauten wurden dem alten Mittelpavillon angefügt, im Parke entstand die anmutige Badenburg und die Eremitage. Glänzende Ausgestaltung und Erweiterung fanden Garten und Park. Hier wie in allem anderen und wie alle anderen gehorchte Max Emanuel dem Vorbilde

Sphinx aus dem Park zu Veitshöchheim.

Das Wasser.
Allegorie. Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

des vielbewunderten Sonnenkönigs in Versailles, mit dem er selbst in der äußeren Erscheinung eine gewisse Ähnlichkeit besaß und pflegte. Der Nymphenburger Garten mit seinen grünen Wänden und Gemächern, mit seinen Auffahrtsalleen, Bosketts und perspektivischen Überraschungen wurde zunächst nach den Plänen des Franzosen Carbonet angelegt, eines Schülers von Lenotre, dem vergötterten Schöpfer der französischen Gartenkunst. Heute fesselt uns das, was an diesen Gärten als „Kunst“ erscheint, kaum mehr. Die Jahrhunderte haben aus den willkürlichen Anlagen ein kaprizlöses Zeit Natur gemacht, die Bäume sind so hoch und die Hecken so frei gewachsen, daß solch ein Park fast den jungfräulichen Reiz ungebändigter Landschaft hat.

Max Emanuel hatte sich, wie Heigel in seiner Geschichte Nymphenburgs ausführt, während seines Aufenthaltes in Frankreich und den Niederlanden viel mit Kunst beschäftigt und war zum intimen Kenner des Stils seiner Zeit geworden, der sich eben vom schweren Prunk des alten

Barock zu der gespreizten Zierlichkeit des eigentlichen Rokoko entwickelte. Er schmückte die Innenräume des Schlosses mit herrlichen Stuckarbeiten, mit Gemälden und Standbildern und machte es zu einem Juwel, von dem die Reisenden allenthalben mit Staunen und Bewunderung erzählten. Das kostete freilich schwere Opfer. Schon unter Ferdinand Maria war die Steuerlast für das Volk erdrückend gewesen, die Kriegsabenteuer Max Emanuels hatten die Lage nicht gebessert und den Bayern, ganz besonders den Münchenern, ein Schreckensregiment der Österreicher gebracht. Als der Kurfürst zurückkam, war er es, der die Steuerschraube mit vielbeklagter Meisterschaft immer wieder und wieder anzog und doch ständig in enormen Schulden sich befand. Es wurde schwer gesündigt am Wohlstand des Volkes, aber man muß sagen, es wurde in Schönheit gesündigt, und ein feiner künstlerischer Geist veredelte die schrankenlose Vergnügungslust der Hofgesellschaft. Die Zeit hatte wirklich und in allem Stil, die Menschen, welchen das Vergnügen Lebensinhalt war, trieben es mit einer feierlichen Wichtigkeit, man möchte fast sagen wie eine ernsthafte Arbeit und teilten ihre Zeit sorgsam ein, um alles leisten und genießen zu können, was das Ceremoniell der höfischen Maitres des Plaisirs von ihnen verlangte. Zunächst war, namentlich zu des ritterlichen Max Emanuel Zeiten, das vornehmste Vergnügen die Jagd und zwar die Parforcejagd zu Pferde nach Versailler Vorbild. In dem Münchener Vorort Neuhausen ist das originelle Jägerhäuschen noch erhalten, dessen Nordseite ein Freskobild vom Jahre 1700 mit der Darstellung einer Parforcejagd Max Emanuels schmückt. Es zeigt, ziemlich militärisch „ausgerichtet", auf sanft eingesenkter Waldwiese die Jäger in blausilbernem Hofkleid. Eben steigen die hohen Herrschaften zu Pferde, die Damen in mächtigen Reifröcken — für unsere Begriffe ist alles so unwaidmännisch als möglich. Aber gerade das ist bezeichnend für die Zeit, daß man auch im Vergnügen die höfische Würde

Deckenteil aus dem Schlafzimmer der Amalienburg.

Wandteil aus dem Schlafzimmer der Amalienburg.

über die Bequemlichkeit stellte. Man denke nur an die Foltern, welche die Hoftracht den Menschen auferlegte, die Rohrgerüste der Reifröcke und Paniers, die steifen Turmfrisuren und die heißen Allongeperücken, die Hackenschuhe und Schnürbrüste, neben denen das vielgeschmähte moderne Mieder nur eine harmlose, leichte Fessel ist.

Die Jagd im grünen Walde bot aber bald nicht mehr genügende Aufregung, und als höchstes und prunkvollstes Vergnügen pflegte man die Jagd auf dem Wasser, namentlich dem Starnberger See. Schon Ferdinand Maria hatte dort 1663 ein großartiges Lustschiff erbaut nach dem Muster des venetianischen Bucintoro. Wenn bei der Anwesenheit hoher Gäste und anderen festlichen Gelegenheiten der Münchener Hof besonders glänzend auftreten wollte, so durfte eine Wasserjagd mit dem Bucintoro im Pro-

gramm nicht fehlen. Eine Anzahl trefflicher Stiche und Bilder, sowie zeitgenössische Beschreibungen — so Lorenz Westenrieders — lassen erkennen, daß der Weltruf des glänzenden Prunkfahrzeuges wohlgerechtfertigt war. Das Schiff war 100 Fuß lang, baute sich in drei Stockwerken auf und war mit Malereien und vergoldetem oder bunt gefaßtem Schnitzwerk über und über bedeckt. Die Gemälde reichten bis an die Wasserlinie hinab; den untersten Gürtel hatte der Münchener Meister Johan Spilberger mit einem Reigen von Sirenen, Tritonen und Nixen bemalt, der unmittelbar aus der blauen Welle des Sees

der zweiten Etage des Schiffes angebracht. Die dritte Galerie war eine unbedachtes Verdeck, mit Laternen und Fahnen geschmückt, überragt von den Mastbäumen, welche die Segel trugen. Auf dieser obersten Galerie waren die Musici installiert und der Steuermeister, der einen wahren Koloß von Steuerruder zu regieren hatte. Das Schiff war mit einer ganzen Anzahl von Geschützen armiert. Später kam zum Bucintoro noch eine Flottille zum Teil sehr stattlicher Begleitschiffe. Die Schiffe faßten bis 2000 Personen, welche sämtlich auf dem See speisten. Es mag ein überwältigender An-

Unteres Bassin mit Grottenanlage in der Eremitage zu Bayreuth.

aufzutauchen schien. Aus den Öffnungen des untersten Geschosses ragten die Ruderstangen der hundert livrierten Matrosen, die das Ungetüm in Bewegung setzten. Darüber erhob sich, unten von einem reichen Geländer umgeben, der Aufbau der beiden oberen Etagen. Im Vorderteil des Schiffes befand sich ein riesiger Saal, selbstverständlich mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet und namentlich mit den mannigfachsten Genien und Wassergöttern, Allegorien, Wappen und Emblemen bemalt. Ein großes Vorzimmer führte in zwei reichgeschmückte Kabinette. Sogar ein Springbrunnen war in dieser,

blick gewesen sein, wenn diese Flottille die klaren Wasser des Sees durchzog unter Kanonendonner und Musik. Das merkwürdigste Schauspiel aber boten die Hirschjagden auf dem See. Durch eine Schneiße des Waldes von Berg wurde von den Treibern der Hirsch in den See gejagt, und die Hunde folgten ihm ins Wasser. Die Schiffe der Jagdflotte umzingelten das abgeängstigte Tier, das entweder zu Tode gehetzt wurde oder mittels einer Partisane den Gnadenstoß erhielt. — Die glänzendste Epoche vielleicht, welche die Flotte des Bucintoro erlebte, war die der Vermählungsfeierlichkeiten, die Max

Emanuel für seinen Sohn Karl Albert und die Kaisertochter Maria Amalie abhielt — im Oktober 1722. Es war zugleich ein Fest der Wiederversöhnung mit Österreich, und der bayerische Hof bot alles auf, um einen imponierenden Prunk zu entfalten. Von der Kostspieligkeit jener Vermählungsfeierlichkeiten wußten die bayerischen Unterthanen ein Liedchen zu singen. Der Kurfürst verlangte dafür die Bewilligung „einer ganzen Steuer“ und teilte dem Landschaftsausschuß mit, daß er außerdem gezwungen sei, zur Bestreitung der Heiratskosten und zum Ankauf von Juwelen ein Anlehen von 1500000 Gulden zu machen. Zwei Drittel Steuer jährlich hatten die Landeskinder ferner für den Unterhalt des kurprinzlichen Paars zu bezahlen, und ganz gehörige Spezialforderungen kamen nach.

Gruppe aus dem Park zu Veitshöchheim.

Auch in Nymphenburg hatte 1722 das junge kurprinzliche Paar eine endlose Kette von Vergnügungen, wie sie übrigens ja das ganze Hofleben bildete, erwartet. Über die prächtige Einrichtung des Schlosses erzählte man sich wahre Wunder. Und der Garten war nur eine Fortsetzung dieser Gemächer, ein noch viel weitläufigeres Schloß ohne Dach. Es gab abgegrenzte grüne Zimmer ohne Zahl zu allen erdenklichen Zwecken. Zahme Kanarienvögel schwirrten in den grünen Laubgängen. Da war dann ein „Spiegelkabinett“, wie es damals in den Fürstenschlössern nicht fehlen durfte; die Würzburger Residenz

Die Badenburg im Nymphenburger Schloßgarten in ihrem jetzigen Zustande.

enthielt so ziemlich das kostbarste, das es gab — hier waren seine Wände grüne Hecken und seine Spiegel krystallene Wasser. Da war ein eigner Platz für das jeu de passe, einen Vorläufer des Croquetspieles, dessen Erfinder wohl Max Emanuel selbst war. Ein anderer Platz war für das jeu de quilles, eine Art von russischem Kegelspiel, eingerichtet, ein dritter für das fröhliche Mailspiel, und daneben stand, als Ruheplatz für die vom Spiel erhitzten Herrschaften, die „Pagodenburg", ein einfacher, aber origineller und zierlicher

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts aber, mit der bunten, üppigen Staffage der Hofgesellschaft, mag die Badenburg von künstlerischem Reiz gewesen sein, und wenn auch nicht erwiesen, so ist es doch durchaus nicht unwahrscheinlich, was die Fama von allerhand pikanten Abenteuern erzählt, die unter Max Emanuel und Karl Albert das zierliche Badehaus zum Schauplatz hatten. Das Schlößchen enthält nach vorn einen prächtigen Saal mit einem Deckenbild des Venetianers Amigoni und ist mit überaus

Detail aus dem Baderaum der Badenburg.
Nach einer Aufnahme von Otto Aufleger in München.

Bau, teils mit echten chinesischen Kunstsachen und Figuren — daher der Name! — teils mit abendländischen Nachahmungen ausgeschmückt. Die Chinoiserie spielt ja bekanntlich in der Geschichte des Rokokostils eine ganz besondere Rolle. Der ganze Park war aufs reichste von großartigen Wasserkünsten belebt, die in der prächtigen Kaskade ihren Höhepunkt hatten. Als ein Wunder seiner Zeit ward das Badehaus, die „Badenburg", gepriesen, das jetzt nicht mehr viel von seinem alten künstlerischen Schmucke besitzt.

zierlicher Stuckdekoration geschmückt. Durch einige bescheiden gehaltene Gemächer kommt man in den eigentlichen Hauptraum mit dem großen, fliesenbelegten, 16 Fuß tiefen Schwimmbassin, um das oben eine Galerie mit reichgeschmiedetem Gitter läuft. Mit seiner Front, die, wie aus alter Zeichnung ersichtlich, früher bedeutend reicher war, blickt das Schlößchen nach einem künstlichen See hinaus, dem ganz besonders mächtige Baumgruppen sein malerisches Gepräge verleihen und in dem sich auf einer

Standbild im Schlossgarten zu Nymphenburg
Nach einer Photographie.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Insel oder Halbinsel ein Tempelchen erhebt.

Es gab im Park noch mancherlei Scherze und Sehenswürdigkeiten, so einen Irrgarten mit grünen Heckenwänden. Die zahlreichen Marmorbilder und Kolossalvasen, welche das Parterre schmückten, sowie die in Blei gegossenen und vergoldeten plastischen Gruppen des „grand Bassin“ hatten den berühmten Bildhauer Wilhelm de Groff und seinen Sohn Karl, sowie den kurbayerischen Hofbildhauer Volpini zu Autoren. Von den Statuen, die heute das Parterre des Nymphenburger Schloßgartens schmücken, entstammen etliche auch der Meisterhand des Bildhauers Roman Anton Boos.

Als Max Emanuel 1726 die Augen schloß, hinterließ er seinem

Der Sommer. Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

Der Herbst. Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

Sohn eine Schuldenlast von über 30 Millionen Gulden. Schloß und Garten von Nymphenburg waren so gut wie vollendet, und es blieb dem jetzigen Besitzer dieses Kranzes von üppiger Schönheit nur übrig, ihm noch das letzte und kostbarste Juwel einzusetzen. Zunächst wurde freilich eine kurze Zeit gespart, bald aber begann für Nymphenburg eine neue Ära rauschenden Hoflebens, und als Karl Alberts Gemahlin 1727 einem Prinzen das Leben gab, wurden in den sämtlichen Lustschlössern wieder die glänzendsten Feste veranstaltet, darunter ein Damenkarussel, ein „Turnier auf lebendige Tier“, d. h. eine höchst unwaidmännische und herzlose Abschlachtung von eingehegten Hirschen vom Pferde herab mit Degen, Lanze, Pfeil und Pistolen. Eine mastierte Bauernhochzeit in dem Schlosse Fürstenried bildete den Glanzpunkt der Festlichkeiten. Dabei überreichte, wie K. T. von Heigel

erzählt, der Kurfürst im Hirtengewand seiner liebsten Schäferin Amöna das Schloß Fürstenried mit Waldungen und Meiereien „zum Dank dafür, daß sie ihm zur Vergnügung seines Herzens ein junges Schäferlein geboren", als Geschenk. Übrigens bildete auch jetzt noch das Weidwerk in allen seinen Formen und Auswüchsen immer die Pièce de resistance im Programm, und die junge Kurfürstin selbst oblag ihm mit Leidenschaft und oft in männlicher Kleidung. Dieser Liebhaberei galt nun auch zunächst jener reizende Bau, den Karl Albert für seine Gemahlin 1737 im Süden des Parkes aufführen ließ — die Amalienburg, das Juwel, von dem wir oben sprachen.

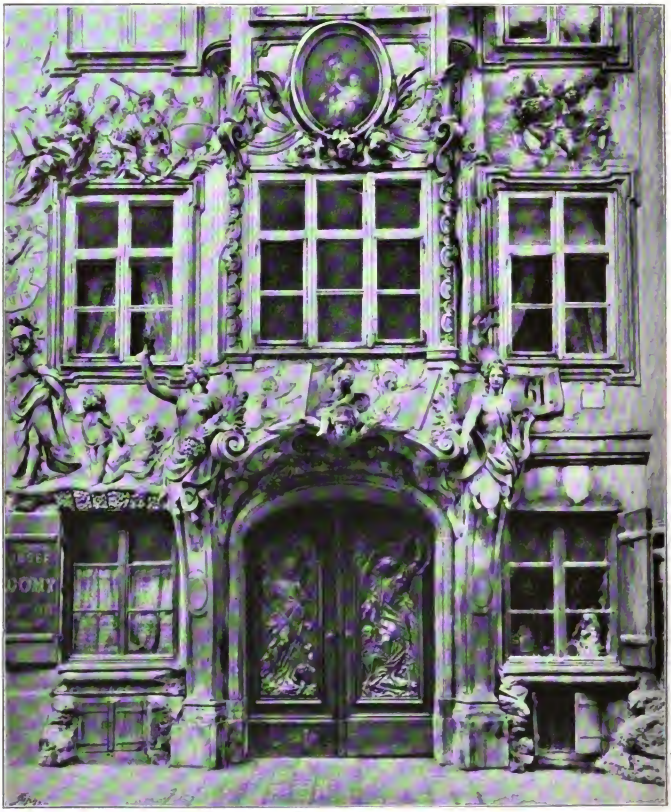
Im Jahre 1724 war der französische Architekt François Cuvilliés nach München gekommen. In München entfaltete er eine so reiche Thätigkeit, daß auch heute noch gewissen älteren Teilen Münchens die Marke seiner Persönlichkeit aufgeprägt erscheint. Wir wissen über sein Leben merkwürdig wenig, und es steht auch nicht fest, wie viele Privathäuser und Paläste er in München gebaut. Von ihm sicher errichtet ist das Palais Törring — jetziges Hauptpostgebäude — das prachtvolle Palais Piosas, que de Non und wahrscheinlich das erzbischöfliche Palais; aber noch eine Anzahl der alten schönen Rokkokofassaden, die in München existieren, weist mit der Grazie und dem Reichtum ihrer Stuckverzierungen auf ihn und seine Schule hin. Auch sein Sohn war ein tüchtiger Architekt; ihm werden u. a. das Preysinghaus und das Arkohaus in der Prannerstraße zugeschrieben. Später ward Cuvilliés, der Sohn, nach Dresden berufen. An seinen genialen Vater reicht er freilich in keiner Weise heran, an den Mann, in dessen Werken der Reichtum und die sinnliche Grazie des Rokoko vielleicht ihren beredtesten Ausdruck fand. Der Schwerpunkt seines Schaffens liegt freilich in den Werken, die er für Karl Albert und dessen Nachfolger errichtete, als: die Fassade der Theatinerkirche, die „reichen Zimmer" der Residenz, die Amalienburg, das Residenztheater. Im ganzen zählt Berard nicht weniger als 700 Zeichnungen nach Bauwerken Cuvilliés auf!

Der Winter.
Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur.

Nach dem Residenzbrand von 1729 ließ Karl Albert sofort wieder bauen, und Cuvilliés leitete den Neubau, der heute den kostbarsten Teil des Münchener Königsschlosses bedeutet. Was der Architekt hier im Verein mit seinen trefflichen Holzschnitzern und seinem getreuen Stuckateur, Johann Zimmermann aus Wessobrunn, aus dem Boden gezaubert hat, ist an Reichtum der

Rokokodame. Porzellanfigur der Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur.

Erfindung, an Vornehmheit und unerschöpflicher Formenfülle staunenswert, verblüffend geradezu, wenn man bedenkt, daß jeder Schnörkel nach eigenhändigem Entwurfe des Baumeisters hergestellt ist. Wie zermartert sich ein Architekt von heute den Kopf, wenn er nur einen Spiegelrahmen annähernd „echt" im kapriziösen Stil des Rokoko entwerfen will — und welche unabsehbare Fülle von Motiven hat dieser Meister aus dem Ärmel geschüttelt! Französische Specialisten des Rokoko nennen ihn „un peu provence". Aber was sie ein wenig provinzlerisch nennen, das ist die Warmblütigkeit und Vollsäftigkeit seines Temperaments, das an der frischen Lebenslust des bayerischen Hoflebens stärkendere Nahrung fand, als das Wesen der französischen Stilisten der Epoche an ihrer bekadenteren und blasierten Umgebung finden mochte. — Die Perle von Cuvilliés Schöpfungen im Residenzanbau ist wohl die sogenannte „grüne Galerie"; den Gipfelpunkt dessen, was je an spitzfindiger Zierlichkeit der Ornamentik im Rokoko geschaffen, zeigt das Miniaturenkabinett, zugleich ein Meisterstück der ausführenden Techniker. Der Thron-



Mittelbau des Asam-Hauses in der Sendlingerstraße zu München.

saal, das Wohnzimmer, das Schlafzimmer, das Spiegelkabinett sind ebenfalls bewunderswert reich und schön; überall hier sind die künstlerischen Gedanken Cuvilliés von dem Stuckateur Zimmermann und dem nicht minder kunstreichen Holzschnitzer Mirofsky in die That umgesetzt. Und doch hat Cuvilliés diese Räume, wenigstens was die Grazie betrifft, noch weit überboten, als er 1737 vom Kurfürsten den Auftrag erhielt, die Amalienburg als Jagdpavillon zu errichten. Was er da geschaffen, ist kein Kunstwerk mehr — es ist ein Wunder! An Glanz und Kostbarkeit gibt das Schlößchen den „reichen Zimmern“ mindestens nichts nach. Aber sein Prunk ist feiner. Alles das blitzende Rankenwerk, das die Vertäfelungen der Wände deckt und sich im Stuck der Decke fortsetzt, ist noch zierlicher, noch leichter, noch duftiger, noch phantastischer, noch einheitlicher. Das Schnecken- und Hörnerwerk der Rocaille, die naturalistischen Trophäen und Symbole,

Inneres der Kloſterkirche zu Dießen.

der Figurenſchmuck, die naturtreuen Nachbildungen von Pflanzen und Tieren, von Waſſer und Wolken, das alles einigt ſich in wunderbarer Harmonie zu einem Ganzen. Bei aller Pracht nirgends ein Zuviel oder Zuſchwer. In dieſem Wunderwerk hat Cuvilliés einen Grundgedanken durchgeführt, der aus jedem lauſchigen Winkel des Schlößchenns zum Beſucher ſpricht: Dies iſt das Reich der Frau! Trotzdem die Amalienburg ein Jagdhaus war und jede beziehungsreiche Einzelheit der Innendekoration daran erinnert, wahrt es den Zauber eines vornehmen Boudoirs. Es war eben das Jagdſchlößchen einer hohen Dame. Auch das ſchmucke Äußere des Pavillons — ein wenig reicher, als ſonſt der Geſchmack der Zeit die Außenarchitekturen liebte — weiſt auf die waidmänniſche Bedeutung des Schlößchens hin; und oben auf dem Dache ſehen

wir das zierliche Eisengitter einer ovalen Altane, von der aus die Kurfürstin die Fasanen im Fluge zu schießen pflegte, die man aus der Fasanerie nebenan aufsteigen ließ. Noch deutlicher erzählt ein Gemach im Schlößchen selbst von der Leidenschaft, mit welcher von der Hofgesellschaft dem Jagdsport gehuldigt wurde: seine Wände, weiß mit blauen Arabesken bemalt, sind Gewehrschränke und darunter hin laufen tiefe Nischen für die Hunde, deren der Hof eine Legion besaß.

Wohlüberlegt und überaus geschickt war der Coup des François Cuvilliés, bei der Innenausschmückung der Amalienburg nur Silber, nie Gold zu verwenden. Dadurch

Fragment vom Gewölbefeld unter der Orgelempore der Klosterkirche zu Dießen.

gewann der reiche plastische Schmuck eine Duftigkeit, die an Stickereien und Spitzen erinnert, etwas Zartes, fast Bräutliches. Die alten Versilberungen haben sich wunderbar erhalten in ungetrübtem Glanze, während alle Nachbesserungen aus späterer Zeit immer wieder oxydieren. Das alte Rezept dieser Versilberung ist verloren gegangen. Den Hauptraum der Burg bildet der große Festsaal in Hellblau und Silber, ringsum von kostbaren Spiegeln umgeben. Daran schloß sich nach der einen Seite ein Schlafzimmer in Gelb und Silber mit ganz besonders kunstvollen Holzschnitzereien, die nicht aufgeleimt, sondern aus den Platten der Täfelung herausgearbeitet sein sollen; nach der anderen Seite liegt ein „gelbes Kabinett" mit in die Wand eingelassenen Gemälden, die interessanten Aufschluß geben über das Hofleben jener Zeit. Man liebte es gerade damals, alle Ereignisse, Feste, Bauten — auch wenn sie nur projektiert waren — von Künstlern festhalten zu lassen, und, dank dieser Liebhaberei, geben uns zahlreiche Bilder, namentlich von der Meisterhand Beichs, im Nymphenburger Schlosse bemerkenswerte Aufschlüsse. Wir lernen alle fürstlichen Lustschlösser kennen, die Seejagden mit dem Bucintoro, eine Bauernhochzeit in Fürstenried, Familienkonzerte, Parforcejagden ꝛc.

Höchst bemerkenswert und bezeichnend dafür, wie sehr der Luxus des Fürstenhauses wieder der künstlerischen Entwickelung und dem Gewerbefleiße zu gute kam, ist eine Thatsache: Cuvilliés hat die Amalienburg ganz von einheimischen Handwerkern ausführen lassen. Die Stuckarbeiten machte Zimmermann, die großartigen Schnitzereien Joachim Dietrich (aus der Au bei München). Alles war von in München ansässigen Meistern gefertigt — und das Werk, das sie zusammen schufen, ist das standard work eines seiner Entwickelung, wie in seinem innersten Wesen nach französischen Stils! Der Stuckateur Zimmermann soll unter Cuvilliés Leitung 1756 bis 1757 auch die Neudekoration des großen Saales im Nymphenburger Schloß ausgeführt haben. Was nun den Vorraum und die Musiktribüne angeht, so kann man das wohl glauben. Die weißen Stuckarbeiten sind überaus artig und zierlich. Aber die Ornamentik des großen Saales entbehrt vollkommen der Grazie der Schöpfer der Amalienburg; da herrscht ein grobes, ausgeartetes Rokoko mit jenem zackigen und wenig graziös gebogenen Muschelwerk, wie es ungeschickte spätere Nachahmer wohl für Rokoko ausgaben, nicht aber ein Cuvilliés.

Detail aus der Johanniskirche zu München.

Wohl hatte er mit der Amalienburg seinen Höhepunkt erreicht, und seine spätere Hauptschöpfung, das Münchener Residenztheater, das Max III. Josef 1750 nach dem dritten Residenzbrande errichten ließ, besitzt nicht mehr ganz die vornehme Eleganz der Amalienburg, es ist schwulstiger und schwerer in seiner Pracht. Aber es ist

Abschlußgitter des Langhauses der Hofkirche zu Fürstenfeld.

immerhin ein Meisterwerk, das hoch über der Dekoration des Nymphenburger Festsaales steht.

Gleichzeitig etwa mit Cuvilliés war der ältere Josef Effner als Architekt des Hofes am Werk, auch ein Baumeister von reicher Erfindungsgabe und starkem Können. Von ihm rührt auch der Plan zu der originellen Eremitage und Magdalenenkapelle im Nymphenburger Park her. Der Gedanke war im Geiste des alternden Max Emanuel entsprungen, der, übersättigt von allem, was die Welt an Genüssen bieten kann, von Todesfurcht geplagt, fromm geworden war und allen Ernstes daran dachte, sein Leben als Büßer in dieser Klause zu beschließen. Bevor sie fertig ward, ereilte ihn der Tod, und sein Sohn vollendete das Werk pietätvoll und wohl auch ein wenig der Mode zuliebe, welche solche Eremitagen gerade so eingeführt hatte, wie die chinesischen Tempel und Ähnliches. Die Eremitage ist als künstliche Ruine gebaut, überreich von Brüchen und Sprüngen durchzogen und „teils im gotischen, teils im Rokokostil“ gehalten. Die „Gotik“ ist allerdings höchst kurios. Im Jahre 1728 wurde die Kapelle feierlich eingeweiht von dem lebenslustigen Erzbischof und Kurfürsten Klemens August von Köln, der eben Priester geworden war. Besonders einsiedlerisch ging es bei dieser Feierlichkeit allerdings nicht her, denn, wie der Reisende Keyßler vermeldet, wurden dabei für 200 Thaler Gläser zerschlagen. Vielleicht das Meisterwerk Effners ist das Preysingpalais an der Residenz- und Theatinerstraße in München, an dessen Nordwand die Feldherrnhalle angebaut ist und das heute einem Bankinstitut gehört. Der Bau ist merkwürdig klar und edel in seinen Verhältnissen, seine reiche Stuckdekoration so diskret und geschmackvoll, daß sie die einfach vornehme Wirkung des Ganzen nicht im geringsten stört und jedes Detail der Dekoration, der abwechselungsreichen Fensterverdachungen, die Wappen in

Der Frühling
Porzellanfigur der Königl. Bayerischen Porzellan-Manufaktur zu Nymphenburg

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

den Giebeln der Missalrisalite, die Eckstreifen mit ihren Bänderornamenten, alles dies ist von vollendeter künstlerischer Eleganz. Leider fehlt der Raum, um hier auf die vielen schönen Fassaden an Privathäusern einzugehen, die damals entstanden.

Der Luxus Karl Alberts brachte ihm selbstverständlich die gleichen endlosen Geldverlegenheiten, wie seinem Vater, selbst die reichliche Subvention, die er von Frankreich bezog, genügte nicht und hat überdies seinem Namen schweren Schaden gethan. Erst die neuere Zeit hat festgestellt, daß wenigstens das Schlimmste, was man ihm nachsagte, der „Nymphenburger Traktat", mit dem ihn seine Feinde zum Landesverräter stempeln wollten, eine Fälschung sei. Wahr und auch nicht sehr ehrenhaft ist aber etwas anderes: er hat, um Geld zu gewinnen, 1735 das Lotto in Bayern eingeführt, eine Institution, die namenloses Elend unter die ärmeren Klassen brachte und ihnen die letzten Sparpfennige aus der Tasche zog.

Tiergruppe.
Aus der Königl. Bayer. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg.

Wenn die Herrschaften nun auch durch ihren Lebenswandel nicht allzu ängstliche Sorge für ihr Seelenheil verrieten, so bethätigten sie diese um so fleißiger durch glänzende Kirchenbauten. München, wie Oberbayern überhaupt besitzt eine ganze Reihe glänzender, oft hochoriginelle Barock- und Rokokokirchen, so die schon erwähnte Theatinerkirche, den sogenannten „Bürgersaal", eine zweietagige, 1710 angeblich von Viscardi erbaute, saalartige Kirche von sehr ruhiger, machtvoller Architektur, deren ganze Decke ein riesiges Plafondbild Martin Knollers ausfüllt — es ist leider heute sehr schadhaft und fleckig geworden. Eine der interessantesten Kirchen — durch ihren tollen, fast übermütigen Prunk, der toller und übermütiger ist, als jede Opernhausdekoration der Welt, ist die von den Brüdern Asam, Cosmos dem Maler und berühmten „Fapresto", und Egid, dem Bildhauer und Stuccateur 1733 bis 1746 erbaute Johanniskirche. Sie bauten das Prachtstück infolge eines Gelübdes für Errettung aus Schiffbruchnöten auf der Donau und zwar in der Sendlingergasse, die damals die „lutherische Straße" hieß, weil sie als einzige von Münchens Straßen keine Kirche besaß. Es ist ein wunderliches Bauwerk, an Phantastik und Bewegung wohl einzig in seiner Art, ein Gesamtkunstwerk von derartig kühner Mischung aller Kunstarten, Malerei, Plastik und Architektur, „daß man kaum ein Glied dieser oder jener Kunst zuzuschreiben vermag". Man hat, was von den Zeitgenossen als der Superlativ aller Kunstleistung gepriesen wurde, später mit gleichem Übermaß verspottet — jedenfalls bleibt die Johanniskirche eines der eigenartigsten Baudenkmäler, die aus jener Zeit erhalten sind, und zwingt uns, das Können ihrer Schöpfer aufs höchste zu bewundern. Von hoher Originalität ist auch die Fassade des anschließenden Weltpriesterhauses, deren figurenreiche Stuckdekoration, mit fast beispielloser Kühnheit über die ganze Gebäudefront weg komponiert, die Etagen untereinander verbindet. Die Asam haben, wie Gurlitt feststellt, auch die Innenausstattung von Viscardis merkwürdiger „Dreifaltigkeitskirche" besorgt, ferner die Studierung der wunderbar feinen „Damenstiftskirche", die Karl Albert zu Anfang der dreißiger Jahre durch Gunezrhainer für die Salesianerinnen erbauen ließ. In Ettal, in Ottobeuren, in Dießen am Ammersee, in Fürstenfeldbrück, in Benediktbeuren und noch in manchen anderen Orten Oberbayerns finden sich höchst bedeutsame und prunkvolle Kirchenbauten, mit deren künstlerischer Würdigung sich Bände füllen ließen. Die Namen der oben angeführten Künstler, namentlich der vielseitigen Asam, finden wir dabei allenthalben wieder.

Als Karl Albert 1745 gestorben war, nachdem er kurze Zeit mit wenig Glück die Kaiserkrone getragen, bestieg sein Sohn Maximilian III. den bayerischen Thron, ein edler und aufgeklärter Fürst, wie jenes Jahrhundert nicht viele erzeugt hat. Auch er hat viele Bauten geschaffen, aber außer dem Residenztheater hat er nur wenige für höfischen Prunk gebaut, dafür wissenschaftliche Anstalten, Spitäler und menschenwürdige Kasernen für seine Soldaten. Max III. war kein „Rokokomensch" mehr. Und doch hat uns eine seiner Schöpfungen wahre Perlen echtester Rokokokunst überliefert — die Nymphenburger Porzellanmanufaktur. Die Porzellanplastik ist wohl die charakteristischste von den Kleinkünsten, mit denen die Kabinette und Boudoirs der Vornehmen geziert wurden, ja wenn man deren Meisterschöpfungen vor sich sieht, so möchte man sie fast überhaupt für das Wertvollste und Bezeichnendste von allem dem halten, was die Kunst des galanten Jahrhunderts hervorbrachte. Und es sind ganz besonders die Nymphenburger Schöpfungen, jene kleinen Tänzerfiguren und Tiergruppen, die uns heute staunende Bewunderung abringen. Die ersten Versuche zur Porzellanfabrikation, die noch sehr unvollkommen ausfielen, aber doch den Kurfürsten zur Erbauung der Fabrik bestimmten, machte in München ein Töpfermeister Josef Niedermayr. Max Josef bestellte den Grafen von Haimhausen zum Leiter der neuen Porzellanfabrik, die erst um 1754 befriedigende Resultate lieferte. Josef Ringler aus Wien brachte sie zum Gedeihen; zwölf Jahre später hat sie schon dreihundert Arbeiter beschäftigt. Glänzende Namen aus der Schar der Künstler, die dort gewirkt haben, sind die der Modellmeister und Bildhauer Dominikus Auliczek und Johann Peter Melchior. Wer freilich gerade die allerzierlichsten von den Tänzerinnen, Schäfern, Liebespaaren, Amoretten und anderen Nymphenburger Figürchen geschaffen, ist nicht festzustellen. Ein einheitlicher Zug geht durch eine große Zahl dieser Werke, und Herbert Hirth spricht in der Einleitung zu Georg Hirths „Deutsch Tanagra" die begründete Vermutung aus, daß Auliczek der Urheber dieser Meisterstücke anmutiger Kleinkunst gewesen sein müsse. Die Nymphenburger Porzellanfabrik ist heute in Privathänden nach langem Daniederliegen wieder in flotten Betrieb gekommen und schafft zum Teil noch nach den alten Modellen.

Auf Max Josef folgte 1777 auf Bayerns Thron Karl Theodor, auf den Vielgeliebten der Vielgehaßte. Er war eher wieder ein Rokokofürst, und Nymphenburg sah wieder rauschende Feste und glänzende Tafeln, bei denen bis zu hundert Speisen „auf Gold serviert wurden". Auch er that viel für Kunst, namentlich war es der Bildhauer Roman Anton Boos, dessen Kunst unter seiner Regierung blühte und der die Marmorfiguren des Apollo und der Diana im Nymphenburger Park schuf. In den Arkaden des Hofgartens stehen, von ihm gefertigt, die hölzernen Kolossalstatuen der Herculesarbeiten; mythologische Gestalten in der Einfahrt des Postgebäudes (Palais Törring) und zwei allegorische Figuren der Stärke und der Schönheit zieren heute das Treppenhaus des neuen Nationalmuseums.

An den künstlerischen Schöpfungen und dem glänzenden Hofhalt Karl Theodors hatten die Bayern keine Freude mehr. Der Luxus der Ferdinand Maria, Max Emanuel, Karl Albert hatten ihnen schweres Geld gekostet, sie hatten geschimpft, aber schließlich doch immer wieder gezahlt und ihre Freude gehabt an dem Schönen, das die verschwenderische Lebensweise dieser Schüler des Sonnenkönigs zutage förderte. Aber Karl Theodor verstand die Bayern nicht, und obwohl er speciell den Münchenern manches Gute gethan (z. B. ihnen den Englischen Garten gegeben), atmeten sie auf, als es mit ihm zu Ende ging. Für seine überreichen galanten Abenteuer hatte man nicht mehr die gleiche Toleranz wie gegen die der anderen. Das Volk war „verwöhnt" durch Max Josef. Als dieser das Zeitliche segnete, war lautes, ungeheucheltes Jammern allenthalben im Lande. Als aber 1799 sich in München die Kunde verbreitete, der Kurfürst liege in den letzten Zügen, da geschah etwas, was nicht oft beim Tode eines Fürsten geschieht. „Alles frohlockte," erzählt Westenrieder, „ein jeder wünschte dem anderen Glück." Zwischen Max Josefs Tod und Karl Theodors Ende lag die französische Revolution; und diese hatte dem Rokoko und allen seinen schönen Sünden ein Ende gemacht. Man vertrug sie nicht mehr.

Psyche.

Roman von

Richard Voß.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY. ASTOR LENOX AND

(Abdruck verboten.)

I.

Ja, ach ja! In dem Leben des praktischen Arztes Doktor Alkibiades Huber kam es anders, als dieser in seiner Jugend sich träumen ließ. Es war noch gar nicht lange her, daß der gute Mensch solchen leuchtenden Träumen nachgehangen hatte; aber dann mußte er einsehen, wie es in seinem Leben anders gekommen war, ganz anders!

Als Doktor Alkibiades zu dieser Erkenntnis gelangte, war er ein Mann, dessen besten Jahre eben erst anfingen: er war gerade dreißig geworden. Wenn er's recht bedachte, rührte seine ganze eigentümliche Träumerei, und damit ein großer Teil seines Unglücks, von seinem prächtigen altgriechischen Namen her: „Alkibiades!"

Es klang so wohllautend, so fremdartig, so geheimnisvoll. Eine versunkene Welt stieg auf bei dem Klange des Namens. Es tönte darin nach herrlichem Heldentum, nach hellenischer Schönheit. „Alkibiades!" Wer immerfort so gerufen ward, also immerfort den Namen hören mußte, und das in einer nüchternen, öden, schönheitsarmen Welt — nüchtern und schönheitsarm für einen, der Alkibiades hieß und am Ende des XIX. Jahrhunderts lebte! — einem solchen schlecht placierten Menschenkinde mochte es wohl geschehen, daß es, von Jugend an auf den Wohllaut jenes Namens lauschend, bereits in seiner Jugend in Träumereien verfiel, darin ihm eine Welt erstand, leuchtend von einer Schönheit, welche diese rauhe Wirklichkeit nicht besaß.

„Nur wer die Sehnsucht kennt . . ." Doktor Alkibiades kannte sie von Jugend an und Doktor Alkibiades litt. Er litt, weil er in seiner Seele ein Stück seines althellenischen Namens verspürte und weil er im übrigen ein Sohn seines oberbayerischen Vaterlandes war. Er litt unter dem schön klingenden Vornamen, welchem der süddeutsche, entsetzlich banale, ordinär klingende „Huber" folgte.

Was fiel dem Manne Namens Huber auch ein, daß er seinen einzigen Sohn und Erben mit dem prachtvollen Heldennamen taufen ließ? Der geistliche Herr, der die Ceremonie an dem Neugeborenen vornehmen sollte, weigerte sich anfangs entschieden, einem Christen solchen Heidennamen zu geben; denn im ganzen katholischen Kalender unter all den Legionen von Heiligen war kein Sankt Alkibiades zu finden. Schließlich setzte es Herr Huber — er hieß mit Vornamen Johann Augustin — glücklich durch, daß sein Erstgeborener, der sein Einziger bleiben sollte, aus der christlichen Taufe als ein Hellene hervorging. Es wurde übrigens schon damals als böses Omen gedeutet, daß der kleine Alkibiades jammervoll schrie, als ihm das heilige Wasser über die Stirne rann.

Herr Johann Augustin gehörte in dem oberbayerischen Marktflecken zu den Honoratioren. Er war der Lehrer einer Jugend, die zum nicht geringsten Teile aus den Söhnen und Töchtern von Bauern bestand. Trotz allem Streben nach „Höherem" hatte es Herr Johann Augustin nicht viel weiter, als bis zu einem besseren Dorfschullehrer gebracht; daß er Huber Sohn auf Alkibiades taufen ließ, war so ziemlich das Höchste, was Huber Vater in Hinsicht des Idealen auf Erden erreichte.

Der Name des schönen Griechenhelden und Freundes des Sokrates war ihm aus seinen Schuljahren im Gedächtnis haften geblieben. Er bezeichnete für den Mann etwas Leuchtendes. Weil nun seines Sohnes Leben ziemlich grau vor ihm lag und weil der gute Vater es gar zu gern nach Möglichkeit verklärt hätte, sollte das Kind den strahlenden Namen tragen.

Um auch sonst die Tage ihres lieben Sohnes möglichst licht zu machen, führten die Hubers, Vater und Mutter, ein möglichst dunkles und kümmerliches Dasein. Über Frau Hubers Lippen kam niemals ein anderer Trunk, als ein Aufguß von Feigenkaffee, und Herr Huber behauptete Zeit seines Lebens, im Besitz eines Magens zu sein, der das Bier absolut nicht vertrug. Jeder ersparte Pfennig wurde zur ersparten Mark gelegt, bis so viel Erspartes zusammenkam, daß aus Alkibiades — wenn auch mit Mühe und Not — ein Studierter ward.

Während es für Frau Huber der Kummer ihres Lebens blieb, daß sie für ihren lieben Sohn weder dessen Namenstag feiern, noch einen heiligen Alkibiades als seinen Schutzpatron anrufen konnte, drückte die Seele des Herrn Johann Augustin ein anderes Leid, welches er jedoch selbst vor seiner treuen Gattin ängstlich verbarg: die äußere Erscheinung seines Sohnes paßte so gar nicht zu dem strahlenden Namen, mit welchem er ihn begabt hatte. Wie schlecht sie paßte, mußten selbst Herrn Johann Augustins zärtliche Vateraugen erkennen, denn sogar seine Phantasie, die Phantasie eines kleinen verkümmerten Schulmeisters, malte sich von einem Jüngling, der Alkibiades hieß, ein glanzvolleres Bild, als Gestalt und Antlitz seines Jungen in Gottesnamen nun einmal waren.

Nicht, daß Huber Sohn eine Mißgestalt gewesen wäre — bewahre, nein! Ein strammer, stattlicher Bursch, sehr lang, etwas zu lang (Huber Vater nannte es „schlank"), mit Gliedmaßen wie ein junger Riese; leider auch ebenso ungeschlacht. Was das Gesicht anbetraf, so konnte es allerdings nur für ein Mutterauge als schön gelten. Jedenfalls galt es das nicht dem Vaterauge, welches häufig in aller Heimlichkeit mit nachdenklichem und betrübtem Ausdruck an den stark ausgeprägten, echt germanischen Zügen hing, die ein liebloser Beurteiler entschieden als „grobe Züge" bezeichnet hätte. Es muß gesagt werden, daß dieses unschöne Antlitz mit Sommersprossen bedeckt und über einer klugen Stirn von blaßblondem Haar — unmöglich war es „golden" zu nennen — umrahmt ward. Aber das Haar war stark und prächtig gelockt, und die grauen oder „meergrünen" Augen hatten einen gedankenvollen, träumerisch-sehnsüchtigen Ausdruck.

Ein anderer großer Kummer des Herrn Johann Augustin war die barbarische Weise, in welcher der Name seines Sohnes in dem Städtlein von jung und alt, von Bürger und Bauer verstümmelt ward. Keinem Menschen fiel es ein, den schönen Heldennamen richtig auszusprechen. Alle Welt höhnte über den Namen, belachte, verunstaltete ihn. Wie oft schrie der sonst so milde und gutherzige Herr Johann Augustin mit vor Erregung zitternder Stimme in hellem Zorn: „Mein Sohn heißt nicht Libias; er heißt: Alkibiades! Hören Sie wohl: Al-ki-bi-a-des! Und Alkibiades war ein griechischer Heros!" Wie oft faltete die christliche Ehefrau des Herrn Johann Augustin in stillem Jammer die Hände und klagte: „Heiliger Augustinus, bitte für den Mann, der seinem einzigen Sohn das anthun konnte!" Hätte das Schmerzenskind der guten Frau Huber einen lahmen Fuß, ein Paar schielender Augen oder gar einen Höcker gehabt, dann hätten diese Gebrechen ihres Lieblings ihr weniger Mutterleiden verursacht, als der so pomphaft tönende Name. Es läßt sich ja auch leider nicht leugnen, daß ein gemeiner Paul oder Franz oder Friedrich für den Betreffenden besser gewesen wäre.

II.

Also Alkibiades studierte!

Es wurde ihm herzlich sauer; denn auch sein Geist besaß nicht das Strahlende seines Namens, den er am liebsten verleugnet hätte. In der Welt außerhalb des heimatlichen Städtleins war der Unglücksname nicht minder ein flammendes Ausrufungszeichen, ein Posaunenton, der jedermann hinschauen machte, nach ihm, der doch nur ein Huber war und trotz des herrlichen Alkibiades ein Huber lebenslang blieb. Und jedermann, der die beiden Namen vernahm, dachte: ‚Guter Gott, wie kommt dieser lange Oberbayer zu solchem Namen? Huber — nun ja! Der Name läßt sich hören, es ist ein christlicher, ein echt oberbayerischer, ein echt vaterländischer Name. Aber Alkibiades! Und Alkibiades mit solcher eckigen Gestalt, solchem unbedeutenden Gesicht, solchem mittelmäßigen Geist . . .'

Manche sagten es gerade heraus, ihm ins Gesicht hinein: „Das ist aber doch ein sonderbarer Name! Wie kommen denn Sie

zu dem Namen? Was werden Sie mit dem Namen nur anfangen?"

Hätte Alkibiades nicht seines ehrlichen Vaters denken müssen und wäre er kein solch guter Sohn und überhaupt guter Mensch gewesen, so hätte er sich von seinem feierlichen Heldennamen ein für allemal losgesagt und wäre auch dem Namen nach ein echter Huber geworden.

Schon auf dem Gymnasium mußte Alkibiades arbeiten, wie es mit seinem Heldennamen unmöglich in Einklang zu bringen war. Was Huber Vater und Huber Mutter an Bier und Kaffee für ihren Liebling am Munde sich absparten, reichte nicht aus, um aus Alkibiades einen Studierten zu machen. Daher mußte auch Huber Sohn mit jenen beiden köstlichen Getränken, welche für Geist und Gemüt der Menschheit so notwendig sind, äußerst sparsam sein; damit er jeden Tag zu seinem Löffel Suppe und einem Stück Rindfleisch kam, mußte er anderen geistig weniger begabten jungen Leuten von seinen Gaben eifrig mitteilen. Ach, und Alkibiades hatte solchen gewaltigen Appetit, daß es vieler elend bezahlter Privatstunden bedurfte, um seinen Hunger nur annähernd stillen zu können. Auch darin bestand zwischen den beiden Alkibiadessen ein wahrhaft krasser Unterschied: der schöne Freund des weisen Sokrates hatte ruhmbekränzt bei Symposien geschwelgt, während der junge Oberbayer eigentlich niemals ganz satt ward.

Hungernd überwand Alkibiades das Gymnasium, hungernd setzte er den Kampf um das Dasein auf der Universität fort. Seines Vaters Herzenswunsch war, daß er Philologie studieren sollte. Denn konnte es etwas Schöneres geben, als fort und fort im Geiste mit den alten Griechen und Römern zu leben? Nicht anders, als wären sie nicht längst gestorben und verdorben, sondern säßen sozusagen mit dem jungen Huber abends auf der Bierbank und ließen sich von dem Alkibiades des XIX. Jahrhunderts kameradschaftlich duzen.

Aber Alkibiades hatte durch seinen Namen an aller Philologie genug und übergenug. Arzt wollte er werden! Schon als kleiner Bursche, wenn er seines Namens wegen mit anderen Knaben in Kampf geraten war und wenn er dann Hiebe austeilte, die Beulen oder gar Ärgeres verursachten, war er derjenige gewesen, der die mit seinen kräftigen Fäusten geschlagenen Wunden zugleich sorgsam verband, pflegte und heilte. Er hatte am Doktern schon als kleiner Junge solche Lust, daß er allein deswegen die anderen größeren Buben wacker zerbläute, nur um ihnen nachher kunstvolle Bandagen machen und selbstbereitete Pflaster auflegen zu können. Bereits in jenem zarten Lebensalter vermochte er kein krankes oder leidendes Tier zu sehen, ohne nicht sofort den Versuch zu machen, zu helfen und zu heilen. Als er dann über seinen Beruf eine Entscheidung zu treffen hatte, schrie es laut in seiner Seele: „Alkibiades Huber, werde Arzt!" So ward er denn, wozu die innere Stimme ihn trieb, sein heimliches Hungern fortsetzend, bis der Tag kommen würde, an dem er eine Praxis gewann, die ihren Mann nährte. Aber bis zu diesem glücklichen Tage war es noch lange hin.

Obgleich Alkibiades auf den Wohllaut seines Namens einen bitteren Haß geworfen hatte, konnte er doch nicht verhindern, daß ein Klang desselben seine biedere Hubertsche Seele durchtönte und diese mit einer dunklen Sehnsucht nach einem geheimnisvollen, schönen und schimmernden Etwas erfüllte.

Oft stand er vor dem Schaufenster einer Handlung von Gipsabgüssen antiker Kunstwerke. Da waren die hohe Frau von Milo und die reizende Dame aus der Tribuna; das hehre Haupt der ludovisischen Göttin und das strahlende Antlitz des Apollo vom Belvedere, nebst vielem anderen Herrlichen und Göttlichen, die inmitten des großstädtischen Getöses eine stille olympische Versammlung bildeten. Dem großen Jungen aus dem oberbayerischen Krähwinkel, an dessen Wiege auch nicht eine der Grazien gestanden hatte und der jetzt entzückten Auges auf die bleichen Bildnisse der Unsterblichen starrte, gefiel von allen Göttinnen keine so ausnehmend wohl, als das Figürchen eines zarten, blutjungen, sylphenhaften Wesens. Von dem holdseligen Geschöpf war nur der Oberkörper vorhanden und selbst dieser jammervoll zugerichtet. Beide Arme fehlten gänzlich, und das Haupt war dicht über der reizenden Stirn wie mit einem scharfen Messer glatt abgeschnitten. Gleichsam in tiefer Trauer über die gräßliche Verstümmelung ihres jungen Leibes hielt das Persönchen das süße Antlitz geneigt.

Welch ein Gesicht! Jede Linie unirdisch fein; dabei so blütenhaft zart, so rührend jung. Die Wangen besaßen eine Rundung, weich wie eine Rosenknospe, und um den kleinen Mund lag ein Zug unaussprechlichen Liebreizes, unendlicher Wemut — so wenigstens erschien es dem guten Alkibiades. Wenn dieses Mündlein — von einem „Munde" zu reden, wäre Barbarei gewesen! — wenn diese holden Lippen sich hätten öffnen können, so mußte ihnen ein leiser, leiser Wehlaut, ein Seufzer, ein Schmerzenshauch entfliehen. Diese Lippen konnten nur seufzen! Daß sie unter Umständen auch hätten lächeln und flüstern oder gar küssen können, erschien dem Beschauer ganz undenklich, so sehr er auch bemüht war, es sich vorzustellen. Das leidenschaftlichste Entzücken erregten bei Alkibiades indessen weder die Wangen, noch die Lippen, sondern das schlanke Hälslein, die zarten Schultern und was sonst zu einem weiblichen Oberkörper gehört. Es war nicht auszusprechen, in welchem Maße göttlichschön das alles war — nicht auszudenken war's! Dabei war dieser junge Mädchenleib gar nicht Leib. Nein, ganz und gar nicht! Jedes Glied war durchgeistigt, war Seele, Seele, Seele! Das ganze Persönchen schien verkörperte Seele zu sein. Das, und das allein war der richtige Ausdruck für so viel unirdischen Liebreiz.

So oft Alkibiades des Weges kam, blieb er vor dem Schaufenster der Kunsthandlung stehen und starrte hinein. Und wenn er einen ganz anderen Weg zu machen hatte, so gelangte er schließlich doch dorthin, stand und starrte. Und blieb er einmal wirklich aus, so geschah es, daß er das feine Frauenzimmerchen darum doch erblickte. Er sah es in dem öden Hörsaal der Universität und auf den nackten Blättern seiner Kollegienhefte; er sah es auf dem schrecklichen Seciertisch der Anatomie und in seiner elenden Dachkammer; er sah es, wenn er studierte und wenn er hungerte. Er sah es im Wachen und im Traum.

Endlich hielt er es nicht länger aus. Eines schönen Tages faßte er sich ein Herz, ging in den Laden und fragte nach dem Preis der Figur.

„Sie meinen den Abguß der Psyche aus Neapel?"

Ja, ja! Diese meinte er — die Psyche! Es war natürlich eine „Psyche!" Die Seele der Kunst war's, der hellenischen Kunst, aller Kunst überhaupt.

Der Preis war gering. Er war lächerlich gering; ganz unwürdig gering für ein solches Kunstwerk. Aber für Alkibiades war er trotzdem zu hoch, viel zu hoch! Einen Monat und noch länger mußte er noch mehr hungern als gewöhnlich, bis er den schmachvoll niedrigen Preis glücklich zusammen hatte. Aber er hungerte! Mit einem Heldenmut, der größer war, als ihn jener andere Alkibiades jemals bewiesen hatte, hungerte er. Und er fühlte nicht einmal, daß es Heldenmut war, spürte nicht, daß Hunger weh thut.

Er hatte das Geld, er stürzte hin, forderte, zahlte. Er nahm das Bild der neapolitanischen Psyche in beide Arme, drückte es an sein Herz, schleppte es auf seine elende Bodenkammer, die ihm fortan ein strahlender Tempel dünkte: denn sie hatte das Götterbildnis empfangen.

III.

In den Ferien eines Sommers, den Alkibiades im Elternhause verbrachte, gönnte er sich eine Fußwanderung durch das nahe heimatliche Gebirge.

Seitdem er zu denken vermochte, standen die Alpen wie die Grenze einer anderen schöneren Welt vor seinen Augen und in seiner sehnsüchtigen Seele. Als Kind hielt er die lange Kette himmelhoher Bergkolosse mit ihren Firnen und Schneegipfeln für eine schimmernde Wolkenwand, und es dauerte lange, bis er das irdische Dasein jenes leuchtenden Gebildes begriffen hatte.

Alsdann trug sein Verlangen ihn immer und immer dorthin. Aber Huber Vater und Mutter mußten sparen, damit Huber Sohn dermaleinst seinem schönen Vornamen die Ehre eines studierten Mannes machen konnte; und so blieb denn für Alkibiades das Hochgebirge seiner Heimat eine Fata Morgana.

Jetzt klangen ihm trotz des Ankaufes der jungen Göttin so viele mühselig ersparte Groschen in der Tasche, daß er die große Sache riskieren konnte. Freilich durfte er grade keine Forellen und Backhähndl speisen; und auch mit der Vertilgung des heimatlichen Kalbfleisches mußte er umsichtig zu Werke gehen. Aber gewagt wurde das Unternehmen.

Auf dieser, seit seiner ersten Jugendzeit heiß ersehnten Bergwanderung, ereilte den jungen Menschen sein Geschick, welches weniger, weit weniger leuchtend ausfallen sollte, als sein Name war.

Über einen steilen Hochpaß gelangte er zu einem kleinen Ort, der, abseits der breiten Verkehrsstraße, in tiefster Weltabgeschiedenheit lag. Kein Schienenweg führte auch nur in der Nähe vorüber; nicht einmal auf einer guten Fahrstraße war der reizvolle Alpenwinkel zu erreichen. Alkibiades passierte eine dunkle, feuchte, kühle Enge, durch welche, ihm entgegen, ein schäumender, brausender Wildbach sich zwängte, und trat plötzlich, durch einen feierlichen Felsenbogen gleichsam, in einen von Sonnenschein erfüllten weiten und prächtigen Festsaal.

Es war ein Thal, dessen hohe Lage seinen Bewohnern keinen Feldbau gestattete, nur Weide und Waldbetrieb. Bis zu den Füßen eines mächtigen Bergstocks breiteten sich die Matten, und an den schroffen Wänden kletterte der Hochwald empor, bis jede Vegetation endete und eine majestätische Felsenwand begann. Sie hob ihre grauen Gipfel, um welche Gletscher und Firnen blinkten, dem Himmel entgegen.

Der Hauptort war dem Umfange nach recht ansehnlich, mit einer Pfarrkirche, die wie eine steinerne Burg die niedrigen Häuser überragte, von denen die meisten aus mächtigen Balken gezimmert, mit altertümlichen Erkern, Galerien und roh geschnitzten Giebeln verziert waren. Ihre Farbe erschien durch hundertjährigen Sonnenbrand torfbraun, fast schwärzlich. Einige Neubauten waren von Steinen aufgeführt; aber das Mauerwerk blieb ohne Tünche und starrte leichenfahl aus seiner düsteren Umgebung.

Der Ort war je nach dem Bedürfnis des einzelnen entstanden. In malerischer Unregelmäßigkeit ein Gewirr enger Gassen voller Winkelwerk und Gerümpel, welches sich nach dem alles reinigenden Element des Feuers zu sehnen schien. Überhaupt empfing der Fremde von dem Aussehen des Dorfes und seiner Bewohner einen Eindruck des Verfalls und der Verwahrlosung, welcher zu der Umgebung einer wahrhaft majestätischen Alpennatur in einem das Gefühl verletzenden Gegensatz stand.

Der ärmliche Ort in dem schönen Thale hieß Wildau.

Die schmutzigen Straßen durchschreitend und nach einer Herberge suchend, wurde Alkibiades von der Einwohnerschaft mit dumpfer Verwunderung angestarrt, als wäre ein Reisender hier ein Wundertier. Er hinwieder den ihm Begegnenden ins Gesicht blickend, dachte: ‚Hoffentlich habt ihr hier einen guten Arzt! Ihr scheint mir nämlich einen solchen sehr nötig zu haben, vielleicht mehr, als einen Priester.‘ Die wenigen Gasthäuser, auf die er stieß, machten selbst auf den nicht verwöhnten Sohn des Herrn Johann Augustin solchen spelunkenhaften Eindruck, daß er sich, trotz seines kräftigen Hungers und Durstes, nicht entschließen konnte, Einkehr zu halten.

So kam es, daß er, bevor er sich's recht versah, den ganzen Ort passiert hatte und bereits daran dachte, wieder umzukehren. Da erblickte er am Ausgang der Gasse ein weitläufiges Gebäude, hochgiebelig und stattlich, mit einem altmodischen, von Blumen und Fruchtbarkeit strotzenden Garten, alles wohlgepflegt, wohlhabend und heimlich. Ein an einer über dem gewölbten Thoreingang aushängenden Hellebarde befestigtes großes Schild bezeichnete das hohe Haus als Fremdenherberge. Mitten im Schilde war in kunstvoller Schmiedearbeit eine mächtige Genziane gebildet, die schöne Alpenblume erstrahlte in tiefstem Blau und — „Gasthof zur blauen Genziane“ stand in altdeutscher verschnörkelter Schrift über der glanzvollen Blüte zu lesen.

Vergnügt begab sich Alkibiades in den Garten und auf sauber gehaltenen, mit blaublütigem Rittersporn und hohen Feuerlilien eingefaßten Wegen zu einer einsamen Geißblattlaube, die über und über von bunten starkduftenden Blumen leuchtete. Hier warf der Ermüdete den Rucksack ab, setzte sich an den grün angestrichenen Tisch und schaute durch die schwankenden Blütenzweige auf das große Bildnis des von seinen Matten wie von stillen smaragdenen Fluten erfüllten Thales mit dem machtvoll aufragenden Gletschergebirge.

Er saß so versunken in den Anblick der einsamen Landschaft, daß er sogar seines guten Appetits vergaß und sich daran erst durch das Erscheinen der Wirtin von der blauen Genziane erinnert fühlte. Sie erschien in eigner Person in der Geißblattlaube, eine rüstige lebhafte Frau, stattlich

wie die Herberge, als deren Gebieterin sie sich selbst vorstellte. Als Alkibiades ihr sein Entzücken über die Schönheit der Gegend und sein Erstaunen über den völligen Mangel an Touristen äußerte, wurde die Gute sogleich redselig. Des langen und breiten erklärte sie, wie das Unglück des Dorfes im allgemeinen und das der blauen Genziane im besonderen nur von dem Fehlen einer guten Fahrstraße herrührte. Das Dorf stünde durch diesen Umstand dem Ruin nahe, und wenn die blaue Genziane darauf angewiesen wäre, von ihren Gästen zu leben, so müßte sie bald ein blütenloser vertrockneter Stengel sein. Zum Glück besäße das alte Anwesen großen Besitz an Weide und Wald, und sie, die Frau Wirtin, wäre mit vollen Truhen ins Haus gekommen, so daß man das Elend des Ortes noch eine gute Weile mitansehen, sogar dagegen sich hilfreich erweisen könnte. Aber ein Jammer wär's eben doch.

Nach der Mahlzeit, die der blauen Genziane alle Ehre machte, wandelte Alkibiades durch den Garten, atmete den Wohlgeruch der Blumen und Kräuter ein und schaute zu, wie ein purpurner Abend auf die Felsengipfel und Schneefelder herabsank, das Thal mit tiefblauem Schatten füllend. Sie verdunkelten sich zum geheimnisvollen Dämmer, daraus die Alpen nach dem erloschenen Flammenspiel des Sonnenuntergangs mit fahlen Häuptern und todbleichen Firnen zu einem wolkenlosen Firmament aufstiegen. Jetzt begab sich der junge Huber ins Haus, wo ihm ein wahrer Saal mit hellen Wänden, blanken Dielen, schneeigen Fenstergardinen und einer gewaltigen hochaufgeschichteten Bettstatt angewiesen wurde. Doch ließ er sich vor der Nachtruhe noch ins Honoratorenstüblein führen. Hier fühlte er sich in dem traulichen Gemach, zwischen den Wänden aus altem, rötlich strahlendem Zirbelholz, überaus heimlich. Grund zu solchem Wohlbehagen mochte auch in dem Umstand liegen, daß er in dem fremdenlosen Bergwinkel als seltene Erscheinung besonders geehrt ward. Später versammelten sich in dem Allerheiligsten der blauen Alpenblume die Würdenträger des Ortes: der geistliche Herr, der Lehrer und einige ehrenwerte Meister des Handwerks, die zugleich öffentliche Ämter bekleideten. Alle nahmen Platz an der Tafel aus blinkendem Lärchenholz, an der Alkibiades saß, und alle grüßten den Fremden mit würdiger Höflichkeit. Dieser gewann sich sofort Zutrauen und freundliche Gesinnung der kleinen Gesellschaft, indem er mit der Begeisterung seiner Jahre die Schönheit des Thales rühmte und den Mann glücklich pries, dem es beschieden war, in einer so engen und zugleich so großen Welt einen bescheidenen, aber segensvollen Wirkungskreis zu haben.

Ja, o ja! Die Schönheit war freilich da, wäre nur durch dieselbe dem Örtlein mehr gedient. Die Bewohner anderer schöner Gegenden lebten von derselben, ernährten sich davon, wurden davon förmlich fett. Die Leute von Wildau konnten in ihrem schönen Alpenkessel sitzen und dabei Hungers sterben. Ihnen brachte ihre schöne Heimat nicht einen Bissen Brot, geschweige denn die Butter darauf oder gar ein Stück Wurst dazu. Kam doch nur höchst selten ein armseliges Malerlein in dieses noch unentdeckte Gebiet, dahin kein Bädeker führte; und selbst die ältesten Leute von Wildau konnten sich nicht erinnern, ein Exemplar jener sagenhaften Engländer und Amerikaner bei sich gesehen zu haben, die in den Gasthäusern über Nacht gleich ein kleines Vermögen verzehrten und auch sonst die Gewohnheit hatten, ihren Reiseweg mit Geld zu pflastern.

Aber wenn sie erst in ihr schönes Thal eine gute Poststraße oder gar die Eisenbahn bekämen! Da seufzte der geistliche Herr und meinte: er würde Gott danken, bekämen die Leute von Wildau einen Arzt! Ein guter Arzt wäre ihnen notwendiger, als Poststraße und Eisenbahn.

Wie? In Wildau gab es keinen Doktor?

Nur einen Bader und der —

Wenn nun im Ort jemand ernstlich erkrankte?

Der mußte schon auf seinem Sterbelager liegen und auch dann — — Ja und dann schickten die Wildauer erst recht nicht zum Doktor, sondern gleich zum Priester. Diesen hatten sie näher und dieser kam billiger . . . Wie weit sie's denn hatten bis zum nächsten Ort, wo sich ein guter Arzt befand? . . . Wie weit? Gute drei Stunden. Das heißt: zu Wagen. Und häufig wäre in drei Stunden der Arzt noch nicht bei dem Kranken oder Verunglückten, der vielleicht in einem weitentlegenen Ödhofe

Bildnis des Afrikaforschers Eugen Wolf Nach dem Gemälde von Franz Stuck.
(Münchener Secession 1900.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

angstvoll des Retters harrte, oder im Walde, oder auf einer Alm. Es gab viele Höfe und Almen, die zu Wildau gehörten und die vom Orte eine starke halbe Tageswanderung entfernt lagen. Bis dann von der nächsten Stadt her ein Arzt kam — er kam vielleicht überhaupt nicht; denn er hatte an seinen heimischen Kranken genug und übergenug. Und wenn er kam, so kostete es eine hohe Summe. Dabei waren die Leute von Wildau arm.

Nein! Solange keine Poststraße ins Thal führte, so lange blieb Wildau ein armseliger Ort, der nicht einmal einen eignen Arzt erhielt.

Es kämen gewiß selten ernstliche Erkrankungen vor — bei der guten Bergluft hier oben!

Selten ernstliche Erkrankungen? . . . Freilich selten. Indessen sie kamen doch vor — bisweilen . . . Bisweilen fiel es den Leuten ein, trotz der guten Bergluft am Fieber zu sterben: am Typhus!

In Wildau war Typhus?

Nun ja. Es war nun einmal so. Jedes Jahr war in Wildau der Typhus.

Und dann kein Arzt in der Nähe?

Kein Arzt.

Das war ja schrecklich!

Was sollten sie thun? Oft genug hatten sie ihren Ort in die Zeitung gesetzt, um einen Doktor zu suchen; aber ihr Ort war in Gottesnamen jetzt noch zu armselig. Es hatte der Gemeinde schon viel Geld gekostet; aber einen Arzt hatte die Gemeinde trotzdem nicht bekommen. Was sollte sie also machen? In Gottesnamen mit dem Bader zufrieden sein. Zum Glück verstand auch der geistliche Herr etwas vom Kurieren, hatte auch immer Medizin und Heilsalben im Hause. In ernstlichen Fällen wollte er jedoch nur Seelenarzt sein. Dann mußte er eingestehen, daß er den armen Leuten nicht helfen konnte, mußte zusehen, wie sie umkamen, wo sie oftmals gewiß noch zu retten gewesen wären.

Die graugrünen Augen des jungen Fremden bekamen einen eigentümlichen Glanz, der über das unhübsche Gesicht einen hellen Schein warf; die mit Sommersprossen bedeckten, fahlen Wangen färbte ein leises Rot. Er bewegte in heftiger Erregung die langen eckigen Arme, den ganzen Oberkörper, den ein anderer Gott geschaffen zu haben schien, als der göttliche Geist war, welcher den reizenden Leib jener Psyche gebildet hatte.

Aber an diese seine Hausheilige dachte der Sohn des ehrlichen Johann Auguſtin in diesem Augenblick nicht; und mit keinem Gedanken kam es ihm zu Bewußtsein, daß er doch eigentlich Alkibiades hieß und daß ein Mann solchen Namens — und wenn auch der oberbayerische „Huber“ darauf folgte — in der Wahl des Gegenstandes seiner Begeisterung etwas vorsichtig sein sollte. Er dachte nur das eine: ‚Hättest, ach hättest du doch ausstudiert! Wärest, ach wärest du doch erst praktizierender Arzt! Dann — ja, dann gingst du in dieses einsame Hochthal, gleichgültig gegen alle Honorare, gleichgültig gegen die Öde, gleichgültig gegen Entbehrung und Mangel! Du kämst, du bliebst und könntest dich der ganzen leidenden Menschheit in Gestalt dieser einen armseligen Gemeinde von Wildbauern hilfreich erweisen.‘

Errötend wie ein junges Mädchen, welches das Geständnis seiner ersten Liebe macht, bekannte er den würdigen Männern im Honoratorenstüblein der blauen Genziane, daß er Medizin studierte und daß er einstmals —

Aber das Weitere verschwieg er einstweilen noch. Das Weitere erschien ihm als etwas so Kühnes, Großes, Unerreichbares und zugleich Begehrenswertes, daß er den Mut nicht fand, es auszusprechen. Was hätten die Honoratioren von Wildau von ihm denken müssen, wenn er, der kaum zwanzigjährige Jüngling, der noch nichts für die Unsterblichkeit gethan hatte, bereits an eine Praxis dachte: an eine Praxis in Wildau!

Doch immerhin hatte das Geständnis des jungen Mediziners zur Folge, daß ihn die Würdenträger des Alpendorfes noch mehr mit stillem Wohlwollen betrachteten, eine Empfindung, die sich bei der Frau Wirtin bis zur Verehrung steigerte. Etwas Ähnliches war Alkibiades noch niemals geschehen, so daß der Abend zu den glücklichsten seines Lebens zählte. Die Seele erfüllt von heißen Wünschen und seligen Zukunftsplänen, versank er in den weichsten Pfühlen der blauen Genziane, um, nachdem er lange Zeit keinen Schlaf hatte finden können, im Traume praktischer Arzt von Wildau zu sein. Ganz Wildau hatte entweder den

Typhus oder ward von einem Felssturz zerschmettert, unter einer Lawine begraben. Alkibiades liefen im Traum so viele Patienten zu, daß er darüber voll glückseligen Schreckens erwachte. Leider träumte er nicht mehr, ob er seine sämtlichen Kranken wieder heil und gesund kuriert hatte.

IV.

In aller Herrgottsfrühe befand er sich am nächsten Morgen bereits auf den Beinen, um draußen Land und Leute, unter denen er einstmals seine Hütte bauen wollte, näher zu betrachten. Die Gegend erschien ihm noch majestätischer — noch öder als gestern. Es war eine Einsamkeit, die den Verkehr mit der übrigen Welt von sich fern hielt, wie ein stolzer Mensch das Gewühl des Lebens. Und wie die Wirkung der Landschaft auf das empfängliche Gemüt des jungen Mannes sich heute verstärkte, so geschah es an diesem Tage auch mit dem Eindruck, welchen der Ort auf ihn machte. Es waren wirklich recht armselige menschliche Wohnstätten. Die Häuser eng zusammengedrängt wie eine Schar von Unglücklichen; die Straßen schmutzige Gassen, in denen nur das liebe Vieh sich recht wohl fühlen konnte; an den Mauern der Steinbauten die deutlichen Spuren von Feuchtigkeit und Moder; selbst der hochragende Tempel der Gottheit und das Haus seines demütigen Dieners im Zustande von Verwahrlosung und Verfall. Alkibiades grüßte jeden, dem er begegnete, und schaute jedem als einem seiner zukünftigen Patienten steif ins Gesicht. Die fahle Farbe dieser Gesichter, der welke Ausdruck in den Zügen der meisten, die schlaffe Haltung selbst der jüngeren Leute, ließen Alkibiades mehr und mehr zu der Ansicht gelangen, daß in diesem Hochthale seiner zukünftigen ärztlichen Thätigkeit ein reiches Feld erblühen werde; und sein Entschluß: in Wildan der weltliche Kollege des geistlichen Herrn zu werden, gestaltete sich in seiner Seele immer fester.

Nicht aus Höflichkeit, sondern aus Herzensbedürfnis machte er dem treuen Hirten dieser kleinen Gemeinde von Mühseligen und Beladenen seinen Besuch, wurde sehr wohl aufgenommen, in das ärmliche Studierzimmer geführt und gastfrei mit einem Glase roten fänerlichen Tirolers bewirtet.

Ohne von der Zukunftsmusik, die in Alkibiades' Gemüt ihre seligen Melodien erklingen ließ, einen Ton zu verraten, orientierte sich der Besucher nochmals eingehend über alle Verhältnisse des **Thales**, dessen mangelnde Hauptbedürfnisse ein redlicher Arzt und eine gute Fahrstraße blieben. Der redliche Arzt konnte die Kranken gesund machen, und auf der guten Fahrstraße konnte das viele Holz hinaus — und das schöne Geld hineingebracht werden. Also: Arzt und Straße, und den guten Leuten von Wildan war fürs erste geholfen.

Heiß wallte es in Alkibiades auf, als der geistliche Herr ernsthaft bemerkte: „Wenn Sie ausstudiert haben, sollten Sie zu uns kommen. Ich glaube, Sie wären für uns der rechte Mann. Denn der Arzt, den wir brauchen können, muß außer seiner Zuverlässigkeit noch etwas anderes mitbringen, das freilich seltener zu finden ist."

„Was wäre das?"

„Idealismus, Sie haben ihn."

Alkibiades murmelte: „Sie sind sehr gütig."

Der Pfarrer sprach weiter: „Allerdings müßte ich als Christ und ehrlicher Mensch selbst meinem Feind, wenn ich einen solchen hätte, auf das eindringlichste abraten, zu uns zu kommen. Denn bei uns bringt das Leben, außer Entbehrung und tiefster Einsamkeit, auch geistige Öde, was gleichbedeutend ist mit geistigem Tod. Einen solchen mit uns zu teilen, dürfte ich daher eigentlich auch einem Idealisten nicht zumuten. Aber Sie haben etwas in den Augen, was mich glauben läßt, daß Sie Lebenskraft genug besitzen, um bei uns auszuharren, ohne gleich an uns zu Grunde zu gehen."

Beim Abschiede rief der würdige Mann plötzlich: „Ich weiß ja nicht einmal Ihren Namen!"

Etwas stammelnd erwiderte der Gefragte: „Verzeihen Sie! Mein Name ist Alkibiades Huber. Verzeihen Sie nur."

Doch meinte er nicht, daß ihm der geistliche Herr den Alkibiades verzeihen sollte, sondern seine Unhöflichkeit, sich nicht vorgestellt zu haben.

„Wie kommen Sie zu dem schönen Hellenennamen?" konnte der Pfarrer sich nicht enthalten, mit gutmütigem Lächeln zu fragen.

Kleinlaut, als wäre er bei einem Unrecht ertappt, berichtete der Träger des Hel-

dennamens: „Ach, nicht wahr? Der Name ist für einen modernen Menschen recht unpassend. Ich bin nun zwar kein moderner Mensch — wirklich ganz und gar nicht! Aber für mich ist der Name noch besonders unpassend; denn bedenken Sie doch: Huber! Es war indessen der Wunsch meines Vaters, der seinem lieben Sohne für sein ganzes Leben etwas sehr Schönes mitgeben wollte. Er bedachte freilich nicht, daß Schönheit, wenn sie nicht am rechten Platz ist, zu einer schweren Bürde werden kann. Ich muß sie tragen."

Der lange ungeschlachte Junge sagte dies so liebenswürdig, daß es ihm des Pfarrers Herz vollends gewann. Ernsthaft äußerte der gute Herr: „Sie werden im Leben Ihrem Namen gewiß alle Ehre machen. Ich meine, was das Heldenhafte, das für uns daraus klingt, anbetrifft; denn im übrigen soll Ihr griechischer Namensvetter ein etwas leichtfertiger junger Herr gewesen sein. Daß Sie ihm in dieser Eigenschaft nicht gleichen, brauchen Sie mir nicht erst zu versichern."

Als die besten Freunde schieden der alte Seelsorger von Wildau und des Ortes zukünftiger junger leiblicher Wohlthäter voneinander.

Noch ein anderes Gespräch an diesem Tage sollte Alkibiades zu einem Omen werden, dessen Bedeutung dem Jünger Äskulaps allerdings erst in späteren Tagen klar ward, als sein Unglück vom Schicksal bereits bestimmt und erfüllt war.

Als er um die Mittagszeit in seinem Gasthause wieder einrückte, fand er im Herrenstübchen den Tisch für sich zierlich gedeckt: derbe, selbstgesponnene und gewebte Leinwand, das Zinngeschirr wie Silber blinkend. Mit eignen Händen trug die Frau Wirtin dem Gast auf: zarte, in würzigen Kräutern gebettete Bachforellen, denen ein gebräuntes, knuspriges, köstliches Backhuhn folgte, ein Mittagessen, von einem Luxus, daß es Alkibiades kalt überlief, die hohe Rechnung und seine kleine Barschaft bedenkend. Da indessen das Unglück nun einmal geschehen war, so benahm er sich wie ein Philosoph und ließ sich seinen guten Appetit nicht verderben. Die Wirtin setzte sich gesellig zu dem höflichen Fremden, sah mit Wohlgefallen zu, wie dieser die leckeren Gerichte sich schmecken ließ, hörte sich von dem jungen Manne gern loben und leitete klug die Unterhaltung.

Das Gespräch betraf wiederum das Unglück des schönen einsamen Thales: kein Arzt und keine Fahrstraße! Der Wirt zur blauen Genziane litt an Asthma — wie hätte ein geschickter Arzt dem Manne helfen können! Und die blaue Genziane selbst litt an Mangel an Fremden — wie würde die schöne Alpenblume durch eine gute Fahrstraße von neuem aufblühen! Für das Asthma des Wirtes versprach der Student eine Sendung heilsamer Mittel aus der Residenz; für das Gedeihen des Gasthauses vermochte er leider kein wirksames Medikament zu spenden.

Übrigens äußerte die Frau Wirtin nochmals mit starkem Nachdruck: Die blaue Genziane könnte die Fahrstraße in Ruhe abwarten, denn einmal mußte sie ja doch kommen! Auch ohne Fahrstraße führte die leuchtende Blume ein recht gedeihliches Dasein, von dem Mitgebrachten der Frau und dem reichen Viehbestand des Hauses zehrend. Und wenn man nur ein einziges hat: keinen Sohn und Erben, sondern ein Töchterlein, dem einstens all das Selbstgesponnene und Selbstgewebte — außer verschiedenem anderen mehr — zu eigen ward!

Wie sehr die blaue Genziane von allem übrigen, was sich im Thale befand, abstach, bewies allein der Umstand, daß bewußtes einziges Erbtöchterlein nicht in der Herberge unter den Augen von Vater und Mutter nach ursprünglich Wildauer Art aufwuchs, sondern in der nächsten größeren Stadt im Institut „erzogen" ward. Wirt und Wirtin wußten eben, was sie der Zeit und ihrem einzigen Kinde schuldig waren, ließen dieses sogar Französisch und Klavierspielen lernen. Was das Fräulein mit solchen Luxusartikeln in Wildau anfangen sollte, solange der Ort noch keinen gebildeten Bewohner — eben den Arzt! — und, als Verkehrsmittel der gebildeten Welt, keine Fahrstraße besaß, über dieser Zukunftsfrage verbrachte die gute Mutter freilich manche schlaflose Nacht. In zwei Jahren kam das Töchterlein aus dem Institut nach Hause. Ein Klavier brachte sie mit; nur um die Übung des Französischen stand es in Wildau betrüblich.

Alkibiades tröstete die bedrängte Mutter so gut, daß er zur Belohnung die Photographie der jungen Dame zu sehen bekam. Sie führte den feierlichen Vornamen Cres-

centia, sah jedoch wie eine rechte Cenz aus. Nein, ach nein! Schön war dieser Wirtin Töchterlein wahr und wahrhaftig nicht. Ein hoch aufgeschossenes hageres Ding, mit einem herzlich gewöhnlichen Antlitz. Sie mochte ja ein recht gutes Wesen sein, war aber doch zu trostlos von allen Grazien verlassen.

Merkwürdig, daß Alkibiades bei dem Anblick des Institutsfräuleins plötzlich die Psyche einfiel — seine Psyche! Er ärgerte sich über sich selbst, als ob ihm sein Götterbild allein dadurch, daß er es in einem Gedanken mit jenem anderen Bildnis zusammenbrachte, entweiht worden wäre. Wahrscheinlich trug der Gegensatz der Beiden Schuld an dem Einfall.

Der Gast brachte es nicht über sein menschenfreundliches Herz, der von Stolz über die Pensionstochter strahlenden Mutter die Photographie schweigend zurückzugeben. Er stammelte irgend etwas Verbindliches, was mit lebhafter Billigung aufgenommen wurde und Ursache war, daß dem Backhuhn ein Kaiserschmarren mit eingesottenen Walderdbeeren folgte. Als Alkibiades, dem zu Mute war, als hätte er zum erstenmal in seinem Leben ein seines Namens würdiges Gastmahl gehalten, etwas zaghaft nach der Rechnung fragte, fiel diese so klein aus, daß er freudig erschrak: wenn in Wildau die Forellen und Backhühner so spottbillig waren, ließen sich die Mühseligkeiten und Beschwerden des Lebens schon besser ertragen.

Nachdem er von der blauen Genziane einen Abschied genommen, als ginge ein Stammgast der Alpenblume in die weite, weite Welt hinaus, durchschritt er mit einem wahren Heimatsgefühl die traurigen Gassen des Ortes, die kein Sonnenschein freundiger zu machen vermochte. An der Stelle, wo er gestern abend die schöne Einsamkeit zum erstenmal überblickt hatte, blieb er stehen und schaute noch einmal zurück.

‚Also hier wirst du einmal leben, hier sollst du ein nützliches Mitglied der Gesellschaft werden — nicht als hellenischer Alkibiades, sondern als ein echter vaterländischer Huber!‘

Dann fiel ihm noch etwas anderes ein: ‚Der geistliche Herr nannte mich einen Idealisten. Das ist freilich ein Ehrenname! Alkibiades Huber, sieh zu, daß du dem Namen dein Leben lang Ehre machst.‘

V.

Jetzt saß er wieder in seiner hohen Wohnung, die ihm durch die Gegenwart des Götterbildes zum Olymp geworden war. Seitdem der Pfarrer von Wildau ihn einen Idealisten genannt, spürte er, wenn er einmal nicht satt ward, noch weniger als früher, daß ein leerer Magen schmerzen konnte: einem rechten Idealisten wird das Hungern doch nicht etwa realistisch wehe thun?

Und noch fleißiger als früher studierte er seine geliebte Heilkunst. Dem Idol, der Psyche von Neapel, hatte sich das Ideal beigesellt: praktischer Arzt in Wildau! Das Idol besaß er in Gestalt eines Gipsabgusses, den er täglich eigenhändig abstäubte; das Ideal mußte er erst noch erringen.

Es durfte nicht zu lange dauern. Wie viele kranke Menschen konnten in Wildau sterben, während er in der Residenz davon träumte, sie zu kurieren; wie vielen hätte er inzwischen helfen, wie viele, die sterben mußten, vielleicht am Leben erhalten können?

Mit besonderem Eifer warf er sich auf das Studium des Typhus, wobei es ihm bald klar ward, daß die Ursache der zahlreichen Typhusfälle in Wildau von dem Mangel jeglicher Kanalisation herrührte. Also mußte Wildau eine Kanalisation haben! Sie war dem Orte notwendiger als eine gute Fahrstraße, notwendiger als ein Arzt, der in solchem Maße Idealist war, daß ihm Honorare die gleichgültigste Sache von der Welt erschienen; bekam der sonderbare Schwärmer nur Patienten, deren Zahl sich allerdings bedeutend vermindern würde, sobald Wildau eine Kanalisation erhielt.

Kaum hatte Alkibiades diese große Entdeckung gemacht, als er sich hinsetzte und seinem Gönner, dem geistlichen Herrn, einen Brief schrieb, der doppeltes Porto kostete. Es war eine ganze gelehrte Abhandlung über Typhuserscheinungen, ihre mutmaßlichen Ursachen und die Mittel einer radikalen Abhilfe: Kanalisation! Und noch einmal: Kanalisation!

Die Antwort war die eines Realisten: Geld! Und noch einmal: Geld! Die Gemeinde war zu arm, viel zu arm; und eine Kanalisation kostete Geld, sehr viel Geld, welches die Regierung für den Hauptort des einsamen Hochthals nicht hergab. Daher mußte zuerst die Straße durchgesetzt werden, damit auf der Straße das Geld für die

Kanalisation nach dem Orte gebracht wurde: allmählich, sehr allmählich; langsam, ganz entsetzlich langsam! Ein halbes Jahrhundert konnte darüber vergehen, bis Wildau eine Kanalisation bekam und — weniger Typhuskranke hatte.

‚Welche Zustände,‘ so schrie es in der Seele des guten Alkibiades auf. ‚Und solche Zustände in unserer Zeit! Und wenn man dagegen sich empört, wird man ein Idealist geheißen . . .‘ Denn der geistliche Herr hatte in seiner Antwort mit gerührtem Lächeln, welches ganz deutlich zwischen den Alkibiades zehrte von der Erinnerung an diese Genüsse, ohne indessen zu seiner Betrübnis eine sättigende Wirkung zu verspüren. Eine peinliche Beigabe war auch, daß, so oft er im Geiste lucullisch lebte, vor seine Seele das Bildnis von der Wirtin Töchterlein trat, jener jungen Dame, die im Institut für einen zukünftigen Ehegemahl herangebildet ward. In erschreckender Deutlichkeit erblickte er die plumpe Gestalt mit den endlosen Armen, den gewaltigen Händen; sah er das Gesicht mit den großen groben Zügen. Doch glaubte er nachträglich zu

Aus unserer Bildermappe:

Fischzug. Nach dem Gemälde von G. Schönleber.

Zeilen strahlte, auf den Idealismus des jungen Mannes mit dem Griechennamen hingewiesen.

Nach dem Empfang jenes Schreibens fühlte sich Alkibiades etwas niedergeschlagen. Es war doch nicht ganz leicht, ein Idealist zu sein.

Auch der blauen Genziane, die in seinem zukünftigen Wirkungsort blühte, gedachte er häufig. Schuld an solcher treuer Erinnerung war allerdings etwas außerordentlich Materielles: das Gericht Forellen und fast mehr noch das ausgezeichnete Backhuhn. entdecken, daß Fräulein Crescentia hübsche Augen hatte. Es waren gute treue Hundeaugen. Wäre diese Blume von Wildau nur nicht gar so eckig und klotzig gewesen.

Doch was ging das ihn an? Zum Glück gar nichts! Diese Vorstellung hatte für Alkibiades etwas ungemein Beruhigendes, um so mehr, als er es nicht unterlassen konnte, dem zukünftigen Gatten der jungen Dame sein stilles, aber tiefes Beileid zu schenken.

Seitdem die zarteste und liebreizendste aller Göttinnen seine Zimmergenossin ge-

worden, hatte sich Alkibiades zu einem großen Kenner von Frauenschönheit, zu einem scharfen Kritiker weiblicher Reize herangebildet. Vor seinen strengen Augen fand keine Irdische mehr Gnade. Ging er auf der Straße, so musterte er eine jede; und er that es mit einem Blick, einer Miene, als wäre er der gefährlichste Frauenjäger, ein wahrer Don Juan! Dabei würdigte er das schöne Geschlecht aus keinem anderen Grunde seiner besonderen Beachtung, als um es, im Vergleich zu seinem blassen Gipsbilde, unaussprechlich unschön zu finden. Verheiratete Frauen kamen für ihn überhaupt nicht in Betracht und von den jungen Mädchen nur die blutjungen; denn blutjung, ein halbes Kind, war ja auch zu Hans seine Psyche.

Es stand bei ihm fest: niemals würde er heiraten; denn niemals könnte ihm ein Mädchen genügen. Ganz unmöglich! In phantastischen Augenblicken, denen bisweilen jeder Mensch, geschweige denn ein Idealist unterliegt, fabulierte der gute Junge, er wäre mit seiner Göttin vermählt, könnte also gar nicht eine Irdische an den Traualtar führen. Vor der Hand lebte er mit seiner olympischen Gemahlin tief in den Flitterwochen, ohne zu bedenken, daß selbst ein platonischer Honigmonat auch einmal ein Ende nehmen müsse.

Dann, nach Jahren von Fleiß und Arbeit, nach Jahren von stillen Tränen und Hoffnungen, nach Jahren von geduldig ertragenen Enttäuschungen und Entbehrungen, kam in dem Leben des jungen Mannes Namens Alkibiades Huber ein großer Tag: sämtliche Examina waren glücklich bestanden; er war ein freier Mann, ein Mann, der seinen Beruf ausüben, der seinen Mann stellen konnte, der gehen durfte, wohin er wollte, um sich eine Praxis zu sichern, um der leidenden Menschheit zu helfen, um Wunden zu heilen und Schmerzen zu stillen, um mit Aufopferung seines ganzen Selbst allen, die ihre Gebrechen zu ihm trugen, ein Wohlthäter zu werden.

Über der harten Arbeit, über dem langen und schweren Kampf mit dem Dasein war er ein fester Mensch geworden. Darunter war zu verstehen: ein Mensch, der einen festen Willen besaß, der wußte, was er auf der Welt wollte, und der das Gewollte vollbrachte. Im übrigen hatte er sich seine weiche Seele, sein glückliches, vertrauensseliges, reines Kindergemüt bewahrt; im übrigen war er immer noch der Mann, dem eine junge holde Göttin still zur Seite stand. Auch der Träumer und Schwärmer, der „Idealist“ war er in seinem tiefsten und geheimsten Inneren noch immer geblieben. Während er als Arzt stark und hart erscheinen mußte, litt in ihm der ganze Mensch mit dem Leidenden, dem er helfen sollte; blutete sein Herz bei dem Jammer der Menschheit, der auch ihn gepackt hatte, zerschmolz seine Seele in Mitgefühl und Sehnsucht, zu lindern, zu helfen, zu retten.

Überhaupt seine Sehnsucht —

Es war etwas in ihm, das unabläßig von dieser grauen Erde fortstrebte, einem leuchtenden Äther zu, darin die Schönheit aus schimmerndem Wolkendunst ihren Tempel hatte. Nach dem vollendet Schönen auf dieser unvollkommenen Welt sehnte sich der Sohn des ehrenwerten Johann Augustin, als ob ein Teil seines Heldennamens in seinem Wesen lebendig geworden wäre und dem antiken „Alkibiades“ niemals ein oberbayerischer „Huber“ folgte. Er that sein möglichstes, um solchen verderblichen Hang in sich zu ersticken und auszurotten. Denn was sollte er mit solcher Griechensehnsucht in seiner Germanenseele beginnen? Er, der sie niemals stillen konnte, es wäre denn in dem Anblick seines Psychebildes gewesen; er, dessen ganzes Leben Entbehrung des Schönen sein würde; er, der nach einem von Felsenbergen umschlossenen Erdenwinkel ziehen wollte, um unter einer Gemeinde armer Waldbauern seine Sehnsucht nach dem Schönen sich ausleben zu lassen, — sich ausleben in einem leidenschaftlichen Verlangen nach guten Thaten. Als er seine sieben Sachen zusammenpackte, um sie nach dem Hochthal zu expedieren, führte er ein Gepäckstück mit sich, welches sehr überflüssig war, welches ihm auf seiner Reise durch das Leben eine gewaltige Summe Überfracht kosten sollte. Das war seine Sehnsucht.

Auch die Psyche wurde eingepackt, und auch das war für den praktischen Arzt Dr. Alkibiades Huber von Übel.

VI.

Bereits seit einem Jahre wußten die Wildauer, daß sie einen Arzt bekommen sollten, und während eines vollen Jahres

waren Aufregung und Spannung groß. In dem biederen Gasthaus zur blauen Genziane, sowohl im Herrenstübchen, wo sich allabendlich die Honoratioren versammelten, wie in den Privatzimmern, wo Frau Amaranth Bachmayer außer dem Gesinde dem asthmatischen Gatten und ihrem gebildeten, aus dem Institut zurückgekehrten Töchterchen gebot, gab es täglich zu hören:

„Wird der Doktor kommen? Er kommt gewiß nicht. Welcher mit Vernunft begabte Mensch käme aus freien Stücken nach Wildau? Noch dazu aus der Residenz. Die ganze Sache wird wohl nur Redensart gewesen sein. Man kennt das. Und obenein solch blutjunger Mensch. Dem fällt es gar nicht ein, in die Wildnis zu kommen."

So und ähnlich drückten sich die Zweifler und Pessimisten aus, welche melancholische Menschengattung auch in dem von der bösen Welt durch Alpenriesen geschiedenen friedlichen Hochthal ihr unerquickliches Wesen trieb. Aber der geistliche Herr entschied:

„Er kommt. Diesen jungen Mann habe ich erkannt; und ich sage euch, der junge Mann kommt."

Auch eine andere Autorität von Wildau sprach es zuversichtlich aus:

„Er kommt. Dem jungen Mann hat mein Backhuhn zu gut geschmeckt. Ich sage euch, der junge Mann kommt."

Zum Töchterlein gewendet, setzte die große Menschenkennerin leise hinzu: „Ich zeigte dem jungen Manne deine Photographie. Er weiß, daß du Klavier spielst und französisch sprichst, überhaupt eine junge Dame bist, die eigentlich gar nicht nach Wildau gehört. Dein Bild gefiel ihm fast ebenso gut, wie die Forellen und das Backhuhn ihm schmeckten. Und das will etwas heißen. Ich sage dir, der junge Mann kommt."

Was ihr Töchterlein anbetraf, so war die erfahrene Frau eben auch eine verblendete Mutter. Sie schloß: „Er wohnt natürlich bei uns; denn für einen gebildeten Mann aus der Residenz ist hier in Wildau die blaue Genziane das einzig anständige Haus. Spiele nur fleißig Klavier, damit uns das Institut nicht umsonst solches Heidengeld gekostet hat. Wer weiß, was geschieht, und ob du nicht noch einmal in die Residenz kommst. Lange hält es der Herr Doktor in Wildau sicher nicht aus; inzwischen bist du hier die einzige junge Dame."

Die „einzige junge Dame" von Wildau machte ein etwas bedenkliches Gesicht, ein Ausdruck, der es nicht gerade verschönte. Überhaupt glich Fräulein Crescentia immer noch sehr jenem photographischen Abbild aus ihrer ersten Jugendzeit — leider nur zu sehr! Sie schien noch höher gewachsen zu sein, mit ihrem großen Haupte wie eine junge Riesin über dem verkümmerten Geschlecht der Wildauer aufragend. Auch die Eckigkeit ihrer Backfischjahre hatte sie sich bewahrt, wie denn überhaupt alles und jedes an dieser Mädchengestalt von einem erstaunlichen Mangel an Anmut war. Das einzige Schöne an ihr war ihre Gesundheit. Sie strotzte förmlich von einem derben zähen Wohlbefinden, welches zu dem Kinde der würzigen Alpenblume übrigens recht wohl paßte. Und dann ihre Augen, die großen, grauen, strahlenden Augen in dem rotwangigen guten Gesicht, die solchen tiefen guten Blick haben konnten . . .

Frau Amaranth Bachmayer nannte ihre Tochter stets nur bei ihrem vollen Namen: „Crescentia"; der asthmatische Vater rief sie „Crescenz"! Die Honoratioren im Herrenstübchen grüßten sie höflich mit „Fräulein Cenz", und für den alten, guten, geistlichen Herrn war sie seit ihrem ersten Lebenstage das „Cenzl"! Bei dem Cenzl errötete sie jedesmal vor Freude, und die Augen bekamen sogleich ihren guten glanzvollen Blick. Sie wäre am liebsten von der ganzen Welt — von ganz Wildau! — das Cenzl geheißen worden; denn in der Brust dieser Jungfrau wohnte ein tiefes Bedürfnis, geliebt zu werden, eine leidenschaftliche Sehnsucht, für alle Menschen — eben „das Cenzl" zu sein.

Dieses Verlangen nach Liebe suchte angstvoll seinen Ausdruck, indem sie für ihr Leben gern jedem Menschen etwas Freundliches angethan hätte. Aber sie durfte nicht einmal ihrer Mutter in der Wirtschaft helfen. Nichts anrühren durfte sie! Kaum die Gäste von weitem begrüßen. Wozu wäre sie denn im Institute zu einer gebildeten jungen Dame erzogen worden? Es hatte Mühe genug gekostet und — Geld genug. Davon mußte doch etwas zu spüren sein. Also saß sie den ganzen lieben langen Tag einsam auf ihrem Zimmer, las als

gebildetes Fräulein in einem französischen Buche und spielte Klavier. Sie las immer wieder dasselbe Buch, spielte mit erstaunlicher Hartnäckigkeit immer ein und dasselbe Stück. Das Buch war Chateaubriands „Atala-René“, und das Stück war aus der „Cavalleria rusticana“, deren Melodien also selbst in Wildau vernommen wurden und das Entzücken der Würdenträger im Honoratiorenstübchen erregten.

Fräulein Crescentia hätte tausendmal lieber in der blauen Genziane zum Heile der wenigen Gäste gekocht, gebraten und gebacken, als ewig dasselbe Buch zu lesen und dasselbe Stücklein zu spielen, trotz aller Bewunderung, die ihre Bildung und Kunstfertigkeit in ihrer Heimat erregten. Sie las häufig unter heimlichen Qualen, spielte häufig mit erstickten Seufzern. Auch langweilte sie sich von ganzem Herzen. In ihrer Langweile geriet sie auf das Nachdenken; und da es ihr bei der großen Einsamkeit ihres Daseins an Gegenständen gebrach, so verfiel sie eines schönen langweiligen Tages auf ganz natürliche Weise darauf, an den jungen Mann zu denken, der als Arzt nach Wildau kommen sollte. Und der Frau Wirtin langes Töchterlein dachte: ‚Mama sagt, er wäre ein netter Mensch. Gar nicht hübsch, aber mit solchen guten Augen. Gut muß er überhaupt sein; sonst käme er nicht nach Wildau — als Arzt! Er kommt gewiß nicht, so gut er auch sein mag. Einen solchen guten Menschen gibt es gar nicht, der freiwillig als Arzt nach Wildau käme. Ach nein, ach nein! . . . Wenn er nur nicht den schrecklichen Vornamen hätte: Alkibiades. Wie das klingt! Ganz unchristlich. Eigentlich fürchte ich mich vor ihm — weil Mama ihm mein Bild gezeigt hat. Warum nur? Ich bin so häßlich. Es ist gar nicht zu sagen, wie häßlich ich bin! Geradezu abschreckend. Er muß mich abscheulich finden. Ach Gott, ja! . . . Vielleicht ist er verheiratet. Das würde mich für ihn freuen; denn dann hält er es bei uns besser aus, und ich bekomme vielleicht eine Freundin. Es wäre doch zu schön, wenn ich eine Freundin bekäme . . . Wie ich seine Frau lieben wollte! Sie sollte es gar nicht merken — da es ihr gewiß unangenehm sein würde. Von einem so abscheulich häßlichen Wesen wie ich bin, wird sich kein Mensch gerne lieben lassen . . . Ich würde ihr gewiß helfen können, damit sie sich bei uns nicht zu unglücklich fühlt. Ach ja, ja — helfen! Aber ich bin zu nichts nutz auf der Welt. Nicht einmal meiner Mutter kann ich helfen. Das dumme Klavierspiel — noch dazu mit solchen Händen! Sie sind so groß und so rot! Ich bin wirklich zu häßlich . . . Wie seine Frau wohl aussieht? Gewiß ist sie bildhübsch. Und wie sie ihren Mann lieben mag. . . . Wie das sein muß? Einen Mann lieb zu haben, einen guten Mann! . . . Ich bin doch recht unglücklich. Ach wenn seine Frau doch nur meine Freundin würde!‘

Dabei seufzte Fräulein Crescentia erbärmlich, die Äußerung einer Empfindsamkeit, die zu ihrer langen Figur und dem groben Gesicht schlecht paßte. Zum Glück befand sich die einzige junge Dame von Wildau mutterseelenallein.

Dann begab es sich, daß die schwarzen Äußerungen der Wildauer Pessimisten dennoch zu Schanden gemacht wurden; dann wuchs die Erregung im Herrenstübchen und in den Privatzimmern der blauen Genziane ins Fieberhafte; dann erschien der große Tag, an welchem der sehnlichst Erwartete wahr und wahrhaftig eintreffen sollte!

Am liebsten hätte der armselige Ort für den Herrn Doktor, der aus der prächtigen Residenz in seine Weltabgeschiedenheit und Öde übersiedelte, die Häuser mit festlichem Tannengrün bekränzt und die vaterländischen Fahnen ausgesteckt; nicht anders, als hielte ein neuer Pfarrer feierlichen Einzug, oder als käme der hochwürdige Herr Bischof zur Firmung der jungen Wildauer Christen. Da jedoch ein derartig großartiger Empfang für einen Weltlichen ganz unerhört gewesen wäre, so mußten die guten Leute sich damit begnügen, bei ungeschmückten Häusern herzliche Willkommsfreude und frohe Zukunftsermunterung zu äußern. Aber die blaue Genziane ließ es sich nicht nehmen, für die Feier der Ankunft des neuen Bürgers würdige Vorbereitungen zu treffen. Des altertümlichen Hauses bestes Zimmer ward frisch gescheuert, frisch aufgebettet, mit frischen Gardinen versehen; Fräulein Crescentia pflückte in frühester Morgenstunde einen gewaltigen Strauß, freute sich, daß Feuerlilien und Rittersporn gerade so prächtig in Blüte standen, und dachte im stillen — trotz aller gegenteiligen Gerüchte — daß

Miß Grant.
Nach dem Schwarzkunstblatt von Hubert Herkomer.

an dem hübschen bunten Strauß die junge Frau Doktorin ihre Freude haben würde; denn gewiß, ganz gewiß war er verheiratet!

Nachdem Frau Amaranth wegen des am Abend erwarteten Andrangs von Gästen für Küche und Keller bestens gesorgt hatte, so daß sie sicher war, die blaue Genziane würde den großen Tag mit vollen Ehren bestehen, zog sie sich in ihre Privatgemächer zurück, wohin sie ihr Töchterlein berief:

„Du läßt dich nicht etwa gleich sehen. Das würde sich für eine gewöhnliche Wirtstochter schicken, aber nicht für ein Fräulein aus dem Institut. Ein neues Kleid brauchst du seinetwegen nicht anzuziehen. Denn wozu? Speist er mit dir, so hast du gegen ihn fremd zu thun; höflich, aber fremd! Überhaupt — zeige dich genau so gebildet, wie deine Erziehung uns Geld gekostet hat. Daß der Strauß in seinem Zimmer von dir ist, werde ich ihm schon begreiflich machen — so bei Gelegenheit, weißt du. Auf deine Mutter kannst du dich verlassen. Wenn wir auch keine Poststraße haben und keine Engländer in der blauen Genziane kennen, verstehe ich mich doch auf Anstand."

Demütig lauschte Fräulein Crescentia auf die mütterlichen Ermahnungen und versprach, in allem gehorsam zu sein. Nur bat sie, dem fremden Herrn nicht zu verraten, daß die Feuerlilien und der blaue Rittersporn von ihr gepflückt wurden: die Blumen waren ja auch nicht für ihn bestimmt, sondern für die Frau Doktorin. Sie bat so dringlich, daß Frau Amaranth allen Ernstes böse wurde: „Als wüßte deine Mutter nicht, was sich schickt? Und daß ich es ihm gelegentlich beibringe, das schickt sich."

Da kam der Herr Pfarrer und brachte eine Nachricht, welche in der blauen Genziane manche heimliche Hoffnung unbarmherzig zerstörte:

„Im Vorbeigehen will ich der Frau Wirtin nur sagen, daß der Herr Doktor für das erste bei mir wohnt. Abends will er jedoch bei Ihnen speisen. Das hat er sich nachdrücklich ausgemacht. Also diesen Abend kommen wir zu Ihnen. . . . Grüß Gott, Cenzl!"

Das gab in dem doktorfreundlichen Gemüt der Frau Wirtin einen Zorn! Der prächtige Strauß sollte zum Fenster hinaus fliegen und konnte von Cenzl nur mit Mühe gerettet werden. Auch sie war betrübt, daß der Herr Doktor im Hause nicht wohnen sollte. Aber sie war hauptsächlich darum betrübt, weil er wirklich keine Frau Doktor mitbrachte. Also würde sie keine Freundin bekommen — niemals!

Zu Fuß traf er ein, als die Sonne bereits gesunken war. Da wurde ihm ein Empfang bereitet, wie solcher keiner Majestät gemacht werden konnte. Aus den Schatten des Thales und der aufsteigenden Tannenwälder erhoben sich — gerade wie an jenem Abend! — die Grate und Gipfel, die Gletscher und Gefilde ewigen Schnees in purpurfarbenen Sonnenuntergangsgluten.

Auch sonst war es schön und für den guten Alkibiades schier feierlich. Auf den Straßen standen die Bewohner, jung und alt, Männer und Frauen, und nickten dem Einziehenden zu, so freudig, als käme ein Glied der Familie aus weiter Ferne zurück: ‚Schön, daß du wieder da bist! Und jetzt bleibst du bei uns.' Die Honoratioren saßen im Garten der blauen Genziane, darin wieder die Feuerlilien und der blaue Rittersporn prangten; alle traten hinaus, und auf aller Gesichter stand Willkommen und Freude geschrieben. Frau Amaranth bewies ihren Anstand, indem sie ihrer Begeisterung eine große, allerdings etwas steife Würde verlieh; aber bei der frohen Freundlichkeit des Ankömmlings milderte sich ihre Graudezza. Sie ging ins Haus und trug eigenhändig einige Flaschen jenes säuerlichen roten Tirolers hinaus, dessen Bekanntschaft Allibiades bereits bei dem geistlichen Herrn gemacht hatte und der das Beste war, was die blaue Genziane ihren Gästen zu kredenzen vermochte. Der Wein wurde auf das Wohl des neuen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft gemeinsam getrunken und Alkibiades später bei geeigneter Gelegenheit von Frau Amaranth geheimnisvoll in die Geißblattlaube geführt. Hier, auf dem Tische, lag ein gewaltiger Strauß von Feuerlilien und blauem Rittersporn:

„Der Strauß ist von meiner Crescentia! Aber Sie logieren ja wohl beim geistlichen Herrn? Nun, den Strauß meiner Crescentia sollen Sie aber doch haben . . . Sie glauben nicht, wie wunderschön das Kind Klavier spielt und wie gebildet sie überhaupt im Institut geworden ist."

Das „Kind“ stand im elterlichen Hause am Fenster hinter der Gardine und lugte heimlich nach dem jungen Doktor aus, der ohne eine junge Doktorin kam. Er gefiel ihr ausnehmend. Wie wundervoll lang er war und was für prachtvolles Haar er hatte: ‚förmliche Locken!‘ Als dann die Frau Mama mit ihren Blumen erschien, bedeckte sich das Antlitz des Kindes mit den Gluten der Feuerlilien. In lieblicher Scham schoß sie vom Fenster fort und setzte sich in ihrer Verwirrung ans offene Klavier. Nicht ahnend, daß dem Manne soeben ihr Spiel gerühmt ward, begann sie aus der Cavalleria ... Was mußte er nur davon denken, daß sie für ihn Blumen gepflückt hatte? Schon jetzt für ihn Blumen!

Er dachte aber gar nicht an sie, leerte hastig sein Glas Wein, schüttelte nochmals allen Herren wie alten Freunden die Hand und brach auf, um ins Pfarrhaus zu gehen. Den prächtigen Strauß ließ er liegen.

Doch dann hörte er aus der blauen Genziane das Klavierspiel. Da fiel ihm der zurückgelassene Strauß ein. Das war häßlich von ihm gewesen! Er eilte zurück, holte sein vergessenes Eigentum, stürzte damit ins Haus und bat die Frau Wirtin, dem Fräulein Tochter mit der höflichsten Empfehlung seinen Dank für die große Aufmerksamkeit zu bestellen.

Jetzt wußte es Frau Amaranth so sicher, als ob sie es geträumt hätte: „Meine Crescentia wird einmal Frau Doktorin!“ Denn Frau Amaranth glaubte an die Erfüllung ihrer Träume wie ans Evangelium.

VII.

Der geistliche Herr wollte auch später nichts davon hören, daß Alkibiades in die blaue Genziane zog: im Pfarrhof mit der alten Köchin war's so einsam und im Hause gab's Platz genug. Für den Morgenkaffee und das oft mehr als bescheidene Mittagsmahl durfte der Gast ein kleines Monatsgeld entrichten und abends als freier Herr im Wirtshause speisen.

Er bewohnte eine geräumige Giebelstube mit blütenweiß getünchten Wänden und blütenweiß gescheuerten Dielen. Von seinen Fenstern aus, vor denen schmale Gardinen aus buntem Kattun hingen, sah er über die grauen mit bemoosten Steinen beschwerten Dächer des kleinen Ortes auf das Felsengebirge, mitten hinein in die Majestät der von Eisfeldern blinkenden, von Schroffen starrenden wilden Schönheit. Kein Pfad führte dort hinüber, nicht einmal der gefahrvolle Steig eines Gemsjägers.

Vor eines der beiden Fenster rückte er den mächtigen Tisch aus Fichtenholz, an dem er schreiben und studieren wollte. Schaute er bei der Arbeit von seinem Platze auf, so hatte er vor sich eine Natur von solcher machtvollen Größe, solcher düsteren Erhabenheit, daß der Anblick auf das Gemüt des einsamen Mannes wirkte, wie das Trauerspiel eines großen Poeten oder wie ein Kapitel aus der Bibel, also wie Gottesdienst. Dann waren des jungen Mannes Gedanken gleich einem Gebet: ‚Laß mich auf Erden nutzen, o ewige Gottheit! Laß mich einen Zweck im Dasein erfüllen; laß mich Gutes wirken; laß mich den Menschen helfen ...‘

Auch den bleichen Leib der Psyche konnte Alkibiades von seinem Arbeitsplatz aus sehen; und wenn ihm die furchtbare Schönheit der einsamen Alpenwelt gar zu schwer auf die Seele fiel, so wandte er seine Augen ausruhend dem holdseligen Frauenhaupte zu. Das geschah oft. Und oft erschien Alkibiades das Bildnis der Reizenden wie eine Göttin, die böse Gewalten von einer elysäischen Blumenflur verbannt hatten, hinversetzt in die Dämmerungen finsterer Tannenwälder, in die Schrecknisse von Felsenwildnissen und Gefilden ewigen Schnees. Dann dauerte ihn das arme olympische Geschöpf, welches in Wildau seine stumme hehre Gefährtin geworden war, seine heimliche himmlische Liebe.

Gleich am nächsten Tag nach seiner Ankunft begann der Herr Doktor seine Thätigkeit; denn gleich am nächsten Tage kamen die Patienten in den Pfarrhof. Sie kamen so zahlreich, daß Alkibiades mit einem Schlage eine Praxis hatte, um welche ihn seine berühmten Kollegen in der Residenz hätten beneiden können.

Ja, ach ja! Gelegenheit zu nützen, zu heilen, zu helfen bekam der Wildauer Doktor genug und übergenug. Auch Gelegenheit genug, um dem Ehrennamen eines Idealisten volle Ehre zu machen. Es kamen Tage, an denen die Arbeit, die Sorge zu viel und zu groß war; Tage, wo der junge Arzt nicht aus und ein wußte, wo er sich so machtlos, so hilflos erschien, daß er gegen

die Verzweiflung ringen mußte: gegen eine Verzweiflung an sich, an seiner Kraft, seinem Können. Aber jetzt lohnten sich ihm seine langen und harten Lehrjahre; jetzt gereichte es ihm zum Vorteil, daß er seit seiner ersten Jugendzeit entbehren gelernt, daß er über seinen geistigen Hunger jenen anderen, der weh thun sollte, nicht einmal sonderlich verspürt hatte. Derselbe feste Manneswille, der seinen Lebensweg bis zu diesem Ziele geleitet, half ihm jetzt die Tage, an denen des Lebens Jammer auf seine Seele drückte, wie die schweren schwarzen Herbstnebel auf die Gipfel der Alpen, siegreich bestehen: Alkibiades war im Kampfe um das Dasein eine Kraft geworden, die auf sich vertrauen durfte.

Was ihm die anstrengende Arbeit erleichtern, die schweren Sorgen ertragen half, war, daß er einen Gefährten besaß, der seine Hand ergriff und ihn führte, wenn er sich in der Irre befand. Es war ein schönes Zusammenwirken zum Wohl einer kleinen Gemeinde von Mühseligen und Beladenen, der alte geistliche Herr vereint mit dem jungen Arzt. Allerdings geschah es häufig, daß der Doktor dem Priester das Feld räumen mußte. Das waren dann für Alkibiades die herbsten Stunden; dann mußte der Diener des Herrn auch ihn trösten und zum neuen mutigen Dienst für die leidende Menschheit aufrichten.

Zahlreiche Patienten, des Doktors sowohl wie des Pfarrers, befanden sich nicht im Ort selbst, sondern in den anliegenden Thälern und Schluchten oder auf hohen Waldblößen und Almen. Viele dieser Öhöfe lagen fern ab, waren nur auf mühseligen, zu Zeiten gefahrvollen Wegen zu erreichen. Es gab bewohnte Häuser, zu denen während vieler Wintermonate kein Sonnenstrahl drang, die bei starkem Schneefall wochenlang eingeschneit lagen; und gerade hier bekamen Priester und Arzt, der zugleich Apotheker war, viel zu thun. Auf diesen Wegen lernte Alkibiades die Natur kennen, nicht als Freund und Wohlthäterin der Menschheit, sondern als ihre Feindin, die der Mensch fort und fort bekämpfen mußte und der er häufig trotz grimmiger Gegenwehr unterlag.

Aber die harte Arbeit war für den jungen Mann zugleich reiches Leben; und so geschah es denn, daß Alkibiades noch vor Ende seines ersten Jahres sich selbst gestehen mußte: ‚Du bist doch eigentlich ein glücklicher Mensch!‘ . . . Er war es — noch war er es!

Eines Abends saßen die beiden Freunde im Pfarrhofe behaglich beisammen, als der Alte lächelnd fragte: „Wissen Sie auch, warum Ihnen die Wildauer besonders stark vertrauen?“

Der Doktor wußte es nicht; es mußte ihm also gesagt werden:

„Nicht etwa allein darum, weil Sie ein geschickter Arzt und tüchtiger Mensch sind; und nicht nur ihrer klaren guten Augen willen, auch nicht wegen des idealen Denkens bezüglich ärztlicher Honorare —“

„Sondern?“

„Weil Sie Gott sei Dank außer Alkibiades auch Huber heißen . . . Jetzt sind Sie natürlich furchtbar entrüstet? Das kommt von der lieben Eitelkeit.“

Der Enttäuschte mußte lachen.

„Lachen Sie nur! Hießen Sie lediglich Alkibiades, so bekämen Sie in Wildau nicht einen Patienten, selbst nicht ohne jedes Honorar. Zum Glück konnte Ihr guter Vater Ihnen die Karriere nicht ganz verderben.“

Der junge Arzt hatte in Wildau so ehrsam, brav und nüchtern als ein Huber gelebt, daß er seinen anderen Namen fast vergessen hatte. Vielleicht war er gerade darum noch immer ein glücklicher Mann.

VIII.

Fräulein Crescentia Bachmayer spielte indessen auf mütterlichen Befehl fleißig alle Weisen aus der „Cavalleria“ und las in dem einen und einzigen französischen Roman, welchen sie im Institute „der klassischen Sprache“ wegen begonnen und weder in jener edlen weiblichen Bildungsanstalt, noch in der heimatlichen blauen Genziane beendet hatte.

Fräulein Crescentia durfte noch immer ihrer Frau Mutter in der Wirtschaft nicht hilfreich sein. Sie durfte die Gäste im Herrenstübel nur „gebildet“ begrüßen und die im allgemeinen Wirtszimmer überhaupt nicht; sie mußte sich viel in ihrer eignen Stube „beschäftigen“, erhielt jedoch die Erlaubnis, die Geranien und Nelken zu pflegen, die vor allen Fenstern standen und Sommers das alte braune Haus in brennendroten und rosigen Glanz einhüllten. Auch den Garten

bekam sie nach vielem Bitten unter ihre Obhut. Hier durfte sie nach Herzenslust Petersilie pflanzen lassen, eigenhändig — in Handschuhen! — etwas Unkraut ausjäten und als poetisch empfindende junge Dame der Blümlein warten. Leider bedurften diese keiner besonderen Pflege, da sie, dem Klima von Wildau entsprechend, von ziemlich robuster Natur waren und nur aus perennierenden und ganz gemeinen Pflanzen bestanden: im Sommer hauptsächlich Feuerlilien und blauer Rittersporn; im Herbst Goldruten und Flox. Zu diesen führte Fräulein Crescentia die lange Zeit verbannt Wildau ihrem Töchterlein erklärt: „Vermögen hat er nicht, und von dem, was die Wildauer ihm ins Haus tragen werden, wird der junge Mensch in Ewigkeit nicht satt. Aber der junge Mensch besitzt eines, das in Wildau kein anderer hat — ausgenommen der geistliche Herr — der junge Mensch besitzt Bildung! Und da ich selbst aus einer gebildeten Familie stamme und meine Tochter eine gebildete junge Dame ist, so —"

Wie konnte Fräulein Crescentia da anders, als viel an den jungen Menschen zu denken; für ihre Ruhe leider viel zu

Aus unserer Studienmappe:

Dorfstraße. Kreideskizze von Max Liebermann.

gewesenen „bäuerischen" Sonnenblumen wieder ein, die sie zärtlich liebte und in solcher Menge pflanzte, daß auch in trüben Tagen über dem Garten ein sonniger Schimmer lag.

Aber mehr noch als mit den Blumen beschäftigte sich Fräulein Crescentia in ihren Gedanken mit dem jungen Arzt. Für eine junge Dame, die in einem Institute erzogen war, beschäftigte sie sich vielleicht etwas zu viel mit bewußtem Herrn. Schuld an diesem Übelstande trug weniger sie selbst, als vielmehr ihre Frau Mutter. Diese wackere und umsichtige Frau hatte lange vor dem Erscheinen des neuen Messias von viel. Sie hielt ihn so hoch, verehrte ihn so sehr! Er war so gut; ach, so schrecklich gut. Und so tapfer. Ein Held war er! Sogar schön fand sie ihn bereits. Keine reizende junge Athenerin aus der Zeit des Perikles hätte jenen anderen Alkibiades schöner finden können, als Fräulein Crescentia Bachmayer ihren Alkibiades fand — ganz im geheimen natürlich. Seine nicht etwa lange und hagere, sondern ‚hohe und schlanke' Gestalt; sein nicht etwa mit Sommersprossen bedecktes fahles, sondern ‚interessantes und blasses' Gesicht; seine nicht etwa rötlichen Haare, sondern seine

‚goldigen Locken‘ — ihre Augen sahen Schönheiten, wo die anderen Menschen nur einen Mangel jeglicher Reize erblickten. Für sie war er eben, was der Geliebte für die Liebende eben sein muß: ‚der Herrlichste von allen‘.

Und sie selbst? Ach du lieber Gott — pfui, wie garstig! Sie, ja sie war von Gestalt hager und lang; sie hatte ein rötliches, häßliches, geradezu widerwärtiges Gesicht, hatte entsetzlich mißfarbiges Haar; dabei so spärlich, so struppig . . . So war sie beschaffen, welche ihn, den jungen, guten und schönen Arzt, im geheimen liebte — ganz, ganz im geheimen, natürlich.

Und wie liebte sie ihn! Für ihn ihr Leben lassen zu können, ohne daß er's jemals ahnte, daß sie zu ihm emporzuschauen wage, — solcher Tod wäre einfach Seligkeit gewesen!

Noch mehr Seligkeit wäre es freilich, wenn er wüßte, sie liebte ihn, wenn er sie wieder liebte — selbstverständlich nicht annähernd so sehr wie sie ihn, sondern nur ein ganz klein wenig. Und alles Erdenglücks Gipfel würde es sein, wenn sie sich heirateten, miteinander ein Häuschen bezögen, welches ein Hüttchen sein durfte — wenn sie das Häuschen für ihn so recht, recht behaglich machen, für ihn ihr Leben lang kochen und backen, flicken und sticken, ihn ihr Lebenlang hegen und pflegen durfte, nicht anders, als wäre ihr lieber Eheherr einer ihrer Geraniumstöcke und zwar einer von jenen, die ohne ihre beständige liebevolle Pflege nicht recht zur Blüte kommen wollten.

Und Fräulein Crescentia träumte weiter . . . Von ihrer treuen Pflege durfte er gar nicht so viel merken, ebensowenig wie von ihrer abgöttischen Liebe. In dem Häuschen, welches ein Hüttchen sein konnte, müßte jedes Ding wie von selbst gehen. In ihrer Pflege sowohl wie überhaupt in ihrer Liebe müßte alles leise, ganz leise sein, fast lautlos. Um in einem Gleichnis zu reden: ihre Liebe mußte auf weichen Socken schleichen, daß er ihren Schritt in seinem Leben gar nicht vernahm. Er hatte zu arbeiten und zu studieren, hatte anderen zu helfen, an andere zu denken, für andere zu leben. So mußte sie denn für ihn leben; und zwar in einer Weise, die ihn bei seiner Arbeit nicht störte, die er gar nicht beachtete, wie gesagt, kaum merkte.

Es hätte so schön werden können. Ach, zu schön, um möglich zu sein. Und Fräulein Crescentia fühlte sich trotz der „Cavalleria“ und des französischen Romans recht unglücklich.

War im Herrenstübel von dem hochgewachsenen und anmutslosen Töchterlein der blauen Genziane einmal die Rede, so pflegten die Meinungen sämtlicher Honoratioren einstimmig zu sein: „Garstig, aber brav! Recht garstig, aber sehr brav.“

Einige meinten: „Schade, daß sie so gebildet ist.“

Der geistliche Herr aber sprach: „Das Cenzl ist so brav, daß man vergißt, wie sie nebenbei auch häßlich ist. Kreuzbrav ist das Cenzl! Das ist eine, die das Herz am rechten Fleck hat. Allerdings das Herz mehr als den Kopf. Aber auf das Herz kommt es an bei einem Mädchen. Und darum sage ich euch: das Cenzl ist eine, die einen Mann glücklich machen kann. Freilich muß dieser Mann danach sein. Mit anderen Worten: er muß das Herz am rechten Fleck haben und — den Kopf dazu.“

So waren im Herrenstübel die Gesinnungen über die heimlich und unglücklich Liebende, wenn auf diese einmal die Rede kam. Aber dies geschah selten; und freundlich beachtet wurde die einzige gebildete junge Dame nur von dem guten geistlichen Herrn, leider nur von diesem! Denn der andere, auf den allein es bei der ganzen Sache ankam, hatte zu viel zu arbeiten, zu studieren, zu lernen, er mußte heilen und helfen, mußte kämpfen und ringen, schwer und hartnäckig ringen gegen die Krankheit und das Unglück anderer, gegen die Unzulänglichkeit menschlicher Hilfe und seine eigene armselige Kunst, auch dann noch armselig, wenn er sein Bestes gab. Und das gab er immer. Unmöglich hatte der junge Arzt für irgend etwas anderes Zeit als für seine Arbeit und hilfreiche Thätigkeit. Und hätte er Zeit gehabt, den ganzen lieben langen Tag über Zeit und Weile, so wäre ihm trotzdem nicht in den Sinn gekommen, der Jungfrau auch nur mit einem Gedanken zu gedenken. Kaum erinnerte er sich bisweilen, daß es ein Fräulein Crescentia Bachmayer auf Erden gab und zwar in seiner nächsten Nähe; daß diese junge Dame in einem Institut

erzogen worden war, aus der „Cavalleria“ spielte und auch sonst sehr gebildet sein sollte. Der Gedanke, von der jungen Dame bei seiner Ankunft mit einem eigenhändig gepflückten Strauß beschenkt worden zu sein, war ihm noch immer unangenehm. Wenn er ihr daher im elterlichen Hause begegnete und sie höflich grüßte, so vermied er es — gerade, als hätte er ein schlechtes Gewissen — der jungen Dame ins Gesicht zu sehen. Trotzdem mußte er jedesmal denken: ‚Seltsam, wirklich seltsam, was für anmutslose Frauen es doch auf der Welt gibt! Auf derselben Welt, darin das Bildnis einer Psyche geschaffen werden konnte. Wie ist sie doch reizend!‘ Also an seine holde Göttin mußte er denken, wenn er über das arme häßliche Cenzl einmal flüchtig hinwegsah.

Ja, wäre sie krank oder nur etwas leidend gewesen — ja, dann! Aber sie war so gesund. Nun war für ein junges Mädchen eine solche blühende Lebensfrische eigentlich etwas Wunderhübsches; vollkommen gesunde Menschen waren eigentlich schöne Menschen; indessen Alkibiades hätte sich tausendmal mehr für die junge Dame interessiert, wäre sie ein „schöner Fall“ gewesen; etwa ein besonderer komplizierter, also besonders angenehmer Fall von Typhus. Aber Fräulein Crescentia schien die feste Absicht zu haben, für den jungen Arzt Zeit ihres Lebens vollkommen uninteressant zu bleiben.

IX.

Die Leute, die von Fräulein Crescentia bisweilen sprachen und beiläufig ihrer prächtigen Gesundheit erwähnten, hatten es „berufen“; und „berufen“ hatte es der junge Doktor, wenn er bisweilen im Vorübergehen die flüchtige Betrachtung angestellt: ‚Die junge Dame strotzt ja förmlich von Gesundheit!‘ Also trugen die Leute und es trug der junge Doktor die Schuld daran, als die Sache plötzlich anders ward. Weshalb hatten sie auch nicht einmal an den Tisch oder sonst einen Gegenstand geklopft und dazu feierlich gesprochen: „Unberufen!“

„Was das jetzt nur mit meinem braven Cenzl ist?“ meinte der geistliche Herr, als er eines Abends mit seinem Hausbewohner aus der blauen Genziane heimkehrte.

Alkibiades war ganz überrascht. Was sollte mit der jungen Dame sein? Konnte überhaupt etwas mit ihr sein?

„Bemerkten Sie an dem Fräulein Bachmayer etwas Ungewöhnliches?“

Dem jüngsten und beliebtesten Stammgast der blauen Genziane wäre es niemals in den Sinn gekommen, von dem anmutslosen Wirtstöchterlein als von Fräulein Zenz oder Crescenz oder nur Crescentia zu sprechen. Für ihn war sie in aller Würde das Fräulein Bachmayer.

„Bemerkten Sie's nicht schon längst?“ fragte der gute Herr zurück. „Sie wissen es doch sonst gleich, wenn es mit der Gesundheit unseres lieben Nächsten nicht ganz richtig steht. Ja! Desgleichen ungehörige Dinge wittern Sie bereits, noch bevor der Betreffende selbst davon etwas verspürt, bevor die Krankheit überhaupt da ist.“

„Aber das Fräulein Bachmayer ist ja kerngesund.“ Fast hätte er hinzugesetzt: ‚Geradezu brutal gesund!‘

„Meinen Sie? Nun sehen Sie sich mein braves Cenzl doch einmal daraufhin an. Mir scheint es mit ihr nicht ganz richtig zu stehen, und ich finde sie seit einiger Zeit auffallend verändert. Ich bin freilich kein Arzt.“

Plötzlich fiel dem Doktor ein, daß er das Fräulein Bachmayer lange Zeit nicht die „Cavalleria“ hatte spielen hören. Er war entsetzlich unmusikalisch, ein wahrer Musikbarbar, welcher Beethoven nicht von Mascagni unterscheiden konnte. Darum kam es ihm erst jetzt zum Bewußtsein, daß er das Virtuosenstück der jungen Dame seit längerer Zeit nicht gehört hatte.

In der Nacht wachte er auf und konnte so bald nicht wieder einschlafen, weil er überlegte, was in aller Welt dem Fräulein Bachmayer fehlen möchte? Und woher es wohl kam, daß der Pfarrer etwas gemerkt hatte, er aber nichts? Wirklich nicht das Geringste! Und das völlige Verklingen der rustikanischen Melodien war doch entschieden kein gutes Symptom. So geschah es, daß Alkibiades sich Unruhe machte, auf einen der seiner ärztlichen Obhut anvertrauten Bewohner Wildaus nicht besser achtgegeben zu haben.

Am nächsten Abend seine Schritte der blauen Alpenblume zulenkend, nahm er sich vor, das Versäumte nachzuholen und das Fräulein Bachmayer anzusehen — es scharf anzusehen, mit dem forschenden, dem durchdringenden Blicke des Arztes. Er bekam

jedoch keine Gelegenheit, sein Vorhaben auszuführen, da die junge Dame unsichtbar blieb. Weil er nun den ganzen langen Abend über auf sie wartete, so machte ihn das Nichterscheinen der langen Jungfrau ganz unbehaglich. Er mochte jedoch nicht nach ihr fragen.

Auch am nächsten Abend kein Fräulein Bachmayer! Wiederum fühlte er sich nicht in seinem gewohnten Behagen und wiederum unterließ er es, eine Erkundigung einzuziehen. Er ärgerte sich, weil keiner der übrigen Herren nach der Abwesenden fragte. Besonders der Pfarrer hätte sich wohl um sein braves Cenzl kümmern können. Cenzl — es war doch ein abscheulicher Name. So gewöhnlich! Der Name paßte zu der Person, die ihn führte und die gewiß eine sehr gute Person war: eben sehr „brav". Übrigens besaß er, Alkibiades, wahrhaftig keinen Grund, über den Namen des Fräuleins sich aufzuhalten: sein eigner prachtvoller Name hatte ihn gerade nicht glücklich gemacht und besonders passend für ihn war er auch nicht.

Doch dann, als Fräulein Crescentia unsichtbar blieb, er auch die Klänge aus der Cavalleria nicht wieder vernahm, erkundigte er sich nach ihr. Er fragte die Mutter.

„Wo ist denn jetzt nur immer Ihr Fräulein Tochter?"

Frau Amaranth dankte für gütige Nachfrage. Der mütterliche Dank klang sehr würdevoll. Überaus würdevoll benahm sich die wackere Frau auch sonst in Haltung und Sprache dem jungen Arzt gegenüber; und zwar schon seit längerer Zeit.

Aber auch das hatte der Betreffende nicht gemerkt — selbst das nicht! Wie sollte er? Er besaß ja keine Ahnung von den Träumen der Herrscherin der blauen Genziane und davon, daß diese gewohnt war, ihre Träume in Erfüllung zu sehen.

„Ihr Fräulein Tochter ist doch wohl?"

„O ja. Ganz wohl. Danke. Sie sind sehr freundlich. Warum sollte meine Tochter nicht wohl sein?"

Alkibiades wurde etwas verlegen.

„Der Herr Pfarrer meinte" —

„Ach so! Der Herr Pfarrer? Sehr gütig vom Herrn Pfarrer. Aber meine Tochter ist wirklich sehr wohl."

Die Frau sah ihn so sonderbar an. Und jetzt merkte er auch ihren eigentümlichen Ton — endlich merkte ihn der Gute! In seiner Verwirrung äußerte Alkibiades, wie sehr er bedauerte, das Fräulein jetzt gar nicht mehr zu sehen, und schließlich bat er die Frau Wirtin, ihr Töchterlein bestens von ihm zu grüßen.

„Danke dem Herrn Doktor verbindlichst. Der Herr Doktor sind wirklich sehr freundlich."

Was hatte die Frau nur? . . . Wirklich sehr sonderbar. (Fortsetzung folgt.)

Mädchenlied in der Sommernacht.

Von

Gustav Falke.

Hört die lauten Liebessänger!
Hold erklingt der dunkle Hain.
Schwestern, schweigen wir nicht länger.
Jedes Herz stimmt zärtlich ein.

Aber wenn nun durch den Garten
So viel süßes Singen tönt,
Einen weiß am Thor ich warten,
Der ans Warten nicht gewöhnt.

Amor mit den raschen Flügeln,
Er versuch' auch hier sein Glück.
Kann er seine Lust nicht zügeln,
Wer von uns weist ihn zurück?

Bei dem Lied der Nachtigallen,
Ach, in all dem Klang und Duft,
Steigt der heimlichste von allen
Wünschen aus der Herzensgruft.

Um die mitternächtige Stunde,
Die den Geistern Freiheit gab,
Löst sich leis von jedem Munde
Der geliebte Name ab.

Und so schwirrt's in Sommernächten,
Singt's und klingt's um Busch und Beet.
Thoren, die an Schlummer dächten,
Wenn die Nacht in Rosen steht.

Iris. Nach dem Gemälde von Ludwig von Hofmann.
(Berliner Secession 1900.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Hummern, Krebse und Konsorten.

Von

Castor.

Mit Vignetten von **W. von Debschitz** und elf Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Befürchten Sie keine zoologische Vorlesung! Ich bin in der Biologie der Krustentiere gänzlich unerfahren. Genauer ist mir nur die Naturgeschichte einer Krebsart bekannt, derjenigen, die im Buchhandel eine — und zwar eine recht tranrige Rolle spielt: Verleger und Sortimenter nämlich nennen diejenigen Bücher, die nach der Leipziger Ostermesse unverkauft zu ihren Penaten zurückkehren, Krebse. Ich habe leider diesen bedauerlichen Krebsgang auch an einigen meiner eignen unsterblichen Werke schmerzlich kennen gelernt.

Kurz und gut, ich weiß von den Krebsen so gut wie gar nichts — bis zu dem Augenblick, wo sie auf dem Markte erscheinen, um ihrer höheren Bestimmung zugeführt zu werden. Den letzten wichtigsten Stadien ihres Daseins aber habe ich seit Jahren ein wahrhaft gewissenhaftes Studium gewidmet, das das ganze Geschlecht der Krustaceen liebevoll umwannte, soweit sie — eßbar sind. Es ging mir dabei, um dies voranszuschicken, wie einem Studiosus in hohen Semestern: je länger das Studium währte, desto mehr Geschmack fand ich daran, aber desto kostspieliger wurde es auch. Es gibt ja nur sehr wenige Objekte der Küche, an denen die höhere Kochkunst aller Länder in gleichem Umfang herumgedoktert hat, als an diesen reaktionärsten aller Geschöpfe. Ich kenne nicht weniger als 105 verschiedene Arten, dem Flußkrebs seine besten Seiten abzugewinnen, und nicht weniger als 145 Hummergerichte zählt Blühers großes „Meisterwerk der Speisen und Getränke“ auf!

Der Oberkellner.

Ein teures Studium! Was man in der Jugend versäumte, muß man eben im Alter mit schweren Opfern nachholen. Wenn in den Jahren, in denen ich mit einigem Verständnis zu essen lernte, auch die schönen Zeiten längst vorüber waren, von denen die Chronisten erzählen, da man die Krebse hätte versanken lassen, nur um die sogenannten Krebssteine zu

gewinnen, ſo erinnere ich mich doch noch, daß man in Berlin ein höchſt anſtändiges Gericht großer wirklicher Oderkrebſe mit acht guten Groſchen bezahlte; und ich habe noch vor 20 Jahren in Kiel eine Zeit erlebt, in der mir meine Köchin einen wunderbaren norwegiſchen Hummer — das ſind die beſten der Welt, nicht die Helgoländer — für 75 Pfennige auf den Tiſch brachte. Tempi passati!

Ein „ſchweres“ Studium, könnte man auch ſagen. Indeſſen, ich glaube gar nicht recht ten gehört die Dame meiner Bekanntſchaft, die die größte Künſtlerin im Krebskochen iſt; von einem Gericht Krebſe à la bordelaise in ihrem Hauſe konnte man auch ſagen: ſie waren wie ein Gedicht.

Krebſe gut zu kochen, iſt nämlich eine Kunſt. Wir ſitzen in Berlin ja, was das

Schwediſche Krebſe.

daran, daß die lieben Krebſe wirklich den Ruf der Unverdaulichkeit ſo ſehr verdienen, wie er ihnen zugemeſſen wird. Zumal den Hummer machen die Zuthaten meiſt „ſchwerer“, als er an ſich iſt; er muß für das begleitende Mayonnaiſenöl mitbüßen. Etwas anderes iſt es, daß manche Menſchen Krebſe aller Art überhaupt nicht vertragen können, nach ihrem Genuß regelmäßig von einer Art Neſſelfieber befallen werden. Es gibt tragikomiſche Geſchicke: zu dieſen Bedauernswer-

Material anbetrifft, ſozuſagen an der Quelle, denn Berlin hat ſeinen „Krebskönig“, Herrn Micha, der halb Europa verſorgt. Heute ſind es freilich nur noch ſelten Oderkrebſe, wenn ſie auch wohl noch ſo genannt werden. Die meiſten Krebſe, die nach Berlin kommen und, nachdem ſie hier vielfach einer Maſtkur unterworfen wurden, in alle Welt hinausgehen, ſtammen aus der Provinz Preußen, aus Rußland, aus Galizien, die beſten, noch wirkliche Edelkrebſe, aus Schweden und Finland. Aber eine ſchlechte Köchin verdirbt von vornherein ſelbſt das ſchönſte Gericht Krebſe, wenn ſie die Tiere nicht tadellos mit mehrmals gewechſeltem Waſſer abwäſcht, wo-

Garneelenfiſcher an der Nordſeeküſte.
Aufnahme von W. Treſen in Flensburg.

möglich mit einem kleinen Beſen einzeln abreibt. Die grauſame Unſitte, die Krebſe und Genoſſen lebendig in kaltem Waſſer aufzuſetzen, iſt jetzt wohl allgemein verpönt. Nur in den feinſten Pariſer Reſtaurants bekommt man bisweilen noch Crabes à la créole, von denen wohl die wenigſten Gourmets wiſſen, daß die armen Kreaturen lebend in einem über flottem Feuer ſtehenden Topf mit Salz und Eſſig gethan wurden und ſich in der angenehmen Miſchung totkrabbeln mußten.

Der auf ſchlicht bürgerliche Art in Salzwaſſer, etwas Eſſig und Butter gekochte Krebs in allen Ehren, — es gibt aber doch noch wirkliche Veredelungen der Krebskochkunſt. Da ſind zunächſt zu nennen Krebſe à la bavaroise, wie der Franzoſe ſagt, in möglichſt gutem Weißwein mit feinen Kräutern gekocht und mit einer Sauce angerichtet, zu der Madeira und Fleiſchbrühe die wichtigſten Zuthaten bilden; da ſind weiter die Krebſe auf bordelaiſer Art, wie der Deutſche ſagt, lobend zu erwähnen, bei

Crevettenfiſcher an der Bretanniſchen Küſte.

der ſie in Chablis mit Schinkenwürfelchen, Pilzen, Peterſilie und ganz, ganz wenig Knoblauch gekocht werden, welche Miſchung nachher mit Butter und Mehl gebunden und mit Tomatenſauce beigegeben wird; da erinnere ich mich perſönlich mit beſonderem Wohlgefallen eines Gerichts Krebſe, das ich einſt unſern der ſogenannten Drei Kaiſer-Ecke, in dem Winkel zwiſchen Deutſchland, Öſterreich, Rußland, in einem ſtockpolniſchen Gutshauſe vorgeſetzt erhielt: Krebſe in Weißwein und Wurzelwerk gekocht, dann aber in einer

Sortieren der Krebſe in der Handlung von Micha-Berlin.

Butter geschwungen, die mit saurer Sahne und geriebener Semmel vermischt war. Da gibt es Krebse in süßem Rahm gekocht — aber ich will hier ja kein Kochbuch schreiben. Nur des köstlichen, viel zu wenig gewürdigten Krebssalates möchte ich noch kurz Erwähnung thun, den Kaiser Wilhelm der Große so sehr liebte wie Friedrich der Große die Aalpastete, und dann die wundervollen Zusammenstellungen von Krebsfleisch mit Spargelspitzen, von Krebsfleisch mit ganz zarten Schoten, wobei die letzteren eigentlich mit winzigen Würfeln durchwachsenen Specks und ein klein wenig Chalotte zubereitet sein sollten, à la bonne femme.

Krebsnasen — Krebsschwänze: wie unendlich mannigfach sind sie in der besseren Küche zu verwenden! Ich kenne freilich auch einen Fall, in dem richtig angewandte Krebsschwänze sogar etwas wie eine Palastintrigue herbeiführten. Der regierende Sultan hatte sich einen Küchenchef verschrieben, einen Monsieur André, einen ausgezeichneten Beamten, der aber gar nicht recht zu der allerhöchsten Gnade gelangen wollte, welche er so sehr ambitionierte. Er stand daher im Palais schon sozusagen auf dem Aussterbeetat. Da ließ ihn eines Tages nach dem Frühstück der Padischah vor sein erlauchtes Angesicht fordern; mit schlotternden Knieen soll er erschienen sein, denn ein armer Leibkoch am Goldenen Horn ist nie sicher, ob ihm nicht einer der Vorkoster irgend einen gefährlichen Schabernack gespielt hat, z. B. Leibgrimmen fingiert, um den Koch in den Verdacht der Giftmischerei zu bringen. Aber der Beherrscher aller Gläubigen war rosiger Laune. Er deutete auf eine silberne Riesenschüssel. „Was ist das?“ — „Pilaf mit Krebsschwänzen à la Nantua, Majestät!“ — „Gut, — davon will ich jetzt täglich ein Gericht haben, denn es ist unübertrefflich!“ Tief neigten sich die Schranzen vor dem beseligten Koch, als er in seine Küche zurückeilte, ganz erfüllt von dem Gedanken an die Krebsschwänze à la Nantua und schon im Vorgefühl des Medjijiordens, am goldenen Löffel zu tragen. Aber die Krebsschwänze und der Orden wurden ihm zu Essig. Denn wenige Tage später verdarb der Sultan sich den Magen, und Monsieur André mußte froh sein, mit heiler Haut in das französische Gesandtschaftspalais zu entrinnen. Ob die Geschichte wahr ist, weiß ich nicht. Jedenfalls gibt sie Monsieur André, der zur Zeit eine Restauration in der Pariser Weltausstellung unterhält, mit Vorliebe zum besten. Aber Krebsschwänze à la Nantua kenne ich und schätze ich, und da wohl kein deutsches Kochbuch von ihnen berichtet, will ich hier erwähnen, daß sie mit Sahne und feinen Kräutern in Fleischbrühe gekocht werden müssen; Nantua aber ist ein französisches Städtchen im Departement Ain, ausgezeichnet durch seine Milchwirtschaft.

Helgoländer Hummernfischer.

Krabben, Garneelen, Garnaten; crabes, crevettes; crabs, shrimps — wer liebt sie

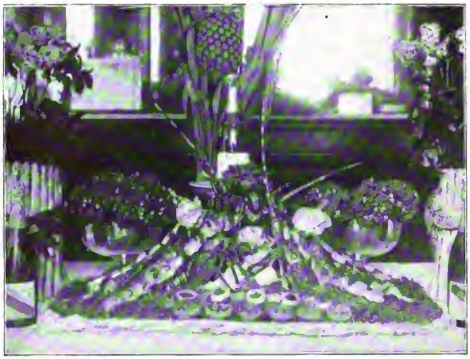
nicht! Es gibt ihrer unzählige Arten, von denen für den Tiſch aber eigentlich doch nur drei in Betracht kommen: die Sandgarneele, die auch beim Kochen nicht rot wird, die ausgezeichnete, gekocht lichtrote italieniſche Garneele aus dem Mittelmeer und die gekocht gelblichrote Steingarneele, die an den deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen Küſten in Menge gefangen wird und bei uns kurzweg Oſtſeekrabbe heißt. Man bereitet ſie, namentlich in Frankreich, auf die künſtlichſten Weiſen, aber ich habe immer gefunden, daß dabei mehr Künſtelei als kulinariſches Verſtändnis mitſpricht. Höchſtes Lob verdient hier nur der einfache Garneelenſalat und die gekochte Garneele als Hors-d'oeuvre (fehlt neben Radieschen faſt nie auf einer beſſeren Pariſer Tafel) oder zum ſchlichten Butterbrot. Eine ſchöne Frau mit ſchlanken weißen Fingern ein Semmelchen mit roſenroten Krabben geſchickt zurechtmachen zu ſehen — das iſt an ſich ein Genuß.

Und nun der ſtolze Hummer und die die Langouſte, die großen prächtigen Meereskrebſe. Hoch tönte zu allen Zeiten ihr Loblied durch alle gaſtroſophiſchen Epen, wobei freilich auch das Drollige mit

Hummernfiſcher von Helgoland.

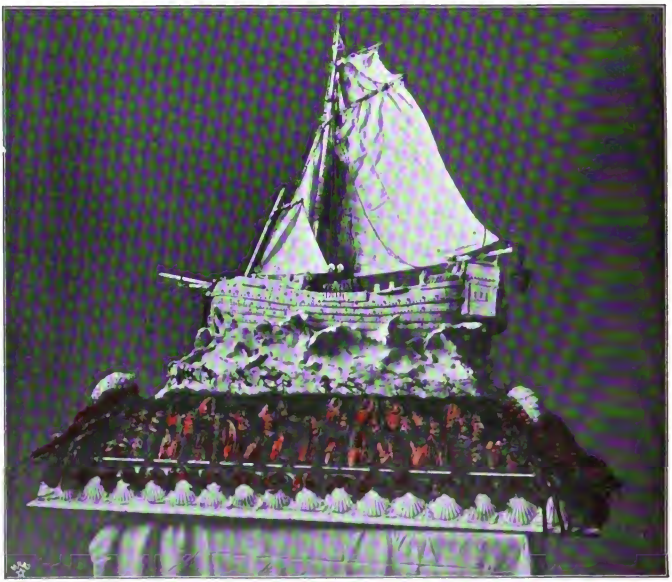
unterlief, daß Alexander Dumas der Ältere, von allen Franzoſen dieſes Jahrhunderts, ſelbſt Carême und Gambetta nicht ausgenommen, wohl der Sachverſtändigſte in Küchenfragen, den Hummer hochpoetiſch den „Kardinal des Meeres" nannte, obwohl das brave Kruſtentier ſeinen roten Mantel doch erſt — im Tode gewinnt. Aber recht hatte er darin, daß er den Hummer vor allem pries: ich wenigſtens habe nie verſtehen können, wie man die ſcherenloſe Langouſte über einen norwegiſchen Hummer ſtellen konnte; auch nicht, nachdem ich kürzlich bei Paillard in Paris Escalopes de langouste à la Beauharnais aß. Die Langouſte iſt ein ſehr verdienſtvolles Tier, aber ſie reicht an einen tadelloſen Hummer nicht heran, was auch immer Gegenteiliges behauptet werden mag. Es ſcheint mir kein Zufall, daß erfahrene Köche ſie gern mit allerlei Zuthaten geben: mit Trüffelſcheiben (à la Rolaud), mit Karijance (à l'indienne), mit rotem Pfeffer. (à la Doria) ꝛc. Ich weiß ſehr wohl, alle dieſe Künſte werden auch für den Hummer angewendet, in der wirklichen Praxis aber doch viel ſeltener.

Bei uns in Deutſchland kannte man bis



Ein Langoustengericht aus dem Restaurant Henry in Paris, Rue Saint Augustin.

vor einigen Jahrzehnten, von fürstlichen Küchen abgesehen, fast nur den kalten Hummer, in Aspik oder Mayonnaise; selbst die Hummersuppe erschien außer in Hamburg selten auf dem Tisch. Das hat sich neuerdings geändert. Man hat erkennen gelernt, daß der warme Hummer dem kalten an Feinheit des Geschmacks mindestensgleich steht, an Verdaulichkeit ihm überlegen ist — er ist zu Ehren gekommen. Sei es, daß man ihn, was ich vorziehe, mit frischer Butter oder mit Revigotesauce gibt; sei es, daß man ihn à la parisienne in Weißwein



Homards à la Provençale. Tafelaufsatz, gefertigt von Emil Koenig, Großherzogl. sächs. Hofküchenmeister.

Homards à la Provençale.

Tafelaufsatz, gefertigt von Emil Koenig, Großherzogl. sächs. Hofküchenmeister, anläßlich der goldenen Hochzeit des Großherzogs Carl Alexander von Sachsen-Weimar und der Großherzogin Sophie.

und **Kräutern kocht** und von einer Tomatensauce **oder gar** à la Delmonico von einer gepfefferten **Rahmsauce** mit Madeira begleiten läßt. **Wenn** unsere verehrten Köche immer noch, **zumal bei Büffets** und großen Diners, den **kalten Hummer**, den ich übrigens auch, nur **nicht ausschließlich**, verehre, mit einer gewissen **Vorliebe** auf die Tischkarte setzen, so **geschieht dies nicht** zuletzt, weil sie ihn gern **zu kunstvollen** Arrangements, Pyramiden ꝛc. **verwenden**, zu wahren Schaugerichten, **an denen** sich ihre Geschicklichkeit und ihr Stolz genug thun kann. Man könnte ein kleines Werkchen über diese Aufbauten, die pièçes montées, schreiben, zu denen sich ja der Riesenkrebs in rotem Gewande auch vortrefflich eignet. Einige Arrangements haben geradezu Berühmtheit erlangt und sind typisch geworden, so die nach Herrenhausener Art (wie denn überhaupt die Küche des letzten Königs von Hannover unter Baron Malorties Leitung noch heute vielfach als vorbildlich gilt) oder die nach Clemens Brentano mit der Stearin-

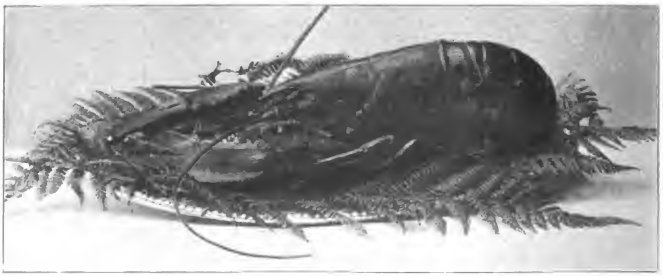
figur in der Mitte und dem Ragout in den Hummerscheren. Beiläufig: Clemens Brentano ist meines Wissens der einzige deutsche Dichter, der einem Gericht seinen Namen gab.

Ich erzählte oben, daß Kaiser Wilhelm I. ein großer Freund von Krebssalat war. Größer aber war noch seine Vorliebe für Hummer. Man überliefert darüber ein niedliches Geschichtchen. Der große König, bekanntlich ein sehr guter Haushalter, hatte sich eine Zeitlang bei seinem Koch sozusagen in Pension gegeben, d. h. dieser erhielt für die tägliche Tafel eine Pauschalsumme. Zur besten Hummerzeit aber wollte der hohe Herr durchaus täglich Hummern haben, und als sie einige Tage ausblieben, ließ er seinen Chef heraufbitten. Der aber zuckte die Achseln: „Verzeihung, Eure Majestät — das wird mir zu teuer!“ Darauf schritt der Monarch einigemal schweigend im Zimmer auf und ab und sagte endlich in seiner milden Art: „Ja — ja! Das sehe ich ein. Aber, mein Lieber, wenn es möglich ist, wenigstens ein paarmal in der Woche! Ich esse sie doch so gern!“ Also geschah es. Später mußte freilich Excellenz von Lauer sich ins Mittel legen, des Kaisers Leibarzt — und die Hummern kamen nun doch immer seltener und seltener auf des Greises Tafel.

Für die verehrten Hausfrauen unter den Leserinnen möchte ich zum Schluß noch auf eine Art der Verwendung von Hummernresten hinweisen, die in Frankreich beliebt ist; wie denn überhaupt die französische Küche in der praktischen Restverwendung als musterhaft gelten muß. Ich habe die Hummercroquettes im Sinne: der Teig aus Hummerstückchen, Hummerrogen, Eigelb, Butter, Rahm und etwas Fleischbrühe wird in längliche Formen geteilt, in geriebener Semmel gerollt, ausgebacken und mit Petersilie garniert aufgetragen. Ein ausgezeichnetes kleines Vorgericht — nur, bitte, versuchen Sie es nicht mit Hilfe von amerikanischem Büchsenhummer. Dieser ist für eine gute Zunge immer bedenklich; Hummern müssen sich wohl nicht zum Konservieren eignen, selbst nicht in den allerschönsten luftdichtesten Blechbüchsen. Denn an sich sind die amerikanischen Hummern vortrefflich, und, nebenbei bemerkt, die amerikanischen Köche, von denen ich sonst nicht gerade schwärme, erfinderisch in der Zubereitung ihrer „Lobsters“. Ein „Lobster Washington style“ oder ein „Lobster Rushmore style“ sind Gerichte, vor denen jeder Kenner den Hut zieht.

Ich sehe, ich habe nun doch eine ganze Reihe Namen genannt, Zubereitungsweisen wenigstens angedeutet. Hoffentlich entspinnt sich kein Streit über sie, daß es nicht geht, wie den Herren Fontenelle und Du Bois, französischen Gelehrten und Gourmets des vorigen Jahrhunderts. Diese hatten im Monat März zusammen ein wunderschönes Bund Spargel gekauft, kamen jedoch über die Zubereitung in Streit. Fontenelle wollte die Spargel in Butter, Du Bois in Essig und Öl. Endlich teilten sie die Spargel. Da rührte Du Bois plötzlich der Schlag. Während aber die Dienerschaft um ihn beschäftigt war, eilte Fontenelle spornstreichs in die Küche und rief: „Mettez tons au beurre!“

So eigensinnig soll man nicht sein. Das ist nicht hübsch.



Helgoländer Hummer.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Zum siebzigsten Geburtstage.

Von

Dr. Richard M. Meyer-Berlin.

Kaum jemals wurde es einer litterarisch begabten Natur so schwer gemacht, sich zu einem eignen Stil, zu einer festen Kunst- und Weltanschauung durchzuarbeiten, als in den Tagen nach der Revolution von 1848. Wer damals in die Jahre der Reife trat, für den mußte zunächst fast alles schwanken. Der Verlauf der Weltbewegungen hatte gleichmäßig die Schwäche der alten Regierungsart und des neuen Liberalismus offenbart. Die Tendenzdichtung der Herwegh und der Redwitz wurde weiten Kreisen unsympathisch, gerade weil sie auf sie zu große Hoffnungen gesetzt hatten; und die etwas schwächliche tendenzlose Märchen- und Erholungspoesie erschien wieder vielfach als ein Rückfall in die überwundenen Zustände einer „rein ästhetischen", unpolitischen Epoche. Ebenso stand es mit den religiösen, sozialen, wissenschaftlichen Fragen. Das wäre nicht so schlimm gewesen, wenn überall starke Leidenschaften und Empfindungen sich bekämpft hätten; aber zumeist lächelten sich von rechts und links nur höhnischer Skepticismus und verbitterte Müdigkeit an.

Das war eine gefährliche Atmosphäre auch für starke Geister. Nur zu leicht konnte selbst die Besten solche Verzweiflung umfangen; und die große Dichterin selbst, in der wir nicht zum wenigsten auch die tapfere Bekämpferin der wohlfeilen Blasiertheit feiern — Marie v. Ebner Eschenbach selbst ist solchen Stimmungen nicht immer entgangen:

Das eilende Schiff, es kommt durch die Wogen
Wie Sturmwind geflogen.

Voll Jubel ertönt's vom Mast und vom Kiele:
„Wir nahen dem Ziele."

Der Fährmann am Steuer spricht traurig und leise:
„Wir segeln im Kreise". . . .

Wenn aber eine Seele diese Versuchungen überwand, wenn ein angeborener Trieb zum Besseren und Besten über diese Gefahren triumphierte, dann trat stahlhart und glänzend eine prächtige Kampfeslust an den Tag und ein unversiegbarer Idealismus. Das gilt ganz besonders für die litterarischen Jubilare der letzten Jahre, für Friedrich Spielhagen, für Paul Heyse, für Marie v. Ebner-Eschenbach.

Mehr noch als die anderen hatte sie zu kämpfen. Am 13. September 1830 wurde die Comtesse Dubsky auf dem mährischen Gut Zdislawitz geboren. Die mehrfache Verheiratung ihres innig geliebten Vaters bedeutete mancherlei seelische Unruhen, die ihr inhaltreicher Bericht über die eigne Jugend (in K. E. Franzos' Sammelschrift „die Geschichte des Erstlingswerks") nur leise andeutet. Eine stürmische Produktionslust hatte sich mit dem ererbten Mißtrauen der adligen Umgegend wider alles „Schriftstellertum" auseinanderzusetzen, obwohl sie in ihren Kreisen nicht wider jede blecherne Gleichgültigkeit ringen mußte, die Annette v. Drostes westfälische Freunde dieser entgegenbrachten. Aber der alte Grillparzer, dem man die Versuche der Comtesse Marie vorlegte, urteilte mit Recht, daß es ihr gar nicht möglich sein würde, von der „Kultivierung ihrer Anlage" abzustehen. Zu helfen vermochte er ihr nicht. So schrieb sie ohne Unterlaß Romane, historische Dramen, Satiren. Mit einem frühreifen Kunstverstand paarte sich eine ausgesprochen pädagogische Tendenz. „Besser wollte sie die Menschen machen und dadurch glücklicher. Zur Liebe wollte sie sie erziehen, zum Mitleid; sie wollte in jedem einzelnen einen Feuereifer für fremdes Wohl,

eine freudige Achtung für fremdes Verdienst erwecken." Aber wie dem „jungen Fürsten", von dem sie dies eigentlich berichtet, fehlte auch ihr noch die Begleitung jener weisen Fee, die meist zu spät kommt, der Erfahrung. Den schön gedachten Werken fehlte noch die Reife.

Doch die stetige Arbeit, der treue Ernst der Selbsterziehung thaten ihre Pflicht. Die junge Gräfin war längst vermählt, als endlich der Ruhm kam — der nun verdiente Ruhm. Ein tüchtiger österreichischer Genieoffizier aus einer altadligen, ursprünglich nürnbergischen Familie, der vor wenigen Jahren als General verstorbene Moritz v. Ebner-Eschenbach, errichtete mit ihr jenes stille Heim, das die liebenswürdige kleine Erzählung „der Muff" anmutig schildert. Kinder waren ihr nicht beschieden; doch im eigentlichen wie im uneigentlichen Sinne durfte die große Kinderfreundin, die produktive Schriftstellerin ausrufen: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder!" Nun waren es kräftige, lebensfähige, erobernde Kinder, die sie in die Welt sandte, Romane, Novellen, Sprüche, die sie den ersten unter den Schriftstellern ihrer Zeit beigesellten. Zu bescheiden dachte sie selbst, doch mit ruhiger Freude, dieses langsamen Emporklimmens: „Man lasse mich mit frühen Triumphen ungeschoren, sie sind nicht selten die Vorboten späterer Niederlagen. Wer vermag sich von der im raschen, glücklichen Schwung der Jugend erreichten Höhe noch höher emporzuschnellen? Meistens bleibt es bei dem glorreichen Anfang, und was nachkommt, ist ein Sinken, wenn's nicht gar ein Stürzen ist." (Ach! sie hat hier nur zu vielen „hoffnungsvollen jungen Talenten" der Gegenwart das Prognostikon gestellt!) „Da lob' ich mir mein bescheidenes Streben, das mich allerdings nicht auf die Höhe, aber doch auf eine Anhöhe geführt hat." So denkt die Generalin im „Muff". Nun, wir wissen es längst, daß Marie v. Ebner-Eschenbach auf die Höhe gelangt ist!

Auf die Höhe zunächst reifer Kunstvollendung. Sie ist eine Meisterin des Stils, sie ist eine Meisterin der Technik. Ein klares, reines, dabei immer durchaus persönlich gefärbtes Deutsch hebt ihre Schriften von der turbulenten, unausgegorenen Art so vieler anderer Schriftstellerinnen, von dem nüchternen korrekten Ton mancher Altersgenossen ab. Am höchsten steht ihre Sprachkunst in jenen „Aphorismen", die man nie ohne Belebung, Belehrung, Erbauung aufschlagen kann. Ihre Form wetteifert mit der der berühmtesten französischen „Pensées"; ihr Inhalt macht sie unserem Herzen so wert wie die kalten Sentenzen eines Larochefoucauld nie werden können. „Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: — alle dummen Männer." „Die Palme beugt sich, aber nicht der Pfahl." „Wir können uns nie genug darüber wundern, wie so wichtig den anderen ihre eignen Angelegenheiten sind." „Es gibt keine schüchterne Lehrlinge mehr, es gibt nur noch schüchterne Meister." „Liebe ist Qual, Lieblosigkeit ist Tod." „Liebe alle Menschen, der Leidende aber sei dein Kind."

Nicht minder vollkommen ist die Abrundung in ihren „Parabeln und Märchen" — einer gerade heut so vielfach gemißbrauchten Gattung. Aber auch in ihren Erzählungen fehlt niemals dem Gedanken der genau treffende Ausdruck. Deshalb besitzt auch ihre Sprache eine so erstaunliche Modulationsfähigkeit. Der furchtbare Ernst von „Unsühnbar" und die heitere Ironie der „Kapitalistinnen" oder der „Zwei Comtessen", die aufgeregte Hast, die in bestimmten (auch inhaltlich verwandten) Situationen des „Gemeindekinds" an Sudermann denken läßt, und die fest, würdig, fast pomphaft einherschreitende Ruhe in „Božena" entsprechen der Eigenart dieser Geschichten. Und wieder innerhalb der größeren Romane — wie fein weiß ihre Rede sich den Momenten der Handlung anzupassen. Ihre Meisternovelle „Oversberg" könnte man, wenn man barbarisch genug sein wollte, zu Vorlesungen über die Abhängigkeit der sprachlichen Form vom Inhalt benutzen.

Und wie den Stil beherrscht sie die Technik. Eine kleine Schwäche haftet ihr an: die Einführung der Personen, einer der schwierigsten Punkte in der epischen Kunst, macht ihr allemal etwas Mühe. Die resolute Art, mit der etwa Spielhagen oder Sudermann ihre Personen am Kragen packen und vor uns hinstellen, oder die etwas umständliche Eleganz, mit der Paul Heyse oder Ferdinand v. Saar unsere Bekanntschaft mit ihren Figuren vermitteln,

sind ihr gleich fremd. Mit einer gewissen liebenswürdigen Verlegenheit stellt sie uns ihre Menschen vor, etwas zu absichtlich, damit wir sie ja nicht verkennen. Aber ist dieser Augenblick überwunden, so spielt sich die Handlung mit makelloser Kunst ab, folgerichtig und doch nicht in der gräßlichen Geradlinigkeit gewisser neuerer Romane besonders von weiblicher Hand, spannend und doch kaum je „romanhaft“ im üblen Sinne, voller Lebenswahrheit und doch stets weit entfernt von rohem Naturalismus. Von ihren drei großen Romanen zeigt „Božena“ (1876), die Geschichte einer mährischen Magd, noch gewisse Kunstfehler: die Absicht gewisser Episoden tritt zu deutlich hervor, der Schluß ist gewaltsam ins Versöhnliche umgebogen. Aber „das Gemeindekind“ (1887) konnte in der ungeheuren Kraft seiner Figuren schon mit jenem anderen Frauenroman wetteifern, den Marie v. Ebner jederzeit rückhaltlos bewundert hat: mit der „Letzten Reckenburgerin“ der Luise von François. Und „Unsühnbar“ (1891) stellt sich kühn neben noch größere Nebenbuhler. Das Problem fordert zu einem Vergleich mit Fontanes „Effi Briest“ heraus: wie eine edle, tüchtig angelegte Natur fast wider ihren Willen, gleichsam in geistigem Schlaf in Schuld und Untreue verstrickt wird und wie sie nun diesen Widerspruch gegen ihre eigne Natur grausam büßt, das schildert Fontane mit einem größeren Reichtum des Details, Frau v. Ebner mit mächtigerer Kunst der Gesamtanlage. Und in der Fähigkeit, aus den Gesprächen der Gestalten, aus ihrem an sich scheinbar bedeutungslosen täglichen Thun, ja aus leisen Winken über Kleidung und Haltung die Atmosphäre der ganzen Handlung erkennen zu lassen, in dieser echt dichterischen Kraft der „indirekten Veranschaulichung“ wüßte ich diesem Meisterwerk nur ein freilich noch größeres in der deutschen Litteratur an die Seite zu stellen: Goethes „Wahlverwandtschaften“.

Die Sicherheit der Technik nutzt sie gern zu kleinen Virtuosenstückchen aus. Wie Conrad Ferdinand Meyer erschwert sie sich die Erzählungen, in dem sie einen anderen vortragen läßt, so daß sie sich des eignen Stils zeitweilig entäußern muß. Nie bleibt das aber, wie nur zu oft bei Heyse, ein leeres Spiel; die Hörer greifen in den Vortrag ein, setzen ihm Lichter auf („Die Resel“; „Oversberg“; „Er läßt die Hand küssen“), sie helfen uns ungezwungen in das Miterleben hinein.

Und doch — hab' ich an Marie v. Ebner so viel zu rühmen, was Sprache und Technik angeht, das Höchste ist das nicht, was an ihr zu preisen ist. Gewiß gilt das viel, viel gerade in einer Zeit, die zu „genialer“ oder auch einfach — zu ungeschickter Verwahrlosung der Form neigt. Gerade deshalb hat auch die Dichterin, die gern und eingreifend kritisiert, gegen gewisse litterarische Verwilderungen in bitterer, zuletzt selbst zu bitterer Satire („Bertram Vogelweid“ 1896; „Alte Schule“ 1897) angekämpft und den Naturalismus fast als eine moralische Verirrung aufgefaßt. Das ist sicherlich ungerecht; aber es ist gerade bei ihr begreiflich. Denn wie nur selten bei einer durchaus künstlerischen Natur geht bei ihr das moralische Ideal mit dem ästhetischen Hand in Hand.

Menschen bilden ist wohl die höchste Aufgabe aller Kunst: Menschen bilden in doppeltem Sinn. Die Kunst will Gestalten schaffen, die wie lebendige Menschen dastehen; und sie will durch ihre Schöpfungen erbauend und beglückend oder läuternd auf den Menschen wirken. Leicht verirrt sich da der Künstler in ein unerfreuliches Moralisieren, klebt abschreckende Intriganten und noch viel unerträglichere Mustermenschen auf einen Bogen zusammen und versäumt über der pädagogischen Absicht die künstlerische. Davor schützt unsere Dichterin bei aller Lebhaftigkeit ihrer erzieherischen Neigungen ihre hohe Kunstauffassung. Und wieder vor einer kühlen Darstellung von Personen, die jenseits von Gut und Böse nur „sich ausleben“ wollen, behütet sie ihr warmer Anteil an allem Menschlichen. Sie wuchs in einer Grenzlandschaft auf, wo deutscher Adel und slavische Erbunterthanen zum Vergleich herausforderten. Die deutschen Herren sah sie nur zu oft der Pflichten vergessen, die ihre Stellung ihnen auferlegte; nicht roher Übermut, wie bei ihren polnischen Nachbarn, aber Lässigkeit, Bequemlichkeit, Vergnügungslust, zuweilen auch doktrinäre Härte ließ die Gutsherren oft zum Unheil ihrer Untergebenen werden. Und in diesen selbst sah sie prächtige Anlagen zu vollen, schönen Menschenbildern, wie „Božena“ und die

glänzende Novelle „Maßlans Frau“ sie malen, allzu oft durch Not und Elend verkümmern. Diese Erfahrung ward zu dem großen Erlebnis ihrer Dichtung. Immer wieder hatte sie es beobachtet, wie die unschätzbarsten Gelegenheiten versäumt wurden. Ein vornehmer, reicher, kluger Mann kann ein Stück Landes zum Paradies umschaffen; ein begabtes Mädchen kann zu einer alles um sie herum beglückenden Frau werden; ein treuer Diener zum unschätzbaren Halt des Hauses. Immer wieder wachsen solche Naturen hervor, versprechen viel — und werden im entscheidenden Punkt der Entwickelung umgebogen, verdorben. Da leidet es die leidenschaftliche Seele der Dichterin nicht mehr. Sie springt herzu; sie faßt gleichsam mit geistigen Fingern die mit Keimen aller Art erfüllte Seele. Nun läßt sie sie auf einem neuen Boden sich auswachsen. Nicht wie Zola geht sie von vorhergefaßten Meinungen aus: mit unendlicher Liebe beobachtet sie jedes Symptom, wartet wie eine Krankenpflegerin auf jeden Moment der Erregung, der Gefahr, und verliert nie die Geduld. Deshalb gibt es bei ihr nicht jene „öden Stellen“, die in so vielen auch guten Romanen das abnehmende Interesse des Erzählers verraten. Deshalb ist sie eine so feine Psychologin: die Liebe macht sie hellsäugig. Und das eben gibt ihren Erzählungen die Eigenart. „Der Philosoph zieht seine Schlüsse, der Poet muß die seinen entstehen lassen“, sagt sie selbst. In jedem Augenblick muß sie mit allen Sinnen bei der geliebten Seele sein, um zu sehen, wie nun Schicksal, Umgebung, eigne Absichten einwirken: sie muß jede leise Regung entstehen lassen und verfolgen. Wie in einer wahrhaftigen Natur das Schicksal die Lüge aufkommen läßt und sie doch nicht Herr werden lassen kann über die Seele („Unsühnbar“), wie böse Anlagen sich mit geheimnisvoller Hartnäckigkeit behaupten („Das Schädliche“), wie ein verborgener Keim zu voller Kraft erweckt wird („Der Kreisphysikus“, „Nach dem Tode“) — all das muß sie beobachten, muß sie treulich verzeichnen, ohne Schönfärberei, ohne Schwarzmalerei. Dafür jauchzt aber ihre ganze Seele, wenn einmal das Experiment geglückt ist, wenn einmal eine hohe und reine Anlage sich gegen alle Versuchungen und Gefahren behauptet, rein und edel das Höchste gelingt: vollkommene Ausbildung schöner Anlagen. Deshalb klingt durch die unübertreffliche Novelle „Oversberg“ trotz aller Tragik der Erlebnisse ein so heller Ton der Menschenfreude; deshalb wird selbst in einem direkt pädagogisch angelegten Buch wie „Rittmeister Brand“ die ästhetische Freude an dem Schönen mächtig über den moralischen Ärger an dem Schlechten.

Und das bleibt gerade uns Deutschen doch stets das Höchste an unseren Künstlern: die Persönlichkeit. Eine schöne Parabel, „Die Siegerin“, erzählt von dem unzerstörbaren Glauben der Dichterin an die Güte. Oft kommt sie dem Pessimismus nahe; denn immer wieder sieht sie das Beste verwahrlost, sieht verhätschelnde Umgebungen, lässige Herrschaften, schlechte Regierungen die gute Saat im Kind, im Diener, im Volk verderben. Aber immer wieder „mit Steinen beworfen, von den Pfeilen des Undankes durchbohrt, hundertmal niedergezwungen erholt die Güte sich immer wieder unverwundbar, unüberwindlich und tritt von neuem in den wütenden Kampf“. Nur zu vielen fehlt heut dieser rettende Glaube. Marie v. Ebner besitzt ihn, weil ihre leidenschaftliche Sehnsucht nach dem Vollkommenen sie nicht verzweifeln läßt. Sie besitzt ihn, weil die feinsinnige Beobachterin wohl doch auch das Gute siegen sah. Sie besitzt ihn, weil ihr eignes Leben ein Beispiel siegreicher Selbstzucht, glücklichsten Überwindens bietet. Und deshalb danken wir zu ihrem 70. Geburtstag nicht bloß der Künstlerin, nicht bloß der Erzieherin, sondern nicht zum wenigsten auch der Trösterin und Helferin Marie v. Ebner-Eschenbach!

Wie ich Marie von Ebner-Eschenbach kennen lernte.

Von

Hermine Villinger.

Mit fünf Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1884 in Berlin saß ich in der sogenannten „guten Ecke“ meiner lieben Freunde, und jemand las den „Krambambuli“ vor. Ich gehörte damals längst zu den eifrigsten Leserinnen und Verehrerinnen der Dichterin Marie von Ebner-Eschenbach, und die Geschichte des Hundes Krambambuli ergriff mich aufs tiefste. Mein Taschentuch wurde zu einem kleinen nassen Klümpchen bei der Schilderung von Krambambulis Seelenkämpfen, als er sich plötzlich zwischen seinen ersten und seinen gegenwärtigen Herrn gestellt sah. — „Bellend, heulend, den Bauch am Boden, den Körper gespannt wie eine Sehne, den Kopf empor gehoben, als riefe er den Himmel zum Zeugen seines Seelenschmerzes an, kriecht er — seinem ersten Herrn zu. —

Und Krambambuli geht elend zu Grunde, denn er getraut sich nicht zu seinem zweiten Herrn zurück; jenseits der Wiese sieht man ihn oft sitzen, am Waldessaum, die Stätte seines ehemaligen Glückes unverwandt und sehnsüchtig betrachtend.

Während ich über Krambambuli weinte, beschloß ich in mir: „Du dankst dieser Frau für all das Schöne, Gute, Warme, das sie dir und so vielen gegeben hat —“

Mit meinem Dank schickte ich ihr mein erstes Buch und erhielt beinahe umgehend den herzlichsten, wohlwollendsten und liebevollsten Brief.

Da war sie ja, die ganze volle Herzensgüte dieser Frau, die der Anfängerin nicht nur eine Hand, nein, gleich beide Hände zum Willkommgruß entgegenstreckt.

Es ließ mir nun keine Ruhe mehr, ich mußte Marie von Ebner-Eschenbachs persönliche Bekanntschaft machen. Und so fuhr ich denn im Jahre 1886 zum erstenmal nach Wien. Es war im Frühling; heller Sonnenschein lag über der alten Kaiserstadt; um den Stephansturm, an dem ich vorüberkam, flatterten weiße Tauben, deren Flügel wie Silber glänzten; unten auf der Straße gingen schöne, elegant gekleidete Menschen, Blumen- und Apfelsinenverkäuferinnen boten ihre Ware an; alles war so farbig, so lebendig, darüber der tiefblaue Himmel. Aber weiter, weiter, die Roteturmstraße, das Haus Nummer 27 war mein Ziel. Ich hatte es erreicht, ich eilte die Treppen hinauf. Der Diener führte mich durch das Vorzimmer, noch ein paar Schritte, und ich stand Marie von Ebner-Eschenbach gegenüber.

Marie von Ebner-Eschenbach als junge Frau.

Ich kann sie nicht beschreiben — nur so viel: — es ging ein Zauber von ihr aus, vor dem sich mein ganzes Innere beugte. War's die große Herzensgüte, die ihr aus den Augen schaute, in ihrem Händedruck lag — die vollendete Lebensform, die einzige Anmut ihres Wesens? War's das Gefühl ihrer Bedeutung, der Gedanke: Du stehst vor unserer besten, edelsten und geliebtesten Schriftstellerin? Ich weiß es nicht, ich stand und stehe noch heute unter dem Banne dieser einzigen Persönlichkeit. Sie schildern, unmöglich! Dazu fehlt mir die richtige Sehweite, dazu habe ich sie viel zu lieb. — Ich will nur versuchen einzelne Momente unseres Zusammenseins wiederzugeben; ihrer Bedeutung gerecht zu werden, vermag ich nicht; nur schildern möchte ich können, wie gut sie ist, was sie einem Menschen zu sein vermag, der ihr nahe steht und selbst dem, der ihr nur flüchtig begegnet. Man kann ihr alles sagen, und hat einer ein Leid, der ist bei ihr geborgen,

Marie von Ebner-Eschenbach mit 27 Jahren.
Nach einem Ölbilde.

denn Marie von Ebner-Eschenbach versteht zu trösten — „wie einen seine Mutter tröstet."

Ich fuhr nun jedes Jahr nach Wien und hatte das Glück, täglich ein paar Stunden mit Marie von Ebner-Eschenbach zusammen sein zu dürfen. Da konnte ich mit ansehen, was diese Frau leistete, noch neben ihrem Beruf, der ihr so sehr am Herzen lag; man mußte sie im Kreise ihrer Angehörigen gesehen haben, um zu wissen, welchen Reichtum an Liebe sie zu geben hat. Aber auch die Freunde kommen nicht zu kurz. Ich weiß nicht, wo sie die Zeit hernahm, all den vielen, die zu ihr kamen, Freundin, Ratgeberin und Wohlthäterin zu sein; die unzähligen Manuskripte junger Schriftsteller und Schriftstellerinnen zu prüfen und zu beurteilen; alles Interessante, was die einheimische und fremde Litteratur bringt, kennen zu lernen. Und dann — ihre Uhren — „Ja, die machen mir noch das Sterben schwer," sagt Lotti, die Uhrmacherin, ganz im Sinne der Dichterin.

In einer hinteren Ecke ihres Arbeitszimmers prangt der kleine, in die Wand eingelassene Uhrenschrank, in dem ihre Lieblinge, über zweihundert an der Zahl, auf purpurrotem Samtgrunde ruhen. Ihnen reihen sich Marie von Ebner-Eschenbachs Bücherschätze an, alle unter Glasverschluß, stattliche Reihen von Bänden, die Langwände des Arbeitszimmers einnehmend. Der Schreibtisch steht frei im Zimmer; vollendete Ordnung herrscht auf diesem Schreibtisch mit all den vielen feinen Sachen und Sächelchen darauf, den wunderhübschen Bleistiften in allen Größen und Arten, immer gespitzt, immer leistungsfähig.

An der Wand, dem Schreibtisch gegenüber, hängt das schöne Ölbild ihrer Mutter, der ersten Frau des Grafen Dubsky. Vorn am Fenster, dem einzigen dieses ernsten stimmungsvollen Raumes, steht das Stehpult, auf den das volle Licht von außen fällt. Man sieht von diesem Fenster auf einen kleinen Platz, der allerdings nur von ein paar Häusern gebildet wird, aber man erblickt doch ein Stückchen Himmel, der von den Fenstern aus, die in die Roteturmstraße gehen, nicht entdeckt werden kann.

Eben fiel ein Sonnenstrahl schräg durch das Fenster des Arbeitszimmers auf das Uhrenschränkchen und beschien Marie von Ebner-Eschenbachs Hände, als sie die Lade öffnete und mir zum erstenmal ihre Uhren vorstellte — diese seltenen feinen Meisterwerke und diese selten feinen Hände der Besitzerin — sie sind wie zusammen gehörig, so liebevoll, so zärtlich gehen die Hände mit diesen kleinen Uhrchen um, als hätten sie es mit lebendig atmenden Vögelchen zu thun. Sie sind ihr auch lebendig, die Besitzerin kennt die Geschichte eines jeden dieser kleinen Wunderwerke ganz genau, kennt die Meister dieser aus den verschiedensten Zeiten stammenden Uhren und Uhrlein. Und was sie alles davon zu sagen weiß! Man staunt über diese Kenntnisse!

Und die wurden nur so nebenbei erworben. Am frühen Morgen fängt Marie von Ebner-Eschenbachs Hauptarbeit an; wenn die ihrem Herzen Teuren und alle, die sich zu ihr drängen, noch in den Betten liegen, ist sie längst bei der Aufgabe, die sie sich gestellt, arbeitet mehrere Stunden lang und eilt dann, ehe die Besuchsstunde

St. Gilgen, Wohnort von Frau Marie von Ebner-Eschenbach.

da ist, mit ihrem Manuskript unter dem Arm erst durch einen Thorweg, dann über den Graben in die Habsburgergasse Nummer 5. Denn da wohnt Frau Ida von Fleischl, Marie von Ebner-Eschenbachs beste Freundin, „ihre höchste Instanz". Unmöglich von der einen zu sprechen, ohne der anderen zu gedenken. Alles teilten sie miteinander, diese beiden Frauen, Leid und Freud', Arbeit und Familiensorgen; auch ihre Erholungsstunden.

Marie von Ebner-Eschenbach hat selbst in dem Nachruf, den sie Betty Paoli gewidmet, jene eigenartigen Tarokpartiechen im Hause der geliebten Frau Ida beschrieben, bei welchen Betty Paoli, diese edle hochbedeutende Frau und Dichterin die dritte im Bunde war. Das Spielen war ja Nebensache. Was habe ich da für kluge Worte gehört! Und wie herzlich diese drei Frauen lachen konnten!

Marie von Ebner-Eschenbach in älteren Jahren.
Nach dem Gemälde von Marie Müller.

Dabei diese unbeschreibliche Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit in ihrem Auftreten, in ihrem ganzen Wesen! Und doch jede in ihrer Art eine an sich fertige abgeklärte Persönlichkeit.

Eine Freundin, die kürzlich das Glück hatte, einen Nachmittag mit Marie von Ebner-Eschenbach verleben zu dürfen, schreibt mir folgende Worte: „Alles versteht diese Frau, hat ein Urteil, das gerecht ist und milde zugleich. Aus jedem ihrer Worte spricht die superiore Natur. Kein nationales, kein Rassenvorurteil, kein religiöses — ich fühle mich in ihrer Nähe wie in einer reineren Luft."

Das ist so wahr, in einer reineren Luft ist man bei ihr, und doch — kein Mensch fühlt sich eingeschüchtert in Marie von Ebner-Eschenbachs Nähe; von den unendlich verschiedenartigen Leuten, die ich in ihrem Hause habe verkehren sehen, ob einer klug war oder einfältig, gelehrt oder unwissend, weltfremd oder weltgewandt, jeder hat sich unsäglich wohl bei ihr gefühlt. Ganz gewiß weil sie so einfach ist, weil etwas so unendlich Herziges aus ihrem ganzen Wesen spricht, daß man zu einer vollen Würdigung ihrer Bedeutung eigentlich gar nicht gelangen kann. Und plötzlich fällt ein Wort, eine Bemerkung, die man nie wieder vergißt. Ich sprach einmal von einer Künstlerin, deren Lebenswandel nicht einwandfrei war und meinte: „Wenn man sie spielen sieht, muß man ihr alles verzeihen."

Da sah mich meine Meisterin groß an: „Mein Kind, wer darf sagen, ich verzeihe?"

In den neunziger Jahren suchte ich meine teure Freundin und Meisterin nicht mehr in Wien, sondern in St. Gilgen im Salzkammergut auf.

Tiefes Heimweh überkommt mich, denke ich des blauen Wolfganglees, an dessen Ufern Marie von Ebner-Eschenbach mit ihrer Freundin Ida lustwandelte, den schattigen Luegerweg entlang, mit dem Blick in all' die Berg- und Himmelsbläue. Wie oft blieben die beiden Frauen stehen, zeigten nach dem kühnaufsteigenden Schafberg hin, nach der herrlichen, den Horizont abschließenden Gebirgskette und freuten sich des Anblicks.

Ach solch ein Spaziergang mit Marie von Ebner-Eschenbach, solch ein Weg an ihrer Seite, da konnte einem oft ein kurioses Licht aufgehen, wie himmelweit man in seinem Innern von dieser Frau entfernt war, der man doch so gerne ähnlich gewesen wäre! Dieser Selbstenteignung nachzueifern, wie oft versagte mir die Kraft, wie manchen heimlichen Seufzer stieß ich aus, wenn ich eben von einem mir unbeschreiblich wichtig dünkenden Anliegen sprach und Marie von Ebner-Eschenbachs Augen plötzlich ein kleines weinendes Kind am Weg entdeckten oder ein altes Weiblein erblickten, das stehen blieb und verlangend zu ihr hin sah. Da wurde das Kleine getröstet und zu

gleicher Zeit auf all die vielen Mißhelligkeiten hingehört, die der armen Alten das Leben erschwerten. Bog man schließlich in die Ebner-Eschenbachallee, da mußte überhaupt jedes Gespräch verstummen; was unterwegs war, groß und klein, arm und nicht arm, jeder bildete sich ein, ein Anrecht auf ein Wort, auf einen Blick der gütigsten der Frauen zu haben. Und wenn gerade die Klosterschule aus war, kamen sie gar im Sturm herbei, Schwestern und Kinder, und drängten sich zum Handkuß.

Aber auch das schöne Fest, das Marie von Ebner-Eschenbach am 13. September, ihrem Geburtstage, den Kleinen im Klostergärtchen gab! Gewöhnlich war's brennend heiß, aber das schadete nichts, die Kinder waren unermüdlich im Essen, und Marie von Ebner-Eschenbach die Unermüdlichste von uns allen im Austeilen. Auch die im Kloster lebenden Pfründner und Pfründnerinnen bekamen ihren Anteil, ja, sogar die paar Gefangenen des Ortes, die merkwürdigerweise im gleichen Hause mit der Unschuld und Ehrbarkeit untergebracht waren, grinsten vergnügt hinter ihren vergitterten Fensterchen und löffelten ihren Festtagskaffee.

Des Morgens aber sah man auch hier Marie von Ebner-Eschenbach mit ihrem Manuskript raschen Schrittes über die Straße zu der ihr gegenüber wohnenden Freundin eilen. Und war die Arbeit gethan, so gehörte die übrige Zeit den Freunden, die sich zur Nachmittagsstunde bei Marie von Ebner-Eschenbach, zum Abend bei Frau Ida von Fleischl einzufinden pflegten. Ach, diese schmale Ecktube der Frau Ida — nicht wahr, ihr alle, die ihr die edle Gastfreundschaft dieser weisen, großdenkenden und herzenswarmen Frau genossen — wie wohl war einem da, welch ein Kreis von Menschen saud sich hier zusammen!

Das Schönste aber war, wenn uns an stillen Abenden Marie von Ebner-Eschenbach ihre neuesten Geschichten vorlas, frisch von der Feder weg. Erst wenn man sie lesen hört, weiß man, welch tief erregbares Herz, welche Kraft der Empörung, welche Fülle der Liebe diese milde Frau in sich birgt. Ihre Stimme vibriert beim Lesen, sie reißt einem mit fort, man fühlt mit ihr, man lacht, man weint — sie liest wunderbar!

Nur einmal war ich nicht ganz mit ihr einverstanden; sie las uns ihr neuestes Gedicht „So ist es," in welchem sie ihr Talent als einen Dämon bezeichnet, der ihr das Höchste raube — die Selbstbestimmung:

„Der Dämon nimmt dein Herz, stiehlt dir die Seele,
Er füllt allein dein ganzes Denken aus;
Du hast nur ihn; ja dein ureignes Leben,
Dein menschlich Irren, jegliches Empfinden,
Dein glühend Mitleid, Haß und Zorn und Schmerz,
Dein stilles Sehnen, dein geheimster Traum
In seinem Dienst wird alles ausgemünzt

— — — — — — — — — — — —

Dünkt euch dies Schicksal so beneidenswert,
Ertrüg' es einer, der es wenden könnte?"

Daß sie dieses, ihr Talent, ihr Schaffenmüssen, als eine so harte Pein ansah, das war's, was ich nicht Wort haben wollte, und trotz ihres Kopfschüttelns, ich blieb dabei: „Ein Talent ist weit weit mehr ein Segen als eine Qual —"

St. Wolfgangsee, du herrlicher, blauer, glitzert die Sonne auch jetzt noch so lustig auf deinen silbernen Wogenkämmchen? Es ist ja so vieles anders geworden: die beiden Wohlthäterinnen dieses lieblichen Erdenwinkels, sie wandeln nicht länger Seite an Seite den Luegerweg entlang — Frau Ida ruht auf dem Centralfriedhof zu Wien, Marie von Ebner-Eschenbach weilt auf Schloß Zdislawitz in Mähren. Aber ihre Dichtergabe ist ihr treu geblieben.

„Ich arbeite wieder," schrieb mir die tiefgebeugte Freundin der Heimgegangenen, „und die Geschichte hat mir über schlimme Tage hinweg geholfen; ich bin ihr dankbar."

Die Tarokpartie.

Betty Paoli. Marie Ebner. Ida Fleischl.

Im Grunewald. Nach dem Gemälde von Walter Leistikow.
(Münchener Secession 1900.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ma.

Ein Porträt von

Lou Andreas-Salomé.

I.

Die Iberische Mutter Gottes fuhr spazieren.

Aus der Tiefe ihres kerzenerhellten blaugoldschimmernden Tempelchens, vor dem Eingang zum Schönen Platz am Kreml, war sie von ehrfürchtigen Händen in den Wagen gehoben worden.

Da saß sie nun im prächtigen Vierspänner, ihrer ständigen Equipage, breit auf dem Vordersitz; ihr gegenüber zwei Priester in reichen scharlachroten Gewändern, Kreuz und Weihrauchgefäß vor sich hinhaltend.

Irgend eine der kleineren Glocken im Kreml bimmelte und bimmelte. Hin und wieder nur unterbrach ein vereinzelter tiefer Glockenton, lang nachdröhnend und wie verträumt, dies helle Geläute. Hoch über den verschneiten Straßen klang es unermüdlich, mit dringlicher Monotonie, in den Winterwind hinein.

Die Menge umringte den Wagen so nahe, als sie es vermochte; junge Gesichter und alte, bärtige bückten sich in gleich demutvollem Eifer, einen Kuß auf das wunderthätige Bild zu erhaschen oder wenigstens auf den Rahmen daneben.

Ein paar elegante Offiziere, die über den Platz herkamen, machten mitten auf dem Fahrdamm Halt, beugten das Knie in den Schnee und bekreuzigten sich feierlich mit bis zur Strenge ernsten Mienen.

Täglich fuhr die Iberische Mutter aus, allen Besuchsanforderungen zu genügen, dennoch mußte oft wochenlang vorher ihre Gegenwart in ein Haus erfleht werden, damit sie noch Zeit dafür fand.

Langsam lenkte der imposante Kutscher, trotz der empfindlichen Kälte entblößten Hauptes, seine vier Rappen aus dem Menschenhaufen hinaus.

Viele blieben noch stehen, ihm nachzuschauen. Auf den Stufen zum Tempelchen lagerten Pilger, Sandalen an den tücherumwickelten Füßen, den Stab in der Hand. Mit ihren Anliegen wandten sie sich jetzt an die Kopie des Bildes, die stellvertretend im Heiligtum hing, und steckten betend brennende Wachskerzen davor auf.

So mehrte sich drinnen immer noch Licht um Licht zu erhöhtem Glanze, — von außen anzusehen wie eine mächtige gelbflimmernde Sonne, die mitten im nüchternen Alltag des Straßenlebens gleich einem leuchtenden Geheimnis dastand und winkte und winkte. —

Die Mutter Gottes im Vierspänner hatte mit nicht gar vielen Equipagen zu konkurrieren. Wer sie fahren sah, konnte sie gut für die große Dame Moskaus halten und für den Inbegriff des heiligen Mütterchen Moskau selbst.

Was da auf dem hartgefrorenen Schnee an Fuhrwerken vorüberglitt, waren fast nur kleine, niedrige Schlittchen, wie sie für wenige Kopeken sogar dem Volk zugänglich sind. Weiber mit Sack und Pack befanden sich häufig drin, Bauern in hoch um die Ohren geschlagenen Schafpelzen. Seltener schon flog eine Troika des Weges dahin, und, zugleich mit dem lustigen, schellenläutenden Dreigespann, vielleicht irgend ein Lied, angestimmt von den Insassen, — ein Lied, wie es in den Theebuden zur Harfe gesungen wird oder in Sommernächten vor der Thür der Dorfhütten.

Das zitterte dann mit dem nachschwingenden Glockenton wundersam in eins zu-

sammen, — selbst dann wundersam in eins, wenn's zufällig ein Tanzlied war. Auch dann mußte es der Iberischen Mutter heimisch entgegenklingen.

Und auch unter den Fußgängern begegneten ihr vorherrschend ihre ureigensten Kinder, Kinder des Volks. Nicht das Proletariat großer Städte, wie es gern die entlegeneren Gassen füllt, sondern Volk, — das Volk zu Hause auf seinen breiten Straßen und Plätzen. In der ihm zugehörigen Tracht schritt es, nicht in abgelegten Almosenkleidern Reicherer oder in deren Nachahmung, und seine Tracht überwog so sehr, daß die Andersgekleideten, die Allerweltstypen, sich fast darunter verloren.

Das alte Moskau — zumal in der winterlichen Frühdämmerung solcher Nachmittagsstunde — nahm sich beinahe aus, als sei es im Grunde seines Herzens ein Riesendorf, zutraulich herumgebaut um die allwaltende Herrlichkeit und Heiligkeit der Kremlhöhe.

Rot und grün und blau an Dächern oder Mauerwerk, in Farben, wie Kinder sie am liebsten auf ihren Bilderbogen anbringen, schauten die Häuser zum großen Kreml empor. Und in Rot und Grün und Blau antwortete er ihnen von der Höhe seiner Kuppeln und Paläste, väterlich ihnen angepaßt, mit ihnen verschmelzend, und malte noch bunte Sternchen oder Streifen mitten hinein in sein Gold.

Mit dem Golde aber übertrumpfte er sie, überstrahlte er sie, mit dem Gold übertönte er alles wie mit einem lauten Lobgesang, so daß sie gleich darauf doch wieder ganz klein unter ihm dalagen und ganz verstummt trotz ihrer beredten Farben. Und ein anderes Gold war es zu jeglicher Stunde, zu jeder jedoch ein königliches, vom ersten Tagesgrauen an, das über Moskau aufging, bis tief in die tiefste Nacht, denn keine gab es, tief genug, um das Gold ganz auszulöschen.

Immer war es da, ob breit entfaltet in seinem selbstverständlichen Glanze oder geheimnisvoll gesammelt wie eine Leuchte von innen her, die sich nur verstohlen verrät. Immer war es da, allen gegenwärtig, von den äußersten Kreuzesspitzen der Kathedralen an bis hinein in das verborgenste Dunkel der Kirchenränme und bis hinab in den geschlossenen Wagen selbst, in dem die Iberierin durch die Straßen fuhr, feierlich umblitzt von Goldfunken und dem vielfarbigen Schimmer ihres köstlichen Geschmeides. —

Sie machte nur eine kurze Fahrt: schon in der Nikolajewskaja schien ihr Ziel erreicht. Unter einem erneuten Auflauf von Menschen, die leise beteten, sich bekreuzigten und einen Kuß anzubringen suchten, wurde sie hinausgehoben, um den inbrünstig Harrenden entgegengetragen zu werden, denen ihr Besuch galt, und deren Thränen sie trocknen, deren Qual sie bannen oder deren Jubel über eine Glücksfügung sie Weihe und Segen erteilen sollte.

Am Fenster eines hölzernen Miethauses schräg gegenüber standen zwei junge Mädchen und sahen, aneinander gelehnt, der Scene auf der Straße zu.

„Ach Rußland — Rußland! Mir ist doch wieder, als ob ich nach Asien zurückgekehrt wäre," sagte die Ältere kopfschüttelnd, „traurig ist es! Ich wundere mich, daß du nur dazu lachst, Sophie."

Sophie kehrte sich vom Fenster ab, weil es nichts mehr zu sehen gab. Sie entgegnete mit einem sanften, begütigenden Stimmchen: „Es ist nicht so schlimm. Vielleicht noch ein bißchen Mittelalter, aber es kann auch etwas ganz Feierliches bekommen, mitunter. Dann lache ich auch nicht. — Man muß nur nicht gerade als Studentin frisch aus dem Auslande angereist sein!"

„Wir haben keinerlei Grund, uns für dies Mittelalter zu begeistern, Sophie. Sind wir etwa Russen? Und selbst wenn wir's wären —"

Sophie war nach dem anderen Fenster gegangen, wo neben einer Gruppe wohlgepflegter hoher Blattpflanzen ein Schaukelstuhl stand.

„Sind wir auch nicht geradezu Russen, so doch hier zu Hause," meinte sie zögernd. „Und eigentlich möchte ich manchmal, wir wären's noch mehr! Wären zum Beispiel in einem stockrussischen Gymnasium erzogen worden, — wenigstens ich, Schwesterchen."

„— Warum —?!"

Sophie blieb die Antwort auf diese erstaunte Frage schuldig.

Ihre zartgliedrige Gestalt dehnte sich lang aus im Schaukelstuhl, und sie legte den blonden Kopf mit seinen zwei schimmernden Flechten, die ihn kranzförmig um-

wanden, so weit zurück an die Stuhllehne, daß ihr Blick zur Zimmerdecke emporsah, anstatt auf die Schwester.

Erst nach einer kleinen Pause bemerkte sie ablenkend: „Übrigens: diese niedrigen Decken abgerechnet, — findest du nicht auch, Cita, daß unsere jetzige Wohnung ganz ungeheuer behaglich ist? Ich freute mich so, als wir wegen Mas vielen Lehrstunden in dies gute Viertel ziehen mußten."

Cita hatte sich auf den Fenstersims gehockt und strich sich in einer ihr eigentümlichen hastigen Bewegung mit der Hand durch ihr kurzverschnittenes, welliges, ganz dunkelblondes Haar.

„Gewiß, — sehr behaglich habt ihr es," gab sie zerstreut zu, „aber es sollte wohl selbst der vertrackteften Wohnung schwer fallen, unbehaglich zu wirken, wenn unsere Mama sie bewohnt und einrichtet. — Aber daß sie dies Viertel wählte, ist auch abgesehen von den Lehrstunden gut. Die meisten ihr bekannten Häuser liegen unweit von hier. Ich meine: das ist gut — besonders für später."

„Wie denn: für später?"

Cita hob ihren hübschen Bubenkopf und blickte auf die Schwester.

„Verstehst du mich nicht? — — Für später, wenn sie hier allein ist, weil auch du irgendwo im Auslande studierst, — Medizin —"

Sophie lachte hell auf, wie über einen Scherz. „Was dir nicht alles einfällt! Daran denkt doch niemand im Traum!" bemerkte sie und wippte leise mit dem Schaukelstuhle.

Cita zog unwillig die dunklen feinen Augenbrauen zusammen. „Ach, Sophie, laß doch die Flausen, hinter die du dich versteckst. Gewiß denkt jemand daran, im Traum und im Wachen: nämlich du selbst. Und aus diesem einzigen Grunde bedauertest du offenbar plötzlich, nicht ein stockrussisches Gymnasium hinter dir zu haben. Du erwägst in deiner Ratlosigkeit: könnte ich wenigstens hier —, wenn schon nicht im Auslande —"

„Ja, — Ma verlassen —: das thu' ich eben nicht!" fiel Sophie erregt ein.

Cita entgegnete sehr ruhig: „Zeit wär's, zu wissen, was du selbst willst. Du bist neunzehn, hast seit Ostern dein Diplom. In dem Alter war ich schon gegangen. Und in anderthalb Jahren werde ich promoviert haben, — wenn nicht eher."

„Mein Gott, damit brauchst du nicht zu protzen!" sagte Sophie empfindlich, „— so wie Ma dir alle Wege geebnet hat. Sogar noch ehe Vaters Lieblingsschwester starb und jeder von uns das kleine Legat vermachte —"

„Ich protze nicht. Ma war reizend, in jeder Beziehung. Es spornt mich nur an, um so energischer ans Ziel zu gelangen."

„Nun — und was weiter? Ich glaube durchaus nicht, daß weibliche Juristen die geringsten Aussichten haben, heutzutage," erklärte Sophie im Ton einer gezwungenen Bewunderungslosigkeit und wippte heftiger.

„Vielleicht heute noch nicht. Aber morgen. Übermorgen meinetwegen. Wir Frauen arbeiten eben an einem Stück Zukunft. — — Und inzwischen, da will ich mir schon durchhelfen. Du mußt nicht gerade glauben, daß ich nichts mehr vermag, als juristisch fachsimpeln."

„Ach nein, hoffentlich nicht. Denn das würde unserer Ma auch ganz schrecklich sein."

Sie schwiegen beide.

Cita trat vom Fenster fort und fing an, langsam auf und ab zu gehen, wobei sie die Arme auf dem Rücken verschränkte und den Kopf ein wenig gesenkt hielt, wie ein grübelnder Feldherr.

Vor dem Schreibtisch ihrer Mutter, der, quergestellt, ein Drittel des Zimmers durchschnitt, blieb sie einige Augenblicke stehen.

Er war mit Büchern und Schulheften bedeckt; aus der Mitte all dieser Tagesarbeit erhob sich ein italienischer Olivenholzrahmen mit durchbrochen gearbeiteten verschließbaren Thüren. Dahinter verbarg sich des jung verstorbenen Gatten Bild.

An der einen Wand dahinter hingen mehrere Radierungen von seiner Hand, in schlichte dunkle Holzstreifen eingefaßt: sie stammten aus den Jahren seiner kurzen Ehe, aus der Zeit vollen Glückes und voller Künstlerhoffnungen, — unten in Italien verlebt.

An der anderen Wand hinter dem Schreibtisch eine ganze Gruppe Familienporträts, sehr alte darunter, die mit sichtlicher Pietät hier zusammengestellt waren. Zwei davon blasse Pastellbildchen: der Großvater mütterlicherseits, mit mächtiger schwar-

zer Halsbinde und vornüber gebürstetem grauen Haar; ein kluger, fast bedeutender Kopf. Daneben die reizende alte Großmutter, von der Cita und Sophie ein gut Teil Anmut zum Erbe abbekommen hatten.

„Für Ma wäre es auch tausendmal besser gewesen, nicht hier stecken zu bleiben," entfuhr es Cita.

Sie stand und betrachtete die Bilder. „Mit ihrer Begabung, ihren Talenten hätte sie etwas werden müssen. Aber freilich, hier in Rußland, wo sie einfach den reichen Kaufleuten die Rangen unterrichten muß —"

Sophie hatte die Augen geschlossen.

„Arme, liebe Ma!" sagte sie leise, „du lieber Gott, die konnte eben nicht Juristerei studieren. Dabei wären wir zwei armen kleinen Würmer geschwind genug verhungert. — — Und hier in Rußland waren doch wenigstens Lebensmöglichkeiten, und die guten Anknüpfungen von unserem Großvater-Gymnasialdirektor her und schließlich doch auch Tante Ottilie — —. Aber schwer und schrecklich muß es gewesen sein —"

Sophie unterbrach sich, dann fügte sie in gequältem Ton hinzu: „Du und ich, wir sind undankbare Scheusäle! Wir, mit unserem dummen Ehrgeiz — —"

Cita ging schon wieder mit verschränkten Armen auf und ab. Es entfuhr ihr ungeduldig: „Deine Logik ist einfach schauderhaft. Gerade das Gegenteil muß daraus gefolgert werden: in uns beiden lebt ja doch Ma weiter, in uns muß sie also etwas über sich selbst hinaus erreichen. Das ist doch wahrhaftig die einzig rationelle Art von Kindesliebe."

„Ach, ich weiß nicht, ob das Kindesliebe ist. — — Und ob Kindesliebe rationell zu sein hat," murmelte Sophie.

Cita bemerkte seufzend: „Du redest wirklich oft wie ein ganz unentwickelter Mensch. Wenn ich nur nicht so gut wüßte, woher das kommt: es ist ganz einfach Bangigkeit, du wehrst dich gegen deine eigne bessere Erkenntnis. Die reinste Feigheit."

„Das verbitte ich mir denn doch!" rief Sophie aufgebracht.

Der Schaukelstuhl flog. Sie fing an zu husten.

Die Schwester lenkte ein. „Verzeih. Beleidigen wollte ich dich nicht. Du hast recht: das darf man nicht. Fest zusammenstehen müssen wir Frauen vielmehr. Uns gegenseitig unsere besten Freunde sein. Ich schelte dich als dein Freund, Schwesterchen, — zu deinem Besten. Bin voll Sehnsucht und Ehrgeiz für dich, — — möchte dir helfen, — und nicht nur mit Worten. Nein, nein, bauen sollst du auf mich dürfen von Grund aus."

Sophie schwieg. Sie hatte die Augen voll Thränen, und aus Furcht, in der Stimme Thränen zu verraten, blieb sie wieder die Antwort schuldig.

Cita drängte auch nicht in sie. Sie trat langsam an das breite Büchergestell aus kunstvoll zurecht getischlertem, braun angestrichenem Birkenholz, das in Mannshöhe die ganze Hinterwand einnahm, und zog irgend ein Buch heraus.

Schon war es längst nicht mehr hell genug im Zimmer, um zu lesen, doch nahm sie Band um Band und blätterte zerstreut darin.

Hier fand sich allerlei noch von Großvaters, des Schulmanns, Zeiten her zusammen. Und manches wohl auch, was der Mutter nur ihr Beruf als Lehrerin praktisch aufgenötigt hatte. Aber der Mehrzahl nach standen die Bücherreihen gedrängt voll von den höchsten Schätzen, die Menschengeist gehoben. Und all das war, Band für Band, mühselig angeschafft, — Band für Band benutzt, abgegriffen, genossen —.

Das Mädchen kam herein und brachte die Lampe.

Sie war eine noch sehr junge und ein wenig blöd dreinschauende Person, die unschlüssig stehen blieb und Sophie fragend anblickte.

Diese erhob sich schweigend aus ihrem bequemen Stuhl und ging mit ihr hinaus. Das späte Mittagessen konnte man nicht Stanjka allein anrichten lassen. Denn so oft man das, nach allen guten Belehrungen, probeweise gethan hatte, wurde Stanjka düster und fing an zu weinen. Sie setzte sich dann auf die kleine Bank am Herd und klagte und betete unter Thränen zur Mutter Gottes, die sie laut zur Zeugin dafür anrief, daß es ihr sicher nicht gegeben sei, ein Mittagessen wohlbekömmlich herzustellen.

Das kleine Heiligenbild, braun und unkenntlich hinter seiner blanken Zinnbekleidung, hing vorschriftsmäßig in der Küchenecke, sah immer zu und mußte es folglich genau wissen.

Daß es zufällig gar keine Muttergottes war, vielmehr ein heiliger Nikolaus, das hatte sich Stanjka nicht klar gemacht, jedenfalls focht es sie nicht weiter an. Wenn sie nicht gerade „höhere“ Arbeit verrichten sollte, sondern sich im Gröberen tummeln durfte, blieb sie strahlender Laune und bewältigte alles mit Herzenslust.

Während Sophie noch mit ihr in der Küche herumwirtschaftete, schellte es laut und dringlich.

Cita war schon gegangen, die Wohnungsthür zu öffnen. Ihre Mutter stand davor, noch etwas atemlos vom raschen Gange.

„Da hatt' ich richtig meinen Schlüssel mitzunehmen vergessen, — mußte schellen,“ sagte sie und trat hastig ein, „— ein Wind draußen, Kind, — Sophie ist doch nicht etwa unnütz an die Luft gegangen?“

„Aber nein, Ma. Wie müde mußt du heut sein, du Arme.“

Cita nahm ihr sorglich den leichten Grauwerkpelz ab und küßte sie.

„Ich danke dir, Kind. Gewiß habt ihr schon einen Wolfshunger, was? Ich lief, was ich konnte,“ bemerkte die Mutter, indem sie sich die Fellüberschuhe von den Füßen streifte.

„So! Und nun bin ich wieder Mensch! Feierabend läutet's, und die Arbeit ist gethan!“ sagte sie froh, „— und für heute ganz gethan: am Abend brauche ich nicht mehr fortzugehen. Wir wollen's aber auch herzhaft genießen, ihr Kinder.“

Wer ihre Stimme so auf dem noch unerleuchteten Vorflur vernahm, konnte dahinter leicht ein junges Geschöpf vermuten. Alle Überanstrengung, aller Mißbrauch dieser Stimme hatten nicht vermocht, ihr den eigentümlichen Schmelz zu nehmen. Den Gesichtszügen selbst sah man die vierzig Jahre eher an. Sogar schon einzelne graue Haare mischten sich an den Schläfen in das volle weiche Braun, das Cita in lichterer Schattierung besaß und das auch bei der Mutter sich hier und da übermütig zu locken versuchte, soweit der schlichte Knoten tief im Nacken das zuließ.

Die Mutter erreichte ihre Älteste nicht ganz an Größe, und ihre geschmeidige Gestalt hatte ehemals entschiedene Neigung zur Fülle gezeigt; jetzt jedoch vereitelte das anstrengende Tagewerk gründlich jeden Ansatz dazu. So blieb sie schlank, nahezu mager, und konnte dadurch momentweise fast mädchenhaft wirken.

Als die Mutter in ihr Schlafgemach verschwand, um sich ein wenig menschlich herzurichten, wie sie es nannte, machte Cita sich daran, in der kleinen schmalen Eßstube neben dem Wohnzimmer den Tisch zu decken. Doch war sie noch voll Nachdenklichkeit, und es ging ihr langsam von der Hand.

Dies schmale Eßstübchen, nicht ohne Grund „der Spalt“ geheißen, war bei der Wohnungseinrichtung an Möbeln zu kurz gekommen. Die Mutter hatte ein paar Bauerntruhen hineingestellt und rund um den Tisch einfache Sitzschemel von gleich ländlicher Abstammung. Dann erhandelte sie jedoch auf dem großen Trödelmarkt, den das Moskauer Volk in der Sonntagsfrühe abhält, noch hier und da ein Stück volkstümlichen Kunstgewerbes, wodurch der arme Spalt einen gewissen Glanz erhielt, — so durch ein Wandbort aus dunklem, in Spitzenmuster geschnitztem Holz mit grellen Malereien auf Goldgrund, und durch einen originellen Stuhl, dessen ganzes Hintergestell aus einem rotlackierten Krummholz hergestellt war, wie die Pferde es im russischen Gespann tragen.

Am einzigen Fenster, an dem der rote Stuhl stand und repräsentierte, hingen buntbestickte kleinrussische Tücher als Vorhänge nieder, und auch das grobleinene Tischtuch wies eine solche bunte Bauernstickerei an der Kante auf.

Wie die Mutter wieder eintrat, trug sie statt des dunklen knappen Straßenkleides einen bequemen Hausanzug von tiefrotem Flanell. Sie kam an den Tisch zur Tochter, und, ohne daß diese es bemerkte, schob sie jedes Gerät auf dem Tisch ein wenig anders und gefälliger zurecht.

Als sie dann aber einen Teller mit allerlei Obst hernahm, den Cita in die Mitte gestellt hatte, und sorgfältig begann, die Orangen und die blassen, länglichen Krimäpfel von ihren dünnen Papierhülsen zu befreien und sie in einer Krystallschale zu ordnen, da meinte die Tochter mit einem Lächeln: „So viel Mühe um das bißchen Äußerlichkeit, Ma, müde, wie du doch bist. Schmecken nun etwa die Früchte besser?“

Die Mutter nickte, indem sie das Lächeln erwiderte. Über die Schale geneigt, sog sie den kühlen Duft des Obstes in sich ein.

„Auf alle Fälle schmecken sie besser," sagte sie, „und außerdem machen sie, daß man auf Augenblicke das ganze Leben besser genießt, während man sie verspeist. Man genießt sie ja nicht nur um des lieben Futters willen als bloße Magenfreude, nicht wahr?"

Als Cita nichts antwortete, richtete sie sich auf und faßte ihre Älteste zärtlich um die Schulter.

„Aber du sollst dich hier keineswegs mit Hausarbeit plagen, mein lieber, kleiner Professor du. Hast nun einmal einen Sybariten zur Mutter. Bist aber rechtschaffen zerarbeitet angekommen und sollst nichts thun, als es dir wohl sein lassen, — faulenzen. Wenigstens einstweilen, — bis über Weihnachten hinaus."

Und mit einem unterdrückten Seufzer fügte sie leiser hinzu: „Schnell genug verlier' ich dich ja wieder."

Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um den störenden Gedanken zu verscheuchen. Als Sophie, etwas erhitzt und eilig, von Stanjta gefolgt, nun hereinkam, nickte sie der jüngeren Tochter schon wieder wohlgemut zu.

„Also zu Tisch, Kinder! Wir wollen es uns schmecken lassen," sagte sie und hob den Deckel von der dampfenden Terrine mit roter Beetensuppe, in der Saucischen und Schinkenschnitten schwammen.

Sophie küßte die Mutter, ehe sie sich ihr gegenüber setzte.

„Ich bin nicht in den Mädchenkursen gewesen, weil du es des Wetters wegen nicht wolltest. Dafür habe ich ziemlich lange Geige geübt, und später saß ich über den Büchern, die Doktor Tomasow neulich brachte," berichtete sie über ihren Tag, „er hat gewiß noch herrliche Dinge in seiner Bibliothek, aber er sagt, ich möchte mich erst an diese Werke halten."

„Thu' blind, was er sagt," bemerkte die Mutter, „aber warum ißt du mir so wenig, Kind? Nimmst du nicht von der sauren Sahne zur Suppe? Ich fürchte, das Herumstehen in der heißen Küche ist nichts für dich; — es raubt dir den Appetit."

„O nein! Ich esse schon noch."

Cita hatte auf den Lippen, zu äußern: „Die berühmte Haushaltungsarbeit ist eben lange nicht so gesund, wie ausposaunt wird."

Aber sie schwieg noch immer. Es war so entsetzlich schwer, in Mas Gegenwart ein spöttisch gefärbtes Wort mit dem nötigen Selbstbewußtsein herauszubringen.

Wie ein Unrecht wurde es gleich, denn die Mutter hätte den Spott darin nicht beachtet. Für Spott fehlte ihr das aufnehmende Organ. Sie wäre ihm gleichsam mit offenen Armen entgegen gegangen und hätte erwidert: „Meinst du wirklich, Kind?" und dann hätte sie versucht, mit vereinten Kräften, mit Citas eigner Hilfe, ausfindig zu machen, was zu thun sei, — — und ob nicht lieber Ma selber beim Heimkehren von den vielen Stunden jedesmal erst noch kochen solle. —

Die Mutter unterbrach ihren Gedankengang. Als das Fischgericht auf den Tisch kam und sie davon austeilte, sagte sie: „Allernächstens, wenn ich nach Hause komme, sorge ich für einen großen Weihnachtsbaum. Es ist Zeit, sich nach einem umzusehen. In den letzten paar Tagen vor dem Festabend steigen sie im Preise. — Diesmal müssen wir das Allerschönste haben, was es überhaupt gibt."

Beide Mädchen sahen einander, wie auf Verabredung, unwillkürlich an.

„Einen Baum —?" fragte Sophie und stocherte im Fisch auf ihrem Teller.

„Ja, sicherlich. Etwa nicht? Warum denn nicht, ihr Kinder?"

„Wir haben doch voriges Jahr auch keinen gehabt."

„Nein. Das lag jedoch an Zufällen. Wir konnten nicht gut anders, als bei Taute Ottilie sein. Und dann waren wir ja auch so traurig getrennt und verwaist, ohne unsere Cita."

Cita warf einen dankbaren Blick auf die Mutter.

„Natürlich können wir gern einen Baum haben, — warum denn nicht, Sophie?" bemerkte sie; „wenn doch Ma es gern sieht, wollen wir jedenfalls einen haben, — den allerschönsten. — Aber — — was werden wir mit dem Baum nur anfangen, Ma? Eigentlich gehören Kinder mit dazu."

Die Mutter lächelte fein.

„Laß uns einen Abend lang Kinder sein, Liebste. Da wir zusammen sind, haben wir reichen Grund dazu, — haben wir reich beschert bekommen."

Cita schwieg. Sophie sagte für sie: „Ich weiß schon, wie Cita es meint.

Alle Welt will ja gern wie ein Kind sich fühlen. So ganz unbefangen fröhlich sein. Aber, wenn man es absichtlich versucht, so gelingt es nie recht. Man ist eben doch kein Kind. Man kann nicht ungezwungen so thun, — es wird so gezwungen —"

„Das ist auch ganz natürlich," fiel Cita, mit Fischessen beschäftigt, ein, „denn man kann doch eben nicht ganz den schweren, den wirklichen Ernst des Lebens vergessen. Man drängt ihn nur für einen Abend lang in den Hintergrund. Ja, das kann man, künstlich. Aber dahinter, — da steht er doch immer da —." Sie war voll Eifer, mehr darüber zu sagen, indessen eine Gräte kam ihr dazwischen.

Beinah entschlüpfte es der Mutter: ‚— Huh —! ihr Kinder! Macht ihr euch denn wirklich das Leben schon zum ‚bösen Mann' im Hintergrunde von allem? Ist euch denn wirklich stets so schaudererregend ernsthaft zu Mute —?'

Aber sie sprach das nicht aus. Sie fürchtete, die Mädchen könnten argwöhnen, sie habe dabei insgeheim ein Lächeln über sie beide auf dem Grunde der Seele.

Und sie fürchtete auch, die Mädchen könnten sie für entsetzlich oberflächlich halten. Das letztere war sogar das Wahrscheinlichere —.

Sie sah ihre beiden Ernsthaften mit einem tiefen Blick voll Güte an.

„Aber nun wollen wir dennoch, während wir vor unseren Tellern sitzen, uns bemühen, so zu thun, als ob das Leben ganz annehmbar wäre, — was meint ihr? Aus hygienischen Rücksichten!" schlug sie munter vor, und das Lächeln vom verborgenen Seelengrunde kam ganz leise herauf und spielte verhalten um ihren Mund.

Das Fischgericht war hinausgetragen worden, und sie saßen beim Obst, als ein unerwarteter Besuch hereinkam.

„Ach, Ottilie, du! Wie lieb von dir. Du bekommst auch gleich dein Schälchen Kaffee, — starken," sagte die Mutter.

„Nur auf einen Sprung! ich war gerade in eurer Nähe," entgegnete ihre Schwester und begrüßte sie, „— weißt du, man trifft dich ja eigentlich nie, sonst käm' ich nicht so selten."

Ein ganzer Strom von Winterluft wehte mit ihr ins Zimmer. Hut und Handschuhe hatte sie gar nicht abgelegt.

Sophie schob den Stuhl aus der Fensterecke, der als Lehne das Joch besaß, an den Tisch heran, denn auf den kurzbeinigen Schemeln saß ihre Tante höchst ungern.

„Danke," bemerkte diese und nickte ihr zu, während sie Platz nahm, „— es ist wirklich euer einziger Stuhl, — wenigstens hat er einen Rücken, wenn man sich auch halb wie ein Pferd dabei vorkommt. — Nun, das macht nichts. Tunlich ist es doch bei euch, wie jedesmal."

Sie sagte es mit einer Art von liebevollem Neid. Traulich war es wirklich, und eine solche heitere Wärme, von irgend woher, über allem —.

Saß Marianne doch da, in ihrem tiefroten Hausanzug, der sie nirgends beengte und doch seltsam schmückte, wie ein Bild der Ruhe und des Genusses. Die feierte in Wahrheit Feierabend. Sie saß da und atmete mit jedem Atemzuge Ruhe und Genuß aus, wie den Duft unsichtbarer Blumen.

„Gott, ja, du hast es gut! Wenn ich jetzt nach Hause komme, muß ich den Andrjuscha erst noch zu Bett bringen. Wobei er neuerdings schreit."

„Besorgt denn das nicht alles eure Kindsfrau, Tante Ottilie?" fragte Cita und schälte der Tante eine Orange.

„Ich verlasse mich nicht gern auf sie, — ich muß immer alles selbst thun. Aber übrigens wäre es zu undankbar, wenn ich klagen wollte. Nein, das sind ja so süße Pflichten. Man reibt sich gern auf für sie. Man ist für sie auf der Welt."

„Du bist auch eine der gewissenhaftesten Mütter, die es gibt," bestätigte die Mutter. „Und solche haben stets zu thun, selbst bei ausgiebigster Hilfe, — können eigentlich nie sagen: nun ruh' ich mich aus."

„Ja, siehst du: so, ganz so ist es, das behaupte ich immer!" rief ihre Schwester, ordentlich lebhaft, und lockerte ihre Hutbänder.

Bis unter dem Hut lag ihr dunkelblondes Haar glatt von der Stirn zurückgestrichen, volles, weiches Haar wie Mariannens, jedoch stärker ergraut wie bei dieser, obwohl Ottilie um ein Jahr jünger war.

Marianne löschte zerstreut die kleine Spiritusflamme unter dem Kaffeekocher aus und füllte die flachen Täßchen. Ihre Gedanken schweiften unwillkürlich weit zurück in eine Zeit, wo auch sie noch ihre Kleinen

zu Bett zu bringen, zu baden, zu füttern, zu besorgen hatte —.

Solch kleiner Nachwuchs, wie Ottilie ihn zu eigen besaß, das war doch etwas Köstliches. Köstlich das Heranwachsen, aber auch köstlich die Kleinen — —.

„Mein Mann reist demnächst nach Petersburg," sagte die Schwester, „— natürlich kein Gedanke, daß ich ihn begleiten kann. Nun, damit finde ich mich schon ab. Bis meine Jnotschka ganz erwachsen ist, ist es für mich überhaupt nichts mit geselligen Freuden. Aber ihr wünschte ich wohl, daß sie nicht nur Moskauer Kaufmannskreise kennen lernt."

Sophie rief: „Ach, inwiefern soll es dort besser sein? Ich habe Moskau gern. In Petersburg ist man weder im Auslande, noch in Rußland. Schrecklich lange Straßen, und was für ein Nebel —!"

„Tante Ottilie hat ganz recht," bemerkte Cita, „dort ist man wenigstens in Europa! Man weiß wenigstens ungefähr, welches Jahrhundert man eigentlich schreibt, während hier —"

Tante Ottilie nickte.

„Ja, man merkt es an allem: nicht nur, wenn man geistige Bedürfnisse hat, sondern auch, wenn man einen modernen Kleiderstoff kauft," bestätigte sie, „dort ist alles: die Newa, der Hof, alles Offizielle, und überhaupt alles, was gilt. Wir sind hier wie zurückgeblieben. Die Russen haben überhaupt was Zurückgebliebenes."

„Gar nicht alle. Etwa Tomasow?" meinte Sophie.

Cita mußte lachen.

„Nein, der ist aber auch wirklich der einzige!" gab sie zu. „Wirklich der einzige, auf den ich mich freute. Ein Glück, daß der unser liebster, nächster Freund ist."

„Nun, nun! Von Haus aus doch einfach euer Arzt," dämpfte die Taute, aber Sophie unterbrach sie lebhaft: „Ach, da bist du aber schief gewickelt! Wenn wir gesund sind, brauchen wir ihn noch viel mehr, nicht wahr, Ma?"

Die Mutter blickte auf.

„Sprecht ihr von Tomasow? Ja, lieber Himmel, was sollten wir ohne ihn wohl anstellen?"

Ihre Schwester warf ihr einen zurückhaltenden Blick zu.

„Aber, liebste Marianne! Das heißt doch wohl, ein wenig übertreiben."

Ma sagte sanft: „Nein, es ist kaum übertrieben. Das kann nur ich alleiu beurteilen. Es ist ja so alte, uralt gefestete Freundschaft. Sie stammt aus der allerersten Zeit meines Zurückkehrens hierher. Die Kinder waren damals sechs und sieben Jahre. Zähl' selbst."

„Ach ja, Marianne, das weiß ich. Aber das Wichtigste ist ja doch gewesen, daß er dir als Arzt aushalf. Daß er dir half, dein Leben genau regeln. Damals, als du dich gleich so schrecklich überanstrengtest. Und wenn er dir dann vielleicht auch noch manche gute Beziehungen verschafft hat —"

Ma machte eine leise abwehrende Handbewegung.

„Laß das," bat sie, „was du da nennst, ist das ganz Äußerliche. Und über das andere kann ich nicht sprechen. Nicht ohne es zu profanieren."

Taute Ottilie hatte ihr allerverschlossenstes Gesicht.

„Wirklich, Marianne, ich begreife manchmal gar nicht, wie du nur sprichst! Du, die so ungeheuer selbständig ihr Leben in die Hand genommen hat, — die sich mit solcher Energie und aus eiguer Kraft behauptet hat, — wie sprichst du mitunter nur? Ganz wie irgend eine kleine, unselbständige Frau, die anderen alles verdankt, und der andere zu allem verhalfen. Nun, weißt du, w e n n das so ist —"

„— Es ist so," sagte Ma lächelnd.

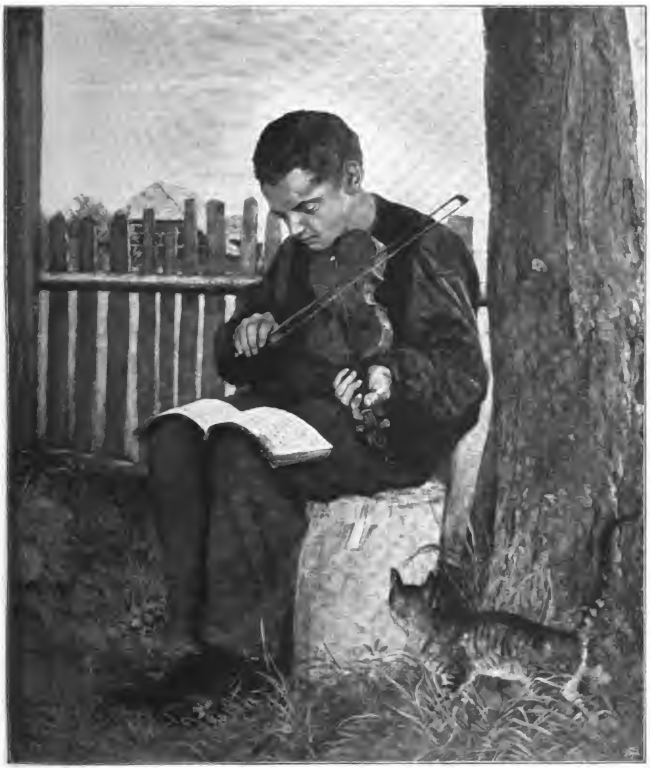
„Ja, dann muß ich dir sagen: dann braucht unsereins sich auch gar nicht so gering neben dir vorzukommen, denn schließlich: unser Stück Arbeit thun wir auch im Leben."

„Ja gewiß, du Liebe!" meinte Marianne, und sie lachte.

„Aber wir schwärmen nun einmal für Doktor Tomasow," erklärte Sophie, im Drang, ihre Tante zu bekehren, „er ist ganz außerordentlich gescheit, mußt du wissen."

„Ja, das ist er," bestätigte Cita nachdrücklich.

„Das ist noch eine recht zweifelhafte Tugend," meinte die Taute, etwas kühl, „aber für euch Kindsköpfe, die ihr in dem Punkt noch seid, braucht ja wohl ein Mensch nur gelehrt oder gescheit zu sein, damit ihr ihn in einer Weise anbetet — —!" Sie hob die Augen ironisch zur Zimmerdecke.



Der Dorfgeiger. Nach dem Gemälde von Hans Thoma
(Berliner Secession 1900.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Cita stand brüsk auf.

„Du kannst mir einfach leid thun, Tante Ottilie!“ äußerte sie mit einem vielsagenden Achselzucken, das nicht eben artig ausfiel. Und, sich demonstrativ abwendend, horchte sie hinaus, wo es gerade geschellt hatte.

Ihre Tante war dunkelrot geworden, doch hielt sie an sich, nur ihre Augen zeigten einen erhöhten, stählernen Glanz.

Sie sah über Cita hinweg auffordernd auf deren Mutter.

„— Ja, — ich weiß wirklich nicht, Marianne, — gestatten deine Erziehungsgrundsätze diesen Ton —?“ bemerkte sie fragend, und ihre Haltung wurde gemessener.

Aber in diesem Augenblick hatte auch Marianne nach dem Vorflur hingelauscht.

Man hörte, wie die Wohnungsthür wieder geschlossen wurde, eine halblaute Frage, ein Räuspern — —

„Das ist Doktor Tomasow!“ rief Sophie. Sie lief hinaus.

Tante Ottilie hatte sich bereits von ihrem Pferdejochstuhl erhoben.

„Aber, liebe Ottilie! Du wirst doch nicht deshalb fortgehen —?“

„Gewiß nicht, meine gute Marianne; du vergißt nur, daß ich bloß auf einen Sprung kam und eilig bin, — auf ein andermal also,“ sagte die Schwester etwas gezwungen und verabschiedete sich kaum merklich von Cita.

„Nun, wie du willst. Komm' laß uns durchs Wohnzimmer hinausgehen, — sieh, da könnten wir so gut plaudern, denn die Kinder, die schleppen unseren Doktor jetzt in den ‚Spalt‘ hinein; ich wette, sie gießen ihm noch den kalten Kaffeerest ein.“

Den Arm um Ottiliens Schulter, ging Marianne langsam durch das Wohnzimmer, das nur eine Lampe mit dunkelgrüner Glaskuppel vom Schreibtisch her erhellte. Die Thür zum Spalt hatte sie zugedrückt.

„— Nun —? Stört dich der Doktor hier nicht mehr?“

„Ach, an den dachte ich eben wahrhaftig nicht! Was mich drückt und erstaunt, ist etwas ganz anderes —;“ Ottilie blieb mitten im Zimmer stehen, und die Schwester groß anblickend, fügte sie mit betonter Langsamkeit hinzu: „Du läßt dir deine Töchter über den Kopf wachsen, meine arme Marianne.“

Marianne lachte leise und schelmisch; sie ergriff die Schwester am Arm und schüttelte sie im heiteren Zorn: „O du Böse, — du Böse! Kannst du denn dem Mädel ein unachtsames Wort nicht vergessen? Gewiß, sie hätte es nicht so sagen sollen. Aber treffen und verwunden kann unsereinen dieser kleine schwache Pfeil doch nicht —? Ein Pfeil aus solchen jugendlich heftigen, jugendlich übereifrigen Händen?“

„Du hättest es aber rügen müssen. Darum allein handelt es sich nur.“

„Rügen — sofort? Vor dir? Meine einundzwanzigjährige Tochter um eine Bagatelle willen vor euch demütigen? Nein, wie magst du das nur sagen, Ottilie! Du mußt auch nicht vergessen, daß Cita längst —“

„Längst im Auslande studiert! Ja, ja, das weiß ich! Das ist gerade das Unglück. Und ist sie erst ‚Doktor,‘ — mein Himmel, dann darf sie wohl vollends thun, was ihr beliebt,“ fiel Ottilie nervös ins Wort.

Marianne schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich meinte jetzt eben nicht gerade: weil sie im Auslande studiert. Ich meinte nur: weil sie in so vielen Beziehungen schon fest und tüchtig dasteht und jedes Vertrauens würdig, wie ein reifer Mensch,“ sagte sie warm und mit ruhigem Stolz.

Ihre Schwester seufzte. Sie band die Hutbänder zu und wandte sich zum Gehen.

„Fruchtlos, mit dir zu streiten, Marianne. Wir einigen uns doch nicht. Ich sehe den Fehler zu deutlich: du gehst immer zu weit in allem, — das thatest du immer. Alles packst du mit solch innerer Leidenschaft an, gibst dich so ganz dran! Es war auch mit deiner Ehe nicht anders, glaub' ich, —“

„Da glaubst du recht!“ antwortete Marianne sehr leise, und in ihre Augen trat ein dunkles Leuchten.

„Und die Folge?! Nun, ich will nicht darüber sprechen. Aber daß du so ganz zerbrochen am Boden lagst, — diese gräßliche Zeit. Man kann das doch nicht einfach Witwentrauer nennen —. Und jetzt mit deinen Töchtern. Sie gehen dir buchstäblich über alles. Sind dir dein ganzes Mark und Blut.“

„Ja, Ottilie. So ist es. Soll es denn nicht so sein?“

Ottilie hatte schon den Griff der Thür in den Vorflur erfaßt. Sie ließ ihn noch einmal los, wandte sich der Schwester voll

zu und sagte halblaut: „Nein! Nein, — siehst du, das ist es eben: es soll nicht so sein. Man muß die Dinge nicht so bis auf den Grund auskosten. Man muß sich zurückhalten, sonst ist man verloren. Sonst verliert man jeden Halt."

„O du! Das wäre eine traurige Lehre! Man lebt ja nicht, es sei denn, um sich hinzugeben. Man lebt ja nur soviel, als man liebt."

Marianne sagte es inbrünstig.

Hinter der Thür zum Spalt hörte man Scherzen und Lachen. Ein Durcheinanderreden von Russisch und Deutsch.

Ottilie entgegnete mit gesenkter Stimme und einem Anflug von Bitterkeit: „Das ist kein Ding wert. — — Und wer sich dermaßen ausgibt, verflacht mit der Zeit. Was behält er dann noch Unangetastetes, Eignes? — — Aber geh' jetzt, bitte, zu den anderen hinein. Sie warten drinnen auf dich."

„Sie warten nicht. Ich gebe dir deinen Pelz um," bemerkte Marianne und geleitete die Schwester hinaus. In ihren Gedanken weilte sie jedoch noch beim Gespräch. Sie hätte rufen mögen: ‚Ein Ding ist's wert: die Kinder! Warum sie nur erziehen? Warum nicht von Grund aus sich freuen und jubilieren über sie? Frage deine Tochter! — sie hätte es bei mir seliger als bei dir —.'

„Grüße mir Jnotschka!" sagte sie nur.

„Die wird nur rot, wenn ich ihr das bestelle. Über alles wird sie rot. Es ist wirklich schon fast ihre einzige Sprache, — und dabei kann sie drei Sprachen so gut. — — Willst du nicht vielleicht morgen abend den Thee bei uns nehmen, wenn du vom Unterricht kommst? Du hast es schon lange nicht gethan. Wir sehen uns wahrhaftig fast nur, weil du die Montag Nachmittage mit Nikolai lernst."

„Ja, ich will kommen," meinte Marianne. „Am Sonntag kann ich ja ausschlafen."

Sie küßten sich, und Ottilie ging.

Nachdenklich blieb Marianne im Vorsaal stehen. Sie blickte zu Boden, als suche sie etwas. Sie suchte sich in ihrem Jnneren auf etwas zu besinnen.

Wie sagte doch Ottilie? „Sonst verflacht man mit der Zeit." Es gab Leute, die hielten Ottilie für „tief". Das war es also. Sie gab sich nicht aus, lebte einfach mit Dreivierteln ihrer selbst, — vielleicht nicht einmal das —.

Aber war es denn immer so gewesen. Nein, sicher nicht. Einst, als Kinder, hatten sie einander viel stärker geglichen als jetzt, hatten gemeinsam und gleich empfunden. Erst viel später mußte die Schwester ihr Temperament außer Gebrauch gesetzt haben, — es beiseite gelassen, — es „reserviert" —, wofür? Und wie, in aller Welt, machte man das? — —

Marianne war ins Wohnzimmer zurückgegangen und setzte sich vor das geöffnete Pianino, auf dem Sophies Geige lag.

Zerstreut, ganz leise, schlug sie ein paar Töne an.

Sie dachte an Jnotschka. Ach, der würde sie sich auch gern hingegeben haben. Die würde sie gern zu ihren Schülerinnen gezählt haben.

Aber sie fühlte selbst, daß es nicht anging. Auch wider Wissen und Wollen hätte sie jeden Augenblick ihren Einfluß dem der Eltern entgegengerichtet.

Jnotschka, halberwachsen, noch mager, mit ihren allzu ernsthaften Augen und einem so weichen Munde, einem so kußbedürftigen weichen Munde, blieb vor ihrer Phantasie stehen, während sie die leisen, dunklen Töne anschlug — —.

Darüber merkte sie gar nicht, wie die Thür zum Spalt sich öffnete.

Beide Mädchen und Doktor Tomasow drängten sich geräuschlos in den Rahmen der Thür.

Und da weckte Marianne ein fröhliches Gelächter aus ihrem Sinnen. Sie schaute sich um. Alle drei standen sie da und lachten sie aus.

Sie lachte ohne weiteres mit.

„Kommt nur herein. Tante Ottilie ist fort," sagte sie.

Vor Tomasow sprach sie stets deutsch, wie mit den Kindern untereinander.

„Ja, freilich! Die ist lange fort. Aber was versteckteſt du dich denn vor uns, Ma? Dürfen wir deine geheimen Gedanken gar nicht wissen, aus denen wir dich herausgelacht haben?" fragte Sophie neckend.

„Jawohl. Ich dachte darüber nach, warum ich euch dermaßen gutwillig mir über den Kopf wachsen lasse, ihr Kinder," entgegnete Marianne, und sie reichte dem Freunde die Hand zum Willkommen.

Sophie schlug entrüstet die Hände über dem Kopf zusammen, Cita aber erkundigte sich interessiert: „— Nun, — und das Ergebnis war, Ma —?“

„Es war: Wachset nur, — wachset!“ sagte Marianne lachenden Mundes, und ihre Augen strahlten gütig.

Doktor Tomasow blickte unter halb gesenkten Lidern nach ihr hin. Sein bartloses Gesicht, das so offen jede Falte und Furche in den Zügen des hohen Vierzigers zur Schau trug, war in Bezug auf seine stummen Gedanken nicht plauderhaft. Hager, mit slavisch kurzer Nase und energischen Kinnlinien, — dem Grundriß nach ein russisches Barbarengesicht, war es vom Leben verarbeitet, vergeistigt und im Ausdruck wie verschlossen worden. Kurz, dicht und früh ergraut, wellte sich über der freien Stirn das Haar fast ganz gerade empor.

Die beiden jungen Mädchen mußten ihn gut kennen. Als er sich nicht in ihr Scherzgespräch mit der Mutter mischte, blickten sie einander flüchtig an und zogen sich dann einmütig in ihr Zimmer zurück, — in Sophies eigenstes Reich, das, über den Gang hinaus, nach dem Hof zu, lag, und wo Cita jetzt wohlgelittener Gast war.

Die Mutter sah ihnen nach, wie sie, nach einigen heiter gewechselten Worten, fortgingen: Cita mit ihrem festen, gleichmäßigen Schritt voraus, und hinter ihr Sophie, die sich mit einer graziösen Wendung noch einmal umblickte und lächelte.

Als die Thür sich hinter ihnen schloß, hob Marianne ihre Augen zu Doktor Tomasow.

„Nicht wahr, die Sophie ist schmal in den Schultern? Sie hustet.“

Er antwortete ruhig: „Das thun wir hier alle mehr oder minder zu dieser Jahreszeit. Sie sind mit dem Kinde etwas zu ängstlich, Marianne.“

„Ja, sie erinnert mich so an — —, auch er war zart.“

Und da sie einen zaudernden Ausdruck in Tomasows Gesicht wahrzunehmen wähnte, trat sie ganz dicht auf ihn zu.

„Tomasow! Wenn — nein, wenn —, Sie dürfen mir nie etwas verschweigen, nie —.“

Und sie erblaßte plötzlich.

„Aber! Aber!“ sagte er mit seiner überredenden, eindringlichen Stimme, und er nahm ihre Hände, wie die eines Kindes in die seinen. „Verbieten Sie ganz harmlosen Dingen, mit Ihnen gleich so durchzugehen, wie wildgewordene Pferde. — — Ganz kalte Hände haben Sie auf einmal bekommen. Kälteres Blut wäre besser. — — Also: Sophie ist absolut gesund. Ich bürge Ihnen dafür. Die Ähnlichkeit, die Sie da eben andeuteten, beschränkt sich auf diese zarte Hautpigmentierung, die mit so blondem Typus zusammengeht, — sie garantiert der Sophie auf lange hinaus einen blendenden Teint, bei etwas Pflege. Nun, hübsch genug ist sie schon jetzt, dächte ich. Ein liebes, gutes, schönes Kind haben Sie an ihr, Marianne.“

Sie hörte ihm aufmerksam zu, unendlichen Glauben in den Augen.

Seine Gestalt, obwohl in den breiten Schultern unmerklich geneigt, überragte sie um ein gutes Stück. Sie erschien nicht mehr mittelgroß, sondern fast klein, und wenn sie beim Sprechen so die Augen zu ihm heben mußte, konnte man den Altersunterschied zwischen ihnen für beträchtlicher nehmen, als er in Wirklichkeit war.

„Aber gut ist es für Sophie, daß sie bei mir ist und ich für sie sorgen kann, bis in jede Geringfügigkeit, — das finden Sie auch? Cita ist ja so vortrefflich aufgehoben, in der Familie, wo sie in Berlin logiert, — ich korrespondiere ja auch mit den Leuten, — und doch, — für Sophie wäre das nichts —.“

Sie sah ihn dabei fragend an.

Tomasow zuckte die Achseln.

„Natürlich würde sie es nirgends in der Welt auch nur annähernd so gut haben, wie bei ihrer Mutter. Indessen, das ist doch selbstverständlich. Warum fragen Sie erst danach?“

„Ich weiß es nicht;“ murmelte Marianne, „ich weiß nicht, warum sie mein Angstkind ist. In meiner Liebe zu ihr ist so viel Angst —. Darum muß ich manchmal von Ihnen hören, daß sie Ihnen keine Sorge macht.“

„Nein. Die machen höchstens Sie mir, von Zeit zu Zeit, kleine Ma,“ sagte er mit leisem, fast nachsichtigem Lächeln und gab ihre Hand frei.

Er nannte sie gar zu gern mit diesem Namensstummel, der daraus entstanden war, daß die Kinder sich in der Kindheit bis-

weilen herausnahmen, die Mutter wie einen guten Kameraden „Marianne“ zu titulieren, was Tomasow schon damals äußerst bezeichnend fand. Hin und wieder ließ jedoch das Erstaunen anderer sie mitten in diesem Unternehmen stecken bleiben. Zuletzt blieb von Mariannens Namen nur das übrig, was ein guter Wille auch als Anlauf zum Wort „Mama“ nehmen konnte.

‚Und die Einzigkeit der Silbe paßt zu ihr,‘ dachte Tomasow bei sich, ‚— dieser einzige Ton als Name, — es ist, wie wenn man nur eben etwas intonierte, was man nicht ganz nennen will, noch auch äußern kann. Weit, weit hinter dem einzelnen Ton ruht und klingt das Ganze —.‘

Marianne war zum Schreibtisch getreten und drehte die Lampe höher auf.

„Stehen Sie noch immer mir da im Rücken? Das ist ja unheimlich,“ sagte sie, den Kopf nach Tomasow zurückwendend, und dann ließ sie sich müde vor dem Schreibtisch im alten Lutherſessel nieder, der noch von ihrem Vater, dem Schuldirektor, stammte.

Tomasow zog sich den langen Schaukelstuhl neben der Blattpflanzengruppe ein wenig näher zu ihr heran.

Er nahm von den Cigaretten, die Marianne ihm anbot, und zündete sich schweigend eine an.

„Ich glaube, speciell dafür bin ich am Ende auch das letzte Mal vom Auslande wieder heimgekehrt, ein so schauderhafter Kosmopolit ich auch schon zu werden drohte,“ bemerkte er dann.

„Wofür? Für die Plauderecke?“

„Es ist nicht einmal eine Plauderecke, streng genommen, denn wir sind oft ziemlich wenig redselig, besonders wenn Sie abends müde sind oder gar anfangen, Notizen in Ihre schrecklichen blauen Schulhefte zu machen.“

Marianne lehnte sich zurück und kehrte ihm das Gesicht zu. Sie sagte lächelnd: „Nun, dann sitzen Sie eben und freuen sich daran, wie unendlich brav und artig ich bin. Denn das muß ja doch eine Freude für Sie sein! Wer hat mich denn gelehrt, diese Schulhefte-Existenz auszuhalten.“

„Ich etwa?!“ Tomasow machte eine ungläubige Miene. „Ich habe Ihnen wohl im Gegenteil alle Schwierigkeiten und Schrecknisse einer solchen klarzumachen gesucht, als Sie sich in den greulichen Kampf stürzten.“

„Ja. Und mich dadurch für ihn gewappnet, — mich dadurch gelehrt, nicht gleich beim ersten Ermatten zu erliegen. Ich wußte so bestimmt: Sie stehen da, und helfen mir immer wieder auf, — ach, das war ein gutes Gefühl, glauben Sie mir.“

Tomasow rauchte schweigend.

Ganz so war es wohl nicht. Er hatte in Wirklichkeit ihren Kräften den Existenzkampf nicht zugetraut, den sie so löwenmutig für sich und ihre Kleinen vollbracht. Nein, ursprünglich hatte er ganz und gar nicht annehmen können, daß sie einem derartigen Leben gewachsen sei.

Er half ihr damals mit seinem Rat und Beistand nur so gleichsam vorläufig. Er half ihr, um ihr nahe bleiben zu können.

Jedoch dann — später — wenn sie doch am Ende ihrer Kräfte sein würde, die sie bis zum Sprengen anspannte, — ja, damals dachte er sich dann ein ganz anderes Ende. Ein völlig anderes. —

Fast ohne daß er es wußte, fixierte Tomasows Blick bei dieser Erinnerung den geschlossenen Olivenholzrahmen, der in der Mitte des Schreibtischs stand.

Marianne war der Richtung seines Blickes gefolgt.

„Darf ich?“ fragte er.

Sie streckte ohne zu antworten die Hand aus, nahm den Rahmen vom Tisch und reichte das ihm wohlbekannte Bild herüber

Er schaute aufmerksam auf das junge, beseelte Gesicht im Rahmen, — ein bartloses Jünglingsgesicht. Eine Ähnlichkeit mit Sophie war in der That unverkennbar, nur nicht in der Kühnheit der Stirn und des Kinnes.

Aber etwas so Zartes lag über dem Ganzen. —

Tomasow bückte sich tiefer über das Bild und bemerkte: „Wenn ich mir vorstelle, wie Sie damals ausgesehen haben müssen — und wie dieses hier aussieht — so käme ich leicht zum Gefühl: sieh da, zwei Kinder, die man schützen möchte.“

Sie lächelte unmerklich.

„Wir brauchten keinen Schutz. Gegen nichts. Wir hatten ja einander.“

„Zugegeben. Aber wer von Ihnen schützte wen?“

„Jeder den anderen. — Ach, es ist nur eins nicht zu fassen: daß der eine zurückbleibt, wenn der andere geht. Wie mag

denn das nur möglich sein? — — Arme Menschen, daß es so ist."

Er erhob sich, um das Bild auf den Schreibtisch zurückzustellen.

„Keine solchen Worte, Marianne! Keine solchen Aufwallungen, auch nicht für Sekunden! Sie haben an sich selbst erfahren, daß das Leben immer wieder neu keimt."

„Ja, das Leben: das heißt meine Kinder."

Tomasow nahm wieder Platz im Schaukelstuhl. Nach einer Pause, in der er schweigend vor sich hinrauchte, sagte er langsam: „Mir hat es doch immer scheinen wollen, als ob in Ihnen ein starkes Bedürfnis ist nach einer Überlegenheit neben Ihnen, — nach jemandem, zu dem Sie aufblicken. Sie haben so viel vom Kinde irgendwo in sich, Marianne. — Daher kann ich Sie mir vielleicht so schwer an der Seite — an ‚seiner' Seite vorstellen."

Sie lehnte in ihren Stuhl weich hineingeschmiegt und starrte wie gebannt auf den Rahmen. Auf ihren Wangen lag ein leichtes Rot.

„O über uns beiden war ja so viel — über uns beiden!" sagte sie mit halber Stimme. „Wozu noch eine andere Überlegenheit? Wir wandelten, ineinander geschlungen, gemeinsam unter so hohen Träumen, so hohen Zielen entgegen. Und ich meine immer: was wir da lebten, nur das ist Leben. Von allen Seiten wölbte es sich um uns wie ein Himmel, dem gaben wir uns anheim. Und so war uns jede Krume Erde eine Heimat."

Tomasow dachte wieder: ‚Wie zwei Kinder.' Doch erwiderte er nichts.

Aber Marianne wendete ihm den Kopf zu, und plötzlich streckte sie ihm die Hand entgegen: „Sie urteilen nach später," bemerkte sie, „ja, da brauchte ich allerdings jemanden über mir, brauchte Rat und Hilfe und Halt. — Einen Halt in der vollkommenen Heimatlosigkeit, eine Orientierung in der vollkommenen Fremde. — — Da brauchte ich Sie. Ich konnte nicht allein sein, so ganz allein im Finstern. — Und ich denke auch jetzt oft: meinetwegen das Allerbitterste überwinden, wenn nur eine warme menschliche Stimme dazu überredet, es befiehlt, anbefiehlt. — Ich weiß nicht, ob alle Frauenherzen so schwach sind. Ich bin es."

Er hatte ihre Hand entgegengenommen und hielt sie, darauf niederblickend, einen Augenblick in der seinen. Ganz leicht strich er mit den Fingern über ihren Handrücken hin, der ein wenig rauh geworden war vom Wind und der Kälte dieser Wochen, die Marianne unausgesetzt auf die Straße trieben.

Er wußte, daß sie einen nervösen Widerwillen besaß gegen rauhe, gerötete Hände oder aufgesprungene Lippen. Als sie jung und glücklich gewesen, da mußte sie sich gewiß, selbst unter schmalen äußeren Verhältnissen, mit Entzücken gepflegt haben, wie ein schöner Mensch vor einem Fest.

Tomasow ließ Mariannens Hand sinken und stand auf.

„Was ist Ihnen denn? Sie wollen doch nicht schon gehen? Warten Sie noch ein wenig, und am besten: bleiben Sie zum Thee," schlug Marianne vor, „Sophie wollte Ihnen so gern ihre Fortschritte im Geigenspiel vorführen, — mögen Sie? Dann machen Sie ihr die kleine Freude."

„Ja, warum nicht?"

Tomasow war ans Fenster getreten und schaute vor sich hin.

Marianne öffnete die Thür zum Gang, rief den Mädchen etwas zu und kam dann wieder zu ihm.

„Was schauen Sie denn so unverwandt an?" fragte sie und trat dicht an ihn heran.

Er zuckte die Achseln.

„Ich betrachte mir nur, was da in Reih und Glied zwischen den Doppelscheiben im Fenster aufgestellt ist," entgegnete er und deutete auf eine Anzahl verdeckter Glasbehälter, „wie Soldaten mit Papierhelmen auf dem Kopf. Finden Sie diese Dinger nicht häßlich?"

„Sie sind nur häßlich, bis sie blühen. Dann kommen sie ins Zimmer, und die Papierkappen kommen fort. Und dann sind es Hyacinthen!" sagte sie tröstend, mit einem Lächeln.

Aber Tomasow war verstimmt.

„Hyacinthen? Wozu denn? Mögen Sie etwa diesen allzusüßen Duft? Es sind doch nicht am Ende gar Ihre Lieblingsblumen, Marianne?"

„Lieblingsblumen? — Rosen habe ich schon lieber, — und am liebsten, wissen Sie was? — am liebsten besäße ich ein ganzes Treibhaus und einen Wintergarten

dazu!“ meinte sie schelmisch. „Solche Hyacinthe unter ihrer Papierkappe ist nun eben mein Treibhaus. Man muß sie nicht allzudicht unter die Nase halten, sondern die Gläser im Zimmer gut verteilen, dann geht es schon. — Frühling und Duft ist es ja doch! Und ganz ohne die beiden mag ich so wenig sein, wie ganz ohne Musik.“

„Wegen der Hyacinthen werden ja hier die Doppelscheiben im Winter nicht eingeklebt, wie die übrigen,“ bemerkte Sophie, die hereingekommen war und nach ihrer Geige suchte.

Tomasow zündete sich eine frische Cigarette an und setzte sich in der Nähe des Fensters nieder. Er betrachtete Marianne. ‚Wie viel Genußfreudigkeit ist doch in ihr. Selbst jetzt noch!‘ dachte er. ‚Unausgegeben, aufgestaut! Köstlich müßte es sein, das zu lösen, zu befreien. Selbst jetzt noch.‘

Sie saß wieder auf ihrem früheren Platz, den Kopf ein wenig geneigt. Während sie darauf wartete, daß Sophie die Kerze am Notenpult entzündet hätte und beginnen sollte, schien sie vor sich hinzuträumen, — vielleicht in Gedanken, die das kurze Gespräch mit Tomasow über ihr Eheglück vorhin in ihr geweckt haben mochte. So kam es ihm vor.

Etwas sehr Sanftes lag über ihren Zügen, ein Abglanz, wie aus der Jugend. Für die Mutter der beiden großen Mädchen hätte man sie in diesem Augenblick kaum gehalten.

Cita war leise eingetreten und stand noch an der Gangthür, um die ersten Geigentöne nicht zu stören. Auch sie schaute zu Marianne hinüber, und dabei kam auch ihr zu Sinn, wie schön ihre Mutter sei, — wie so sanft und schön sie doch jetzt eben aussehe.

Es berührte sie mit einem warmen, kindlichen Stolz. Ihre dunklen Augen erglänzten von Freude.

In einer Pause des Spiels trat sie von hinten an Mariannens Stuhl heran. Und mit einer ihrer spontanen unvermittelten Bewegungen umschlang sie die Mutter und küßte sie in den geneigten Nacken.

Dabei kehrte Cita sich halb gegen Tomasow, dessen Blick unverwandt auf ihrer Mutter ruhte. Cita sah unwillkürlich, mit einem hübschen Ausdruck, zu ihm hinüber, als wollte sie, an Marianne geschmiegt, entzückt sagen: ‚Wie lieb und schön sie ist, nicht wahr? Möchte man sie nicht auf dem Fleck todküssen?!‘

Da verdüsterten sich plötzlich ihre Augen.

Irgend eine unerklärliche Befangenheit überfiel sie. Sie bückte ihren Kopf, wie abwehrend, gegen den Kopf der Mutter, und errötete langsam über das ganze Gesicht.

Tomasow hörte inzwischen zerstreut dem Geigenspiel zu. Er liebte und verstand Musik, musikalisch von Natur, wie fast alle Russen, aber heute war ihm nicht nach Sophies Musik, die noch Nachsicht verlangte.

Ja, ja! Daß die Kinder da waren, das hatte Marianne so unzugänglich erhalten und so vorzeitig ernst gemacht. Es machte sie bisweilen ergreifend schön, dies Ernstsein tief unter aller Heiterkeit, jedoch zu ernst — allzu ernst für ihn. —

Tomasow begegnete bei dieser Erwägung Citas Augen, die ihn forschend anzusehen schienen. Sie stand noch an den Stuhl der Mutter gelehnt, als schütze sie ihn.

‚Wie ein kleiner Polizist!‘ dachte Tomasow bei sich.

Aber zugleich gestand er sich, daß diese Kinder allein es gewesen waren, die einst Marianne die Fähigkeit zum Leben wiedergegeben.

Ursprünglich schien der gewaltsame Schmerz um den toten Gatten auch die Mutter in ihr getötet zu haben. Als man sie nach Rußland brachte, — mit ihren beiden allerliebsten kleinen Dingern, — da war sie nicht bereitwillig, weiterzuleben. Sie konnte nicht leben. Und in der Verwandtschaft begann man, von Geistesstörung zu sprechen und von Überführung in eine Heilanstalt.

Damals, während dieser ersten furchtbaren Verzweiflungszeit ihres Schmerzes, sah Tomasow Marianne zum erstenmal.

Er selbst kam gerade verstimmt aus dem Auslande. Nach Jahren anregenden Genusses und interessanter Arbeit in Wien und Paris, erschien ihm alles zu Hause so schal und abgestanden, so gänzlich regungslos. Und am wenigsten Lust spürte er, sich hier wieder dauernd in seine ärztliche Praxis einzugewöhnen.

An einem dieser Tage wurde er zu Marianne hineingeführt.

Auf dem Boden ihres Zimmers kauernd,

das braune Haar dicht und wirr um ihr armes Gesicht, — das Gesicht eines fassungslos leidenden Kindes, — ganz stumm und sehr abgemagert, denn sie verweigerte Nahrungsaufnahme: so sah er sie zum erstenmal.

Was ihn betroffen machte und fesselte, von allem Anfang an, das war die Stärke dieses Temperaments, das gegen den Tod anstürmte, ihm seine Beute fortwährend innerlich abzujagen schien. Nie meinte Tomasow ein Gleiches an Seelenkampf geschaut zu haben, — an Kampf gegen das Unentrinnbare, — wie er jetzt Tag um Tag vor sich sah, seitdem er begonnen hatte, Marianne seine ärztliche Pflege zu widmen.

Ihre Verwandten bedauerten sie aufrichtig, aber ihnen war von Beginn an die Ehe verrückt vorgekommen. Beide Gatten so blutjung, beide noch kaum reif für den großen Jubel und den großen Ernst, den sie vom gemeinsamen Leben erwarteten, — und der junge Künstler noch keineswegs genügend zu Geld oder zu Ruhm gelangt, als er um Marianne warb. Daß er auch dazu, wie zu allem, eben ihrer Nähe bedurfte, verstanden die vernünftigen Leute nicht. Und er durfte sie auch keines Bessern belehren, denn als es ihm eben gelingen wollte, mußte er schon sterben.

Das jedoch war wiederum Marianne unfähig zu verstehen, — nein, nie und niemals vermochte sie es zu fassen, daß das Leben wider ihren liebsten Menschen sein konnte, daß es ihn sterben lassen, — ihn im Stich lassen konnte.

Auf Tomasows Rat kam Marianne aufs Land. In einem Dorf bei Moskau bezog eine alte Verwandte mit ihr ein kleines Landhaus, dicht neben verwildertem Park gelegen, der einer ehemaligen Privatbesitzung zugehörte.

Es wurde gerade Frühling, — später nordischer Frühling. Unendliche Ebenen im ersten Ergrünen, weite knospende Birkenwälder, ein stiller, baumumstandener See —.

Dort in der Einsamkeit, dort in dem Frühling, dessen sanfte Schönheit ihr bis zu Tode wehe that und der ihr mit seinem Zauber die Seele blutig riß, tobte das Schwerste für Marianne sich rückhaltlos aus.

Sie gesundete vielleicht aus dieser nämlichen Kraft heraus, aus der sie gelitten hatte, — sie durchkostete ihren Schmerz viel zu stark und inbrünstig, um sich nicht eines Tages auch selbst von ihm zu heilen.

Von der Veranda des Landhauses führte ein primitives Holzbrückchen, über etwas morastiges Wassergerinsel geschlagen, direkt auf die grasbewachsenen Wege des alten Parks. Unzählige Mückenschwärme durchsummten ihn im Sommer und hielten beständig einen feinen dunklen Ton in der Luft fest; warm und feucht stieg von den schattigen Wiesen der Duft über üppig verwilderten Blumen auf, und hier und da stand eine zusammengebrochene, bemooste Steinbank an lichte Birkenstämme gebaut. Hier hinaus fuhr Tomasow jeden Tag. Wenn er kam, pflegten ihm die beiden kleinen Mädchen schon entgegenzulaufen; Annunciata, die Ältere, mit munteren großen Sprüngen, und die jüngere Sophie, die immer zu hastig lief und oft über ihre eignen kleinen Beine stolperte, bis sie endlich der Länge nach und mit bitterem Geschrei bei ihrem Freunde angelangt war.

In der Stadt und in seinen eignen Angelegenheiten beschäftigten Tomasow allerlei komplizierte Sorgen: wie er sich zur Heimat stellen, sich in ihr einleben werde, und warum ihr noch so vieles abgehe, was in den kulturreiferen Ländern des Auslandes längst auf der Tagesordnung stand? Aber hier in diesem sommerdunklen Park, bei Marianne und ihren Kindern, verblaßte ihm regelmäßig die Wichtigkeit aller Kultur- und Geistesfragen. In den Vordergrund trat das Leben in seiner elementarsten, seiner einfachsten Bedeutung, — das Leben angesichts des Todes und die Frage, ob es zu ertragen sei. Es kam ihm vor, als müsse das Leben etwas Schönes sein, weil er Marianne leise dazu zurückkehren sah, — ganz leise anfangs, indem sie mit den Kindern zu spielen begann.

Noch ehe sie wieder für sie zu sorgen und zu denken wußte, spielte sie mit ihnen, als sei sie selbst noch nicht viel mehr, als ein schwaches Kind. Und doch hatte sie damit schon die große Frage für sich beantwortet.

Der erste Gedanke, der später ganz von ihr Besitz nahm, war ebenfalls naheliegend und primitiv: der Drang, für das tägliche Brot zu arbeiten. Für den Augenblick war diese Sorge ihr von anderen abgenommen worden, — und im Fall der Not versprach man ihr, auch die Kinder ihr abzunehmen.

Sie wollte mit ihnen zusammenbleiben können, sie selbst ernähren können. Daran erstarkte sie.

Tomasow erinnerte sich gut des entscheidenden Gespräches darüber, an einem unerträglich heißen Sommernachmittag voll Gewitterdrohungen, auf einer Bank im Park. Er ging in alles ein, was Marianne wünschte, froh, sie überhaupt schon so weit zu haben, daß sie starke Wünsche und Sorgen kannte. Er erbot sich auch, alle ersten notwendigen Schritte in der Sache zu thun.

Da hob Marianne die kleine Sophie auf ihren Schoß und, sich zu Cita niederbeugend, die neugierig horchend sich an ihr Knie drückte, rief sie leise: „Jetzt wird Ma für ihre lieben Kinder schrecklich viel zu thun bekommen! Und je mehr sie thut, desto schöner und größer sollen sie ihr werden, von Tag zu Tage! Ist das nicht herrlich, ihr Kinder?"

Citas kleine Ohren machten aus den Worten nur den Klang aufgefaßt haben, — einen so ungewohnt freudigen Klang, daß er an etwas ganz Fernes, Süßes, schon halb Vergessenes mahnen mußte, was einst durch alle Worte der Mutter hindurchgejauchzt hatte, als seien es ebenso viele liebkosende Verheißungen.

So klatschte sie stürmisch in die Hände und sprach der Mutter nach: „Herrlich, ihr Kinder!"

Und in der schwülen Gewitterluft unter den reglosen Bäumen saß Marianne zum erstenmal mit einem Anflug von Lächeln da, wie am Vorabend von besseren, festlicheren Tagen.

Tomasow aber dachte fast mit Abscheu an das lähmende, entnervende Arbeitsleben, das nun vor ihr liegen sollte. Und angesichts dieses Lächelns stiegen andere, schönere Möglichkeiten für die Zukunft vor seinen Gedanken auf — —.

„Unterschätzen Sie nur die Schwierigkeiten der Sache auch nicht allzusehr!" bemerkte er nach einer Pause mit zögerndem Warnen. „Es ist noch nicht sicher, ob Sie so brutalen Anforderungen an Ihre Spannkraft gewachsen sind."

Marianne hob den Kopf und sah ihm mit zuversichtlichem Vertrauen ins Gesicht. Ihre Hand lag auf Citas Haar.

„Daß ich ihnen nicht gewachsen bin, weiß ich wohl!" sagte sie ruhig. „Aber Sie werden mir helfen, über mein bißchen Können hinauszugelangen. — — Wollen Sie mir nicht dazu helfen —?"

„Ich will es gewiß, wenn Sie nicht bei näherem Zusehen selbst davor zurückschrecken?"

In Mariannens Augen trat ein Ausdruck wie qualvolle Erinnerung an die überstandenen Seelenkämpfe.

Sie murmelte: „Ich schreckte vor allem zurück, — vor jeder Minute, weil sie durchlebt sein wollte, — und war nicht auch das eine brutale Anforderung: — leben zu sollen —? Ich weiß, daß es mich noch manchmal überkommen wird, — daß ich dann nicht will, nicht kann — ich werde mich gewiß noch oft vor dem Leben fürchten —." Sie brach ab, ein Schauer ging über sie hin. Dann setzte sie jedoch langsam hinzu: „Deshalb muß jemand mir helfen, der meine Furcht und meinen Widerstand bricht, um der beiden Kleinen willen."

— In diesem Augenblick begriff er, wie nah er ihr in der schweren Zeit getreten war als der Unbeteiligte, Unbeeinflußte, der sich ihr ärztlich und menschlich mit strenger Sachlichkeit gewidmet hatte. Er begriff, wie viel sie seiner Hilfe zuschrieb, was zu einem großen Teil die Hilfe ihrer eignen Natur gewesen war.

Ihr sollte er helfen, fortan dem Leben gewachsen zu sein, — dabei aber lebte er noch sein eignes Leben in unschlüssigem Zwiespalt —.

Und dennoch: er fing an, daran zu glauben, daß es ihm ihr gegenüber gelingen werde. Ein so starker Appell an seine eingreifende, planvolle Kraft ging von diesen ruhig vertrauenden Auger aus, — eine so starke Freude an der ihm auferlegten Verantwortung weckten sie in ihm, als spannten sich alle Fähigkeiten seiner Seele auf ein Ziel hin.

Und seltsam: gleichzeitig empfand er es noch nie so bitter wie in der Stunde, nicht selber zwiespaltlos und einheitlich, mit voller Thatkraft, im Boden seiner Heimat zu wurzeln. Hätte er nicht schon als Jüngling, — in jugendlicher Begeisterung zu allem bereit, — immer nur an die harte, hohe Mauer der bestehenden Zustände stoßen müssen; hätte er nicht erst im Auslande draußen seine volle Entwickelung finden müssen; hätte er, vom Heimweh zurück-

Bildnis der Gräfin Clemens-Schönborn. Nach dem Gemälde von Moritz Röbbecke.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY,

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

gezerrt, nicht davon absehen müssen, in seiner Heimat gerade diejenigen Einsichten und Fortschritte zur Wirksamkeit zu bringen, deren sie ganz augenscheinlich am dringendsten bedurfte, — — wie ganz anders würde sich dann für ihn als Mann, als Mensch, sein Leben zusammengefaßt haben! Wie oft würde es einen ähnlich starken, — und stärkeren Appell an seine Leistungskraft enthalten haben!

Aber dann sprach er nie zu jemandem; in der Fremde sprach er von der Heimat nur leise, und dann zärtlich, wie von einem leidenden Kinde, das auch nur anzurühren man Fremden schon verwehrt; und daheim konnte er von seinen Jahren im Auslande nicht mit dem Accent reden, den sie für ihn besaßen, weil hier alle seine Worte unwillkürlich so ausfielen, als sei ihm bloß egoistisches Genußleben gewesen, was ihm dort mindestens ebensosehr als eifriges und ernstliches Arbeitsdasein vorgekommen war.

Er schwieg deshalb, mißtraute den Menschen, und sie vertrauten ihm nicht mehr recht.

— — Während er im alten, dichten Park auf der Steinbank unter den Birken saß, schaute er, in solche Gedanken versunken, auf Marianne hin.

Sie blickte geradeaus über die Wiesengründe in die Ferne, den Kopf ein wenig vorgeneigt, die Hände leicht im Schoß gefaltet. Der lose aufgesteckte Haarknoten ließ die sanfte Wölbung der Nackenlinie wundervoll frei.

Kein einziger Zug bewußter Selbständigkeit in der gesammelten Haltung, und doch etwas wie Getrostes — —

Was ihm auch geschähe: zu allerletzt würde er doch imstande sein, zu einem zweiten Menschen so vertrauensvoll aufzublicken, daß er dessen seelischer Hilfe sich gläubig anheimgab!

Und bei ihr war das im Wiedererwachen zum Leben das erste, — das Unwillkürliche —. Das allererste, was sie wiederfand, war eine ruhige, vertrauende Gebärde. — — —

II.

Draußen herrschte das lustigste Schneetreiben von der Welt.

Den Kutschern und vielleicht auch ihren Gäulen lachte das Herz im Leibe darüber, wie leicht heute die Schlitten über den weißblendenden Boden dahinflogen, der seit etlichen Tagen einer erneuten Schneelage entbehrt hatte, so daß hier und da bereits das holprige Steinpflaster der unebenen Moskauer Straßen durch den zerstampften und vergrauten Schnee durchzuscheinen begann.

Auch Marianne freute sich, schnell vom Fleck zu kommen. Seit heute früh war sie schon so viel herumgetrieben worden, in verschiedene Privatstunden und eine Schule.

Noch ein paar Tage lang! Dann gab es Ferien. Schlossen auch die Anstalten erst kurz vor Weihnachtsabend, so hörte doch der Unterricht in den Häusern meistens schon früher auf.

Marianne kam von weit außerhalb gefahren, wo an den Grenzen der Stadt, nicht allzufern vom berühmten Jungfernkloster, dessen phantastische Türme herüberwinkten, ein großes Mädchenstift sich befand. Auf dem Rückwege von dort ließ sie ihren Schlitten in unbelebter, fast ländlicher Vorstadtgegend vor einem einstöckigen Holzhause halten.

Sie stieg aus, bezahlte und ging über den weiten, hellen Hof, den ein einfacher Lattenzaun umschloß, auf eine Wohnung im Erdgeschoß zu, an der sie mit beinah ungeduldiger Freude läutete.

Hier pflegte sie jeden Sonnabend vorzusprechen, wenn der Weg vom Stift sie vorüberführte und die Zeit auch noch so knapp war. Denn jedesmal bedeutete das für sie inmitten der Arbeitswoche eine sonntägliche Stunde.

Eine ihrer ehemaligen Lieblingsschülerinnen, seit Jahresfrist verheiratet, wohnte hier; eine, die ihr innig zugethan blieb, auch nachdem sie, längst der Schule entwachsen, mit Energie und verblüffender Leichtigkeit Mathematik studiert und es darin zu etwas gebracht hatte.

Die junge Frau öffnete selbst die Thür und bewillkommnete ihren Besuch mit drei schallenden Küssen, einen auf den Mund und je einen auf Mariannens schneenasse Wangen. Dann nahm sie ihr den weiß überschneiten Pelz von den Schultern und schüttelte ihn aus, wobei sie aber sorglich jedes Geräusch vermied.

„Dadrinnen steckt Matwej tief, bis über die Ohren, in einer Arbeit über das Vogelgetier," flüsterte sie in ihrem weichen Russisch, das an sich schon zärtlich klang, und

wies auf das Hauptzimmer der kleinen Wohnung.

Erst jetzt bemerkte Marianne die breite buntgestreifte Küchenschürze an ihr und daß sie die Ärmel hochgezogen hatte. Eine Messerbank, nach der sie griff, mußte sie eben erst hastig aus der Hand gestellt haben.

Im Hintergrunde des engen dämmerigen Vorflurs stand die Thür zur Küche noch offen; man sah die Holzscheite im Herdfeuer rot glimmen.

„Ja, unser Mädchen ist nämlich schon wieder krank. Sie ist wirklich ewig krank, diese Ärmste," sagte die junge Frau und zog Marianne in die Wohnstube.

Die Wohnstube war ziemlich groß, niedrig und so dicht über dem Hof, daß der gegenüberliegende Schneehaufen sie schon verfinstern konnte. Auf dem Hof flogen weiße und graue wohlgemästete Tauben herum und flatterten auf den Fenstersims und schlugen mit ihren Flügeln an die Scheiben, vor denen im Sommer blühende Azaleen standen.

In der Ecke über dem Fenster hing ein kleines Heiligenbild in schwerer Silberumkleidung, mit seinem ewig brennenden Lämpchen. Davor, mitten ins Zimmer hineingezogen, stand breit und bequem ein Tisch, auf dem in friedlichem Nebeneinander Hausarbeiten und Schreibereien, nicht gerade zierlich geordnet, dalagen. Auf einem Seitentischchen am zweiten Fenster zeigte der nie fehlende blitzblanke Samowar, daß hier auch gespeist wurde.

Der ganzen Einrichtung merkte man es an, daß dies Nest nicht fix und fertig bezogen worden war, sondern daß hier immer noch allerlei Mühe und Liebe am begonnenen Nestbau weiter arbeitete. Aber eine solche Moskauer Wohnung mit ihrem glücklichen Mangel an jeglichen trivial dreinredenden Stuckaturverschönerungen nahm rasch die Individualität ihrer Insassen auf und gab ihr in jedem Stück Raum zwischen den schlichten Thüren, geweißten Decken und einfachen Wänden.

Marianne hatte es sich wundervoll bequem gemacht in einer Art von Großvaterstuhl, der nahe bei einem wärmeausstrahlenden Kachelofen von anerkennenswerten Dimensionen stand. Mit Behagen vergrub sie ihre durchkälteten Füße im mächtigen Bärenfell, das sich vor dem Stuhl ausbreitete.

„Das ist unser Divan, dort sitzen wir immer beide drin," sagte die junge Frau.

„Ist es nicht sehr schlimm für euch jetzt mit dem kranken Mädchen, Tamara?" fragte Marianne bedauernd. „Da werdet ihr kündigen müssen. Wie treibt ihr es nur überhaupt —? Du alle Morgen in deinem statistischen Bureau, dein Mann über seiner ornithologischen Gelehrsamkeit? Was fangt ihr denn jetzt an?"

Tamara lachte leise auf, ihr ganzes freundliches Gesicht lachte mit.

„Wir treiben's, wie es eben geht; — es wird ja auch wieder besser. Alles wechselt unter dem Mond. Kündigen wollen wir nicht; darauf vertraut die Arme so fest."

‚Russische Sorglosigkeit!' dachte Marianne bei sich. Aber sie mochte nichts Tadelndes äußern, sie wiegte sich darin wie in etwas Wohlthuendem.

Vielleicht wäre es anderswo tadelnswerter gewesen, doch ihr schien immer: wo man unter russischen Menschen war, wo diese Sprache klang, da wurde das Leben in der That in allen Dingen gleichsam simpler und weiter, — vertrauender. Obschon sie selber kein russischer Mensch war, so zählte sie doch nicht zufällig unter diesen ihre besten Freunde.

„Aber überanstrengt es dich auch nicht, Tamara?" meinte sie besorgt. „Noch kann es ja eine ganze Weile dauern, ehe dein Mann die verdiente Berufung bekommt und ehe du also dem statistischen Bureau ein Schnippchen schlagen kannst."

Tamara schüttelte belustigt den Kopf, von dem zwei starke Zöpfe unaufgesteckt niederhingen.

„Bis dahin hilft mein Mann mir eben. Und im Sommer, da erholen wir uns von alledem im Forsthaus, bei meinen Eltern, in meinen lieben großen Wäldern —. Ja, eine Waldhütte, wie für Einsiedler, das wär' überhaupt so was für uns!" bemerkte Tamara und fuhr ohne Ziererei mit dem Messerputzen fort, worin der Besuch sie unterbrochen hatte.

„Nein, uns geht es ja, weiß Gott, wundergut," fügte sie hinzu, „da ist nichts zu besorgen. Und wenn ich nicht 'mal das von Ihnen gelernt hätte: gute Laune im Alltag bewahren, — die schönste Lektion, die Sie, ohne es zu wissen, tagtäglich allen Ihren Schülerinnen geben, — eine schönere

Lektion, als aller Schulkram. — — Aber nun erzählen Sie doch mal von sich? Also die Cita ist heimgekommen?“

Marianne nickte.

„Mit Beginn der deutschen Weihnachtsferien und bleibt bis über die russischen da. Aber ich habe noch so wenig von ihr, — es war eine so gehetzte Arbeitszeit. Drum wird Weihnachten diesmal so strahlend schön! Mir kommt vor, als ob ich mich seit meiner Kindheit nicht mehr so darauf gefreut hätte, wie dieses Mal. — — Immer möcht' ich die Cita jetzt nahe um mich haben, — so ganz nah bei mir, — — sie so recht tief anschauen: Bist du noch dieselbe? Ist auch nichts an dir verändert? Hat die Trennung mir nichts gestohlen? Zeig mir all dein Schönes —: das und das und das, — weißt du noch? Ach, Tamara, du hast noch kein Kind, — kannst du das wohl begreifen?“

Tamara nickte schweigend.

In der Küche hörte man es bedrohlich brodeln und zischen. Sie setzte die Messerbank nieder, lief hinaus, klapperte ein Weilchen draußen zwischen den Tiegeln und Töpfen und kehrte dann in die Stube zurück.

„Ja,“ sagte sie, „nun ist also Cita auf dem Wege, etwas Erkleckliches zu werden. Aber, Hand aufs Herz, liebe Frau Marianne: wären Sie nicht doch seelenfroh, wenn — ja wenn die Cita sich ordentlich verliebte und heiratete?“

Marianne blieb einen Augenblick lang stumm. Dann sagte sie fast andächtig: „Wenn über meine Kinder mein Glück käme, — ein so unfaßbares Frauenglück, das reicher und weiser macht, als alle Reichtümer und Weisheiten der ganzen Welt zusammengenommen, — wenn das ihnen geschenkt würde! — — Und wären es auch nur acht kurze Jahre, wie bei mir, gleichviel. Und käme auch selbst dahinter — wie bei mir —“

Sie konnte nicht weitersprechen.

Tamara sammelte schweigend ihre Messer zusammen. Nach einer Pause bemerkte sie dabei: „Ja, ja, dafür kann man nichts thun. Sonst wäre es ja auch nur wieder armseliges Menschenwerk. So ist es: Studium ist Verdienst, aber Liebe ist Gnade. — Aber ganz jammerschade scheint es mir, daß Sie nicht mit Ihren beiden Kindern zusammenleben können wegen des Studiums, — geradezu eine Missethat scheint es mir manchmal.“

Marianne fiel rasch ein: „Darüber muß man nicht nachdenken. Es ist nicht anders. Ich muß Sophie doppelt geben, doppelt —“

„Aber ich hätte Ihnen einen kuriosen Vorschlag zu machen,“ meinte Tamara, „wenn nur Cita nicht gerade in Berlin studieren würde.“

„Einen Vorschlag —?“

„Ja, von meiner Taute bin ich dazu autorisiert, — wissen Sie, von der, die in Bern das Mädchenpensionat leitet und die voriges Jahr hier war.“

„Ach, thut sie das noch immer? Sie klagte doch schon so über ihr Alter und ihre Gebrechlichkeit. — — Will sie es etwa abtreten?“ fragte Marianne mit unverhohlener Spannung.

„Sie möchte gern einer Hilfe die Leitung übergeben. Sie wissen: es sind lauter unerwachsene Mädchen, vielfach Russinnen, die dort den sogenannten letzten Schliff bekommen. — — Und auf Sie hält sie so große Stücke, sie wäre entzückt. Aber es wäre doch wohl nichts?“

Marianne schüttelte zögernd den Kopf. Im stillen rechnete sie nach. Es war ihr klar, daß sie hier mehr verdienen konnte. Und schließlich blieb Cita auch dann weit von ihr.

Aber wenn es doch möglich wäre, — mit Cita? Sie wurde ganz still und hörte nicht auf, zu rechnen.

An der Thür, die das Wohnzimmer mit der größeren Hauptstube verband, wurden rasche, ungeregelte Schläge hörbar, wie ein Gepraffel von Kleingewehrfeuer.

Tamara sagte mit befriedigtem Lachen: „Das ist Matwejs Triumphgeschrei: er hat für heute glücklich sein Ei gelegt. Es ist auch hohe Zeit, daß er frei wird. Ich muß schnell den Tisch decken.“

„Und ich muß leider weiter wandern,“ äußerte Marianne mit einem Seufzer; sie erhob sich ungern aus ihrer weichen, behaglichen Ecke.

Tamara nickte betrübt.

„Wir armen Arbeitsgäule,“ meinte sie lächelnd und stieß die Thür nach dem Vorflur auf, laut rufend: „Matwej, bist du da? Komm doch mal her, Frau Marianne muß schon fortgehen.“

„Jawohl!“ schrie es aus der Küche

zurück, „aber dann mußt du herkommen, — das Zeug brennt an!“

Der Ton der Verzweiflung, in dem das verkündet wurde, erheiterte Marianne. Sie trat auf den Vorflur hinaus und schaute nach der Küche. Tamara, die Hände ringend, war schon an ihr vorbei vorausgeschlüpft.

Zwischen seinem Studierzimmer, das weit offen stand, und der Küche mitten drin stand Tamaras Mann auf dem Vorflur mit lebhaft vorgerecktem Hals und richtete seine Augen angsterfüllt auf eine Pfanne, die auf dem Herde stand und furchtbar zischte. Die Brille hatte er sich auf die Stirn geschoben.

Seine Frau stürzte zur Pfanne.

„Geh nicht so nah heran, geh ihr nicht nah!“ rief er beängstigt, „— das Zeug spritzt! Man darf es nur von hier aus ansehen. Es spritzt! Paß auf, es spritzt in die Augen!“

Als das Zischen und Prasseln gelinder wurde, wandte er sich aufatmend der lachenden Marianne zu. Auch er lachte nun. Aus seinem hübschen aschblonden Bart, der tief über das gestickte russische Hemd fiel, das er zu Hause trug, schimmerten die Zähne.

„Ja, ich war nun gerade fertig, — und angerührt hatte sie die Geschichte ja, ich wollte nur Wache halten, — aber aufregend ist die Sache ungeheuer, — uff!“ und er fuhr sich über die Stirn und die etwas wildgewordenen krausen Haarringel.

Tamara, die am Herde herumwirtschaftete, rief: „Ja, darin ist er gut, wirklich! Sie sollten nur wissen, was wir uns beide alles zusammenkochen. Aber ohne Herzklopfen geht es eigentlich nie ab. — — Die reine Nervenkur. — — Er thut es auch nur, um wenigstens gelegentlich zu beweisen, daß ich ihm neben seinen Vögeln doch auch was gelte.“

Sie kam aus der Küche, streifte die Ärmel herunter und trat zu Marianne, die sich gerade an den Vögeln ergötzte, welche man im offenstehenden Arbeitszimmer sah. Jeder Platz, den die Bücher übrig gelassen, gehörte den Vögeln — toten, ausgestopften Bälgen —, und lebendigen in zwei Riesenkäfigen, aus denen es zwitscherte, piepte und sang.

„Ja, denken Sie nur,“ behauptete Tamara, „sein Getier konnte er sogar auf der Hochzeitsreise nicht vergessen. Ich konnte nicht gefühlvoll gegen ihn werden, ohne daß er mir sofort auseinander setzte, wie zum Beispiel die Enten und Gänse es in ihren Liebesspielen untereinander hielten. Damals schrieb er nämlich gerade über die. Zuletzt war ich ganz beschämt, keine Gans zu sein.“

Ihr Mann wurde verlegen; aus seinen treuherzigen blauen Augen sah er Marianne hilflos an.

„So war es gar nicht, — nein, so war es nicht,“ bestritt er lebhaft. „Ich habe nur gesagt: ein Gelehrter zu sein, das ist nichts ohne Liebe. Man muß die Tiere lieben, dann versteht man sie gut. Und dann habe ich ihr erzählt, die Enten wären —“

Aber seine Frau fiel ihm ins Wort. Vom nächststehenden Tisch in seinem Zimmer hatte sie geschwind ein dickes Buch aufgegriffen, ein Werk von ihm, schlug es sachkundig auf und las mit heller Stimme:

„Beispielsweise — pagina 136: ‚Alle Männchen ziehen sich nahe zusammen. Dann schwimmt je ein Weibchen zwischen ihren Reihen schnell hindurch. Hierauf schnellen die Männchen im Takt in die Höhe, biegen dann den Schnabel gegen die Bauchmitte und pfeifen à tempo. Verpaßt einer der Enteriche dabei den genauen Anschluß, so scheint das etwas Übles zu sein: er muß alsdann seine Kräuselfedern in die Höhe richten und vornehmlich: ‚Räp!‘ rufen —‘“

Unter allgemeiner Heiterkeit kam Marianne endlich fort.

Ihr Gesicht lachte noch, als sie auf den Hof hinaus trat zwischen die gurrenden Tauben. Beschämt sah sie nach ihrer Uhr. Noch konnte sie gerade zu ihrer Unterrichtsstunde rechtzeitig kommen, aber sie mußte sich tüchtig beeilen.

Eine Weile später durfte sie endlich für kurze Zeit heimgehen. (Fortsetzung folgt.)

Peter Rosegger

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wie heute Berggemeinden untergehen.

Von

Peter Rosegger.

(Abdruck verboten.)

In den Alpengegenden gehen gegenwärtig Veränderungen vor, die eine rasch vorüberschreitende, nach Weltgenüssen jagende Generation fast übersieht; und doch ist es ein Weltuntergang.

Zwei entgegengesetzte Strömungen vollziehen sich in unseren Alpen. Die eine scheint alle Thäler der Gebirge, alle Schluchten der Wildnis mit Menschen ausfüllen zu wollen. Durch die entlegenen Gegenden werden Eisenbahnen gebaut, die Wälder werden gerodet, Fabriken werden gegründet; Scharen von Sommerfrischlern kommen gezogen aus den Städten her, Touristen beleben die unwirtlichsten Berge — und doch ist alles Trug; weite Strecken Landes veröden und wo vor wenigen Jahrzehnten noch fruchtbare Felder und üppige Wiesen gelegen, herrscht heute Wild-

nis. Denn weitaus gewaltiger ist die andere Strömung, die Völkerwanderung vom Wald in die Welt, vom Dorf in die Stadt, die Flucht von der Scholle. Die neueste Volkszählung hat furchtbar klar gezeigt, wie das Land verödet und deren Bewohner vom Moloch der Städte verschlungen werden.

Was soll noch bestehen auf der Welt, wenn gar einmal das Feststündigste ins Rollen kommt — der uralte Bauernstand!

Und die Ursache? Sie wird oft genug aufgezeigt.

Ich selbst, der den Niedergang des Bauernstandes wie ein persönliches Leid empfindet, habe dieses tragische Geschick in meinem Roman „Jakob der letzte" darzustellen versucht. Heute will ich es durch einen ganz bestimmten Fall zeigen, wie die Welt des Alpenbauernstandes zu Grunde geht. Ich spreche von meiner Heimatsgemeinde Alpel bei Krieglach in Steiermark.

Dieses Alpel liegt mehr als zwei Fußstunden entfernt von der durch das Mürzthal ziehenden Reichsstraße und Eisenbahn. Es liegt zwischen höheren wald- und almreichen Bergzügen, hat aber selbst nicht den Charakter einer „Alm," sondern ist eine Bauerngemeinde, deren Höfe zerstreut an den Hängen, auf Höhen und in Gräben umherstehen. Es ist heute durch ein paar gute Straßen mit dem Mürzthale verbunden, diese Straßen sind aber nicht der Bauernhöfe wegen vorhanden; die eine ist ein Holzweg, auf welchem alte und junge Wälder zur Eisenbahn geschleift werden; die andere zieht nur zufällig durch Alpel, um das Mürzthal mit den Hintergegenden zu verbinden. Vor Zeiten, als die Gemeinde Alpel in der Blüte und Frucht zugleich gestanden, war keine dieser Straßen vorhanden, ein Saumweg, „Alpsteig" genannt, führte vom Mürzthal hinan in die abgeschlossene weltverlorne Ansiedelung.

Die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände der Gemeinde in alter Zeit zu schildern, ist hier nicht am Platz; nur wenige Jahrhunderte sind helle, dann verliert sich die Vergangenheit in Dunkel. Eine slavische Vorzeit hat nur wenige Spuren zurückgelassen, der Name des durchziehenden Flüßchens Freßnitz ist lange schon in „Fresen" umgetauft worden.

Vor allem ist wichtig zu sagen, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts zwischen großen Waldungen, an tausend Meter hoch, auf gebirgigen und kargen steinigen Boden in etwa vierzig Häusern an dreihundert Personen ihr Brot fanden. Heute stehen in Alpel nicht über fünf bewohnte Häuser (die Holzknecht-, Köhlerhütten und Jägerhäuser ausgenommen), und die Bevölkerung hat sich um das Fünffache verringert.

Die neue Zeit hat das gethan.

Und die Heimatflüchtigen, die in fremden, fruchtbareren, erwerbsreicheren Gegenden ihr Heil gesucht haben? Wie wenigen ist es gelungen, auf neuem Boden Wurzel zu fassen; heute möchten manche von ihnen zurückkehren auf die Scholle, die der Schweiß ihrer Väter gedüngt hat; aber auf dieser Scholle wuchert Wildnis. Viele der Ausgewanderten sind spurlos vergangen.

Als man in den zehner und zwanziger Jahren, den Zeiten des Mißwachses, in Alpel Brot aus Strohmehl essen mußte, fand sich keiner bewogen, in seines Vaters Wald sich den Wanderstab zu schneiden. In der Franzosenzeit, da die Steiermark niedergetreten war, konnten die Alpler da oben ihre eignen Herren sein, lebten freier, als sonst unter der Botmäßigkeit ihrer Herrschaft. Die letztere scheint übrigens hier im Gebirge mehr willkürlich als strenge gewesen zu sein. Auch die Pfarrherren zu Krieglach sollen des Zehents wegen recht oft ein Auge zugedrückt haben, da sie in Bezug auf den sittlichen Lebenswandel der Alpler selten eins zuzudrücken brauchten.

In den dreißiger Jahren standen in Alpel achtundzwanzig stattliche Bauernhöfe, wovon fast jeder noch ein oder zwei „Gasthäuseln" (Ausgedinghäuser, oder auch Pachthäuser für Handwerker) hatte; diese Gasthäuseln standen in der Nähe des Haupthofes, oder auch als abgegrenztes Anwesen von ihren kleinen Grundstücken umgeben. Ferner hatten die meisten Höfe nebst ihren ausgedehnten Stallungen, Scheunen und Schuppen noch ihre eignen Getreidemühlen, Flachsdörrstuben, Köhlerhütten, Sommerstadeln und Sennhütten für Almwirtschaft im Sommer. Einzelne Höfe besaßen auch Bretteriägen, Zeugschmieden, Leinsampressen und Lodenwalken. Als anfangs der vierziger Jahre mein Vater das Vatergut übernahm (auf welchem seit alten Zeiten das Geschlecht der „Rosegger" gehaust hatte), bestanden die Gebäude des Hofes aus dem großen Stamm- und Wohnhause, dann aus einem im Viereck um den Hofraum sich ziehenden Stallgebäude mit vierzehn Stallgelassen, den Scheunen, Heu- und Strohkammern, Streuhütten und aus zwei Wagenschuppen. In einer kleinen Entfernung vom Hause stand der Getreidekasten („Feldkasten," Vorratskammer). Unten im Graben beim Wasser befand sich eine „zweilauferige" Getreidemühle und, damit verbunden, eine Ölpresse; dann war im Walde noch eine Köhlerhütte, und endlich waren zwei Gasthäuseln mit den dazu gehörigen Stallgebäuden. Das Gut war ein Mittelhof mit etwa 80 Jochen Grund und konnte 15—20 Personen beherbergen und ernähren.

Damals fing man aber schon an, die Nebenhäuser, „Gasthäuseln" genannt, niederzureißen; die Handwerker und kleinen Gewerbsleute zogen sich womöglich thalwärts in die geschlossenen Dörfer, es war nach den kleinen Pachtwirtschaften keine allzu lebhafte Nachfrage mehr. Als Ausgedinge für die „alten Leut'" wurde im Stammhause eine Kammer hergerichtet; denn die Alten wurden im Hofe noch immer zur Arbeit benötigt. Die Dienstboten fingen an, besonders nach 1848, störrischer und anspruchsvoller zu werden, als sie in der alten patriarchalischen Zeit gewesen; der Bauer verminderte ihre Zahl nach Möglichkeit.

In den fünfziger Jahren wurde durch die Eröffnung der Eisenbahn im Mürzthal die Welt aufgethan. Aus gesegneteren Gegenden kam billiges Korn; die höchstliegenden Höfe von Alpel ließen aus den Feldern Wiese und Wald werden, man züchtete mehr Vieh als früher, verwertete den Wald zu Kohlen, Eisenbahnschwellen und Telegraphenstangen, die im Mürzthale gut bezahlt wurden. Früher gab es nur Naturprodukte, die der Bauer selbst erzeugte und selbst ausbrauchte.

Sein Haus, sein Gewand, sein Werkzeug hatte der Bauer sich selbst geschaffen. Jetzt kam Bargeld ins Land; das Bargeld führte ins Wirtshaus, zum Krämer, der allerlei früher unbekannte und jetzt auf einmal so notwendige Waren hatte. Aber der bäuerliche Erwerb stand mit den neuen Bedürfnissen nicht im Gleichgewicht, das Geld wurde zu wenig. Der Bauer schlug Wald, mehr als gut war, verkaufte Vieh, mehr als er entbehren konnte; im Hause fehlte Milch, Fett, Hautwerk, auf dem Felde der Dünger. Die Dienstboten wurden „ihres selber", arbeiteten im Taglohn, führten ein freies Leben, belasteten die Gemeinde mit Kindern und verkamen. Alle Lebensweise verteuerte sich, es wuchsen die Steuern, man machte, wenn es ging, Schulden auf Rechnung nächstjähriger Ernten. Wegen Mangel an Arbeitskraft wurden die nächstliegenden Felder ausgesogen, die entfernteren ließ man brach liegen. Dem höchststehenden Großbauern fiel es zuerst ein, er könne seine sorgenreiche Wirtschaft ja zu Geld machen: er verkaufte seinen Hof an einen Großgewerken. Bald thaten ihm es auch einige Nachbarn nach. Der neue Besitzer ließ auf Feldern, Schlägen und Matten Fichtenwald pflanzen, die Gebäude wurden niedergerissen und zu Kohlen verbrannt. — Als ich, ein Knabe, mit meinem Vater bisweilen durch die Gegend strich, um unsere auf jungen Almen weidenden Ochsen zu suchen, kamen wir oft zu Mauerwerken eines rauchgeschwärzten Feuerherdes, eines eingebrochenen Kachelofens, mit Hollerbüschen und Nesseln bewuchert. Und dann erklärte mein Vater: „Da ist das Brand-Mirtel-Häusel gestanden; die Leute sind ausgestorben. Da ist der alte Graneggerhof gewesen; der Granegger ist nach dem Verkauf noch eine Weile auf der Huben gesessen, dann fortgezogen. Da, dieser Mauerbrocken, ist noch ein Trumm vom Tanzmeisterhof, ist das schönste Haus gewesen, um viel Geld verkauft worden; die Leute sind ins Mürzthal gezogen, dort verarmt und bald nacheinander gestorben." Ähnliches erzählte mein Vater von anderen abgekommenen Höfen.

Der Großgewerke im Mürzthal, von dem sie in Geldsachen teilweise abhingen, hatte sie nicht gedrängt zum Verkauf; sie waren selber gekommen, hatten ihr Heim ausgefeilt wie der Kaufmann einen Rest Tuch. Denn die sich steigernde Bedrängnis hatte die Leute entmutigt und verblendet. Jahr für Jahr fiel ein Hof um den anderen, und immer einsamer wurde es in der Gegend.

Später, als ich nach längerer Abwesenheit von der Fremde heimkam nach Alpel, sah ich manches Haus, in welchem ich als Kind aus und ein gegangen war oder als Handwerker gearbeitet hatte, grauenhaft still und öde dastehen, in den Fenstern fehlte das Glas und auf dem Dache manche Schindel. Wieder in anderen Häusern, die auch schon in fremden Händen waren, wohnten noch die einstigen Eigentümer als Pächter oder Waldaufseher — früher Herren, jetzt Knechte. Mancher hatte gedacht, aus dem Erlös seines Waldhauses sich in besseren Gegenden anzukaufen, allein das Geld reichte dazu bei weitem nicht aus, und die irgendwo mit Schulden anfingen, gingen bald zu Grunde und kamen als Bettler zurück in die Waldheimat. Ein paar der wohlgelesensten Bauern glaubten sich auf ihrem alten Besitz noch halten zu können, aber als der Nachbar zur Rechten verkauft und der Nachbar zur Linken verkauft hatte, wuchs rings um ihn der schattige feuchte Wald auf, es kamen die Hasen, die Rehe, die Hirsche und fraßen die geringe Ernte. Sonst auf gegenseitige Nachbarsleistungen angewiesen, mußte der noch Zurückgebliebene nun die Wege und Stege allein erhalten; kein Dienstbote wollte mehr bleiben auf dem öden einsamen Gehöfte — so ging auch er fort und mußte mit dem erstbesten Preise zufrieden sein, den ein Waldspekulant oder ein Jagdliebhaber für seinen Besitz bot.

Da konnte einem das Herz bluten in Erinnerung an frühere Zeiten, wo die ganze Gegend voller Leben, Arbeit und Freudigkeit gewesen war. Singen und Jauchzen einst von allen Höhen und Feldern zur frohen Feierabendszeit oder an Sonntagen, wenn schmucke Burschе und Dirndlein über die Matten dahingingen! Heiter, anspruchslos, redlich, tüchtig, das waren ihre Hauptmerkmale gewesen; selten hörte man von einem Streit oder Wirtshaushandel, ja es gab gar kein Wirtshaus im ganzen Alpel, und wer weiter hinaus ging und einmal einen Rausch mit heimbrachte, der wurde ausgelacht, eine Folge, die ihn mehr wurmte als der Katzenjammer selbst. Das Verhältnis zwischen Hausvater, Hausmutter und Dienstboten war ein patriarchalisches gewesen, und in der ganzen Gegend gab es keinen Herrn und keinen Knecht, keinen Reichen und keinen Armen in unserem heutigen Sinne. Ein einziger war, der in Alpel einen Großbauernhof von mehreren hundert Jochen besaß und sich bisweilen etwas herrisch gebärdete; aber er lieferte reichlich Holz, Nahrung und Arbeitskraft denen, die es bedurften. Auch der hatte dann seinen alten Edelsitz verkauft, sich im Mürzthal ein Wirtshaus erworben, wo er mit den Seinen unbehoflen und unbeachtet etliche Jahre dahinlebte, sich endlich selbst als sein bester Gast stellte und in einem zerrütteten Hauswesen verdarb und starb. Andere Abgehaufte waren in Bergwerke, in Eisenwerke gegangen und hatten dort gefunden, wie schlecht und ungerecht es eingerichtet ist auf der Welt. Im Waldland hatten sie das nicht gesehen.

Und die wenigen Leute, die im Waldgebirge zurückgeblieben waren, die verkamen erst recht. Keine Lebensfreude mehr, kein Gemeinsinn, keine Arbeitslust — als Wilderer oder Holzdieb wanderte mancher ins sonnige Mürzthal hinaus — zwischen zwei Gendarmen.

So weit ist es gekommen mit dieser blühenden Gemeinde, und so wiederholt es sich in den Alpen hundertfach.

Doch, greift dieses große Bauernsterben nicht auch schon hinaus über fruchtbareres Gelände, in die großen Dörfer und auf die Edel- und Rittergüter? Und der Staat? Der zuckt die Achseln und denkt sich, die Industrie sei ihm lieber als die Landwirtschaft. Erst neuerlich hört man wieder vom Dienstbotenelend in Deutschland. Die Bauern bekommen keine Dienstboten mehr, alles will in die Fabrik, und hernach von

der Fabrik? Wohin wollen sie doch gleich, unsere Socialdemokraten? Dann werden Vorschläge laut, man solle sich die Feldarbeiter aus Italien kommen lassen, die wären fleißig und billig zu haben. Und der Staat, der nationale Staat thut, als ob ihn das weiter nichts anginge. Das bluteigen angestammte Volk drängt man zu den internationalen Socialdemokraten hinab oder läßt sie auswandern nach fremden Welttheilen, nach den Kolonien. Dafür will man Italiener, Czechen, Polen und allerlei fremde Scharen ins Land ziehen, daß sie die Scholle bearbeiten und endlich darauf seßhaft werden. Und das nennt man — nationale Politik.

Mag ja sein, und moderne Geister sagen, daß es sich so, wie ich eben darzustellen versucht, vollziehen muß, daß es eine Zeitnotwendigkeit ist, eine natürliche Entwickelung. Gut, dann aber fort mit den Phrasen von der Rettung des Bauernstandes, vom nationalen Aufschwung des Volkes. Dann helfet alle kräftig mit, die neue Welt zu bauen. Nicht an der Veränderung gehen wir zu Grunde, sondern am Zwiespalt.

Peter Roseggers Geburtshaus in Krieglach-Alpel.

Beim Lebensfest.

Von

Emil Prinz Schoenaich-Carolath.

Im Wirtschaftsgarten in der Pfalz,
Dort strebt zum kühlen Kellerhals
Der Sonntagsgäste Welle.
Der Weg war weit, heiß sticht der Staub,
Hier stehn im jungen Buchenlaub
Schießbuden, Karusselle.

Es poltert von der Kegelbahn,
Hell kreischen, wenn der Wurf gethan,
Nähmädchen, Dorfesschönen;
Der Wirt hat schwarz-weiß-rot geflaggt,
Ein Droschkenzug naht, hochbepackt
Mit flotten Musensöhnen.

Die Militärkapelle blitzt,
Der Stabstrompeter goldbelitzt
Kramt in den Partituren;
Ein Marsch verklang, ein Walzer schwieg,
Dazwischen lärmt der Spatzenkrieg
Frechfroh nach Krümelspuren.

Und plötzlich steigt ein Lied empor,
So voll, so fest wie Männerchor,
Der Freiheit zugesungen;
Ein Schwur, dem Vaterland geweiht,
Dem Lieb, der Burschenherrlichkeit,
Ein Gruß von Flammenzungen.

Die Sonne hinter Pappeln sank,
Ein Bravo schallt von ferner Bank,
Dann klappern die Teller weiter.
Laßt, Liesel und du, Gretelein —
Mir fiel ein Falter in den Wein,
Die Welt ist allzu heiter.

Die Weise hab' einst ich erdacht,
Als mir in heißer Liebesnacht
Nach Ruhm die Schläfen brannten.
Der Ruhm ist hin, mein Lieb ist tot,
Nun fiedeln das Lied im Abendrot
Beim Bier die Musikanten.

Bald steigt vom kahlen Rebenberg
Ein vielbegehrtes Feuerwerk.
Ich gleiche der Rakete,
Die kurz bestaunt, in Funkenschlag,
An einem sinkenden Sommertag
Hoch über den Massen verwehte.

Eine Streitfrage.

Miez und Maunz.

Von

Chriſtian Schwarzkopf.

Mit zehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von **Jul. Adam.**

Wir ſaßen an einem Sommerabend in unſerem Speiſezimmer, von dem eine Thüre in den Garten hinaus führte, und erfreuten uns an der Abendkühle. Ein uns befreundetes junges Ehepaar war bei uns, und wir plauderten behaglich. Plötzlich verſtummte die junge Frau, blickte ängſtlich um ſich und ſank halb ohnmächtig zuſammen. Während wir uns um ſie bemühten, ſtieß ſie hervor: „Es iſt eine Katze im Zimmer“, und ihr Mann fügte erklärend hinzu, daß die Dame jedesmal ohnmächtig würde, ſobald ſich ein ſolches Tier mit ihr in demſelben Raum befände. Wir ſahen uns eine Weile vergeblich nach der Katze um, fanden aber ſchließlich wirklich eine, die ſich unbemerkt eingeſchlichen und unter einem Wandſofa verſteckt hatte.

Es hat ſich ſo gefügt, daß ich mehrmals in größerem Kreiſe von dieſem Vorgang erzählte, und es fand ſich dann immer jemand, der von einem ähnlichen Erlebnis zu erzählen wußte. Es handelte ſich immer um Frauen, auf die der Geruch der Katze ſo wirkte. Andererſeits findet die Katze gerade unter dieſen die wärmſten Freundinnen.

Unſer Liebling.

So ziemlich jede kleine Stadt hat ihr „Katzenfränlein“, eine einſame alte Dame, die mehr oder weniger nur der Pflege ihrer Katzen lebt. Männer pflegen, wenn ſie Tiere lieben, Hunde, Frauen Katzen vorzuziehen. Es hat aber auch unter den

Männern Katzenfreunde gegeben, und wer die Tierwelt unbefangen betrachtet, kann das wohl verstehen.

Unsere Hauskatze ist ein sehr eigenartiges Geschöpf, die Verkörperung der Grazie in der Tierwelt und zugleich eins der klügsten Tiere. Ihr Verhalten dem Menschen gegenüber ist je nach dem Verhältnis, in dem sie selbst und ihre Vorfahren zu ihm standen, ein außerordentlich verschiedenes. Eine Hauskatze, deren Mutter schon die verständig behandelte tierische Freundin der Familie war und die von klein auf unter den gleichen Umständen erwuchs, wird so sehr zum Haustier, wie nur irgend eine andere Kreatur, und entwickelt ihren Herren gegenüber eine große Anhänglichkeit. Sie läßt sich von den Kindern mit bewunderungswürdiger Geduld quälen und ist dann auch meist frei von den plötzlichen Anwandlungen, die man beim Hunde „Launen" nennt und die bei allen Haustieren gelegentlich vorkommen. Ich weiß von mehreren Fällen, wo durchaus fromme Hunde ihre Herren plötzlich ganz ohne Anlaß bissen, und zwar nur einmal, ohne daß sich der Vorgang je wiederholte. In dem einen Fall fuhr eine Dame streichelnd mit der Hand über den Kopf ihres durchaus frommen, ihr ganz ergebenen Hundes, wie sie es unzähligemal gethan hatte. Da biß er sie plötzlich in den Arm. In einem anderen ging der Besitzer eines lammfrommen Hundes an diesem vorüber, während er in der Küche sein Futter einnahm, und wurde von ihm gebissen. Was die Tiere zu diesem Heraustreten aus dem gewohnten Verhalten veranlaßte, läßt sich nicht ermitteln, aber Ähnliches kommt auch bei Pferden und Rindern vor. Besonders häufig freilich bei Katzen; es gibt aber bei ihnen wie bei allen anderen Tieren Familien von sanfter und solche von rauher Charakteranlage. Wir besaßen als Kinder einen schwarzen Kater, der unsere ganze Kindheit hindurch unser getreuester Spielkamerad war. Die Sanftmut dieses Tieres spottete jeder Beschreibung. Meine Schwestern pflegten ihm mitunter für die Nacht ein Häubchen aufzusetzen und ihm ein Schlafgewand anzulegen, und so schlief er, obgleich Katzen sich sehr ungern zudecken lassen, in einem Puppenbett. Das schwarze Gesicht und der lange schwarze Schwanz, der frei blieb, boten natürlich den drolligsten Anblick. „Peter" fühlte sich nur wohl, wenn er mitten unter uns war, und entfernte sich nie von Hause.

Auf dem Kriegsfuße.

Letzteres erklärte sich allerdings daraus, daß er in zarter Jugend einer Operation unterworfen worden war, die man mit Haustieren mitunter vornimmt. Die völlig gezähmte Hauskatze überwindet selbst einen der stärksten ihrem Geschlecht angeborenen Instinkte und verzichtet darauf, ihre Jungen zu verstecken. Ist sie nicht ganz Haustier geworden, so verbirgt sie sie, um sie vor dem Kater zu schützen. Dieser frißt sie nämlich auf, wenn sie noch ganz klein ihm zu Gesicht kommen.

Ganz zahme Katzen schließen sich auch wirklich eng an den einzelnen Menschen. Diese Musterkatze, die auch mit anderen Haustieren im tiefsten Frieden lebt und keinem Vogel nachstellt, würde wahrscheinlich viel häufiger sein, wenn es sich leichter bewirken ließe, daß sich eben nur so geartete Katzen paaren. Aber das wird dadurch aufs äußerste erschwert, daß auch die zahmste Hauskatze, wenn der Fortpflanzungstrieb in ihr erwacht, ins Freie hinausstrebt. Dort aber gilt, wie überall in der vom Menschen nicht überwachten Natur, ausschließlich das Recht des Stärkeren. Der halb oder ganz verwilderte Kater ist stärker als der zahme, und seine rauhe kraftvolle Schönheit mag überdies auf unsere Mieze noch einen besonders großen Eindruck machen. Jedenfalls übt die Aussicht, der vielumworbene Siegespreis leidenschaftlich erregter Kämpfer zu sein, eine verhängnisvolle Anziehungskraft auf sie aus. Sobald draußen in der finsteren Nacht der erste Kampfruf ertönt — er klingt bekanntlich wie das Schreien eines kleinen Kindes — gerät sie ganz aus dem Häuschen und bietet allen Scharfsinn auf, um sich der menschlichen Überwachung entziehen und sich der Rotte anschließen zu können, die draußen ihr wildes Wesen treibt. Man meint, das sanfte Tier müßte selbst davor zurückschrecken, sich unter diese gemischte Gesellschaft zu begeben. Neben dem wohlgepflegten, in Sauberkeit prangenden Kater aus guter Familie findet sich ja auf dem Kampfplatz auch der Rowdie ein, dessen Fell schmutzig, dessen Kopf voll entstellender Narben und dessen Blick voll Trotz und Frechheit ist. Unter gräßlichem Geschrei fallen die Kater übereinander her, kratzen und beißen sich, rollen in wilder Wut über

Wach auf!

das Dach und den Erdboden hin. Und Mieze, unsere sanfte, wohlerzogene Mieze, flieht diesen Schauplatz äußerster Roheit nicht nur nicht, sondern sucht ihn auf. Kein Wunder, daß schließlich ihre Herrschaft an ihren Jungen mitunter wenig Freude erlebt und diese sich als höchst gefährliche Katzen auswachsen, vor denen kein Vogel sicher ist und die früher oder später das Haus, in dem sie geboren wurden, verlassen, um auf Bodenräumen und in Scheunen ein zwar stets bedrohtes und entbehrungsreiches, aber auch ungezügeltes Dasein zu führen.

Doch von der Familienkatze, die wir schilderten, bis zu diesen Ausgestoßenen gibt es viele Zwischenglieder. Da ist zunächst die noch gut behandelte Hauskatze, die aber nicht als reines Luxustier, sondern als Mäusefängerin gehalten wird. Sie pflegt schon bedenkliche Neigungen zu entwickeln und neben der Maus im Keller auch den jungen, noch nicht recht flugfähigen Vogel im Garten zu erwürgen. Je weniger der Mensch sich aber um die Katze kümmert, um so schneller verwildert sie. Sobald ihre Jungen erst in einem Versteck geworfen wurden, kann es leicht so kommen, daß diese überhaupt herrenlos aufwachsen. Dann gehören sie zu jenen unglaublich zahlreichen Katzen, die in jeder größeren Stadt die Verzweiflung aller Gartenbesitzer bilden, die jeden Bestand an Singvögeln unmöglich

Entwischt.

machen, die sich in den Blumenbeeten umherwälzen und in der Nacht durch ihre „steinerweichenden“ Lieder die Hausbewohner um den Schlaf bringen. Einer meiner Freunde schießt in seinem Garten in jedem Jahr gegen fünfzig Katzen. Ein anderer fängt im gleichen Zeitraum ungefähr ebensoviel in Fallen. Und wenn man erwägt, daß doch die meisten Gartenbesitzer alles aufbieten, um sich dieser Plage zu entledigen, und daß ferner viele Leute den Katzen nachstellen, um sich ihres Felles zu bemächtigen, kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie groß die Zahl dieser wieder zu reinen Raubtieren gewordenen Geschöpfe sein muß. Da sie den Tag in einem Versteck zu verschlafen pflegen und erst in der vorgeschrittenen Dämmerung auf Raub ausgehen, bekommt man sie allerdings verhältnismäßig selten zu Gesicht.

Auch auf dem Lande verwildert die Katze nur zu leicht und wird dann der Schrecken aller Jagdfreunde, denn Rehkitz und Fasan, Hase und Rebhuhn werden dort ihre Lieblingsspeise, und sie zieht sie natürlich den Mäusen bei weitem vor.

An sich gewährt es ja ein großes Vergnügen, diese wieder zum Raubtier gewordenen Katzen in ihrem Treiben zu beobachten. Die Katze jagt nach dem Gesicht und vor allem nach dem Gehör. Zumal der letztere Sinn ist unglaublich entwickelt. Während sie auf ihren weichen Sohlen ihres Weges geht, vernimmt sie das leiseste Rascheln einer dahin huschenden Maus. Sie duckt sich und verharrt bewegungslos: Nur das Ende des Schwanzes zeigt durch leise Schwankungen die Jagdleidenschaft an, die sie erfüllt. Jetzt ist die Maus in ihren Bereich gelangt, ein Sprung und sie hat sie unter ihren Krallen. Ging der Sprung, was selten vorkommt, fehl, so verfolgt sie die Flüchtende nicht weiter. Die Katze ist ja kein jagendes Raubtier, sondern gewinnt ihre Beute durch Beschleichen oder geduldiges Abwarten. Wie lange harrt sie geduldig vor dem Mäuseloch aus! Ist sie auf einen Baum geklettert, so wartet sie dort wohl stundenlang, bis ihr ein Vogel sprungrecht kommt. Solange die Grasmücken in den Nestern, die sie in den Stachelbeersträuchern unseres Gartens anlegten, auf den Eiern brüten, bleiben sie unentdeckt. Sobald aber die Jungen in ihnen nach den Eltern rufen, sind sie verloren.

Die Katzen pflegen oft das erbeutete Tier nicht gleich zu töten, sondern erst noch eine Weile mit ihm zu spielen und sich gleichsam an seiner Todesangst zu weiden. Man hat sich den Kopf darüber zerbrochen, warum das wohl geschieht. Eine nicht unwahrscheinliche Erklärung gibt Professor Jäger. Er meint, daß jedes Raubtier einen Geruch verbreitet, der dem Beutetier Schrecken einjagt, jedes Beutetier aber in der Angst einen Hauch ausströme, der dem Raubtier ein starkes Lustgefühl erregt. Das Spiel der Katze mit der dem Tode geweihten Maus hätte dann den Zweck, diesen Angstgeruch zu verstärken. Professor Jäger hat diese Theorie sehr geistreich begründet.

Man versteht es sehr wohl, daß die halbverwilderte Katze den Ungebildeten zum Gegenstand abergläubischer Vorstellungen werden konnte. Ihr unhörbares Auftreten, die elektrischen Eigenschaften ihres Haares, das seltsame Leuchten des Auges in der Dämmerung, ihr Verschwinden auf lange Zeit — das alles bewirkt, daß sie dem Volk zum Teil zu einer unheimlichen Kreatur wurde. In der Zeit der Hexenprozesse spielten sie eine große Rolle. Zumal in dreifarbige Katzen sollten sich die Hexen gern verwandeln.

Die erwachsene verwilderte Katze wird unter Umständen auch dem Menschen ein gefährlicher Feind. Verwundet und in die Enge getrieben, wirft sie sich in wilder Wut auf ihn und fügt ihm durch Beißen und Kratzen sehr gefährliche Wunden zu. Die Spiele der Jungen aber, die man ja mitunter beobachten kann, obgleich die kleinen Tiere überaus scheu sind, bieten einen noch viel entzückenderen Anblick als die der Kinder von zahmen Hauskatzen. Ich hatte in einem Sommer Gelegenheit, einem solchen Geheck zuzusehen, wenn es kurz vor Sonnenuntergang seinen Schlupfwinkel, einen Reisighaufen, verließ, um sich im Freien zu vergnügen. Etwas Anmutigeres als diese kleine Bande läßt sich wirklich nicht denken. Ich habe mehrfach vor ihren Röhren spielende Wiesel beobachtet, aber ich meine, daß selbst sie sich mit den Kätzchen in dieser Beziehung nicht vergleichen können. Jede Bewegung ist bei diesen gleich graziös, und die Lebenslust sprüht ihnen nur so aus den Augen. Wie plump und täppisch sehen ihnen gegenüber junge Hunde aus!

Die Katze, die nicht durch das engste Verhältnis ganz an den Menschen gefesselt ist, hängt, wieder im Gegensatz zum Hunde, ungleich mehr am Hause als an seinen Bewohnern, wie denn auch die anhänglichste Katze nie ihre Liebe auf die Habe ihres Herrn überträgt. Es kommt oft vor, daß eine Katze, die von ihrer Herrschaft an einen neuen Wohnort mitgenommen wird, diesen wieder verläßt und in den alten zurückkehrt. Sie soll bei solchen Anlässen auch jenen Richtsinn an den Tag legen, der vielen Tieren und auch noch manchen im Naturzustande lebenden Menschenstämmen eigen ist. Man hat sie z. B. in einem Sack von einem Landgut auf das andere, entfernte gebracht. Trotzdem war sie in überraschend kurzer Zeit wieder in der alten Heimat. Dasselbe kommt auch bei Hunden vor, aber nur wenn sie ihren Herrn dort vermuten. Das Wesen des Richtsinnes ist uns ja noch ganz unbekannt, aber es verfügen, wie ich schon sagte, auch Menschen über ihn. Ein Professor der Geologie, der im Auftrage der Regierung die endlosen Wälder Kanadas durchstreifte, erzählte mir, daß seine indianischen Führer die Expedition nach 14 Tage langem Marsche ihrem fernen Ziel richtig

Peter.

Waffenstillstand.

Mutterstolz.

vorkommenden Wildkatzen ausnahmslos viel vom Blut unserer Hauskatze in sich haben. Trotzdem stammt unsere Hauskatze nicht von der deutschen Wildkatze ab, sondern ist erst im Mittelalter aus dem Orient nach Deutschland gekommen. Bei den alten Germanen spielte der Getreidebau noch keine große Rolle, und die deutsche Wildkatze ist überdies ein besonders unbändiges Geschöpf. Ich habe nie gehört, daß es irgendwann gelungen wäre, junge Wildkatzen auch nur einigermaßen zu zähmen. Als man aber in Deutschland mehr und mehr zum Ackerbau überging und nun ein Bedürfnis hatte, die Speicher vor den Mäusen zu schützen — eine Aufgabe, die man, wie ich nach unseren Märchen glauben möchte, früher den Schlangen zuwies —, boten sich schon die Hauskatzen dar, die in den Mittelmeerländern häufig waren und von den Mönchen mit Vorliebe überall eingeführt wurden. In Ägypten hatte man schon sehr früh eine dort einheimische Katzenart, die Falbkatze, gezähmt. In dem ganz dem Ackerbau gewidmeten Lande genossen die Mäusefeinde bald die größte Verehrung, ja es wurde

zuführten, obgleich sie keinerlei Merkzeichen zu haben behaupteten. Das Gleiche berichtet Middendorf von den Samojeden der Tundra. Ein solcher Richtsinn leitet ja auch unzweifelhaft den Vogel auf seinen jährlichen Wanderungen.

Eine Eigentümlichkeit der Katze ist bekanntlich, daß sie im Sturz immer auf die Füße fällt. Es ist das neulich wieder experimentell festgestellt und sogar auf photographischen Platten fixiert worden. Ein französischer Gelehrte ließ eine Katze mit dem Rücken nach unten einen tiefen Sturz thun und Aufnahmen von Schnellphotographen hielten jedes Stadium desselben fest. Das Tier warf sich in der Luft so geschickt herum, daß es glücklich mit allen Vieren auf dem Boden anlangte und sich nicht weiter beschädigte. Diese Geschicklichkeit mag den Wildkatzen vielleicht bei Fehlsprüngen von Zweigen herab sehr nützlich sein.

Unsere Hauskatze paart sich, wenn sie verwildert ist, ohne weiteres mit der in unseren Wäldern lebenden Wildkatze, und wir müssen annehmen, daß die bei uns noch

Milchschwestern.

schließlich das Töten einer Katze, auch wenn es ganz unabsichtlich geschah, mit dem Tode bestraft. Die eines natürlichen Todes gestorbenen Katzen aber wurden einbalsamiert, und ihre Mumien sind noch heute erhalten.

Von einer anderen Wildkatzenart stammen wahrscheinlich die Hauskatzen ab, die man im westlichen Asien hielt und von denen ein Teil unter dem Einfluß des Klimas das lange Haar der Angorakatzen annahm. Die ersten Hauskatzen, die nach Deutschland kamen, stammten wohl schon von Katzen ab, die sowohl ägyptische wie westasiatische Vorfahren hatten. In Ostasien scheint man ebenfalls eine Wildkatze gezähmt zu haben, was sich ja hinreichend daraus erklärt, daß die Ackerbau treibenden Chinesen dasselbe Bedürfnis nach einer Mäusefeindin hatten, wie die Ägypter. Die chinesischen Hauskatzen zerfallen in mehrere unter sich abweichende Rassen, doch ist noch nicht festgestellt, ob sich das daraus erklärt, daß sie von verschiedenen Wildkatzen Central- oder Ostasiens abstammen, oder ob diese Abweichungen erst durch die Zucht zahmer Tiere herbeigeführt worden sind. Vielleicht sind auch die Hauskatzen aus Siam, die neuerdings auch nach Deutschland kommen und sehr auffallend gefärbt sind, Nachkommen einer besonderen Wildkatzenart. Wie unsere Haushunde, so stammen eben auch unsere Hauskatzen von verschiedenen, aber miteinander nahe verwandten wilden Tieren ab. Der Mensch fesselte beide an sich: den Hund, um seine Person und seine Habe vor Menschen und Raubtieren zu behüten und als Jagdgehilfen, die Katze als Vertilgerin der kleinen aber mächtigen Feinde seiner Kornvorräte. Kein Wunder, daß der Hund sich ungleich enger an seine Person anschloß als die Katze, die auf eigne Hand ihre Jagd betrieb und die ihr Herr nur zu leicht vernachlässigte und sich selbst überließ. So blieb denn auch in der Katze die Raubtiernatur im allgemeinen vielmehr erhalten als im Hunde.

Die Hauskatzen sind jetzt fast über den ganzen Erdball verbreitet. Wo immer der Mensch seßhaft geworden ist, hält er sich auch die Katze. Nur der Nomade bedarf ihrer nicht und entbehrt sie nicht. Sie selbst aber verträgt bis auf die dünne Luft der Anden alle Klimata und gedeiht in Grönland wie im Herzen von Afrika. In den heißen Ländern schätzt man sie besonders deshalb, weil sie eine Todfeindin der Schlangen ist und die Umgebung des Hauses sehr bald von diesen gefährlichen Tieren säubert. Sie soll sogar mit den berüchtigten Klapperschlangen ohne weiteres fertig werden.

Unter den Rassen der Hauskatze gilt die langhaarige Angorakatze für besonders zahm. Es erklärt sich das daraus, daß gerade diese Rasse ausschließlich als Luxuskatze gehalten wird und infolgedessen von Geschlecht zu Geschlecht im engsten Zusammenhange mit dem Menschen bleibt. Erwähnenswert ist noch, daß es auf der Insel Man Katzen gibt, die ohne Schwanz geboren werden und trotzdem sehr geschickte Mäusefänger sind.

Heimkehr.

Aus der Einsamkeit kam ich wieder,
Meine Seele voll leiser Lieder,
Und ich fürchtete und ich scheute
Tief die Großstadt voll Lärm und Leute.

Aber es ist mir gar gut gegangen!
Nach dem Graun und dem stillen Bangen
War mein Einzug gar freundlich labend: —
Weicher, duftiger Herbstesabend,
Abgedämpft das laute Gewimmel,
Schon die Mondesscheibe am Himmel,
Schon erleuchtet der Straßen Zeilen,
Aber der Herbsttag noch im Verweilen,
Der Himmel noch wie ein Rosenblatt
Über der großen Lichterstadt,
Die in heimlichem Zauber glühte.

Frieden kam da in mein Gemüte,
Friedlich zog ich in meine Klause,
Liebe lachte im ganzen Hause,
Veilchen standen auf meinem Tische,
Strotzend in blauer Herbstesfrische.

Gern im Neste duckt' ich mich wieder,
Meine Seele voll leiser Lieder — —

Frida Schanz

Aus dem Theaterleben der Vorstadt.

Erinnerungen von

Julius Stinde.

Mit einem Jugendbilde Julius Stindes.

(Abdruck verboten.)

I.

Es wird gar oft von dem Theaterteufel geredet, aber wenige kennen ihn wirklich, und noch weniger haben ihn in Händen gehabt, greifbar und doch schlecht anzufassen, ein wahres Scheusal und doch großer und kleiner Kinder Wonne. Ich habe ihn in meiner eignen Hand gehabt, ihm Gutes und Liebes erwiesen und sozusagen wieder zu Ansehen verholfen, und wenn ich wie alle, die je mit dem Theater zu thun hatten und noch zu thun haben, in schwachen Stunden, trotz meiner naturwissenschaftlichen Ausbildung, abergläubisch bin, dann ist kein anderer daran schuld, als eben der Theaterteufel.

Julius Stinde im Jahre 1870.

Wie ich ihn kennen lernte, das ging ganz anders zu, als in Romanen gebräuchlich ist, wo Er oder Sie im Theater hingerissen wird, sei es durch die Aufführung, durch die narkotische Wirkung der Kunstlorbeeren oder durch ein entsprechendes bezauberndes Sie oder Er auf der gashellen Bühne; wo Er oder Sie nicht anders kann, als vom Wege der Bürgertugend abzubiegen und sich dem Theaterteufel zu verschreiben, der sich in ein Ungeheuer verwandelt, wenn die Kränze ausbleiben, die Schminke keine Jugend mehr vortäuscht und die Not sich vor dem Mitleid in den schäbigen Purpur versteckt, dessen Hermelinbesatz nie etwas anderes war als Stallhasenfell.

Ich dachte nicht an Theater. Als Knabe hatte ich allerdings mehr Interesse an Kunstreitern, fahrendem Volk und den Vorstellungen wandernder Mimen, als den Lenkern meiner Jugend lieb war; wir ahmten auch nach, was wir gesehen hatten: Wachsfigurenkabinett und Seiltanz auf dem Schwebebaum ebenso eifrig wie Schau- und Lustspiel, und auch ein Trauerspiel versuchte ich zu schreiben, das jedoch über den Anfang der ersten Scene nicht hinauskam. Ich glaube, in geübter Hand wäre etwas daraus geworden, denn es hub an mit einem Burgthor, aus dem sich bei Eulengeschrei ein Leichenzug auf die Bühne bewegte. Dazu erscholl das dumpfe Geläute der Totenglocke. Weiter ging das Manuskript nicht.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die meisten Leute, die für die Bühne zu schreiben den Beruf fühlen, das Rennen mit einem Trauerspiele eröffnen, gewöhnlich mit einem historischen Drama, als wenn die Geschichte jedem, der Lust hat, die Licenz zum unerhörtesten Blutvergießen erteilte. Es entstehen in deutschen Landen alljährlich Hunderte von Dramen — man kann allein nach den Eingängen bei den Berliner Theatern berechnen, daß täglich mindestens ein Stück fertig wird — und von diesen sind die von Anfängern eingereichten Arbeiten mit wenigen Ausnahmen historische Schlachthäuser. Reifere Geister schreiben feine Lustspiele, den herrschenden elenden Possengeschmack ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Sie sind aber weder fein noch lustig, diese Spiele, und die Direktoren seufzen ohne Unterlaß nach guten Novitäten. So viel Spreu wird erzeugt, und so selten findet sich ein Körnlein darunter, das gute Frucht trägt.

Mein Trauerspiel scheint daher einem Naturgesetze entsprochen zu haben, ebenso wie das Nachahmen der Jahrmarktskünstler den Kindern erb und eigen ist. Kommt man durch ein Dorf, dessen Jugend Geschick im Kopfstehen und Radschlagen zeigt, kann man darauf wetten, daß vor kurzem „Kunstmacher" dagewesen sind. Wir Knaben in meinem Heimatsdorfe konnten auch alle radschlagen. Das hatten wir von Zigeunerknaben gelernt, die bei einer Razzia aufgegriffen und zur Erziehung bei ehrbaren Kossäten untergebracht waren. Außerdem lernten wir Schlingenstellen von ihnen, Feuer auf den Feldern anlegen und gemauste Kartoffeln darin braten und sonst allerlei Unfug, und wer weiß, was sie uns noch alles beigebracht hätten, wenn sie nicht allesamt an einem Tage verschwunden wären!

Mutter und Sohn. Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel
(Berliner Secession 1900.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Die Obrigkeit war froh in der Meinung, daß sie sich wieder mit den lieben Ihrigen vereinigt hätten, und erließ keine Steckbriefe. Ganz derselben Meinung waren die Geistlichkeit und erst recht die Schule, die weiblich zu thun hatte, uns die erworbenen Zigeunereien wieder abzuerziehen. Das Radschlagen aber saß fest, und ganz konnte die Zuneigung zu fahrendem Volke nicht in mir ertötet werden; sein Thun und Treiben hat noch heut für mich großen Reiz, und sehe ich Schaubudenwunder, muß ich wissen, wie sie gemacht werden. Zum ausübenden Künstler jedoch oder gar zum Menschendarsteller habe ich nie rechtes Verlangen gehabt. Und trotzdem ergriff mich der Theaterteufel. — Also, wie er zu mir kam.

Ich war Werkführer einer chemischen Fabrik in Hamburg geworden. Die Studienzeit lag hinter mir, das Leben war gekommen und hatte gesagt: Geh! du hast gesammelt, nun ist die Zeit des Säens und Erntens. Suche dein Feld und bestelle es.

Die Fabrik lag weit draußen, dicht bei dem riesigen Wasserturm. Damals war jene Gegend spärlich bebaut, und es wohnten nur kleine Leute dort, meist Fabrikarbeiter, Handwerker und Händler, die feil hielten, was kleine Leute gebrauchen. Wir kannten nur Arbeit da draußen und die schwere Ruhe nach der gethanen Arbeit. Vergnügungen gab es nicht, die waren am anderen Ende der großen Handelsstadt zu Hause, in der Vorstadt St. Pauli, die Hamburg mit Altona verbindet. In unmittelbarer Nähe war der alte Hafen, dessen Mastenwald vom Stintfang einen unbeschreiblich schönen und bedeutsamen Anblick gewährte. Von hier ging der Wasserweg in die weite Welt. Damit die Seefahrer nach langer Reise sich an den Freuden des Festlandes ein Genüge thun konnten, entfaltete St. Pauli schon von der Zeit an, als es noch Hamburger Berg hieß, alle Köstlichkeiten, die dem Ausgedarbten mehr wert erschienen als seine sauer verdiente Heuer: Spiel und Tanz, Jubel und Trubel, Essen und Trinken, soviel und solange das Geld reichte. Der Volksmund, dem nichts heilig ist, nannte die lustige Vorstadt St. Juchhei.

An einem sonnigen Frühlingstage kam ein Mann in unsere Fabrik mit der Bitte, ihm wenn irgend möglich doch zu helfen. Da draußen, wo einer auf den anderen angewiesen war, wo jeder den Kampf mit dem Unzureichenden zu bestehen hatte, galt Helfen für etwas ebenso Selbstverständliches wie die Bitte um Beistand, und der Fall als solcher war kein außergewöhnlicher. Sonderbar aber war die Notlage des Mannes, die er mit betrübter Miene in den kurzen Worten darlegte: „De Düwel will nich dreug warden.“ Dabei wickelte er aus einem Stück Packpapier eine Puppe, eine gräßliche Puppe, einen Teufel mit Hörnern und fletschenden Zähnen und listigen Augen. Aber die Augen sahen aus, als hätte ein Schornsteinfeger sie mit ungewaschenen Händen eingesetzt, und auch die weißen Zähne waren schwarz, als hätten sie soeben Kohlen zermalmt.

Nach und nach erzählte er sein Unglück. Der Mann war Besitzer eines Kasperletheaters, womit er auf dem Spielbudenplatz St. Paulis sein Brot verdiente. Nun war der Frühling gekommen, und mit ihm Aussicht auf Erwerb, denn Kasper spielte im Freien. Wie jeder umsichtige Direktor hatte er seine Truppe in stand gesetzt, die neue Spielzeit würdig zu beginnen, und da der Teufel viele Prügel bekommt, hatte sich eine Neubemalung des arg Beschädigten als notwendig herausgestellt, die jedoch, teuflischer als der Teufel selber, durchaus nicht trocknen wollte. Und am Sonntag gedachte der Mann zu spielen, denn die Miete stand vor der Thür. Was sollte er beginnen ohne Teufel oder gar mit einem, der abfärbte und die übrigen Mitwirkenden einsiehlte?

Auf mein Befragen, welche Malmittel er angewandt hätte, gestand er, Lampenöl unter die Farbe gemischt zu haben. Zum Glück hatte ich auf der Universität gelernt, daß Rüböl zu den nicht trocknenden Ölen gehört, konnte daher eine akademisch sachgemäße Diagnose stellen und verordnete dem Teufel ein gründliches Benzinbad.

Die Farbe ging herunter, aber wie greulich sah er nach dem Bade aus; der von den Rationalisten entthronte Teufel kann keinen erbärmlicheren Eindruck machen, als dieser chemisch gereinigte. „Mit den'n is keen Geschäft tau maken,“ sagte der Mann traurig. Ich tröstete ihn; er solle in den nächsten Tagen wieder vorsprechen, da würde er schon zufrieden sein.

Meine Mittagsfreizeit verwandte ich zur Herstellung von Farben und machte mich daran, den Teufel zu malen. Als ich ihn fertig hatte, grinste er mich an. Ich dachte mir nichts dabei, sondern war stolz auf meiner Hände Werk, das die Arbeiter hoch lobten. Sie meinten, noch nie einen prachtvolleren Teufel gesehen zu haben und waren überzeugt: „Mit so'n scheunen Düwel verdeent dei Mann sün Miete an een'n Sündag.“

Ich hing den Teufel eigenhändig in der Trockenkammer auf, wo es am heißesten war, und dort fühlte er sich in seinem Elemente so wohl, daß er seinem Direktor bereits am nächsten Tage übergeben werden konnte. Der Mann war glücklich.

Daß ich am Sonntag nach St. Pauli ging, war eine natürliche Regung: ich wollte meinen Teufel sehen. Ich hatte etwas auf dem Spielbudenplatz, das mich näher anging als alle anderen Sehenswürdigkeiten: meiner Hände Werk. Außerdem gefielen mir die Kasperlvorstellungen in ihrer derben Volkstümlichkeit; sie sind immer noch der unverfälschte Ausdruck des Volkshumors und Hüter des Hamburger Plattdeutsch, das nirgends echter, breiter und urwüchsiger gesprochen wird, als von den Puppenspielern, die aus dem Volke für das Volk spielen. Sie ziehen Tagesereignisse in ihr Bereich, erläutern sie durch treffende Bemerkungen, und was oft keine Zeitung zu drucken wagte, sagte schon Kasper vor dem Millernthor, und was er sagte, ward zum geflügelten Worte.

Damals standen die Herzogtümer Schleswig-Holstein noch unter der Dänenherrschaft. In Altona durfte das Lied: „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ nicht laut werden. Zum Gaudium der Hamburger that Kasper sich keinen Zwang an, sondern gröhlte das verbotene Lied mit voller Lungenkraft, und die zuschauenden Jungens stimmten ein, daß die dänische Wache an der Grenze es hören mußte. Es kam auch nicht

selten vor, daß ein Hamburger umherziehenden Straßenmusikanten eine Summe Geldes gab und sie beorderte, unmittelbar vor dem Nobisthor — so hieß das Altonaer Stadtthor wegen der Inschrift: „Nobis bene Nemini male" — Schleswig-Holstein zu spielen. Und zwar stundenlang. Ob die Hannemänner der dänischen Wache am Thor den Hamburgern den Gefallen thaten, sich zu ärgern, das blieb unkund, da der Soldat die Schachzüge der höheren wie der niederen Politik mit Schweigen hinzunehmen hat. Der dänische Staat als Macht ertrug die musikalische Unbill ohne Gegenstreiche. Hamburg war eben eine freie Stadt.

Im Kasperltheater tauchte derzeit eine neue Figur auf: der Deutsch radebrechende tappre Landsoldat. Der mußte viel Anzügliches hören — und Kasper haute ihn, und der Teufel zerrte ihn, ehe er mit ihm abfuhr. Mein Teufel!

Als Schleswig-Holsteiner sah ich diesem Vorgang mit doppeltem Vergnügen zu und stand schon im Begriff, einen Doppelschilling auf dem Sammelteller der Puppenspielerfrau zu opfern, als der Teufel mit den handgreiflichen Kränkungen des hellblau uniformierten Dänen inne hielt und ihr zurief: „De Herr gifft nix. Dat is ja de, de mi so scheun mokt hett." Und dann wandte er sich an die Herren Jungs: „Wüllt wi em mal leben loten?" — „Ja!" schrie das jugendliche Stehparterre. „Denn man tau. Een, twee, dree Hurra-hoch!" — Wen sie hoch leben ließ und warum sie es that, das war der Gesellschaft egal; die war dabei, wenn es galt, mitzuspielen und Lärm zu machen. Der abgelehnte Doppelschilling aber war mein erstes Honorar auf St. Pauli für theatralische Leistung und das Gejohle meine erste Anerkennung. Daß zehn Jahre später St. Paulis Theater bestimmend auf meinen Lebensgang einwirken sollte, davon hatte ich keine Ahnung, als diesmal der wirkliche greifbare, nicht mehr abfärbende, mich seinem Kollegen, dem echten Theaterteufel überlieferte, der niemand läßt, dem er Handgeld gegeben.

Mich hatte er für einen Doppelschilling.

Früher war die Vorstadt St. Pauli von Hamburg durch das Millernthor bei Nachtzeit geschieden. Je nach der Jahreszeit wurden die Thore geschlossen, und wer passieren wollte, mußte Sperrgeld bezahlen, das mit jeder Stunde stieg. Eine Viertelstunde vor Schluß bimmelte die Glocke, und es begann ein Flüchten von St. Pauli in die Stadt, als jagte Davoust mit der grande armée hinterdrein. Alles rannte: Mann, Weib und Kind, der Arme und der Reiche, und selbst der ehrbare Kaufmann, dessen Federstrich Hunderttausende umsetzte, hielt es nicht für Schande, den Sperrschilling im Schweiße seines Angesichtes zu erlausen. Erst als die mittelalterliche Einrichtung der Thorsperre fiel, konnte St. Pauli sich entwickeln; die Buden des Spielbudenplatzes verschwanden ganz, stattliche Häuser erhoben sich, an dem einen Ende der Cirkus, an dem anderen das Aktientheater, und zwischen diesen beiden Singspielhallen, Konzertsäle, Hagenbecks Menagerie, Wirtschaften, kleinere Theater, Läden mit exotischen Waren in buntem Wechsel. Links, dem Thore zunächst, stand noch lange eine Merkwürdigkeit aus alter Zeit: ein rundes Gebäude mit spitzem Dache, das einst als Hamburger Trichter sich großen Rufes erfreute und von dem vornehmen Publikum besucht wurde. Nun aber hatte das einst sehenswerte Kaffeehaus sich überlebt; wie ein zerfallendes Wigwam kauerte es in einem verkommenen Garten, in dessen Stachelbeerwildnis die Polizei sommernächtig ihr Leid verschlafende Obdachlose fing. Dies Geschäft brachte keine Rente, und der Trichter wurde abgebrochen. An seiner Stätte entstand ein menschenanstapelndes Bieretablissement, und wo ehemals die Bürger die Sohlen abliefen, um das Thor vor der Sperre zu erreichen, toben jetzt die elektrischen Wagen und sprühen Funken an den Leitungsdrähten, die kleinen Mutausbrüche der zu dem Dienst des Verkehrs gebändigten Naturkraft.

Ich hatte weder Verwandte noch Bekannte in Hamburg, ich war fremd. Die Arbeit nahm mich die Woche über voll in Anspruch; an schlechtwetterigen Sonntagen beschäftigte ich mich litterarisch und hatte das Glück, daß meine Versuche honorarfreie Aufnahme in dem Hamburger Gewerbeblatt fanden. Ich hielt es für ein Großes, daß sie überhaupt erschienen, einen solchen Respekt hatte ich vor der Druckerschwärze. An klaren Sonntagen aber wanderte ich von meiner vergualmten Fabrikgegend mit Vorliebe nach St. Pauli. Dort gab es Kunstgenüsse, die meiner Kasse entsprachen, und desgleichen leibliche Verpflegung. Schon allein in Bratkartoffeln konnte man sich sättigen, und in einzelnen Lokalen bekam man ein Glas „Elwvater mit Mudd" für einen Schilling. Das war ein Glas Grog von Arrak mit einem Schuß Rotwein, und der Thaler hatte vierzig Schillinge. Wie weit ein Thaler reichte, das war erstaunlich. Mit einem ganzen Thaler ging man aus, ließ sich nichts abgehen und brachte noch einen halben wieder nach Hause.

Mitten unter den Sehenswürdigkeiten des Spielbudenplatzes stand das Volkstheater. Sein Direktor hieß Dannenberg. Er war aber nicht ausschließlich Theaterdirektor, sondern auch Ausrufer. An frühen Morgen konnte man ihm begegnen, wie er mit einer Schelle unter dem Arm umherzog und nach vorschriftsmäßigem Läuten Kartoffeln vom Schiff ausrief, verlorene Hunde, stattfindende Auktionen und derlei Ankündigungen mehr, die eines Ausrufers bedürfen.

Wer einmal Dannenbergs Stimme gehört hatte, erkannte sie jederzeit an ihrem durchdringenden, drommetenartigen Klange; wer Dannenberg einmal gesehen hatte, entdeckte ihn stets wieder, einerlei in welcher Verkleidung er sich hehlte: seine Nase war nicht wegzuschminken. Jedem anderen hätte diese Nase den Weg auf die weltbedeutenden Bretter für immer verbarrikadiert, ihn aber genierte sie nicht und sein Publikum auch nicht. Man kannte in dem Volkstheater keine Rezensenten von Fach, auf Ästhetik vereidigte Menschen, die imstande gewesen wären, eine Nase anstößig zu finden, die den Eindruck machte, als sei sie mit einem Küchenbeile eingekniekt, und die den Darsteller hinderte, in gefühlvollen Scenen leise zu sprechen, da sie alsdann der Stimme die Tonfärbung der gestopften Trompete anthat. Diese Nase machte ihren Besitzer zum Helden-

spieler an sich, und alles, was Dannenberg spielte, war daher heldenmäßig.

Im Volkstheater rezensierte das Publikum auf frischer That. Errang ein Mime seinen Beifall, applaudierte es nicht nur, sondern Mäcene ließen dem Künstler je nach der Jahreszeit ein kühles Seidel oder ein warmes Glas Grog über die Rampe reichen und stießen mit ihm bei offener Scene an. Solche Gutthat geschah aber nur den Darstellern edler Charaktere. Den Bösewicht bewarf die entrüstete Versammlung mit unessbaren Dingen und verlangte stampfend und heulend Abbitte, wenn der Verbrecher der moralischen Gerechtigkeit nicht zu Genüge verfiel. So mußte Faust, obgleich Mephisto ihn unter Assistenz mehrerer schwarzer Unholde hinter die Kulissen schleppte, wieder vortreten, Gretchen um Verzeihung bitten, ihr einen Kuß geben und auf den stürmischen Zuruf: „Heiraben, heiraben!“ der treulos Verlassenen mit einem lauten, vernehmlichen „Ja!“ die Ehe geloben.

Das geschah lange Zeit vor Dubois-Reymonds berühmter Rede, worin der große Physiologe Goethe vorwarf, seinen Faust nicht richtig gedichtet zu haben. Der rechte Faust hätte Gretchen und sein Kind ehrlich machen und nebenbei Elektrisiermaschinen und Luftwumpen erfinden müssen. Mehr verlangte der Berliner Professor nicht.

Das Volkstheater war nicht groß und unterschied sich im gewöhnlichen Zustande nicht von den Nachbargebäuden. Wenn aber gespielt wurde, an den Sonntagnachmittagen und den Abenden der Wochentage, bekam es ein ungewöhnliches Aussehen. Dann war es kostümiert. An der Straßenwand hing ein riesiges Gemälde, die aufregendste Scene des Stückes darstellend, das gerade auf dem Spielplan war, und auf einer kleinen Brettererhöhung, der sogenannten Parade, wie sie bei Jahrmarktsbuden üblich ist, stand ein Mann in glänzendem Ritteranzug mit mächtigem Federbusch auf dem Helm, der die Menge zum Besuche des Theaters einlud. Dieser Mann war der Eigentümer der Knicknase und der Trompetenstimme, der Direktor Dannenberg in eigner Person. Nur zeitweilig verschwand er von dem wichtigen Posten, nämlich wenn er selbst in dem Stücke zu thun hatte. Rasch spielte er seinen Part herunter, der in Anbetracht seiner unerläßlichen Thätigkeit vor dem Theater bis auf das Notwendigste zusammengestrichen war.

Im Streichen bestand überhaupt die höchste Kraft dieses Theaters. Schon Dannenbergs Vorgänger, der in Hamburg vielgenannte Mattler, hatte es verstanden, die längsten Schauspiele unserer größten Dichter auf die Dauer einer guten halben Stunde einzurichten. Uber eine Stunde währte kein Stück, denn es galt, die Vorstellung so oft wie möglich in dem beschränkten Zeitraume eines Nachmittags oder Abends zu wiederholen. So wollte es das geringe Eintrittsgeld, und wer möchte es Dannenberg verargen, daß er, der Notwendigkeit gehorchend, den Dichter die Niedrigkeit des Eintrittsgeldes büßen ließ, da doch sogar erste Theater den Wert eines Stückes nach dem Kassenrapport schätzen und die Bedeutung des Dichters nach dem Vorverkauf?

Der erste Platz kostete bei Dannenberg vier Schillinge oder dreißig Pfennige, der zweite zwei Schillinge, der dritte nur einen. Es traten jedoch auch Ermäßigungen ein, sobald mehrere Schaulustige sich zusammenthaten und den Antrag auf einen Viertel- oder Halbdutzendpreis stellten. War das Untergebot nicht geradezu demütigend, so ward es angenommen, oft aber erhielt das Feilschen und Handeln geradezu den Charakter eines Palavers, und wenn die Differenzen in Scheidemünze nicht aufgingen, diente gebranntes Wasser zum Ausgleich, wie bei den Wilden, und zu diesem Zwecke standen zwei Karaffen an dem Kassenschalter, von denen die eine Rum, die andere Kümmel enthielt. So ereignete es sich zum Beispiel, daß das schmachvolle Gebot von sechs Schillingen für drei erste Plätze auf acht Schillinge getrieben, und diese Erhöhung durch drei Schnäpse gemildert wurde. Die Herren Jungen erreichten durch Hartnäckigkeit im Angebot meistens, daß ihrer drei für zwei Schillinge Stehplätze auf der Galerie eroberten.

Als Finanzgenie huldigte Dannenberg der Ansicht, daß die Masse es bringen müßte, und als Kenner des menschlichen Herzens zahlte er seinen Mimen die wochenfällige Gage erst am Montage aus, damit sie ihn an dem einnahmereicheren Sonntage nicht leichtfertig im Stiche ließen. Das Theater, ein kleiner länglicher Saal, besaß keine Seitenränge, sondern hatte als Empore nur an der Schmalwand eine Galerie, unter welcher Kenner der Verhältnisse niemals Platz nahmen. Fremde, die in grenzenloser Unkenntnis sich mit dem zweiten Platze begnügen wollten, wurden häufig von einsichtsvollen Knaben gewarnt: „Herr, gahn Se jo nich op den tweeten Platz; se speet dar ümmer so bannig hendahl.“ In der That spuckten sowohl tabakkauende Seeleute als auch böse Buben mit Vorliebe auf den zweiten Platz hinab, der sich unter und vor der Galerie im Parterre befand. Gerechter Zorn über den in diesem Theater herkömmlichen Sport war unangebracht, denn es gelang nie die Thäter zu ermitteln, weil die spärliche Beleuchtung ihnen Schutz gewährte. Vor dem Beginn der Vorstellung herrschte zwischen dem zweiten Platz und der Galerie steter Unfriede. Aber der kürzte die Zeit des Wartens.

Der erste Platz wies eben so harte lehnenlose Holzbänke auf wie der zweite, unterschied sich aber wesentlich von ihm durch die Ungefährdetheit. Die Hüte wurden auf allen Plätzen aufbehalten.

Als Orchester diente ein altes tafelförmiges Klavier, dessen Deckel abgenommen war, um den spillerigen Tönen Gehör zu verschaffen. Nicht selten fuhr der Spazierstock eines frivolen Nahesitzenden über die bloß daliegenden Saiten, ohne jedoch den ausübenden Künstler außer Fassung zu bringen. Der hämmerte unbeirrt weiter, denn er war blind und wußte aus Erfahrung, daß es einmal nicht anders herging, als wie es herging.

War das Publikum draußen zäh und widerstrebte den Lockungen des Direktors, so mußte das Publikum drinnen sich gedulden, bis das Haus sich gefüllt hatte und wenn die Feindseligkeiten zwischen Galerie und zweitem Platz den Reiz der

209292

Neuheit eingebüßt hatten, erscholl laut der Ruf: „Rebbel dat Bettlaken op." Unter Bettlaken in übertragenem Sinne verstand die hoffnungsvolle Jugend den Vorhang. Wurde dieser endlich aufgerebbelt, so zeigte sich eine kleine, meist nicht übel dekorirte Bühne, und die Komödie nahm ihren Anfang.

Ich habe gar manches Stück bei Dannenberg gesehen, die Naivetät seines Musentempels übte eine fast dämonische Anziehungskraft auf mich aus, und an Überraschungen fehlte es nie, sei es auf oder vor der Bühne. War ein Schauspieler durch seinen bürgerlichen Beruf abgehalten mitzuwirken, so blieb sein Part einfach in dem Stück weg, insofern er keine Hauptperson zu agieren hatte, und das Ergebnis war stellenweis absolute Sinnlosigkeit der Handlung und der Rede. Das Publikum nahm die also entstandenen Rätselhaftigkeiten mit Andacht hin; es mochte sie wohl für Tiefen der Dichtung halten und erwies sich dadurch kongruent mit jenem modern gebildetem Publikum, das zusammengeheimnißte Bühnenwerke um so inbrünstiger anbetet, je weniger davon dem Verstande klar zu werden geeignet ist.

Dannenberg grub schon damals vergessene Stücke aus, wie litterarisch kundige Theaterleiter neuzeitlich zu thun pflegen, und eine seiner üppigsten Aufmachungen ließ er Theodor Körners „Zrinv" angedeihen. Ein Bild von ungewöhnlichen Abmessungen und schneidendem Kolorit verdeckte fast die ganze Front des Theaters. Es stellte die Erstürmung Sigeths vor. Türken kletterten an den Festungsmauern hoch; dem einen war von einem tapferen Ungar der Schädel bis auf die Magengrube gespalten und sein Blut ergoß sich einerweis auf die nachstürmenden blau und grün beturbanten Kameraden. Im Hintergrunde flog der Pulverthurm in die Luft, die in diesem Spezialfalle ein fürchterliches Durcheinander von Rauch, menschlichen Gliedmaßen und rot und gelb gestreiften Flammen bildete. Und unter diesem gemalten Krach stand Dannenberg blechgepanzert mit wallenden Federn als Niklas, Graf von Zrinv Ban von Kroatien und Dalmatien, Oberster von Sigeth, dem Publikum die Versicherung gebend, daß das Stück nicht von Puppen gespielt werde, sondern von sechzehn lebendigen Menschen. — Gleichzeitig erzählte er der lauschenden Menge so viel von dem Inhalte des Stückes, als ihm zur Erregung der Neugier gut dünkte, und stellte noch nie in gleicher Großartigkeit dagewesene Heldenkämpfe in Aussicht. Das zog.

Das Stück war so zusammengestrichen und bearbeitet, daß Theodor Körner selbst es in dieser Gestalt schwerlich wieder erkannt hätte. Der erste Akt bestand kurzweg aus einer Scene zwischen Zuranitsch und Helene, die alsbald verschwand und ihrem Geliebten das Terrain überließ, der unmittelbar vor dem Souffleurkasten niederkniete und die Worte Zrinv's sprach, die dieser im zweiten Aufzuge zu sagen hat. Das Knieen so dicht vor dem Kasten geschah, weil der betreffende Zuranitsch schlecht gelernt hatte, und die Worte Zrinys waren ihm übermacht worden, weil der eigentliche Zrinv noch draußen auf der Parade zu wirken hatte. Es kam bisweilen auch vor, daß der Souffleur dem Darsteller das Buch hinhielt, wenn dieser im Lesen gewandter war, als im Nachsprechen.

In kaum fünf Minuten war der erste Akt geliefert, und es folgte der zweite, den Soliman mit etlichen zusammenhanglosen Sätzen eröffnete. Ihm wurde sofort Bilaky, der gefangene Ungar, vorgeführt, eine etwa vierzehnjährige Kunstnovize in einem himmelblauen Masseninza orientalischen Schnitte und mit einem chinesischen Hängeschnurbart verjünglingt, dessen Schnüre tief in die weichen Kinderwangen einschnitten. Sie hatte nur einen einzigen Satz zu reden, aber auch den mißhandelte sie arg. Denn als Soliman sich geäußert hatte: „Ein männlich Antlitz kühn und heldenkräftig; ich habe meine Feinde gern so stolz," antwortete der Pseudo-Ungar, ohne die geringste Erregung kund zu geben: „Tod dir o König Salomon." — Soliman hatte sie noch nicht gehabt; der schien ihr ein Schreibfehler zu sein.

Der Sultan, mit Recht über dies Gebaren ergrimmt, befiehlt, den Ungarn zum Tode zu führen. Die Häscher legen Hand an. Da erscheint zur rechten Zeit Dannenberg — Zrinv mit dem blanken Säbel in der Faust. „Wo ist der Türkenhund," trompetet er, „Von meiner Hand soll der Verruchte sterben!" Großer Zweikampf zwischen Zrinv und Soliman, der auf Verlangen des Publikums wiederholt werden muß. — Vorhang — Klavier — Grog — und Biergenuß im Publikum — Spuckiport und Hader zwischen zweitem Platz und Galerie. Der dritte und letzte Akt brachte die Erdolchung Helenens durch Juranitsch, Türken und Ungarn im Handgemenge, geführt von Soliman und Zrinv, bengalisches Feuer und einen Kanonenschlag. Ein halbes Stündchen war um und das Trauerspiel aus.

Das Publikum verließ den Schauplatz befriedigt. Ein Mann erschien mit einem langen Stecken und fuhr damit aufs Geratewohl unter die Bänke, um die Jungen aufzustöbern, die sich dort etwa verkrochen hätten, um der nächsten Vorstellung umsonst beiwohnen zu können. Dannenberg stand schon wieder auf der Parade und pries den Vorbeiwandelnden das größte Meisterwerk dramatischer Kunst an, „dargestellt von sechzehn lebendigen Menschen".

Mit gleich großem Geschick und mit verblüffender Geschwindigkeit wurden auch Tagesereignisse für das Volkstheater verarbeitet. Viele Jahre später geschah ein gräßlicher Mord in einem Dorfe Dithmarschens, wo ein Sohn seine Eltern und Brüder umgebracht und das Gehöfte angezündet hatte. Timm Thode, so hieß der Mörder und auch das ihn behandelnde Bühnenwerk, das die schaudervolle Begebenheit auf zwei kurze Akte konzentrierte. Das Stück begann mit einem Monolog des Mörders, worin er bündig auseinandersetzte, daß er in den Besitz des Vermögens und der Hofstelle gelangen wolle und zu diesem Zweck bereits seine beiden Brüder in der Scheune erschlagen habe. „Nun werde ich meinen Vater umbrügen," sagt er und geht hinter die Kulissen. Man hört einen dumpfen Schlag und einen Schrei. Er kommt wieder hervor und

ipricht: „Nun habe ich ihn umgebracht.“ Das Publikum vernimmt die Nachricht mit Gleichmut; es war im Volkstheater an Mord gewöhnt. In derselben personensparenden Weise wurde sumarisch verfahren. Das Publikum blieb ungerührt. Auch der rote Feuerschein des Brandes regte es nicht auf. Als aber der Übermörder zum Schluß — ebenfalls hinter den Kulissen — den Hund tötet, wird das Publikum wild. Einen harmlosen Hund morden . . . das gehörte nicht mit dazu, das war direkt schlecht. Es lärmte und rief nach dem Darsteller, aber der Vorhang hob sich nicht; der Schauspieler war schlau genug, den heuchlerischen Hervorrufen nicht zu folgen, und so flogen die Apfelsinenschalen und was sonst noch werfbar war, gegen das unschuldige „Bettlaken“.

Im zweiten Akte — der erste war nur ein durch Morde unterbrochener Monolog — lag Timm Thode schlafend auf der Ofenbank beim Nachbarbauer Schwarzkopf. Ein traten feierliche Männer: der Staatsanwalt und verschiedene Herren der medizinischen Fakultät der Universität Kiel, alle, wie sie zu dem Prozeß hinzugezogen waren, nach den Zeitungsberichten mit Stand und Namen auf dem Zettel genannt. Dannenberg als Staatsanwalt fragt den Darsteller des Professor Bockendahl, der einen wilden Vollbart trug und einen Kalabreser mit unstatthaftestem Fettrand: „Herr Professor, kann ein Mensch acht Tage in Ohnmacht liegen.“ — „Nein“ antwortete der Mann mit dem wilden Bart und dem schmierigen Hut. „Timm Thode,“ wendet sich Dannenberg mit klarinettenklarer Stimme zu dem scheinbar Schlafenden, „Du bist entlarvt; kein Mensch kann acht Tage in Ohnmacht liegen.“ Und ein fürchterliches Schlachtmesser aus dem zugeknöpften Rock hervorziehend, posaunt er: „Wessen Blut klebt an dem Messer?“ Timm Thode erwacht. „Das Blut meiner Eltern,“ wimmert er, „das Blut meiner Brüder. Ja, ich habe es gethan.“

Der Staatsanwalt — Dannenberg — blickt ihn vernichtend an und spricht: „Man werfe ihn in einen Kerker mit gepolsterten Wänden, damit er sich keinen Schaden thun kann, denn dieses Scheusal darf dem Arme der Gerechtigkeit nicht entgehen. Wir aber“ — hierbei nahmen alle Schauspieler ihre Hüte ab und auch der Professor seinen Schmierfilz — „wir sehen, daß nichts verborgen bleibt; die Sonne bringt es an den Tag.“

Dies moralische Spiel erlebte in einem Zeitraum von etwa drei Wochen gegen achtzig Aufführungen. Bald darauf schloß das Volkstheater seine Pforten, und mit ihm verschwand ein Stück Alt-Hamburg. Als Dannenberg nur noch Kartoffeln ausrief und dazu Gehöriges, war er so gut wie gestorben. Mit dem Ritter mit der eingekerbten Nase und dem Federbusch hatte der Spielbudenplatz gewißermaßen sein Wahrzeichen verloren. Nun ist er schon seit vielen Jahren wirklich tot.

Der Cirkus verwandelte sich in das Centralhallentheater, das Aktientheater veränderte nur seinen Namen und nannte sich Varietétheater. Wenn je ein Name nicht paßte, so war es dieser, denn das von Bürgern für Bürger zur bürgerlichen Unterhaltung gegründete Kunstinstitut war und blieb ein Strickstrumpftheater. Es gab gediegene, abgelagerte Stücke vor einem gediegenen Stammpublikum; die Damen nahmen ihr Strickzeug mit, um nicht ganz unnütz da zu sitzen. Mit dem Stricken kam auch dieser Brauch ab.

Von den kleineren Theatern hatten die wenigsten längeren Bestand. Bald wich die ernste Melpomene der leicht geschürzten Muse des Tingeltangels, bald trieb die höhere Kunst die niedere aus. Wo kurz vorher die Klassiker zu Wort gekommen waren, saugen alkoholgeaichte Sirenen die neuesten Gassenhauer und umgekehrt.

Eins dieser Lokale, das eine Zeitlang den Sing- und Trinkkehlen gewidmet war, wurde der edlen Richtung von einem Mann wieder zugeführt, dessen Verwandlung in einen Theaterdirektor selbst die Kundigsten überraschte, die da wußten, daß jedweder Direktor eines Theaters werden konnte, wenn es ihm am Willen dazu und an etwas Geld oder Kredit nicht fehlte; geistige, moralische oder gar künstlerische Qualitäten waren durchaus Nebensache. Dieser Mann aber war, ehe er sich zum Theaterdirektor berufen fühlte, einfacher Ochsenkommissionär gewesen, oder minder fein frembwortlich ausgedrückt, Viehhändler. Er hatte Geld und das war sein Verderben, denn dies Geld konnten Agenten und Vermittler gut gebrauchen, und die Leute, die den im Kuhhandel starken, in der Litteratur aber mehr als schwachen Mann überredeten, sein Vermögen in die Bretter zu stecken, die die Welt bedeuten, thaten nicht gut. In die Singspielhalle wurde ein Rang gezimmert. Die Spiegel an den Wänden blieben, weil sie den Raum scheinbar vergrößerten. Auch die Schänke blieb der Bühne gegenüber an ihrem alten Platz, da der neue Direktor sich ein Theater ohne Getränke absolut nicht vorstellen konnte.

Der Eröffnungsabend war für Direktor Wälfften von besonderer Bedeutung, da an diesem selbigen Abend der zuständige Senator dem Thespiskarren die Ehre anzuthun versprochen hatte, ihn höchst eigenpersönlichst auf baupolizeiliche Vorschriftsmäßigkeit zu untersuchen. Zum erstenmal in seinem Leben in Frack mit weißer Binde empfing der Direktor den Senator, wie der Sterbliche im Schmuck der Reinheit den Unsterblichen. War der Direktor untersetzt und kraftvoll, so war doch der schlankere Senator der Gewaltige, und der Starke im Frack führte den Mächtigen im Gehrock durch das Haus, vom Keller auf den Schnürboden, von einem Winkel in den anderen, in die Herrengarderoben, in die Damenzimmer, zur Donnermaschine, die er in die „Maria Stuart“ hineinrumoren ließ, daß das erstaunte Publikum sich über die neue Auffassung vergebens den Kopf zu zerbrechen bemühte. Vom Theater kamen die beiden Gestrengen durch die Bühnenthür in den Zuschauerraum gerade dahin, wo noch die ehemaligen Singspielhallenspiegel an der Wand saßen. Schottlands unglückliche Königin fesselte die Hörer mit einigen ihrer schönsten Verse, die nur einen nicht rührten, den Mann, der hofft, daß sein Geld ihm reiche Zinsen tragen werde, wenn jeder auf dem Posten ist. Aber da steht schon einer, der seine Schuldigkeit nicht thut: ein Lohnkellner steht da, ein müßiger. Was hat der Kellner in Frack und weißer Binde

hier zu suchen, wo der Weg zur Bühne führt? „Wat hest du hier herüm tau stahn?“ herrscht der Direktor den Pflichtvergessenen an. Der rührt sich nicht. „Wullt du Swiinhund maken, datt du na de Schänk kummst.“ Kein Gehorsam. „Jh, dar schall di denn doch . . .“ „Ich glaube, Sie irren sich, Herr . . . Herr Direktor,“ sagte der Mächtige mild lächelnd. Der Herr Direktor sah genauer zu; in der That, er hatte sich getäuscht: das, was er mit so eindeutigen, ihm aus seiner früheren Praxis geläufigen Worten angegrobt hatte, war kein faulenzender Kellner, sondern sein eignes Spiegelbild: er hatte sich im Frack nicht wieder erkannt. Die ungewohnte Tracht, das halbe Licht während des Aktes und die Beschaffenheit des einen Auges, mit dem der Mann etwas plierte, wie die Hamburger sagen, wenn die beiden Sehachsen divergieren, dienten Gutgesinnten zur Entschuldigung der leidigen Verwechselung. Bösgesinnte aber, Brotneider und solche, die Behagen an den Schwächen ihrer Nebenmenschen finden, verbreiteten mit Eifer das Geschehnis, und dies winzige bißchen Lächerlichkeit genügte, das Maß der Absurdität zum Überlaufen zu bringen, die darin lag, daß ein Ochsenkommissionär staatlich approbierter Theaterleiter geworden war.

Das Unternehmen ging langsam wieder unter. Ein Theater, das rückwärts geht, ist eine Art Blutegel, dem täglich ein neuer Saugmund wächst. Bald war das Vermögen dahin, das die Ochsen zusammengeschleppt hatten, dann wurden Schulden gemacht, und dann kam das Ende. Um noch etwas Geld zu machen, trat der Direktor selbst auf, dieser Anti-Adonis mit dem Plierauge und den ungefügen Gliedern. Seine Freunde warfen ihm einen Lorbeerkranz von Wagenradgröße und klatschten Beifall, aber das grausame Publikum rief: „Wat hest du hier herum tau stahn? Wullt du maken, datt du nah diin Ossen kümmst!“ Und der Beifall erstarb in Spott. Wenn das Publikum lachen kann, hält es seine Grausamkeit für köstlichen Spaß.

Mir that der Mann leid, noch mehr seine Familie, die gute Verhältnisse kannte, bevor ihr Ernährer, durch üblen Rat veranlaßt, dem schwerwandelnden Mastvieh der gesegneten Marsch untreu ward, und gar trüben Eindruck machte es, als sein Töchterchen sich „der Bühne widmete“, das tägliche Brot zu erwerben, ein Kind, aus dessen unreifen Augen die Not klagte, wenn es mit eingelerntem Lächeln aufsagte, was es unverstanden dem Gedächtnis eingeprägt hatte.

Es half aber kein Mittel. Die Quernacht wurde angesagt, und das war das letzte. In Hamburg bestand damals eine seltsame Einrichtung, einen Schuldner zur letzten Anstrengung oder zum Bankerott zu zwingen. War eine Schuld eingeklagt, wandte sich der Beklagte wohl an den betreffenden Advokaten mit der Bitte um Frist, aber dieser sagte: „Lieber Freund, so gern ich Ihnen auch Zeit gewähren möchte, bin ich nicht dazu imstande, die Sache liegt bei meinem Prokurator.“ Der Abgewiesene wandte sich an den Prokurator. „Thut mir leid, mein Lieber,“ sagte dieser, „ich kann nicht eigenwillig verfügen, wenden Sie sich an meinen Advokaten.“ — „Von dem komme ich soeben her.“ — „Wie gesagt . . . ich darf nicht.“ — Dasselbe Spiel wurde so lange wiederholt, bis der Schuldner einsah, daß Advokat und Prokurator ihm mit dem besten Willen nicht helfen konnten. Hatte er mittlerweile die Schuld nicht beglichen, so erschienen an einem schönen Tage zwei Polizisten in seinem Hause, die bei ihm blieben, aßen, tranken, nächtigten und ihm nicht von der Seite wichen, bis er entweder das für die Forderung mitsamt den entstandenen Kosten nötige Geld angeschafft oder sich bankerott erklärt hatte. Dies zwiemühlenartige Verfahren hieß Quernacht und war, wenn auch minder hart als Schuldhaft, doch ebenso wirksam wie solche durch seine greuliche Lästigkeit. An Haft gewöhnt sich der Mensch am Ende mit einigermaßen gutem Willen, an zwei „eingelegte“ Polizisten — nie.

Und nun denke man sich auf der Bühne die kleine verhärmte Else und zu Hause beim Vater die steinernen Gäste, die Männer des Gesetzes. Der Theaterteufel hatte sich da eine Tragödie zurechtgelegt, wie er allein sie zu stande bringt. Als der Bankerott erklärt war, zogen die Diener der Ordnung ab, und das Spiel war aus.

Die Töchter der Salome.

Von

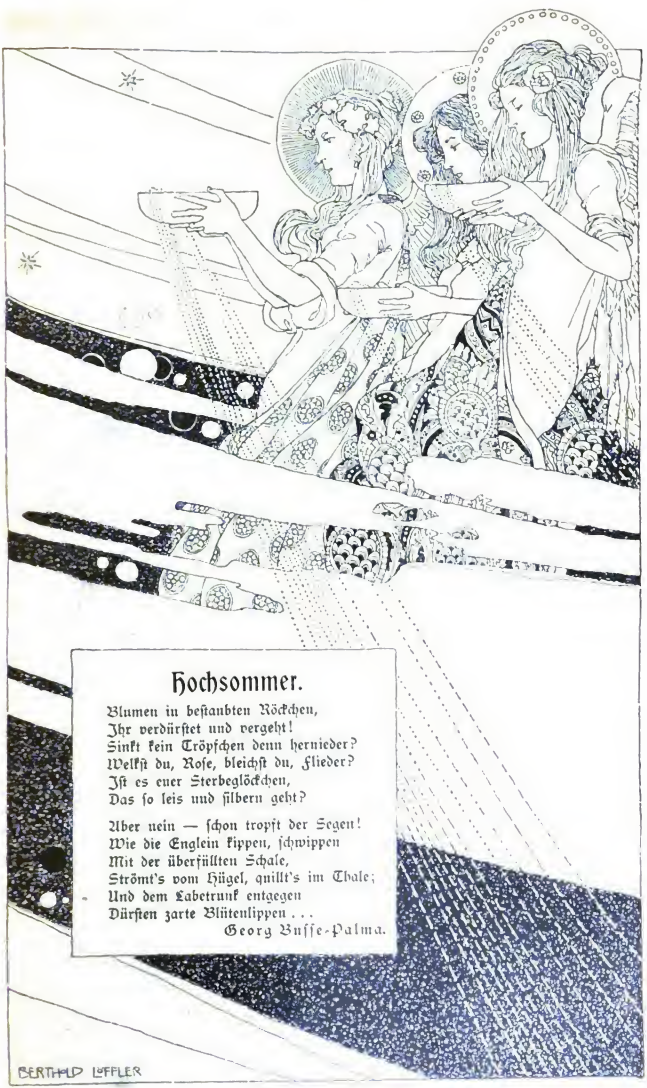
Carl Bulcke.

Liebe, du purpurne Flamme!
Jugend, du heiliges Recht! —
Es lebt aus Salomes Stamme
Noch heut ein ewig Geschlecht.

Augen, wie Edelsteine!
Herzen, im Sturme geraubt! —
Es tanzt noch heute manch Eine
Um eines Geliebten Haupt!

Herodes, des finsteren Mannes
Zürnen kocht wie zuvor, —
Es gibt manch armen Johannes,
Der seinen Kopf verlor.

Jugend, ihr goldenen Zeiten!
Liebe, du brennendes Weh!
Es tanzen durch Ewigkeiten
Die Töchter der Salome.



Hochsommer.

Blumen in bestaubten Röckchen,
Ihr verdürstet und vergeht!
Sinkt kein Tröpfchen denn hernieder?
Welkst du, Rose, bleichst du, Flieder?
Ist es euer Sterbeglöckchen,
Das so leis und silbern geht?

Aber nein — schon tropft der Segen!
Wie die Englein kippen, schwippen
Mit der überfüllten Schale,
Strömt's vom Hügel, quillt's im Thale;
Und dem Labetrunk entgegen
Dürsten zarte Blütenlippen . . .

Georg Busse-Palma.

BERTHOLD LOFFLER

Ausverkauf.

Von

Victor Blüthgen.

Kleiner mit den Schelmengrübchen
Und den Flüglein weiß wie Schnee —
Zeit zur Trennung ist's, mein Bübchen,
Und wir sagen uns Ade.
Alter schickt mir schon Gespenster —
Das Geschäft, ich geb' es auf.
Häng den Zettel noch ins Fenster
Mit der Meldung: Ausverkauf.

Fest entschlossen — nun zu räumen —
Geb' im Ramsch ich billigst fort
Diesen Rest von süßem Träumen
Und die Hochgefühle dort;
Matte Blicke, heiße Schwüre,
Das verliebte Ungemach:
Tausend Schmerzen — bei der Thüre
Stehn zwei Ballen Weh und Ach.

Fort mit Schaden! Wer will bieten?
Küsse, süß wie Honigseim,
Liebeslieder-Requisiten:
Fenrig Wort und Klingelreim;
Schmeichelei, um anzubandeln;
Händedrücke geb' ich zu —
Alles will ich rasch verhandeln,
Und dann setz' ich mich zur Ruh'.

Und du läßt mich ungeschoren!
Hörst du wohl? Notier dir's ja,
Denn ich zieh dich bei den Ohren,
Kommst du wieder mir zu nah.
Endlich will ich weise werden
Nach der Jugend Tändelein;
Höh'res gibt's für mich auf Erden,
Als du Fratz, dein Narr zu sein —

Halt! — na na, ich war zu heftig.
Geht der Krempel reißend — ah —
Assortiere das Geschäft ich
Doch vielleicht noch hie und da.
Wir sind jetzt getrennt, mein Lieber,
Dabei bleibt's; ich bin kein Thor.
Aber — kommst du just vorüber . . .
Weißt du: sprich doch manchmal vor!

Wanderer Sturm.

Von

Anna Ritter.

Illustriert von Berthold Löffler.

Wieder einmal hör' ich deinen Schritt
Fest und trotzig durch die Gassen schreiten . .
Wie ein Hündchen länft das Echo mit.
Überm Zaun die Apfelbäume breiten
Ihre Zweige aus in stummer Wehr,
Und die Sträucher weichen scheu zur Seiten.
Staub und Blätter wirbeln um dich her.

Eines Tages denk' ich, da das Haar
Goldig glänzend dir ums Haupt geflogen,
Da dein Blick voll Frühlingshoffnung war.
Jubelnd bist du durch die Stadt gezogen.
Und ich schaute dir vom Fenster nach,
Bis die Nacht dich neidisch mir entzogen,
Bis die Ferne deine Stimme brach.

Weh — wie ward dein Antlitz ernst und fahl!
Nur die Augen unterm Hute brennen
Noch so sehnsuchtsvoll wie dazumal.
Wirst du, Sturmwind, noch mein Fenster kennen
Und das Weib, des blasse Lippen leis'
Deinen einst geliebten Namen nennen —
Und die Seele, die von Ruh' nichts weiß . . .?

Abb. 1. Grohmannhütte.

Drei Tage im Stubai.

Von

Georg Freiherrn von Ompteda.

Mit zwölf Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Im Stubai waren wir — meine Frau und ich — noch nicht gewesen: also los.

Der erste schöne Tag wurde abgewartet, dann fuhren wir mit Rucksack und Eispickel nach Sterzing an der Brennerbahn. Natürlich Anton Bergmann jun., mit dem wir seit Jahren gehen, der ebenso sicher führt auf die schroffste Dolomitnadel, wie auf den vereistesten Schneegipfel, als treuer Gefährte an unserer Seite.

Auf dem Bahnhofe erregten wir offenbar „baßes Entsetzen", denn eine Dame rief beim Anblick der schweren Bergschuhe meiner Frau mitleidig die Hände zusammenschlagend in heimatlich sächsischem Idiom: „Ach Gott, nee, nee!"

Doch wir ließen uns nicht abschrecken. Ballschuhe sind nun mal auf Eis und scharfem Fels Unsinn. Wir nahmen also einen Wagen, der unsere Knochen durch das Ridnaunthal bis Mareit tüchtig zusammenrüttelte, dann ging es zu Fuß weiter.

Es war ein heißer Tag, und in den nächsten zwei Stunden, die höhere Thalstufe hinauf nach Ridnaun, fiel mancher Tropfen Schweiß, so daß ich aufatmete, als bei der letzten Wegekrümmung der „Sonklarhof" des trefflichen Herrn Haller vor uns lag. Bergauf in der Nachmittagsglut ist nicht mein Fall. Ich hatte auch gar keinen Sinn für die Schönheit der Landschaft, bis der elende Leichnam durch einige prachtvolle Forellen und das erforderliche Rutschmittel in Gestalt von Wasser — wirklich Wasser — wieder auf den Damm gebracht war.

Nun genossen wir die Aussicht: unser Ziel für den nächsten Tag lag vor unseren Augen. Schwarz, drohend erhob sich oben, ganz oben, über Thal- und Übleth alferner der Becher, auf dem die Hütte der Sektion

Hannover des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins liegt. Rechts davon der wilde Freiger und die Feuersteine. Darüber blauer Himmel.

Mir ist es immer ein eignes Gefühl, von weitem zum erstenmal eine Bergwelt zu sehen, die ich betreten will: halb Neugier, halb Spannung, halb etwas wie Beklemmung. Beklemmung bei der Frage: Wird's gut gehen? Hält das Wetter? Bin ich dem gewachsen, was da kommt? Fragen, die ein Purtscheller, Tauscher, Hoß, Güßfeldt oder wie sonst die alpinen Größen heißen, nicht kennt, die aber uns, den mittleren Steigern, kommen. Nun morgen war's nicht schlimm, da galt es nur das Becherhaus zu erreichen.

Aber der Höhenunterschied kostet manches Stöhnen (Ridnaun 1347 m — Becher 3173 m). Und wie immer wurde das Herausfinden aus den guten Betten sauer. Doch es mußte eben sein, denn der Tag versprach wunderschön zu werden.

Wir hatten des Gepäckes wegen noch einen zweiten Führer genommen und fanden im Stubaier Josef Rainer einen guten Kameraden und sicheren Mann auf Fels wie Eis.

Das Thal wurde enger, am tosenden Gletscherbach ging es hin, immer hinauf, hinauf. Kahler wurden die Felsen, die Vegetation ärmer. Bis jetzt waren wir im Schatten gestiegen, doch plötzlich kamen wir in die Sonne, meine Todfeindin in Regionen unter 3000 m. Je besser sie es meint, desto todfeindlicher. Das Wasser lief von der Stirn, doch alles hat einmal ein Ende, und bald standen wir vor der Grohmannhütte auf 2261 m (Abb. 1), früher sehr wichtig für Stubaier Hochtouren, heute seit Erbauung der neuen Teplitzerhütte und vor allem des Becherhauses nicht mehr von großer Bedeutung. Doch ihr Proviantdepot und die nahe Quelle waren für uns trotz alledem sogar von riesiger Bedeutung.

In blauen Eiskaskaden wie ein erstarrter Wasserfall stürzt sich hier vor den erstaunten Blicken der Gletscherabsturz des Übelthalferners herab, über ihm Botzer und Hochgewänd.

Nach einer Rast ging es weiter, nun einen steilen kühnen Felsenpfad hinan zur Teplitzerhütte, einem neuen prächtigen Hause. Dort wurde Mittag gemacht, und nach dem Essen legten wir uns draußen auf die Felsen in die pralle Sonne um zu schlafen, umgeben rings von Eisströmen und ewigen Gipfeln. Neben uns der Hangende Ferner, mit unheimlichen, grünschimmernden Spalten,

Abb. 2. Sonnenuntergang auf dem „Wilden Freiger."

Abb. 3. Beratung auf dem Üblenthalferner.

in denen das Waſſer toſte. Unter uns der Üblethalferner; rings um uns: die Feuerſteine, der Wilde Freiger, Becher, Botzer und Hochgewänd, lauter Kerls über 3000 m.

Wer nicht ſelbſt einmal ſo auf den Höhen mitten in der Hochgebirgseinſamkeit geruht hat, verſteht wohl nicht, was man da empfindet, wie in einem Rauſch, einem Traum von überwältigender Hoheit. Und das Eigenſte iſt dabei, daß man als gebrechlicher, armſeliger Menſch im Schutze der nahen Hütte es wagen darf, während der Donner abbrechender Eismaſſen oder das Getöſe einer Staublawine, die die Mittagshitze losgemacht, an unſer Ohr dringt, hier zu ruhen, zu ſchlafen, zu vergeſſen, daß man ja eigentlich gar nicht auf bewohnter Erde iſt, ſondern weit, unendlich weit von allem Menſchentreiben und Leben.

Wir warteten die Hitze ab und brachen erſt ſpät nachmittags auf. Über den Hangenden Ferner, dann den gewaltigen Üblethalferner endlich den Felſenpfad hinauf erreichten wir in drei Stunden den Becher mit dem Kaiſerin-Eliſabeth-Haus der Sektion Hannover, das mit Drahttauen nach allen Seiten verankert, dort in 3173 m Höhe auf ſchroffer Felſenſpitze den Stürmen trotzt. Auch dem Blitze, denn er, der die hohen Gipfel oft zerſplittert und zerſpellt, das Geſtein wie mit Porzellanglaſur überziehend, hat auch dem Becherhauſe ſchon einmal ſeinen Beſuch abgeſtattet, — dank dem Blitzableiter ohne Schaden.

Trotz faſt neunſtündiger Wanderung heute war meine Frau dafür, noch abends 6½ Uhr den wilden Freiger zu beſteigen. Das klingt ſchrecklich — iſt aber nicht ſo ſchlimm. Es iſt kaum eine Stunde Weges. Abb. 2 macht es erklärlich. Sie iſt bei Sonnenuntergang von der ſchneeigen Spitze des Wilden Freigers auf 3426 m Höhe gemacht. Links im Vordergrund iſt der apere (ſchneefreie) Gipfel des Wilden Freigers. Man kann deutlich den Steinmann unterſcheiden. Ein Grat zieht herab und ſchwingt ſich, rechts unten im Bilde, zum Becher auf, deſſen Haus als viereckiger Kaſten erkennbar iſt. Die Eisberge im Hintergrund ſind: links Hochgewänd 3215 m, rechts, der Mütze eines katholiſchen Geiſtlichen nicht unähnlich, der Botzer 3260 m. Zwiſchen dieſen Bergen und dem Becher liegt in der Tiefe der gewaltige Üblethalferner. Der Blick vom Freiger war überwältigend. In der Abendſonnenglut ſehen wir unſere nächſten Ziele: den Schnee- und Eisdom der Sonklarſpitze, den Wilden Pfaff und das ſeinem Namen Ehre machende Zuckerhütl, ſcharf, ſpitz, jäh.

„Donnerwetter, iſt der ſteil!“ rief ich unwillkürlich. „Iſcht kr auch!“ antwortete ſtolz Rainer. Toni Bergmann ſagte kein Wort. So ein erſtklaſſiger Dolomitenführer findet überhaupt nichts ſteil. Aber wir mußten ſchnell an den Abſtieg denken. Es wurde ſchon dunkel. Wir hielten uns auch nicht lange beim Abendeſſen auf, ſondern krochen

Abb. 4. Die Sonklarspitze. 3476 m.

bald unter unsere Decken, denn am nächsten Morgen sollte die Sonklarspitze und das Zuckerhütl dazu bestiegen werden.

Doch es kam anders. Es war zwar eisig kalt, aber sehr schön, als wir auf dem Übelthalferner standen, die Sonklarspitze, wundervoll gewölbt mit ihrem gewaltigen Eis- und Schneeleibe, vor uns. Noch schien die frühe Morgensonne, doch vom Zuckerhütl her wälzten sich dicke, schwarze Wolkenballen heran. So hielten wir Rat (Abb. 3 links Rainer, rechts Toni; in der Mitte meine Frau), kamen aber zum Entschluß, möglichst schnell die Sonklarspitze, unseren ersten heutigen Feind, anzugreifen. Nun begann ein Rasen bis an die steilen Firn- und Eiswände, dann ging es von selbst langsamer, denn da keine Partie so freundlich gewesen war, uns Stufen zu schlagen, mußten wir schon dran glauben — und das erfordert Zeit. Die Firnwand ist steil, wie man auf Abb. 4 sehen kann, die vom Sattel zwischen Wildem Pfaff und Zuckerhütl aufgenommen ist. Unser Anstieg ist sichtbar. Er geht von links über die sonnenbestrahlte Gletscherfläche gerade hinauf. Da die Randkluft geschlossen war, sowar er, wenn auch steil, so doch ohne Schwierigkeit. Oben ist noch das Riesenplateau zu überschreiten, und dort ereilte uns das Schicksal in Gestalt eines fürchterlichen Schneesturmes, der uns die Schneehauben und Handschuhe wie der Blitz aus den Rucksäcken zauberte. Es ward plötzlich finster, Graupeln kamen wie Geschosse geflogen, und wir sahen kaum mehr die Hand vor den Augen. An den Abstieg war jetzt nicht zu denken, wir mußten warten. Meine Frau setzte sich ruhig auf das zusammengerollte Seil — wie sie's immer macht — und fing an zu frühstücken. Wir anderen standen stumpfsinnig da. Sogar sehr stumpfsinnig, bis meine Frau uns aufrüttelte mit der Frage: „Wir sitzen hoffentlich nicht auf der Wächte?“ (über den Ab-

Abb. 5. Schneesturm auf der Sonklarspitze.

sturz hängender Schnee, der einen bei etwaigem Abbruch natürlich in die Tiefe befördert). Die Führer blickten sich um: „Na, na, ka Spur!“

Doch wir blieben noch immer stumpfsinnig stehen, bis meine Frau trocken zu Toni sagte: „Schöne Aussicht, was, Toni?“

Nun fingen wir alle an zu lachen. Ich habe die photographische Unverschämtheit besessen, diesen denkwürdigen Augenblick in einer Momentaufnahme festzuhalten (Abb. 5). Sie ist auch danach geworden.

Als das Schneetreiben etwas nachgelassen hatte, traten wir den Abstieg an. Die Firnwand zum Gletscher hinab wurde abgefahren. Es ist mir gelungen, Toni und meine Frau dabei zu überraschen (Abb. 6). Man sieht daran einmal die starke Neigung des Schneehanges, dann aber auch, daß es noch immer sich nicht aufgeklärt hatte.

Natürlich gaben wir weitere Pläne für heute auf, waren schon um zehn Uhr wieder auf dem Kaiserin-Elisabeth-Haus auf dem Becher und warteten das Wetter ab. Zeit und Muße genug hatten wir dazu. Vor allen Dingen machten wir es uns bequem: Stiefel aus und die Kletterschuhe an, die

Abb. 6. Abfahrt von der Sonklarspitze.

Abb. 7. Gipfel des „Wilden Pfaff“. 3171 m.

wir statt „Filzparisern“ mitzunehmen pflegen. Das sind köstliche Stunden, wenn man, sein Tagewerk hinter sich, in der molligsicheren Hütte sitzt bei der dampfenden Suppe. Draußen tobt das Unwetter, von den Firnen und Gipfeln, Gletschern und Eiswüsten nichts zu sehen — alles grau, eine Wolkenwand. Nur der Schneesturm heult und tobt, rüttelt an den Läden, faucht, pfeift um das Haus, das kleine Gebilde von Menschenhand, das da droben eisumgürtet auf festem Fels thront.

Meine Frau rief mich hinaus. Es hatte sich aufgeklärt, die Sonne kämpfte mit den Wolken, und wir setzten uns, nachdem wir den Schnee etwas weggekratzt, draußen vor das Haus auf eine Felsplatte, ließen die Beine baumeln und in süßem Nichtsthun, die Augen wegen der Blendung mit der rauchgrauen Gletscherbrille geschützt, begannen wir zu träumen.

Dieser Blick ist überwältigend großartig, mit dem Gornergrat wohl zu vergleichen: überall, wohin das Auge trägt über den Gletschercirkus hinweg, Gipfel an Gipfel. Blau, grün-violett schimmert das Eis der Gletscherabbrüche, weiß blendet der Firn, fast tintenschwarz starren die Felsen; oben aber am Himmel sind dicke, wulstige, phantastische, eilig ziehende Wolken, und dazwischen blickt das klare flirrende Himmelsblau nieder, aus dem die Sonne herabstrahlt und uns in dieser Eiswelt hier oben, trotz vieler Kältegrade der Luft, süße Wärme in die Adern gießt. Ein goldener heißer Gruß vom Leben.

Abb. 8. Das Zuckerhütl. 3511 m.

Am nächsten Morgen mußten wir wieder zeitig heraus, denn es galt dem Wilden Pfaff, dann dem König: dem Zuckerhütl, zum zweitenmal dem Wilden Pfaff (es führt kein anderer Weg nach dem Becherhause zurück), endlich über die Botzerscharte nach St. Martin am Schneeberg. Im ganzen mit Aufenthalt gewiß 11—12 Stunden.

Mit Bangen fragten wir beim Wecken Toni nach dem Wetter. Er meinte, es würde schon gehen. Das hieß also: „Nicht besonders." Und als wir vor die Hütte traten, warf uns der bitterkalte Wind fast um. Toni band meiner Frau das Seil um —bei einem stundenweiten Weg über verschneite Gletscher eine Vorsicht, die wegen etwaigen Sturzes in eine Spalte nur der leichtsinnige „forsche" Besserwisser oder der „Alleingeher", der „große Hochtourist", unterläßt, den sein Schicksal dann auch ab und zu erreicht. Ich folgte mit Rainer.

Es ging denselben Weg wie gestern zur Sonklarspitze, aber statt den Gletscher zu überschreiten folgten wir den Pfadspuren im Schnee und standen bald vor dem dunklen Felsbau des „Wilden Pfaff", 3471 m.

Der Gipfel ist ein sanft geneigtes Schneeplateau (Abb. 7), dessen etwaige Spalten jedoch Vorsicht erheischen. Auf dem Bilde sieht man links einen Herrn mit seinem Führer — sie waren mit uns herauf gekommen — dann Toni, meine Frau, Rainer.

Die Sonne ging eben in Dunstschleiern auf, und nun erblickten wir in wunderbar edler Gestalt, ein Viertel schroffer Fels, drei Viertel eisgepanzert das Zuckerhütl, 3511 m, vor uns (Abb. 8), von dessen Gipfel uns nach dem Abstieg hinunter auf den Pfaffensattel nichts mehr trennte als der Eis- und Schneegrat. Was man nach der Photographie nicht ahnt, ist die Steilheit, die über fünfzig Grad beträgt, so daß Ausdauer und Trittsicherheit für die Besucher unbedingte Erfordernisse sind.

Als wir den steiler und steiler werdenden Grat langsam hinaufstiegen, und mir

Abb. 9. Rainer an der steilen Stelle des Zuckerhütl Stufen schlagend.

die Eissplitter von Rainers Pickel beim Stufenschlagen um das Gesicht spritzten, er an der steilsten Stelle sogar Löcher für die Finger hackte, ließ ich Toni — der immer mit meiner Frau geht — halten und machte eine Aufnahme (Abb. 9) Rainers, wie er eben bei der Arbeit ist, Stufen zu schlagen. Der dunkle Schatten, der von ihm wie ein Strich herunterzieht, ist das Seil, das zwischen ihm und mir, da ich seitwärts in die Firnwand hinaus mußte, um die Aufnahme zu ermöglichen, herabhängt.

Endlich standen wir oben, und alle machten wir beim Auftauchen oben auf dem Gipfel: „Ah!“ — Der Blick, der sich uns bot, war aber auch ganz wunderbar! Die Spitze ist nur eine kleine Schneekuppe, an der Südseite von lockeren Felsblöcken umsäumt. Zur Pfaffenschneide (Abb. 10) zieht ein Grat hinunter, dessen Beginn überwächtet ist. (Man sieht das letzte Stück der Wächte: ganz rechts die Schneeauflage auf den großen Felsblöcken.) Dahinter liegt die gesamte Ötzthaler Eiswelt, Weißkugel, Similaun, Hohe Wilde, und die gewaltige Wildspitze mit ihrem Doppelgipfel. Ich blickte weiter: drüben, durch die dunkle Tiefe des fast senkrecht unter uns liegenden Triebenkarlasferner von uns getrennt, erhob sich unsere Freundin von gestern, die Sonklarspitze unbewölkt, heiter lächelnd im Schein der jungen Sonne, als wäre auf ihrem eisigen Haupte nie Schneesturm gewesen. Dann in der Ferne der Becher und uns gegenüber, nachdem ich mich ganz herumgewendet, der Wilde Pfaff, von dem wir eben gekommen und über den wir noch einmal mußten — auf dem Rückwege.

Und leider mußte der bald angetreten werden. Wieder wandte sich das Wetter zum Schlechten. Schnell verewigten wir uns im Gipfelbuch, das in einer Blechkapsel steckend in einer Felsritze verwahrt wird.

Abb. 10. Blick von der Spitze des Zuckerhütl auf Pfaffenschneide und Achtzthaler Alpen.

Die verhältnismäßig geringe Anzahl von Besteigungen wunderte mich. Ich befragte Rainer darum, denn im Hüttenbuche auf dem Kaiserin-Elisabeth-Haus hatte ja fast jede dritte Partie unter: „Richtung der Abreise“ eingetragen: „Abstieg über Wilden Pfaff und Zuckerhütl nach Sölden.“

Er lächelte und meinte: „Das schreiben's alle ein, aber wenn sie's Zuckerhütl von nah anschaugn und den Eisgrat sehn und die Spitz — gehn's weiter!“

Schritt für Schritt, im Takt, dann schnell den Firn zum Wilden Pfaff hinan und noch schneller ging es auf der anderen Seite über die Felsen hinab (Abb. 12). Das Bild ist

für den lehrreich, der so etwas nicht kennt. Es zeigt eine der vielen Gebrauchsweisen des Seiles: meine Frau klettert von Toni gehalten die übrigens verbesserten, bequemen Felsen hinab. Tourist vorn, Führer hinten.

Nun kehrten wir zum Becherhause zurück, frühstückten und brachen sofort auf, trotz der Mittagsglut über den Üblenthalferner, angeseilt, denn unter uns läge wie Rainer wußte ein grausiges — jetzt überschneites — Spaltengewirr. Der Weg in der glühenden Sonne war entsetzlich. Wir atmeten auf, als wir die Botzerscharte erreichten.

Beim Gletscherübergang unter den Wänden des Botzers hin, sausten plötzlich ein paar mächtige Steine von den Höhen herab, unmittelbar hinter uns, ohne Schaden anzurichten, und in dem Hochgefühl, wie gut und schön, trotz nicht immer glücklicher Witterung, diese drei Tage vergangen, dankbar

Abb. 12. Abstieg vom Wilden Pfaff. 3471 m.

für alles, was „unsere glücklichen Augen" gesehen, sandten wir einen Juchzer in die klare Bergesluft hinaus ... denn morgen ging's nach Bozen und auf den Cimone della Pala!

Und ein paar Stunden später lagen wir unten in St. Martin am Schneeberg, Opfer einer Bergwerkskatastrophe, eines Sturzes von der Drahtseilbahn, wobei wir sechs Mitfahrenden alle mehr oder minder schwer verletzt wurden, und — einer, ein vielversprechender junger Künstler, der gleich uns die Stubaier Berge besucht und bewundert hatte — tot blieb.

Die große ewige Natur hatte ihrem Sohne nichts gethan, aber das kleine, von Menschenwitz ersonnene Fahrzeug ihm das Lebenslicht ausgelöscht.

Sie konnten nichtsdafür, sie, die dort oben thronten in ihren Eis- und Firngewändern, hoheitsvoll, unbewegt von armem kleinem Menschengeschick, ihr Firn war unschuldsweiß, ihr Eis rein.

Abb. 11. Abstieg vom Zuckerhütl.

Kronos. Nach der Skulptur von Josef Rosick
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Ruinen des im Jahre 1860 eingeäscherten Sommerpalastes zu Peking.

Der Feldzug der Alliierten im Jahre 1860 und die gegenwärtige Lage in China.

Von

Otto von Oeltrich.

(Abdruck verboten.)

Schon einmal wehten die Flaggen europäischer Mächte von einem der Hauptthore Pekings, während französische und englische Geschütze bereit standen, ihre Brandgeschosse in die Kaiserstadt zu schleudern, wenn sich nicht der verlogene Hochmut der chinesischem Großwürdenträger demütigen sollte. —

Der vielbesprochene, jetzt wieder in den Vordergrund des Interesses gerückte Feldzug Englands und Frankreichs gegen China im Jahre 1860 — ein Feldzug, der in seinen Anfängen manche Ähnlichkeit aufweist mit der augenblicklichen Sachlage — hat eine lange Vorgeschichte, die hier wenigstens kurz gestreift werden [illegible].

Die Zwistigkeiten zwischen England und China reichen bis 1839 zurück, und ihre unmittelbarste Ursache ist nicht gerade ein sonderliches Ruhmesblatt der britischen Politik. Das von dem chinesischen Gouverneur in Kanton erlassene Verbot der Opiumeinfuhr, an der England mit Werten von jährlich rund 90 Millionen Mark beteiligt war, gab die erste Veranlassung des Krieges. Die britische Weltmacht hätte aber die Aufhebung jenes Verbotes wohl auch dann mit Waffengewalt erzwungen, wenn die Chinesen nicht unkluger Weise im Herbst 1839 vor Kanton zwei englische Korvetten angegriffen und damit der britischen Diplomatie den willkommenen Vorwand gegeben haben würden, die Ehre ihrer Flagge als verletzt zu erklären. Es kam zu dem sogenannten Opiumkrieg, der, 1842 durch den Frieden von Nanking beendet, England den Besitz von Hongkong und die Öffnung von fünf Vertragshäfen eintrug.

Solange der alte Kaiser Toa-kuang regierte, wurden chinesischerseits die aufgezwungenen Verträge leidlich innegehalten. Als er aber 1850 starb, schlug sein Nachfolger Hienfung — Glücksfülle — eine durchaus fremdenfeindliche Politik ein. Diese führte mittelbar zu dem Kriege von 1856, dessen äußere Veranlassung freilich wieder auf einem allem Anschein nach nicht berechtigten Verlangen eines englischen Beamten in Kanton, des Herrn Parkes, fußte, der zu Gunsten einer angeblich unter englischer Flagge segelnden, von den chinesischen Behörden beschlagnahmten Barke, der Arrow Lorcha, interpellierte. Er bestimmte den Admiral Seymour, der in Hongkong ein Geschwader

befehligte, zum Angriff auf Kanton und engagierte damit die Ehre der ganzen Nation. In dem Feldzug, den man wohl auch den Lorchakrieg genannt hat, fand England bereits Frankreich an seiner Seite, denn Napoleon III. sah in den sich entspinnenden Verwickelungen eine günstige Gelegenheit, seinen Einfluß im Auslande geltend zu machen, und Frankreich hatte auch in der That ernste Beschwerden gegen China wegen der Ermordung einiger Missionäre. Der Feldzug endete nach der Eroberung Kantons und der mühelosen Erstürmung der Takuforts an der Pei-ho-Mündung, die damit am 20. Mai 1859 zum erstenmal in europäische Hände fielen, mit dem Frieden von Tientsin, der die Eröffnung von sechs neuen Vertragshäfen erzwang.

Diesmal war es China, das in ganz unzweifelhaft beabsichtigter Weise einen neuen Krieg heraufbeschwor. Die Ausführung des Vertrages von Tientsin wurde verschleppt, die offizielle Pekinger Staatszeitung verkündete ihn nicht einmal, dafür aber in beleidigenden Ausdrücken den „Rückzug der Barbaren“; die Verhandlungen über den Zutritt der Gesandten zog man endlos hin, verweigerte ihnen den Wasserweg auf dem Pei-ho, und schließlich eröffneten die neu armierten Takuforts am 25. Juni 1860 zuerst das Feuer auf ein französisch-englisches Geschwader und zwangen es zum Rückzug.

Damit war der Krieg unvermeidlich geworden, um so unvermeidlicher, als man erfuhr, daß die chinesische Regierung stark rüste, daß das Haupt der Kriegspartei, der Tartarengeneral San-ko-lin-sin, den stärksten Einfluß gewonnen habe und die Vertreibung aller „Barbaren“ in sichere Aussicht stelle.

England wie Frankreich waren zum energischen Vorgehen entschlossen. In beiden Ländern flammte diesmal, und zwar in den breitesten Kreisen der Nationen, ein lebhaft drängendes Verlangen nach Vergeltung auf, im englischen Parlament wurden die vereinzelten Stimmen, die in einem neuen Feldzug nur eine neue Vergewaltigung des armen China zu sehen erklärten, sofort niedergestimmt. Und in der That: mochte der „Opiumkrieg“ ungerecht gewesen sein und die Veranlassung des „Lorchakrieges“ nicht ganz zweifellos — jetzt galt es, China die Ueberlegenheit Europas fühlen zu lassen.

England stellte ein in zwei schwache Divisionen formiertes Corps auf, das zum größten Teil der ostindischen Armee entnommen war, und dessen Effektivstand auf 354 Offiziere, rund 12 000 Mann veranschlagt, aber nicht ganz erreicht wurde. Zum Höchstkommandierenden wurde General Sir Hope Grant ernannt.

In Frankreich wurde unter dem Befehl des Divisionsgenerals Cousin-Montauban ein Expeditionscorps in der Stärke von 432 Offizieren, rund 8000 Mann, formiert. Die Formation des französischen Corps zeigt, beiläufig bemerkt, manche äußerliche Ähnlichkeit mit derjenigen des deutschen „ostasiatischen Expeditionscorps“, das, wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, schon auf dem Wege nach China sein wird. Es bestand wie dieses aus zwei Infanteriebrigaden zu je zwei Regimentern und war zwar ziemlich reichlich mit Artillerie und technischen Truppen dotiert, sehr schwach aber mit Rücksicht auf die schwierige Pferdebeschaffung mit Kavallerie, während das deutsche Expeditionscorps ein Reiterregiment begleitet. Das Pferdematerial wurde später meist in Japan angekauft; dasjenige für die deutsche Expedition soll bekanntlich hauptsächlich aus Australien bezogen werden, da Japan heut für sein eignes Heer aller verfügbaren einheimischen Bestände bedarf. Um die Jahreswende 1859/60 verließ das Expeditionsgeschwader Toulon und langte Anfang Mai 1860 in den chinesischen Gewässern an: der Kanal von Suez existierte ja damals noch nicht, das Geschwader hatte das Kap der Guten Hoffnung umsegeln müssen. General Montauban mit seinem Stabe aber war ihm auf dem Wege über Ägypten vorausgeeilt und kam, nach für jene Zeit sehr schneller Fahrt, schon am 26. Februar in Hongkong an, von wo er nach kurzem Aufenthalt nach Shanghai ging, um hier die Vorbereitung für die weitere Ausrüstung seines Corps zu treffen, für die Remontierung, die Beschaffung des Trains ꝛc.

Nach mancherlei Weiterungen, einem erstaunlich langem Hin- und Herschwanken über die zu wählende Operationsbasis, nach erneuten diplomatischen Verhandlungen mit Peking, die nur zu einer schnöden Abweisung führten, wurde endlich als erster Landungspunkt für das englische Corps die Bucht von Ta-lien-wan an der Nordküste des Gelben Meeres erwählt, während sich das französische Corps an dessen Südseite, bei dem heute wieder vielgenannten Tschifu, konzen-

trierte. Bemerkenswert und auch im Vergleich mit der heutigen Situation interessant ist dabei, daß die Alliierten, besonders aber Kaiser Napoleon, den Krieg im Norden Chinas lokalisiert zu sehen wünschten, ja daß sie zur selben Zeit, zu der sie sich zum Vorstoß bereitstellten, die chinesischen Behörden von Shanghai gegen die die Stadt bedrohenden Taipingrebellen energisch unterstützten.

In der zweiten Julihälfte waren endlich in beiden Lagern die Vorbereitungen vollendet. Am 26. Juli brachen, nach erfolgter Wiedereinschiffung, die Geschwader von Ta-lien-wan und Tschifu auf und landeten am 30. nördlich der Pei-ho-Mündung. Es trat heftiges Regenwetter ein, der Vormarsch verzögerte sich. Erst am 14. stürmten die Alliierten nach lebhafter Beschießung das verschanzte chinesische Lager bei Tang-ku und hatten damit im Rücken der Takuforts einen Stützpunkt von großem Wert gewonnen; am 21. fielen diese selbst in ihre Hände. Die flachgehenden Kanonenboote fuhren sofort den Pei-ho hinauf und fanden Tientsin nicht besetzt, in das am 26. August die Verbündeten einrückten.

Man hatte Tientsin von vornherein als erstes Operationsziel ausersehen und erwartet, daß sich nach der Besetzung der großen Handelsstadt die chinesische Regierung zu Unterhandlungen bequemen würde. Wenn Tientsin auch 1860 noch nicht die Bedeutung hatte, welche die Stadt jetzt besitzt, so war sie doch schon damals gewissermaßen der Einfuhrhafen für Peking und als Faustpfand von höchstem Wert.

Die Erwartung trog nicht. Es fand sich in Tientsin sogleich ein kaiserlicher Unterhändler ein, man schien dem Ziele um so näher, als dieser, Kwe-liang, sich sehr entgegenkommend erwies. Aber am 7. September, am Tage, an dem der vereinbarte Vertrag unterzeichnet werden sollte, mußte er erklären, daß die Pekinger Regierung diesen nicht billige. Es lag auf der Hand: man hatte in der Hauptstadt nur Zeit gewinnen wollen, Truppen zum Schutz der Hauptstadt zusammenzuziehen. Kostbare Tage waren verloren.

Ein einschaltendes Wort sei, auch mit Rücksicht auf die Gegenwart, gestattet.

In den politischen Verhandlungen zwischen England und Frankreich war ausdrücklich die Unabhängigkeit der militärischen Leitung von den die Expedition begleitenden Diplomaten — Lord Elgin und Baron Gros — betont worden. In Wirklichkeit aber spielten diese während fast des ganzen Feldzuges immer wieder eine retardierende Rolle, beeinflußten die Operationen auf das ungünstigste. Und ebenso fehlte es nicht an Mißhelligkeiten zwischen den Führern des Expeditionscorps selbst, wie zwischen diesen und den Admiralen. Es war schließlich nur die absolute Minderwertigkeit der militärischen Vorbereitungen Chinas, die all diese ungünstigen Umstände wieder wettmachte und den Erfolg ermöglichte.

Nur zu nahe liegt die Frage: wie wird es jetzt sein? Damals, 1860, lagen die Verhältnisse noch relativ einfach: der Alliierten waren nur zwei, an weite politische Ziele dachte man gar nicht, wollte sich bewußt beschränken. Heute setzt sich halb Europa mit vielstimmigen Kommandostäben gegen China in Bewegung, und Japan und Nordamerika gesellen sich ihm zu. Wird heute in den Stunden der Entscheidung ein Wille sein, ein einheitliches Kommando? Es läßt sich wohl hoffen, daß die lodernde Entrüstung über die schanderhaften Vorgänge in Peking alle politischen Zukunftsabsichten vorläufig zurückdrängt. Aber auch wenn dies der Fall ist, werden genügende Sicherheiten geschaffen werden, um Zwistigkeiten, persönliche und sachliche Reibungen in der Leitung der bunt zusammengesetzten Armee auszuschalten, die den Sühnezug ausführen soll?!

Nachdem am 7. September die diplomatischen Verhandlungen abgebrochen waren, entschlossen sich Lord Grant und General Montauban zum sofortigen Vorrücken. Aber schon wieder, heißt es übereinstimmend in den französischen und englischen Berichten, nicht etwa mit Peking selbst als Ziel. O nein: die beiden Diplomaten bestimmten im voraus, daß einige Meilen vor der Kapitale, bei Tung-schtou, die Verhandlungen wieder aufgenommen werden sollten.

Mit überraschend geringen Kräften wurde der Vormarsch angetreten. General Grant formierte zwei mobile Kolonnen von zusammen 3000 Mann, General Palikao begnügte sich mit rund 2800 Mann. Der ganze übrige Bestand wurde zur Besatzung von Tientsin und der Takuforts zurückgelassen. Kaum 6000 Mann europäischer Truppen schickten sich also zu dem Marsche auf ein

Ziel an, das ungefähr so weit von Tientsin entfernt lag, wie Leipzig von Berlin, und zwischen dem und dem Ausgangspunkt man die ganze Armee wußte, die ein Reich von 400 Millionen Menschen zur Verteidigung seiner Hauptstadt aufbringen konnte.

Es war ein kühnes Unterfangen. Aber der Erfolg hat den Generalen in ihrer Mißachtung dieses chinesischen Heeres durchaus Recht gegeben. Und mit dem Erfolg läßt sich nicht streiten, obschon das siegreiche Corps der Alliierten, am Ziel angelangt, zu dessen dauernder Behauptung sicher zu schwach gewesen wäre.

Den Marsch des kleinen Corps von Tag zu Tag zu verfolgen, seine Kämpfe eingehender zu schildern, beabsichtige ich nicht. Interessant ist der Marsch freilich schon deshalb, weil er durch dasselbe Gebiet führte, welches auch diesmal ein auf Peking marschierendes Heer durchkreuzen muß, weil dies Gebiet, abgesehen von der neuerbauten Eisenbahn, sich seit 1860 in seiner Gangbarkeit und seinem Mangel an einzelnen Heeresbedürfnissen (Holz) fast gar nicht verändert haben wird und endlich, weil der Marsch annähernd in die gleiche Jahreszeit fiel, in der wir wohl auch jetzt einen Vorstoß von Tientsin auf Peking zu erwarten haben werden. Später dürfte der Winter die Operationen wesentlich erschweren.

Am 9. und 10. September brachen die Detachements der Verbündeten auf, rasteten aber schon wieder vom 13. bis 17., da inzwischen ein chinesischer Unterhändler eingetroffen war, Prinz Tsai, den die Gesandten leider ernst nehmen zu müssen glaubten. Es wurde zu weiteren Verhandlungen und auch zur Vorbereitung der Unterbringung der Truppen eine gemischte Kommission unter Bedeckung auf Tung-tschou vorgeschickt; bei dieser befand sich u. a. auch der schon oben genannte englische Konsul Parkes. Die diplomatischen Mitglieder der Kommission fanden anfangs höchstes Entgegenkommen, bis plötzlich der Schleier fiel und das beliebte chinesische System von Lug und Trug enthüllte. Während die Kommission, mit Ausnahme weniger, die entkamen, wider alles Völkerrecht gefangen genommen wurde, trafen die alliierten Truppen am 18. bei Tschang-kia-wang auf eine vom Feinde stark besetzte, mit 76 Geschützen gekrönte Stellung, deren ganze Anlage darauf hindeutete, daß General San-ko-lin-sin die Verbündeten in eine, freilich ziemlich grobe Falle hatte locken wollen. Der energische Angriff der Engländer und Franzosen führte zu einem glänzenden Siege, die über 20000 Mann starke chinesische Armee wurde völlig in die Flucht geschlagen, verlor fast ihre ganze Artillerie und über 500 Tote, während die Alliierten nur 15 Mann tot und 61 Verwundete zählten.

Am 20. September stellte sich die chinesische Armee zum zweitenmal am Pei-ho hinter der beim Dorfe Pa-li-kaio liegenden steinernen Brücke und wurde wiederum vollständig geschlagen. Der Löwenanteil an dem Siege, der den Alliierten nur 6 Tote und 40 Verwundete kostete, fiel den Franzosen zu, deren Führer denn auch später zum Grafen von Palikao erhoben wurde.

Die Verbündeten standen nach dem Treffen kaum noch 15 Kilometer von Peking entfernt. Es zeigte sich jedoch jetzt, trotz zweier Siege, daß das Expeditionscorps zu schwach war, um sofort gegen die volksreiche Hauptstadt vorzurücken, daß man auch nicht genügend Munition mitgeführt hatte. So war man nicht in der Lage, die Erfolge voll auszunutzen, sondern lagerte bis zum 5. Oktober bei Pa-li-kaio, um Verstärkungen, Munition, Proviant heranzuziehen.

Ob es freilich allein diese Gründe waren, die den Vormarsch verzögerten, ob nicht die Diplomatie wiederum im gleichen Sinne wirkte, erscheint einigermaßen zweifelhaft. Jedenfalls spannen sich schon am 21. September neue Verhandlungen an, zu denen diesmal chinesischerseits Prinz Kong, der Bruder des Kaisers, beauftragt war. Es kam hinzu, daß man im Lager der Alliierten in großer Sorge wegen des Schicksals der Gefangenen war — eine wohlberechtigte Sorge, obwohl Prinz Kong ausdrücklich versicherte, die Gefangenen würden „mit höchstem Wohlwollen“ behandelt. Als schließlich Lord Elgin und Baron Gros deren sofortige Herausgabe zur Vorbedingung jedes weiteren Uebereinkommens machten und Prinz Kong dies ablehnte, wurden die Verhandlungen abgebrochen. Am 5. Oktober erfolgte der Aufbruch der inzwischen auf rund 8000 Mann verstärkten Verbündeten, das französische Corps auf dem linken, das englische auf dem rechten Flügel. Gegen Abend tauchten zum erstenmal die ungeheuren Mauern von Peking auf.

Am 6. Oktober schwenkten die Kolonnen der Verbündeten nach Norden ab, da eingegangenen Nachrichten zufolge General San-ko-lin-sin unmittelbar nördlich vor Peking ein Lager bezogen haben sollte, das man in der Richtung von Norden nach Süden anzugreifen gedachte. Das Lager erwies sich jedoch als verlassen, einzelne tartarische Reiterabteilungen, auf die man traf, wichen ohne nennenswerten Widerstand zurück. In dem stark bebauten, wenig übersichtlichen Gelände hatten übrigens Engländer und Franzosen nicht miteinander Verbindung halten können; nur ein Teil der englischen Kavallerie befand sich am Abend des sehr heißen Tages bei der französischen Kolonne, als deren Spitzen gegen 7 Uhr den berühmten kaiserlichen Sommerpalast Yuen-min-Yuen erreichte, dessen Plünderung und Zerstörung ein so seltsames Blatt in der Geschichte dieses Feldzugs bildet.

Zunächst ging alles ordnungsmäßig zu. General Montauban ließ nur eine schwache Rekognoszierungsabteilung in den Palast einrücken, die die kurze Gegenwehr einer kleinen Wache und einiger Eunuchen leicht bewältigte. Das Corps biwakierte vor dem Palast, dessen Eingänge durch Posten gesichert wurden. Am Frühmorgen des 7. besichtigte der General mit seinem Gefolge das Märchenschloß und war wie geblendet von dem Prunk dieser Bauten, dem überwältigenden Reichtum ihrer Ausstattung. Gegen Mittag traf der englische Oberbefehlshaber ein, und man einigte sich, durch eine Kommission Besitz von den Schätzen zu nehmen: die größten Kostbarkeiten sollten für den Kaiser Napoleon und die Königin Viktoria reserviert werden. Eine aufgefundene Barsumme von rund 800 000 Franken Wert wurde unter die Truppen verteilt.

Inzwischen aber war das französische Biwak von einer fieberhaften Erregung ergriffen worden. Die Kunde von der Ungeheuerlichkeit der im Palast aufgestapelten Reichtümer verbreitete sich, ein allgemeines Fieber faßte, sich bis zur Raserei steigernd, Mannschaften und Offiziere. Die Disciplin brach zusammen. An den Posten vorbei drängten die Massen sich in den Palast — und General Montauban besaß nicht die Energie, der Flut zu steuern. Vielleicht wollte er es auch nicht einmal. Es ist ihm jedenfalls nie gelungen, sich und sein Heer von der Schmach dieser Tage zu reinigen.

Yuen-min-Yuen war in der That ein Märchenschloß. Die Franzosen wußten nichts Besseres, als es staunend mit ihrem Versailles zu vergleichen. Ein riesiger Komplex von Bauten, die an Großartigkeit in China nirgends erreicht worden sind; Säle, gefüllt gleich Raritätenkammern mit den köstlichsten Arbeiten ostasiatischer Kunstfertigkeit; Bronzen von unvergleichlicher Schönheit; die herrlichsten Lackarbeiten, die wundervollsten Seiden; Kästen mit Juwelen. Ein phantastischer Riesenpark mit künstlichen Seen und künstlichen Bergen, Pagoden, Wasserkünsten; eine Bibliothek von geradezu unschätzbarem Werte.

Über all das brauste der Strom der Plünderer hin. Anfangs nur Angehörige des französischen Corps, dann vereinzelt Engländer, schließlich auch der Troß, Einwohner aus den nächsten Dörfern.

Zur schnöden Habgier gesellte sich als unvermeidlicher Begleiter der Vernichtungstrieb. Die kostbarsten Stoffe wurden durch den Kot geschleift, die Wachtfeuer mit Möbeln, mit Papieren aus der Bibliothek genährt; die Mannschaften hüllten sich in die Gewänder der kaiserlichen Konkubinen und trieben wüsten Mummenschanz.

Um nicht ungerecht zu sein: der Vernichtungstrieb entsprang mindestens zum Teil doch auch dem Gefühl der Vergeltung.

Man fand im Sommerpalast die blutbefleckten, besudelten Uniformen französischer Offiziere und Beamten. Erschreckende Nachrichten verbreiteten sich über die Behandlung, welche die Gefangenen hatten erdulden müssen. Auch die schlimmsten Vermutungen sollten freilich noch durch die schreckliche Wirklichkeit übertroffen werden.

Als General Montauban endlich am 9. Oktober wieder aufbrach, glich sein Korps einer beutebeladenen Horde. Das meiste mußten die Mannschaften ja wohl nachher fortwerfen, es verkam. Einzelne brachten aber doch kleine Vermögen heim, einzelne Offiziere Gegenstände von hohem Werte. Ein Perlenhalsband wurde später in Shanghai für 5000 Franken verkauft — es erzielte in zweiter Hand eine halbe Million. Im ganzen sollen im Sommerpalast geraubt und zerstört worden sein Schätze von 150 Millionen an Wert. Ob es wahr ist, daß General Montauban selbst eine Beute von

$1^1/_2$ Millionen nicht verschmäht hat, wie behauptet wurde, wage ich nicht zu entscheiden.

Noch auf dem Marsche nach Peking kamen den Truppen einige wenige der endlich freigelassenen Gefangenen entgegen. Aber in welchem Zustande! Gebrochenen Leibes, hohläugig, mit unvernarbten Wunden wankten sie den Landsleuten entgegen — Opfer der brutalen Grausamkeit der Chinesen, tagelang gemartert durch Folterqualen, wie sie der raffinierteste Torturscherge des Mittelalters nicht ersann. Zu Klumpen hatte man sie zusammengeschnürt, die Stricke mit Wasser befeuchtet, daß sie trocknend tief und immer tiefer in das Fleisch einschnitten; auf den unter die Fußsohlen gebundenen Händen hatte man sie zu stehen gezwungen, bis die gefesselten Hände aufsprangen und die Würmer im lebendigen Fleisch nisteten; wenn sie um Wasser und Brot flehten, hatte man ihnen ekelhaften Kot zwischen die Zähne geschoben. Genug davon! Einige — Leutnant Anderson, Herr von Norman — waren nach Tagen der Qual im Delirium gestorben, von anderen erfuhr man nie, wie sie geendet; von 39 kehrten nur 19 lebend zurück, um erst nach langen Monaten ihre Gesundheit wieder zu erlangen.

Das alles, nachdem Prinz Kong feierlichst versichert hatte, die Gefangenen würden mit besonderem Wohlwollen behandelt!

Die Entrüstung in den alliierten Truppencorps war so groß, daß jetzt auch Lord Elgin und Baron Gros sich für rücksichtsloses Vorgehen entschieden. Am 10. Oktober wurde dem Prinzen Kong — der Kaiser hatte sich wohlweislich aus Peking geflüchtet — ein Ultimatum gestellt, das Gan-ting-Thor Pekings bis zum 13. mittags zu übergeben, widrigenfalls in die Mauer Bresche geschossen werden würde; gleichzeitig baute man, wenige hundert Meter von der Mauer, zwei Breschbatterien — eine Arbeit, die ungestört verlief, trotzdem auf den Mauern zahlreiche Horden tartarischer Soldaten herumlungerten.

Am 13. wurde dann thatsächlich das Gan-ting-Thor geöffnet, je ein Bataillon der Verbündeten besetzte die anstoßenden Wallstrecken. Die Stadt blieb ruhig. Der chinesischen Regierung wurde eröffnet, daß sie bis zum 23. den vorbereiteten Friedensvertrag unterzeichnen müsse, widrigenfalls die Truppen einrücken und den kaiserlichen Palast niederbrennen würden.

Prinz Kong suchte wieder zu lavieren und Zeit zu gewinnen, als ob er geahnt hätte, daß in den leitenden Kreisen der Alliierten gerade jetzt ernste Meinungsverschiedenheiten herrschten. In der That befanden sich die Generale, trotz aller Erfolge, keiner sonderlich günstigen Lage gegenüber. Ihre Truppenmacht war gegenüber der volkreichen Stadt geradezu verschwindend, von dem geflüchteten Heer San-ko-li-sins hatte man gar keine Nachrichten, es konnte aber jeden Tag wieder auftauchen, — und der Winter stand vor der Thür. Schon jetzt waren die Berge der Umgegend mit Schnee bedeckt. Auf Winterquartiere in Peking aber war man nicht eingerichtet, die militärischen Führer sahen daher den baldigen Rückmarsch nach Tientsin als Notwendigkeit an.

Da machte Lord Elgin einen letzten Versuch, auf den Prinzen Kong einen energischen Druck auszuüben. Er ließ am 18. durch eine englische Division den Sommerpalast, der teilweise schon am 10. eingeäschert worden war — ob von den Nachzüglern der Franzosen, ob von chinesischen Marodeuren, weiß man nicht — gänzlich niederbrennen. Wie er ausdrücklich betonte: als Sühne für die Mißhandlung der Gefangenen, die zum Teil gerade in den Höfen dieses Palastes zu Tode gemartert worden waren.

So wenig man die wüste Plünderung des Palastes seitens des französischen Corps entschuldigen kann — so wenig erscheint es mir angebracht, die Maßregel Lord Elgins kurzweg als Barbarei zu bezeichnen, wie dies vielfach geschehen ist. Der chinesische Hof hatte jede Rücksichtnahme verscherzt, dieser chinesischen Regierung gegenüber waren alle Maßregeln erlaubt, die den Kriegszweck fördern konnten, sie hatte keinerlei Recht mehr, zu verlangen, mit dem Maßstabe europäischen Kriegsrechts behandelt zu werden. Mag man aufrichtig bedauern, daß so viele Herrlichkeiten in dem Flammenmeer des 19. Oktober untergingen — hier galt es höhere Ziele zu erreichen, als die, welche in der Schonung einiger Prachtbauten lagen.

Es schien mir nötig, dies offen auszusprechen, nachdem schon jetzt, noch unter dem frischen Eindruck der letzten Katastrophe in Peking, des Hinmordens unzähliger Christen in ganz China, „humane“ Stimmen

laut werden, die im voraus verlangen, daß dem Kaiserpalast in Peking nur ja kein Schaden geschehe! Einmal stehen wir noch nicht auf den Mauern der Kapitale, und es wird noch manch edles Blut fließen, bis es so weit ist. Die Mahnung ist zur Zeit also noch recht verfrüht und voreilig. Ist das Ziel aber erreicht, dann muß dem Barbarenvolk — denn das sind die Chinesen trotz ihrer uralten Kultur, in die sich so mancher europäische Schleppenträger Chinas über jede Gebühr verliebt hat — eine Lektion erteilt werden, die es ein Jahrhundert lang nicht vergessen darf. Nur an dieser Stelle keine schwächliche Humanitätsduselei! —

Die Niederbrennung des Sommerpalastes verfehlte ihren Eindruck nicht. Am 23. Oktober erklärte Prinz Kong, sichtlich bestimmt durch die Ermägung, daß der Kaiserpalast in der Stadt das Schicksal des Yuen-ming-Yuen teilen könne, sich zur Unterzeichnung des Friedensvertrages bereit, ja er hatte nun plötzlich sogar die schon im voraus erteilte Ratifikation des Kaisers in Händen. Unter starker Eskorte zogen die Gesandten in Peking ein. Die militärische Aktion hatte damit ihren Abschluß erreicht. Nur ein Detachement blieb zunächst in Peking zum Schutz der Gesandten zurück, das Gros der Alliierten trat den Rückmarsch nach Tientsin an, wo es am 14. November eintraf. Der ganze eigentliche Feldzug hatte kaum zwei Monate gewährt, trotz der Verzögerungen, die er wiederholt durch das Eingreifen der Diplomatie erfuhr. —

Heute liegen die Verhältnisse leider ganz anders und viel ungünstiger als 1860. Es wäre sehr unklug, sich darüber Täuschungen hinzugeben. Im Jahre 1860 befanden sich die chinesischen Streitkräfte, zum Teil durch den Taipingaufstand dem Kriegsschauplatz ferngehalten, in ganz elendem Zustand. Es überraschte schon, daß General San-ko-li-sin den Alliierten ein Heer von 20000 bis 30000 Mann entgegenstellen konnte, freilich erbärmlich bewaffnet und ausgerüstet. Heute verfügt China, ganz abgesehen von allen Miliztruppen, über mindestens 90000 Mann, die dank der europäischen Waffenindustrie mit Gewehren und Geschützen allerneuesten Modells versehen und zum Teil von europäischen Instruktoren ausgebildet sind. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Im Jahre 1860 stand die Bevölkerung dem Kriege fast gleichgiltig gegenüber, heute ist sie durchglüht von gärendem Hasse gegen alle Fremden, überall in erbitterter Erregung, in gewaltigen Scharen bereits dem Heere selbst ankrystallisiert. Damals, 1860, blieb der Kriegsschauplatz ein eng begrenzter, heute erstreckt er sich schon jetzt über halb Nordchina und selbst im Südosten tauchen die bedenklichsten Gärungserscheinungen auf. Endlich: im Jahre 1860 gab es doch wenigstens eine Regierung, mit der verhandelt werden konnte. Heute muß eine solche, auch im Fall des glänzendsten Ausganges, wahrscheinlich erst geschaffen werden.

Man braucht deshalb noch nicht schwarzseherisch in die Zukunft zu schauen. Menschenmassen sind noch keine Armeen; die vorzüglichen europäischen Waffen werden in chinesischen Händen nicht lange Wunder thun, die Munition wird bald knapp werden; Verhältnisse, wie sie augenblicklich in China herrschen, tragen auch in sich selbst fast stets den Keim baldigen Zerfalls. Und anstatt der 20000 Mann, die 1860 England und Frankreich nach China führten, werden Anfang August über 40000, im September gegen 120000 europäische, amerikanische und japanische Kerntruppen auf dem Boden des Reiches der Mitte bereit stehen, anstatt der 6000 Mann, mit denen Sir Grant und General Montauban gegen Peking vorrückten, wird ein Operationsheer sich zum Sühnezug gegen die Hauptstadt in Bewegung setzen, wie es in Ostasien der qualitativen Zusammensetzung nach noch nie auftrat. Ihm werden, zumal wenn es unter einheitlichem tüchtigem Kommando steht, die bunt zusammengewürfelten Scharen der Chinesen nicht widerstehen können.

Ob dann mit der Besetzung Pekings, die vielleicht, wenn dieser Artikel erscheint, schon stattgefunden hat, auch nur die militärische Seite der Frage gelöst ist — ganz zu schweigen von den politischen Verwickelungen, die sich an ihre Auffollung nur zu leicht knüpfen können; ob die Besetzung Pekings nicht zu einer langfristigen Okkupation führen muß, vielleicht zu neuen Kämpfen gegen die Provinzen — das kann heute niemand übersehen. Aber es ist immer gut, ein erreichbares Ziel vor Augen zu haben, und das ist in diesem Fall Peking. Es möglichst schnell zu erreichen, bleibt zunächst die Hauptsache. Alles andere liegt in der Zukunft.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Weit stärker als in reiferer Zeit zeigt sich das dichterische Schaffen in den Jugendtagen der Kultur durch die Lust am Fabulieren, durch den Hang nach rein ästhetischer, zweck- und absichtsloser Phantasiespielerei bestimmt. Dieses litterarische Jugendalter ist jedoch bei keinem Volke von langer Dauer. Schon frühzeitig verquickt sich überall jener Hang mit der Neigung für sinnvolle Betrachtung, moralische Belehrung und erziehliche Tendenz. Und gerade in der deutschen Erzählungspoesie spielt die Tendenz von jeher eine besonders große Rolle, eine größere zuweilen, als im Sinne der Kunst erwünscht ist. Vom „Armen Heinrich“ Hartmann von Aues und vom „Weißkunig“ Kaiser Maximilians bis zu Goethes „Wilhelm Meister“ und Freytags „Soll und Haben“ sind viele der erfolgreichsten und bedeutsamsten Schöpfungen mit pädagogischen und ethischen Elementen bis ins Innerste durchsetzt. Der Deutsche besitzt eben eine außergewöhnliche Fähigkeit dafür, alle Dinge der Welt unter einen höheren Gesichtspunkt zu stellen. Selbst gegen häusliche Plagegeister, wie Wanzen und Motten, wird er so leicht keinen Kampf eröffnen, ohne sich über seine ethische Berechtigung zum Insektenmord die nötige Klarheit verschafft zu haben. Daher ist es kein Wunder, daß auch der deutsche Erzähler sich fast immer die „Moral der Geschichte“ nach Kräften angelegen sein läßt. Nur in gewissen Epochen scheint dieser edle Drang zeitweise zu erlöschen oder doch wenigstens abzublassen. So vor hundert Jahren, als Christian Vulpius mit seinem „Rinaldo Rinaldini“ wonnevolles Entsetzen verbreitete, Christian Spieß seine „Zwölf schlafenden Jungfrauen“ dem Publikum vorführte und Julius Voß in frivolen Erfindungen schwelgte. Aber das war nur eine Pause im Moralischen. Heute, ein Jahrhundert später, läßt unser Durchschnittsroman, soweit er noch litterarische Ansprüche erheben darf, an Bravheit, Weisheit und Weltverbesserlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig. Vor mir auf meinem Büchertisch bläht sich ein ganzes Trüpplein von Romanen, die man sämtlich unter der Etikette: Besserungs- und Bekehrungsroman zusammenfassen könnte. In allen handelt es sich um die Verwandlung und Veredelung einer Persönlichkeit, die, nachdem sie lange in der Irre gegangen, durch das Vorbild eines stärkeren oder reiferen Charakters auf den rechten Weg gelangt. Leider steht bei vielen dieser Geschichten der sinnige Gehalt mit der künstlerischen Gestaltung in einem ziemlich argen Mißverhältnis, die schöne Seele muß zumeist mit einem dürren und verkrüppelten Leib vorlieb nehmen.

Ein echter Wilbrandt ist das neueste Werk dieses Dichters „Feuerblumen“ (Stuttgart J. G. Cotta), echt, aber als Ganzes nicht von seiner besten Art. Sowohl die Sprache wie einzelne Züge der Schilderung und Gestaltung zeigen jene Reife, die an Goethes Spätschaffen gemahnt, und wie in früheren Dichtungen Wilbrandts nimmt auch hier die Heldin durch ihre seelische Hoheit unwiderstehlich gefangen. Aber der Aufbau der Erzählung ist überaus locker und weitläufig; um zur vollen Wirkung zu gelangen, hätte die Idee einheitlicher, geschlossener und in höherem Stil durchgeführt werden müssen. In ihrem Kern läuft die Handlung auf die Bekehrung eines jungen Mannes vom Egoismus zum Altruismus, von rein ästhetischer zu ethischer Welt- und Lebensauffassung hinaus. Niemals in den harten Kampf um Brot und Existenz verwickelt, hat sich Werner Ringhof ungestört einem behaglichen Genußdasein widmen können. Er ist Epikureer in jedem Zuge seines Wesens. Nicht ohne Selbstbewußtsein scheidet er die Menschen in zwei Gattungen: die einen sind die Praktiker, die im „Haushalt Gottes“ dasselbe bedeuten, was Weizen, Kartoffel, Klee für den Landmann sind, sehr nützliche, aber wenig anmutige Wesen; die anderen aber, die träumenden Müßiggänger, die Feinschmecker, die im Schönen statt im Nützlichen leben, die rein ästhetischen Naturen sind gleich den Mohn- oder Feuerblumen im Felde, sie leuchten nur, aber sie spenden nichts; dem Landmann, dem Praktiker gelten sie für überflüssiges Unkraut, für Werner Ringhof jedoch bilden sie die Blüte des Menschlichen, deren Dasein göttliche Freiheit und Sorglosigkeit atmet. Eines Tages aber bricht seine epikureische Weltanschauung jäh zusammen. Aus dem Wirken und Schaffen einer edlen Frau gewinnt er die Überzeugung, daß es auch ein praktisches Handeln gibt, das der Schönheit nicht entbehrt. Frau Wanda hat in ihrem Leben den Becher des Leids bis zum Grunde geleert, aber sie hat sich trotzdem ihre Herzensfreudigkeit bewahrt, und ein inniger Gottesglaube gibt ihr die Kraft, alle Pflichten, die ihr erwachsen, im höchsten Sinne zu erfüllen. Selbst die Ehe, die sie an einen ungeliebten Mann von kleinlicher Gesinnung fesselt, lähmt ihre Thatkraft nicht. Mit ihrer Menschenliebe und ihrer Kunst, jeden und jedes zu verstehen, zu durchschauen, wird sie ein Segen für

ihre weiteste Umgebung. Auch Werner Ringhof erliegt ihrem Einfluß, sobald er sie kennen lernt. Immer klarer wird es ihm, daß sie einen höheren Typus darstellt, als die reinen Nützlichkeits- und Schönheitsmenschen; und je tiefer er ihren Wert erfaßt, desto inbrünstiger wird seine Liebe zu ihr. Sie aber weist ihn mit Entschiedenheit zurück. Erst auf dem Sterbebett bekennt sie ihm, daß auch sie ihn geliebt. Inzwischen hat sich der Mann nach ihrem Vorbild so entwickelt, daß ihn das Geständnis auch jetzt noch beseligt: auch ihn erhebt tröstend das Bewußtsein, daß ein Bund dieser Art Tod und Zeit überdauern muß. Und als sie dahingeschieden ist, lebt in dem Manne nur der eine Drang, sich der Heimgegangenen würdig zu erweisen, in ihrem Geiste weiterzuschaffen. In der Erziehung einer Pflegetochter, die Frau Wanda hinterlassen, hat er Gelegenheit, seine neugewonnenen Anschauungen durch die That zu bekräftigen und die Umwandlung seines Wesens aufs nachhaltigste zu bezeugen. Daß dieses Verhältnis zwischen Werner und Pflegetochter recht lebhaft, allzu lebhaft an die Beziehungen zwischen Wilhelm Meister und Mignon erinnert, das sei nur nebenbei hervorgehoben. Die bedenklicheren Schwächen des Romans liegen nach einer anderen Seite hin. In seiner Heldin zeichnet Wilbrandt, vielleicht mit Absicht, ein Gegenbild zu jener modernen Frauengattung, deren Eigenart u. a. Spielhagen in seiner „Herrin“ verkörpert hat. Wilbrandt macht sich die Sache aber ein wenig bequem, indem er seine Heldin ganz im Sinne alter, bewährter Muster gestaltet und sie von Anschauungen erfüllt sein läßt, mit denen Pflichterfüllung und Entsagung gleichsam traditionell verbunden sind. Neuartiger und reizvoller wäre das Bild geworden, wenn die Frau mehr aus sich selbst heraus und weniger durch überlieferte Vorstellungen getrieben ihren Höhenplatz gewonnen hätte, wenn Wilbrandt gezeigt hätte, daß auch auf modernem Geistesboden ganz andere Entwickelungen möglich sind, als sie in der „Herrin“ sich verwirklichen. Aber mit dieser Auffassung des Problems hätte Wilbrandt weit tiefer schürfen müssen, als dem Durchschnittsleser unserer Unterhaltungsblätter genehm ist. Und es spricht manches dafür, daß Wilbrandt diesmal mit solchen Lesern stark gerechnet hat. Allem Anschein nach hat er gefürchtet, daß schon jetzt sein edles Liebespaar, so schlicht und relativ harmlos es gehalten ist, der Masse des Publikums viel zu edel, d. h. gut deutsch gesagt, viel zu langweilig erscheinen könnte. Infolgedessen hat er den Kern der Handlung in allerlei Flitter eingehüllt und das moralische Veredelungsschauspiel mit einer Fülle von Lustspielszenen unterhaltsam ausstaffiert. Auf diese Weise kommt allerlei Niedliches und Nettes zustande, aber die Erzählung bringt es zu keiner großen einheitlichen Wirkung. Die Aufmerksamkeit zersplittert sich, die Seele wird beständig empor- und niedergezogen, und immer wieder verflaut der Eindruck, wenn er eben mächtig werden wollte.

Ein ähnliches Thema wie Wilbrandt behandelt Paul Oskar Höcker in seinem Roman „Bäterchen“ (Stuttgart, J. G. Cotta); nur sind hier die Einwirkungen zwischen Mann und Frau gegenseitige, erst bekehrt er sie, und dann beeinflußt sie ihn. Frau Margarete Brügge ist infolge trostloser Eheverhältnisse zu einer Pessimistin ärgster Art geworden, sie sieht in ihrer Verbitterung alles grau in grau. Vor Jahren hat sie während eines Sommeraufenthalts in Holstein ihr einziges Kind verloren. Bei dem Begräbnis hat der greise Pfarrer des Dorfes Barlohe sie nicht nur nach Kräften zu trösten gesucht, sondern sie auch eindringlich gemahnt, die Last ihrer Ehe mit christlicher Ergebung zu tragen. Entgegen ihrer Einsicht hat sie sich durch diese Zusprache des Predigers bereden lassen, noch einmal ein Zusammenleben mit ihrem Gatten zu versuchen. Aber der Versuch ist mißglückt, das Verhältnis zwischen den Gatten ist nicht erträglicher, sondern immer peinlicher geworden, so daß schließlich die Frau den Scheidungsprozeß eingeleitet hat. Und jetzt kommt sie noch einmal nach Holstein, um den Barloher Pfarrer anzuklagen, daß er mit seiner christlich milden Zusprache die Verschlimmerung ihres Elends verursacht habe. Sie hat in ihrer Qual das Bedürfnis, sich gleichsam auszuschreien, und glaubt, daß es sie erleichtern wird, wenn sie es dem „phrasendrechenden Pfäfflein“ einmal gründlich geben kann. Aber als sie in Barlohe eintrifft, erfährt sie, daß der alte Pfarrherr längst gestorben ist. An seiner Stelle waltet im Amt sein ältester Sohn, Heinrich Timm, und er hat auch im Hause den Vater zu ersetzen; dies thut er mit so viel Eifer und Erfolg, daß ihm seine jüngeren Geschwister den Ehrennamen „Bäterchen“ zuerteilen. Mühe und Sorge lauern jedezeit auf ihn, aber als ein männliches Seitenstück zu Frau Wanda in Wilbrandts „Feuerblumen“ läßt er sich seine Fröhlichkeit und Zuversicht nicht rauben. Mit diesem Mann trifft Frau Brügge zusammen, als sie das Pfarrhaus in Barlohe betritt. Anfangs kämpft sie gegen seine sonnige Weltanschauung mit allen Waffen des Ernstes und des Spottes, und sie kämpft um so entschiedener, als sie, die lebenserfahrene Frau, wohl erkennt, daß der junge Dorfpastor über verschiedene Dinge in der Welt nur deshalb so leicht sich hinwegsetzt, weil er sie allein durch Hörensagen kennt. Nach und nach aber fühlt sich die Frau doch von dem Wesen des Mannes umspounen und umgestimmt; sein unerschütterlicher Idealismus, seine frische Gläubigkeit nehmen immer mehr und mehr ihr Herz gefangen und teilen sich ihr mit. So gewinnt sie zu guterletzt die Kraft, das Vergangene von sich abzuschütteln und mit frohem Mut sich neuen Lebensaufgaben zuzuwenden. Es kommt dann die Stunde, wo sie mit ihrer neugewonnenen Freudigkeit dem Freunde und Geliebten eine feste Stütze wird, als er im Hause bittere Enttäuschungen erlebt und in einen schweren Berufskampf verwickelt wird. Dieser Kampf ist auf der letzten Seite des Romans noch nicht zu Ende geführt, immerhin schließt das Werk mit einer lichten Aussicht auf die Zukunft ab. Ein erquickliches und erfrischendes Werk, das allerdings weder im Problem noch in der Charakteristik allzuhoch hinausstrebt. Auch die beiden Hauptgestalten überschreiten ein gewisses Mittelmaß nicht, und wenn Frau Margarete gelegentlich

ihren jungen Freund im Gegensatz zu all den fin de siècle-Menschen der Großstadt „den Neujahrhundertmenschen" nennt, so heißt das mit Augen der Liebe, und zwar mit zehnfach vergrößernden sehen. Der Neujahrhundertmensch, wie wir ihn erwarten, mag so idealgläubig sein wie Heinrich Timm, aber geistig und im Punkte der Weltanschauung muß er doch einige Stufen höher stehen als der brave Seelsorger von Barlohe. Litterarisch wirkt die Erzählung am anziehendsten durch die Schilderungen des Lebens und Treibens, das sich in dem Dorfe und im Pfarrhaus abspielt. Fast durchweg sind diese Scenen voll Saft, Farbe und Erdgeruch.

Eine sonderliche Eigenart verrät sich in dem Werke Höckers nicht. Um so deutlicher tritt sie in den Erzählungen Ernst Muellenbachs zu Tage; überall stößt man hier auf eine künstlerische Persönlichkeit, keine hochragende, aber eine festgeprägte, die durch Liebenswürdigkeit gewinnt und fesselt. Der jüngste Roman Muellenbachs, der den zartfrommen Titel „Schutzengelchen" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) führt, gibt sein Bestes weniger in der Liebesgeschichte, die den Mittelpunkt der Handlung bildet, als vielmehr in den Bildern aus dem Kölner Leben des Jahres 1812. Diese Bilder sind zum Teil in einem recht kräftigen Ton gehalten und zeigen eine Fülle derbfrischer Gestalten, deren Art mit dem zarten Titel kaum zu harmonieren scheint. Aber auch nur scheint, denn der Titel bezieht sich keineswegs auf irgend ein holdes engelhaftes Mägdlein, obwohl ein solches in der Erzählung eine Rolle spielt; Schutzengel ist einfach der Familienname eines alten fahrenden Musikanten, der sich nach Möglichkeit als guter Geist, als Friedens-, Ehe- und Glücksstifter zu bewähren weiß. Zum Friedensstifter findet der Alte nur zu viel Gelegenheit in dem Köln jener Tage. Die Kontinentalsperre, die Napoleon über halb Europa verhängt hat, um dem englischen Handel den Todesstoß zu versetzen, führt zu einem beständigen Krieg zwischen Zollwächtern und Schmugglern. In dem heimlichen „König" dieser Schmuggler besonders, der, nicht nur mit List, sondern auch, wenn es not thut, mit Waffengewalt kämpft, hat der Dichter einen echt Kölnischen Jungen gezeichnet, in dem alle möglichen scheinbar widerstreitenden Eigenschaften zu einer kraftvollen Persönlichkeit gemischt sind. Aber auch sonst ist der Roman an Gegensätzen reich; gegenüber den Patriciern, die noch ganz in den Anschauungen der vorrevolutionären Tage vegetieren, steht der feingeistige Domherr, ein lebendiger Typus der Goethezeit; die Jugend aber teilt sich in realpolitische Franzosenklinge, die es ihrem Heros Napoleon in der Verachtung aller Ideologie gleichzuthun suchen, und in deutsch innerliche Romantiker, die an ihrem Teil einem neuen nationalen Aufschwung vorarbeiten. Fast noch stärker tritt der Kontrast zwischen den weiblichen Hauptgestalten hervor, zwischen der derbsinnlichen Wirtstochter Rose und dem anmutigen „Engelsbild" Cäcilie, einer Maid, die so ganz in die Zeit der Brentano, Arnim und Fouqué hineinpaßt. Ohne die Sprache in gezwungener Weise mit veralteten Wendungen zu überhäufen, versteht es Muellenbach meisterlich, den Leser in den Geist und die Stimmung jener Tage zu versetzen; man fühlt sich ganz vom Hauch der Zeit umweht und lebt und webt mit den Gestalten. An sinnvollem Ernst fehlt es der Geschichte nicht, ihre eigentliche Wirkung aber erreicht sie durch den köstlichen Humor, der das Buch durchrankt. Wie ein Bild von Teniers und Ostrade mutet die Schilderung des Mollfestes an; die Figuren der Wittwe Vogelsand, ihres biedermännischen Sohnes und seiner rosigen, wohlgenährten Liebsten sind zum Greifen realistisch gemalt. Stilistisch zeigt das Buch fast durchweg jene Anmut und Grazie, die man bei Muellenbach gewohnt ist. Nur hier und da spinnen sich die Sätze, wie z. B. auf S. 212, allzu länglich aus. Eine Schwäche des Aufbaus ist es, daß die Handlung öfter als wünschenswert durch ausgedehnte Gespräche, in denen der Leser das Wissenswerte nur erfährt, statt daß er es mit erlebt, herbeigeführt wird.

In zartesten Worten schildert Muellenbach, mit welcher Ehrfurcht die fromme Cäcilie zu ihrem Geliebten emporblickt. Ein Glück für ihren Bräutigam, daß die romantische Maid noch nicht in der Lage war, das Buch von Elsa Asenijeff zu lesen, das in seinem Titel die Frage stellt: „Ist das die Liebe?" Bei Wilhelm Friedrich in Leipzig ist es erschienen, und die besagte Frage hebt sich eindringlich von dem Grün des Umschlags ab, stilvoll umrankt von tiefsymbolischen gelben Linien. Nach der Lektüre dieses Buches hätte Cäcilie sonder Zweifel ihrem Geliebten empört den Rücken gedreht und ihm sodann einen Absagebrief geschickt mit den kurzen Zeilen: „Du bist ein Mann. Somit und mithin ist deine Liebe die wahre Liebe nicht. Leb wohl!" Ich selbst war, nachdem ich Elsa Asenijeffs Ansichten kennen gelernt, nahe daran, mich zu schämen, daß ich als Mann das Licht der Welt erblickt habe. Zum Glück besann ich mich noch zur rechten Zeit, daß mit allem Schämen die Thatsache nicht wegzuschaffen ist. So trage ich denn resigniert die Bürde meiner Mannheit weiter, bin aber gern bereit, Fräulein Elsa um Verzeihung für meine anmaßende Existenz zu bitten. Was die Dame, deren Alter ich nach einigen Stellen des Buches auf fünfzehn, nach anderen auf siebzig Jahre schätze, dem männlichen Geschlecht hauptsächlich vorzuwerfen hat, daraus deutet gleich die erste Geschichte der kleinen Sammlung mit aller Bestimmtheit hin. Frau Vita, eine junge Bulgarin, ist die Gattin des Sektionschefs Bakaloff, eines Kerls, so plump und roh, daß es einen Präriebüffel beleidigen hieße, ihn mit dem würdigen Herrn vergleichen. Eines Tages lernt Frau Vita den Professor Petrunoff kennen, der ganz das Gegenteil ihres Mannes ist. Schlank, bleich, zart und Idealist in jeder Faser. Besonders anziehend aber dadurch, daß er ein Märtyrer seiner Überzeugung ist; als strammer Gegner des Gewalthabers Stambuloff hat er die schwersten Verfolgungen erleiden müssen, nur durch einen günstigen Zufall seinen Kopf vor dem Henker gerettet. Die alte Geschichte, die sich zwischen Othello und Desdemona abspielte, wiederholt sich auch hier. „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand, ich liebte sie um ihres Mitleids willen." Ein mondlichtzartes Verhältnis ent-

spinnt sich zwischen der jungen Frau und dem bleichen Mann. Und solange sie sich unter den Augen des Ehegatten lieben, bleibt es bei dieser Zartheit. An einem schönen Morgen aber finden sich die beiden miteinander allein. Und plötzlich springt der Märtyrer auf, preßt die Geliebte leidenschaftlich an sich, umfaßt sie stürmisch und „seine bebenden Lippen drücken feurige Küsse auf ihr Antlitz, auf Hals und Nacken". Frau Vita jedoch reißt sich tiefempört von ihm los; sie ist bitter *enttäuscht*, daß auch er, der Idealist, *mehr* begehrt, als ein inniges Anschauen und Anschmachten. *Sie* wollte nichts als eine Seele, *er* aber will zur Seele auch die irdische Hülle. Und schmerzbewegt ruft Elsa Asenijeff aus: „Immer wieder der Jahrtausende alte, unlösbare Konflikt vom Rätsel Mann und Weib. Immer wieder die alte Wahrheit, daß nur Genuß den Mann zum Weibe zieht. Und beim Weibe immer die gleiche Träumerei, das Suchen nach dem Seelischen, das Unbefriedigtsein ohne Ideal." Schluchzend sinkt Vita auf einen der bulgarischen Divans, welche an den vier Seiten das Zimmer umgeben (diese genaue Ortsangabe stört ein wenig die weihevolle Stimmung) und beweint ihr verlorenes Ideal... Das gleiche Thema behandelt Fräulein Elsa noch in einem halben Dutzend anderer Geschichten. In keiner aber löst sie das Rätsel, was aus der unseligen Menschheit werden soll, wenn erst alle Frauen sich zu der idealen Höhe der „armen kleinen" Bulgarin entwickelt haben, wenn erst alle Liebenden nur noch die Seele begehren und weiter nichts, gar nichts. Im übrigen muß man der Erzählerin zugeben, daß sie nicht nur mit den Männern, sondern zuweilen auch mit den Frauen scharf ins Gericht geht. Aber es bleibt doch ein Unterschied. Alle Fehler und Schwächen der Frau erklären sich aus der „falschen verlogenen Erziehung" und aus der jahrtausendlangen „Sklaverei" des Weibes; der Mann aber ist von *Natur* ein Greuel. Rein litterarisch betrachtet, zeugen die Geschichten von einem Talent, das frisch zuzugreifen, temperamentvoll darzustellen und, wenn auch nicht in jedem Falle, fein zu beobachten versteht. Aber nur der Gesamteindruck führt zu dieser Anerkennung; in den Einzelheiten, geistig wie stilistisch, steckt zuviel Naives und Unreifes. Zaghaft ist Fräulein Elsa im Ausdruck nicht. Die Unverblümtheit, mit der sie — trotz allen romantischen Gefühlsüberschwangs — allerlei intimste Lebensszenen vorführt, hat etwas Überraschendes. Fürsorgliche Eltern werden gut thun, das Büchlein vor der Neugier der „reiferen Jugend" ernstlich zu bewahren.

Ist man jedoch über dies Alter hinaus und hat man sich durch das Pathos, das die männerfeindliche Elsa entwickelt, hindurchgelesen, dann kann man, erschöpft von Klage und Gezeter, ohne Mühe eine recht ansehnliche Portion von Harmlosigkeit vertragen. Allerdings gibt es auch nach dieser Seite hin eine Grenze der Aufnahmefähigkeit. Das hat Hans Blum wohl nicht bedacht, als er vier seiner Humoresken zu einem Bande „*Heitere Erzählungen aus dem Leben*" (Berlin, Gebr. Paetel) vereinigte und sie als geschlossene, in einem Sinne operierende Truppe gegen das Publikum losließ. Was der beliebte Erzähler hier auf 340 Seiten an stilbergungender Richtigkeit zusammenbringt, das würde auf einer Ausstellung des Unglaublichen einen ersten Preis davontragen. Um die Heiterkeit dieser Erzählungen einigermaßen würdigen zu können, muß man dieses Buch für eine sechsstündige Fahrt mit der Sekundärbahn aufsparen. An guten Späßen ist ja in dem Bande einer oder der andere wohl zu entdecken. Aber Hans Blum leidet an einer kleinen Schwäche. Seine Geschichten sind viel zu — kurz. In einer der Geschichten erzählt unser Humorist, wie der Vetter Kleber bei Verwandten einen Besuch macht, aber alsbald wegen seiner allgemeinen Unbeliebtheit aus dem Hause wieder hinausgegrault wird. Und zwar mit Mitteln, die selbst dem Erfindungsgeiste eines Fünfjährigen Ehre machen würden. Um die Fülle dieser Komik zu erschöpfen, bedürfte es ohne Frage eines zehnbändigen Romans, Hans Blum aber begnügt sich mit — *nur* 63 Seiten. Fast noch bedeutsamer ist der Stoff, der in der Erzählung vom Oberförster und Bernhardinerhund behandelt wird. Ein paar englische Boys verlocken einen Hund, ihnen zu folgen, und führen ihn meilenweit mit sich. Oberförster Habkern läßt die bösen Buben verfolgen, und es gelingt ihm, den Hund wieder herbeizuschaffen. Und diese ergreifende Historie, die der Verfasser mit 8 Seiten geo- und ethnographischer Bemerkungen einleitet, wird auf 61 Seiten erledigt — auf *nur* 61. Zum Glück ist wenigstens die Hauptgeschichte des Bandes, die von den Thaten des Professors Lethe und des Sekundaners Quassel berichtet, ein wenig ausführlicher geraten. Wessen Herz nicht ganz verhärtet ist, wird der Familie, die stundenlang eingeschlossen bleibt, weil der Hausherr den Schlüssel abgezogen und mit sich genommen hat, ein tiefes Mitleid nicht versagen. Nur das Eine ist schwer zu begreifen, wie der Verfasser dazu kommt, solche tragischen, ernst stimmenden Vorgänge unter der Etikette „Heiteres aus dem Leben" vorzuführen. Hans Blums Erzählungsweise hat einen flotten, gefälligen Zug. Im Aufbau der Geschichten aber verrät es sich, daß der Verfasser seinem bürgerlichen Beruf nach zu den Juristen zählt. In seinen Erzählungen reiht sich Zug an Zug, Anekdote an Anekdote, gleichwie in einer Urkunde Aussage an Aussage sich reiht. Was Hans Blum zu stande bringt, ist keine organische Einheit, sondern ein episches — Protokoll.

Zu unſern Bildern.

Profeſſor O. Eckmann. — Der Groſſe Kurfürſt auf dem Sparenberge bei Bielefeld. Von F. Schaper. Moderne Teppiche. — Auf der Weltausſtellung preisgekrönte Skulpturen von P. Breuer und R. Diez. Der offizielle Katalog der Weltausſtellung. — Kleinkunſt auf der Weltausſtellung.

In dem kurzen Vorwort, mit dem wir dies erſte Heft des XV. Jahrgangs einleiten, nannten wir bereits den Schöpfer des neuen Gewandes unſerer Zeitſchrift, den Profeſſor O. Eckmann, als den hervorragendſten Führer der jungen kunſtgewerblichen Bewegung in Deutſchland — einer Bewegung, die wir in dieſen Heften von Anbeginn an mit ſtetig wachſendem Intereſſe verfolgt haben, weil wir von ihr, auch als ſie noch unruhigem, gärendem Moſte glich, eine Entwickelung zur Selbſtändigkeit, zu Neuem und Schönem erwarteten. Daß dieſe Hoffnung zutraf, beweiſt der Erfolg des deutſchen Kunſtgewerbes auf der Pariſer Ausſtellung. Dieſer Erfolg aber iſt nicht ſo das Werk der Fabrikanten, als der Künſtler, die dieſen die richtigen Wege wieſen; wobei freilich rühmend anerkannt werden muß, daß unſere kunſtgewerblichen Werkſtätten auf die Intentionen der Künſtler, anfangs unter ſchweren Opfern, williger eingingen, als je vorher.

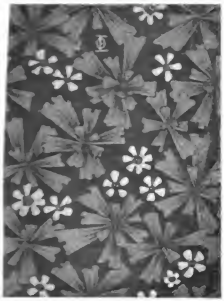
Otto Eckmann. Aufnahme von Reichardt & Lindner in Berlin.

Profeſſor O. Eckmann iſt von Geburt Hamburger. Merkwürdig: das deutſche Binnenland hat Jahrzehnte hindurch die reiche Hanſeſtadt als wenig kunſtfreundlich betrachtet; man war feſt eingeſponnen in die ſo falſche Idee, daß in Hamburg die Börſe und Herr Pfordte die erſte Geige ſpielten, Gelderwerb, Küche und Keller! Und nun hat man ſtaunend geſehen, welche Fülle künſtleriſchen Lebens dort herrſcht, wie viel gerade kunſtgewerbliche Anregungen von Hamburg ausgingen. Man lernte Profeſſor Brinckmann kennen und Lichtwark; die kunſtgewerblichen Sammlungen der Alſterſtadt, fortwährend von reichen Mäcenen gefördert, erregten Bewunderung; Hulbe eroberte ſich mit ſeinen köſtlichen Lederarbeiten den Markt — man mußte endlich wohl einſehen, daß ſich ohne geräuſchvollen Lärm Hamburg zu einer Stätte wahrer, froher und kräftiger Kunſtübung entwickelt hatte. Und das iſt auch den Werken Eckmanns zu gute gekommen. Er war urſprünglich Maler in München — „nur Maler“. Bis er im Jahre 1894 in Frankfurt a. M. eine Verſteigerung aller ſeiner Olgemälde und Zeichnungen veranſtaltete, ſeines — wie er damals luſtig ſchrieb: „künſtleriſchen Nachlaſſes“ und damit ſeinen Übergang zur dekorativen Kunſt einleitete, der er ſeither mit immer wachſendem Erfolg treu geblieben iſt. Ein unendlich vielſeitiger, ein unendlich fleißiger Künſtler! Nach vielen Hunderten zählen die Zeichnungen, die er für den Buchſchmuck, für die Keramik, für Tapeten- und Teppichfabriken, für Buntpapiere, für Möbel und Hausgerät entworfen hat. Sein Lebenswerk zeigt ſo recht, wie weit und groß das Gebiet iſt, auf dem die Kunſt im Handwerk wirken kann, wirken ſoll!

Eckmanns Kunſt zeigt dabei ſtets einen nationalen Zug. Bei allem,

Bronzevaſe. Entworfen von O. Eckmann, ausgeführt von Otto Schulz in Berlin.

Umſchlag von O. Eckmann zu Tor Hedbergs „Judas.“ Verlag von Albert Ahn in Köln.



Vorsatzpapier, entworfen von O. Eckmann.

was er geschaffen, hat man die Empfindung, markiger deutscher Kunst gegenüberzustehen. Darin aber beruht nicht zuletzt überhaupt die glücklichste Wirkung jedes Kunstgewerbes. Auch in Norwegen macht sich der gleiche Zug bemerkbar, auch die schönen neueren norwegischen kunstgewerblichen Arbeiten bekunden durchaus nationale Eigenart. Ich denke dabei an die köstlichen farbensatten Emaillen in Filigran, die ich jüngst in Paris sah — die wundervollen Werke der nordischen Bildweberei, die wir heute in Abbildungen vorführen, beweisen das Gleiche. Es ist eine Frau, die hier bahnbrechend wirkte: Frida Hansen in Christiania. —

Auf dem geschichtlich denkwürdigen Sparenberg bei Bielefeld wurde das Denkmal des Großen Kurfürsten unter großen Festlichkeiten enthüllt. Das schöne Denkmal, dessen Abbildung wir bringen, ist ein Werk von Professor F. Schaper-Berlin. —

Auch auf der Pariser Weltausstellung hat die deutsche Plastik erfreulicherweise ganz hervorragende Anerkennung gefunden. Neben Reinhold Begas erhielten die höchsten Auszeichnungen Professor R. Diez in Dresden und Professor P. Breuer in Berlin; dieser für seine herrliche Gruppe „Adam und Eva", jener für seinen Monumentalbrunnen „Das fließende Wasser". —

Ein Feld, auf dem wir im großen und ganzen zumal noch immer hinter den Franzosen zurückstehen, ist das der Kleinbronzen. Nicht nur, daß die Pariser Technik eine ganz ausgezeichnete ist, erwachsen auf dem Boden alter Tradition, auch die Künstler arbeiten in Paris mit größerer Vorliebe für die Bronzewarenfabrikanten als bei uns; sie fügen sich schmiegsamer den Forderungen der Technik selbst und des herrschenden Geschmacks an. Wir bringen auf S. 128 solch ein reizendes

Der Große Kurfürst von F. Schaper auf dem Sparenberg bei Bielefeld.

Stück französischer Bronzearbeit, entworfen von M. Bouval, ausgeführt bei M. Collin. Das zierliche Stück gewinnt noch an Reiz durch die Verwendung verschiedenen Materials: die kleine Figur, der Griff des Briefaufschneiders, ist aus Goldbronze, das Blatt aus Weißmetall gefertigt. —

Neben den großartigen Auslagen von Boucheron und Lalique, den Königen unter den Pariser Juwelieren, können — nimmt man vielfach an — die Arbeiten der deutschen Goldschmiede nicht recht aufkommen. Das ist in gewisser Weise richtig. Jene großen Juweliere verfügen über riesige Kapitalien, die in Form von Edelsteinen und Perlen in ihren Schaukästen fast erdrückend wirken; sie haben auch einen

Die Milchstraße. Gewebter Teppich von Frida Hansen in Christiania.

Der Tanz der Salome. Gewebter Wandteppich von Frida Hansen in Christiania.

Stamm ausgezeichneter Arbeiter an der Hand, dem unsere Goldschmiede wenig ebenbürtige Kräfte zur Seite stellen können; besonders Lalique hat ferner die moderne kunstgewerbliche Bewegung mit großem Verständnis verfolgt und trägt ihr in seinen mustergültigen Arbeiten reichlich Rechnung. Aber man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. An Originalität der Erfindung wetteifern unsere besten deutschen Goldschmiede durchaus erfolgreich mit den französischen Meistern. Auch die Ausstellung des Berliner Hofjuweliers J. H. Werner, aus der wir einige schöne Stücke reproduzieren, beweist dies. Schließlich bleibt die Eigenart der Gestaltungskraft aber der maßgebende Faktor für die rechte Wertschätzung.

Peter Breuer, Schöpfer der preisgekrönten Gruppe „Adam und Eva."

Adam und Eva. Von Peter Breuer. Preisgekrönt auf der Pariser Weltausstellung.

* * *

Der Bildschmuck unseres Heftes steht diesmal unter der unmittelbaren Einwirkung der großen Kunstausstellungen in Paris, in Berlin und München: wir haben angestrebt, eine Reihe der interessantesten Erscheinungen aus diesen Ausstellungen in unserem Hefte zu vereinigen. Aus dem Riesenbau des großen Kunstpalastes der Weltausstellung bringen wir zunächst als farbiges Titelbild die Wiedergabe der Statue „La Nature" von Ernest Barrias, einem der hervorragendsten, vielleicht dem originellsten der französischen Bildhauer der Gegenwart. Diejenigen unserer Leser, welche die Kunstschätze von Paris eingehender studieren konnten, werden sich gewiß seiner „Spinnerin von Megara" — im Musée Luxembourg — und seines „Schwur des Spartacus" — im Tuileriengarten — erinnern. Auch er hat sich jetzt der polychromen Richtung angeschlossen, die in den Hallen des Weltausstellungspalastes, besonders gerade in den französischen Abteilungen, stark vertreten ist.

In Berlin und München hallt noch immer das Feldgeschrei: Hie Secession — hie große Kunstausstellung. Hie Secession — hie Glaspalast! Aber die Gegensätze, die einst so schneidend scharf aufeinander stießen, haben sich doch schon wesentlich gemildert, in München noch mehr als in Berlin, wo leider der recht überflüssige Kampf immer aufs neue genährt wird.

Sei dem, wie ihm sei: der intimere Kunstfreund, der nicht nur sehen und immer wieder sehen, sondern die feineren Lebensregungen der Kunst unserer Zeit belauschen will, wird seine Schritte immer wieder nach den Secessionsausstellungen lenken müssen. Mag sich am Münchener Königsplatz und erst recht in der Charlottenburger Kantstraße mancherlei allzu Extravagantes, viel Unausgegorenes zusammengefunden haben, so doch desto mehr Interessantes.

Schließlich drücken beiden Ausstellungen ja doch auch Künstler die Signatur auf, die gewissermaßen über den Parteien stehen, wie Böcklin, Thoma, Stuck und andere mehr.

Wir bringen aus der Münchener Secession zunächst zwischen Seite 32 u. 33 ein neues Bildnis von Franz Stuck, den bekannten Afrikaforscher Eugen Wolf, den langjährigen Freund und Kampfgenossen Wißmanns darstellend — ein Porträt, das in mehr als einer Richtung an alte niederländische Meister erinnert. Zwischen Seite 64 u. 65 schalteten wir ebenfalls aus der Münchener Secession eine schöne Landschaft von Walter Leistikow ein, der sich als Motiv den Uferrand eines der stillen

Das fließende Wasser. Brunnen von Robert Diez. Preisgekrönt auf der Pariser Weltausstellung.

Robert Diez, Schöpfer des preisgekrönten Brunnens.

Grunewaldseen wählte, mit lichtem sonnendurchglühtem Föhrenbestand.

Die Berliner Secessionsausstellung ist in unserem Hefte durch die Namen Hans Thoma, Ludwig von Hofmann, Heinrich Zügel vertreten. Thoma (zwischen Seite 72 und 73) gibt eines seiner stillen schlichten Bilder, bei denen man kaum zu begründen vermag, worin ihre mächtige Wirkung beruht: ein „Dorfgeiger" — man denkt unwillkürlich an einen jungen Schullehrer — sitzt, die geliebte Violine am Hals, das Notenheft auf den Knieen, an einem Lattenzaun; zu seiner Linken ein starker Baumstamm; ein Kätzchen streicht aufhorchend an seinen Füßen vorüber. Das alles ist so einfach, so gänzlich ohne Rücksicht auf den Effekt gemalt und spricht doch eine so beredte Sprache, weckt in unserer Seele Erinnerungen, Nachklänge eigenen Strebens und Ringens. — „Iris" von Ludwig von Hof-

Umschlagzeichnung des Katalogs der Pariser Weltausstellung aus der Druckerei Lemercier-Paris.

Papiermesser, modelliert von M. Bouval.

mann (zwischen Seite 48 und 49) ist originell, wie alles, was der Berliner Meister schafft, der gern Rätsel aufgibt. Aber ich glaube, man darf auch unter Verzicht auf des Rätsels Lösung seine Freude an dem eigenartigen Frauenkopf haben und seiner seltsamen Verbindung mit den Blütenkelchen der Iris. — Heinrich Zügel ist eine längst in sich abgeschlossene künstlerische Persönlichkeit. Der große Münchener Tiermaler legt in dem Gemälde, das er der Berliner Seeession gab (zwischen Seite 96 und 97), wieder Zeugnis ab von der kernigen Kraft, die seinem Schaffen innewohnt.

Von der großen Berliner Kunstausstellung dieses Jahres bringen wir ein interessantes plastisches Werk, „Kronos“ von Josef Rosteck. — Moritz Röbbecke, der sich vom erstaunlich geschickten Kopisten alter Meisterwerke immer entschiedener zum hervorragenden Bildnismaler entwickelt, gab uns das schöne Porträt einer Aristokratin, der Gräfin Schönborn (zwischen Seite 80 und 81), ein feines Werk voll liebenswürdiger Anmut.

Unter den Einzelblättern, die wir in dem vorliegenden Heft reproduzieren, finden unsere Leser das Bildnis der Miß Grant nach dem Schwarzkunstblatt von Hubert Herkomer (S. 41), ferner (S. 37) die Reproduktion des reizvollen Fischfanges von Meister Gust. Schönleber in Karlsruhe und eine höchst charakteristische Kreidestudie von Max Liebermann (S. 45), eine kleine Arbeit, die einen intimen Einblick gewährt in vorbereitende Künstlerthätigkeit.

Becher, entworfen und ausgeführt von Hofjuwelier J. H. Werner in Berlin.

Die Einschaltbilder und die Illustrationen zu dem Artikel Rokoko werden in dem Text von Fritz von Ostini so eingehend gewürdigt, daß wir hier nicht auf sie zurückzukommen brauchen. Da wir aber voraussehen, daß der Artikel unter den kunstsinnigen Freunden der Monatshefte besonderes Interesse erwecken wird, möchten wir darauf hinweisen, daß Herr Architekt O. Ausleger kürzlich eine Reihe photographischer Aufnahmen schöner bayerischer Rokokobauten in mehreren bei L. Werner in München erschienenen Werken vereinigt hat, denen auch wir einige Illustrationen entnehmen durften. Für das eingehende Studium jener merkwürdigen Periode mögen diese Werke warm empfohlen sein. v. S.

Tintenfaß in Silber, entworfen und ausgeführt von Hofjuwelier J. H. Werner in Berlin.

Fruchtschale, entworfen von Bruno Möhring, ausgeführt vom Hofjuwelier J. H. Werner in Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Fantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Sizilianer. Liebhaberaufnahme von W. von Gloeden-Taormina.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 2, Oktober 1900.

Psyche.

Roman von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Einige Tage darauf begegnete der Doktor dem Fräulein im Garten. Er blieb stehen, zog höflich seinen Hut, begann ein Gespräch. Das hatte er noch niemals gethan! Während er mit ihr sprach, sah er sie an. Er fixierte sie förmlich. Auch das war ihm früher nicht eingefallen. Unter seinem scharfen Blick wurde Crescentia bleich und rot. Zugleich war sie glücklich. Sie hatte bis dahin gar nicht gewußt, daß ein Mensch so glücklich sein konnte.

Die Unterhaltung der beiden drehte sich natürlich um die alltäglichsten Dinge: das Wetter, den Garten, Blumen und Salat, den Gesundheitszustand Wildaus im allgemeinen und im besonderen.

Im allgemeinen ging es damit so ziemlich wie gewöhnlich, also herzlich schlecht. Wie leid ihr das that! Sie war ganz Teilnahme, Bedauern, Mitleid. „Sie ist wirklich ein gutes Geschöpf" — dachte der junge Doktor. Was nun den Gesundheitszustand so im besonderen anbetraf —

„Sie sind doch gesund?"

„O ich! Was sollte mir fehlen? Ich bin immer gesund. Danke. Wie gütig Sie sind!"

Es waren ungefähr die nämlichen Worte, welche über diesen Gegenstand die Mutter geäußert hatte. Aber wie anders, wie ganz anders klangen sie im Munde der Tochter! So warm, so innig, so glücklich, so —. Der Doktor wußte gar nicht, was sonst noch. Er erschrak über die Wärme ihres Dankes, über die Freudigkeit ihres Tones. Nein, wirklich — er *hatte* ihr Unrecht gethan! Sie war in der That ein sehr gutes Geschöpf.

Er sah sie noch immer an, fixierte sie immer noch. Während es sie unter seinen Blicken heiß und kalt überlief, dachte Alkibiades: „Seltsam! Sie ist ganz verändert. Und das merkte ich nicht? Sie sieht schlecht aus, entschieden schlecht. Dieser Glanz in den Augen, diese steigende Röte in ihrem Gesicht. Und auch sonst . . . Sie hat entschieden abgenommen, entschieden muß ihr etwas fehlen. Und sie klagt nicht einmal! Aber der Pfarrer hat recht: unglaublich, daß ich nichts merkte."

Da sie mit keinem Wort klagte, vorgab, sich vollkommen gesund zu fühlen, so durfte er nicht weiter in sie dringen, ihr sich nicht aufdrängen. Also grüßte er wieder schweigend. Sein Gruß war vielleicht etwas weniger höflich, dafür jedoch um vieles freundlicher als gewöhnlich. Dann ging er seiner Wege.

Regungslos stand Crescentia unter ihren Blumen, regungslos sah sie ihm nach; und ihr war zu Mute, als wäre der Himmel auf die Erde herabgefallen: gerade auf Wildau herab! Und die Feuerlilien, der blaue Ritterſporn, die juſt wieder blühten, wären die Blumen des Paradieſes.

Alkibiades aber wiederholte halblaut: „Dem guten Mädchen fehlt etwas. Aber was?“

Er nahm ſich vor, das Fräulein Bachmayer mehr zu beachten — beſſer auf ſie achtzugeben.

— — — — — — — — — —

Er hörte ſie nun zwar wieder aus der Cavalleria ſpielen, und die kluge Herrin der blauen Genziane gebot im Hauſe mit einem Geſicht, darauf für den Schriftkundigen deutlich zu leſen ſtand: „Meine Träume gehen eben doch in Erfüllung!“ Aber wenn der Doktor dem anmutsloſen Kinde der ſchönen Alpenblume begegnete, es freundlich grüßte, von ihm demütigen Gegengruß empfing und wenn er ſeine klaren gütigen Augen mit Forſcherblick auf dem reizloſen Antlitz der großen Jungfrau ruhen ließ, ſo gewahrte er darin noch andere ungünſtige und ihn beunruhigende Symptome, als den jähen Wechſel von glühender Röte und tiefer Bläſſe. Beſorgt erkundigte er ſich jetzt jedesmal nach ihrem Ergehen, welches jedoch immer „ausgezeichnet“ und „ganz herrlich“ war, eine Antwort, die ſtets von einem ſtrahlenden Blicke, einem glückſeligen Lächeln, einem geſtammelten inbrünſtigen Dankesworte begleitet ward. Aber Alkibiades ließ ſich nicht täuſchen. Seitdem er ſich ernſtlich für die lange junge Dame intereſſierte und dieſe vorausſichtlich über kurz oder lang ein nicht gewöhnlicher „Fall“ zu werden verſprach, behielt er ſie beſtändig im Auge und entdeckte immer mehr, was ihn beſorgt machte, zuletzt ganz ängſtlich beſorgt. Doch mußte er die Entwickelung abwarten; denn unmöglich konnte er ihr ſagen: „Mein Fräulein, Sie ſollten für Ihre Geſundheit einen Arzt zu Rate ziehen, oder Sie werden eines baldigen ſchönen Morgens mit einem wunderhübſchen Typhus erwachen.“ Auch ihrer Frau Mutter gegenüber mochte er keine Andeutungen machen. Die Frau war ſeit einiger Zeit mitunter von neuem höchſt ſonderbar gegen ihn; plötzlich ſo liebreich und ſanft, unheimlich heimlich, verſtändnisvoll, kurzum: höchſt ſonderbar! Er nahm ſich vor, mit dem geiſtlichen Herrn über das brave Cenzl zu reden; ſo oft er jedoch von der jungen Dame beginnen wollte, verſchloß ihm eine ſeltſame Scheu den Mund. Alſo begnügte er ſich, aufzupaſſen, gut aufzupaſſen!

Allein die faſt zärtliche Aufmerkſamkeit, welche der Doktor ſeiner zukünftigen Patientin zollte, und welche die betreffende junge Dame von Wildau faſt direkt bis in den ſiebenten Himmel erhob, half nichts. Der Ausbruch der Krankheit kam viel früher, als der beſorgte Arzt vermutet hatte; er erfolgte ganz plötzlich und mit einer erſchreckenden Heftigkeit. Mitten in der Nacht ward der Arzt in die blaue Genziane zu deren ſchwererkranktem Töchterlein gerufen.

Alkibiades fand das ganze Haus in Bewegung und die Wirtin in Thränen ſchwimmend: „Ich hab's ja gewußt, daß es mit dem armen Ding nicht richtig iſt. Maria, Gottesmutter, ich hab's ja dem Kinde ſchon längſt geſagt: ‚Cenzl, o meine Cenzl, mit dir nimmt's noch einmal ein ſchlimmes End'.‘ Und als mir dieſe Nacht von einem großen ſchwarzen Hund träumte und ich vor Schrecken aufwachte, da hab' ich's gleich gewußt. Denn ein großer ſchwarzer Hund bedeutet Sterben, und meine Träume gehen nun einmal doch in Erfüllung! . . . Und grad' wie ich aufgewacht bin, kommt wer in unſere Schlafſtube hinein und iſt niemand anders wie mein armes Cenzl, das nachtwandelt und im Fieber ſpricht und von ſich nichts mehr weiß. . . . So! Und jetzt muß es ſterben. Da hilft nun einmal nichts.“

Ganz wild fuhr der Arzt die laut heulende Frau Wirtin an: „Wenn Sie ſchon früher wußten, daß Ihre Tochter ſich nicht wohl fühlte, warum verſchwiegen Sie es denn, warum vernachläſſigten Sie die Sache, warum ſchickten Sie nicht zum Arzt? Ich bin nun doch einmal dafür da!“

Hierauf erfolgte ein erneuter und noch leidenſchaftlicherer Ausbruch der verzweifelnden Mutter, welcher in der Nacht von einem großen ſchwarzen Hunde geträumt hatte: Sie wüßte wohl, daß der Herr Doktor ‚dafür‘ da ſei; und ſie wüßte auch, was für ein guter Arzt der Herr Doktor ſei — und außerdem was für ein guter Menſch! Wie habe ſie aber dem Herrn Doktor etwas

‚davon‘ sagen können, wenn das arme sterbende Cenzl seine zu Tod geängstigte Mutter immerfort gebeten hätte, um Himmelswillen dem Herrn Doktor nichts zu sagen, nicht ein Sterbenswort! Sie müßte sich umbringen, wenn ihre Mutter dem Herrn Doktor ein Wort sagen würde. Helfen könne er ihr ja doch nicht. Ihr helfen könne allein auf Fürbitte der heiligen Jungfrau der liebe Herrgott. Aber die heilige Jungfrau werde gewiß nicht für das arme Cenzl bitten, welches nun einmal — trotz seines guten Herzens und aller Bildung — auf Erden kein Glück haben sollte.

Solche dunkle mütterliche Reden mußte der Doktor mit anhören, während er am Bette der Kranken saß. Diese verstand nichts davon. Sie hatte so hohes Fieber, daß sie ihr Bewußtsein verlor.

Alkibiades schickte die lamentierende Mutter, die durchaus für ihr armes Cenzl den geistlichen Herrn holen lassen wollte, zum Zimmer hinaus, verjagte die schluchzenden Mägde, schloß hinter sich zu und saß am Bette des bewußtlosen Jungfräuleins, dessen brennende Stirn er mit stets erneuten Eiskompressen kühlte. Später begann die Fiebernde laut zu phantasieren. Der Doktor saß dabei und mußte zuhören, mußte alles mit anhören: das ganze angstvoll bewahrte Geheimnis der unglücklich Liebenden.

Still und blaß hörte Alkibiades zu, wie das Fräulein, welches so gefühlvoll aus der „Cavalleria“ spielte, fort und fort ein und denselben Namen rief, bald laut, bald leise, bald zärtlich flüsternd, bald angstvoll aufschreiend. Es war ein Männernamen voll prachtvollen Wohllauts, der aber, von diesen Lippen geflüstert und gerufen, für den Lauschenden einen fast unerträglichen Klang hatte.

Das Fräulein Crescentia Bachmayer bekam den schönsten Typhus, den ein junger strebsamer Arzt sich nur wünschen kann. Die Krankheit versprach ein überaus interessanter, vielleicht hoffnungsloser „Fall“ zu werden. Dennoch getraute sich der Doktor, den Kampf mit dem tödlichen Übel aufzunehmen; er getraute sich, Fräulein Crescentia Bachmayer den Armen des Todesengels zu entreißen — trotz des mütterlichen Traumes.

Schlimmer, viel schlimmer stand es dagegen mit dem anderen nicht typhösen Leiden der Patientin. Dafür wußte sich der Doktor nicht Rat, dagegen war in seiner Apotheke kein Kraut gewachsen. Es war das wieder einmal einer jener verzweifelten Fälle, bei denen der Arzt nicht aus und ein wußte, die er selbst für absolut hoffnungslos erklären mußte.

Darum saß der junge Arzt am Bette seiner Patientin die ganze lange Nacht über mit solchem sonderbar stillen und blassen Gesicht.

X.

In ganz Wildau herrschte darüber nur eine Stimme:

Einzig und allein der aufopfernden Sorge, der unermüdlichen Pflege und ärztlichen Hilfe des Herrn Dr. Alkibiades Huber war es zu danken, daß das arme Bachmayer-Cenzl nicht auf die Bahre kam und mit seinen zweiundzwanzig Jahren den letzten Gang antreten mußte, im Haar den grünen Jungfernkranz. Der alte geistliche Herr hatte an seinem braven Cenzl bereits das Seine gethan; aber das Seine that auch der junge Herr Doktor, und er war diesmal der Stärkere: Fräulein Crescentia Bachmayer blieb der Welt im allgemeinen und Wildau sowie der blauen Genziane im besonderen glücklich erhalten.

Kaum war dies ärztlich konstatiert, als der Doktor von der Rekonvalescentin sich zurückzog: auffallend schnell und auffallend entschieden. Sogar ins Herrenstübel kam er jetzt immer erst spät. Die blaue Genziane erglühte vor Dankbarkeit gegen den Lebensretter ihres einzigen Töchterleins; aber dieser wollte nichts davon hören. Wildau hatte nicht gewußt, daß sein Äskulap so stolz zurückweisend sein konnte.

Frau Amaranth versuchte es mit den köstlichsten Bachforellen, die sie unter Petersilie und Blumen eigenhändig auftischte. Die Forellen wurden mit gutem Appetite verspeist und — bezahlt! Eigenhändig buk die kluge Frau Wirtin das zarteste ihrer jungen Hühner wunderschön goldbraun. Es wurde bis auf den letzten Bissen aufgezehrt und — bezahlt. Das nächste Inkulische Gastmahl des Alkibiades, welches diesem die innige Dankbarkeit der blauen Genziane versinnbilden sollte, wurde indessen als „nicht bestellt“ zurückgewiesen. Das war ein Schlag, welcher traf.

Übrigens sah der Mann, der anderen half, recht übel aus, als müßte ihm selber

geholfen werden. Sämtliche Nachtwachen bei seiner Kranken hatte er verrichtet, er allein! Niemand durfte ihn ablösen; niemand nur in demselben Zimmer sein. Nachts war das Fieber am stärksten, jede Nacht trat Delirium ein, und — der Doktor wollte die Wache eben selbst übernehmen, da er ja auch die Verantwortung übernommen hatte. Also besaß er gewissermaßen ein Recht übel auszusehen.

Aber nur um so gewissenhafter und leidenschaftlicher oblag er seinen Pflichten, die groß waren und des ganzen starken Menschen bedurften. Manchen leichteren Erkrankten hatte er auch wohl über der einen schweren Patientin etwas vernachlässigt. Da mußte nun nachgeholt werden. Es war Herbst und langanhaltende schlechte Witterung. Daher gab es noch etwas mehr als gewöhnlich zu thun, besonders in den jetzt sonnenlosen, feuchten Gegenden, wo die Einödhöfe lagen. Von früh bis spät mußte Alkibiades unterwegs sein, teils im leichten Bauernwägelchen, teils auf unfahrbaren Pfaden zu Fuße. Oft brauchte es Stunden eines weiten mühseligen Weges, um zu einem schwer Darniederliegenden zu gelangen.

Auf diesen einsamen Wegen hatte der Doktor Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Es waren Gedanken, die selten etwas anderes betrafen als seine Patienten und die Mittel, die er anwenden konnte, um ihnen zu helfen. Jedoch seit der Genesung des Fräulein Crescentia geschah es jetzt mitunter, daß er sich dabei ertappen mußte, wie er nicht seiner Kranken, sondern der Rekonvalescentin gedachte; und zwar beschäftigten sich seine Reflexionen mit folgendem zarten Gegenstand: ‚Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß ein Mädchen sich in mich verlieben kann. Wie ist das nur möglich? Ich begreife es nicht. Niemals in meinem Leben ist mir Ähnliches geschehen. Ich bin doch gar nicht der Mann zum Verlieben? Und trotzdem hat sich jetzt ein junges Mädchen in mich verliebt. Zu sonderbar! Obenein hat das arme Kind sich dermaßen in mich verliebt, wie ich es überhaupt für unmöglich hielt. Allerdings besitze ich in diesen Sachen gar keine Erfahrung. Nicht die geringste — glücklicherweise.‘

Und weiter monologisierte er: ‚Verlieben ist eigentlich nicht das richtige Wort. Ganz und gar nicht. Sie *liebt* mich. Das ist nämlich ein gewaltiger Unterschied. Noch merkwürdiger ist es aber, daß ein junges Mädchen mich *lieben* kann. Mich! Und zwar liebt sie mich so innig, so leidenschaftlich, so verzweifelt unglücklich, daß sie darüber schwer krank wird, dem Tode nahe kommt. Denn es unterliegt leider gar keinem Zweifel: ihre heftige Erkrankung war lediglich eine Folge starker Gemütsbewegung. Gott sei Dank, daß ich sie retten konnte. Es wäre entsetzlich gewesen, wenn sie aus Liebe zu mir — — Ich kann es nicht ausdenken.‘

Und weiter monologisierte er: ‚Merkwürdig, daß ich mich noch nie verliebte. Es ist ungemein merkwürdig. . . . Ich hatte allerdings niemals Zeit dazu. Und wohl auch niemals Gelegenheit. Nein, niemals! Und dann — ich glaube, ich könnte mich nur in etwas sehr Schönes verlieben. Es müßte etwas geradezu Vollkommenes sein. Ich fürchte, so bin ich. Ist das nicht sehr anmaßend? Denn — wie komme ich wohl dazu? Gerade ich! Gerade ich habe zu solchen hohen Ansprüchen gar nicht das Recht. Bei meinem Aussehen! Ich weiß sehr wohl, daß ich häßlich bin mit meinem roten Haar und den Sommersprossen. Ich sollte wirklich bescheidener sein. Grund genug hätte ich dazu. Aber vielleicht kann ich mich gar nicht verlieben? So etwas muß auch in der Natur eines Menschen liegen, und ich glaube, in der meinen liegt es nicht. Das ist gewiß ein großes Glück für mich.‘

Und weiter monologisierte er: ‚Sie ist entschieden mordshäßlich. Schade, wirklich schade! Wäre sie nur etwas weniger groß und grob. Ich bin freilich auch ein langer Laban. Eigentlich paßten wir zusammen, Übrigens ist sie wirklich ein seelengutes Geschöpf. Und wie tapfer sie sich gehalten hat. Nichts habe ich gemerkt — rein gar nichts! Kokett ist sie also nicht im geringsten. Das ist doch sehr nett von ihr. Sie wäre mir unausstehlich, wenn sie kokett wäre. Das fehlte auch gerade noch. Mit solchem Gesicht und solcher Gestalt noch kokett. Pfui, pfui!‘

Dann schloß er: ‚Wenn es nur kein anderer merkt. Ich meine, daß sie in mich verliebt ist. Vielmehr, daß sie mich liebt. Der geistliche Herr z. B. Er merkte damals gleich, daß sie schlecht aussah. Oder gar die Mutter? Die Frau sieht mich

Aus unserer Bildermappe:

Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang —. Nach dem Gemälde von Fritz Aug. von Kaulbach. (Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

immer so sonderbar an und führt solche merkwürdige Reden. Wenn es die Mutter wüßte — es wäre entsetzlich!'

‚Ob sie wohl noch immer leidet? Meinetwillen! Es ist ein schrecklicher Gedanke. Meinetwillen leidet ein Mensch, ein Mädchen, eine junge Dame; denn sie ist sehr gebildet, und ihr Klavierspiel klingt wunderhübsch. Durch mich ward ein junges Mädchen unglücklich! Weil es in mich verliebt ist — weil es mich liebt. Und ich kann es beim besten Willen nicht glücklich machen, da ich es doch nicht wieder lieben kann. Ganz unmöglich! Ich sie wieder lieben — Fräulein Crescentia Bachmayer. Eine furchtbare Vorstellung! Warum ist sie eigentlich gar so furchtbar? Aber, mein Gott, — — jedenfalls ist es auch für mich ein Unglück. Daß gerade mir so etwas geschehen muß! . . .'

Dieselben Gedanken jetzt jeden Tag, auf allen einsamen Wegen. Viele Wochen lang

immer dieselben Gedanken! Manches Mal sogar des Nachts. Einmal hatte er Albdruck. Im Traume hatte er sich mit dem Fräulein Crescentia Bachmayer verlobt, hatte er das Fräulein Crescentia Bachmayer geheiratet. In der Hochzeitsnacht erschien ihm die Psyche. Am Bette stand sie und sah ihn an. Immerfort sah sie ihn an. Es war grauenvoll! Weniger die Erscheinung der holdesten aller Göttinnen, als vielmehr die Vermählung mit der gebildeten jungen Dame, von der er so leidenschaftlich geliebt ward. Mit einem Schrei erwachte er. So müde er war, fürchtete er sich fortan doch vor dem Einschlafen; denn wenn er wieder solchen grausigen Traum gehabt hätte —

Es ward Winter, Winter in dem einsamen wilden Hochthale! Bisweilen fühlte sich der junge Mann wie lebendig begraben. Ganz Wildau sprach davon, wie übel er aussah. Und ganz Wildau sprach von noch etwas anderen: wie merkwürdig es war, daß die Bachmayer Crescenz vom Typhus genesen war und doch nicht wieder gesund ward. Sie erholte sich nicht. Das langaufgeschossene starknochige Geschöpf, welches das Bild einer geradezu brutalen Gesundheit gewesen war, schwand sichtbar hin, die von allen Grazien gemiedene junge Dame schien die Auszehrung zu haben, schien zu vergehen.

Es war sehr traurig für die Leidende sowohl, wie für ihren Arzt, der ihr nicht helfen konnte.

Nach einem langen, langen Winter ward es endlich wieder Frühling. Sogar auf den höchsten Alpenwiesen blühten endlich die Blumen. Glanzvolle Tage gaukelten über das wilde Felsengebirge; nur in der blauen Genziane ging es trübe her: das arme Cenzl war gar so schlecht daran!

Da geschah es denn.

Weil der junge Arzt keinen Kranken sehen konnte, ohne helfen zu müssen, weil er dieser einen Kranken nicht anders zu helfen wußte, ihr anders nicht zu helfen war, so — verlobte sich Doktor Alkibiades Huber mit dem Fräulein Crescentia Bachmayer.

Da ward denn das arme Cenzl wieder gesund; da blühte sie auf wie eine Blume auf der Bergwiese; da erfüllte sich der Traum der wackeren Frau Amaranth; da gab es in der blauen Genziane ein solch leuchtendes Glück, daß davon ein Wiederschein auch auf das Gesicht des Bräutigams fiel. Für das erste nur auf sein Gesicht. Vielleicht, daß ihm einmal der Glanz auch ins Herz drang.

XI.

Sie wurden also verheiratet.

Der geistliche Herr gab sie zusammen und hielt dabei eine überaus bewegliche Ansprache: Dem Tode hatte nach Gottes Fügung der junge Ehemann seine Frau abringen müssen. Daran solle er immerfort denken! Das Leben hatte die junge Ehefrau mit dem Beistand des Himmels zum zweitenmal durch ihren jungen Gatten empfangen. Daran solle sie immerfort denken! Aus Todesnöten war ihr beider Glück geboren worden; und es hatte dadurch eine Weihe empfangen, als wenn des Herrn Hauch ihre Stirne berührt. Immerfort sollten sie daran denken, und ihrem Bunde würde die Weihe erhalten bleiben bis ans Grab und über das Grab hinaus.

In der blauen Genziane wurde das Hochzeitsmahl gehalten. Und was für ein Mahl! Einige Speisen kamen direkt aus der Residenz. Solange Wildau stand — was doch seit etlichen Jahrhunderten der Fall — war so etwas noch nicht dagewesen. Aus der Residenz stammte auch das Gewand, welches bei diesem denkwürdigen Mahl den ebenso umfangreichen wie stattlichen Leib der wackeren Frau Amaranth zierte, von dem Hochzeitskleide des Fräulein Crescentia Bachmayer, nunmehrige Frau Doktor Crescentia Huber, gar nicht zu reden. Monate vorher waren für dieses Mahl in der blauen Genziane Schweine und Hammel, Gänse, Enten und Hühner gemästet worden; Wochen vorher hatte der Bachmayersche Fischer Forellen gefangen; Tage vorher wurden Torten und Kuchen gebacken, so viele Torten und so mächtige Kuchen, daß ganz Wildau hätte Hochzeit halten können.

Übrigens hielt ganz Wildau Hochzeit! Wer nicht geladen war oder ungeladen in den beiden großen Gastzimmern der blauen Genziane keinen Platz mehr fand, der stand vor dem Hause, um wenigstens den Bratenduft in die Nase zu bekommen, die in den Saal getragenen Hochzeitsgerichte zu bestaunen und die aus dem Saale dringende Festmusik zu hören. Aber auch die draußen Stehenden empfingen von dem Braten und

dem Kuchen, daß also in Wahrheit ganz Wildau Hochzeit hielt.

Der junge Ehemann in seinem neuen schwarzen Rock — ein Frack wäre in Wildau unerhört gewesen! — war ein stiller und ernster, vielleicht ein etwas zu stiller und ernster Neuvermählter. Die junge Ehefrau in genzianenblauer Seide zeigte auch ein stilles und ernstes Antlitz. Aber ihre guten grauen Augen strahlten in solchem Glanze von Glückseligkeit, daß die häßlichen Züge ganz verklärt, also geradezu schön wurden. Übrigens ist eine glückliche Braut immer eine schöne Braut.

Noch vor Beginn des Tanzes entfernte sich das Paar leise und heimlich. Beide dachten daran, was ihnen heute der geistliche Herr gesagt hatte, und beide fühlten, daß es für sie besser wäre, nicht aus dem Tanzsaal heraus in ihr neues Heim zu gehen. Denn daß ein Bewohner Wildaus, der ein Ehegemahl nahm — und wenn derselbe auch kein echter Wildauer war — eine Hochzeitsreise gemacht hätte, gehörte in Wildau zu den unmöglichen Dingen.

Still und ernst, Frau Crescenz aber immer noch mit ihrem leuchtenden Blick, zogen die beiden in das Haus, welches fortan ihr Zuhause sein sollte. Da es keinesfalls die blaue Genziane sein durfte, so war eine Heimstätte für das junge Paar schwer zu finden gewesen. Nach langem vergeblichem Suchen hatte sich der Doktor in einem simplen Bauernhause eingemietet. Es war das älteste Haus von Wildau, ein ehrwürdiger Holzbau, außen mit Galerien und Erkern; innen mit getäfelten Wänden und Balkendecken, alles von rotbrauner köstlicher Färbung, hervorgerufen durch Alter und Sonnenschein. Die Stuben waren niedrig, aber geräumig; die Fenster klein, aber ihrer viele. Einige hatten noch die ursprünglichen Butzenscheiben, und in jedem Zimmer stand im Winkel ein mächtiger grüner oder brauner Kachelofen mit umlaufender breiter Bank. Das Schönste an der Wohnung war, daß sie am Ende des Ortes lag, also der blauen Genziane gerade entgegengesetzt, und daß man von jedem Fenster, jeder Galerie aus über weite saftige Matten hinweg das gewaltige Felsengebirge mit seinen dunklen Waldungen, grauen Gipfeln, leuchtenden Gletschern und Firnen erblickte. Als Frau Amaranth von der Absicht erfuhr, diese Wohnung zu mieten, fühlte sie sich tief gekränkt. Für ihre Tochter, die im Institute erzogen war, ein Bauernhaus, obenein das allerälteste! In dem Bauernhause die Melodien aus der „Cavalleria“ und der französische Roman — es war einfach ungebildet von dem Doktor.

Trotzdem wurde das erste Stockwerk des Bauernhauses gemietet.

Jetzt sollte es wenigstens für gebildete Menschen eingerichtet werden: eine gute Stube mit roten Plüschmöbeln und einem geblümten Teppich; und diesen Luxusgegenständen entsprechend die gesamte übrige Einrichtung. Aber unter der lebhaften Zustimmung der Braut wurde nichts dergleichen angeschafft. Alkibiades verhandelte mit den ehrsamen Meistern des Orts, und nach eigenhändigen Zeichnungen des zukünftigen Schwiegersohnes der blauen Alpenblume wurde jedes Stück des neuen Haushalts in ‚bäuerischem Stil‘ für das Nest des jungen Paares verfertigt.

Fräulein Crescentia Bachmayer war von jedem Stücke begeistert, Frau Amaranth Bachmayer fühlte sich durch jedes Stück in ihren heiligsten Empfindungen gekränkt. Sie stellte die Frage an das Schicksal, wofür wohl das grausam viele Geld für das teure Institut ausgegeben worden war? Es gab doch recht unnatürliche Töchter.

Und nun war alles fix und fertig! Jedes Treppchen und Winkelchen zum drittenmal gescheuert, jedes Butzenscheibchen so blank, wie es sein ehrwürdiges Alter nur irgend erlaubte. Vor jedem Fenster blühten rote Geranien, von jeder Galerie hingen rote Nelken herab — die sinnreichen Hochzeitsgaben des guten geistlichen Herrn. Sämtliche Thüren waren mit Guirlanden von Tannenzweigen und blauen Genzianen bekränzt.

Also zogen jetzt die beiden ein: der junge Ehemann mit seinem etwas zu stillen Hochzeitsgesicht; die junge Ehefrau ernsten Mundes, aber mit Augen, darin eine Sonne strahlte.

Ja, ach ja! So war denn Doktor Alkibiades Huber glücklich verheiratet.

— — — — — — — — — — — —

Dann machten sie aber doch eine Hochzeitsreise und zwar schon gleich am nächsten Tage.

Die höchsten und herrlichsten Gipfel des

Alpenkessels, darin das Hochthal von Wildau gebettet lag, waren das Teufelshorn und der Weiße Kaiser. Die beiden Felsenriesen wurden durch eine breite Scharte voneinander getrennt, und die Kluft zwischen ihnen war von einem prachtvollen Gletscher, dem Blaueis, gefüllt. Vom Doktorhause aus blickte man tief in den Glanz des ewigen Eises hinein, welches wie eine erstarrte märchenhafte Flut niederblaute oder wie eine wundersame Genzianenflur, oder wie ein Stück herabgesunkenen wolkenlosen Sonnenhimmels — der poetischen Vergleiche fand Dr. Alkibiades genug. Noch nie war er dazu gekommen, dieses schöne kalte Gefilde zu begehen. Es lockte ihn wahrhaft magisch; und da das Fräulein Crescentia Bachmayer sein Entzücken und seine Sehnsucht teilte — was hätte sie *nicht* mit ihm geteilt oder doch teilen mögen? — so beschloß das Brautpaar, am ersten schönen Tag nach der Vermählung eine Hochzeitsreise hinauf zum Blaueisgletscher zu machen. Da nun die Feier bei dem strahlendsten und sichersten Frühsommerwetter stattfand, so war alles vorbereitet, gleich am nächsten Morgen den ziemlich mühseligen und nicht gefahrlosen Aufstieg anzutreten. Ein zuverlässiger Führer begleitete sie, und beide Männer waren mit Seilen und Eispickeln wohl ausgerüstet. Auch Frau Crescenz führte vorsichtshalber an festem Lederriemen ein kleines scharfes Beil mit sich.

Aus der lichten Schönheit der Wiesengründe des Thales tauchten die Bergwanderer in die düstere Pracht des Hochwaldes, bis sie, an steilen Lehnen entlang, die letzte greise Riesentanne hinter sich ließen. Schon standen sie hoch, die Tiefen versanken in den Dunst des heißen Tages, die Alpen stiegen wie aus einer Versenkung in unumwölkter Herrlichkeit zu einem glanzvollen Äther auf: Kette an Kette, Gipfel an Gipfel, Grat an Grat, ein Ocean von grauen Felsenzacken, der mit jedem Schritte höher hinauf mehr ins Unendliche zu wachsen schien. Gletscher und Schneefelder lagerten darüber wie leuchtende Wolkenmassen.

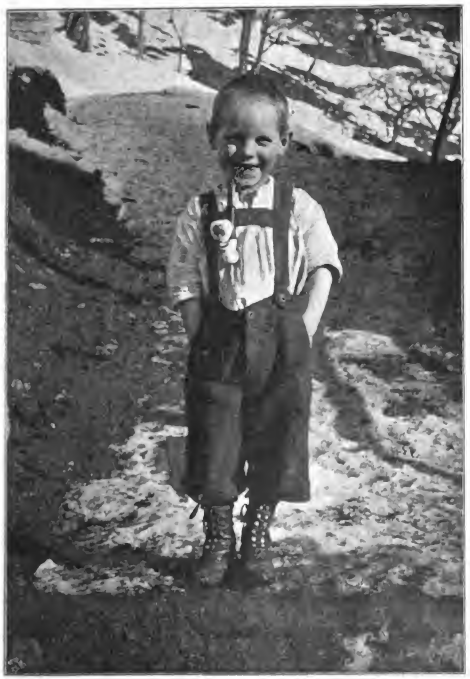
Über Wüstencien von Bergtrümmern und Geröll, in welche Felder blühender Alpenrosen gleich zauberischen wilden Gärten versenkt lagen, stieg jetzt die breite Masse des Gletschers vor ihnen auf. Wie von einem wütenden Sturm gepeitschte zu Eis erstarrte Meereswogen wälzte er sich in dem grauen Bette der zerrissenen Alpenwände aus schwindelnden Höhen herab, unter dünner Schneedecke seine schimmernden Spalten, seine azurblauen Grotten, seine strahlenden Abgründe öffnend.

Nun begann ein Aufstieg, mühselig, aber köstlich. Die drei hatten sich angeseilt. Voraus ging der Führer, in der Mitte Frau Crescenz. Jeder Schritt aufwärts mußte in das Eis eingehauen, mußte erkämpft werden. Wundersam schaurig war's, die eisigen Wände wie Himmelsleitern emporzuklimmen; auf fußbreiten spiegelglatten Pfaden hinzuschreiten, zu beiden Seiten eine Tiefe, deren Grund sich in der schwarzblauen Nacht des Gletschers verlor. Gefahrvoll war's, die Risse und Furchen zu übersetzen und dann einen Augenblick zwischen Himmel und Erde zu schweben, unter sich eine krystallene Gruft, von dem nämlichen mystischen Glanze wie über sich der Äther. So wurden sie der Welt mehr und mehr entrückt, kamen sie der einsamen Majestät der Gipfel näher und näher.

Frau Crescenz war glücklich. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen strahlten, als wäre heute immer noch ihr Hochzeitstag. Einmal blieb sie stehen und jauchzte auf, in einem Entzücken, dafür sie keinen anderen Ausdruck fand, als diesen wilden Jubelschrei der Alpenkinder. Sie stand über einem gewaltigen Spalt, diesem so nahe, daß ein Ruck sie hinweggeschleudert hätte. Als sie hinuntersah, erfaßte sie ein Schwindel, und sie mußte ihre Augen schnell schließen. Ein Schauer überlief sie, jenes eiskalte Grausen, von dem es im Volksmund heißt: „Jemand geht über unser Grab!" Es war in diesem Augenblick, daß die junge Frau von einem unaussprechlichen Empfinden durchzuckt ward: ‚Stürze dich hinab. Das Grab zu deinen Füßen steht offen. Hinab, hinab! Gleich diesen Augenblick, und du hast einen glücklichen Tod. Wer weiß, ob du jemals eine Stunde so glücklich leben kannst, wie du jetzt glücklich sterben würdest.'

Es war nur ein Augenblick, blitzschnell wie ein Gedanke . . . Als sie wieder aufsah, fiel ihr Blick auf das Gesicht des geliebten Mannes, der voll Sorge zu ihr hinschaute. Sie lächelte ihm dankbar zu, und was jetzt ihre Gedanken waren, das war ein Gebet: ‚Herr, Herr, laß mich ihn

Aus unserer Bildermappe:



Der Veitensepp vom Veitenhof im Kaiserthal. Liebhaberaufnahme.

glücklich machen, oder laß mich sterben — wenn mein Tod für ihn ein Glück sein sollte.'

Es war zugleich ein Gelöbnis.

XII.

Jetzt lebten sie in dem alten von Geranien und roten Nelken umsponnenen braunen Balkenhause; und es war ein gutes rechtschaffenes Eheleben, welches die beiden miteinander führten. An Frau Crescenz erfüllte sich das Wort: „Er soll dein Herr sein!" Und wenn dieser Herr zugleich ihr Gott war, so brach sie darum doch nicht das Gebot, das dem Christen befiehlt, neben dem einen und einzigen Gott keinen anderen zu haben; denn das Leben des Töchterleins der blauen Genziane war eine inbrünstige Andacht. In beständigem eifrigem Rühren für Küche und Haus verlernten ihre kunstfertigen Finger den Saiten des Pianinos die Klänge der „Cavalleria" zu entlocken

denn der Erwerb des jungen Gatten war gering, und das Bedürfnis der jungen Frau, für ihn gute Kost und sonstiges Behagen im Hause zu schaffen, riesengroß. Die meisten Patienten brachten dem Arzte ihr Honorar in Gestalt von Butter und Eiern, von Geflügel und Wild ins Haus; des Sommers kamen hinzu Beeren, Pilze und Blumen. Die letzteren Gaben wurden stets angenommen, von den ersteren Spenden mußte dagegen vieles wieder zurückwandern, was die Hausfrau, folgsam dem Gebot des Hausherrn, mitunter nicht ohne heimliches Bedauern geschehen ließ. Um so größer war ihr Ehrgeiz, aus wenigem vieles und aus Mäßigem Gutes zu schaffen, eine Hexenkunst, mit welcher sie bald wahre Wunder verrichtete. Doch er, dem all' dies galt, merkte es nicht einmal.

Das war ja auch so weit ganz gut. Es bewies, wie vortrefflich Frau Crescenz sich auf das Zaubern verstand: als ginge alles mit ganz natürlichen Dingen zu! Aber bisweilen hätte sie es doch gerne gehabt, wenn Doktor Alkibiades gemerkt hätte, daß auch das Hexen keine Kleinigkeit sei und dem Hexenmeister Mühe kostet. Es hätte sie beglückt, wenn er mitunter etwas — nur etwas! — erstaunt gewesen wäre, wie behaglich sie es ihm zu Hause machte, wie ausgezeichnet die einfachen Gerichte bereitet waren, und wie in dem kleinen Haushalt niemals an irgend etwas Mangel zu herrschen schien bei häufig recht leerer Kasse. Von der blauen Genziane durfte sie nichts, aber gar nichts sich spenden lassen. Dies war ihr ein für allemal gesagt worden, und Frau Crescenz würde es für ein Unrecht gehalten haben, auch nur mit einem Gedanken an diesem Gebot zu rütteln. Daß er so rein gar nichts merkte oder nur beachtete, bewies eben das Vertrauen, welches er zu seiner Hausfrau hatte. Das mußte ihr genügen, mußte sie beglücken und — das beglückte sie auch. Alkibiades hatte aber ganz andere Dinge in seinen Kopf zu nehmen: die Sorge für das Wohl anderer! Wer ihn genau kannte, dem wäre es vielleicht aufgefallen, in welchem Maße Doktor Alkibiades das Wohl der anderen zu Herzen nahm: seitdem er verheiratet war, womöglich noch mehr als früher. In seinem Hause, wo es doch so hübsch und heimlich war, schien er keine rechte Ruhe zu finden. Seine Sprechstunden hielt er zur frühesten Tageszeit, damit diejenigen seiner Patienten, welche von weit herkamen, den notwendigen Gang zum Arzt mit dem noch notwendigeren zur Gottheit in die erste Messe vereinigen konnten. Nach der Sprechstunde ging es gleich fort, und häufig kehrte der Doktor erst spät am Abend wieder, der ganze starke Mensch in großer Erschöpfung. Nach stumm und hastig eingenommener Mahlzeit an dem stets zierlich gedeckten Tisch pflegte er sehr bald aufzustehen und in dem Allerheiligsten, in seinem Studierzimmer, zu verschwinden. Bis tief in die Nacht hinein saß er dort auf, schreibend, Arzeneien bereitend, in Büchern nachschlagend, denkend, grübelnd: wie er helfen könnte, wo er doch oft nicht recht zu helfen wußte; wie er retten könnte, wo es mit seiner Kraft doch oft zu Ende war.

Frau Crescenz besaß ein Herz, welches die Leiden der ganzen Menschheit im allgemeinen mitfühlte und im besonderen jedes Weh eines jeden Patienten ihres Gatten. Es war entsetzlich, wie viele Leiden es auf der Welt gab — wie viele Patienten ihr Gatte hatte. Etwas weniger Weltunglück und etwas weniger Krankheit in der Gemeinde Wildaus wäre schön gewesen. Bisweilen stellte sie sich vor, wie herrlich es auf der Welt und wie köstlich es in Wildau sein müßte, wenn ihr Mann nur wenige Patienten gehabt hätte. Dann müßte er zu Hause bleiben! Den ganzen Tag fast zu Hause bei seiner jungen Frau! Dann hätte sie ihn von früh morgens bis spät abends gehabt: für sich ganz allein! Sie hätten zusammen plaudern, nach den Blumen sehen, im Gärtlein sitzen, spazieren gehen können — alles so recht nach Herzenslust. Er hätte dann auch gewiß bemerkt, wie im ganzen Hause kein Stäubchen vorhanden, wie weiß die Vorhänge, wie schimmernd der Fußboden, wie gedeihend die Geranien und Nelken, wie hübsch gedeckt der Tisch, wie gut bereitet die Gerichte. Noch viel mehr hätte er dann sicher bemerkt: die Liebe seiner jungen Frau, die in jedem Wort, jedem Ton, jeder Bewegung sich ausdrückte, die aus jedem Blick ihn anstrahlte, mit jedem Lächeln ihn anlachte. Und ganz ohne Zweifel hätte er, der Herr Doktor Alkibiades Huber, dann bemerkt, wie glücklich sie, die Frau Doktor Crescentia Huber, geborene Bachmayer war. Wie glücklich

wäre sie aber erst gewesen, wenn er von all' ihrer Liebe etwas gemerkt hätte — nur etwas!

In der Wohnung der jungen Eheleute befand sich ein Gegenstand, welcher Frau Crescenz eine an abergläubische Furcht grenzende heilige Scheu einflößte. Das war die Psyche. Von jener famosen Bildungsanstalt für Töchter höherer Stände, deren Zöglingen die Melodien aus der „Cavalleria" einstudiert wurden und die sich in die klassische Sprache Chateaubriands versenken durften, ward die „Antike" als nicht vorhanden betrachtet. Es war eine sehr fromme Anstalt. Das geringe Maß der Bekleidung bei den Statuen der Griechen und Römer galt ihr als im höchsten Grade unchristlich und unsittlich; und sie nahm das Fehlen des paradiesischen Feigenblatts für einen Stempel der Hölle. So kam es, daß ein Fräulein, welches jene heiligen Hallen als gebildete junge Dame verließ, weder von der Existenz der himmlischen Frau von Milo noch von der des apollinischen Gottes vom Belvedere eine Ahnung besaß. Frau Crescenz kannte also nur ein einziges Frauenbild, zu dem der Mensch betete; und das war das wehmütige Antlitz der schmerzensreichen Gottesmutter. Als sie nun in dem Allerheiligsten ihres Eheherrn auf hoher Säule jenen nackten Frauenleib erblickte; als sie gewahrte, mit welchem Ausdruck die Augen des Doktors — wenn er sich unbeachtet glaubte — an dem süßen Antlitz der Unbekleideten hafteten; als ihr klar ward, daß die so schamlos Entblößte eine Art von Heilige für ihren Gatten war, da begann Frau Crescenz, vor dem weißen verstümmelten Frauenleib und dem holdseligen Haupt mit der abgetrennten Schädeldecke leise zu grauen.

Anfangs hatte Doktor Alkibiades auch in seinem neuen Arbeitszimmer der Psyche den Ehrenplatz eingeräumt; und er hatte, vom Schreibtische aufschauend, seine sehnsüchtige Seele — jenes Stück seiner Seele, welches ein Hauch seines Heldennamens erfüllte — an der Götterschönheit des Torso sich trunken schlürfen lassen. Wie durch Hexerei war's ihm dann häufig geschehen, daß vor seinen geistigen Augen das Gesicht seiner jungen Hausfrau erschien, und dann — ach, dann konnte der junge Gatte niemals begreifen, wie es möglich gewesen war, daß er . . . Er vermochte nicht, den Gedanken auszudenken.

Zuletzt ward ihm die Vision, welche das Antlitz der Psyche verzerrte und zur Grimasse entstellte, zu solcher Qual, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als das Psychenbild von seinem Platz zu entfernen und ihm eine Stelle anzuweisen, wo er es nicht so sehr vor Augen hatte. Es kam ihm jetzt vor, als wäre seine Gottheit von einem irdischen Weibe verdrängt worden — von seinem Weibe! — als ob die Ausgestoßene ihm zürnen und auf Rache sinnen müßte. Zugleich erwachte in seinem gütigen Herzen gegen die Urheberin des Götterzorns ein Gefühl von Groll, welches mehr als alles andere schuld daran war, daß er nicht merkte, wie behaglich seine Hausfrau ihm das Haus machte, wie sie ihm zuliebe allerlei Hexenkünste trieb, wie schneeig vor seinen Fenstern die Gardinen leuchteten, wie hell auf dem hübsch gedeckten Tisch abends die Lampe brannte, wie in dem unschönen Gesicht die Augen in Liebe, Zärtlichkeit und Glück strahlten und noch heller gestrahlt hätten, wenn er, dem alles galt, von allem etwas gemerkt haben würde — ach, nur etwas!

XIII.

So vergingen einige Jahre.

Vor den Fenstern des Doktorhauses blühten Geranien und Nelken wie sonst nirgends im ganzen Thal; drinnen war es behaglich und heimlich wie in keinem anderen Hause weit und breit — auch so still, wie es nur in einem Hause sein konnte, in denen keine Kinderstimmen erschallten, keine kleinen Füße treppauf treppab stampften, keine Kinderspiele das ganze Haus durchlärmten.

Die Wildauer sagten: „Unser Doktor, ja der! Das ist ein Mann! Respekt vor dem Mann! Wenn er sich aber nur nicht zu Schanden arbeitet."

Die Frau Wirtin zur blauen Genziane jammerte: „Was ist das nur mit meiner Crescentia? Jetzt hat sie doch ihren Doktor; jetzt könnte sie doch vergnügt sein. Aber ist sie's wohl? Fällt ihr nicht ein. Mit der Melancholie hat sie's! Und der Doktor — was ist das nur für ein Mann? Anderen hilft er, und seine eigne Frau läßt er ja wohl umkommen?"

„Aber wenn mir doch nichts fehlt, wenn ich doch gesund bin wie ein Fisch im Wasser!"

Frau Amaranth schüttelte wehmütig ihr Haupt und seufzte: „Da hab' ich nun solch gebildetes Kind, und das hat es nun von seiner Bildung! Was hat es nun wohl davon? Daß es ein armes unglückliches Wurm ist."

Aber da fuhr die Frau Doktorin auf.

„Wer sagt das? Wer kann das sagen? Ich sollte unglücklich sein? Und weswegen unglücklich? Weil ich den besten, edelsten, gütigsten Menschen zum Manne habe? Weil ich meinen guten Mann liebe und verehre? Weil mein Mann mich auf Händen trägt? Denn das thut er! Und dann sollte ich unglücklich sein?"

Um ihren Mund zuckte es. Aber ihre Augen strahlten, wie sie in den glücklichsten Tagen ihres Lebens nicht gestrahlt; selbst damals nicht, als Doktor Alkibiades Huber dem Fräulein Crescentia Bachmayer seine Liebe erklärt — vielmehr: als er dieses gefragt hatte, ob das Fräulein Bachmayer seine Frau Doktorin werden wollte?

Auch der geistliche Herr schüttelte über die Frau Doktorin den Kopf, nannte sie im Herrenstübel mit noch stärkerem Nachdruck als früher sein „braves Cenzl, sein liebes braves Cenzl"; aber dieses Mal unterließ er's, Alkibiades darauf aufmerksam zu machen, daß seine Frau wieder einen Arzt nötig zu haben schien: für seine Frau mußte der Mann selbst Seelsorger sein. Erst nach diesem durfte der Priester kommen . . .

Einen großen Sieg erfocht Alkibiades nach schwerem Kampf für seine dankbaren Wildauer auf einem ganz anderen Gebiete als dem ärztlichen. Was den milden Vorstellungen und eindringlichen Bitten des geistlichen Herrn nicht gelungen war, das gelang der zähen Kraft des jungen Arztes: die Wildauer sollten endlich, endlich eine Distriktstraße erhalten!

Für das Thal war es das größte Ereignis des Jahrhunderts, als eines schönen Tages in Wildau die Herrn Beamten erschienen, um die neue Straße zu bestimmen und abzumessen. Sie wohnten in der blauen Genziane, um welche zu jeder Tageszeit ein Haufe Wildauer versammelt stand, um die Männer anzustaunen, die sie mit der Welt weit da draußen in Verbindung setzen, ihnen die ersehnten Fremden herbeischaffen sollten: ganze Mengen von Fremden, das heiß begehrte Geld der Fremden, wahre Berge von Geld! Die blaue Genziane plante bereits einen gewaltigen Neubau; bereits jetzt munkelte man von einem halben Dutzend Konkurrenten, die der leuchtenden Alpenblume erstehen würden. Villen sollten gebaut, Kaufläden eröffnet werden. Das arme Örtlein hatte ein Fieber ergriffen, dessen Symptome dem ernsthaften Beobachter bedenklicher erscheinen konnten, als eine ausbrechende Typhusepidemie.

Auch diese würde wie durch Zauber verschwinden, sobald Wildau die Heerstraße hatte und das Geld, welches auf derselben in Wildau einströmen würde; denn von dem Gelde — von nur einem kleinen Teile desselben! — sollte dann auch die Kanalisation hergestellt werden und damit für Wildau der letzte Rest irdischen Glückes.

Wenn die Wegemesser des Morgens auszogen, wurden sie von einer Volksmenge begleitet; und im Herrenstübel der blauen Genziane ging es des Abends hoch her mit Forellen, Backhuhn und rotem säuerlichem Tiroler, mit Zukunftsplänen und Hoffnungen.

Auch für Frau Crescenz waren es große Tage. Ihre etwas bleich gewordenen Wangen rötete die Freude, und aus ihren bisweilen traurigblickenden Augen leuchtete der Stolz — Freude und Stolz statt des einstmaligen glanzvollen Glückes.

Aber an sich selbst hatte sie niemals gedacht, ihr eignes Glück hatte ihr immer für gar nichts gegolten. Wenn sie jetzt hörte, wie es ihr Gatte war, durch den alle diese großen Dinge vollbracht wurden; und wenn sie sah, wie er sich beglückt fühlte, so war es für sie durchaus das Nämliche, als wäre sie selbst die Beglückerin von Wildau, also die Beglückte gewesen. Nur für Augenblicke konnte eine trauervolle Eifersucht sich ihrer bemächtigen, ein schmerzlicher Neid sich in ihr Gemüt schleichen: ward doch ihr Gatte nicht durch sie, sondern durch seine Arbeit glücklich gemacht! Hätte sie für ihn das Glück vom Ende der Welt herbeischaffen können, sie hätte ihr ganzes Dasein zu einer einzigen Pilgerschaft auf bloßen Füßen, bei Sonnenbrand und Winterfrost, über Distel und Dornen gemacht.

Ein Fest für die Doktorsleute und für sämtliche Wildauer war der Tag, an dem dann endlich, endlich die Straßenarbeiter einrückten. Es waren keine Einheimischen, sondern Fremde: Italiener! Eine kleine

Schar brauner Männer war's mit schwarzem Haar und funkelnden Augen. Sie hatten schlanke feingegliederte Gestalten und Hände, denen man keine harte Feldarbeit zutraute. Die meisten waren junge Burschen, einige bereits verheiratet. Ihre Frauen brachten sie mit in die Alpenwildnis. Diese trugen ihre bunte heimatliche Tracht und auf dem Haupt ein schweres weißes Schleiertuch. Sie waren größer und erschienen kraftvoller als die Männer, aber auch frembartiger und wilder.

Den Thalleuten flößten die Herbeigezogenen Scheu ein. Besonders die Frauen fürchteten sich und sahen feindselig auf die jungen Weiber der Fremden.

Als die Straßenarbeit begann, versammelten sich die Wildauer und die Honoratioren. Doktor Alkibiades that feierlich den ersten Spatenstich, und der geistliche Herr sprach dazu einen Segen.

Als Frau Crescentias Gatte die Schaufel voll Erde ausgrub und fortwarf, fiel sein Blick zufällig auf eine von den fremden Frauen, die in der Nähe standen und zuschauten. Es war ein blutjunges kleines und überaus zierliches Geschöpf. Aus dem faltigen Hemde, welches aus einem purpur-

Aus unserer Studienmappe:

Am Weiher. Kreidezeichnung von W. von Debschitz.

brannen steifen Mieder sich aufbauschte, leuchtete ein feines Hälslein, das eine Korallenschnur, rot wie ein Blutstreifen, umschloß. Die Hautfarbe glänzte gleich mattem Gold. Kastanienbraunes üppiges Gelock umrahmte das schmale, blasse Gesichtchen, darin düstere, mächtige Augen brannten, die Lippen so rot waren, wie die blutfarbene Korallenschnur. Das Oval des Gesichts war von einer Zartheit wie bei einem Kinderantlitz, und seine Züge schimmerten so rein wie von der Hand eines großen Künstlers aus gelbem nubischem Marmor geschnitten.

Die zarten Wangen, das feine Hälschen betrachtend, mußte Alkibiades unwillkürlich die kindliche Schulter sich vorstellen, den reizenden Nacken, die unschuldige Brust. Und plötzlich fiel ihm die Psyche eine: seine Psyche! Sogleich durchzuckte seine Seele ein glühender Schrecken, so heftig, daß seine Hand zitterte und er die Schaufel fast hätte fallen lassen. Es erzitterte plötzlich in ihm der ganze Mensch. Da trat der Pfarrer zu ihm und verdeckte das allerliebste Persönchen. Später war es verschwunden.

— — — — — — —

Die Fremden hatten vor dem Ort aus Laubhütten und Zelten ein Lager aufgeschlagen, wo sie nach heimischer Sitte lebten und von den Thalleuten sich entfernt hielten. Alkibiades mußte häufig an der kleinen Kolonie vorüber. Er schlug aber auch dann den Weg ein, der zu dem Lagerplatze führte, wenn ein anderer näher gewesen wäre und trotzdem er zu unnützen Wegen jetzt weniger als je Zeit hatte. Abends brannten vor den Hütten helle Feuer, darüber die Arbeiter in gewaltigen Kesseln das Nachtmahl bereiteten. Die Klänge einer fremden wohllautenden Sprache tönten zu dem Arzt, der lauschend stehen geblieben war, herüber, und er sah in dem grellen Lichtschein die Gestalten eines schönen südlichen Menschenschlages um die Hütten sich lagern oder die Männer lang ausgestreckt bei den Feuern liegen. Eines Abends vernahm der Vorübergehende wüsten Lärm und gellendes Geschrei von Frauenstimmen. Er eilte hin und fand Männer und Weiber in feindseligen Gruppen stehen und in wildem Wortgefecht gegeneinander begriffen. Alkibiades glaubte jeden Augenblick, ein Dolchmesser zucken und vor seinen Augen einen Mord geschehen zu sehen. Aber es gelang den Frauen, die Männer, die sich bereits herausfordernd aufgestellt hatten, wieder auseinander zu bringen, so daß Alkibiades sich entfernen konnte, ohne daß sein ärztlicher Beistand nötig gewesen wäre. Nach diesem Vorfall ging er womöglich noch häufiger an dem Lager vorüber: es hätte doch sein können, daß man ihn dort notwendig brauchte.

Ein andermal vernahm er Mandolinenspiel und Gesang einer Männerstimme. Wie melodisch die Weise war, wie schwermutsvoll das Lied klang, welche Trauer es in dem Herzen des Lauschers erweckte, welche — Sehnsucht. Die Weisen der „Cavalleria" von den Händen seiner Gattin den Saiten entlockt, — lang, lang war es her — hatten seiner Zeit nicht den mindesten Eindruck auf das unmusikalische Gemüt des jungen Arztes gemacht; plötzlich fühlte er sich durch Spiel und Gesang des fremden wandernden Volkes wundersam berührt, dann in seinem tiefsten Inneren mächtig ergriffen. Was bedeutete das? Was war das mit ihm?

An schönen Sonntagabenden tanzten die Fremden vor ihren Laubhütten und Zelten. Eine leidenschaftliche Musik tönte weit ins Land hinaus durch den Frieden des einsamen Thales, bacchisches Gerassel des Tamburins. Es kam vor, daß Alkibiades den Besuch eines Patienten nicht gerade versäumte, aber doch hinausschob, daß er also einen Menschen länger leiden, seine Angehörigen länger sich sorgen ließ, weil er vor dem Lager stand, auf die wilden Weisen lauschte und dem Tanz der Fremden zuschaute. Er lauschte und sah zu wie gebannt, wie verzaubert.

Das schlanke Persönchen tanzte jedesmal. Es schien so leidenschaftlich gern zu tanzen, daß es, wenn es gerade keinen Tänzer bekam, ohne einen solchen sich behalf. Mit dem Gesicht einer Verzückten warf es das feine Haupt in den Nacken. Jedes Glied schien beseelt, jede Bewegung war voll Rhythmus und Schönheit; das kindlich junge reizende Geschöpf glich einer traumhaften Verkörperung von Erdenfreude und Daseinslust. Wie ein Wesen aus einer fernen, fremden Welt kam sie dem jungen Arzt vor; nach jedem neuen stannenden Schauen immer fremdartiger, geheimnisvoller, reizender.

Aber was begab sich mit ihm, daß es ihn erregte, wenn sie mit einem der jungen Burschen tanzte? Er stand, starrte hinüber und wartete, wer ihr Tänzer sein würde? Fast angstvoll wartete er. Natürlich würde wieder der Jüngste und Schönste mit ihr, der Jüngsten und Schönsten, tanzen! Das gab dann ein Paar ...

Da war besonders einer, der zu ihr paßte, als wäre er vom Himmel eigens für sie geschaffen worden. Es war eine Adonisgestalt, das braune bartlose Gesicht wie eine antike Kamee. Daß es solche Menschenschönheit geben konnte!

Es war lächerlich, es war verrückt, aber es war so: Alkibiades konnte eine heftige Unruhe nicht los werden, wenn er die beiden schönen Menschen zusammen sah. Beide waren ja noch die reinen Kinder! Was kümmerte es ihn, wenn sie sich einmal lieben und heiraten würden? Er hätte daran seine Freude haben sollen. Jenes winzige Bruchstück seines innersten Menschen, das von einem Hauche seines Namens beseelt war, hätte die Vorstellung von einer Vereinigung der beiden wundervollen Menschenkinder genießen müssen wie den Anblick eines Kunstwerkes. Statt dessen empfand er, so oft er die zwei zusammen erblickte, ein eigentümliches brennendes Weh.

Er sah sie oft zusammen. Es konnte also kein Zweifel sein, daß sie ineinander verliebt waren. Sie schienen die Lieblinge der kleinen Kolonie zu sein. Wenn sie miteinander tanzten, so standen die anderen, schauten ihnen zu und hatten ihre Freude daran. Selbst diese Halbwilden fühlten die zwingende Macht jugendlicher vollkommener Schönheit. Nein! Von dieser Gottheit hatte Doktor Alkibiades Huber trotz des Psychenbildnisses in seinem Arbeitszimmer keine Ahnung gehabt. Jenes war blasses totes Gestein, dieses beseeltes flammendes Leben! Wie eine Offenbarung überkam es den jungen Arzt mit dem langen, ungeschlachten Körper, dem unschönen, fahlen Gesicht und dem von einer unverständlichen Sehnsucht verzehrten jungen einsamen Herzen.

— — — — — — — —

Kehrte Alkibiades von solchen Ausgängen spät abends nach Hause zurück, so merkte er noch weniger als sonst, wie herrlich in dem Gärtlein vor dem alten Hause Feuerlilien und blauer Rittersporn blühten, die Frau Crescenz in dankbarer Erinnerung aus dem elterlichen Garten in ihr neues Leben verpflanzt hatte und die sie mit solcher Sorgfalt pflegte, wie ihr Gatte seine Patienten. Jetzt stand sie abends manche Stunde einsam unter den hohen Blumenbüschen, den Entfernten erwartend. Gern, ach so gern wäre sie ihm, wenn er dann endlich kam, entgegengeeilt; aber sie schlüpfte ängstlich ins Haus, als würde sie von dem Heimkehrenden bei einem Unrecht ertappt, wenn dieser sie draußen wartend gefunden hätte. Erst nach einer Weile suchte sie ihn in seinem Zimmer auf, wo er, ohne seine Hausfrau begrüßt zu haben, bereits am Schreibtische saß, die leise Mahnung, daß das Essen auf ihn wartete, häufig ungeduldig abwehrend: er hätte zu thun! Erschien er endlich, so merkte er weniger als je die blütenweißen Gardinen, die blitzblanken Dielen, den zierlich gedeckten Tisch auf dem stets ein Strauß frischer Blumen stand und dessen Gerichte trotz des langen Ausbleibens des Hausherren nicht verdorben waren. Er aß hastig einige Bissen, entweder unter tiefem Schweigen oder flüchtig von diesem oder jenem Kranken berichtend, an welchem die Frau Doktorin besonders herzlichen Anteil nahm. Während er von seinen Erkrankten sprach, merkte der junge Arzt ganz und gar nicht, daß er einer Schwerkranken gegenübersaß, für die es nur eine Medicin gab, welche noch heilen und helfen konnte: etwas Freundlichkeit, etwas Liebe, etwas Zärtlichkeit — nur etwas! Der Doktor wäre jedenfalls wie aus den Wolken gefallen gewesen, wenn man ihm gesagt hätte: ‚Aber, so blicke doch nur ein einziges Mal auf, so sieh sie doch nur ein einziges Mal an mit deinen scharfen Augen, welche dem Kranken sein Übel vom Gesicht ablesen!‘ Er war ganz beruhigt, ganz sicher; denn hatte er ihr, als sie damals schwer krank war, nicht gegeben, was er ihr zu geben vermochte? Seine herzliche Teilnahme, sein tiefes Bedauern, sein Mitleid! Aus Mitleid, und nur aus Mitleid, hatte er das lange anmutlose Kind der blauen Genziane zum Weibe genommen! Was wollte es mehr, was konnte er noch thun? Er war mit seinen Mitteln zu Ende, selbst wenn er einmal aufgeblickt und den schweren Ernst des Falles erkannt haben würde. War er doch außer stande, sich selber zu helfen.

XIV.

Es war begreiflich, daß an dem Fortschritt des Straßenbaues niemand solchen lebhaften Anteil nehmen konnte, als der Mann, dessen Willenskraft den großen Verkehrsweg für Wildau durchgesetzt hatte. So oft es daher seine Zeit nur irgendwie zuließ, besichtigte Alkibiades die Thätigkeit der Fremden. Das Wetter blieb den ganzen Sommer über köstlich, was der Arbeit äußerst zu statten kam; aber die Schwierigkeiten bei Überwindung des felsigen Terrains erwiesen sich größer, als man geglaubt hatte. Es galt, den Weg durch jenen Engpaß zu sprengen, dessen Wände aus bedeutender Höhe senkrecht und häufig mit weit überhängenden Klippen bis zu dem reißenden Gewässer abfielen. Hier geschah die Arbeit unter beständiger Lebensgefahr.

So oft der Doktor seine geliebte Straße besichtigte, begegnete er der jungen Italienerin, mit der seine Gedanken so viel beschäftigt waren. Sie arbeitete mit ihren Landsleuten. Schutt und Geröll schleppte sie fort, die schwere Last in einem Kupfergefäß auf dem Haupte tragend. Sie ließ dabei beide Arme herabhängen und schritt in feierlicher Ruhe dahin, als wandelte sie in einer Prozession. Alkibiades erschien es unbegreiflich, daß die feine Gestalt unter dem starken Druck nicht zusammenbrach, der schlanke Hals nicht knickte wie ein Lilienstengel. Wie konnte man das Kind eine solche Felsenbürde schleppen lassen? Er hätte sie gerne gegrüßt, aber sie würdigte ihn nie eines Blickes. Als wäre er, der baumlange Mensch, der hart an ihrem Wege stand, gar nicht vorhanden, schritt sie an ihm vorüber. Woher nahm das junge halbwilde Geschöpf diese Haltung? Was gab ihr diese Miene von Unnahbarkeit? Sie war ein Taglöhnerkind, eine gewöhnliche Lastträgerin; und dabei trug sie das Köpfchen, als wäre sie eine große Dame.

In Wildau glich eine Bauerndirne eben einer Bauerndirne; und seine eigne Frau —

Erst jetzt fiel es dem Arzt auf, wie elend das Kind — denn etwas anderes war sie ja nicht — gekleidet ging. Statt der Schuhe Lappen von grauer Leinwand um die Füße gewickelt, mit einem Lederriemen festgehalten; das feine Körperchen steckend in einem Röcklein aus einem harten dunkelblauen Stoff, welcher sich eng um den schlanken Leib legte; die zarte Brust umpanzert mit einem unförmlichen Mieder, ehemals von leuchtendem Rot, jetzt von einem häßlichen Rostbraun. Aber sie trug auch des Werktags die Korallenschnur, die den schlanken Hals wie mit einem Blutstreifen zeichnete und so rot war wie ihre Lippen.

Alkibiades wußte nicht, ob die junge Fremde von ihm überhaupt etwas wußte, wo er doch fast täglich kam und auch im Lager der Fremden eine populäre Persönlichkeit war. Sie hatte indessen solche Art, über ihn hinwegzusehen, daß er über diesen Punkt zweifelhaft blieb. Die Sache beschäftigte ihn sehr.

Eines Tages erschien er, die Straßenarbeiten besichtigend, zu einer Zeit, wo gerade gesprengt ward. Als die Mine auffliegen sollte, sprang einer der Arbeiter vor und schwang zum Zeichen, daß jedermann sich sofort zu entfernen hätte, eine kleine rote Fahne. Das Signal zum Abbrennen des Schwefelfadens war bereits gegeben worden, als Alkibiades die junge Fremde gewahrte, die mit ihrer Last auf dem Haupt feierlichen Schrittes daher gegangen kam und zwar unmittelbar unterhalb der Felsenwand, die abgesprengt werden sollte. Ihre Landsleute schrieen ihr zu, das Gefäß fortzuwerfen und zu laufen, zu flüchten. Gelassen ging sie jedoch weiter. Da stürzte Alkibiades vor, faßte sie beim Arm, daß sie ihre Last fallen lassen mußte, und riß sie mit sich fort. Im nächsten Augenblick krachten die Schüsse. Unter Donnergetöse wirbelte eine hohe Erdfontaine auf. Felsblöcke flogen in die Tiefe, über die Stelle hinweg, wo noch soeben die Freunde geschritten war, welcher der Doktor das Leben gerettet hatte.

Alkibiades war so bleich geworden, als wäre ein von ihm geliebter Mensch in Todesgefahr gewesen und nur durch einen Zufall vor dem Verderben bewahrt geblieben. Um so gelassener zeigte sich die Gerettete selbst. Mit einer unnachahmlichen Grandezza beugte sie das Köpfchen gegen ihn, lachte ihn an und sagte mit einer süßen Kinderstimme in ihrer wohllautenden Sprache die zwei Worte:

„Grazie, Signore!“

Dann ging sie, sich ein neues Gefäß zu beschaffen — das ihre lag unter der abgestürzten Schuttmasse — und fuhr alsbald in ihrer Arbeit fort, als ob nichts

Larghetto. Bronze-Relief von Paul Sturm.
(Grosse Berliner Kunstausstellung, 1900.)

geschehen wäre. Alkibiades sah noch, wie ein Italiener zu ihr stürzte und unter leidenschaftlichen Gestikulationen laut in sie hineinsprach. Es war jener junge bildschöne Mensch, mit welchem sie Sonntags zu tanzen pflegte. Also für ihn hatte der Doktor das reizende Wesen gerettet!

Aus der Ferne zuschauend, bemerkte er, wie das Mädchen dem leidenschaftlich Erregten lachend etwas sagte, wie sie lachend zurückdeutete: auf ihn! Da schwenkte der Verlobte oder der Geliebte des holden Kindes mit heftigen Gebärden seinen Hut zum Doktor hinüber. Dieser nickte dem Jüngling einen flüchtigen Gruß zu, wendete sich dann hastig ab, ging fort, dachte: ‚Also für ihn gerettet . . .'

Obgleich es sich um eine Sache handelte, bei welcher sich Alkibiades in Lebensgefahr begeben hatte — denn die Mine hätte aufspringen und beide begraben können — erwähnte er des Unfalls mit keiner Silbe weder im Herrenstübl der blauen Genziane, noch im heimischen Wohngemach. Als die Wildauer von dem großen Ereignis durch Augenzeugen erfuhren, es vielfach beredeten und den Helden laut rühmten, wurden sie von diesem fast rauh zurückgewiesen, was ihrem „guten" Doktor Huber so unähnlich sah, daß es allgemein Verwunderung und Betroffenheit erregte. Um möglichst wenig von der Sache zu hören, machte sich der Doktor möglichst viel bei seinen Patienten zu thun; besonders bei den sehr entfernt und einsam wohnenden. Auf der neuen Straße blieb er jetzt ganz aus. Es hätte sonst den Anschein haben können, als käme er, um von der Geretteten und deren Schatz — wie konnte das Kind bereits einen Liebhaber haben?! — sich danken zu lassen.

Noch mehr verdroß ihn, daß durch seine That die Wildauer auf die junge Fremde aufmerksam gemacht worden waren. Viele gingen jetzt eigens hin, um das Mädchen sich anzusehen. Es gefiel den Wildauern gar nicht; ja, sie verglichen das reizende Geschöpf mit einer wilden Katze. Das wirre rote Haar, die schwarzen funkelnden Augen und die gelbe Haut deuchten den biederen Älplern unheimlich. Zu seinem großen Erstaunen machte Alkibiades die Entdeckung, daß die allgemeine Abneigung, welche das Persönchen erweckte, ihn, anstatt zu verletzen, ungemein freute: die junge Fremde sollte nur ihm gefallen, nur von ihm schön und reizend gefunden werden.

Dieselbe seltsame Scheu, die ihn verhindert hatte, das Mädchen zu grüßen, war Ursache gewesen, daß er sich weder nach ihrem Namen noch nach ihren Verhältnissen erkundigt hatte. Durch das Gerede, welches plötzlich in Wildau entstand, erfuhr er nun, daß sie Domenika Sechetti hieß, aus dem Sabinergebirge stammte und eine Waise war. Das Blut stieg dem Doktor zu Kopf. Wenn das arme Kind nicht mehr Vater und Mutter besaß, wie durfte es dann mit einer Bande von Arbeitern sich herumtreiben? Wer nahm sich seiner an, wer beschützte es? Denn jener bildschöne, blutjunge Mensch, der immer um die Kleine war, konnte doch unmöglich bereits ihr Mann sein? Sie waren ja beide noch Kinder!

Aber Domenika befand sich gut aufgehoben bei ihrem älteren und einzigen Bruder, der Vorarbeiter war. Diese Nachricht beruhigte Alkibiades etwas. Überdies war jener schöne Jüngling nicht etwa ihr Geliebter — das wäre ja auch unmöglich gewesen! — sondern in aller Form ihr Verlobter, der allerdings mit der Hochzeit noch einige Jahre würde warten müssen. Der Name des Bräutigams war Ettore Baldi.

Je weniger der Doktor jetzt die Fremde sah — denn auch das Schleichen um das Lager, hatte er sich selber strengstens verboten — um so mehr mußte er ihrer gedenken: daß sie Domenika hieß und sozusagen eine Römerin war; daß er sie einen Augenblick in seinen Armen gehalten und sie dabei unwillkürlich an sich gedrückt hatte; daß er von ihr angelacht worden war . . . Und wie sie ihm gedankt hatte: „Grazie, Signore!" Wie sie das sagte, wie das klang! . . . Eine ganze Welt voll Wohllauts in den zwei Worten, ein fremdes, geheimnisvolles Reich der Schönheit, darüber ein tiefblauer leuchtender Himmel sich spannte, darin ewig die Sonne schien, wundersam glühende Blumen blühten, junge schöne Menschen wandelten, Melodien und Gesänge ertönten —

Sie war über die Todesgefahr, der sie entronnen, auch nicht ein bißchen erschrocken gewesen. Sie hatte ihn angelacht, hatte ihm für die Erhaltung ihres jungen Lebens nicht viel wärmer gedankt, als hätte er ihr eine Blume geschenkt: „Grazie, Signore!"

Und der gute Alkibiades ertappte sich

dabei, wie er den Dank der Fremden sich laut vorsagte. Er führte zwar den herrlichsten Hellenennamen, aber in seinem Munde klang die süße Sprache der Kinder des Südens hart und rauh, geradezu barbarisch.

Frau Crescenz schien von dem Vorfall nichts vernommen zu haben; wenigstens erwähnte sie desselben nicht. Ihr Gatte wunderte und freute sich darüber; denn es wäre ihm mehr als unangenehm gewesen, wenn seine Hausfrau, für die er so wie so ein Halbgott war, noch mehr bewundernd zu ihm aufgeblickt hätte. Um so stärker war sein Verdruß, als eines Sonntagnachmittags die Gattin ihn bat — es war strahlendes Wetter, und der Doktor hatte zufällig keinen Krankenbesuch zu machen — sie auf einem Spaziergang zu begleiten: sie möchte gern die junge Römerin sehen, der er das Leben gerettet.

Frau Crescenz äußerte so selten eine Bitte, und Alkibiades führte seine junge Frau so selten spazieren, daß er es nicht über sich gewann, ihren Wunsch abzuschlagen, so gern er es gerade dieses Mal gethan hätte. Also setzte die Frau Doktorin ihren sonntäglichen Hut auf, warf ihren sonntäglichen Umhang über und machte sich in wahrer Feiertagsstimmung mit ihrem Gatten auf den Weg nach dem Lager der Fremden, wo der Ruhetag wie gewöhnlich mit Musik und Gesang festlich begangen wurde.

Sehr bald entdeckte der Doktor die kleine feine Gestalt, konnte sich jedoch sonderbarerweise nicht gleich entschließen, sie seiner Gattin zu zeigen. Ihr Verlobter war natürlich auch da — dicht neben ihr! Die beiden lagerten auf einem grasigen Abhang und ließen die glühende Sommersonne auf sich herabbrennen, wobei ihnen so wohlig zu Mute zu sein schien, wie zwei sich sonnenden Eidechsen. Doktor Alkibiades, dem langen, schwerfälligen, oberbayerischen Doktor Alkibiades Huber, überkam plötzlich eine heiße Lust, seiner guten Frau davonzulaufen, zu dem jungen Paare zu eilen, bei diesen in dem blumigen Rasen sich auszustrecken und von der Sonnenglut sich versengen zu lassen.

Etwas mühsam brachte er sich wieder zur Besinnung, zeigte Frau Crescenz die Gruppe der jungen Leute und ging mit ihr etwas näher.

Jetzt hatten auch die beiden das andere Paar gesehen. Sie standen auf und kamen herab, wobei Domenika den Doktor anlachte, als wären sie gute alte Bekannte. Plötzlich blieb sie wie versteinert. Sie stand und starrte auf die lange unschöne Frauengestalt an des Doktors Seite, auf das breite grobe Gesicht unter den mit Federn und Blumen überreich garnierten mächtigen Hut. Alkibiades wußte sogleich, was die kleine Person dachte: ‚Ist die aber garstig! Pfui, wie garstig die ist!‘ Er fühlte, daß er bis zu den Haarwurzeln errötete, fühlte, daß er sich schämte: seiner wackeren Hausfrau sich schämte, vor einer sabinischen Straßenarbeiterin! Zugleich fühlte er einen heißen Zorn gegen sich aufsteigen, einen wahren Haß.

Unfreundlich nickte er dem jungen Paare zu, wandte sich kurz ab, sagte mit rauher Stimme: „Du hast deine Neugierde befriedigt, komm jetzt nach Hause.“

Er ging sogleich davon. Frau Crescenz aber stand und blickte unverwandt auf das junge, braune, fremdartige, wunderschöne Geschöpft, dem ihr lieber Gatte das Leben gerettet.

XV.

Eines Nachts wurde Alkibiades durch dröhnendes Pochen an der Hausthür und wilde Rufe geweckt. An den Stimmen erkannte er die Fremden: im Lager der Straßenarbeiter mußte etwas geschehen sein!

Hastig kleidete er sich an und eilte hinaus. Draußen fand er zwei Italiener, von deren aufgeregten Reden er nur so viel verstand, daß ein Streit stattgefunden hatte, daß es dabei zum Handgemenge gekommen und jemand schwer verwundet worden war. Nachdem sich der junge Arzt mit Verbandzeug und allem sonst Nötigen versehen, folgte er den Männern, die nicht aufhörten, in ihn hineinzuschreien und sich wie unsinnig zu gebärden.

Das ganze Lager war auf den Beinen, lief und lärmte durcheinander, als hätte ein allgemeiner Kampf stattgefunden. Noch brannten einige Feuer und warfen ihren flackernden Schein auf die wilde Scene, darüber ein leuchtender Sternenhimmel sich wölbte.

Der Arzt wurde zu einem Platz geführt, wo Gedränge und Geschrei am stärksten waren. Als die Leute den Doktor

erkannten, wurde es plötzlich ſtill, und man machte ihm freie Bahn. Da ſah er denn —

Sie hatten die beiden jugendlichen Körper an das Feuer und dicht nebeneinander gelegt, als ſollten ſie zuſammen aufgebahrt werden. Für den Jüngling war alle menſchliche Kunſt vergebens: der Dolchſtoß des Mörders oder Rächers hatte ſein Herz durchbohrt; aber das Mädchen zeigte noch ſchwache Spuren von Leben.

Die Hand des jungen Arztes zitterte, als ſie die Schwerverwundete berührte. Das war ihm noch niemals geſchehen. Von ſeiner Unterſuchung hingen Leben und Tod ab: er mußte ruhig ſein, ruhig wie noch nie. Dazu begann jetzt das Geſchrei von neuem. Kurz entſchloſſen ſchlang Alkibiades beide Arme um die Regungsloſe, hob ſie ſorgſam auf, als wäre ſie ein krankes kleines Kind, und trug ſie in das erſte beſte Zelt. Nur eine alte Frau durfte bei ihm bleiben, ihm zu leuchten. Um die Stelle zu finden, wo der mörderiſche Stoß das Mädchen traf, mußte der Arzt die Bewußtloſe entkleiden. Kein Augenblick war zu verlieren. Er nahm ſein Meſſer und ſchlitzte die faltigen Ärmel, das ſteife Mieder auf. Faſt mit Entſetzen ſtarrte er auf die entblößte reizende Schulter, auf die entblößte junge Bruſt: das Bildnis der Pſyche war Fleiſch geworden!

Er ermannte ſich und ſuchte nach der Wunde. Ein winziger bläulicher Flecken unter dem Herzen war alles, was er fand. Wäre wenigſtens Blut gefloſſen!

Jetzt kniete er neben ſie und preßte ſein Ohr gegen ihre Bruſt. Da fühlte er die Lebenswärme des jungen Leibes, den leiſen zuckenden Schlag ihres Herzens ... Dann erfuhr er auch, wie alles ſo furchtbar gekommen war. Der raſend verliebte junge Menſch hatte ſich in der Nacht zu ſeinem Mädchen geſchlichen, der Bruder Verdacht gefaßt und heimlich den Wächter gemacht. Kaum trat erſterer in die Hütte, wo Domenika allein ſchlief, als der Bruder mit gezücktem Dolchmeſſer hinein ſtürzte und in dem nur von mattem Sternenſchimmer erfüllten engen Raume ſo lange auf den unſeligen Jüngling zuſtieß, bis derſelbe eine Leiche war. Dann warf ſich der Raſende auf die Schweſter. Sie machte keinen Verſuch zu fliehen, that keinen Hilferuf, keinen Laut. Regungslos, lautlos ſtand ſie, ſah vor ihren Augen den Geliebten abſchlachten und erwartete für ſich ſelber den Tod — wartete regungslos, lautlos!

Als ſie unter dem brüderlichen Meſſer hinſank, warf der Mörder den blutigen Dolch fort, verließ die Hütte, weckte den Älteſten, berichtete gelaſſen ſeine That, verließ darauf das Lager, ohne aufgehalten zu werden. Niemand wußte, wohin er gegangen war.

Zwanzig Dolchſtiche zählten ſie an dem Leichnam des Jünglings. Auch die Domenika glaubten ſie tot.

Es ſollte das erſte Mal geweſen ſein, daß der Ermordete ſeiner Verlobten einen nächtlichen Beſuch abgeſtattet; bereits im Herbſt hätte die Hochzeit ſtattfinden ſollen.

Unmöglich konnte die Verwundete im Lager bleiben: es wäre ihr ſicherer Tod geweſen. Aber wohin mit ihr? Ein Krankenhaus gab es in Wildau nicht; der Arzt wußte daher nur einen Ort, wo ſeine neue Patientin gut untergebracht werden konnte, und das war ſein eignes Haus.

Einen Augenblick dachte er an ſeine Frau, einen Augenblick zauderte er. Zugleich machte er ſich Vorwürfe, daß er zu zaudern vermochte, wo doch jeder Aufſchub den Tod der Schwerkranken nach ſich ziehen konnte. Dann war er entſchloſſen.

Es handelte ſich um ſeine Pflicht, und ſeine Pflicht muß der Menſch erfüllen, zumal der Arzt. Raſch wurde eine Tragbahre verfertigt und die noch immer Beſinnungsloſe von Alkibiades ſanft darauf niedergelegt. Er ſchlug um ſie ein Tuch, welches er, um ſie gegen jeden rauhen Luftzug zu ſchützen, auch über ihr Geſicht zog. Es hatte den Anſchein, als trügen ſie durch die Nacht eine Leiche davon.

Damit die Träger jedem Stein aus dem Wege gehen konnten, ließ Alkibiades durch einen Knaben voraus leuchten. Langſam, langſam mußten die Männer ſchreiten. Er ſelbſt ging dicht neben der Bahre, auf der ſo viel Schönheit gebettet lag. Alkibiades konnte die Vorſtellung nicht los werden, wie die kleine feine Geſtalt in dem engen halb dunklen Raum ſtand, den Geliebten töten ſah, ſelbſt zum Tode bereit: regungslos, lautlos!

Frau Creſcenz hatte ſich angekleidet und erwartete ihren Mann. Die Stimmen, die dieſen gerufen hatten, waren ſo furchtbar geweſen, daß gewiß etwas Entſetzliches geſchehen war. Eine wunderliche Gewalt

zwang sie, fort und fort an das junge Mädchen zu denken, vor dessen geheimnisvoller Schönheit sie ein unverständliches Grauen empfand, beinahe wie vor dem weißen Frauenleib, den ihr Mann wie ein Heiligtum hielt. Aber wie ein Heiligtum, welches zu verehren heimliche Sünde und Schuld war.

Dann vernahm sie Schritte. Langsam, langsam näherten sie sich dem Hause: ‚Gerade, als trügen sie jemand? Einen Toten?‘ — durchfuhr es die Gedanken der einsam wartenden Frau. Wen anders konnten sie ihr ins Haus getragen bringen, als den Herrn des Hauses?

Nur das nicht! Nur nicht tot! Nur leben sollte er! Zu lieben brauchte er sie nicht; aber leben mußte er! Wie konnte sie jemals, auch nur für einen Augenblick, unglücklich gewesen sein? Ihr Glück war, daß er lebte. Und jetzt brachten sie ihn!

An dem ungeheuren Schmerz, der sie durchdrang, empfand sie ihre ungeheure Liebe. Zum erstenmal ward ihr klar, daß diese maßlos, grenzenlos sei; daß es ihrem leidenschaftlichen Bedürfnis nach Glück genügte, daß er lebte und sie ihn lieben dürfte.

Da vernahm sie seine Stimme, und sie hätte auf ihn zufliegen, hätte ihm zujubeln mögen, wie glücklich sie sei, wie glückselig, nur weil er lebte! Doch dann faßte sie sich, nahm die Lampe, ging ihm möglichst gelassen entgegen . . . Gerade trugen vier Männer eine Bahre, darauf eine verhüllte Gestalt lag, ins Haus, und ihr Mann gebot den Trägern, ihre Last behutsam niederzulassen. Dann kniete er nieder, hob das Tuch auf, winkte seiner Frau, ihm zu leuchten, beugte sich auf die Liegende herab, tief herab, und dann — nach einer langen Weile, einem langen Schweigen erhob er sich, sagte leise und freudig: „— Ich werde sie retten. Aber du mußt mir helfen.“

Das wollte Frau Crescenz. Nicht nur jetzt wollte sie ihm helfen, sondern immer, immer.

— — — — — — — —

Und sie half ihm. Tag und Nacht half sie ihm. Ohne ihre getreue Hilfe wäre der Doktor mit aller seiner Kraft und all seiner Kunst machtlos gewesen. Es kam so wie so einem Wunder gleich.

Wenn Frau Crescenz einmal ermüdete, so dachte sie jener Zeit, wo sie todkrank dagelegen hatte, wo sie durch seine unermüdliche Sorge dem Leben erhalten blieb. Und ihm hatte damals niemand geholfen!

Wenn sie nur das eine wüßte: warum er sie damals nicht hatte sterben lassen? Es wäre so barmherzig gewesen; da er doch wußte — Und da er sie doch nicht wieder liebte, sie nur aus blutigem Mitleid — — Wenn doch eine Stunde käme, wo sie ihm für sein Mitleid würde danken können.

Eigentlich war es grausam, daß ein Arzt einen Kranken nicht sterben lassen durfte, wenn für ihn der Tod das Beste, das Allerbeste war. Seine Grausamkeit gegen sie war fast so groß wie sein Mitleid gewesen.

Mit dieser Todkranken war es etwas ganz anderes. Sie war so jung, so reizend; sie konnte Liebe einflößen, glücklich machen. Sie würde gewiß den toten Geliebten vergessen, würde verschmerzen, daß ihr Bruder ihretwegen zum Totschläger geworden war. Es gab immer noch Hoffnung für sie.

Unter dem Zudrang der ganzen Bevölkerung Wildaus und der Nachbarschaft wurde der Ermordete begraben. Alkibiades ließ seine Frau bei der Kranken und schloß sich dem großen Leichengefolge an. Sechs italienische Jünglinge trugen den Sarg, darüber sie eine grellrote Decke geworfen hatten; die Weiber der Fremden schrieen Gebete ab, die wie wilde Totenklagen klangen; der geistliche Herr segnete die Gruft und betete für seinen Mörder, daß diesem der himmlische Richter milder sein möge, als es der irdische durfte, dem Domenikas Bruder sich selber gestellt hatte.

Auch Alkibiades hätte gern gebetet — für sich selbst! Was ging mit ihm vor? Welche Gedanken bemächtigten sich seiner, welche Empfindungen? An diesem offenen Grabe, darin der Gemordete ruhte, ergriff ihn ein Gefühl, wie Neid gegen den Toten. Es erschien ihm ein schönes, ein glückseliges Sterben: von dem Herzen eines holden Weibes fort dem Tod in die Arme zu sinken, seine Seele auszuhauchen; die Lippen noch glühend vom Kuß der Geliebten.

Als der Doktor von dem Begräbnis nach Hause kam, vermied sein Blick, den stillen klaren Augen seiner Frau zu begegnen.

XVI.

Es ward Winter.

Die braunen Matten füllten das Thal

mit fahlem Schimmer, darüber die Tannenwälder wie finstere Wolkenschatten lagerten; auf den Bergen leuchtete der Neuschnee, und die Nächte waren klar und kalt, mit einem funkelnden Firmament. Gleich blassem Mondlicht ruhte es über der ihres langen Winterschlafes entgegenharrenden Erde.

Aus den Schluchten wollten die Nebel nicht weichen, und jeden Morgen begann der Kampf der Dünste mit einer immer matter scheinenden Sonne. Dann war es ein wunderbares Farbenspiel: durch eine ultramarinblaue Wolkennacht schossen gelbe und purpurrote Blitze, und mit gewaltigen Strahlen stieg eine gespenstische Nebelsonne auf.

Die Dünste zogen hin und her, stiegen auf, sanken herab, wogten und wallten. Ein schwarzer Tann brach hervor, eine goldige Au, eine nackte Felsenwand, ein schneeiger Gipfel, ein Stück tieblauen Himmels. Plötzlich lagen Thal und Berg nebelfrei da, von einem sanften Schimmer umhüllt.

Dann eines Morgens war die Welt zu einem Märchen geworden. Aus dem Nebel hoben sich die bereiften Wälder; auf den Wiesen war über Nacht eine bleiche Flora erblüht; jeder Zweig trieb leuchtende Blätter, jeder Grashalm eine Wunderblume. Es war ein Funkeln und Flimmern, ein Glänzen und Glühen im Sonnenlicht, daß es das hineinschauende Auge schmerzte.

Die Arbeiten am Straßenbau mußten eingestellt werden, die Fremden davonziehen. Die meisten kehrten in ihre Heimat zurück, aus der sie dann mit den Schwalben wiederkommen sollten. Sie ließen in dem einsamen Thale ein bereits vergessenes Grab und eine der Ihren zurück, die dem Grabe entrissen war.

Frau Crescenz selbst bat ihren Mann: „— Laß sie bei uns bleiben. Sie ist noch zu schwach; sie bedarf der Pflege noch zu sehr. Ihr Bruder sitzt im Zuchthaus, Vater und Mutter sind tot, ihr Bräutigam ward ihrethalben ermordet — was soll das Kind anfangen, schwach und elend, wie es immer noch ist? Wir dürfen die Verwaiste nicht fortlassen."

‚Du mußt, mußt sie fortlassen!' warnte Alkibiades eine innere Stimme. Aber als Arzt gab er seiner guten Frau Recht: „Sie ist noch zu schwach; sie könnte zu Grunde gehen, noch ehe sie die Heimat erreichte. Es ist deine Pflicht, sie nicht fortzulassen; hörst du wohl: deine Pflicht!" Trotzdem wandte er gegen seine Frau ein: „— Sie ist solch fremdartiges, solch seltsames Geschöpf. Wie das Wesen aus einer anderen Welt lebt sie in unserem Hause und zwischen uns. Du hast ihr die gütigsten Liebesdienste erwiesen, und sie dankt es dir mit keinem Wort, keinem Blick. Auch kannst du unmöglich vergessen, auf welche schreckliche Weise sie zu uns kam. Ich weiß, du kannst es nicht! Ich weiß, so oft du sie ansiehst, denkst du daran: ‚Sie sollte in den Armen ihres Liebhabers von ihrem eignen Bruder getötet werden!' Für dich ist dieser beständige Gedanke beständige Qual. Ich darf nicht zugeben, daß du dieses Mädchens willen leidest."

Auch das hielt er für seine Pflicht. Aber ihre Erfüllung wurde ihm schwer, und er sprach nicht ohne Anstrengung, am Fenster stehend und seiner Frau den Rücken zuwendend.

So hatte Alkibiades seit langem nicht zu seiner Frau gesprochen; mit solcher weichen innigen Stimme noch niemals. Und daß er sogar merkte, wie Frau Crescenz es mit der jungen Fremden schwer hatte! Allerdings nicht sehr schwer und nur bisweilen ... Wenn er so gütig zu seiner Frau sprach, konnte diese sich wirklich gar nicht mehr darauf besinnen, daß ihr überhaupt etwas schwer fallen sollte. Also war es keine Lüge, wenn Frau Crescenz ihren Mann wieder und wieder versicherte: der harte Samariterdienst bei dem fremdartigen seltsamen Wesen wäre ihr eine helle Freude, ein wahres Glück gewesen. Das arme verlassene Geschöpf müßte über den Winter bei ihnen bleiben; sie dürften es nicht fortlassen; es wäre ein Unrecht.

Der Doktor mußte also einwilligen, daß Domenika im Hause blieb. Er wunderte sich, daß er auf einmal im tiefsten Innern so froh ward, vor Freude fast leidenschaftlich erregt. Ihm war zu Mute, als wenn ein Sonnenstrahl, der schon scheiden sollte, zurückblieb in seinem Hause, welches ohne das himmlische Licht finster und öde sein würde.

Sogleich machte sich Frau Crescenz hausfrauliche Gedanken, wie sie die Genesende leicht beschäftigen wollte, damit diese die lange winterliche Öde nicht zu schwer empfand. Sie sollte dies und das lernen,

sollte aus einer kleinen Halbwilden ein gesittetes Jüngferchen werden, aus einer Sabinerin womöglich eine ländliche Schöne von Wildau.

Sie entwarf ihre Erziehungspläne mit solchem Eifer, daß ihr Gatte hell auflachte. Frau Crescenz war ganz erschrocken; denn es kam nie vor, daß Doktor Alkibiades Huber ein Lachen hören ließ: der Jammer der kranken Menschheit lastete zu schwer auf seiner weichen Seele! Die Frau Doktorin wurde rot vor Freude. Sie bildete sich fast etwas darauf ein, daß sie es war, die ihren immer ernsthaften Gatten lachen gemacht hatte. Aber warum lachte er eigentlich? Weil Frau Crescenz sich zutraute, Wunder zu vollbringen? Denn einem Wunder würde es gleich kommen, dieses Stück lebendiger Antike zu modernisieren. Dem Doktor war es aber doch lieber, daß keine Wunder mehr geschehen.

Sogleich wollte Frau Crescenz zu Domenika eilen, um dieser von dem Beschluß der beiden Gatten Mitteilung zu machen. Bei der Thür blieb sie jedoch stehen, kam langsam zurück und sagte: „Es ist besser, wenn du mit ihr sprichst."

„Warum sollte das besser sein?"

„Auf dich wird sie mehr hören."

„Weswegen meinst du das?"

Frau Crescenz schwieg. Der Doktor wiederholte die Frage und wurde dabei ganz unnötigerweise erregt: „Weswegen sollte sie auf mich mehr hören, als auf dich?"

„Erstens, weil du ein Mann bist: und zweitens" — — Sie zögerte etwas, und ein helles Lächeln flog über ihr Gesicht, welches in diesem Augenblick zwar nach wie vor kein schönes, aber mit dem strahlenden Lächeln um die Lippen und in den Augen ein überaus liebenswürdiges Frauenantlitz war. Dann fuhr sie fort: „Und zweitens hast du jetzt lange genug heimlich Italienisch gelernt, um dich ihr besser verständlich machen zu können, als ich."

Der Doktor erglühte wie ein auf verbotenen Wegen ertappter Schulknabe: „Du merktest, daß ich Italienisch treibe?"

Da erwiderte Frau Crescenz innig: „Ich möchte dich bitten, mich mit dir lernen zu lassen . . . Da wir das schöne fremde Mädchen doch eine lange Zeit im Hause behalten und weil ich überhaupt alles mit dir teilen möchte, was ich eben kann, so möchte ich dich recht herzlich bitten."

Alkibiades wollte seiner Frau sagen, daß er die schöne fremde Sprache nicht des schönen fremden Mädchens, sondern ihres Wohllautes willen erlernte. Er hätte dann aber auch erklären müssen, weshalb er es so lange im geheimen gethan, und weil er das nicht gut vermochte, schwieg er lieber ganz. Eigentlich wußte er selbst nicht, weswegen er die Sache so heimlich betrieben, fast, als wäre es ein Unrecht gegen seine Frau.

Später dann — er wollte es nicht sofort thun — begab er sich zu Domenika, um mit dieser zu reden. Das Mädchen lag auf einem Ruhebette, denn sie war immer noch schwach und vollständig teilnahmlos gegen alles. Der Glanz der Augen in dem wachsbleichen Antlitz war unheimlich, als hätte ein Marmorhaupt Menschenaugen! Klein wie Kinderhändlein lagen ihre abgezehrten Hände auf der roten Decke, darin Frau Crescenz sie eingehüllt hatte.

Der Doktor setzte sich zu ihr und fragte sie, ob sie den Winter über bei ihnen bleiben wollte? Sie verstand ihn sogleich, heftete ihre brennenden Augen auf sein Gesicht und gab keine Antwort. Er wiederholte sein Anerbieten mit womöglich noch sanfterer Stimme und von einer plötzlichen Angst gefaßt, sie könnte trotz ihrer Schwäche bald fort wollen.

Immerfort ihren Blick auf ihn, fragte sie: „Warum soll ich bleiben?"

„Weil du noch krank bist, weil wir dich ganz gesund machen möchten, weil wir dich so nicht fortlassen dürfen.

„O, darum?"

Ihr Blick verwirrte ihn.

„Bleibst du nicht gern bei uns, liebes Kind?"

Auch darauf antwortete sie nicht. Sie sah ihn fort und fort unverwandt an. Aber sie sagte nicht, daß sie nicht bleiben wollte.

XVII.

Frau Crescenz stand im Wohnzimmer am Fenster. Es dunkelte, aber sie schickte die Dienerin, welche die Lampe brachte, mit dem Lichte wieder hinaus. In dem alten gewaltigen Kachelofen prasselten die lodernden Fichtenscheite; und der Flammenschein spielte auf dem schimmernden Getäfel, an Decke und Wänden, auf den blanken Dielen und den blütenweißen Gardinen, warf einen

zuckenden zitternden Glanz über die große anmutlose Frauengestalt.

Es schneite, und Frau Crescenz schaute zu, wie in der grauen Dämmerung die Flocken aus dem Schneegewölk herabrieselten: unaufhörlich, lautlos, so weiß und weich, wie ein Gestöber von bleichen Frühlingsblüten. Es wurde dichter und dichter, bis vom Himmel und Erde nichts mehr zu sehen war, als ein sanft bewegter fahler Schein.

Es lag gar nicht in ihrer Art, das Licht fortzuschicken und im dunklen Zimmer unthätig am Fenster zu stehen, melancholisch dem Schneegerieſel zuzuschauen und sich nach einer Stille in ihrer Seele zu sehnen, der feierlichen Ruhe des Winterlandes gleich.

Die schöne junge Fremde war geblieben. Sie ging im Doktorhause umher, als wäre sie dort zu Hause. In dem alten wüsten Gebäude leuchtete ihre fremdartige bleiche Schönheit, erschallte ihre fremdartige wohllautende Sprache und seit einiger Zeit bisweilen die Strophe eines fremdartigen schwermütigen Gesanges.

Nicht ein Wort hatte sie von dem toten Jüngling gesprochen, der ihretwillen in der Fremde sein blutiges Grab gefunden; nicht eine Frage hatte sie nach dem Manne gethan, der ihretwillen zum Mörder geworden: sie schien niemals einen Bräutigam, niemals einen Bruder besessen zu haben.

Wenn sie in ihrer fremdartigen Tracht, mit ihrem noch immer langsamen leisen Schritt durch das Zimmer ging, so schien dasselbe plötzlich wundersam verändert zu sein — wenigstens für den Mann, dessen Augen an ihr hingen; und Frau Crescenz sah es. Wenn sie sich lautlos wie ein Kätzchen hin und her bewegte, wenn sie in einem warmen Winkel kauerte, in den großen Lehnsessel sich schmiegte, so leuchtete der Blick des Mannes auf in Entzücken, in Staunen über so viel Anmut; und Frau Crescenz sah es. Wenn sie etwas sagte, dabei ihren reizenden Arm bewegte, den feinen Kopf neigte, das Hälslein bog; wenn sie lächelte, so bekamen die Augen des Mannes denselben Blick, der an der Schönheit des Psychenbildes sich trunken schaute; und — Frau Crescenz sah es! Es geschah noch immer, daß Domenika plötzlich mitten im Zimmer stehen blieb, Frau Crescenz ins Gesicht starrte, und daß ihr Blick sagte, so deutlich, als sagte ihr Mund es laut: „Bist du aber häßlich!“ Dann konnte es vorkommen, daß Frau Crescenz still hinausging, in ihrem Kämmerlein vor ihren Spiegel trat und leise wiederholte: „Bist du aber häßlich!“ Und sie setzte hinzu: „Wie konnte er nur solche häßliche Frau nehmen?“ Und sie beantwortete die Frage: „Das mußt du selbst ja doch am besten wissen! Er nahm dich aus Mitleid.“

Als sie heute am Fenster stand und hinaus sah in die bleiche Schneenacht, dachte sie an ihres Mannes Blick, an seinen verzückten Ausdruck, wenn er ein anderes Frauengesicht sah als das ihre; und sie dachte an ihre Liebesschuld gegen ihren Mann, an ihre unermeßliche Sehnsucht, ihn glücklich zu machen. An alles dachte das große häßliche Kind der blauen Genziane; auch daran, wie sie ihm wohl einstmals ihre Schuld zahlen, wie sie ihn glücklich machen könnte.

Aber bis dahin war es noch weit; bis dahin müßte noch vieles geschehen. Sie mußte noch lange ihre Augen offen halten, noch lange sehen; nicht nur in das verklärte Gesicht und die leuchtenden Augen ihres Mannes, sondern auch in das Gesicht einer anderen. Nein! Nicht in ihr Gesicht, sondern in ihre Seele; tief, tief in diese hinein, bis in ihre dunkelste Regung.

Denn auch darum hatte Frau Crescenz ihren Mann gebeten: „Laß die Fremde bei uns bleiben!“

Sie war ein Mädchen aus niederstem Stand, eine Fremde, eine Halbwilde. Aber mit ihrem klaren Blick erkannte die Frau des Doktors, wie bildungsfähig dieses junge verwahrloste Geschöpf war. Nur einiger Zeit bedurfte es und vieler Geduld, sehr vieler und sehr großer Geduld. Geduld hatte Frau Crescenz, und was die Zeit anbetraf, so konnte in einem Jahre mit großer Geduld manches erreicht und vollbracht werden.

Freilich, die „Cavalleria Rusticana“ würde sie vielleicht nicht spielen, den „Atala René“ nicht lesen lernen. Dafür würde sie ihre schwermütigen sabinischen Balladen singen und zum Gerassel des Tamburins den Saltarello tanzen und — das war schöner als das andere, das würde ihn glücklicher machen.

Schauerlich war das Blut, das ihret-

willen geflossen, die Unthat, die um sie verübt worden war. Aber sie selbst war daran unschuldig gewesen. Was konnte sie, das halbe Kind, für das Ungestüm des rasend verliebten Jünglings? Hatte der Stahl des Rächers der Ehre seiner Schwester den Schuldigen nicht bereits getroffen, noch ehe die Ehre der Verlobten verletzt worden war? Frau Crescenz hatte versucht, sich darüber Gewißheit zu verschaffen, und jetzt war sie der Unschuld des Mädchens gewiß — auch der Unschuld ihrer Seele.

Immerhin blieb ihr noch genug und übergenug, was sie erfahren und erst mit eignen Augen sehen mußte, bevor sie dann — . .

Aber auch dieses ‚Dann' bedeckte fürs erste noch tiefes Dunkel.

— — — — — — — —

Die glücklichsten Stunden in dem Leben der Frau Doktorin waren gewesen, wenn sie ihren Mann zu einer seiner Patienten begleiten durfte — wenn sie dazu einmal von ihm aufgefordert ward. Er that es selten. Wohl darum so selten, weil er nicht merkte, wie glücklich diese Wege sie machten; besonders, wenn sie recht weit und recht mühselig waren. Oder des Winters, wenn man weder fahren noch gehen konnte, sondern durch die Schneemassen sich durchkämpfen mußte, häufig unter beständiger Lebensgefahr. Wie kraftvoll Frau Crescenz dann ausschritt, wie mutig sie jedes Hindernis überwand. Wie ihre Wangen in der kalten Luft sich röteten, wie sie vom Sturm ihr Haar zerzausen ließ, wie sich bei solchen Gelegenheiten zeigte, daß sie ein echtes Kind dieser stolzen, wilden, gewaltigen Alpennatur war.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstwanderung.

Von

A. von Berchthold.

Bin im Herbstlaub gehst du —: gelb und rot und braun,
Wie ein reichgeflickter Teppich ist's zu schau'n,
Wie ein Teppich weich und farbensatt — —
Glaub's nicht, daß der König einen schönern hat . . .

Einen schönern . . .? Nein! Was einst der Lenz ersann,
Was er märchenfroh im Walde spann —
Was er wob in lichter Frühlingsnacht —
Von den Feen umgaukelt und bewacht . . .

Was der Sommersonne Gold durchglüht,
Und der Tau mit Perlen überstrüht . . .
Was — ein Zelt — von keinem Sturm bewegt —
Unsrer Liebe heimlich Glück umhegt . . .

Sieh' — des Herbstes Purpurmantel nun —
Niedersank's, auf deinem Weg zu ruh'n . . .
Vor dir liegt's — ein Teppich — farbensatt . . .
Glaub's nicht, daß der König einen schönern hat.

Hz]

Graf Hohenau. von Kramsta. Frhr. von Landsberg, Präsident d. Ver. f. Hindernisrennen. von Oertzen. von Boddin. von Schmidt-Pauli.

Am Wagehäuschen in Carlshorst. Nach der Zeichnung von Georg Koch.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Der deutsche Rennsport.

Von

W. Meyer-Foerster.

Mit zwei Einschaltbildern und fünfundzwanzig Textabbildungen nach Originalzeichnungen von Prof. Georg Koch und photographischen Aufnahmen von Franz Kühn.

(Abdruck verboten.)

Es sind nicht zwanzig Jahre seit der Zeit verflossen, da die Fachleute behaupteten, man werde in Deutschland nie und nimmer gute Rennpferde züchten. In jedem Sommer, wenn die Invasion der Ungarn kam und die Buccaneer-Kinder und die Cambuscans und die Verneuils die deutschen Rennbahnen abgrasten, jedesmal dann erhob sich ein Lamento der Fachpresse, in dem hundert Gründe ins Treffen geführt wurden, um die ewige Inferiorität der deutschen Gäule logisch zu erklären. Vor allem gab man dem Klima die Schuld, dem norddeutschen Winter — denn Süddeutschland kümmerte sich nicht um Vollblut und Rennbahnen —, diesem Winter, der im Vergleich zu dem milden England, der Normandie und der ungarischen Pußta die jungen Rennpferde in der Entwickelung ebensosehr hindern sollte wie im Training.

Man machte allerhand Experimente, um sich gegen diese klimatischen Unbilden zu wehren, man baute verdeckte Trainirbahnen, man schickte die Pferde über Winter nach England, wo sie in Newmarket alle Vorteile des englischen Wintertrainings genossen, um dann, heimgekehrt, gewöhnlich genau so schlecht zu sein, wie die daheimgebliebenen.

Schließlich war man nahe daran, die Flinte ins Korn zu werfen. Unsere großen Zuchtrennen sind bis zum heutigen Tage den englischen und französischen Rennpferden — leider! — verschlossen, damals erwog man allen Ernstes die Frage, ob man das Norddeutsche Derby hinfort nicht auch gegen Österreich-Ungarn hin mit einer Schutzmauer versehen sollte.

Die ganze Sachlage hatte einen tragikomischen Anstrich. Fast Jahr für Jahr gewannen die Nachbaren von der Donau auf dem Horner Moor bei Hamburg das Derby (1878 Oroszvar, 1880 Gamiani, 1883 Tartar, 1884 Stronzian, 1885 Budagyöngye, 1887 Zsupan, 1888 Tegethoff, 1889 Uram batyam), und ganz abgesehen von den Hunderttausenden, welche die österreich-ungarischen Rennställe in jedem Sommer per Rundreisebillet einheimsten (in erster Linie die Ställe Blaskovits, Festetics, Springer, Esterhazy, Pechy, Apponyi, Rothschild) — abgesehen, wie gesagt, von diesem materiellen Schaden, hatten die deutschen Ställe den Spott obendrein. Sie spielten die Rolle des Gastgebers, dem der gute Freund alle fetten Bissen vor der Nase verspeist.

Man sagte: „Das geht nicht länger. Man muß die Fremden allesamt ausschließen und hinfort die großen Rennen ausschließlich für deutsche Pferde

Gradißer Vollblutstute.

reservieren.“ Und vielleicht fehlte nicht allzuviel daran, daß man diesen Schritt gethan hätte, der nichts anderes bedeutet haben würde als die definitive Vernichtung unserer Vollblutzucht. Die deutschen Gestüte und deutschen Rennställe hätten hinfort die hübschen Geldsummen für sich behalten, aber ein kläglicher Schlendrian wäre sehr bald das Resultat der Absperrung gewesen.

Das Wesen des Rennsports, A und Z der Vollblutzucht ist die Prüfung, die Konkurrenz, die möglichst scharfe Gegnerschaft, — hört dieselbe auf, so muß sehr bald ein völliges Versumpfen eintreten.

Der verhängnisvolle Schritt wurde nicht gethan. Mit einer letzten und in der That erstaunlichen Kraftanstrengung wurde die einheimische Vollblutzucht von Grund auf regeneriert. Man kaufte für enorme Summen englische Stuten, erstklassige Hengste —, und heute, zehn Jahre nach jener Serie von Derbysiegen fremder Pferde, hat unsere Zucht eine Höhe erreicht, die sie kaum noch hinter der Ungarns zurückstehen läßt.

Von 1890—1900, also innerhalb der letzten elf Jahre wurde das Deutsche Derby nur noch zweimal von ungarischen Pferden gewonnen, 1892 von Espoir und 1899 von Galifard, während umgekehrt das österreichische Derby 1897 von einem deutschen Pferde (Saphir) siegreich bestritten wurde. Kein Mensch hätte vor fünfzehn Jahren daran gedacht, daß unsere Pferde einstmals an der Donau sich Revanche holen würden, aber Potrimpos, Eintracht, Saphir, Masha,

Fürst Egon von Fürstenberg.

Geranium und andere mehr haben eine ganze Anzahl der größten Preise Österreich-Ungarns über die Grenze geholt.

Daß dem preußischen Oberlandstallmeister Graf Lehndorff in allererster Linie der Dank für diesen nie geahnten Aufschwung unserer Vollblutzucht gebührt, wird jeder neidlos anerkennen. Man hat ihn vielfach angefeindet, vor allem deshalb, weil er nicht wie das ungarische Staatsgestüt „Kisber“ die Graditzer Jährlinge zum öffentlichen Verkauf stellte, — heute ist man über diese leidenschaftlich diskutierte Frage längst zur Tagesordnung übergegangen. Die Pferdezucht eines so großen Staates wie Preußen, der auf leistungsfähige Remonten angewiesen ist, bedarf in erster Linie hochentwickelter Vollblutgestüte, und in Graditz (bei Torgau) ein Mustergestüt dieser Art geschaffen zu haben, wird das unvergängliche Verdienst Lehndorffs bleiben. Die Bedeutung des Graditzer Rennstalles, der in ganz Preußen über die Fachkreise hinaus mit seinen schwarz-weißen Rennfarben sich einer Art von Popularität erfreut, braucht nicht betont zu werden. Graditz gewann das Derby mit Potrimpos (1886), Peter (1891), Geier

„Hagen“, der Sieger des Hamburger Derbys 1900.

(1893), Habenichts (1898), und wenn seinem diesjährigen Vertreter „Pomp“ der große Erfolg versagt blieb, so war der Hengst doch Sieger in dem zweitgrößten Zuchtrennen des Jahres, der „Union“ zu Berlin, wo der spätere Derbysieger „Hagen“ geschlagen hinter dem Graditzer endete.

Rittmeister von Eynard wird als Sieger begrüßt.

Mit „Hagen“ hat zum erstenmal die süddeutsche Vollblutzucht ein Derby gewonnen. Das ist der wesentlichste Punkt dieses am 24. Juni zu Hamburg mit unglaublichem, vieltausendstimmigem Beifall begrüßten Sieges. Hagen blieb im Endkampfe sicherer Sieger gegen Graf Tassilo Festitics' ungarischen Hengst „Attila“, ein wunderlicher Zufall der Namen, auf den von keiner Seite hingewiesen ist. In der Sage mußte Hagen von Tronje an Etzels Hofe sein Leben lassen, während in diesem friedlichen Wettkampfe auf grünem Rasen der Träger desselben hunnischen Königsnamens vor Hagen klein beigab.

Mit einer erstaunlichen Gleichgültigkeit hatte Süddeutschland bis vor ganz kurzer Zeit sich um die Vollblutzucht nicht im geringsten gekümmert. Es war König Wilhelm von Württemberg vorbehalten, als Züchter sowohl wie als Sportsman dem englischen Vollblut in seinem Lande Eingang zu schaffen, während gleichzeitig in Baden der Herrensport und in Bayern die Vollblutzucht in großem Stile aufsiebten. München und Stuttgart sind seit den allerletzten Jahren Rennplätze von wirklicher Bedeutung geworden, während Regensburg und eine ganze Anzahl kleinerer Plätze dafür sorgen, daß der Rennsport über das Land sich ausbreitet.

Herr von Lang-Puchhof war der erste, der es in Bayern unternahm, ein Vollblutgestüt ersten Ranges zu begründen, und nachdem dieses Gestüt mit einer Reihe außerordentlicher Erfolge (Migräne, Gloire de Dijon, Liebelei, Hut ab ꝛc.) sich in bemerkenswert kurzer Zeit den ersten Zuchtstätten Norddeutschlands ebenbürtig gezeigt hatte,

Auf der großen Tribüne in Hoppegarten

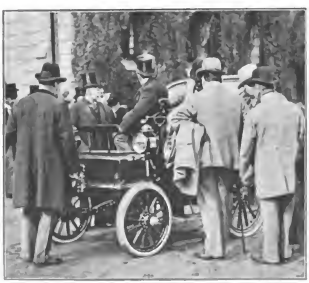
Herzog Friedrich von Mecklenburg.

wurde ihm nun im Juni 1900 mit Hagens Derbysiege der erste wirklich entscheidende Triumph zu teil. Man kann nur wiederholen: wer das vor anderthalb Decennien gedacht hätte! Berlin, Hamburg, Hannover, Breslau, Gotha, Leipzig, Frankfurt und das damals in seiner internationalen Bedeutung völlig verblaßte Iffezheim waren vor noch zehn Jahren die einzigen deutschen Rennplätze von Bedeutung, heute sind Köln, Hamburg-Großborstel (mit seinen 100000 Marktpreisen), Dresden, Stuttgart, München und ungezählte kleinere Plätze hinzugekommen, während Karl Egon von Fürstenberg, der leider viel zu jung verstorbene Fürst, aus Baden-Baden von neuem einen Platz internationaler Bedeutung gemacht hat, der in Europa ohne Vergleich dasteht. Einzig der Osten Preußen, dieses Pferdeland par excellence, bleibt nach wie vor dem Rennsport so gut wie verschlossen.

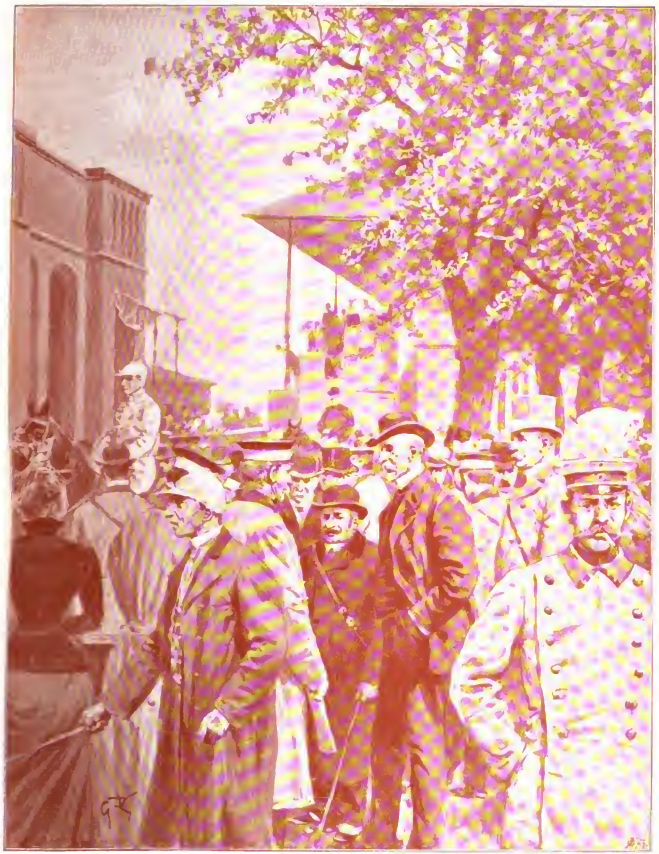
Vor drei Decennien auf dem deutschen Turf dominierend, waren die rot-weißen Farben des Fürsten Hohenlohe, Herzogs von Ujest, lange Zeit verschwunden, bis wenige Jahre vor seinem Tode der Gestütsherr von Slawentzitz den alten Rennstall neu aufleben ließ, in dem gleichen großen Umfange wie einst. Fürst Hohenlohes Farben haben im letzten Decennium auf unseren Bahnen zahllose Siege erfochten, ihre Stellung war eine Zeitlang die unbestritten erste, und auch dem jungen Herzog von Ujest ist bis heute der Erfolg auf der Rennbahn treu geblieben. Das Gestüt Slawentzitz benennt seine Pferde dem Alphabet folgend, jeden Jahrgang mit dem gleichen Anfangsbuchstaben, und seine Zweijährigen, die jetzt 1900 bei dem letzten Buchstaben des Alphabets angelangt sind, scheinen einer ebenso

ausgezeichneten Klasse wie ihre Vorgänger anzugehören, denn gleich das erste große Zweijährigenrennen des Jahres wurde von Zuleika gewonnen. Übrigens verfügt der von Brown zu Hoppegarten trainirte Rennstall des Fürsten über den ohne Frage besten Jockey des Landes: Warne, der fast Jahr für Jahr den Siegesrekord unter seinen Berufsgenossen erringt.

Einen aller Wahrscheinlichkeit nach aber noch weit besseren Jockey hat der deutsche Rennsport verloren, als der junge Madden, der in Deutschland geboren und groß geworden war, vor wenigen Jahren als Stalljunge nach England ging. Sein Vater, der in den siebziger Jahren die nie besiegte ungarische Wunderstute Kincsem in fast allen ihren Rennen ritt, starb in Hoppegarten in



Der Herzog von Ujest verläßt den Rennplatz.



Graf Bninski. Graf Lehndorff. Graf Wedell. Oberstallmeister.
Ober-Landesstallmeister.

Auf dem Sattelplatz zu Hoppegarten.

den denkbar kümmerlichsten Verhältnissen, und der Junge, der in seiner Jugend sicherlich die ganze Schwere der Armut hat kosten müssen, ist heute der beste Jockey Englands, das heißt der Erde. Er hat mit seinen zwanzig Jahren ein Jahreseinkommen, das nach Hunderttausenden rechnet und sicherlich von keiner Primadonna erreicht wird. Es gibt kein zweites Gebiet, in dem Existenzen so auf- und niedersteigen.

Daß die Ausnutzungszeit eines Rennpferdes sich auf keine besonders lange Zeit-

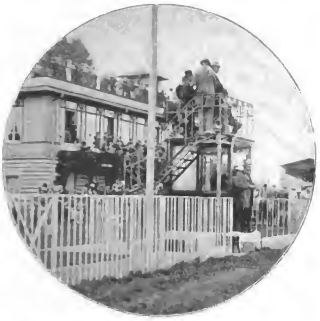
dauer erstreckt, dürfte ziemlich allgemein bekannt sein. Amerika hat das Kunststück zu wege gebracht, einjährige Traber-Fohlen im Sulky auf die Rennbahn zu bringen, bei allen Vollblutrennen kommt hingegen das junge Pferd erst zweijährig in den Wettkampf, und zwar in England bereits Ende März, bei uns Anfang Juni, in Frankreich im Spätsommer. Die weitaus größten und wichtigsten Rennprüfungen hat das Vollblutpferd dreijährig zu bestehen, und nur ein recht geringer Prozentsatz übersteht die Strapazen des Trainings genügend, um auch als vierjährige noch in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Ganz wenige Pferde laufen in Flachrennen noch als fünf- und sechsjährige, und in einem Alter, da jedes Gebrauchspferd seine eigentliche Thätigkeit beginnt, sind die Rennpferde verbraucht.

General der Kavallerie von Rosenberg †.
Aufnahme von J. C. Schaarwächter in Berlin.

Die großen Rennen der Dreijährigen sind also, wie gesagt, alljährlich die Höhepunkte im Rennbetriebe (in England: Two thousand Guineas, Derby, Leger, — in Frankreich: Grande Poule, Derby, Grand Prix, — in Österreich-Ungarn: Trial-Stakes, Nemzeti-Hazasi, Derby, — in Deutschland: Henckelrennen, Union, Derby), in allen drei letztgenannten Ländern spielen die Herbstprüfungen eine untergeordnete Rolle.

Daß der Graditzer „Pomp" 1900 die Union und „Hagen" das Derby gewannen, wurde bereits erwähnt, es bleibt mithin noch das Henckelrennen hier einzuschalten, das von „Griffin" erfolgreich bestritten wurde. Der Hengst trägt eine Kanüle, und mittelst dieser seltsamen Erfindung moderner Chirurgie gelingt es, mit Atemfehlern behafteten Pferden ihre volle Leistungsfähigkeit zurückzugeben. Das erste Pferd, das mit

Auf dem Sattelplatz zu Iffezheim bei Baden-Baden.



Auf der großen Tribüne zu Iffezheim.

einer solchen Kanüle versehen auf unseren Rennbahnen erschien, war vor sechs, sieben Jahren ein russischer Traber, „Reswaj“, und es machte damals nicht geringes Aufsehen, ein Tier zu beobachten, das, unterhalb des Kopfes durch eine künstliche Öffnung des Halses atmend, Rennen auf Rennen gewann.

Später, 1895, erschien ein englischer Steepler in Deutschland, „Big George“, ein großer, starker Bursche, der, durch eine Kanüle atmend, eine ganz bemerkenswerte Schnelligkeit entfaltete. Heute ist der chirurgische Eingriff bei Roarern sehr häufig geworden, man experimentiert, man verwendet abwechselnd größere und kleinere Kanülen, und wenn man erwägt, daß nicht allzuviel gefehlt hat, um „Griffin“ den diesjährigen Derbysieg zu verschaffen, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach diese Operation in den Rennställen sehr bald „populär“ werden. „Griffin“ gehört Captain Joë, einem der ältesten Rennstallbesitzer Deutschlands, dessen Pferde seit Jahrzehnten auf der Flachrennbahn und wohl mehr noch auf der Hindernisbahn zahllose Siege erfochten haben.

Die weitaus beste dreijährige Stute ist „Ordonnanz“, Siegerin des 100000 Markpreises zu Hamburg-Groß-Borstel. Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß die Fulmentochter im Derby nicht engagiert war und diesen Kampf drei ihrer Stallgefährten überlassen mußte, die indessen alle drei im Derby absolut versagten. „Ordonnanz“ ist gezogen von Graf Redern, dessen Gestüt Görlsdorf in der Mark Brandenburg durch die Aufstellung des nicht einmal sehr teuer bezahlten „Fulmen“ als Deckhengst einen außerordentlichen Aufschwung genommen hat. Was ein einziger Hengst wirklich erster Klasse nicht nur für ein einzelnes Gestüt, sondern für ein ganzes Land bedeutet, dafür hat Ungarn das Beispiel „Buccaneers“ und Deutschland das „Chamants“. Beide Hengste sind vor Jahren eingegangen, aber ihre Nachkommenschaft wird noch in hundert Jahren und länger in den Pedigrees, den Stammtafeln, eine dominierende Rolle spielen. Die Züchter kommen immer mehr dahin, bei dem Ankauf eines Hengstes wirklicher Klasse keine Kosten zu scheuen, dem großen Publikum hingegen werden diese Riesenpreise noch lange ein Rätsel bleiben.

Im Frühjahr 1900 wurde der vorjährige englische Derbysieger „Flying Fox“ zur öffentlichen Auktion gestellt und an Monsieur Blanc für nahezu eine Million Francs verkauft.

Die Mitteilung ging durch alle Zeitungen der fünf Erdteile, und ohne Frage haben neunzig Prozent aller Leser oder mehr dazu den Kopf geschüttelt: „Ein solcher Preis ist eine Albernheit.“

Jockey Warne.

Man erinnert sich an die Hunderttausende, die für berühmte Bilder, Kunstwerke, Antiquitäten gezahlt wurden, und sagt: „Auch solche Preise scheinen zumeist übertrieben, aber man kann sie immerhin verstehen. Es handelt sich um wichtige Dokumente der Geschichte oder die Meisterschöpfungen eines Künstlers, und dergleichen Dinge haben keinen Marktpreis. Sie werden nach Enthusiasmus und Laune des Mäcens, vielleicht auch nach der Eitelkeit des Käufers gewertet. Aber für ein Pferd eine Million zu zahlen, ist spleenige Narrheit."

In Wahrheit liegen die Dinge umgekehrt.

Die Hunderttausende für Kunstwerke verzinsen sich nicht und werden in den seltensten Fällen das bedeuten, was man „ein gutes Geschäft" nennt, — die für den englischen Hengst gezahlte Million stellt eine allerdings gewagte, aber wahrscheinlich recht gute Spekulation dar.

Ein erstklassiges Rennpferd kann außerordentlich große Summen verdienen — „Flying Fox" selbst gewann seinem verstorbenen Besitzer ein großes Vermögen —, und der Laie wird umn wiederum falsch schließen, indem er annimmt, daß Monsieur Blanc nichts Eiligeres zu thun gehabt habe, als das für eine Million erhandelte Pferd in möglichst vielen Rennen laufen zu lassen.

Unmittelbar nach dem Kauf hingegen erklärte der französische Rennstallbesitzer für „Flying Fox" in dessen sämtlichen Engagements Rengeld; mit anderen Worten: er teilte öffentlich mit, daß der Hengst die Rennbahn nie mehr betreten werde.

Und weshalb ein solcher Schritt, der in Anbetracht der riesigen Gewinnchancen des jungen — vierjährigen — Pferdes fast unbegreiflich erscheint —?

— Weil Monsieur Blanc sein teuer bezahltes Pferd in der möglichst praktischen Weise auszunutzen beabsichtigt.

„Flying Fox" kommt ins Gestüt. Für jede Stute, die ihm zugeführt wird, hat deren Besitzer 10000 Francs zu zahlen, das macht bei auch nur zwanzig Stuten ein schönes Jahreseinkommen. Der Hengst ist jung, er hat bei gesunder Lebensweise, für die ein kleines Heer von Gestütbeamten, Tierärzten und Stallleuten sorgen wird, seine fünfzehn bis zwanzig Jahre — vielleicht auch noch mehr — vor sich. Er kann die lumpige Million seinem Eigentümer vervielfacht zurückerstatten.

Was bedeuten dem gegenüber die wenigen Hunderttausende, die der Gaul auf der Rennbahn noch gewinnen würde? Und im Gegenteil: diese lockenden Renngewinne könnten dem berühmten Hengst seine ganze Zukunft kosten. Eine einzige Niederlage, die bei einer intensiven Ausnutzung des Pferdes schließlich keinem erspart bleibt, würde seinen Nimbus verkleinern, würde die fremden Gestüte, auf deren Kundschaft er später zu rechnen hat, stutzig machen. Ganz abgesehen davon, daß die übertriebene Ausnutzung eines Pferdes auf der Rennbahn seinen Wert für die Zucht ohne Frage verringert.

Man sieht, daß es wirklich kein schlechtes Geschäft ist, und sicherlich keine Modelaune oder Narrheit, wenn man ein englisches Rennpferd erster Klasse mit Summen bezahlt, wie sie auch nur annähernd niemals für irgend ein Lebewesen erlegt wurden.

Ein so sparsamer Staat wie der pren-

von Tepper-Laski. Graf F. Königsmarck. Graf Siegfried Lehndorf.

Auf dem Sattelplatz zu Carlshorst. Originalzeichnung von Georg Koch.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

Herr Ten Bergh und Leutnant Suermondt.

zösische kaufte „St. Gatien“, der im Grunde genommen sich im Gestüt als eine Niete erwies, für etwa 300 000 Mark; Oberlandstallmeister von Girsewald erwarb für das braunschweigische Gestüt zu Harzburg den französischen Hengst „Gouverneur“ für eine Viertelmillion; „Galtee More“ ging für eine Riesensumme nach Rußland; „Ormonde“ wanderte, mit einer halben Million bezahlt, nach Argentinien; die italienische Regierung kaufte „Melton“ für 200 000 Mark, nutzte ihn zehn Jahre aus und erhielt selbst dann noch von England eine Summe für den Hengst gezahlt, die den Ankaufspreis weit überstieg. Es war fraglos eines der besten Geschäfte, die Italien je gemacht hat.

Das sind einige ganz wenige Beispiele, deren Reihe man um das zehnfache erweitern könnte. Während der Markt für amerikanische Renntraber, deren Preise Ende der achtziger Jahre eine wahnsinnige Höhe erreicht hatten, den ungeheuerlichsten Rückgang erfahren hat, wird das Vollblut in den drei Erdteilen Europa, Amerika, Australien heute mit Summen bezahlt wie nie zuvor.

Mit Recht. Der amerikanische Traber verdankte jene Nachfrage einer Modelaune, er stellt nichts als eine, wenn auch wertvolle, Specialrasse dar, — das englische Vollblutpferd hingegen bildet eine kleine Herde von wenigen tausend Köpfen, deren Blut, mit dem aller anderen Pferderassen gekreuzt, beständig dazu dient, die vielen Millionen Pferde des Erdkreises zu regenerieren.

Vor hundert Jahren gab es in England ein hervorragend gutes Rennpferd mit Namen „Eclipse“, und man wird heute nicht viele Pferde in den fünf Erdteilen finden, die nicht einen Tropfen vom Blute Eclipses in sich tragen. Ein Baum, der sich in hundert Äste und in tausend Zweige und viele tausend Blätter teilt, gibt nur ein schwaches Bild von der millionenfachen und abermillionenfachen Verästelung, in welcher die Potenz eines solchen Hengstes auf ungezählte Individuen übergeht.

Darin liegt die Bedeutung eines derartigen Zuchttieres, und eben deshalb ist der Riesenpreis, der besten Vollblutpferde

Der Gradißer „Pomp“

von Kramsta. Graf Lehndorff.

Rittmeister von Auerswaldt.

nicht durch Laune und Mode, sondern durch den faktischen Wert diktiert.

Wenige tausend Köpfe, wie gesagt, bilden den Gesamtbestand der englischen Vollblutherde. Man sollte meinen, diese kleine Schar müßte in Anbetracht ihres Wertes von den Züchtern — was ja ohne Schwierigkeit geschehen könnte — möglichst rasch vervielfacht werden, aber auch das ist ein Irrtum. Der Wert dieser Herde liegt eben in ihrer Begrenzung. Man unterzieht mit außerordentlich großen Kosten diese sämtlichen Tiere in ihrer Jugend einem scharfen Training und den noch schärferen Prüfungen auf öffentlicher Rennbahn, und man scheidet die große Mehrzahl, die nichts leistet, sofort aus. Ein schlechtes Rennpferd, — und die weitaus größte Zahl erweist sich als ungenügend — wird ausrangiert; man kann solche Tiere spottbillig kaufen. Man benutzt sie auf der Hindernisbahn oder als Reitpferde oder zu anderweitigen Gebrauchszwecken. Kein Züchter unterzieht sich dem Risico, ein solches Tier in sein Gestüt zu übernehmen, und thut er es doch, so wird er die Folgen mit seinem Gelde teuer bezahlen. Die ganz kleine Zahl der Zähesten,-Besten, Härtesten, die wenigen Sieger der Rennbahn werden zurückbehalten, und dieser geringe Prozentsatz dient dazu, die Rasse fortzupflanzen, in einer Reinheit zu erhalten, die auf allen Gebieten der Zucht ohne jeden Vergleich dasteht.

Während im Daseinskampfe die Natur langsam die Schwächeren tötet, immerhin es aber duldet, daß diese Schwachen, Unfähigen sich fortpflanzen und Generationen Gesunder in deren Fortentwickelung hemmen, schädigen, — hat hier der Verstand des Menschen die Natur korrigiert.

Es ist keine Frage, daß England sowohl als Frankreich uns mit ihrer Vollblutzucht weit übertreffen und daß auch in Jahren und Jahrzehnten darin kein Wechsel stattfinden kann, — aber ebenso gewiß ist es, daß Deutschland auf einem und zwar sehr wichtigen Gebiete des Rennsports an erster Stelle marschiert, nämlich in der Ausbildung seiner Herrenreiter. Während französische und österreich-ungarische Offiziere so selten Rennen reiten, daß man gewiß nicht zu viel sagt, wenn man die Beteiligung deutscher Offiziere an Rennen eine zehnfach größere nennt, während dessen kann auch England seit Jahren nicht mehr mit Deutschland hierin Schritt halten.

Man erinnert sich vielleicht, daß die Schule unserer Kavallerieoffiziere vor zwanzig und dreißig Jahren eine andere war, als heute. Die Heyden-Linden, Kramsta, Dohna ꝛc. ritten zusammen mit englischen Jockeys um die Rennpreise, und wenn der heutige Besucher einer Rennbahn sich ein so eigenartiges Schauspiel kaum noch vorstellen kann, diesen gemeinsamen Wettbewerb von Gentlemen und Stallleuten vielleicht als nicht passend empfindet, so nahm doch damals

Blick auf den ersten Tribünenplatz in Baden-Baden.

— auch noch in den achtziger Jahren zu Charlottenburg — kaum jemand daran Anstoß. Durch Kabinetsordre wurde später dieses Zusammenreiten untersagt, glücklicherweise aber erst zu einer Zeit, als die Offiziere alles das sich angeeignet hatten, was sie in der That nur von den Meistern des Rennreitens, den englischen Jockeys, lernen konnten.

Der Altmeister des deutschen Herrenreitersports, der Regenerator der preußischen Kavallerie, General von Rosenberg, ist in diesem Frühjahr in dem kleinen Garnisonorte der Zietenhusaren gestorben, von seinem obersten Kriegsherren im Tode geehrt wie selten ein Offizier zuvor, — die zweite, auf Ehren kommen, wo der Höchstkommandierende Graf Waldersee sie tragen wird. In seinem Stabe wird Graf Königsmarck die Campagne mitmachen.

Graf Königsmarck reitet in erster Linie die Pferde des großen Dahlwitzer Hindernisstalles, den Herr von Tepper-Laski seit langer Zeit leitet. Früher eng liiert mit dem Oehlschlägerschen Rennstalle (ein Rennunternehmen, wie wir es seit Oehlschlägers Tode nicht wieder erhalten haben) hat Herr von Tepper-Laski seinen Stall zu einer Bedeutung gebracht, der ihm in Deutschland eine ganz eigenartige Stellung gibt. Mit einer Sachkenntnis, Energie und einem Fleiße geführt, wie kaum ein zweites Unternehmen

Auf dem Rennplatz zu Köln a. Rh.

ihn folgende Generation ist gleichfalls von der Rennbahn verschwunden, — aber auch die dritte Generation, die heute um die Siegesehren kämpft, reiht sich vollwertig ihren Vorgängern an. Einen besseren Reiter als den Grafen Königsmarck von den hannoverschen Ulanen hat die preußische Armee gewiß auch in ihren besten Vertretern nicht gehabt, und die Königsulanen, die alles in allem auf der Rennbahn wohl die erste Rolle gespielt haben und noch spielen (Rosenberg führte das Regiment im Kriege, Heyden-Linden kommandiert es heute, Kramsta, Tepper-Laski, Westphalen und viele mehr trugen oder tragen seine Uniform), dürfen auf diesen heute ohne Frage besten Reiter der Armee stolz sein. Die Uniform des Regiments wird nun auch in China zu

dieser Art gilt der Rennstall des Herrn von Tepper-Laski seit langer Zeit als die Hochschule des Hindernissports, aus der eine lange Reihe ausgezeichneter Rennreiter hervorgegangen ist. Herr von Tepper-Laski selbst war in den siebziger Jahren der Matador der deutschen Rennbahnen, und mit dem besten englischen Gentlemanreiter, der je nach Deutschland gekommen ist, W. H. Moore, zusammen arbeitend, war er einer der ersten, der englische und deutsche Schule glücklich zu vereinigen verstand.

Rennställe operieren wohl mit ganz wenigen Ausnahmen Jahr für Jahr mit einem beträchtlichen Deficit, es ist ein sehr großer Irrtum, wenn man dabei Geld verdienen zu können glaubt, — Herr von Tepper ist aber wohl zweifellos einer der wenigen,

die nicht nur auf die Kosten kommen, sondern auch einen Überschuß erzielen. Das ist nur möglich bei einer außerordentlichen Kenntnis des Pferdes, einer Sparsamkeit in den Engagements und in einem sehr viel Mühe und Erfahrung beanspruchenden Management.

Es gibt noch einen zweiten Rennstall dieser Art in Deutschland, das ist der von Herrn Ten Bergh geleitete Stall des Herrn Henry Suermondt. Sein Quartier liegt abseits von der großen Heerstraße in einem Winkel Westfalens, und diese scheinbar unpraktische Lage benutzt der geschickte Manager, um mit seiner Phalanx von Rennpferden alle größeren Preise des Rheinlandes und überhaupt des Westens einzuheimsen. Es handelt sich dabei um keine großen Summen, aber eine kommt zur anderen, und am Schluß jedes Jahres erreichen die auf diesen kleinen Plätzen zusammengeholten Gelder eine sehr hübsche Höhe.

Der Stall beschränkt sich indessen nicht etwa allein auf die Provinzialmeetings, sondern greift mit der gleichen Energie und dem gleichen Erfolge auch in die Rennen der großen und größten Plätze ein. War doch im Frühjahr sogar davon die Rede, „Diamant", den besten inländischen Steepler, nach Paris zu den großen Hindernisrennen zu entsenden. Herr Ten Bergh scheint einstweilen auf diesen Plan einer Expedition ins Ausland verzichtet zu haben und begnügte sich damit, am Pfingstmontag die große internationale Steeplechase zu Karlshorst von „Diamant" gewinnen zu lassen.

Der Bruder des Herrn Henry Suermondt, Herr Rittmeister Suermondt, hatte bis vor wenigen Jahren gleichfalls einen an Erfolgen reichen Rennstall, der mit dem seines Bruders in keinerlei Zusammenhang stand und allerdings die große Ausdehnung des anderen nicht entfernt erreichte. Der dritte und jüngste der Brüder ist der auf allen Rennbahnen des Reiches wohlbekannte Leutnant Suermondt von den hessischen Dragonern, der fast Jahr für Jahr in den Rennlisten als der erfolgreichste deutsche Offizier geführt wird und bereits jetzt eine Anzahl von Siegen erfochten haben muß, wie nie vorher irgend ein Offizier der Armee. Man wird aber — ohne der ausgezeichneten Reitkunst des Leutnant Suermondt irgendwie zu nahe treten zu wollen — dabei in Betracht ziehen, daß die oben erwähnten umfangreichen und immer mit vortrefflichem Pferdematerial ausgeführten Rundreisen des Suermondtschen Stalles ihm mehr und bessere Gelegenheiten zum Rennreiten geben, als sie irgend einem seiner Kameraden geboten werden.

Die Zweijährigen im Harzburger Gestüt.

Zu einer Zeit, als der gesamte Sport in Süddeutschland noch schlief, beteiligten sich die königlich sächsischen Reiterregimenter bereits mit größtem Erfolge an den norddeutschen Rennmeetings, und eine Anzahl der überhaupt besten deutschen Herrenreiter, wie Boddien, die Sufferts und Eynard sind hier zu nennen. Der letztgenannte feiert noch in diesem Jahre Sieg auf Sieg, und seine Art zu reiten ist eine so individuelle, daß er in den Reihen der Herrenreiter seiner Zeit einen der ersten Plätze beanspruchen darf.

Ein „heißer Favorit."

Genannt zu werden verdient an dieser Stelle auch Major Kimmerle, der, heute noch als Rennreiter thätig, den Ruhm für sich in Anspruch nehmen darf, im Sattel und mit der Feder den schlummernden Sportsinn Bayerns und Süddeutschlands überhaupt geweckt zu haben.

Neben den Kavallerieregimentern sind seit anderthalb Decennien auch die Artillerieoffiziere mit bestem Erfolge in die Schranken der Rennbahn geritten, Herr von Lettow ist momentan wohl ihr glücklichster Vertreter. Nie wird man jedenfalls vergessen, daß Major von Reitzenstein, der Sieger im Distanzritt Berlin-Wien und seinerzeit ausgezeichneter Rennreiter, seine ersten Ritte auf der Rennbahn als Artillerist absolvierte. Sein Debut zu Charlottenburg 1884 war ein wunderliches Fiasco mit „Broadway Swell", der seinem Reiter die Zügel nahm und den jungen unbekannten Artilleristen dem Gaudium der Zuschauer opferte. Wer damals dem Osnabrücker Artillerieleutnant seine Carriere prophezeit hätte! Daß Reitzenstein im südafrikanischen Krieg auf Seite der Boeren mitkämpfte und jetzt nach China geht, ist bekannt.

„Griffin".

Man macht sich als Laie kaum einen rechten Begriff von dem großen Apparat, der notwendig ist, um den Betrieb von nahezu hundert Rennbahnen in Deutschland im Gange zu halten. Eine Fachpresse ist zunächst notwendig, die durch eine außerordentlich exakte und schnelle Berichterstattung alle Interessenten Tag um Tag auf dem laufenden erhält, die tausend Vorgänge registriert und kritisch beleuchtet. Der vor mehr als dreißig Jahren begründete „Sporn" erfüllte lange Zeit, wöchentlich einmal erscheinend, diese Aufgabe in dem kleinen Umfange, der dem sehr kleinen Rennbetriebe entsprach. André, der Gründer Hoppegartens und Gründer des Unionklubs, ein in seiner Art genialer Mann, war auch Begründer dieser Zeitung gewesen, deren alte Jahrgänge für die Geschichte des deutschen Rennsports von unvergänglichem Werte sind. Aber der neue, ins Riesenhafte wachsende Rennbetrieb erfordert auch eine ganz andere

„Attila".

Fachpresse, und zwei Tageszeitungen, „Sportwelt" und „Deutscher Sport" suchen diesen Anforderungen gerecht zu werden. Chefredakteur der ersteren ist seit langen Jahren F. Wohl, dessen großes Verdienst es ist, stets in seiner Zeitung die ideale Seite des Rennsports betont zu haben. Nimmt man dem großen Sport diesen feinen Schimmer, so sinkt er nur zu leicht hinab zu einem öden Geschäftsbetriebe, bei dem Geld und Geldverdienen die einzige Rolle spielen.

Zur Zeit, als Herr von Podbielski das schwere Amt der Nachfolge Stephans noch nicht übernommen hatte, war der General geraume Weile die Seele des Unionklubs, das heißt dieser großen Centralstelle, bei der alle Fäden des Geschäftsbetriebes der

„Ordonnanz".

deutschen Rennvereine zusammenlaufen. Später übernahm der leider vor kurzem verstorbene Generalsekretär des Klubs, Rittmeister von Anerswaldt, den ganzen Umfang dieser Geschäfte.

Der Unionklub als solcher hat trotz seines beträchtlichen Vermögens und der schönen Räume seines Hauses in der Schadowstraße zu Berlin als gesellschaftlicher Vereinigungspunkt nicht mehr entfernt die Bedeutung von einst, seine Position als Leiter des gesamten deutschen Rennbetriebes ist hingegen eine für alle Zeit gefestigte geworden. Alle Gestütsanzeigen, Verkäufe, Nennungen haben beim Klub zu erfolgen, der dieselben wöchentlich einmal im Rennkalender publiziert. Er gibt die Gestütsbücher heraus, ordnet die Renntermine, ist

der Bankier der Rennſtallbeſitzer, die dort ihre Einſätze einzahlen und ihre Gewinne abheben, er gibt und entzieht den Jockeys die Reitlicenzen, er regiſtriert die Rennfarben und die Pſeudonyme, vor allem, er iſt Beſitzer der größten deutſchen Rennbahn zu Hoppegarten, die für Deutſchland das iſt, was Newmarket, Chantilly und Totis für England, Frankreich und Ungarn bedeuten: das Centraltrainingquartier, der Wohnſitz der großen Rennſtälle.

Beamter des Unionklubs iſt auch der Handicaper, dieſer für alle Rennpferdebeſitzer wichtigſte und meiſtgefürchtete Mann, der in den zahlloſen Ausgleichsrennen (Handicaps) ohne Mitbeſtimmung irgend eines anderen feſtſetzt, welches Gewicht jedes Pferd zu tragen hat. Der alte Handicaper des Klubs iſt Herr Büttner, der dieſe Vertrauensſtellung faſt ſo lange inne hat, als der deutſche Rennſport ein eigentliches Leben führt. Daß in dem ſo ſchwierigen, im Grunde genommen immer undankbaren und viel angefochtenen Poſten (denn welcher Rennſtall iſt je ganz mit dem ſeinem Pferde zudiktierten Gewichte zufrieden?!) niemals ein Wechſel der Perſon notwendig geworden iſt, gereicht Büttner nicht nur, ſondern auch den leitenden Herren des Unionklubs zur Ehre. — Und da ſei zuletzt Herr Ulrich von Oertzen genannt, der nach wie vor dem Klub und ſeinen Beſtrebungen, damit alſo auch dem geſamten deutſchen Rennbetriebe, ſeine fachmänniſche Unterſtützung leiht.

Als junger Referendar gewann Herr von Oertzen 1869 das überhaupt erſte deutſche Derby mit **„Juweſtment“, und drei Jahre** ſpäter wiederholte er dieſen von unzähligen Sportsmen ein Leben hindurch vergebens erſtrebten Erfolg, als „Hymenaeus“ in Hamburg 1872 den Preis errang. Seitdem hat Herr von Oertzen achtundzwanzig Jahre hindurch den großen Sieg zum drittenmal zu erringen verſucht, und eine lange Reihe hervorragend guter Pferde (wie „Petermann“, „Admiral“, „Wikinger“, „Hannibal“ ꝛc.) ſchienen immer wieder ihn dieſem Siege nahe zu bringen. Auch am 24. Juni dieſes Jahres waren die blau-roten Farben des mecklenburgiſchen Züchters im Derby vertreten, aber nur der vierte Platz konnte „Barkas“ hinter „Hagen“, „Attila“ und „Griffin“ zugeſprochen werden. Immerhin hat Herr Ulrich von Oertzen noch manches Jahr vor ſich, und der ſo jung errungene Doppelſieg wird vielleicht doch noch zu einem „Triple“ werden.

Der Knappe ſingt:

Das iſt mein ſchlankes, blankes,
Mein gutes grades Schwert,
Das halt ich lieb wie eine Braut
Und über alles wert.

Das ſoll mir dich gewinnen,
Du Garten dieſer Welt,
In dem die rote Blume Glück
Den Kelch mir offen hält.

Das ſoll mir dich gewinnen,
Die ganz in Glanze ſteht,
Du Blanke, Schlanke, Schöne, der
Mein Stolz entgegengeht.

Otto Julius Bierbaum.

Unserm Moltke zum hundertjährigen Geburtstag.

Von

Georg von Rohrscheidt.

Als Ritter ohn' Furcht und Tadel, als schlicht und treu Gemüt,
So echt von Seelenadel wie adlig von Geblüt,
Im Wägen wie im Wagen klar wie sein karges Wort,
So lebt er zu allen Tagen im deutschen Herzen fort.

Groß steht uns der herrliche Alte als leuchtend Beispiel da,
Kein Falsch in keiner Falte jemand an ihm ersah;
Nie kann sein Bild verblassen in seinem Vaterland,
Es können ihn selbst ja nicht hassen, die einst er überwand.

Spartanisch in strenger Jugend schult' Körper er und Geist,
— Es wächst die Kriegertugend auf hartem Boden meist; —
In Glut und Hammerschlägen das Eisen wird zum Schwert,
Auch ihm wurde Wagen und Wägen nicht leicht und sanft gelehrt.

Gesandt, daß er schaue und lerne, zog er ins Morgenland
Und auch in fremder Ferne ward schnell sein Wert erkannt.
„Mehr wie hier all die Franken ist dieser Preuße wert,
Der Schweiger voll kluger Gedanken!" ihn Großherr Mahmud ehrt.

Als Wilhelm, der Menschenkenner, zur Hand das Scepter nahm,
— Er wußte große Männer zu finden wunderſam, —
Da hob der Völkerlenker dem Heere flugs den Schatz
Und stellte den Schlachtendenker auf seinen rechten Platz.

Hoch stand schon Held Moltke in Jahren, als er sein Bestes schafft'
Und ließ die Welt erfahren der Deutschen Riesenkraft;
Nicht frischer, pflichtgetreuer konnt' er als Jüngling sein,
— So zeitigt das prächtigste Feuer erst alter Edelwein!

Wie einst in den böhmischen Wäldern er klug die Pfade wies,
Wie sich auf Frankreichs Feldern das Heer auf ihn verließ,
Schier zeigte es zum Lachen der Krieger Zuversicht:
„Der Moltke wird alles schon machen, thun wir nur unsre Pflicht!"

Weiht dem Feldherrn heut Lorbeer und Eiche, und spendet sie zu dritt,
Den Kaiser ehrt aufs gleiche und seinen Kanzler mit!
Wir wollen nie sie trennen, zu fest sind sie vereint,
Wenn rühmend wir Einen nennen, sind alle drei gemeint.

Moltke. Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Aus dem Theaterleben der Vorstadt.

Erinnerungen von

Julius Stinde.

Mit fünf Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

II.

An einem der Theater, mir ist entfallen, wie es damals gerade hieß, denn mit jedem Direktionswechsel änderte sich der Name, wie bei Ministerien, sah ich zuerst den Schauspieler Heinrich Kinder, der später als Darsteller plattdeutscher Charakterrollen großes berechtigtes Aufsehen machte. Er gab den König Philipp in Schillers „Don Carlos“. Das Publikum dieser Theater verlangte Stücke, die mit dem Alltagsleben nichts gemein hatten, es wollte „Theater“ sehen, und was wir heute Realismus nennen oder Zeitkomödie, das galt ihm nicht als Theater. Bei den klassischen und romantischen Stücken war ihm wohl, es glaubte mit der Naivetät eines Kindes und sah mit der mitschaffenden Phantasie des Kindes und deshalb gewahrte es auch das Unzulängliche nicht.

Ihm war der Garten von Aranjuez der wirkliche königlich spanische Lustgarten, obgleich die Dekoration einen gewöhnlichen Wald darstellte, in dem fünf runde Gartenstühle standen, wie solche üblich waren, ehe die modernen eisernen Klappgestelle aufkamen. — Da Heinrich Kinders Benefizabend stattfand, faßte das Haus kaum die Zahl der Zuschauer, die bereits die weißgestrichenen Stühle als anerkennenswerte Leistung der Regie mit Applaus begrüßten.

Die Scene zwischen der Königin und Don Carlos ist zu Ende, der Benefiziant tritt auf. Mit unverkennbar niederdeutschem Sprachklang fragt er: „So allein, Keunigin?“ Donnernder Applaus.

Und nun fliegen die Geschenke auf die Bühne, Gaben für den Benefizianten, als da sind: Taschentücher, Vorhemden, Strümpfe, Cigarren, Würste und was sonst nutz- und verwendbar ist, jegliches hübsch einpapiert, verschnürt und mit dem Namen des Gebers versehen. Eine lange Pfeife wird von der Garderobenfrau seitlich hinaufgereicht und auch ein Paket und noch eins mit zerbrechlichem Inhalt, der das Werfen nicht verträgt. Und auch Blumen und Kränze fehlen nicht. König Philipp liest die Präsente vom Boden auf und legt sie auf die Stühle; alle fünf werden gehäuft mit den Zeichen des Wohlwollens. — „'n brillantes Benefiz,“ sagt das Publikum, „aber er verdient es auch, er spielt zu göttlich“, und es applaudiert, weil es sich über sich selbst freut, über seinen beliebten Künstler und über den langen genußreichen Abend, den es noch vor sich hat.

Julius Stinde.

Die Königin, die in die Coulisse gegangen war, um dem Könige beim Einsammeln der Geschenke nicht im Wege zu stehen, trat wieder vor, und Philipp begann aufs neue: „So allein, Keunigin?“ und das Stück nahm den von Friedrich von Schiller beabsichtigten Verlauf.

Lang wurde der Abend und zwar aus zwei Gründen. Der eine war die Dehnung der Zwischenakte über die Gebühr zu gunsten der Schänke — „de Schänk will ok

lewen", lautete ein altes Hausgesetz der vorstädtischen Theater —, der zweite war die ungebührliche Dehnung der Worte, welche die Königin vorzubringen hatte. Die Darstellerin der Elisabeth schien der Meinung zu sein, daß Königinnen mit der Sprache anders umgehen, als Frauen, die keine Krone tragen. Sie zerhackte jedes mehrsilbige Wort in seine einzelnen Elemente; einsilbige wußte sie sogar durch Flicksilben höchst künstlich zu verlängern. „Ihr seid fu—rank, mein Pu—rinz," sagte sie, wo in der Rolle einfach stand: „Ihr seid krank, mein Prinz," und da ihr im Gefühlston das K zu einem G zerschmolz, klang die Frage: „Keine Rettung, Marquis?" von ihr: „Gei—ne Red—dung, Mar—quis?"

Kein Wunder, daß der fünfte Akt erst nach Mitternacht begann, aber dem Publikum ward es nicht über, in dem Theater zu sitzen; das sah auf die Quantität mehr als auf die Qualität und aß und trank und rauchte, und die Schenke lebte.

Im Sommer waren die Zeiten für die Schauspieler nicht so gut wie im Winter, dann zog das Publikum vor, im Freien zu essen und zu trinken und zu rauchen, und für die armen Komödianten kamen dann die bösen Monate der Brotlosigkeit. Etliche gingen in kleinen Truppen auf die Dörfer Schleswig-Holsteins und Hannovers, etliche vereinigten sich zu sogenannten Musteraufführungen, die weder großen Kunst- noch Gelderfolg hatten und ihren Zweck erfüllten, wenn sie so viel einbrachten, daß jeder Teilnehmer bei ängstlichster Einschränkung sich über Wasser zu halten vermochte, bis die Spielzeit wieder näher rückte und Borg und Leihhaus mit Aussicht auf feste Einnahmen in Anspruch genommen werden konnten.

Die Sehenswürdigkeiten dagegen, die zweiköpfigen Kälber, die Wachsfiguren, die Seeungeheuer, die Fußkünstler ohne Hände, die mechanischen Kunstwerke litten nicht unter der Ungunst der Jahreszeiten. Das Absonderliche, Verkrüppelte, Grausige und Unerklärliche findet immer sein Publikum.

Ein Theater jedoch wurde im Winter und Sommer gut besucht. Das war das Carl Schultze-Theater. Anfangs eine kleine Sommergartenbühne, entwickelte es sich nach und nach zu einem Theater von stattlichen Verhältnissen. Die Seele des Ganzen war Carl Schultze, ein Darsteller von außerordentlicher Begabung, gleich unübertroffen in komischen wie in ernsten plattdeutschen Rollen, und weil der Direktor selbst auf diesem Gebiete Lorbeeren erntete, ward sein Theater die Pflegstätte der niederdeutschen Komödie. Außerdem hatte es eine Specialität: die Parodie.

Sobald im Hamburger Stadttheater eine große Oper einschlug, brachte das Carl Schultze-Theater ihr komisches Gegenbild und zwar nicht nur eine freie Übertragung der Handlung der Oper auf Hamburger Verhältnisse, sondern gleichzeitig eine oft mehr als freie ironische Behandlung Hamburger Zustände überhaupt. So gab Meyerbeers „Dinorah" den Stoff zu der Parodie „Linorah, oder die Wallfahrt nach der Ölmühle", worin Carl Schultze als Klas Melkmann eine Kernfigur schuf, den Milchmann, dessen ländlicher Verstand nicht begriff, was als unzeitgemäß noch immer sein offizielles Dasein fristete. In „Faust und Margarete" aber, einer Parodie auf Gounods Oper, erstreckte sich die Ironie und Satire nicht allein auf Hamburger Verhältnisse, sondern auch auf die dänische Mißwirtschaft im Nachbarlande. Carl Schultze spielte den Mephisto, der in einen sogenannten Reitendiener verwandelt war und Deuwel hieß. Diese Reitendiener amteten in altspanischer schwarzer Tracht bei Begräbnissen und standen im Dienste des Senats. Als sie abgeschafft wurden, fehlte den vornehmen Leichenkondukten der Pomp, und deshalb bildete sich der St. Anscharverein, der, wo es verlangt wird, Leute stellt, die, ähnlich gekleidet wie die ehemaligen Reitendiener, der letzten Ehre den Anstrich altvaterstädtischer Feierlichkeit verleihen.

In jener Parodie war der Reitendiener das rückschrittliche Element, der alte Zopf, Faust aber, ein Barbiergesell, der Vertreter fortschrittlicher Bestrebungen, und es ist nicht zu viel gesagt mit der Behauptung, daß dies Spiel vorbereitend förderte und für spätere Wandlungen zum Besseren Verständnis schuf.

Während der Kriegszeit 1864 wurden Kriegsstücke gespielt, und die politische Satire blühte. Und dann, nach den Siegen, kamen Triumphstücke.

Um jene Zeit stand ich persönlich dem Theater fern. Mit Ausnahme meines Teufels hatte ich keine nähere Beziehung als jeder andere Besucher zu den Kunstgenüssen, die St. Pauli bot, an denen ich mich sonntäglich genügen ließ als Abwechslung mit den schweren Plagen des Alltags in Dampf und Rauch und den Angriffen auf die Gesundheit, mit denen die chemische Industrie erst neuzeitlich maßvoller geworden ist, nachdem die Fabrikshygiene Gegenstand staatlicher Fürsorge ward. Mein Leben lang Vorarbeiter mit Verantwortlichkeit zu bleiben gefiel mir nicht, an passenden Stellungen war Mangel, und Chemiker gab es genug. Deshalb machte ich kurzen Prozeß und wandte mich dem Gebiete zu, auf dem ich mich bereits mit meinen sonntäglichen Arbeiten versucht hatte ... der Schriftstellerei. Die Hamburger „Reform" nahm meine naturwissenschaftlichen Aufsätze, sowie Erzählungen und Beobachtungen aus dem Volksleben auf, und wenn das Honorar auch gering bemessen wurde, so war es doch welches. Außerdem beschäftigte das Rodigische Institut mich mit der Herstellung von mikroskopischen Präparaten, und von hier aus ward mir das Angebot, naturwissenschaftlichen Unterricht in einer höheren Knabenschule zu erteilen. So war ich denn Litterat, Mikroskopiker und Schulmeister in einer Person, hielt Vorträge im Arbeiterbildungsverein und im Gewerbeverein. Bald fühlte ich mich nicht mehr so fremd wie im Anfang, als ich nach Hamburg kam, und eins mit meinen Arbeitern war in der Giftbütte nahe bei dem Wassertnrm.

Eine feste Anstellung hatte ich nicht an der „Reform". Wir waren mehrere, die zu dem Blatte in losem Mitarbeiterverhältnis standen, und unter diesen ein höchst begabter junger Mann, Johannes Meyer, der Skizzen aus dem Hamburger Leben und plattdeutsche Gedichte schrieb, die dem Blatte Leser gewannen und erhielten. Es waren echte Kleinode darunter. Ihm ging

es kummervoll, aber sein größter Kummer war, daß der Kassierer der „Reform“ stets die Überschriften der Geschichten und Gedichte ausschaltete, wenn er die Zeilen zählte, nach denen das magere Honorar berechnet wurde. Meyer sagte: „De Aewerschrift is de Hauptsaak bi'n Gedicht.“ — Der Kassierer behauptete, sie müsse gratis zugegeben werden, wie die Tüte zum Mehl. Ich stand auf Meyers Seite, da ich unter derselben falschen Ansicht zu leiden hatte, aber es half kein Remonstrieren, zumal das Honorieren von Gedichten als eine Art von Gnadenakt anzusehen war. Wo wurde sonst in Hamburg Lyrik bezahlt? Sie war auch an der „Reform“ das Aschenbrödel, und wenn der Reporter Marcus Behrens in die Redaktion stürzte mit den Worten: „Ich habe einen wunderschönen Mord,“ fiel der Kurs aller Verskunst, von Anakreon bis Meyer, in tiefste Wertlosigkeit. Schon eine simple Prügelei ohne blutigen Ausgang machte aller Poesie redaktionell den Garaus.

Es war daher keine Aussicht, die Überschriften in klingende Münze umzusetzen.

Dagegen hatte der Prinzipal, Herr J. F. Richter, Mitleid mit unseren Kalamitäten. Nicht daß er den Überschriftenstreit zu unseren Gunsten entschieden hätte, sondern durch nützlichen Ratschlag erwies er sich wohlwollend. „In einem früheren Jahrgang der ‚Reform‘ ist eine Erzählung von Heitmann ‚Der Hamburger Brand‘, daraus sollten Sie und Meyer ein Theaterstück machen,“ sagte er und fügte hinzu: „Damit können Sie viel Geld verdienen.“

So etwas läßt man sich nicht zweimal sagen . . . wir machten das Stück und nannten es „Hinterm breiten Giebel“, denn so hieß eine der alten Straßen, die zuerst von dem furchtbaren Feuer zerstört wurden.

Direktor Dannenberg als Ritter. (Vergl. Artikel I.)

Es war ein wundervolles Stück. Der erste Akt spielte im „Tiefen Keller“, einer Herberge für Pennbrüder, der vierte aber oben auf der Galerie des brennenden Turmes der Nikolaikirche. Der erste Akt schloß mit Jamben, die der durch satanische Intriguen in schlechte Gesellschaft geratene Held zu deklamieren hatte; die Scenerie aber des vierten Aufzugs übertraf die Jamben und was sonst herrlich in dem Stück war, um ein Gewaltiges. Man sollte den blauen Himmel sehen und den Teil des Turmes, der sich von der Galerie an erhebt. Rauchwolken ziehen am Himmel vorüber. Die beiden Bösewichter des Stückes treten durch die Thür auf die Galerie und werfen sich gegenseitig ihre schwarzen Thaten vor. Rauch quillt von unten auf. Den bösesten Bösewicht erfaßt die Angst, er will in den Turm und hinab. Der andere schließt die Thür und schleudert den Schlüssel von sich. Flammen brechen aus dem Rauch, das Glockenspiel singt, wie es in Wirklichkeit beim Brande geschah, sein letztes Spiel „Nun danket alle Gott“. Musik, das Tosen des Feuers malend, umspielt die Choralmelodie, züngelnde Flammen umspielen den Turm, der krachend mit den Übelthätern in die Tiefe stürzt. Aktschluß. — Das Stück wurde vom Carl Schultze-Theater angenommen; wer war froher als wir? Nach einigen Wochen ward es angekündigt, und der Tag der Aufführung nahte. Es war ein Sonntag. An den Sonntag denke ich noch.

Es war damals nicht Gebrauch, Autoren zu den Proben zuzulassen, denn einmal: was verstehen die von der Inscenierung, und zweitens sind sie überflüssig, wenn nicht störend. Wir saßen am Abend der Aufführung daher als Publikum zwischen dem Publikum und harrten mit ihm der Dinge, die da kommen sollten.

Der Verbrecherkeller sprach an, und jetzt waren die Jamben daran, die Aktschlußjamben. Der Applaus war sicher.

Aber was war das? Der Vorhang fiel. Kein Vers. Kein einziger. Das Publikum klatschte zwar, aber doch nur mäßig. Wo waren die Jamben geblieben? Meyer ging auf die Bühne, den Herrn Direktor zu interpellieren. Nach einer Weile kam er wieder. „Schultze hett de Versen streken,“ berichtete er, „he säd, se güngen in Ritterstieweln.“

Unsere Jamben, unsere sorgfältig gedrechselten Jamben, deren Füße wir gezählt hatten, als wären es Dukaten, waren dem Rotstift verfallen. Und mit ihnen die Wirkung des Aktschlusses. Unsere Verse Ritterstiefel zu nennen! Das war ein Guß Eiswasser in die begeisterungsvolle Hoffnung.

Das Stück ist verloren gegangen; ich besitze es nicht mehr, Meyer, der sich später auf Rennplätzen ein Vermögen erwarb, hat es auch nicht, und in der Bibliothek des Theaters suchte Karl Theodor Gaedertz es vergebens, als er das Material für seine Geschichte des niederdeutschen Schauspiels sammelte. Deshalb könnte ich dreist behaupten, es seien nie erhabenere Jamben geschrieben als diese, aber der Teufel könnte sein Spiel haben und den „Breiten Giebel“ ans Licht zerren, und ich weiß nicht, wie ich dann dastände, ob unsere Versfüße doch nicht in Ritterstiefeln steckten? Trügt mich die Erinnerung nicht, so waren sie von der Art, die man Gongdichtung nennen kann, weil sie dröhnten wie Tamtamgetöse

„Der Turm reißt alles wieder heraus," suchte ich mich und Meyer aufzurichten; „da Sie auf der Bühne Bescheid wissen, wäre es vielleicht gut, wenn Sie gingen und nachschauten, ob auch alles richtig gemacht wird, obgleich Kaatze" — so hieß der Theatermaler und Maschinist — „versprochen hat, sein bestes zu thun." Meyer verschwand und blieb den zweiten Akt über weg.

Ich war beruhigt, zumal der zweite Aufzug dem Publikum zu schmecken schien.

In der Pause kam Meyer wieder, bleich und verzagt. „Wat is?" fragte ich. „Is de Torn ...?"

Er ließ mich nicht ausreden. „Kaatze malt noch an den Torn", antwortete er. Weiter nichts. Wir waren wie erschlagen. Wenn der Turm noch unter dem Pinsel war, wie da wohl der Rest der Scenerie aussah? Uns bangte vor dem vierten Aufzuge. Die Pause vor dem Angstakte währte länger, als je eine Schänke, die da leben will, entschuldigen kann. Das Publikum, das nicht wußte, wie lange ein Turmbau aufhält, begann zu murren. Der Kapellmeister gibt das Zeichen, und es ertönt eine sonderbare Musik, ein Gewrummel von tiefen Noten, in das hinein hier und da ein verlorenes Pink Pank des Stahlinstrumentes klingelt. Nach etlichen Minuten schweigt das Orchester. — Das Publikum trampelt. — Das Gewrummel mit dem Pink Pank wird wiederholt. — Pause. — Trampeln. — Wiederum das Gewrummel.

Endlich geht der Vorhang in die Höhe.

Allmächtige Güte ... der Turm!

An einer Strippe hing farbennaß das Ungetüm von Turm, ein Stück Leinwand, das einem Gartenhäuschen ähnlicher sah, als irgend einem anderen, zumal kirchlichen Gebäude. Es bleierte hin und her wie ein schlecht ausgeglichener Drache in der Luft. Vorn über die Bühne zog sich eine Balustrade hin, die vorgeschriebene Galerie — und vor dieser gähnte eine weit geöffnete Versenkung. Nun traten die beiden Bösewichter durch die Thür. Der Turm schwankte nach rechts und links und gondelte sich dann in Ruhe. Rede und Gegenrede wurden immer heftiger. Im Affekt schlug der eine Bösewicht gegen den Turm, der wieder bedenklich ins Wanken geriet. Dann kam die Scene mit dem Schlüssel, und nun sollte das züngelnde Feuer kommen, die Feuermusik, das Glockenspiel und der grausig schöne prasselnde Einsturz.

E. Lange, der Mann mit der Mottenperrücke.

Allerdings zündete Kaatze einige Hobelspäne an, die aus der Versenkung aufloderten, aber man sah die Pfannen, worauf sie brannten. Dann sprang erst der eine Bösewicht mit einem Hechtsprung in die vordere Versenkung, dann der andere; dann begann das entsetzliche Gewrummel wieder, der Turm machte einen Satz von ein bis zwei Fuß in die Höhe und glitt dann geräuschlos wie ein wohlerzogener Zwischenvorhang herab. Die Thür aber blieb stehen, gleichsam als warnendes Denkmal für Autoren, die in ihrer Unkenntnis dem Maschinisten einer Vorstadtsbühne allzu verwegene Aufgaben stellen.

Und wie sorgsam hatten wir jedes Detail vorgeschrieben! Wie ergreifend hatten wir uns diesen historisch-dramatischen Schluß gedacht! Der Direktor antwortete auf unsere Interpellation, anders wäre es nie mit Ausstattungsstücken, die klappten erst beim zweitenmale. Vernünftige Autoren schrieben keine unausführbaren Scenerien vor. Und als wir den Kapellmeister entrüstet fragten, wo denn der Choral geblieben sei und die Feuermusik, entgegnete er, ob wir die nicht gehört hätten, er hätte sie ja viermal gemacht. — „Und das Glockenspiel?" — — Ob er vielleicht Kirchenglocken ausborgen sollte? Ihm dünkte, es sei deutlich genug gewesen.

Das spillerige Pink Pank war der Schwanengesang des brennenden Turmes gewesen. O Phantasie und Wirklichkeit!

Das Brandstück wurde eine Zeitlang gegeben, aber es zog nicht und brachte nichts weniger als Reichtümer. Es war eine für die Bühne zurechtgestutzte Erzählung und nicht aus wirklicher Empfindung heraus entstanden, und das war sein größter Fehler. Was von der Bühne wirken soll, muß ein eignes Wesen haben, und wenn ihm das schwer erklärbare Bühnenblut mangelt, gewinnt es nicht das Leben, das vom Publikum als lebendig erkannt und aufgenommen wird. Da hilft dem Stück keine Zuthat, kein Putzen und Feilen der Sprache, kein Klügeln, kein Verzieren, kein Anbringen von Effekten, es bleibt ein Wechselbalg.

Nachdem ich mir mit Meyers Hilfe also am Hamburger Brand die Finger verbrannt hatte, unterließ ich vorläufig das Schreiben für die Bühne, um dagegen über die Bühne zu schreiben. Unser ständiger Opernkritiker war erkrankt, und

da er voraussichtlich nicht wieder genas, wurde mir sein Amt übertragen. Ich sträubte mich als des Handwerks unkundig, aber mein Brotherr drohte: „Wenn ich bis heut nachmittag um drei Uhr von Ihnen keinen Bescheid habe, schicke ich meinen Bruder, den Doktor, in die Oper."

Das war allerdings eine schlimme Drohung, denn mit vieler Mühe und arger List war dem Bruder, einem Prediger a. D., das bisherige Theaterrecensieren so verleidet worden, daß er es freiwillig aufgegeben hatte: zum Vorteil des Blattes, der Theater, der Künstler und seiner eignen Seelenruhe. Der ältere Herr mochte in theologischen Dingen Bescheid wissen — ich habe über seine pastoralen Befähigungen keinerlei Erfahrung — in theatralischen jedoch wußte er sich nicht zurecht zu finden, und so waren seine Kunstabhandlungen für nicht ganz harmlose Gemüter die Quelle ungetrübter Heiterkeit, aus der vornehmlich der Feuilletonist der damals noch existierenden Zeitung „Der Freischütz" reichen Stoff für seine satirischen Plaudereien schöpfte. Den Exetheologen wurmte allerdings die scharfe Tunke, mit der seine auf Aristoteles, Lessing und andere abgezogenen Sprüche der Weisheit den Lesern des „Freischütz" noch einmal aufgetischt wurden, allein es kitzelte wiederum seine Eitelkeit, Anlaß zu litterarischem Geplänkel zu geben. Diese stille Wonne wandelte sich jedoch in lauten Verdruß, als die Plaudereien des „Freischütz" anfingen, bereits an demselben Morgen die theologisch-theatralischen Kritiken zu verspotten, an welchem sie in der „Reform" erschienen. „Mir werden meine Gedanken gestohlen," rief der Hartbetroffene und begehrte strenge Untersuchung und Ahndung des Schuldigen. Sofortige Nachforschung ergab keinen Anhalt. Wir alle waren rein wie die Fridoline.

Heinrich Kinder als Polizist Gretchens in „Hamburger Leiden".

Was der Doktor auch anstellte und wie er auch wachte, es nützte ihm keinerlei Vorsicht: der böse „Freischütz" war im Besitz seiner Gedanken, ehe sie die Presse verließen. Er gab sein Manuskript nicht aus den Händen, er blieb bei dem Setzer, bis es abgesetzt, er wartete, bis die Form in die Presse geschoben war, eine Glucheune kann ihr Küchlein nicht ängstlicher behüten ... und doch standen seine schönsten Sätze am nächsten Morgen für Originalblödsinn ausgegeben im „Freischütz". Wer schrieb nun ab: der niederträchtige „Freischütz" oder der gelehrte Doktor?

Der Doktor gab das Rennen zuletzt auf und legte das Amt des Theaterkritikers nieder. Wir aber hatten gesiegt, denn das „Gedankenstehlen" war zum Spiel mit der Gefahr geworden, an dem sich das gesamte Personal beteiligte, vom ernsten politischen Redakteur bis zum Laufjungen. Nur der Alte, der Prinzipal, und der Doktor kamen nicht hinter das schändliche Treiben, woran wir uns ergötzten. Freilich hatte der Doktor Verdachte; er hielt uns alle für tückische Verräter bis auf den Reporter, der sich bei der Verarbeitung eines Diebstahls, einer Wasserleiche oder sonstigen Greulichkeit an den Doktor mit der Bitte um Stilverbesserung zu wenden pflegte, und während ihm diese zu teil wurde, mit Luchsaugen dem Manuskript des alten Pedanten die „Gedanken" entfremdete, die alsdann brühwarm dem „Freischütz" zugesteckt wurden. Wir waren nicht hoch besoldet, aber lustig.

Der todkranke Opernkritiker riet mir, das Fach zu übernehmen — ehe der „Doktor" über die Oper schriebe, kröche er selber auf allen Vieren ins Theater — und versprach mir Beihilfe in schwierigen Fragen. So sagte ich denn zu und begann meine kritische Laufbahn.

Ich hatte ein Bühnenstück verfaßt und war musikalisch und besaß daher mehr Berechtigung zum Opernkritiker als der Doktor, der weder ein Stück auf dem Gewissen hatte, noch Klavierspielen konnte. Kritisieren ist ferner nicht schwer, wenn man muß. Ich konnte es bald ganz ordentlich, ebenso wie meine Zunftgenossen. Später erstreckte sich mein kritisches Bereich auch über Konzerte, Bücher, Bilder, Kunstgewerbe und Weltausstellungen, und so gewissermaßen in höhere Regionen gehoben, vernachlässigte ich die Vorstadt. Die große Oper war ja auch ganz etwas anderes als Dannenbergs Zrinyi, ein philharmonisches Konzert als die spielenden Automaten des alten Schweizer Mechanikers Droz oder der Harmonikaspieler ohne Arme. Immer mehr erkannte ich, wie der Mensch mit seinen höheren Zwecken wächst, ohne Scheu legte ich meinen kritischen Maßstab an die Werke und Leistungen Hervorragender und teilte Lob und Tadel aus. Meine Kritiken wurden von den Gelobten als sachgemäß, kunstfördernd, belehrend und die „besten" gepriesen, und manch honigseinsüßer Brief gab davon die schriftliche Bestätigung. Ge-

tadelte warfen mir Ignoranz vor, Böswilligkeit und Arroganz. Auch schriftlich. Die meisten der Verrissenen schwiegen. Ich kann mir aber denken, was sie gedacht haben, wie sie im Reiche der Zoologie nach anmutigen Bezeichnungen suchten und bei der immerhin beschränkten Auswahl kraftvolle Doppelworte bildeten; ich kann das umsomehr, da ich als Kritikus a. D. wieder zu den Produzierenden gehöre, die der Rute der Zucht still zu halten haben. —

Wer aber einmal dem Theaterteufel verfallen ist, den läßt er nicht. Mittlerweile hatte Carl Schultze plattdeutsche Schauspieler um sich vereint, für die zu schreiben es eine Lust sein mußte. Da war Heinrich Kinder, nicht mehr König Philipp, sondern ein echter Menschendarsteller, Mannsfeld ein trefflicher Naturbursche, Johanna Schatz die jugendliche Hamburger Lüttmaid und vor allen Lotte Müller, oder wie sie eigentlich hieß, Louise Quast, ehe sie den Schauspieler Louis Mende heiratete. Lotte war in hochdeutschen Rollen geradezu unausstehlich, manieriert und unnatürlich, so bald sie aber plattdeutsch spielte, nicht nur sprach, verfügte sie über eine überraschende Skala der Empfindung. Sie vermochte zu Thränen zu rühren und das Publikum zu stürmischer Heiterkeit hinzureißen ohne Mätzchen, ohne Übertreibung; ihre Größe lag in der Schlichtheit. Mit unendlichem Fleiß arbeitete sie ihre Rollen aus, und mit seltener Findigkeit verstand sie Wirkungen zu erspüren, wo eine andere Schauspielerin nur Worte gelesen hätte. Besonderes Augenmerk widmete sie dem Zusammenspiel; sie verlangte Probe auf Probe, der Stimmung wegen; war ein Partner hartlehrig, wandte sie zuerst Güte an, dann Stichelein, zuletzt satanische Ironie, bis sie den Zweck erreicht hatte: künstlerisches Ineinanderaufgehen. Sie war geistreich und witzig; selbst der Direktor mied sie herauszufordern. Für die Kräfte des Carl Schultze-Theaters schrieb ich im Jahre 1870 einen Einakter mit dem Titel: „Ein gefangener Turco." Er hatte Glück — dann einen Dreiakter: „Die Nachtigall aus dem Bäckergang," ein Stück aus dem Hamburger Volksleben, dem Lotte Mende und Heinrich Kinder zu großem Erfolge verhalfen. Hierauf versuchte ich ein plattdeutsches Schauspiel und die burlesken Elemente wegzulassen, die bis dahin als unumgänglich notwendiger Bestandteil der plattdeutschen Komödie galten. Carl Schultze wollte Couplets hineingedichtet haben, ich weigerte mich, und das Stück blieb liegen. Nach Jahresfrist jedoch, als dem neuerbauten Theater Stücke fehlten, wurde „Eine Hamburger Köchin" ohne den gewünschten Singsang einstudiert.

Es war ein Wagnis, dem Publikum so ernst zu kommen, und selbst Heinrich Kinder, der Kluge, sagte: „Herr Doktor, ich fürchte das Sonntagspublikum, das will nun einmal bei uns lachen." — Ich gedachte des schrecklichen Sonntags, an dem der ‚Breite Giebel' um die Ecke ging, doch diesmal waren weder Jamben da noch Türme, die Unheil stiften konnten. Aber der Ernst? Lachlustiges Publikum und ein Schauspiel, noch dazu ein plattdeutsches, das war vielleicht gefährlicher als Jamben und Türme.

Die Mende hatte eine einfache Köchin zu spielen, auf die der Verdacht eines Ringdiebstahls fällt und die unter diesem Verdacht all ihr bißchen Glück verliert, das sie vom Leben erhoffen durfte. Als sie jedoch zum Schluß freiwillig die Schuld auf sich nimmt, die sie nicht begangen, weil es genug ist an einem elenden Menschenkind, das sein Recht nicht finden kann, bekennt sich der Sohn ihrer Herrschaft als den, der den Ring entwendete, und sie kann ihrem Bräutigam, dem sie entsagte, ihr einziges Gut wieder zubringen, ihren ehrlichen Namen. Ich sehe sie noch in ihrem Beiderwandrock und der Sammettaille als blitzsaubere Köchin und Carl Schultze, den flotten Schustergesellen, der ihr die Schuhe bringt und um sie in der Kellerküche des vornehmen Hauses wirbt. Wie keusch und innig gab das einsame Mädchen dem frischen Manne das Jawort, wie lohte es rosig auf in dem seligen Glück.

Das Publikum lachte nicht, es wollte mehr von den Menschen erfahren, die es vor sich sah, es ging mit. Und als gegen das Ende der junge Leichtsinn seine Schuld eingestand, da brach ein lauter Beifallsturm aus. Und so oft „Eine Hamburger Köchin" gegeben wurde, wiederholte sich der Applaus bei dieser Stelle. Dann sagten die Garderobenfrauen draußen: „Nu siegt de Tugend, nu kahmt se glick." Und in dem Restaurant sagten die Kellner: „de Tugend het eben siegt, nu kahmt de Gäst", und der Zapfer begab sich hinter die Schänke. Die „Köchin" war gegen fünfzigmal gegeben worden, als der Hamburger Bußtag den Theatern Schluß auferlegte. Am Bußtage wanderten die Hamburger nach Harburg hinüber oder nach Altona und nach Wandsbek, wo eben nicht gebüßt wurde, sondern weltliches Treiben des Lebens Trübe verscheuchte. Carl Schultze zog mit seinen Schauspielern an diesem Tage nach Wandsbek, alldort in Reisners Tivoli die „Köchin" aufzuführen und so den Verlust einzubringen, den das Hamburger Regiment ihm auferlegte. Es war aber nach dem Heimatsorte des „Wandbeker Boten" noch nicht die Kunde gedrungen, daß man in Carl Schultzes Theater ernste plattdeutsche Stücke zu kultivieren angefangen, und die ausgewanderten Bußtägler erwarteten von Schultze „recht etwas zum Schreien." Waren sie doch gegangen, um sich aus Herzensgrunde zu amüsieren. Von demselben Gedanken ausgehend hatte die Requisitrice des Tivolis die Schuhe besorgt, die der Schustergeselle der Köchin im ersten Aufzuge zu bringen hat, wie vorgeschrieben ein Paar in Papier gewickelte Schuhe. Das Stück beginnt. Das Publikum findet die Komik mehr als dürftig. Doch nur Geduld, wenn Carl Schultze auftritt, der wird schon Leben in die Bude bringen. Aber auch der macht keine Witze. Das Publikum wird unruhig. Als Carl Schultze nun aber die Schuhe auswickelt, findet das Publikum seine Rechnung. Statt der zierlichen frisch versohlten Schuhe hat die Requisitrice zwei ausgetretene Elbkähne in das Papier eingeschlagen, ein Paar komischer Schuhe, ein Paar Scheusäler. Aus dem Lachen ward Auslachen, das Publikum spielte mit, und so wurde die „Hamburger Köchin", die auf St. Pauli volle Häuser machte, in Wandsbek in Grund und Boden gehöhnt. Eine Scheunenkomödie nannte die Mende diese Vorstellung.

Lotte Mende als Tante Therese in „Hamburger Leiden".

Wie nun, wenn das Stück zum erstenmal in Wandsbek unter den obwaltenden Umständen aufgeführt worden wäre? Publikum und Kritik hätten es für ein jammervolles Machwerk erklärt, und es wäre der Beweis erbracht, daß ein plattdeutsches Schauspiel zu den Unmöglichkeiten gehört, daß die niederdeutsche Sprache zum Drama sich nicht eignet. Und doch wäre vielleicht noch alles leidlich abgelaufen, wenn die Requisitrice nicht auf ihre eigne Hand einen komischen Beitrag hätte liefern wollen. Sie meinte es gut, aber am Theater wirft oft eine Kleinigkeit die eingeprobteste Vorstellung um; es ist, als wenn jeder Mißgriff, jedes Fehlerchen um so größer würde, je mehr Augen es erspähen, als wenn die Anzahl der Zuschauer ihn multiplicierte. Und unberechenbar sind die störenden Zufälle, keine Vorsicht vermag sie aufzuhalten, niemand bleibt vor ihnen bewahrt, weder die Primadonna, noch der letzte Statist. Bei der einen setzt sich ein Schleimklümpchen auf das Stimmband und ruiniert ihr den weltberühmten Triller, bei dem anderen hängt ein Bändchen heraus, das dem Leichenzug des Helden zu einem heiteren Abschluß verhilft, oder die Theaterkatze schleicht in eine erschütternde Sterbeszene; und wenn die Bühne sich tadellos verhält, geht gar vom Publikum Störung aus. So ist schon manch schöner Monolog vernietet, um seine Wirkung durch den Schnupfen eines Theatergastes gebracht worden und damit das Schicksal eines so wie so wackeligen Stückes besiegelt. Darum ist das Bühnenvölkchen abergläubisch im höchsten Grade: es kennt die Dämonen, die überall lauern und den ärgsten Schabernack verüben, wenn sie am wenigsten vermutet werden; von einem neuen Stück kann man nur dann erst sagen, daß es ‚durch' ist, wenn der Vorhang sich über die Schlußscene senkte und nicht noch im letzten Augenblick durch widerspenstiges Hängenbleiben das Ende verdarb. Von einem Stück läßt sich nie voraussagen, ob es gefallen, noch weniger, ob es ziehen wird. Die gewiegtesten Theaterleiter irren sich, ja es gilt sogar als ausgemacht, daß ein Stück, für das die Schauspieler Meinung haben, dem Publikum meist nicht zusagt. Umgekehrt hat manches Stück Erfolg, das den Schauspielern mißfällt, wie ich bei meinen „Hamburger Leiden" selbst zu erleben Gelegenheit hatte.

Außer den genannten Stücken waren noch die Einakter „Tante Lotte" und „Die Blumenhändlerin von St. Pauli" aufgeführt und günstig aufgenommen worden, obgleich das letztgenannte kleine Drama tiefes Herzeleid schilderte, auf das nur zum Schluß ein wenig Lebenssonne schien. Das ergreifende Spiel der Frau Mende hielt es auf dem Repertoire, von dem der Direktor es abzusetzen wünschte, weil es ihm nicht paßte. „Gew ick dat ohl Stück toerst," sagte er, „mag dat Publikum nich sehn, wat achternah kimmt, und gew ick't toletzt, gaht je mi to trurig ut't Theater. Schriiven Se mi bloß mal wedder wat Lustiges."

So schrieb ich ihm denn etwas Lustiges, damit das Publikum nicht mehr in trauriger Stimmung aus seinem Theater ginge, und zwar die „Hamburger Leiden".

Schon vor Jahren hatte ich die Absicht, jenes seltsame Gerichtsverfahren, das unter dem Namen der Quernacht in Hamburg im Schwange war und das ich in meinem Fabriksviertel aus nächster Nähe kennen gelernt hatte, als unmensch-

lich grausame Institution in einer Tragödie auf die Bühne zu bringen und dem Unwillen des Volkes preiszugeben. Bei genauerer Prüfung ergab sich jedoch, daß der Stoff besser für die satirische als die pathetische Behandlung geeignet sei, und statt des Trauerspiels entstand ein Possenspiel.

Der Direktor jedoch zuckte die Achseln, als er es gelesen hatte. „Keen nen Witz in," sagte er. „Aber da ich alles gegeben habe, was Sie mir schrieben, will ich dies Stück auch geben; bloß dohn Se mi den Gefallen und setten Se't fülbst in Scene, damit if naher de Schuld nich krieg, wenn't dördchsallen is." — Da ich für meine Person fest an die Wirkung der „Leiden" glaubte, ließ ich mich nicht abschrecken, und die Proben begannen. Aber auch die Darsteller waren mit ihren Rollen nicht zufrieden. Heinrich Kinder fand die des „eingelegten" Polizisten zu dürftig, die Mende sagte, ich möchte ihr nicht zürnen, wenn sie allein das Stück nicht hielte. Nur Johanne Schatz war mit ihrer Dienstmädchenrolle einverstanden. Bei der letzten Probe fragte die Mende mich, ob ich schweigen könne? — „Gewiß, was gibt's?" — „Man hat etwas gegen Sie vor. Es soll ein neues Stück herausgebracht werden, an dem unser Regisseur beteiligt ist, er macht slau, wo er nur Gelegenheit findet. Gehen Sie am Abend der Aufführung nicht von der Bühne, man weiß nicht, was passiert."

Nun fing ich auch an, schwarz zu sehen, und, ermüdet von den Proben und abgestumpft durch die endlosen Wiederholungen des Dialogs und des scenischen Drills, kam mir das Stück so unsagbar abgeschmackt vor, daß ich es am liebsten zurückgezogen hätte, um dem unabwendbaren Durchfall, Spott und Hohn zu entgehen; rangiert doch der abgelehnte Bühnenautor dicht neben dem Verbrecher. Und mir war zu Mute, wie einem Verbrecher, der die Exekution erwartet.

Zur rechten Zeit war ich am Abend im Theater, und das war gut, denn merkwürdigerweise waren verschiedene notwendige Requisiten nicht zur Stelle; nun konnten sie noch eilends herbeigeschafft werden. Dem einen Episodenspieler war die Perücke abhanden gekommen, nur eine alte mottenzerfressene fand sich für ihn vor. „Nehmen Sie die nur getrost," sagte ich, „es kommt ja doch nicht darauf an." — Die Mottenstellen wurden mit Schminke vertuscht, und nun sah mein Mann über alles Erwarten echt für seine Rolle aus. Der Regisseur fragte, ob er das Zeichen geben könne oder ob ich noch Wünsche hätte? Höchst spöttisch fragte er. „O ja," antwortete ich. „Ich habe den Wunsch, das Stück von vorne aus zu sehen; von der Wirtschaft hier hinten hab' ich genug. Fangen Sie an, sobald ich sitze." Ich begab mich in die Loge des Direktors.

Das Spiel begann. Der erste, der lachte, war der Direktor; das Publikum ward immer vergnügter, und als der Mann mit der Mottenperücke bei dem Schluß des ersten Aktes so drastisch-komisch in der ihm vorgeschriebenen und wohleinstudierten Stumpfsinnigkeit wirkte, daß er fünfmal hervorgerufen wurde, schöpfte ich wieder Mut. Denn in den nächsten Aufzügen hatte die Mende zu thun, auf deren Kunst ich baute. Auch auf der Bühne war die Hoffnungslosigkeit gewichen, die Darsteller faßten Vertrauen zu ihren Aufgaben.

Die Mende gewann das Publikum vom ersten Auftreten an. Sie ließ ihrer schöpferischen Laune freien Lauf und schuf den Typus einer Hamburger alten Jungfer, der für die beste ihrer originellen Leistungen erklärt worden ist.

Die Vorstellung ging ungetrübt bis zum Schlusse des vierten Aktes weiter, an dem der Vorhang, anstatt sich langsam zu senken, ausblieb und erst fiel, nachdem die Darsteller längst die letzten Worte gesprochen hatten und in kaum verhehlter Verlegenheit nicht mehr wußten, was sie beginnen sollten. Ich eilte auf die Bühne. Die Mende hielt den Regisseur am Rock und überschüttete ihn mit kräftigen Worten. „Ich habe gesehen, wie Sie den Vorhang zurückhielten," rief sie in hellem Zorn. „Ich hab's gesehen, Sie — Sie . . ." Und Worte folgten, die man in einem Lexikon der Höflichkeit vergebens sucht.

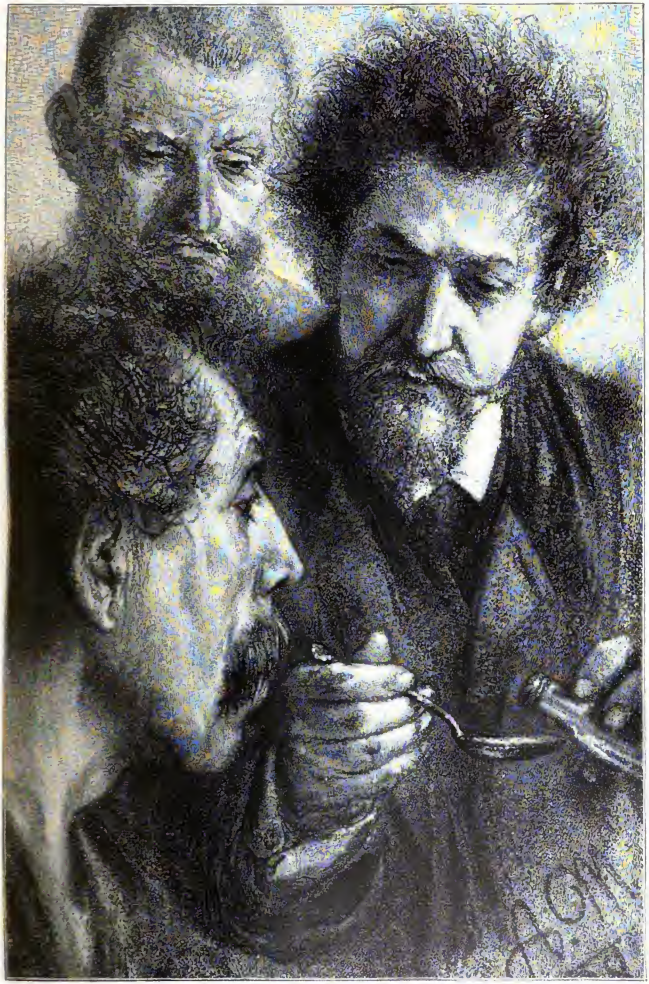
Der Direktor kam und endete den Zank. Dann trug er dem Regisseur auf, den Darstellern mitzuteilen, daß am nächsten Abend „Hamburger Leiden" statt des angekündigten Stückes „Das verrufene Haus" gegeben würden, das angesetzt worden war, weil er sicher auf den Durchfall der „Leiden" gerechnet hatte. Schon nach dem dritten Aufzuge hatte er angeordnet, andere Zettel für die Anschlagsäulen drucken zu lassen, und so kam es, daß am folgenden Tage in den Zeitungen „Das verrufene Haus", an den Säulen aber „Hamburger Leiden" angezeigt waren.

Der Regisseur verbreitete später, ich hätte die „Hamburger Leiden" nach einem Stücke des dänischen Lustspieldichters Heiberg ge . . . arbeitet, ein Irrtum, der auch in Gaebertz' Geschichte des niederdeutschen Schauspiels Aufnahme fand, — aber schon allein der Umstand, daß die Quernacht, die den Kern meines Stückes bildet, eine ausschließlich hamburgische Tradition war, macht die Unterstellung hinfällig.

Von jenem Abend an wurden die „Hamburger Leiden" über hundertmal aufgeführt, es fand als Schilderung Hamburger Wesens Anklang bei allen Schichten der Bevölkerung. Als Carl Schultze bald darauf mit seiner Gesellschaft die Hauptstädte Deutschlands bereiste, ward dem heiteren Spiel von der Hamburger Quernacht überall freundliches Entgegenkommen.

Nach der Rundreise verpachtete Carl Schultze sein Theater, und die Operette nahm es in Beschlag, das einzige plattdeutsche Ensemble löste sich auf. Von denen, die damals die Hamburger durch ihre unaufdringliche Kunst erfreuten, sind nur noch wenige unter den Lebenden, und die Stücke, die zu ihrer Zeit frisch und farbig wirkten, sind verblaßt.

Mich selbst aber hatten die Erträgnisse meiner Bühnenarbeiten in den Stand gesetzt, nach Berlin überzusiedeln, das leidige kritische Handwerk aufzugeben, um ohne bindende Fesseln mich dem literarischen Schaffen hinzugeben. Dazu wäre ich wohl nie ohne den Teufel gekommen, der nicht trocknen wollte, und ohne das Theater der Vorstadt, das für mich an Erinnerungen so reiche.



Studienzeichnung von Ad. von Menzel.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Wojcziek Rosbyta, der Postillon.

Von

Carl Busse.

(Abdruck verboten.)

Hü — hott! Vorwärts, Pferdchen, vorwärts! Der Herr hat keine Zeit und will richtig bei der Posthalterei abgesetzt sein. Ja, schnaufe du nur! Die Beine werden steif, Alterchen — hast recht! Ach, das ganze Leben — —!"

Wojcziek Rosbyta, der Postillon, knallte mit der Peitsche und seufzte.

„Herr," sagte er plötzlich, „rückt ein bißchen weiter. Laßt den Platz neben mir frei, wenn Ihr so gütig sein wollt. Die Heiligen werden Euch dafür segnen."

Kopfschüttelnd sah ich ihn an.

„Braucht Ihr so viel Platz für Euch, Schwager?"

„Das nicht, Euer Hochwohlgeboren, aber — Ja, ja, es ist nun mal so! Danke vielmals, danke von Herzen! Ich werde Euch gut fahren dafür."

Ich hatte ihm wirklich den Gefallen gethan und war in die Ecke gerückt, dicht an das schwarze Schutzleder heran. So war zwischen ihm und mir ein freier Raum entstanden, daß zur Not noch jemand mitkommen konnte. Es war eine kleine Kariolpost, die Wojcziek Rosbyta führte. Sie vermittelte den Verkehr von einem an der Bahn gelegenen Landstädtchen der Provinz Posen nach einem größeren, zwei Meilen entfernten Dorfe. Außer dem Sitz für den Kutscher waren höchstens noch zwei Plätze vorhanden, und wenn sie besetzt waren, konnte man sich kaum rühren.

So ging es denn auf der Landstraße dahin. Der Weg war warm und staubig, die Felder standen in Juliglut, von den hohen Pappeln hoben sich pfeifend die Stare.

Der Postillon war still geworden. Lässig hielt er die Zügel. Er sah kaum auf den Weg und ließ den Braunen traben.

„Wie lange fahrt Ihr die Strecke schon, Schwager?" unterbrach ich das Schweigen dann.

Er mochte die Frage gewohnt sein.

„Fünfzehn Jahre," erwiderte er ohne Besinnen. „Jeden Vormittag hin, jeden Nachmittag zurück."

„Da habt Ihr die Bäume wachsen sehen. Nun, Euer Dienst ist bald zu Ende. Wenn die Bahn fertig ist — —"

Sein Auge begann zu glühen. Mit scharfem Knall ließ er die Peitschenschnur durch die Luft tanzen, daß der Braune erschrocken auffuhr.

„Wenn Ihr mich höhnen wollt, Herr," sagte er hart, „so hütet Euch. Ihr tragt gute Kleidung. Da könnt Ihr wissen, daß man nicht spottet, wenn ein armer Mensch große Schmerzen hat."

Halb zornig, halb traurig blickte er mich an. Ich muß rot geworden sein.

„Schwager," erwiderte ich und rückte ihm näher, „was redet Ihr da? Ich weiß nicht, was Ihr meint, noch wodurch ich Euch verletzt habe."

Einen Augenblick prüfte er mein Gesicht. Dann griff er demütig an die Mütze.

„Um Vergebung, Herr! Mein Kopf ist ein bißchen verwirrt seitdem. Wer sollte es Euch auch erzählen? Es ist eine böse Geschichte, und ich denk' immer, die Leute verspotten mich. Nicht wahr, Euer Hochwohlgeboren nehmen es nicht übel und machen den Platz wieder frei ... den Platz neben mir."

Die Fahrt ging weiter. Wojcziek Rosbyta murmelte vor sich hin. Er ward immer ernster und sah scharf nach rechts hinüber. Als ich der Richtung seiner Blicke folgte, bemerkte ich einen Trupp Arbeiter, der den Bahndamm aufschüttete oder wohl schon die Holzschwellen legte. Die neue Linie sollte in nicht ferner Zeit eröffnet werden.

Der Damm näherte sich an einer Stelle der Landstraße, als wolle er sie überschreiten.

Mein Postillon hatte ein rotes Gesicht. Und plötzlich hieb er auf sein Pferd ein, daß es wie gejagt dahinraste und der Kasten wie auf Sprungfedern von einer Seite zur anderen flog.

„Da ist die Bahn, die verfluchte," schrie Wojczieck Rosbyta dabei, und als er den Arbeitern nahe war, drohte er mit der Peitsche hinüber, während er ihnen derbe Scheltworte zurief.

Sie mußten ihn kennen. Die Spaten bekamen Ruhe. Ein vielstimmiges Gelächter scholl durch die warme Juliluft.

„Heda, Alter — wo ist dein Liebchen? — Was macht die Braut? — Warum reist sie nicht mit?" klang es bunt durcheinander.

Und der Postillon schalt und drohte, und der Braune lief aus Leibeskräften, bis die Arbeiter zurückblieben und nun wieder die einsame Landstraße vor uns lag.

Erst da erholte sich Wojczieck Rosbyta langsam. Er nahm die Mütze vom Kopf, wischte sich den Schweiß ab und sagte:

„Ruhig, Pferdchen, ruhig ... Erhole dich, mein Alter ... Wir sind wieder einmal ganz voll vom bösen Blut! Weiß Gott, der Herr, der mit uns fährt, hat uns viel zu verzeihen. Aber wenn er unsere Geschichte kennen würde — — hü, hü, Gott vergeb dir, Maruscha!"

Und mit einemmale in ganz ruhigem Ton: „Wir haben noch einen tüchtigen Weg, Herr!"

Er klatschte sich aufs Knie.

„Wenn ich noch fünf Jahr leb', bin ich fünfzig Jahr, und wenn ich älter aussehʼ, so hat die Geschichte schuld. An die zwanzig Jahr schon bin ich im Dienst beim Posthalter und hab' mein Brot. Kann keinen Braten dabei essen; aber Kartoffeln und Hering schmecken auch, wenn man Hunger hat.

Neben der Posthalterei, in der Baracke, wohnt nun die Pani Mozlin, die Waschfrau. Kennt Ihr sie nicht? Auch gut! Ihr Mann war Kutscher, ist früh gestorben. Heiliger Schutzpatron, das Weib hat gearbeitet von früh um fünf bis in die Nacht um zwölf. Wenn andere Christenmenschen schon schliefen, stand sie noch am Waschtrog. Da dachtʼ ich: sie verdient es, und trug ihr meine Lappen auch hin. Was unser einer eben an Wäsche hat! Dann brachte sie Maruscha zurück — sauber und ohne Fleckchen.

Maruscha war ihre Tochter, zehn Jahr, elf Jahr, als sie zuerst zu mir kam. Noch mit kurzen Kleidern und barfuß. Wer barfuß läuft, spart Schuhe. Und paßte es grad, gab ich ihr zwei Pfennige obendrein. ‚Kauf dir Johannisbrot,' sagʼ ich, ‚oder eine Zuckerstange.' Aber da lacht sie. ‚Nein,' sagt sie, ‚es gibt ein Bändchen dafür, so von den Resten.' Und das nächste Mal trug sie ein Band im Haar.

Schön. Ich fuhr den Sommer, ich fuhr den Winter, fuhr ein Jahr ums andere. Und eines Tages will ich ihr wieder zwei Pfennig hinschieben — ‚für Bonbons', denkʼ ich —, da seh ich sie an. Psa krew, ich muß sie gleich noch einmal ansehen.

‚Sieh, sieh, Maruscha,' sagʼ ich, ‚was ist mit dir los? Man wird nächstens Pani sagen müssen und einen Diener machen. Wie alt bist du?'

Sie wird rot. Je nun, so 'was schmeichelt den Weibern immer.

‚Sechzehn Jahr, Wojczieck Rosbyta,' antwortet sie, und ihre Augen werden leuchtend. ‚Die Zeit steht nicht still.'

Ich zähl' meine Groschen und geb' öfter die Wäsche zu Pani Mozlin. Herr, man sieht sich, spricht sich, sieht sich wieder. Man wohnt Haus an Haus. Und wie das so kommt, spricht da beim Abschirren der Stallknecht zu mir: ‚Was meinst du zu Maruscha Mozlin, Freundchen?' Und schnalzt mit der Zunge: ‚Maria und Josef, was ist sie schön!'

Darauf blick' ich sie genauer an, als sie im Korb das nächste Mal meine Wäsche bringt. Ich war nicht mehr der Jüngste, und der Braune war mir lieber als das Weibsvolk. Aber wie ich so dasteh', denk' ich: der Stallknecht hat recht.

‚Pani,' sag ich, ‚wo habt Ihr Eure Schönheit her?'

Sie streicht sich das schwarze Haar zurück, blickt mich groß an — o Jecku, Jecku, die Augen! — und hält den Korb in die Hüften gestemmt.

‚Fragt meine Mutter,' erwiderte sie dann mit hellem Lachen.

Ich lache auch.

‚Da werdet Ihr bald einen Bräutigam haben, Maruscha. Seht Euch vor!'

Sie wiegt sich so leise, her, hin, und weiß ganz gut, daß sie schön ist. Und dann sieht sie mich wieder an — es wird mir heiß von oben bis unten — und fragt:

‚Glaubt Ihr, daß mich einer will?‘

Aber eh' ich noch antworten kann, ist sie schon aus der Thüre.

Mir ging die Geschichte im Kopfe 'rum. Ich erzählte sie keinem, nur dem Pferdchen. Und jedesmal, wenn ich die Landstraße 'runterfuhr und keine Gesellschaft hatte, bei dem einsamen trab, trab, trab, trab, fiel mir Maruscha Mozlin ein: wie sie so dasteht, den Korb am Arm, und sich wiegt. Wunderschön, Herr, ganz wunderschön.

Besonders einmal, bei der Rückfahrt, stand sie vor mir. Nun, ich komm' nach Hause, geb' die Briefbeutel ab, besorg' den Braunen und bin fertig. Was machst du? denk' ich. Pfa krew, immer die Kneipe — man ist doch auch ein Mensch! Also ich trek' so vor die Thür, — guckt die Pani Mozlin mit dem Plätteisen durchs Fenster. Man grüßt sich, tritt heran und schwatzt. Sie ist eine ordentliche Frau, und sie läßt sich auch im Plätten nicht stören. Maruscha bessert aus. Wir reden — reden, bis der Nachtwächter pfeift. Und dann müssen wir selber lachen, daß es so spät ist.

‚Gut' Nacht,‘ sag' ich. Nicht mal ‚auf Wiedersehen‘. Nur ‚gute Nacht!‘

Aber am nächsten Abend war ich wieder da und allmählich immer öfter. Im Winter saß ich in der Stube. Es war dunstig darin, als ob's die Waschküche wär', aber warm. Und die Wärme verträgt man, wenn man im Winter vom Kutscherbock kommt.

Wenn Maruscha einmal nicht da war, zog ich ein Gesicht und mußte jeden Augenblick sagen: ‚Um Verzeihung, Pani Mozlin, wie meint Ihr das?‘ Denn ich horchte mehr nach der Thür, als auf ihre Worte. Daran merk' ich, daß ich sie lieb hatte — hü, willst du gehn, Brauner!

Nun komm ich mal hin, eben wie's dämmrig wird. Maruscha ist allein. Sie plättet. ‚Was es für Leute gibt,‘ sagt sie, — ‚da ist der Doktor, der ein schönes Einkommen hat. Aber die Mutter muß von der Arbeit weg, weil sie ein Taschentuch vertauscht hat. Und es ist nicht vertauscht, Wojcziek Rosbyta — wirklich nicht!‘

Ich steh am Fenster und red' was dagegen, als ich seh, wie jemand immer auf und abgeht vor dem Hause und ins Fenster schielt. So ein junger Hopsassa, ein grüner Bengel vom Gymnasium, aber mit Handschuhen und allem Quark.

Was kann ich thun? Ich ruf' Maruscha ans Fenster: ‚Wer ist das, Pani?‘

Sie lacht. ‚Vielleicht mein Liebster, Wojcziek.‘

Jesus Maria, was fuhr ich auf! Der Schreck ging mir in die Beine. Ich hab' mich am Fensterbrett halten müssen.

‚Ihr werdet ... das nicht thun, Maruscha!‘ sag ich.

‚Und warum nicht? Sie haben alle einen. Und ich bin alt genug. Habt Ihr etwas dagegen?‘

Ich konnte kaum reden, Herr. So eine Wut hatt' ich, solchen Haß und Zorn.

‚Ich will nicht, daß Ihr einen Liebsten habt,‘ schrei' ich.

Sie war schon wieder zurückgegangen ans Plättbrett. Es lag über zwei Stühlen. Ich konnte sie kaum noch sehen, so dunkel war's schon. Nur der feurige Schein ging her und hin .. die Kohlen im Eisen, das sie führte, — da merkte ich, daß sie schon wieder plättete.

‚Was geht's Euch an, Wojcziek Rosbyta, ob ich dies oder das thue?‘

Sie mußte wissen, daß ich zornig war, denn sie lachte wieder so halb.

Das nahm mir fast den Verstand. Es war auch sehr warm und dunstiger als sonst.

‚Maruscha!‘ sag ich und komm' langsam näher, denn ich wollt' nicht anstoßen.

‚Verbrennt Euch nicht, Wojcziek,‘ spricht sie ganz leise, ‚das Eisen ist heiß.‘

Sie hatte noch nie so leise gesprochen.

Ich bin ganz dicht bei ihr und faß' ihren Arm.

‚Was wollt Ihr denn?‘ fragt sie, und ich hör', wie sie ganz kurz und schwer atmet.

Mir ist die Brust eng, als ob was draufliegt. Ich red' kein Wort, nicht mal ihren Namen. Aber ich krieg sie bei der Schulter und küss' sie — küss' sie auf den Mund und die Augen und auf den Mund und wieder auf die Augen. Doch sie zieht mir die Augen weg und beugt sich zurück und will, daß ich sie immer nur auf die Lippen küsse. Es war mir alles gleich, Herr. Mein Gedächtnis ist verwirrt. Ich kann so nicht alles sagen. Aber nach langer Zeit ruft sie: ‚Maria, Josef, das Tuch sengt,‘ und reißt sich los. Dann macht sie die Fenster auf. Es roch brandig. Ich jedoch konnte nichts thun und nichts sagen. Man ist dann wie ohne Besinnung.

‚Geh an die Luft,‘ sagt sie. Und ich geh' ans Fenster. Derweil steckt sie Licht an. ‚Mein Haar ist verwirrt,‘ spricht sie und stellt sich vor den Spiegel. Ich seh's noch, sie hebt sich dabei auf den Fußspitzen und öffnet die Lippen ganz wenig. Ich will die Ewigkeit im Fegfeuer brennen, wenn ich das vergess'.

Wir hatten den Tag vorher Mariä Lichtmeß gehabt.

‚Auf Michaelis,‘ sag' ich, ‚können wir heiraten. Was meinst du, Maruscha?‘

Meine Stimme war noch nicht ganz fest, so sehr ich mich am Fenster erholte.

‚Ich soll deine Frau werden?‘ fragt sie und ist ganz verwundert.

Ich seh sie an. Ich denk' jetzt oft bei mir, ich muß ganz rot gewesen sein.

‚Nun ja,‘ red' ich, ‚was . . denkst du sonst?“

‚Nichts,‘ antwortet sie und beugt den Kopf zurück. ‚Die Mutter muß gleich hier sein.‘

Da küss' ich sie wieder und lass' sie überhaupt nicht los. So ein Narr war ich. — Brr, wirst du wohl! Seht an, Herr, wie die Bremsen dem Pferdchen zusetzen! Man darf die Peitsche bei Gott nicht weglegen.

So weit war ich also. Pani Mozlin, die Waschfrau, hörte mich an. ‚Das Gespann ist ungleich, Wojczieck Rosbyta,‘ sagt sie, ‚aber vielleicht ist es gut so. Ihr seid ein Mann in ruhigen Jahren und wißt, was Ihr thut. Euer Brot habt Ihr auch. Und jung heiraten ist besser als alt. Junge Bäumchen ziehen sich.‘ Was red' ich lange? Wir wurden einig, und Maruscha war meine Braut. Ich lauf' zum Goldschmied Kozlo und sag': ‚Meister, die besten Ringe, die Ihr habt.‘ Und einen steck' ich der Maruscha auf.

Sie war ganz toll vor Freude, denn sie liebte alles, was Gold war und glänzte. Ein feiner Geschmack, doch nicht billig, Herr! Wie die Kinder wollt' sie alles haben, was sie sah. Nun, ich kauf' dies, das . . es macht mir selber Vergnügen. ‚Ihr habt eine lose Hand, Wojczieck,‘ sagt die Mutter. Aber ich lach' nur.

Nun muß ich Euch mein größtes Glück erzählen. Nämlich als das Wetter schöner ward, im Frühling, will Maruscha nicht im Haus bleiben. Ein junges Ding — ach Gott ja! Und die Mutter wäscht und plättet für drei. Was thut sie also, die Maruscha? Sie kommt mir eine Stunde entgegen, hier auf der Straße, und bei einer bestimmten Pappel erwartet sie mich. In der Hand hat sie einen Zweig und in der Tasche ein Stück Zucker. Sie winkt und jauchzt . . und ich bin selig und halt' an. Der Braune kriegt den Zucker, den Zweig steckt sie ins Geschirr — nun, die Post sieht aus, als wär' es jeden Tag Pfingsten. Hab' ich einen Fahrgast, so sag' ich: ‚Um Vergebung, rückt ein bißchen weiter.‘ Und Maruscha flattert 'rauf, wie eine Katze und sitzt bei mir — hier auf dem Platz, den Ihr frei machtet. Es konnt' mir den Dienst kosten, denn ohne Billett darf ich keinen mitnehmen. Aber was thut man nicht alles! Saßen wir allein im Wagen, so hat sie mich gekußt, daß ich keinen Atem bekam. Und sprach ich: ‚Was bist du eine Wilde!‘, so lachte sie und nannte mich ‚Väterchen‘. Mich, ihren Bräutigam! ‚Hopla, Pferdchen,‘ schrie sie lustig, ‚lauf Galopp, hü, willst du wohl!‘ Und wenn wir an die Kornfelder kamen, dann sprang sie im Fahren ab, daß ich einen Totenschreck bekam. ‚Ob die Kornblumen schon blühn,‘ sprach sie. Und fand sie eine, so bekam ich sie an den Hut. Sie jedoch zog sich eine Ähre vorn durchs Knopfloch.

Vor der Stadt mußte sie absteigen. Einmal sagte sie dabei: ‚Ach — wie ist das dumm! Man kommt immer an dieselbe Stelle zurück.‘ — ‚Willst du wo andershin?‘ frag' ich. Sie sieht so weit, als wollt' sie bis ans Ende der Welt sehen. Aber sie sagt: ‚Fahr zu, Wojczieck — der Posthalter schimpft sonst!‘ Und ich fuhr auch wirklich.

Zwei, drei Tage später komm ich wieder zurück und seh' schon immer nach der Pappel, wo sie sonst wartet. Richtig, da steht sie. Aber neben ihr noch jemand. Ich kann nicht genau erkennen und fahr schneller. Da erblicken sie mich auch, und der andere geht übers Brachland nach drüben, wo sie am Bahndamm arbeiten. ‚He,‘ sag' ich, ‚meine Liebe, was ist denn das?‘ Sie zuckt die Achseln. ‚Er beaufsichtigt die Arbeiter. Und weil er mich immer hier stehen und warten sieht, kam er 'rüber. Da schwatzen wir. Bist du eifersüchtig, Väterchen?‘

Mir gab's einen Stich durchs Herz, aber ich antwort' ‚Nein‘ und seh' zu, wie das Pferdchen ihr den Zucker aus der Hand

nimmt. ‚Die Bahn,‘ spricht sie dann, ‚ist doch 'was anderes, als die Post. Man kann nach Posen, Berlin, immer weiter, bis die Welt aufhört.‘ Dabei seufzt sie. Ich würg' den Ärger runter und sag: ‚Du wirst die Frau eines Postillons, Maruscha, da darfst du nichts gegen die Post reden. Und du fährst ja gern damit.‘ ‚Ja,‘ erwidert sie gleichgültig. Aber sonst nichts. Wir kommen an die Kornfelder, und ich fahr' schon langsam. Denkt Ihr, sie springt 'runter? Thut sie nicht! Bleibt ruhig sitzen und sieht vor sich hin. Wie du willst! denk' ich. Doch ich war nicht so glücklich an dem Tage wie sonst. ‚Morgen komme ich nicht,‘ sagt sie zum Abschied. ‚Ich trag' die Wäsche aus.‘

Aber hast du nicht gesehen: wie ich am nächsten Tag so langsam meinen Weg fahr', steht sie doch an der Pappel. Und der gottverfluchte Schuft wieder neben ihr. Herr, erlaßt es mir — Ihr habt die Maruscha nicht gekannt und begreift es nicht. Ich aber denke jede Fahrt daran, ohne Trost zu finden. In einem frommen Blatt, das jemand an uns verteilte, las ich, wir werden für jedes Leid auf Erden im Himmel die doppelte Freude haben. O Pan, Pan, so viel Freude gibt es selbst im Himmel nicht, wie mir die Heiligen dann erbitten müssen. Die Tage kamen — einer immer schöner wie der andere — das war so zu Ende Mai — und an jedem bemerkte ich, daß Maruscha mehr und mehr von mir abließ. Ich hab' in der Kirche gebetet, ich hab' mit der Pani Mozlin gesprochen, ich hab' die Maruscha angefleht, ich bin zum Goldschmied gelaufen. Heut' sagt ich: ‚Meister, ein Armband,‘ morgen: ‚Wie wär' es mit einem Kettlein?‘ und alles bracht' ich ihr. Sie nahm es auch und freute sich und sprach: ‚Väterchen, was du gut bist!‘, aber grade, wenn sie so zu mir sein wollte, wie früher, hat's hier am meisten gewürgt. War doch alles, alles ganz anders.

Schlimmer kann's nicht werden, denk' ich also eines Tages bei mir, und der Braune schnauft, als hätte er dieselben Gedanken. Denn das Pferdchen ist auf Zucker versessen, wie der Teufel auf eine sündige Seele. Und lange genug hatte es keinen gekriegt. Selbst das vergaß Maruscha.

‚Ich werde ein Ende machen,‘ sag' ich mir also und sprech' mir selbst Mut zu. ‚Wenn sie erst deine Frau ist, gibt sich alles.‘ Und ich überleg' mir, es wäre gut, gleich zum Dekan zu gehen, — denn unser hochehrwürdiger Probst ist Dekan seit zwei Jahren. Wie ich das noch denke, sah ich die beiden . . Ihr wißt schon, Maruscha und den vom Bahnbau. Aber nicht an der Pappel, weiß Gott, sondern mehr im Feld. Und der Schuft — begreift Ihr das — schlägt auf sie ein, daß sie laut schreiend nach dem Weg läuft.

Euer Hochwohlgeboren, Ihr wißt, ich bin kein Tierquäler, aber ich riß mein Pferdchen hoch vor Schreck und Wut und raste nur so hin.

‚Maruscha!‘ schrei' ich und erschreck selber, wie heiser meine Stimme klingt.

Aber sie weint und hört mich kaum, und der Schuft reißt sie beim Arm zurück.

Herr, ich darf meinen Wagen nicht verlassen. Doch wär's um die Seligkeit gegangen — es war mir gleich. Mit der Peitsche flog ich übers Brachland. Ich glaub', ich hab' geschrieen dabei. Und die Schnur sauft dem Schuft um die Larve.

Mit einem Fluch springt er auf mich zu, ich hab' Riesenkräfte und werf' ihn beiseite. Doch er ist zwanzig Jahre jünger und geht von neuem auf mich los. Dabei pfeift er, daß die Arbeiter — die Bahnarbeiter — ihm zu Hilfe kommen.

Vielleicht hätten sie mich totgeschlagen. Wär' mir schon recht. Aber plötzlich steht Maruscha zwischen uns, ruft ihm ein paar Worte zu, da läßt er ab von mir und winkt auch den herbeilaufenden Arbeitern, daß sie dableiben.

Mein Gesicht muß blau und rot gewesen sein. So stehen wir uns gegenüber.

‚Warum schlägst du . . meine Braut?‘ keuch' ich und will wieder auf ihn los.

‚Wojczieck!‘ schrie Maruscha flehend.

Da lass' ich ab. Er aber lacht wild und sagt: ‚Was geht dich meine Liebste an, psa krew! Laß sie zufrieden, das rat' ich dir, Väterchen!‘

‚Du lügst!‘ sag' ich und pack' meine Peitsche. Doch da seh ich den Wagen stehen, und der Braune will ins Feld, mir nach.

‚Maruscha!‘ sag' ich, ‚komm mit. Dein Platz ist frei!‘

Und ich geh' voran. Nach drei Schritten bleib ich stehen. Sie folgt nicht.

‚Maruscha!‘

„Hier bleibst du!“ lacht der andere und sieht sie an, als wollt' er sie töten.

Und sie zittert am ganzen Leibe und geht zu ihm und hängt sich an seinen Hals und weint und küßt ihn.

Ich kann's nicht begreifen — ich ruf' und schrei' — ich hab' eine Angst — halb wahnsinnig bin ich.

‚Komm mit!‘ schrei' ich — ‚denk' an deine Mutter, Maruscha, und an mich! Geh fort von dem Kerl, der dich schlägt,‘ und so ruf' ich und red' ich — ach Pan, ich hab' keine Scham mehr: aufs Knie bin ich vor ihr gefallen wie vor der Mutter Gottes und hab' gebettelt.

Die Arbeiter lachten, und der andere lachte, nur Maruscha nicht. Dann nahm er sie beiseite und flüsterte mit ihr, und dann ging er zurück zu dem Bahndamm und Maruscha nach der anderen Richtung an mir vorbei. Nicht nach der Stadt, sondern nach dem Dorfe, woher ich kam, immer die Landstraße hoch.

Da bin ich aufgestanden und nach dem Wagen zurückgegangen und hab' mich angelehnt. Denn ich denk' immer, ich soll umfallen.

Und Maruscha geht und geht, immer diese Landstraße. Wohin will sie denn? frag' ich mich. Aber sie geht und geht.

Und ich schrei' wieder, bis ich heiser bin. Die Arbeiter äffen mir nach. Mein Pferdchen sieht sich um nach mir. Maruscha Mozlin jedoch thut das nicht. Man erkennt sie kaum noch. Und dann ist sie so weit, daß ich sie nicht mehr sehen kann.

Nach einer ganzen Zeit klettere ich wieder auf den Wagen. Ich komme über eine halbe Stunde zu spät. Es war schlimm, sehr schlimm ... wegen des Zuges, Herr, der die Briefe nicht mitnehmen konnte. Der Posthalter schimpft und flucht und will mir kündigen. ‚Herr Posthalter,‘ sag' ich, ‚Euer Hochwohlgeboren, macht, was Ihr wollt. Mir ist alles gleich.‘

Und dann lauf' ich zur Mutter ... zu Pani Mozlin, der Waschfrau.

Hü hott, Pferdchen ... eile dich, eile dich! Es ist ein heißer Tag, Herr — gut, daß wir jetzt Wind bekommen. Er thut wohl, wahrhaftig. Seht nur, wie der Braune glänzt!

Ja, und was das anbetrifft: die Maruscha haben wir nicht mehr wiedergesehen. Der Aufseher von den Bahnarbeitern war auch verschwunden. Sie haben sich wohl im Dorf am Abend getroffen und sind weitergegangen — nach Bromberg zu, und von dort mit der Bahn. Nun ja, ja, wie sagte Maruscha? ‚Die Bahn ist doch was anderes, als die Post.‘ Gott verdamme sie!“ —

Wojczieck Rosbyta, der Postillon, murmelte und nickte. Das Pferdchen hielt einen gleichmäßigen Trab. Aber als wir zwischen die Roggenfelder kamen, mäßigte es von selbst den Schritt.

„Danke, alter Freund, danke ... nun ja, wenn man alt ist, vergißt man nicht so leicht ... und der Herr erlaubt es. Um Vergebung, Euer Hochwohlgeboren, aber hier sprang Maruscha stets vom Wagen und zauste die Blumen ab. Ach Gott ja, und man ist so ein Narr ... so ein Narr ..“

Achzend kletterte Wojczieck Rosbyta, der Postillon, hinunter.

„Heda, was blüht denn alles? Natürlich der Rittersporn! Und die rote Klatschrose .. seht nur die Klatschrose, Herr!“

Er riß eine Ähre dazu ab.

„Man ist so ein Narr,“ sprach er wieder, als er seinen Sitz einnahm. „Jedoch — wie lange fahr' ich noch! Die Bahn, die gottverdammte! Mein ganzes Unglück kommt nur davon!“

Trab, trab ging der Braune, und wie spielend glitt die Peitschenschnur über seinen Rücken.

„Maruscha hat die Klatschrosen immer angeblasen. Es ist eine heiße Blume, hat sie gesagt — versteht Ihr das? Sie war oft zum Lachen!“

Er hielt die Mohnblume hoch. Ein stärkerer Zugwind strich über den Wagen. Er entblätterte die reife Blüte.

„Da seht Ihr,“ sagte der Postillon, „das ist das Ganze. Eben noch so schön und rot — und jetzt verschwunden. Gott helf' uns, das Leben ist nicht anders. Alles weht weg ...“

Er wollte vielleicht noch mehr sprechen, aber er fand die Worte nicht. Und so knallte er nur mit der Peitsche und wiederholte: „Hü hott — eile dich, Pferdchen! Der Herr muß zum Zug, und der Posthalter wartet — hü — üh!“

Gruppen zum Beethovendenkmal.

Caſpar von Zumbuſch.

Zum 70. Geburtstage.

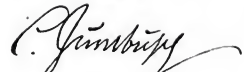
Ein Jubelblatt von

Carl von Vincenti-Wien.

Mit einem Einſchaltbild und dreiundzwanzig Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Die Bildnerkunſt konnte in Wien lange zu keiner ſelbſtändigen Entwickelung kommen. Sie friſtete ſich. Blicken wir zurück. Im XVI. Jahrhundert ſkulpiert Tichter das Grabdenkmal Friedrichs III. im Dom. Mitte des XVII. errichten italieniſche Barockiſten unſere Votivſäulen, marmorgoldene Wahrzeichen der Frommplaſtik. So insbeſondere Burnacinis Peſtſäule am Graben, von vergnügten Engelein umgaukelt, zu welcher Paul Strudel die figurale und Wolkenplaſtik ſchafft. Zu Fiſcher von Erlachs kaiſerlichem Gedächtnistempel auf dem Hohen Markt



modelliert der Venetianer Corradini die bibliſchen Geſtalten. Einſam ragt im XVIII. Jahrhundert der geniale Rafael Donner (Mehlmarktbrunnen) empor. Er hat keine Epigonen. Hofſtatuarius Müller hinterläßt wohl gräfliche Nachkommen, aber keine Kunſtwerke. Der Tiroler Franz Zauner, der zwar auch Hofſtatuarius, aber dennoch ein gewaltiger Bildner iſt, vermacht uns ſein Kaiſer Joſephs-Denkmal, aber keine Kunſttraditionen. Das Jahr vorher (1805) war Canova mit der lebenatmenden rührenden Marmorherrlichkeit des Chriſtinen-Denkmals

in die Augustiner Hofkirche eingezogen. Dann kommt die große Öde, der monumentalbauliche Stillstand — weit über ein Menschenalter lang. Fischer, Klieber, Schaller, Moll schaffen fast nur Weichmetallplastik, als scheuten sie sich in jener kriegserschöpften Zeit der Backhändlseligkeit vor dem gewaltig beredten Erz, das so lange das Wort gehabt. Molls Reiterstandbild Franz' I. verbirgt sich im Laubdickicht des Hofgartens. Als man zwanzig Jahre später das Kaiser Franz-Denkmal und einen Monumentalbrunnen

Verkünder einer neuen Ära. Fernkorn steht eine Zeitlang allein. In einer Goldschmiedauslage am Kohlmarkt schleudert Hagen den Nibelungenhort in den Rhein — das ist sein erstes Werk. Seine beiden ehernen Feldherrnreiterbilder auf dem äußeren Burgplatze kennt alle Welt. Auf hochgebäumtem Rosse schwingt der Erzherzog-Sieger von Aspern die Fahne. Dieses Roß können die Modelleure akademischer Nudelbrettschimmel dem verwegenen Realisten nicht verzeihen. Die Bewegung ist ja kühner noch, als die,

Caspar von Zumbusch in seinem Atelier.

braucht, muß man sich nach Mailand und München wenden. Auch für den Guß. Das ist nun freilich heute besser. Wir gießen unsere Denkmäler selbst in der kaiserlichen Gußanstalt, bei Turbain und beim Wiener Krupp. Weder Marchesi noch Schwanthaler verdienten sich damals sonderlichen Ruhm und Dank.

Noch zu des guten Professors Bauer Zeit bleibt die Plastik in Wien gänzlich im akademisch Lehrmäßigen befangen. Erst mit dem Nachmärz geht diese Siechenzeit zu Ende. Fernkorn, Gasser, Pilz kommen,

welche Falconet seinem, den Fels hinansprengenden Zar Peter und der Augsburger Kupferschmied seinem August dem Starken in Dresden gaben. Und ob der Vermessenheit gibt es einen Schullärm, daß der Künstler schließlich in Wahnsinn verfällt. Vom Asperntag 1860, wo das Erzherzog Karl-Denkmal enthüllt wird, datiert der Wiederaufschwung. Der Kärntner Gasser stirbt in der Vollkraft — er hatte sich die Hand zwischen zwei Marmorblöcken gequetscht; Pilz, ein Trotzer und Stürmer voll Talent, aber bisweilen wunderlicher Ver-

Otto von Freising,
Bischof und Geschichtschreiber.

stiegenheit, stellt sich an die Spitze der heimischen Plastiker gegen das importierte Professorentum, als dessen Vertreter Hähnel nicht sehr glücklich gewesen. Glücklicher ist Zumbusch, der Westfale. Er sollte einer der Unseren werden, wie Meister Friedrich von Schwaben es geworden.

Caspar von Zumbusch ist am 23. November 1830 zu Herzebrock in Westfalen geboren. Die Zumbusch sind alte Münsterländer, von jeher frei. Des Künstlers Vater, Josef, war Gutsbesitzer und Postmeister zu Herzebrock und Wiedenbrück. Sein Haus, mit allerlei Kunstgegenständen geschmückt, war wohl danach angethan, in den Kindern künstlerische Neigungen zu wecken. Als sich solche bei Jung-Caspar zeigten, wurde er auf die Gewerbeschule und dann in die Provinzialzeichenschule nach Münster geschickt, von wo er am 23. November 1848, an seinem achtzehnten Geburtstage, nach München kam. Halbig, ein Liebling des Kunstkönigs Ludwig, war sein erster Lehrer. Einer der ersten bekanntlich, die aus dem überkommenen Idealismus auf die Natur zurück zu greifen wagten. Dazu hatte er dekorativen Sinn. Für den jungen Zumbusch waren diese ersten Eindrücke in der Schule Halbigs richtunggebend. Sie legten den Grund zu jenem vornehmen Realismus mit einer sichtlichen Neigung für das Malerische, als dessen Vertreter Zumbusch vierundzwanzig Jahre später in die Entwickelung der Wiener Plastik eingreifen sollte.

Kaum in die Modellierschule der Polytechnik unter Halbig eingetreten, wurde der Neunzehnjährige von einem Schicksalsschlag getroffen: dem wirtschaftlichen Zusammenbruch des Vaterhauses. „Aus eigner Kraft" — wurde der Wahlspruch des jungen Künstlers. Im Juli 1849 begleitete er den Meister nach Italien, wo dieser im Auftrage König Ludwigs im Schlosse zu Monza die Büste Radetzkys für die Walhalla modellierte. Der junge Zumbusch, der wiederholt den Sitzungen beiwohnte, ahnte damals nicht, daß es ihm eines Tages beschieden sein sollte, im kaiserlichen Auftrage das Denkmal des Feldmarschalls für Wien zu schaffen. Meister und Schüler kehrten darauf von Mailand über Genua und Florenz nach München zurück. Venedig war noch belagert. Dreiundzwanzigjährig bezog Zumbusch ein eignes Atelier. Da hieß es denn jeden Auftrag annehmen, um die Mittel zu weiterem Studium zu gewinnen. Als erste monumentale Aufgabe modellierte er für den Freisinger Domplatz die Kolossalstatue des Bischofs Otto, Enkels Heinrichs IV., welcher den Kaiser Rotbart 1158 auf seinem Zug nach Italien begleitete.

Büste König Ludwigs II. von Bayern.

Einige Marmorbüsten, die der junge Künstler für den hannöverschen Großindustriellen Eggestorf schuf, ermöglichten ihm im Oktober 1857 eine erste römische Studienreise, der später andere folgten. Darauf kam eine rastlose Arbeitszeit, in der Zumbusch bei wiederholten wichtigen Wettbewerben Preise davontrug. Viel Kirchliches entstand damals. Die Madonna der Donsdorfer Pfarrkirche sei besonders genannt.

Mit dem Regierungsantritt Ludwigs II. beginnt die große Thätigkeit des Künstlers. Er ward berufen, das Brustbild des schönen achtzehnjährigen Königs zu modellieren. Damit tritt er in den Zauberkreis jenes romantischen, merkwürdig veranlagten Fürsten. Dort oben in jenem Eckturm, wo die Arkaden sich an die Residenz anschließen, saß Ludwig dem Künstler für seine Büste. Damals schon ein sich Vereinsamender, denn Caspar Zumbusch war der einzige bildende Künstler, mit welchem der König verkehrte. Er empfing von der seltsam anziehenden Persönlichkeit des jungen Fürsten mit dem bräunlich angehauchten, schwermütigen Antlitz, aus dem tiefe, dunkle Augen glühten, und der für ein Bildnerauge apollinisch ebenmäßigen Gestalt — der König hatte thatsächlich das Apollomaß: acht Kopflängen, zehn Gesichtslängen — einen unauslöschlichen Eindruck. Während er mit Finger und Spachtel im weichen Modellierthon arbeitete, unterhielt er den aufmerksam horchenden König mit dem Neuesten aus dem Café Tamboſi. Bisweilen — so erzählte mir Zumbusch — sprang Ludwig auf und begann mit flammender Begeisterung ganze Stellen aus Shakespeare zu recitieren. „Kennen Sie Richard Wagner?“ fragte er einmal plötzlich den Künstler. Zumbusch verneinte. Wagner war damals gerade recht unpopulär in München. Nach der Sitzung führte der König den Künstler in das Nebengemach, blau und gold, selbst der Lederbezug der Sitzmöbel war blau. Auf dem Schreibtisch lehnte auf goldener Staffelei ein Bild Wagners. „Das ist Richard Wagner,“ sagte der König kurz, mit ganz eigner Betonung. Die bekannte Wagnerbüste, welche Zumbusch später für den König schuf, stand in dessen Arbeitszimmer unter Palmen. Ludwig zeichnete auch sonst unseren Künstler mit Aufträgen aus. Am bekanntesten sind die Marmorgestalten aus den Wagneropern, die sich im Linderhofschlosse befinden. Auch das Rumfordstandbild in der Maximiliansstraße war ein königlicher Auftrag. München gehört bekanntlich zu den Städten, wo der „eherne Mann auf dem Sockel“ am zahlreichsten angetroffen wird. Wer nicht sattelfest ist in der bayerischen Landesgeschichte, kann dort, beispielsweise auf dem Promenadenplatz und in den Anlagen der Maximiliansstraße, leicht in Verlegenheit geraten. Die „Rumfordsche Suppe“ ist bekannt. Der vom Kurfürsten in den Grafenstand erhobene Amerikaner Thompson aus Rumford war der Erfinder dieser ebenso billigen als nahrhaften Suppe, dabei freilich auch General und Staatsrat und als Organisator der Armee und Gründer von Soldatenkinderschulen ein wirklich verdienter Mann, dem man schon eine Statue widmen konnte.

Richard Wagner,
modelliert für König Ludwig II.

Den ersten großen Wettbewerbsieg gewann Zumbusch im Kriegsjahr 1866: er betraf das Nationaldenkmal für Maximilian II. in München, welches 1874, ein Jahr nach des Künstlers Berufung nach Wien, enthüllt wurde. Es ist eines der wirksamsten Königsmonumente, welche das denkmalreiche Deutschland besitzt. Ein König, wie er war, steht da auf dem Sockel. — Bevor Zumbusch dann München

verließ, wo man ihn nur widerstrebend ziehen ließ, vollendete er noch eine Reihe bemerkenswerter Arbeiten. Besonders auch Grabdenkmäler. So das freiherrlich Fraunhofensche, dann das rührende schöne Grabmal der Familie Schindler (Julius v. d. Traun) auf dem Aigener Friedhofe bei Salzburg und jenes der Tragödin Sophie Schröder auf dem südlichen Münchener Kirchhofe. An bekannteren Bildnisbüsten entstanden in der Münchener Zeit, außer der Königs- und der Wagnerbüste, Prinz und Prinzessin Ludwig, Döllinger, Liszt, Redwitz, Löher, Botaniker Martius, die Maler Vogel und Horschelt, Ernst Förster. Von Moltke schuf Zumbusch ein Medaillonbildnis.

Maximiliandenkmal in München. (Konkurrenzentwurf.)

Am 1. Mai des Wiener Weltausstellungsjahres kam Zumbusch als Akademieprofessor in die Donaustadt. Seine Berufung verdanken wir Rudolf von Eitelberger, dem längst heimgegangenen Schöpfer des Österreichischen Museums für Kunst und Kunstindustrie, einem der wenigen wahrhaft Begeisterten, welche Wien auf diesem Gebiete hervorgebracht. Einige Monate später wurde ich mit dem Meister, der, wie kaum einer von draußen, sich sofort in Wien eingelebt hatte, bekannt. Mein Besuch galt der Besichtigung des Entwurfes für das Beethovendenkmal, zu dessen engerem Wettbewerb er mit Benk und Wagner berufen worden war. Wien war damals arm an geräumigen, brauchbaren Bildhauerateliers. Zumbusch und Kundmann hausten in der Bildhauerschule, einem einsam gelegenen Neubau auf der vielumstürmten Belvederehöhe. Später hat man beiden Künstlern rückwärts besondere Ateliers gebaut. Wir treten in die Zumbuschsche Schule ein. An den Wänden verstaubte Basreliefs und anatomische Studienobjekte in Gips; auf den Posiertischen Büsten, auf den Drehscheiben Kolossalfiguren, naß eingewindelt, wie aus dem Dampfbad heraus. Ein feuchter Dunst schwängert die Luft. Rapins mit gipsgepuderten Gesichtern umschleichen die thönernen Gebilde, sie aus klei-

Grabmal der Freifrau von Fraunhofen.

nen Spritzen anfeuchtend, daß die Herrlichkeit nicht rissig werde und über Nacht abfalle. Jetzt öffnet sich dort in der Ecke oben an der Holztreppe eine kleine Thüre: der Meister.

Eine hohe, schlanke, leicht vorgeneigte Gestalt, ein bleicher, hagerer, durchgeistigter Kopf mit langem, spitz zulaufendem Dunkelbarte, herrlich gute Augen, fast südlich lebhafte Gebärde, aber ruhige Redeweise, gedämpfte Stimme, herzlich gewinnende Art mit einem geschmeidigen Zug — das war Zumbusch und das ist er, ins ergraut Jubilarische übertragen, noch heute. Ein Händedruck, und wir sind bekannt. Der Beethovenentwurf ist soeben fertig geworden und wandert in einer Stunde nach dem Museum am Stubenring, um dem Urteil der Preisrichter entgegenzuharren. Der Eindruck, den ich empfing, ist mir heute noch lebhaft in Erinnerung. Das war so einfach, so stark in der Stimmung und so unmittelbar wirkend durch die Klarheit des Gedankens — ein Wurf ganz aus der Empfindung heraus, daß ich mir sagte: Das ist unser Beethoven. Der Unstern Beethovens hat ihn bekanntlich noch nach dem Tode verfolgt. Hähnel selbst erkannte sein vor 56 Jahren enthülltes Bonner Beethovenmonument als eine schwache Arbeit, der Rheindampfer, welcher den Namen des großen Toten trug, strandete am Enthüllungstage, und Jahns Hand erstarrte, als sie eben Beethovens Lebensgang schreiben wollte. Zumbusch löste den Bann.

Kundmanns „Schubert“ und Schillings „Schiller“ waren vorangegangen, Beethoven folgte 1880 nach. Liszt hatte noch die letzten Mittel zum Denkmalsfonds in jenem unvergeßlichen Konzerte erspielt, wo er Abschied nahm. Es war, wie fast allemal, ein mürrischer erster Mai, als die Hülle fiel. Ein wunderbarer Schimmer lag über dem erhabenen Erzbilde. Nur einen Sonnenstrahl hätte es gebraucht, um in Verklärung aufzuleuchten. Doch Beethoven hat ja auch im Leben nicht viel Sonne gehabt. Über den im Maiengrün prangenden Renaissancegartengrund des Christinenplatzes, welchen Abel für das Denkmal geschaffen, zogen die Klänge von „Zu Ehren Gottes“. Auf schmucklosem Porphyrsockel, inmitten der stillwebenden Harmonien der freien Natur, sitzt auf einem Felsblock der Meister. Einsam, wie das Genie. Der Oberkörper ist nach links etwas vorgeneigt, die ineinander gepreßten Hände sind auf das Bein gestützt; die Züge des mächtig gehämmerten Kopfes verraten das Ringen mit den geheimen Tongewalten. Am

Grabmal der Tragödin Sophie Schröder.

Grabmedaillon Döllingers.

Sockel sitzen Gestalten: rechts Prometheus gefesselt und vom Geier heimgesucht, der Lichtbringer und Schutzpatron aller genialen Leidensmenschen, links die Siegesjungfrau, dem Überwinder den unsterblichen Kranz spendend. Ein anmutiger Kinderreigen, das Gefühlsleben der Musik symbolisierend, verbindet die beiden Sockelgestalten miteinander. Der Knabe vorn mit der Leier, in deren Saiten bisweilen — verstohlene Widmung — Rosen duften, ist die Liebe, der Schwan rückwärts der tonbegnadete Sterbevogel. Die Sinnbildsprache eines Denkmales vermag nicht beredter zu sein als hier. Vor diesem Erz habe ich Andächtige gesehen, den Blick auf dieses tief durchwühlte Schöpferantlitz geheftet; so mancher hat sich da gewiß schon neuen Mut, neue Kraft geholt.

Mit diesem ersten großen Wurf in Wien ward Zumbusch „Bürger von Wien". Mittlerweile hatte er das Siegesdenkmal für Augsburg vollendet, dessen Entwurf ich damals in seinem Atelier besichtigte: das Kolossalstandbild eines römischen Kriegers, den Fuß auf Trophäen gesetzt, eben das Schwert in die Scheide stoßend. Das 1876 enthüllte Denkmal steht den berühmten Monumentalbrunnen der alten Reichsstadt würdig zur Seite. Von sonstigen Arbeiten aus jener Zeit sind mir besonders zwei Monumente für verdiente Mediziner in der Erinnerung gegenwärtig: das Standbild des Anatomen Herz für Erlangen, ein Mann in schlichtem Überrock mit sympathischem Denkerkopf, und die Kolossalstatue des berühmten Berliner Arztes Schönlein, welche heute in dessen Vaterstadt Bamberg steht. Inzwischen war an den Künstler seine größte künstlerische Aufgabe herangetreten: das Maria Theresia-Denkmal, mit dessen Ausführung Zumbusch durch kaiserliche Entschließung vom 19. Mai 1875 betraut worden war. Auch dieser Erfolg war das Ergebnis eines engeren Wettbewerbes. Der Konkurrenzruf war an drei Wiener Künstler ergangen: Zumbusch, Kundmann, Benk. Gegen den beschränkten Wettbewerb frondierten drei andere Bildhauer, Wagner, Silbernagl, Costenoble, mit einem Kompanieentwurfe, welcher damals viel von sich reden machte. Zumbusch aber trat mit diesem Siege in eine neue Phase seines Lebenswerkes, das von nun an in der Hauptsache der monumentalen Verkörperung österreichischer Geschichte gewidmet sein sollte.

Es handelte sich um ein Epochaldenkmal. Nicht die große Kaiserin allein sollte monumental verherrlicht werden, sondern die ganze Theresianische Zeit. Bei dem naturgemäßen Überwiegen des dynastisch-staatlichen Gedanken war die Aufgabe ebenso umfassend als schwierig. Unter die Epochaldenkmale wären heute vor allem einzureihen: das Berliner Monument des großen Fritz, das Wiener Maria Theresia-Denkmal, das Wormser Luther-Monument, das Albertdenkmal in London und das Vietor Emanuel-Monument in Rom. Eben vom Standpunkte des Epochalmonumentes hat Zumbusch die Aufgabe am glücklichsten gelöst. Boten ihm die beiden Denkschriften des Theresianischen Historiographen Arneth trefflichen Behelf, so darf anderer-

Feldmarschall Graf Moltke. Relief. 1872.

seits nicht übersehen werden, daß der Künstler damit vielfach gebunden war. Zumbusch verbannte die Sinnbilderei fast gänzlich aus seinem Entwurfe, nur Zeitgeschichte sollte monumental beredt werden. Dreizehn Jahre Arbeit! Wieder und wieder kam der Kaiser selbst, um sich im Atelier vom glücklichen Fortgang des Werkes zu überzeugen. Ende Juli 1887 begann die Aufstellung der Figuren auf dem Museumsplatze. Während der Hebekran arbeitete, sprach man mit Staunen von einigen Größenverhältnissen: Sitzfigur der Kaiserin $6\,^1/_2$ Meter, Scepter $3\,^1/_2$ Meter, Umfang des Handgelenkes 74, des Daumenknöchels 29 Centimeter. Endlich kam der Enthüllungstag: 13. Mai 1888.

Gruppe zum Beethovendenkmal.

Er bleibt mir unvergeßlich. Aus vollem Himmel lachte der Mai auf das prunkvolle, farbenschimmernde Festbild. Für einige Stunden schlug hier das Herz des Reiches, oder sagen wir: gaben die zwei Herzen des Doppelreiches *einen* Schlag. Denn gerne war Ungarn dem Rufe des Kaisers zum Verherrlichungsfeste jener ungarischen Königin gefolgt, der es, ritterlich auflodernd, in schwerster Zeit Gut und Blut geopfert. Man hatte den Kaiser selten so freudig bewegt gesehen, wie an diesem sonnigen Denkmaltage. Zum letztenmal bei so großfeierlichem Anlaß waren alle die Seinen um ihn, und Festfreude umrauschte ihn mit goldenen Fittichen. Und wenige Monate später? ... Die Winternacht von Mayerling. Und zehn Jahre später? Die Kaiserintragödie in Genf ... Es donnern die Feuerschlünde, die Hülle sinkt. Das Kaiserlied! Golden leuchtet das hohe Erzbild im Mittagssonnenstrahl. Verhaltenen Atems, entblößten Hauptes stehen wir ...

Einheitlich, reichseinheitlich wirkt das Denkmal der großen Kaiserin, in schöner, ruhiger Harmonie. Eine feierliche Hoheit beherrscht das Ganze, in dem die Teile mit fester Künstlerhand zusammengehalten erscheinen. Was man der Kunst Zumbuschs nachrühmen wird für alle Zeiten, klingt hier überzeugend zusammen: vornehme Gesamthaltung, Klarheit des plastischen Gedankens, großmonumentaler Zug, lebensvolle Charakteristik, malerisches Gefühl, edle Formendurchbildung. Von den Herrschertugenden Kraft, Weisheit, Gerechtigkeit und Milde — dem einzigen Zugeständnis des Künstlers an das Sinnbild — emporgetragen, auf massivprächtigem, mit dem reichsvereinigenden Doppelaar geschmückten Thron sitzt Maria Theresia im Prachtgewande des großen Ornats, auf der Stirne das Diadem, vollkräftig schön, wie sie anfangs ihrer Dreißig gewesen, doppelt gebietend und den Staatsbau beherrschend, als Kaiserin, als Frau, gerecht und mild: Justitia et Clementia. Die scepterbewehrte Linke ruht auf der pragmatischen Sanktion, die Rechte ist feierlich grüßend ausgestreckt. Acht Zeitgenossen der Kaiserin ist eine aus dem Ganzen herauswachsende

Das Beethovendenkmal.

bevorzugte Stellung gewahrt, den sechs Kriegsmännern und zwei Staatsmännern, die in erster Linie den Theresianischen Staatsbau nach außen beschirmt und nach innen gefestigt haben. Übereck vom hohen, malerischen, durch kostbare Säulenpaare an den Ecken verstärkten Renaissanceaufbau springen vier Reiterbilder aus: Daun und Laudon, die Feldmarschälle des siebenjährigen, Traun und Khevenhüller, jene des Erbfolgekrieges; der behäbige Daun, der österreichische Fabius Cunctator, der Sieger bei Kolin und Hochkirch, Laudon, der ernste, verschlossene Livländer, der Sieger von Kunersdorf, unter den Theresianischen Generalen der volkstümlichste, Traun, von dem der große Fritz schrieb: „Ich möchte unter Traun ein paar Feldzüge mitgemacht haben", und endlich Khevenhüller, der Eroberer Bayerns.

Triumphbogenmäßigen öffnen sich auf jeder Seite des Aufbaues, deren Hintergrund architektonische Perspektiven in Ghibertis Flachreliefmanier zeigen. In jeder Nische erscheint eine Gruppe von Männern in starkem Hautrelief, deren Führer als Kolossalgestalt auf die Stufe heraustritt. Da steht vorn im Toisonornat der Staatskanzler Kaunitz, der ganz Europa auf den Kopf

stellte, um die Koalition gegen den großen Preußenkönig zu stande zu bringen; seine Gruppe zeigt die Staatskünstler Starhemberg, Mercy und Bartenstein; Haugwitz, der Pionier des Einheitsstaats, führt die zweite Staatsmännergruppe: Sonnenfels, der „Mann ohne Vorurteil", Riegger und Martini, die Vertreter der Aufklärungsideen im Rechts- und Staatsleben; dann Grassalkovich, der ehemalige Herr von Gödöllö, und Bruckenthal, der hervorragendste Staatsmann der Siebenbürger Sachsen. Die dritte Gruppe ist wieder militärisch: Wenzel Liechtenstein, der Generaldirektor der Artillerie, der „gute alte Freund" der Kaiserin, führt, es folgen Lacy, der Fanatiker der Defensivtheorie, später Josephs Intimus, Hadik, dessen „Zug nach Berlin" berühmt geworden, und Nadasdy, der brillante ungarische Reiterführer und Kleinkriegsmeister. Die letzte Gruppe besteht aus Vertretern der Wissenschaft und Kunst. Führend ist hier Gerhard van Swieten, der Kaiserin Leibarzt, der den Bann der „Bücherinquisition" brach und die Universität neu gestaltete; ihm folgen Gluck, Haydn, Mozart. Die Theresianische Zeit sollte in diesem Denkmal zu Erz werden. Sie ward es.

Gruppe zum Beethovendenkmal.

Mit diesem monumentalsten seiner Werke hatte Zumbusch sich die Gunst der höchsten

Das Friedensdenkmal zu Augsburg.

Beethoven. Von Caspar von Zumbusch.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Kreise errungen. Er galt jetzt als der vom Hofe bevorzugte Bildhauer. Sowohl das Radetzkymonument als die Reiterstatue des Erzherzogs Albrecht wurden ihm zur Ausführung übertragen, und als im Jubeljahr 1898 das Projekt eines Denkmals Rudolfs von Habsburg auftauchte, war Zumbusch, dem mittlerweile Adel, Orden und Ehren noch nicht dualistisch geteilten Habsburgerreiches entnommen. Dieser deutsche Kriegsbrauch war für Radetzky ein vortrefflicher Monumentalentwurf. Fühlte doch der Marschall, in dessen Lager das damals noch deutsche Österreich war, durchaus deutsch! „In meiner Brust schlägt ein treues, deutsches Herz," schrieb er an den Wiener Ab-

Das Maria Theresia-Denkmal.

geworden, wieder der Mann der Wahl. Bekanntlich besitzt Prag schon seit 1858 ein Radetzkydenkmal von Emanuel Max, dem Onkel des berühmten Malers. In diesem Werke des deutschböhmischen Künstlers gelangt der echt germanische Gedanke des von seinen Kriegern auf den Schild gehobenen Führers zum bildnerischen Ausdruck. Es sind neun Schildträger, allen Nationen des damals geordneten der Paulskirche. Wenn der eherne Marschall auf dem Prager Kleinseitner „Ring" plötzlich lebendig würde und in der nahegelegenen Landstube hadern und toben hörte, vielleicht stiege er vom Kriegsschild herab und erschiene plötzlich als „eherner Gast" auf der Schwelle, ein Friedensmahner! . . .

Die in Wien so leidige Platzfrage für

Denkmäler machte sich in diesem Falle recht empfindlich geltend. Niemand wußte, wohin mit „Vater Radetzky". Endlich entschied man sich für den Platz „Am Hof" in der Stadt drinnen, wo einst die Babenberger Burg gewesen. Da ist fröhliches Altwiener Markttreiben, am schönsten zur Weihnachtszeit, wo die Christbäume mit Flitter und Wimpel das alte Herz des Marschalls erfreuen mögen. Wunderlich umrahmt ist der Platz: Nuntiuspalast, Kreditanstalt, städtisches Zeughaus, Kirche zu den Neun Chören der Engel, Kriegsministerium, wo ehedem auch der K. K. Hofkriegsrat hochseligen, aber nicht allemal erfreulichen Angedenkens, der Schrecken der Generale im Feld, gehaust hat. Ich habe mich deshalb immer gefreut, daß der eherne Marschall diesem Hause den Rücken kehrt. Aber es ist noch etwas wunderlich. Monumentale Konkurrenz macht nämlich „Am Hofe" dem Sieger von Novara jene Marienfäule Bernacinis, welche ehedem kaiserlicher Dank für den Sieg am Weißen Berge der „Unbefleckten Empfängnis" gewidmet hat. — Das Denkmal Radetzkys wurde am 24. April 1893 enthüllt. Es war der 38. Jahrestag der Vermählung des Kaiserpaares. Der Kaiser, der seinerzeit den

Minister Graf Haugwitz vom Maria Theresia-Denkmal.

Figur der Stärke vom Maria Theresia-Denkmal.

Leichenkondukt des großen Marschalls geführt, umgab die Denkmalfeier mit großartigem militärischem Gepränge. Dem treuen Diener von fünf Habsburgkaisern, dem Kriegsmann, der, aus der Theresianischen Überlieferung herausgewachsen — Radetzky war ja schon Dauns Ordonnanzoffizier vor Belgrad — in der Völkerschlacht als Generalstabschef Schwarzenbergs mitentscheidend focht, der endlich, bereits hochbetagt, Österreichs Adler auf den italienischen Schlachtfeldern zum Siege führte: diesem Manne mußten besondere Denkmalehren zu teil werden. Und so geschah es. Feldmarschall Erzherzog Albrecht, der selbst unter Radetzky

Kaiserin Maria Theresia. (1888.)

gefochten, hielt die Festansprache, auf welche der Kaiser in tiefbewegten Worten erwiderte. Schlicht wie der Mann gewesen, ist sein Denkmal. Auf einfachem rotgranitenem Sockel hält der Reiter, der erzverkörperte Vater seiner Soldaten, der siegessichere Feldherr in hohen Jahren. Mit der Linken zügelt er sein Pferd, die erhobene Rechte gibt einem soeben erteilten Befehl Nachdruck. So ist er dargestellt, wie mitten in der Schlacht, ganz Ruhe und Zuversicht. Auf dem Sockelschild vorn der Doppelaar, einen zuckenden Blitzstrahlknäuel in den Fängen. „In deinem Lager ist Österreich" — das kaisertreue Wort Grillparzers gibt die Inschrift. Die Sockelreliefs, die ich meinerseits allemal entbehren kann, zeigen rechts im Kriegsrat: Radetzky, Heß, Schönhals, d'Aspre, Wratislaw, Thurn, auf den linksseitigen Darstellung den siegreichen Feldherrn, von seinen Soldaten umjubelt.

Sieben Jahre später kam der Sieger von Custozza auf den Ruhmessockel. Zumbuschs Denkmal des Feldmarschall-Erzherzogs, ein Jubelgeschenk der Armee an den Kaiser, wurde am Pfingstsonntag 1899, zum neunzigsten Asperntage, feierlichst enthüllt. Unser Künstler ist mit diesem Werke besonders glücklich gewesen. Das Reiterbild hat auch auf der Augustinerbastei einen prächtig beherrschenden Standort bekommen. Rückwärts die „Albertina", links unten vom Beschauer das neue, freilich etwas nüchterne Albrechtpalais mit seiner „Seufzerbrücke", gegenüber der weiße Marmor des Tilgnerschen „Mozart", an der hohen Basteiwand der Dann-

bisbrunnen Meixners mit seinem zweifelhaften Gefolge von Flußgöttern, die ich mir so gerne hinweg und durch eine immergrüne Epheuwand ersetzt denke. Auf schlankem, schön profiliertem Sockel aus spiegelndem Graugranit hebt sich der imposante Bronzereiter schlank und frei empor. Kastanienbäume neigen ihm ihre weißen Blütenkerzen zu. Er schaut über den Albrechtsplatz weit-

Der Albrechtsplatz (links oben) und Vater Radetzky auf dem Platz „Am Hof."

aus, und von überall trifft ihn der Blick. Der Erzherzog ist als Sechziger dargestellt, in der Campagne-Uniform ohne Mantel, mit Großkordon und Ordensstern. Die Rechte hält mit deutender Gebärde den Reitstock, den er zu tragen pflegte. Kopf und Haltung verdienen volles Lob, ersterer ist frappant bildnistreu, letztere ungezwungen, ruhige Festigkeit atmend. Fürstliche Eleganz verbindet sich mit soldatischem Selbstbewußtsein.

Der kaiserliche Prinz reitet sein Lieblingspferd, einen mittelgroßen, zierlich gebauten, schlankhalsigen Irländer, ein feuriges Tier mit edler Kopfhaltung, in dem Zumbusch wohl sein bestes Pferdeporträt geliefert hat. Nicht zum Schaden des Gesamteindruckes hat der Künstler Heroisches sorglich vermieden. Statt schablonenhafter Reliefdarstellungen erblicken wir als einzigen Sockelschmuck drei durch Mäanderstreifen miteinander verbundene Bronzeschilder für die Widmungsinschriften.

Während das Albrechtsdenkmal bei Krupp in Guß

war, hieß es, Professor Zumbusch sei mit der Modellierung einer neuen Reiterstatue betraut worden, die im Umkreis der Hofburg aufgestellt werden sollte. Es bestätigte sich. Anreger dieses neuen Denkmals war der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand. Es handelte sich um das Reiterbild des Kaisers Rudolf von Habsburg, welches die Erzherzöge dem Kaiser als 1898er Jubelgeschenk zu widmen beabsich-

tigten. Zumbusch stellte den Gründer der Dynastie im Krönungsornat, der Grabmalfigur Rudolfs im Dom zu Speier entsprechend, dar. Bereits war er mit der Ausführung des Großmodells beschäftigt, als der große Todesschatten auf das Jubeljahr fiel und der Plan bis auf weiteres aufgegeben wurde. — Außer den Großmonumenten hat der vielbeschäftigte und zwischendurch vielgereiste Zumbusch noch eine solche Anzahl von Statuen, Grabdenkmälern, Bildnisbüsten und sonstigen skulpturalen Arbeiten geschaffen, daß ihre Aufzählung ermüden müßte. Unter den Standbildern sei besonders hervorgehoben die machtvolle Erzstatue Wilhelms des Großen zum weithin herrschenden Denkmalaufbau auf dem Wittekindberge an der Porta Westphalica und die marmorne Kolossalstatue unseres Kaisers, welche die großartige Treppenanlage der Wiener Universität beherrscht. Mit einem Reiterrelief des Kaisers schmückte Zumbusch den Rathausraum. Das Pantheon der Wissenschaft im Arkadenhof der Universität besitzt fünf von ihm geschaffene Monumente: Eitelberger, Hasner, Billroth, Glaser, Hye; auch das Grabdenkmal des Ackerbauministers Grafen Mannsfeld ist ein Werk unseres Künstlers. Aus der langen Reihe der Porträtbüsten, welche in die Wiener Zeit fallen, nenne ich: Kaiser Franz Josef, Kronprinz Rudolf, Lewin Schücking (Kolossalbüste für Münster i. W.), die Minister Stremayer und Unger. Gegenwärtig arbeitet Zumbusch an einer Statue des Kaisers Wilhelm I. für die Straßburger Universität und an dem für den Krakauer Dom bestimmten Denkmal des Kardinals Olesniki.

Büste Kronprinz Rudolfs.

Wenig Jubilare der edlen Bildnerei vermögen auf ein so reiches, von Erfolg zu Erfolg schreitendes Schaffensleben zurückzublicken, wie Meister Caspar. Und von einem Abstieg ist noch keine Rede. Aus seinem Auge blitzt ungebrochene Kraft, obschon ihm durch den Verlust eines geliebten Sohnes in der herrlichsten Manneskraft ein unsäglicher Schmerz geworden. Aber die Glücklichen von der Kunst, die Inbrünstigen des Schaffensgenius verwinden, durch Begeisterung gefeit, alles Menschliche.

Gruppe am Beethovendenkmal.

Ma.

Ein Porträt von

Lou Andreas-Salomé.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Obgleich Marianne müde war, machte sie den Heimweg zu Fuß. Das Schneetreiben hatte nachgelassen; hier und da schaute schon die Wintersonne freundlich zwischen zerrissenem Gewölk hervor.

Marianne liebte es, durch diese Straßen zu wandern, die ihr bei ihren Gängen tagein, tagaus, jahrein, jahraus vertraut geworden waren wie ein Heimatort. Das Ungeordnete und Halbasiatische auf vielen von ihnen störte sie nicht mehr, — nicht die Bettler oder Betrunkenen, die ihr begegneten, nicht die grellbemalten Schenkenschilder mitten zwischen dem bizarren Glanz der zahllosen Kirchen und Kapellchen.

Und sie mußte lächeln, wenn sie schmale, hügelige Gassen sich plötzlich auf einen jener Riesenplätze öffnen sah, die wie weite Ebenen sein konnten und an deren Rande mitunter kleine Häuser kindlich dastanden wie Spielzeug neben den ungeheuren Raumverhältnissen mancher Nachbarbauten.

Denn der Raum hatte hier keine Bedeutung, keinen Hochmut; es schien keine Pracht, sich ihrer Größe zu rühmen, und keine Bescheidenheit, möglichst eng zusammenzukriechen. Größe und Kleinheit warfen friedlich ihren Wert in eins, nachlässig zu einander gesellt wie Baum und Grashalm in derselben Landschaft.

Sogar der Kreml, der von jedem Punkt Allgegenwärtige, erschien fast nur zufällig groß: als im Grunde wesensgleich irgend einem der kleinen heiligen Altarschreine in Kapellenform, wie Fürst und Bauer sie zu eigen besitzen, — aber von der Inbrunst einer gewaltigen Andacht irgend wann einmal in solchen Dimensionen geschaut und fixiert, daß er fortan immer allen sichtbar blieb, immer allen gemeinsam gehörte. —

Beim Überschreiten eines Fahrdammes mußte Marianne innehalten, weil zwei Gefährte ineinander gerieten, was beim wahllosen Durcheinanderjagen leicht genug geschah.

Die Fuhrleute schrieen sich an und fluchten sich gegenseitig in die Hölle; der eine Schlitten wurde frei und flog weiter, am anderen war das Pferd dabei ausgeglitten und gestürzt.

Ein Mann, der den Schnee vom Fußsteig schaufelte, trat heran, um zu helfen, doch keine Neugierigen blieben stehen. Nur ein kleines Mädchen mit rotem Kopftuch schaute auf das daliegende Pferd und kraute es im Vorübergehen mitleidig mit ganz schüchterner Liebkosung am Stirnhaar, wie um es zu trösten. Ein Schlitten kam an der Gruppe vorbei und hielt jählings an.

Tomasow saß in ihm. Er warf dem Kutscher ein Geldstück zu, sprang heraus und ging auf Marianne zu.

„Quelle chance, madame!“ sagte er lächelnd, und streckte die Hand aus.

„Und nun begleiten Sie mich nach Hause!“ meinte sie gleich.

„Aber selbstverständlich.“

„Das heißt, — falls Sie nicht etwas Wichtigeres vorhaben —?“

Tomasow machte ein etwas spöttisches Gesicht.

„Was sollte ein Tagedieb wie ich besonders Wichtiges vorhaben?“

„Tagedieb?! O pfui!“ Sie war entrüstet; „— Sie sind ja doch Arzt!“

„Nicht allzusehr. Mir würde es vielleicht bald genügen, Ihrer Gnaden, Frau Mas, Leibarzt zu sein.“

Aber sie ging auf den scherzenden Ton nicht ein.

„Dafür sind Sie noch zu jung, um sich

zurückzuziehen. Das wäre sehr, sehr schade. Für viele!" antwortete sie ernst.

„Aber ganz und gar nicht! Hier gibt es genug Ärzte für Moskau, — viel zu viele, — sie treten einander auf die Füße. Es ist geradezu eine gute That, Raum für sie zu schaffen. — Sie werden sagen: in der Provinz? Ja, das ist schon etwas anderes. Aber Sie wissen, dafür bin ich verdorben. Fehlt mir durch und durch an der nötigen Aufopferungslust, um in irgend einem Winkel zu versimpeln, — als Menschheitsheros oder als stiller Säufer."

„Sie sind heute entsetzlich garstig!" rief Marianne und hielt ihren Muff ans Ohr. Sie lief förmlich von ihm fort. „Warum machen Sie sich schlecht vor mir? Warum nur? Ich weiß schon selbst, ob Sie was taugen oder nicht."

Tomasow suchte nach seinem Kneifer, den er selten trug, und setzte ihn auf, was seinen Gesichtsausdruck ganz verwandelte, als setze er eine Maske auf.

„Laufen Sie nicht so schrecklich geschwind," sagte er; „wollen wir nicht überhaupt fahren?"

Marianne schüttelte abwehrend den Kopf.

„Nein, ich muß ohnehin so viel sitzen. Und die Luft thut jetzt gut. Ich gehe so gern durch all die Buntheit und Herzlichkeit des Straßenlebens hier, wenn's die Zeit öfter erlaubte! Sie nicht?"

Tomasow zuckte mit einer Gewohnheitsgebärde die Achseln.

„Wie man's nimmt. Meistens ärgere ich mich dabei, weil ich mich frage, warum doch in aller Welt einen das Heimweh immer wieder auf den alten Fleck zurückzieht? So oft ich versuche, auf lange fortzugehen, — ich komme doch wieder. Was soll man aber hier? Ja, wäre man noch ein richtiger, dem Grabe entstiegener Altruisse von vor Peters Zeiten, so einer mit langem Bart und langem Kaftan —! Denn sonst würgt man hier ja nur an alledem, wozu man sich eventuell im europäischen Geistestreiben mit entwickelt hat. — — Ich will mich nicht entschuldigen: aber das macht so merkwürdig indolent."

„Sobald Sie Ihre Russen von Herzen lieben, haben Sie auch einen Wirkungskreis unter ihnen," meinte Marianne.

„O nein! Das ist ein Irrtum. Sehen Sie sich nur einmal das Volk an mit seinem breiten Gleichmut gegen die ganze eigentliche Welt der Kultur, — wie es alle seine wirklich tiefen Interessen anderswo hat, — was weiß ich, wo: bei Wind, Wetter, Tod, Musik, Ammenmärchen, Heiligenbildern — —. Mit seinen Aufklärern war es noch nie eins. Gegen sie lehnt es sich auf. Und dies Naturell, dies seelische Tempo, ist mindestens ebenso oft schuld an seinem Zurückbleiben, wie unsere oft verrufenen Zustände."

„Ich weiß schon! Fangen Sie nur nicht an, zu politisieren!" sagte Marianne. „— Lieber will ich es sein, die Ihnen von diesem Volk erzählt: zum Beispiel könnte ich Ihnen davon erzählen, warum ich hier, in dieser russischen Stadt, so gern gerade an den Sonntagen eine Gemäldegalerie besuche, wo auch das Volk vor den Bildern steht —. Es tritt leise auf mit seinen schweren Stiefeln und ist voll von Andacht. Haben Sie eine solche Andacht schon anderswo häufig beobachtet? Man muß nur in des Volkes seelische Art eingehen, um seine Seele zu fassen."

„Das mag alles sein. Indessen für den einzelnen bleibt das geistige Unbehagen, hier zu leben, weil das Volk in seiner Aufklärung noch nicht weiter ist."

„— Oder weil wir nicht tiefer sind, mit all unserem Geist," meinte Marianne nachdenklich. „Jedes Menschenleben sollte doch von jedem Punkt aus, durch die aufrichtige Macht seines Erlebens, bis in alle Tiefen gelangen können, — nicht nur da, wo der Verstand es so herrlich weit gebracht hat. Könnten wir uns nicht durch unsere einseitige Geistigkeit um dieses Kostbarste bringen? — — Was Ihnen hier auf die Nerven fällt, mein lieber Freund, das thut mir so unendlich wohl bis in alle Nerven. Es ist wie ein Trost, wenigstens für den, der, wie ich, nicht mehr mit kann in der großen Kulturhetze, in den immer rastloseren Fortschritten, in der ganzen nimmersatten Selbstentwickelung —"

Marianne sprach lebhaft, fast übereifrig. Tomasow warf ihr einen aufmerksamen Blick zu. Es war selten, daß sie etwas äußerte, was wie Resignation über ihren Tagesberuf klang, der sie zu nichts anderem kommen ließ.

„Ein Trost, den Sie doch aber am allerwenigsten brauchen," bemerkte er, „so frisch und angeregt wie Sie —"

„— Von Stunde zu Stunde laufen!" ergänzte sie mit gutmütiger Ironie. „Ja,

so ist es nun einmal: Zeit und Schwung läßt das nicht übrig. Und ich würde jetzt eine traurige Rolle spielen in euren glänzenden Geisteszirkeln, unter euren entwickelten Menschen, von denen Cita und auch Sie so gern aus eurem ausländischen Leben erzählen —"

„Unsinn, Ma!" fiel er ein. „Niemand in der Welt eignet sich so herrlich dazu, wie Sie, zwischen solchen Menschen zu leben. Sie würden dort strahlen —"

Marianne schüttelte den Kopf.

„Nein, das würde ich wohl nicht, und das will ich ja auch gar nicht. Aber es ist doch gut für mich, daß ich nicht so ganz nah dabei stehen muß —. Ich würde die Liebe zu meinem Alltagsdasein nicht festzuhalten vermögen und fühle doch: sie ist das allein Wichtige, das allein Ausschlaggebende — —. Hier gibt es ja genug Hochstehende, Schaffende, Menschen über den Alltag hinaus. Aber sie leben einsam, und leben insgeheim doch nur für das Volk. Schon der Lärm der offiziellen Hauptstadt ist ihnen zu viel, deshalb ziehen sie hierher, — und am liebsten weit hinaus, bis an die Grenzen der Stadt, wo schon die Gärten beginnen."

Marianne nahm Tomasows Arm und fuhr leiser fort: „Ihnen will ich gestehen, daß ich manchmal, aus tiefer Sehnsucht nach Erquickung heraus, hier und da ein Künstleratelier besucht habe — —. Aber auch die, zu denen ich nie gekommen bin, meine ich zu kennen, als hätte ich heimliche Zugänge zu ihnen in allen müden Stunden. — Für mich gibt es noch ein zweites Moskau in Moskau, — mit stilleren Straßen, als die ich Tag für Tag betrete, und mit Häusern, wo große Menschen wohnen, die ich verehre. Und manchmal, wenn ich so von Stunde zu Stunde hafte, belebe ich meine eigne Ermüdung damit, daß ich mir einbilde, ich ginge gar nicht zu meiner Lehrstunde, sondern zu einem von ihnen —."

„Und immer noch wieder leben Sie ein Leben, von dem man nichts weiß!" entfuhr es Tomasow. „— Wie können Sie nur von Schwunglosigkeit sprechen? Wer so viel Trost wie Sie schöpft aus —"

„Warten Sie einen Augenblick!" unterbrach Marianne ihn unvermittelt und zwang ihn, mitten auf der Straße stillzustehen, während sie sehnsüchtig nach den ausgelegten Waren eines Straßenobsthändlers hinsah.

Der junge Bursche hatte sein Fruchtbrett vom Kopf gehoben und hielt, sich vor Marianne und Tomasow auf ein Knie niederlassend, ihnen erwartungsvoll seine Citronen, Äpfel und prachtvollen Südtrauben entgegen.

„Ach, wer kann an so etwas vorübergehen!" bemerkte Marianne seufzend und wählte unter den großen, tiefblauen Trauben, mit entzückten Augen. Tomasow sah zu, wie eifrig sie bei der Sache waren, der junge Händler und sie. Beide lachten vor Vergnügen.

„Eben wollte ich damit anfangen, Sie über allerlei zu trösten; aber ich sehe, es ist gar nicht mehr nötig," sagte er, als Marianne fertig war; „Sie sehen aus wie ein beschenktes Kind."

„Diese sind auch extra schön! Ich freu' mich auf das Erstaunen der Kinder," entgegnete sie, schneller ausschreitend, und steckte die Düte hinter ihren Muff; „beide essen sie gern. — Aber wir sind wirklich gleich zu Hause! Wollen Sie nicht ein wenig mit hinaufkommen? Die Kinder würden so froh sein —"

„O nein, die haben ja schon die Trauben!" sagte er spitz und schüttelte den Kopf. „Aber ich würde für mein Leben gern einmal so ein Obstbrett vor Ihnen ausbreiten, Marianne, — die schönsten Früchte, — ganz unwahrscheinlich schöne, — damit Sie dann so aussehen, wie jetzt eben."

„Dummes Zeug!" meinte sie ärgerlich, „übrigens habe ich ja fast alles Schöne, was ich besitze, von Ihnen mal geschenkt bekommen. Ist Ihnen das nicht genug?"

„Geschenkt? Von mir? Ich wüßte nicht. Es ist nur Ihre eigenste Specialität, die Dinge so aufzufassen, als kämen sie Ihnen von anderen. Wenn ich Ihnen wirklich schenken wollte, wäre es ganz anders —"

Marianne blieb stehen. Sie waren am Hause angelangt.

„Danke für Ihre Begleitung!" sagte sie und gab ihm die Hand. „Sie sind zwar mitunter garstig gewesen, aber im ganzen doch gut, wie immer."

Er antwortete langsam: „Ein klein wenig garstig waren Sie auch. — — Daß Sie mich Ihren Kindern mitbringen wollten, — gleichsam eine zweite Düte, neben den

Trauben. — — Nun, irgendwann werden Sie das schon noch einsehen."

„Auf Wiedersehen!" rief sie heiter und öffnete die Hausthür.

„Auf Wiedersehen, Ma! So bald als möglich auf Wiedersehen!"

Marianne lief rasch wie ein Mädchen die zwei Treppen hinauf, oben mußte sie Atem schöpfen, als sie den Schlüssel in die Thür steckte. Aber alle ihre Ermüdung war verflogen, das Sprechen und Scherzen mit dem Freunde hatte sie von ihr fortgenommen.

Oben schien Besuch zu sein.

Sie trat vom Vorflur in ihr Wohnzimmer. Ja, da saß ein junger, ganz junger blonder Mann mit ihren beiden Töchtern, und erhob sich ehrfurchtsvoll, als er ihrer ansichtig wurde.

„Dies ist Herr Hugo Lanz, Ma," sagte Sophie vorstellend, „— du weißt, wir trafen uns neulich in der Gesellschaft —"

„Ich komme nur als Abgesandter meiner Verwandten, gnädige Frau," erklärte Hugo Lanz mit einer weichen, sympathischen Stimme, „es handelt sich um eine Schlittenfahrt für heute abend. Vor zehn Uhr sind alle wieder heimgeleitet."

„Das ist freundlich von Ihnen," entgegnete Ma und reichte ihm die Hand, „ja, fahrt nur, ihr Kinder."

„Und du, Ma?" fragte Cita.

„Ich bin ja heute abend zum Thee bei Tante Ottilie und werde euch dort entschuldigen, ihr Nichtsnutze."

„Aber du wirst heute zu müde sein, Ma," meinte Sophie bedenklich und küßte die Mutter.

„Nein, Kind, ich bin jetzt so frisch. Und morgen ist Sonntag. — — Aber wer fliegt jetzt wie ein Pfeil und zaubert mir geschwind eine heiße, starke Tasse Thee oder Kakao herbei?"

Die Mädchen stürzten zur Thür.

Hugo Lanz sah so heftig diensteifrig aus, als wolle auch er stürzen, aber er besann sich rechtzeitig auf das Zwecklose dieses Unternehmens.

„Thee also!" rief Sophie.

„Nein, besser Kakao!" rief Cita.

Sie verschwanden, und Hugo Lanz blickte ihnen ernsthaft nach, — mit einem Gesicht, als hätte eine jede von ihnen etwas Geistreiches ausgesprochen, was lange dunkel in ihm gelegen.

Marianne sah den Blick und sah ihn selbst an und war ihm gut. Daß ihm die Gesellschaft dieser jungen, hübschen und geweckten Mädchen ausnehmend gefiel, begriff sie vollkommen und fand es in der Ordnung. Auch fürchtete sie nie, daß ihre Töchter je zu „gelehrt" werden könnten, um zu gefallen. Ihr war zu gut bekannt, wie sehr dabei nicht der Kopf, sondern das Temperament entscheidet.

„Sie sind noch nicht lange hier?" bemerkte sie freundlich, um dem Gast die Zwischenzeit füllen zu helfen.

„Nein. Überhaupt nur für einige Monate bei hiesigen Verwandten zu Besuch. Dann soll ich nach Deutschland zurück, um Kaufmann zu werden."

Er sagte das trübe. Sie fragte nicht, doch traf ihn ihr Blick so warm und mütterlich, daß er spontan fortfuhr: „Mein Traum war, Künstler zu werden."

Sie fragte auch nicht: in welcher Kunst? Sie sagte nur sehr weich: „Der höchste Traum. Und die schwerste Erfüllung."

Er hob die Augen bescheiden zu ihr.

„Aber man soll doch nicht gleich anfangs verzagen, nicht wahr? Ich fühle so bestimmt: ich könnte mich dazu durchringen, wenn man mich nicht so ganz in die Familie einengen wollte. Ein Künstler und jeder, der es werden will, braucht Freiheit."

Marianne nickte.

„Mehr als Freiheit: Heimat," sagte sie unwillkürlich.

Hugo Lanz sah sie fragend und wie erwartend an. Ihre Art und Weise nahm ihn leise gefangen.

„Ich meine," versuchte Marianne zu erklären, „niemand braucht so sehr als er breitesten Spielraum, weil alle seine Bewegungen unberechenbarer, unbezwingbarer sind, als die irgend welcher anderer Entwickelung. Aber in seiner angeborenen Sensitivität, in seiner fast hilflosen Eindrucksfähigkeit hat er zugleich, wie kein anderer, Furcht vor der Freude. Seine Freiheit mag sich noch so breit strecken wollen: aber an den äußersten Grenzen seiner Freiheit, da muß er Heimat um sich fühlen, — eine Welt, der er vertraut."

Aus dem Klang ihrer Stimme vibrierte etwas, wie wenn sie aus tiefen, warmen Glückserfahrungen jedes ihrer Worte höbe. Weniger in den Worten selbst, als in diesem

Stimmklang lag etwas Suggestives, was Hugo Lanz ergriff.

„Das ist so nur in einem Paradies!“ rief er. „— In Wirklichkeit gibt es das nicht,“ setzte er traurig hinzu.

Marianne widersprach nicht.

Sie schwieg, jedoch ihre Augen widersprachen. Sie leuchteten in so ruhigem Glanz und wendeten sich unwillkürlich dem verschlossenen Rahmen auf dem Schreibtisch zu.

Da vernahm man von der Thür her Gelächter.

Die Mädchen kehrten zurück, jede mit einer vollgefüllten Tasse in der Hand. Den Blick starr auf ihre Tassen geheftet, deren Inhalt überzuschlagen drohte, näherten sie sich langsam und feierlich dem Schreibtisch, neben dem die Mutter auf ihrem gewohnten Lieblingsstuhle saß.

„Thee schmeckt bei weitem schöner und regt an, hat Ma stets gesagt,“ behauptete Sophie.

„Kakao ist ihr bei weitem gesunder, hat Doktor Tomasow stets gesagt,“ behauptete Cita, „— und zwischen dem Schönen und dem Guten, Nützlichen, wirst du doch nicht lange zaudern, Ma! Bedenke auch, welche schlechte Einwirkung ein böses Beispiel auf uns haben könnte.“

„O du überredest; das ist gegen alle Abmachung!“ rief Sophie voll Unwillen.

„Ein Jurist überredet nie genügend, Sophie! — Also: erst jedenfalls das Schöne, — und dann auch noch das Gute, Nützliche,“ entschied die Mutter sofort und zog lachend alle beide Tassen zu sich heran.

Cita hockte sich auf die Seitenlehne ihres Lutherstuhles.

„Du unmoralische Mutter!“ sagte sie.

Hugo Lanz hatte sich beim Eintritt der Mädchen erhoben. Er sah ganz zerstreut aus. Ihm erschienen mit einem Male alle beide doch noch recht kindisch, ohne daß er ahnte, wie außerordentlich sein Urteil damit in der Richtung fehlschlug.

Wohl empfand er den heiteren Reiz der kleinen, harmlosen Familienscene, aber ihm schien, daß alles Intime dieses Reizes doch ganz und gar nur von dieser köstlichen Frau mit der jungen Stimme und den mütterlichen Augen ausging.

„Wollen Sie wirklich schon gehen?“ fragte Marianne freundlich, als er sich jetzt ehrerbietig von ihr verabschiedete. „Nun, ich danke Ihnen noch für die überbrachte Einladung. Und seien Sie uns hier zwanglos willkommen, falls einmal Weg und Stimmung Sie bei uns vorüberführen.“

„— Ja, gnädige Frau, wenn ich das dürfte, — dann danke ich Ihnen von ganzem Herzen dafür, aber —“ er stockte, „— dann lassen Sie mich nicht als einen Fremden kommen und gehen, denn das — das würde ich nach diesem kurzen Gespräch schon nicht mehr ertragen,“ fügte er leiser, sehr rasch und, im sichtlichen Kampf gegen seine eigne Schüchternheit, fast heftig hinzu.

Die Bitte, wiederkommen zu dürfen, hatte er vor einer Stunde erst der Töchter wegen an sie richten wollen —.

Marianne gab keinen Bescheid in Worten, aber er empfand ihr ganzes Wesen als eine Antwort. Mit Bestimmtheit fühlte er, daß er von heute an hier nur noch einkehren würde, wie man bei einer Mutter einkehrt, und nur allein ihretwegen.

Als er sich beim Abschied über ihre Hand beugte, gab Marianne ihm unwillkürlich jenen Stirnkuß, auf den nach russischer Hausitte der Gast Anspruch hat. Und als er sein Gesicht hob, lag eine so dankbare Kindlichkeit auf seinen jungen Zügen, daß sie Marianne rührte.

Sobald die Zimmerthür sich hinter ihm geschlossen hatte, bemerkte Cita mit einem Lächeln: „Der sah dich ja aber mal eben kurios an, Ma. Weißt du, wie? Ungefähr so, wie wenn's ihm schlecht ginge und er dir gleich den Kopf in den Schoß wühlen möchte, um dir zu beichten und von dir getröstet zu werden.“

Sophie mußte lachen.

Cita fuhr, nicht ganz frei von Spott, fort: „Ja, sind Männer nicht eigentlich höchst wunderliche Pflanzen? So etwas Unmännliches sind sie, scheint mir. Es klingt gewiß dumm, aber sag selbst, Ma! könntest du dir leicht vorstellen, daß ich irgend jemanden so — so hilfsbedürftig ansehe? Nein, im Gegenteil: kerzengerade würde ich mich gerade dann recken. — — Alles andere ist eben Schwäche.“

Marianne lächelte sein.

„Nicht notwendig Schwäche. — — Schwere Ähren stehen auch nicht kerzengerade,“ sagte sie.

Aber in ihrem Inneren empfand sie bei Citas Worten einen heimlichen Stich. Cita,

ihr tüchtiges, kernfestes Mädchen! Sie konnte ihr vertrauen und mit ihr reden, über alle Sorgen und Nöte, fast wie mit einem klugen Freunde, ja fast wie mit einem Mann. —

Ja, das alles konnte sie. Aber — den Kopf noch einmal anschmiegungsbedürftig in Ma's Schoß wühlen, das würde Cita doch wohl nie mehr —.

Sophie hatte sich ans Fenster gestellt. Sie sah Hugo Lanz, der aus dem Hause herausgetreten war, unten über den Fahrdamm gehen. Er sah schlank und fein aus in der dunklen Pelzmütze und trotz des Pelzes, der alle Konturen verwischte. Eigentlich gefiel er ihr doch sehr gut, viel besser, als sie es Citas Spottlust einzugestehen wagte.

Jetzt äußerte sie aber doch: „Du — den mag ich trotzdem gern. Warum soll er auch Ma nicht angucken, wie er will? — — Ich habe mich mit ihm schon prachtvoll unterhalten, neulich in der Gesellschaft, ehe du hier warst, Cita. Ich erzählte ihm von den höheren Mädchenkursen, und dann, daß mich die Naturwissenschaften so sehr interessieren, — daß ich aber noch weit lieber ein Arzt würde, — gerade wie Doktor Tomasow."

„Aber das alles sind ja dem jungen Dichter völlig gleichgültige Beschäftigungen, Sophie," meinte Cita und trug die Tassen der Mutter hinaus.

„Die Beschäftigungen an sich: ja!" gab Sophie kleinlaut zu und schaute noch immer angestrengt einem dunklen Punkt in weiter Entfernung — einer Pelzmütze — nach, obschon sie nicht mehr ganz sicher war, ob es nicht längst eine andere Mütze auf dem Kopfe eines anderen sei. „Aber," fuhr sie eifrig fort, „auf die Art der Beschäftigung kommt es auch nicht an, sondern darauf, daß er auch hinausstrebt, — fort, hinaus! Mit dem einzigen Unterschied, daß er das infolge von Gedichten thut. Das schadet aber doch nichts. Die Hauptsache haben wir doch gemeinsam. Auch ihm ist eng, auch er hat allerlei Träume, die er kaum zu Hause zu nennen wagt, — auch seine Pläne lassen sich nun einmal nicht zu Hause verwirklichen. Und seine Familie, — die hält ihn. Wie sollten wir da nicht sympathisieren?! Wie sehr kann ich ihn doch das alles nachfüh—."

Sie stockte jäh.

Die Nase an die Scheibe gedrückt, hatte sie ganz vergessen, wo sie sich eigentlich befand. Ihr ward plötzlich erst bewußt, was sie da sagte.

Cita konnte es überhaupt nicht mehr hören, die war ja eben mit den beiden Tassen hinausgegangen.

Aber da, im Lutherſessel, vor dem Schreibtisch, mit dem Gesicht gerade zum Fenster, da saß, Sophie im Rücken, ganz schweigsam — Ma —

Einen Moment lang, einen Moment nur, war ihr Ma wirklich ganz und gar aus dem Gedächtnis entschwunden gewesen.

Wohl eine volle Minute stand Sophie wie erstarrt. Sie bekam ein Gefühl, als wäre es noch besser, mit ihrer kleinen Nase sich ganz durch das Fensterglas durchzubohren, und nie, nie wieder die Augen zurückwenden zu müssen.

Ihr Herz schlug heftig, sprunghaft, die Lippen wurden ihr trocken. ‚Arme, süße, liebe Ma!' dachte sie außer sich, voller Wut.

Plötzlich drehte Sophie sich gewaltsam um, zu ihrem eignen Schreck. Sie sah das Zimmer vor sich wie im Nebel. Sie lief auf die Mutter zu, fiel auf die Kniee vor ihr und umhalste sie wortlos, stürmisch.

„Ach, Ma — dummes Zeug — solch dummes, — ich benutzte unwillkürlich seine Worte, — weißt du: einfach seine Worte — sie passen ja auch einzig und allein für ihn, alle, alle diese Worte!" stammelte sie endlich, ganz in Thränen, und dann lachte sie fast ein wenig, verlegen und sonderbar.

Marianne herzte sie ganz leise.

„Aber — du wildes Mädchen — wie kann man sich dermaßen erregen! Viel zu leicht erregt bist du, weißt du das? Du mußt dich besser zusammennehmen. — Komm, sei nun wieder ruhig und mein liebes, altes heiteres Kind — ja?"

Sophie hob den Kopf. Unter diesen sanften Worten verflog langsam ihr Schreck, sänftigte sich auch ihre Reue. — Vielleicht hatte Ma gar nicht so genau hingehört vorhin.

Marianne strich ihr liebreich über das schimmernde blonde Haar. Ihre Augen aber schauten großgeöffnet über ihr Kind hinweg.

Dann stand sie auf.

„Man braucht nur ein wenig wieder ‚daheim' zu sein, um gleich wieder zu vergessen, daß es auch noch ein ‚Draußen' mit allerlei Pflichten gibt — ich muß ja fort,"

sagte sie zu Cita, die eben eintrat und einen heimlich verwunderten Blick auf das thränenfeuchte, gerötete Gesicht der Schwester warf.

„Ach, mußt du schon gehen, Ma? Ist es nicht zu früh?“ Cita holte schnell den Pelz und die Überschuhe vom Vorflur herein. „Komm, ich helfe dir! Du wirst wohl von Tante Ottilie später nach Hause kommen, als wir.“

„Wohl nur wenig später,“ meinte Marianne, „und ihr wißt: wer zuerst kommt, geht schlafen, ohne zu warten — nach unserer alten Verabredung.“

„Es ist aber wirklich noch viel zu früh; deine Stunde fängt viel später an,“ murmelte Sophie, die der Schwester Mas Überschuhe hastig aus der Hand gezogen hatte. Sie kniete mit ihnen zu Füßen der Mutter, um sie ihr anzuziehen.

Marianne ließ es schweigend geschehen.

„Lebt wohl, ihr Kinder, und vergnügt euch so gut wie möglich! Der Himmel ist jetzt klar, und ich denke, ihr bekommt herrlichen Sternenschein zu eurer Ausfahrt.“

Sie sagte es einfach und harmlos. Aber die Art, wie sie beide noch einmal küßte, war voll unterdrückter Leidenschaftlichkeit. Rasch ging sie fort.

Die reine kalte Winterluft draußen that ihr wohl. Ihr war das Herz plötzlich so schwer geworden, so bange und schwer.

Einen Moment lang, vorhin, fühlte sie deutlich — so deutlich wie in einer grellen höhnischen Beleuchtung, die sie blendete und verwirrte, — ihre beiden Kinder fern von ihr: die eine lebenssicher, im Grunde fertig, nur noch ein Gast im Mutterheim, und die andere — ja, die andere sich sehnend, — sich von ihr hinwegsehnend.

Es war in der That noch nicht an der Zeit für die zwei Privatstunden, die sie, ganz in der Nähe von Ottiliens Wohnung, in einem reichen Kaufmannshause zu geben hatte. Es hatte sie nur nicht länger gelitten, mit ihrer wehen Angst, unter den Augen der Kinder.

Marianne ging einige Straßen weit in der Richtung auf ihr Ziel, dann blieb sie unterwegs vor einem Stift für arme Frauen stehen. Von zwei kleineren Nebenbauten flankiert, lag es lang und flach hinter einem hölzernen, grün angestrichenen Zaun.

Noch ehe sie sich überlegt hatte, ob sie eintreten wolle, war sie bereits aus einem Fenster des Erdgeschosses von derjenigen bemerkt worden, der ihr Besuch galt.

Kaum stand sie im steingepflasterten Flur, der die ganze Mitte des Hauses durchschnitt, als sich auch schon eine der vielen Zimmerthüren zu seinen beiden Seiten öffnete, und die ihr wohlbekannte energische Stimme auf russisch erfreut herausrief: „Willkommen! Willkommen! Frau Marinka!“

Aus dem Hintergrunde der Flurdiele, wo diese in ziemlich dunkle Küchenräume zu münden schien, quoll starker Dampf und Speisegeruch. Eine dralle Magd, mit aufgekrempelten Ärmeln und in Bastschuhen, schlürfte vorüber.

Aber im Zimmer selbst, das Marianne betrat, war es, trotz seiner rohen, grellbunten Tapete und den ungestrichenen Dielen, nicht unbehaglich. Wer hier eigne Möbel um sich aufstellen konnte, entbehrte eines gewissen Komforts nicht ganz.

Aus einem Sessel am Fenster hatte sich eine große, starknochige Sechzigerin erhoben und ging Marianne belebt entgegen, wobei sie sich auf einen Stock stützte.

„Nun, meine Liebe, das ist wirklich aufopfernd von Ihnen, — ich wäre Ihnen auch längst auf dem zugkalten Flur entgegengelaufen, aber, Sie wissen: die dumme Gicht! Und Doktor Tomasows Verbot! — Setzen Sie sich, meine Einzige; was kann ich Ihnen anbieten: Thee, Obst, Schokolade, Konfekt oder etwa kaltes Rebhuhn?“ — fragte sie, in rascher, lebhafter Rede, mit der Miene einer Schloßfrau, die bewirtet; dabei hob sie den Krückstock hoch und deutete mit ihm auf die verschiedenen Stellen im Zimmer, wo die angebotenen Herrlichkeiten ihren Platz gefunden hatten.

Marianne mußte lächeln, sie sah um sich. Ja, da standen allerlei Leckereien in der That, — die guten Bekannten hatten sie gebracht.

„Ach, Wera Petrowna, das ist ganz gut, aber daß Sie hier wohnen müssen! Sie sollten es jetzt besser haben: hat Tomasow Ihnen von der neuen billigen Pension erzählt?“

Wera Petrowna lachte voll Nichtachtung und zeigte dabei ihre starken, gelblichen wohlerhaltenen Zähne.

„Thorheit, meine Liebe, Thorheit!“ sagte sie und zog Marianne neben sich auf das große, mit verblichener geblümter Wolle

überzogene Sofa. „Von meinem winzigen Gelde kann ich auch in der billigsten Pension nicht leben. Armenstift — das ist Vorurteil. — Und Konfekt und Rebhuhn, das ist ja recht schön, aber wenn meine Verwandten glauben, daß sie mich dadurch ködern und willfährig machen können, — daß ich deshalb bei ihnen irgendwie als gute Tante unterkriechen würde! — Ich esse einfach die guten Sachen und komme doch nicht."

Die Alte wußte ganz gut, welch schmerzlicher Stein des Anstoßes ihren ansehnlichen Verwandten ihr „Schloß" war, wie sie das Armenasyl nannte.

Sie nahm bedächtig eine Prise.

„Kommen Sie nicht vielleicht morgen zu uns zum Frühstück?" fragte Marianne. „Heute habe ich knapp Zeit, aber dann könnten wir von den Weihnachtseinkäufen plaudern. Ich weiß schon, daß Sie so gut sind, mir mancherlei Besorgungen abzunehmen, — ich komme ja erst dicht vor Thoresschluß dazu."

Wera Petrowna nickte.

„Ja, so gut bin ich, — sehr gern, thue ich sehr gern. Sie wissen ja, wie für mein Leben gern ich in den schönen Läden herumflankiere. — Mit einigen blanken Rubeln oder ein paar Papierscheinchen lauter gute Dinge ansehen und bestellen, — nun, und die Verkäufer, die haben auch höllischen Respekt vor meinen scharfen Augen, und müssen herzeigen, worauf ich mit dem Stock weise — und sollten sie sich selbst den Hals beim Hinundherklettern verrenken."

„Aber reinen Mund vor den Kindern!" warnte Marianne.

„Natürlich. Freue mich recht, die beiden morgen wiederzusehen. Sah die Cita ja lange nicht. Und sie sind beide so recht hübsch zum Ansehen, — nun, auch zum Sprechen gut, wirklich sehr gut. Schade, zu denken, daß so was bald weggeheiratet wird. Schade, schade."

„Ganz so pessimistisch urteile ich darüber nicht; ein solches Fortgehen ist nicht das schlimmste Fortgehen," sagte Marianne leise.

„Nun, ist auch vielleicht wahr. Wenn ich so denke: wie es mir erging. Verschlagen ins ärgste Gutsleben in entlegenster russischer Provinz — vom ersten Tage der Ehe an. Und hineingekommen mitten aus der feinsten, städtischen Erziehung — ja, alles, was wahr ist: mitten aus den feinsten Pensionaten und voll von allerlei Bildungsbedürfnissen. Und trotzdem — was meinen Sie wohl? — trotzdem habe ich doch diesen Menschen bis an seinen Tod angebetet, diesen prachtvollen Jungen, meinen Mann! Konnte er etwa mehr als Gutsarbeit, Trinken, Spielen —? Nein, keine Spur! Und brutal war er auch, wenn er nicht gerade zärtlich war. Was that mir das alles? Tottreten hätte er mich dürfen! — — Nun ja, Leidenschaft ist blind und taub, das weiß man ja — und mitunter ist sie auch unglaublich dauerhaft dabei — das muß wahr sein. — — Die längste Zeit des Lebens ist man einfach verrückt."

Es klang fast cynisch. Marianne kannte diesen Ton. Aber auch das kannte sie: daß Wera Petrowna dasaß und durch ihr lebhaftes Erzählen von irgend etwas Marianne von der Unterhaltung enthob, weil sie merkte, wie wenig Marianne, ihrer lieben „Marinka", nach Unterhaltung zu Mute sei. Und was merkte sie nicht? Gewiß schon bei den ersten Begrüßungsworten hatten diese hellgrauen, fast ironisch blickenden Augen alles, was sie wollten, gesehen.

Wera Petrowna griff nach einem frisch angebrochenen Cigarettenkästchen und machte Feuer.

„Geschenk von meinem Neffen!" bemerkte sie kurz. „Und Sie rauchen noch immer nicht? — — Wird auch noch kommen, meine Einzige, wird auch noch kommen. Wissen Sie überhaupt: alle wahren Genüsse kommen im Alter — und so weit sind Sie eben noch immer nicht, Sie Ärmste. — Da hat man nämlich erst die Ruhe dazu — ich meine: so die inwendige Ruhe. Man hat kälteres Blut. Taxiert die Dinge anders. Nimmt nicht alles so wahnsinnig persönlich: woraus allein ja doch alle schrecklichen Schmerzen kommen. — Nun, ich will Ihnen übrigens alle diese spannenden Vorteile nicht vorweg erzählen, Sie erleben sie ja auch noch. — Es ist wirklich zu schön, sagte der Bauer, und da ließ er sich zur Aber, so lange, bis er starb —."

Sie lachte auf und rauchte wie ein Schornstein.

Marianne sah nach der Uhr.

„Jetzt muß ich zur Stunde," sagte sie bedauernd, „also auf morgen. Wie gut und ruhig sitzt es sich bei Ihnen, man ruht aus."

„Ja, mein Täubchen, wollten Sie nur noch bleiben — ich würde gern das Maul halten; übrigens, ich begleite Sie, wenn Sie erlauben. Fahre mit der Pferdebahn von der Ecke an in die Richtung der Schmiedebrücke. Ich habe, weiß Gott, hier nichts zu thun. — Für gestern abend bekam ich richtig noch ein überzähliges Theaterbillet zugesteckt. Ein Lotterleben führt die Alte, was?"

Sie erhob sich schwerfällig und streichelte Marianne liebkosend die Wange.

„Ein Leben, um dessen Frische und Elasticität der Jüngste Sie beneiden muß," versetzte Marianne, „wer von uns würde es ohne Trübsal an Ihrer Stelle wohl aushalten — bei diesem Mangel an dem Ihnen gewohnten Behagen und Überfluß?"

Wera Petrowna hatte ihre Haube von dem ganz dünnen grauen Haar heruntergenommen und band sich umständlich einen wattierten Kapottehut, mit Ohrenklappen für den Wind, auf dem Kopf fest.

„Behagen? Da hust' ich drauf!" antwortete sie derb, und es wetterleuchtete von Spott über ihre scharf geschnittenen Züge; „was schert mich denn das bißchen Behagen? Eiderdaunen und Tischporzellan, fette Braten und Dienerschaft rechts und links, bis man sich nicht mehr rührt noch regt, sondern irgendwo einschläft. Mit all dem Behagen haben wir uns da hinten auf dem Gut gestopft, wie Mastgänse. Das Behagen quoll uns direkt aus dem Hals heraus. Aber das Leben stand mir still — all mein Leben, bis auf das eine, verliebter Leute. Nun bin ich als Mastgans alt geworden, aber vom Leben will ich noch schnell was mitnehmen, soviel eben eine alte Gans noch begreift."

Sie ließ sich von Marianne in ihren Pelz helfen, versorgte sich reichlich mit Cigaretten und klapperte mit ihrem Stock auf den steinernen Flur hinaus.

Sie gingen nur ein kleines Stück gemeinsam, bis zu der Pferdebahn.

„Sehen Sie, da kommt sie schon!" sagte Wera Petrowna mit innigem Vergnügen und wies mit ihrem Stock auf den herannahenden Straßenbahnwagen: „Und nun geht es für bloße fünf Kopeken mitten hinein in die Wagen und Menschen, Schauläden und Ausstellungen — und sogar in die Unglücksfälle — meinetwegen, wenn das Genick doch schon gebrochen sein muß."

Marianne blieb lächelnd stehen, bis sie die Alte im Inneren des Wagens gut placiert sah, dann schritt sie schneller aus, zu ihrer Privatstunde.

Die Eindrücke des heutigen Nachmittags zu Hause traten dabei langsam in den Hintergrund, und die Notwendigkeit, alles zurückzudrängen, was sie nicht in ihren Beruf mitbringen durfte, erwies sich, wie so oft, heilsam befreiend für ihre Stimmung. Als sie vom Unterricht zu ihrer Schwester ging, hatte bereits wieder ihre Grundnatur, getrost und tapfer, den Sieg über die Traurigkeit gewonnen.

Es war schon halb neun Uhr. Sie kam bei Ottilie gerade noch zum Abendthee zurecht. Neben dem Tisch im Eßzimmer dampfte schon der silberne Samowar auf seinem Gestell, die Theegläser standen bereit und dazwischen flache Schüsseln mit eingekochten Früchten und mit winzigen belegten Brotschnittchen — jedes gerade ein Mundvoll groß, fast so zierlich wie Konfekt hergerichtet.

„Aber seid ihr etwa nicht allein, heute?" fragte Marianne beunruhigt, als sie diese kunstvollen Zuthaten zum Abendthee wahrnahm und die hübschen gestickten Tellerservietten — Ottiliens eigne mühsame Handarbeit.

„So gut wie allein," versetzte ihr Schwager, der sie empfangen und hereingeführt hatte, „Ottilie sitzt nur noch drinnen mit einem Fräulein — eine ausländische Konzertsängerin, glaube ich —. Jedenfalls schwärmt Tilie für das Fräulein Clarissa."

Er machte bei seinen Worten ein gutmütiges, behagliches Gesicht. Ihm gefiel, wenn schon nicht die Konzertsängerin, so doch der um ihretwillen so schön bestellte Theetisch, sehr gut.

Über die Schüssel mit den zierlichen Brotscheibchen gebeugt, steckte er eins davon, mit geräuchertem zartrotem Lachs belegt, in den Mund. Gerade wollte er Marianne auffordern, sich der gleichen Beschäftigung hinzugeben, als seine Frau mit dem fremden Fräulein bereits eintrat.

Nun wurde nach den Kindern gerufen; man nahm geräuschvoll Platz und tauschte die üblichen Redensarten. Jnotschka, die dreizehnjährige Tochter, erschien schüchtern an der Thür; sie machte vor der Fremden ihren eingelernten Knix mit einer Befangen-

heit, die sie linkisch aussehen ließ und ganz die schlanke Grazie ihrer feinen Bewegungen verwischte.

Rot bis an den lichtbraunen Haarschopf über ihrer Stirn, setzte sie sich in ängstlicher Haltung neben ihre Mutter, deren Stirnrunzeln sie schon bemerkt hatte. Aber dabei flog ihr Blick mit einem Aufleuchten zu Marianne hinüber, die in all der Verlegenheit von ihr nicht einmal begrüßt worden war. Dafür grüßten ihre Augen sie nun fortwährend und brachten dabei ihr Theeglas in Gefahr, von den unachtsamen schmalen rötlichen Händen umgestoßen zu werden.

Nikolai, der älteste Sohn, ein großer Junge in der kleidsamen Gymnasiastenuniform, saß neben Marianne, mit der er sich ebenfalls besonders gut stand. An seinen freien Montagnachmittagen war er ihr Schüler, da trieben sie auf Wunsch des Vaters englische und französische Konversationsstudien, und bei solchen Gelegenheiten hatte er Marianne mit vielen grammatikalischen Fehlern mehr von seinen vierzehnjährigen Wünschen und Nöten anvertraut, als je seinen eignen Eltern auf gut russisch. Heute klagte er Marianne heimlich, mit ausdrucksvollen Andeutungen, sein Leid über diesen unerwarteten Damenbesuch; er wollte zu bestimmter Stunde einen Kameraden treffen, und nun konnte „die Geschichte schrecklich lange dauern, hier bei Tisch".

Seine beiden kleinen Brüder schauten hinter ihren breiten Milchtassen nur ganz verstohlen auf den fremden Gast in dem für einen simplen Familienthee etwas zu prächtig geratenen Gesellschaftsanzug. Sie waren beide beängstigend artig — so artig, wie, nach Mariannens in diesem Punkt ziemlich trüben Lebenserfahrungen, lebhafte Kinder nur dann sind, wenn sich bald darauf etwas Fürchterliches ereignet.

Aber diese Kleinen hier regierte auch bei Tisch der wachsame Blick ihrer Mutter mit unmerklicher Strenge. Der Jüngste, Mariannens Liebling, schlief schon.

Ottilie verstand es musterhaft, in sich stets gleich bleibender Liebenswürdigkeit für die Unterhaltung sowohl wie für das Betragen der Kinder zu sorgen. Und während sie ihrem Mann emsig seinen Thee auf seine ganz specielle Weise mit Fruchtgelée anrührte, blieb sie doch ganz Ohr und fiel bei jeder heiteren Äußerung ihres Gastes mit einem kleinen hellen, klingenden Lachen ein.

‚Sie ist einfach darin bewunderungswürdig!' dachte Marianne aufrichtig, die inzwischen ganz still geworden war. Sie hatte genug damit zu thun, gegen ihre Abspannung anzukämpfen, von der sie an solchen Tagen, beim ersten Nachlassen von Pflicht oder Freude, überfallen werden konnte.

Hin und wieder verschwammen ihr die Worte der anderen in ein eintöniges Gesumm. Sie wußte sich sogar ganz gut im stande — zu ihrer eignen Beschämung —, auf diesem bequemen Stuhl mitten unter ihnen allen recht tief und süß einzunicken, um dann frisch und heiter zu einer gegebenen Zeit zu erwachen, von neuem aller ihrer Kräfte Meister —.

Erschrocken bemühte sie sich, besser zuzuhören. Fräulein Clarissa schwärmte soeben von Österreich.

„Das ist ganz Wasser auf die Mühle meiner Frau!" sagte der Schwager. „— Die ist ganz versessen drauf, und nun gar Wien! — Hier ist nur das Diesseits, dort das schönere Jenseits: so etwa denkt sie es sich. Und die Praterfahrten, und die feschen Offiziere — nicht wahr, Tilie?"

Er sprach mit gutmütigem Spott, Stockrusse, wie er durch und durch war, kaum je über die Landesgrenze gekommen, und vielleicht zu seiner eignen Verwunderung mit einer halben Nichtrussin verheiratet. Sein naiver Chauvinismus kam seiner Karriere als höherer Beamter sehr zu statten, war indessen intensiv ehrlich gemeint.

Ottilie erwiderte gar nichts. Doch alle Züge ihres Gesichtes hatten sich während seiner Worte verändert, straften sich plötzlich — es sah aus, wie wenn sie sich auf Eis lege. Die Theekanne zitterte leicht in ihrer Hand.

Nur Marianne bemerkte es. Ganz erstaunt sah sie die Schwester an. Ach so — der fesche Offizier?! — Nein, das konnte es doch wohl nicht sein? Ein österreichisch-ungarischer schmucker Husar, Leichtfuß und nichtssagend, hatte einst Ottilie einen Heiratsantrag gemacht — in gänzlicher Verkennung der materiellen Verhältnisse. Eine belanglose Schwärmerei Ottiliens. Wie belanglos, das empfand Marianne damals doppelt deutlich gegenüber ihrem eignen Bündnis, das sie kurz zuvor eingegangen war.

Sie erinnerte sich noch ganz wohl, wie heftig der zigeunerische Teint und die Husarentracht die Schwester bestachen. Und um wie viel älter sie selbst sich urplötzlich daneben vorkam. Um so viel älter wie erglühende inbrünstige Jugend neben den Gefühlswallungen der Backfischentwickelung.

Ottiliens Mann hatte die Bedeutung dieses ominösen Husaren offenbar rein vergessen. Ottilie jedoch, hinter ihrer ruhigen, liebenswürdigen Verschlossenheit, hatte sie sonderbarerweise ganz und gar nicht vergessen. Der Schwager schien nicht allzuviel Ahnung zu haben von den geheimen „Tiefen“ in seiner Frau.

Nikolai rückte immer unruhvoller auf seinem Stuhl herum und schielte nach der großen Wanduhr gegenüber. Er wagte aber nicht, aufzustehen. Der Blick seiner Mutter, der jetzt um eine Nuance schärfer und gereizter schien als vorher, mahnte ihn wiederholt daran, daß auch er einen, wenn auch nur bescheidenen Beitrag zur Unterhaltung zu liefern habe, weil es sich für seine Jahre schicke, die Umgangsformen zu üben.

Nikolai zermarterte sein Gehirn. Ihm kam eine entsetzliche Menge von Gedanken und Vorstellungen, aber sie waren alle so merkwürdig unpassend.

Schon war er nahe daran, bei Tante Marianne einen kleinen Gedanken zu borgen. Da fiel ihm gerade noch etwas ein, und er sagte ganz verzweifelt — viel zu laut mitten herein ins Gespräch der übrigen: „In unserer Schule ist ein Junge für immer abhanden gekommen.“

„Wie denn: abhanden gekommen?“ fragte Marianne befremdet.

„Ja so, ganz abhanden. Er war dort Pensionär, lief fort, hinterließ einen Zettel, daß er sich töten will. Niemand weiß, wo und was. Seine Eltern leben in Südrußland. Man hat ihn noch nicht aufgefunden.“

Ein kleiner Alarm entstand am Theetisch. Nikolai war ganz stolz. Alle redeten durcheinander.

„Mein Himmel, daß du das auch nicht gleich erzählt hast!“ rief sein Vater.

Nikolai nahm sich das bereits heimlich für das nächste Mal vor, wenn ein Junge wieder abhanden kommen sollte. Er hatte gefürchtet, es sei ein zu bescheidener Beitrag, im Hinblick auf einen Gast.

Ottilie seufzte. Sie sah streng und bitter aus.

„Das sind Zustände!“ bemerkte sie empört. „— Ja wenn schon die Kinder so anfangen! Dann ist es freilich nicht zu verwundern, wenn sie sich ohne alle Zucht und Sitte erst recht töten, nachdem man sie glücklich bis zum Erwachsensein durchgebracht hat. Welch ein Kind muß das gewesen sein, das so etwas Schändliches thut.“

„Und welch eine Behandlung, die so etwas ermöglicht!“ setzte Marianne im stillen hinzu. Sie erschauerte. Konnte man sich wohl je tief genügend in eine Kinderseele hineindenken, die zu solchen Entschlüssen gelangt ist? Vielleicht bezwungen vom Heimweh — von irgend einer unverstandenen Angst — Angst vor dem ganzen Leben selbst vielleicht — wer weiß es denn?

Und ihr wurde das Herz ganz weit und groß, als müßte es sich über eine Welt ausdehnen und alle Kinder darin umfassen — mit solcher Wärme und Inbrunst umfassen, daß keins davon ausgeschlossen blieb.

Ganz verträumt und zerstreut stellte sie es sich vor, wie das wäre, wenn sie jetzt hingehen könnte und suchen und finden, und wie das ratlose Kind, anstatt in irgend eine letzte Dunkelheit, sich hinein verfangen würde in helfende, starke, mutterzärtliche Hände —.

Endlich erhob man sich.

Nikolai entfloh. Die kleinen Brüder machten ihre Runde mit einem schläfrigen, etwas schwankenden Kratzfuß und wünschten gute Nacht. Im Nebenzimmer wurde der schöne Flügel geöffnet, und Fräulein Clarissa setzte sich davor, um eine Arie aus Figaros Hochzeit vorzutragen.

Marianne griff der Gesang an. Die Stimme, ein prachtvoller Alt, erwies sich als zu groß für das nicht sehr geräumige Zimmer. Ottilie ließ sich augenscheinlich davon nicht weiter anfechten, übrigens war sie auch nicht sonderlich musikalisch.

Der Schwager setzte sich zu Marianne. Er schob ihr ein bequemes Kissen in das Sofa, dessen Polsterlehne im Rücken unbequem einfiel, und warf seine Cigarette fort. Etwas so Sorgliches besaß er.

„Findest du nicht: Tilie sieht schön und vorteilhaft aus, sogar neben der viel Jüngeren — ihr seid eine dauerhafte Rasse, ihr

Vor dem Sturm. Nach dem Gemälde von Eugen von Kenazzi.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

beide!“ bemerkte er, mit einem freudigen Blick auf seine Frau, die am Flügel stand.

„Ja. Ich bewunderte sie heute wiederholt,“ gestand Marianne.

Er nickte eifrig.

„Einfach famos!“ Und er versank in Gedanken über die Vorzüge seiner Frau, die er aufrichtig liebte.

Inotschka hatte sich hinter das Sofa geschlichen und verschränkte, sich dagegen lehnend, ihre Arme auf der Rückenwand desselben, so daß sie Mariannes Haar berührten.

Marianne gab leise nach und legte den Kopf zurück, an die mageren zärtlichen Mädchenarme, von denen sie wußte, wie viel lieber sie sie herzhaft umhalsen wollten.

Immer hatte sie an sich gehalten, wenn sie spürte, wie Inotschkas Vertrauen ihr entgegenflog, denn sie durfte sie nicht wissentlich der Mutter entfremden.

Dadurch wurde der Wortaustausch wunderlich einsilbig und karg zwischen ihnen. Doch beredter als Worte schlich sich ergänzend eine feine leise Zärtlichkeit in ihren Verkehr, kaum wahrnehmbar anderen, kaum merklich ihnen selbst —.

Marianne dachte: „— Wenn Inotschka erst älter und reifer ist, dann wird sie mir auch mehr zugehören dürfen. Über diese paar Jahre muß sie hinweg, wie so viele —.“

Und sie dachte dankbar daran, daß nicht viele in diesem Alter so ganz eins im Sinn und Sein mit der eignen Mutter sind, wie Cita und Sophie es mit ihr gewesen.

Darüber fiel ihr der heutige Nachmittag wieder ein —.

Aber sie wollte nicht wieder zaghaft werden: diese Zeit der innigsten Zueinandergehörigkeit konnte nicht vorbei sein. Wußte doch sie am allerbesten, wie viel, wie unendlich viel sie ihren Kindern noch gar nicht gegeben, noch gar nicht mit ihnen geteilt hatte, weil sie auch jetzt noch zu jung und unerfahren waren, um alles zu empfangen. Voll Freude und Ungeduld ersehnte sie die Zukunft, wo ihnen einmal alles, ihr ganzer tiefster Lebensgewinn, zu eigen werden durfte. Wo sie einander ganz verstanden und durchdrangen, wie drei Freunde — um miteinander eine unzertrennliche seelische Einheit zu bilden. Dann erst würden alle ihre Schmerzen und Erfahrungen, alle ihre Kämpfe und Siege kostbare Ernte tragen — eine Ernte auf den Feldern ihrer Kinder —.

Marianne bekam Heimweh nach ihren beiden Mädchen, es trieb sie aus dem heißen Zimmer nach Haus.

Als sie endlich mit gutem Anstand fortgehen konnte, war es über dem Singen elf Uhr geworden.

Die Begleitung des Schwagers wies Marianne ab. Sie schlich sich nur noch für einen Augenblick in die große Schlafstube, um das jüngste Bübchen in seinem Gitterbett schlummern zu sehen, was sie zu thun nie unterließ.

Dann gab Inotschka ihr das Geleit bis auf die Treppe hinaus.

„Wann kommst du denn wieder zu uns, Tante Marianne?“ fragte sie ganz zum Schluß und lehnte sich über das Treppengeländer.

„Sehr bald, mein liebes Kind — ich komme ja schon übermorgen wieder, zu Nikolais Konversationsstunde,“ antwortete Marianne.

Inotschka schwieg eine Weile, aber als Marianne schon hinunterging, bemerkte sie zögernd: „Weißt du — ich stücke Pantoffeln für Mama zu Weihnachten.“

„So? Bist du noch nicht mit den Weihnachtsarbeiten fertig?“ fragte Marianne.

„Nein, nicht ganz. Da dachte ich — mit dem Pantoffel könnte ich mich gut in unsere Lernstube setzen, während du bei Nikolai bist —. Meinst du nicht auch?“

Marianne sah zu ihr hinauf.

„Gewiß, wenn Mama nichts dagegen hat? Aber du mußt sie lieber erst fragen.“

Inotschka nickte schweigend.

„Gute Nacht, meine kleine Ina!“ rief Marianne ihr noch zu, während sie schon die letzte Treppe hinabstieg.

Indessen Inotschka antwortete noch nicht sogleich: sie bückte sich nur tiefer über die Brüstung, und erst als sie nicht mehr wissen konnte, ob ihre Worte von unten her noch vernehmbar wären, rief sie zaghaft, mit gedämpfter Stimme, und ganz hastig hinunter: „Gute Nacht! Gute Nacht! Ich muß dir doch noch schnell sagen, daß ich dich ganz schrecklich lieb habe und daß du mich fortnehmen sollst zu dir und daß ich immer bei dir sein will und nirgends sonst. Und daß du mich nicht so stehen lassen sollst — nicht so allein —.“

Sie brach ab. Schon während der ersten Worte schloß der Portier unten geräuschvoll die Hausthür auf, die dann mit einem mächtigen Knall zuklappte.

Im Treppenhause wurde es plötzlich so beängstigend still.

„Sie hat nichts gehört — gar nichts hat sie gehört. Das ist mal gut. Unsinn — wozu auch!“ sagte Inotschka wesentlich lauter als vorhin.

Aber, obwohl sie es gut fand, daß Marianne nichts mehr vernommen hatte, verfinsterte sich ihr schmales Gesichtchen mit dem weichen Munde. Sie drückte die Zähne auf die Lippen, und mit blinzelnden Augen, um nicht loszuweinen, rieb sie sich am Geländer herum, bis die Stimme der Mutter von drinnen in erstauntem Ton nach ihr rief.

III.

Seit zehn Uhr waren die jungen Mädchen von ihrer Schlittenfahrt im Sternschein zurück.

Cita saß schon eine Weile auf dem Rande ihres weißlackierten Eisenbettes und zog sich bedächtig die Strümpfe von den hübschen Füßen.

Sophie ging noch unausgekleidet herum; sie machte sich bei ihren Büchern zu schaffen, die sie auf ihrem Tisch am Fenster aufzustapeln pflegte, und etliche von ihnen trug sie in das Wohnzimmer, auf den Schreibtisch der Mutter, hinüber.

Dabei sprach sie kein Wort. Sie war schon den ganzen Abend heute gegen ihre Gewohnheit still gewesen und behielt auch jetzt die Miene einer düster Versonnenen.

Cita legte gähnend ihre Strümpfe auf den Stuhl am Bett.

„Schlittenfahren ist ganz schön,“ entschied sie, „aber dies gesellige Vergnügtsein von Männlein und Weiblein, die nichts Besseres zu thun wissen, — wie bin ich froh, daß ich mich davon gründlich entwöhnt habe! Kindisch ist es einfach. Es gibt doch wahrhaftig ernstere Aufgaben in der Welt.“

„Meinetwegen kann es auch aufhören,“ versetzte Sophie apathisch, mit einer bekümmerten kleinen Stimme, „und auch das Schlittenfahren, und überhaupt alles.“

Sie kam eben wieder aus dem Wohnzimmer zurück. Cita fragte gar nicht, was sie dort eigentlich trieb; sie wußte gar nicht, daß sie soeben ihre Studienbücher und Lieblingswerke auf Mas Schreibtisch aufschichtete, wie man sündhafte Kostbarkeiten auf einen Scheiterhaufen trägt.

Sie wollte so gern Ma ihre rückhaltlose Ergebenheit beweisen nach der heutigen Kränkung. So gern ihr zeigen: ‚Siehst du, ich entsage allem, was mich von hier fort zu locken anfing! Schließe es für immer vor mir zu.‘

Aber Cita brauchte es einstweilen noch nicht zu wissen. Denn Sophie fürchtete sich entsetzlich davor, ihr eignes Thun klar und endgültig aussprechen zu hören.

Sonst hätte sie es noch am liebsten heute abend Hugo Lanz anvertraut. Ja, dem am ehesten! Sie meinte: wenn er zum Beispiel, davon erschüttert, nun auch seinerseits alle ehrgeizigen Pläne fahren ließ, dann hätten sie gemeinsam trauern, sich gemeinsam trösten und ermannen können.

Er würde dann kein Dichter werden, sondern ein Kaufmann, und sie kein Arzt, sondern — sondern vielleicht irgend wann einmal die Frau eines Arztes, Dichters oder Kaufmanns in der Welt.

„Geh' doch endlich schlafen!“ rief Cita in ihre schwermütigen Betrachtungen hinein. Sie selbst lag bereits im Bett, gerade auf dem Rücken ausgestreckt, die Arme über dem Kopf verschränkt.

Sophie setzte sich zu ihr auf die Bettkante.

„Glaubst du, daß es glückliche Ehen gibt?“ fragte sie langsam und ernst.

Cita gähnte gleichmütig.

„Ja,“ versetzte sie nach kurzer Überlegung, „aber entschieden nur unter den Frauen, die sich unserer Frauenbewegung anschließen. Das ist sonnenklar: denn die setzen sich in den Stand, sich selbst zu versorgen, den Mann nicht zu brauchen. Also kann es die schlimmste Eheschließung überhaupt nicht mehr geben: nämlich die wegen Geld und ohne Liebe. Dafür sind andere, schönere nun erst möglich, —“

„Zum Beispiel sogar ohne Geld und mit Liebe!“ fiel Sophie hoffnungsvoll ein. Wie schön war das eigentlich! Aber davon schloß sie sich auch aus, wenn sie nicht Arzt wurde, — kein selbständiger, erwerbender Berufsmensch.

Cita sagte plötzlich leise: „An die ganze Heiraterei mag ich aber einstweilen weniger als je denken. — — Weißt du, es hat

etwas so Schreckliches: man ist keines Menschen sicher, — jedem kann noch einfallen, das Verrückte zu thun, und zu heiraten. — — Stell' dir zum Beispiel vor, daß unsere Ma — —"

Sophie stellte es sich nicht vor. Sie schüttelte den Kopf und lachte.

„Schäm' dich," sagte sie kurz.

Cita richtete sich im Bett auf. Ihre dunklen Augen hefteten sich erregt und finster auf die Schwester.

„Nein, nein, glaube mir! Ich behaupte nur, daß so etwas möglich ist, — nichts weiter. Aber möglich ist es. Es ist möglich, es ist möglich."

Der Ton, in dem sie es wiederholte, wurde immer härter und kälter. Nach einer Pause fuhr sie fort: „Und wer könnte auch was dagegen thun, dagegen sagen? Schließlich ist es doch das Recht eines jeden Menschen — —. Auch Mas Recht also, — — jawohl, unserer Ma auch, die bis jetzt so ganz ausschließlich uns gehörte, — ganz allein *unsere* Ma war, an die niemand sonst den geringsten Anspruch machen darf. Niemand, niemand —"

„Nein, niemand!" bestätigte Sophie gedehnt. „Niemand außer uns —"

„Es ist aber ihr gutes Recht! Vergiß nicht: ihr gutes Recht!" fiel Cita nachdrücklich ein. „Von uns ist es ganz unberechtigt, so zu sprechen. Ja, vollständig. Mama kann jeden Tag heiraten, wenn sie will, — und überhaupt thun und lassen, was sie will —"

Sie brach ab. Ihre Stimme vibrierte von verhaltener Erregung.

Sophie stand auf und küßte die Schwester flüchtig auf die Stirn.

„Gute Nacht. Schlaf lieber. Du bist einfach verrückt geworden. Ich glaube, du träumst schon!" erklärte sie. „Ebensogut könnte ich mir vorstellen, daß Ma überhaupt gar kein Mensch, sondern ein Walfisch ist."

Mit diesem Bescheid kehrte sie ins Wohnzimmer zurück und setzte sich an den Schreibtisch vor die aufgeopferten Bücher. Oben drauf hatte sie das Mikroskop gestellt, das sie erst vorigen Weihnachten zum Geschenk erhalten. Nun war es eine ganze Pyramide von Sachen.

Eigentlich wollte sie Ma hier erwarten. Es sollte keine Nacht darüber hingehen und sie wankend machen und sie auf andere Gedanken bringen —.

Seltsamerweise fiel ihr wieder Hugo Lanz ein. Ja, wer weiß: indem sie dem erwählten Beruf entsagte, entsagte sie vielleicht sogar einer jener allein glücklichen Eheschließungen, die Cita noch gelten ließ. — — Denn Hugo Lanz besaß kein Geld — —.

Also war es wirklich ein Totalverzicht. Ein Opfer der Kindesliebe, wie es nicht bald ein zweites gab.

Sophie saß beim Schreibtisch mit gefalteten Händen und den gemischten Gefühlen einer über ihre eigne Größe fast bis zur Verlegenheit erstaunten Märtyrerin.

Cita hatte inzwischen ihren Rat befolgt und war in gesunder Müdigkeit nach der langen Fahrt durch die Winterkälte fest eingeschlafen. Aber sie lag da mit finster zusammengerückten Augenbrauen und einem bösen Mund.

Die zurückgedrängte Bitterkeit in ihrem Herzen hatte noch ihre Schrift auf ihr Gesicht geschrieben. Ihr letzter klarer Gedanke war das Gelübde gewesen, mehr als je ganz allein auf sich selbst stehen zu wollen.

Doch als sie in das Land der Träume hinüberglitt, senkte sich dichter und dichter um sie eine große Finsternis. Sie schaute vergebens nach den Dingen aus, die ihr vertraut gewesen, nach den Stätten, an denen sie sich heimisch fühlte. Eine schwarze Wand wehrte ihr Durchgang und Ausblick.

Und da überfiel sie Angst, wie sie nur als kleines Kind Angst gekannt hatte.

Beide Hände legte sie vor die Augen, um wenigstens das Dunkel nicht zu sehen. Doch was sie nicht sah, das fühlte sie: wie alle Gegenstände und alle Fernen über sie her kamen, wie sie sich zusammenrotteten und ballten, um sie zu ersticken —

Da entrang sich ihr im dumpfen Entsetzen Mas Name. Mit leiser, furchtsamer Stimme rief sie nach Ma. War denn nicht auch Ma irgendwo unter all dem da draußen, was sie umdrohte und gefährdete? Dann würde sie alles entwirren, alles Böse abhalten —.

Aber Ma war nicht da.

Und plötzlich wußte sie: daß Ma nicht mehr da war, — das allein, nur das, war die Finsternis ringsum — —.

— — — — — — —

Gegen Mitternacht fuhr ein Schlitten vor.

Marianne stieg die Treppe hinauf und öffnete so geräuschlos wie möglich die Thür zur Wohnung.

Alles blieb still. Also schliefen die Kinder bereits. So ging sie leise hinüber in ihr hofwärts gelegenes Schlafzimmer neben Sophies und Citas Stübchen.

Hier hatten zärtliche Hände schon für alles gesorgt. Die Lampe angezündet, die warmen Vorhänge vor dem Fenster zugezogen, jedes Ding bequem bereit gestellt, von der Wasserkaraffe auf dem niedrigen Tischchen bis zu den tiefroten, kleinen Tuchpantoffeln vor dem aufgeschlagenen weißen Bett.

Neben der Karaffe stand am Bett ein schmales Kelchglas mit einer Handvoll italienischer Anemonen darin, — blaßrote, violette, gelbe —, — ein wenig angewelkt noch von dem Weg hierher.

Die Blumen mußten die Mädchen heute abend bei den Bekannten geschenkt bekommen haben. Und sie wußten, warum die Mutter diese Erinnerungen an Italien und seine Sonne so leidenschaftlich liebte —.

Marianne hob die angewelkten Stengel behutsam einzeln aus dem Wasser und beschnitt sie unten etwas, damit sie besser saugen möchten. Dann ordnete sie sie neu, mit Bewegungen, die sie fast liebkosten.

Die feine kleine Freude machte sie warm und wach. Ach, daß die beiden schon schliefen, die Langschläfer! Jetzt hätte sie sich gern noch auf einen Augenblick an ihre Betten gesetzt und sie geherzt.

Ihr war so kindfroh und bewegt zu Mut.

Als sie das Licht entzündet hatte und die Lampe herausstellen und auslöschen wollte, bemerkte sie einen hellen Schein in der Thürritze des Wohnzimmers.

Hatten sie die grüne Studierlampe brennen lassen? Blieb doch noch eine von ihnen wach?

Sie glitt in die Tuchpantöffelchen und ging leise über den Gang zurück. Die Thür war nur angelehnt, sie stieß sie auf, um einzutreten.

Aber jählings hielt sie inne. Sie sah Sophie am Schreibtisch sitzen, die Arme auf den Büchern verschränkt, den Kopf mit den halb offen niederhängenden Flechten darauf, — fest schlummernd.

Sie sah die Bücher, das Mikroskop, — und das Gesicht sah sie, das ihr im Profil zugekehrt lag, hell bestrahlt vom Schein der Lampe.

Es war naß von Thränen. Die Mundwinkel wie im Weinen herabgezogen, die Augenbrauen so rührend im Ausdruck, so hilflos —. Ein so bekümmertes, schmerzliches, — ein fast gramvolles kleines Gesicht!

Ja, hier mußte Sophie auf die Mutter gewartet haben, aus irgend einem Grunde. Gewartet mitsamt allen ihren Büchern, die sie hier aufeinander getragen. Vielleicht um etwas zu erbitten? Vielleicht um zu sagen: ‚Sieh doch, wie lieb mir das alles geworden ist, wie gern ich frei sein möchte und mich dem widmen!‘

Vielleicht auch, um etwas abzubitten. Um zu sagen: ‚Nimm es alles fort von mir, ich gebe es dir zurück, denn es weckt in mir die Sehnsucht, von dir hinwegzugehen.‘

Und nun war sie unter Thränen hier eingeschlafen, wie ein müdes Kind, und nur dies traurige, kleine Gesicht erzählte der Mutter von ihren Nöten —.

Marianne stand noch in der halboffenen Thür, den Kopf gegen den Thürrahmen zurückgelehnt. Ihre Hände hingen schlaff an ihr herunter.

Was half es, daß sie fortgewesen war, daß sie getrostet und freudiger heimgekehrt. Zu Hause trat es ihr wieder entgegen, das Gefürchtete, — wie ein Gespenst.

Und mit diesem Gespenst trat die liebste Gestalt ihr entgegen, sie, von der sie es nicht ertrug.

Konnte die Mutter denn gewähren, was ihr Liebling von ihr heischte? Konnte sie denn wirklich auch die letzte fortlassen? Ganz, ganz allein nachbleiben? Mußte das sein?

„Nein! Nein!“ schrie es in ihr.

Und mit Blitzesklarheit nahm die Erkenntnis ihr Herz ein: ‚wenn du jetzt — jetzt gleich sie wecktest, wenn du vor dein Kind hintreten würdest wie vor eine Ertappte, die du heimlich belauscht, — wenn du ihre kleine schmiegsame Mädchenseele jetzt in die Hand nehmen und nach deinem stärkeren Willen prägen würdest: ja, dann wäre es vielleicht möglich, deinem Einfluß in ihr Gewalt zu verleihen. Nimm den Augenblick wahr, wo sie, sich selbst verratend, daliegt, als sei sie dir ausgeliefert. Mache sie zu deinesgleichen, hauche ihr dein

Wesen und deine Wünsche ein. Sie ist ja dein. Sie vertraut dir grenzenlos, und ihr höchster Maßstab bist du. Nutze deine Macht über dein Kind —.'

Aber noch während Marianne deutlich ein jedes dieser Worte in ihrem Inneren vernahm, als raune irgend wer sie unablässig ihr zu, machte sie eine übermenschliche Anstrengung, sich ebenso unvermerkt zu entfernen, wie sie hergekommen.

Nur jetzt keinen Laut! Nur jetzt leise, leise hinweg, ehe sie erwacht, ehe sie ahnt, wer hier gestanden und mehr, als sie sagen wollte, von ihr erfahren hat —.

Es gelang Marianne, die Thür wieder anzulehnen und ihr Schlafzimmer geräuschlos zu erreichen.

Mechanisch begann sie, sich zu entkleiden.

Da standen noch die Anemonen.

Marianne blickte mit heißen Augen auf sie.

Dann löschte sie die Kerze aus.

Unerwartet, dicht, ohne den kleinsten Lichtfleck von draußen, den die zugezogenen Vorhänge am Fenster aussperrten, umhüllte sie das Dunkel wie eine Gruft.

Sie stürzte vor dem Bett in die Kniee und verbarg ihren Kopf in den Kissen —.

— — — — — — — — —

Dieser Sonntag war kein Sonntag zum Ausschlafen. Sowohl Marianne als die Kinder erschienen am Morgen übernächtig und mit übermüdeten Augen.

Keines von ihnen dreien wußte indessen etwas vom eigentlichen Grunde der Traurigkeit in der Seele des anderen. Cita schwieg; ihr war wunderlich weich, als ob allerlei nächtliche Träume ihr nachgingen, aber auch ihre Befürchtungen waren noch in ihr und sie stimmten sie reizbar, obgleich sie sich's auszureden suchte.

Marianne bemühte sich, vor den Augen der Kinder wohlgemut zu erscheinen. Als Sophie hereinkam, sagte sie freundlich: „Ich sehe, du hast gestern meinen Schreibtisch für deine Beschäftigungen auserkoren. Das ist recht so, ich gebrauche ihn jetzt in der Weihnachtszeit ja nicht. Und Cita wird vielleicht etwas stark Anspruch an den deinigen machen."

Sophie errötete lebhaft, ohne zu antworten. Sie wußte nur noch dunkel, auf welche Weise sie gestern schließlich zu Bett gekommen war. Und es kam ihr im nüchternen Morgenlicht unmöglich vor, der Mutter die großen Eröffnungen zu machen. Jedenfalls lag es an der Nacht, daß diese Dinge ihr wesentlich leichter und natürlicher erschienen waren.

Das Dienstmädchen Stanjka, das sich zum Kirchgang rüstete, war die einzige, die sonntäglich und unbeschwert zwischen ihnen herumging. Sie trug ein neues, grellrot gemustertes Kattuntuch um den Hals und hatte ihr aschblondes Haar mit Kwas glänzend gemacht; der Sonntag gehörte ihr fast immer, und sie freute sich auf ihn während der ganzen Woche.

Alles Gute war augenscheinlich immer auf einen Sonntag gefallen: in den Kirchen, in den Häusern, in den Vergnügungslokalen und Theebuden feierte man nur ihn. Die Glocken, die mit mächtigen Klängen die Luft erfüllten und in die Stuben hineintönten, redeten ihrer frommen Naivetät ganz unterschiedslos von himmlischen wie irdischen Herrlichkeiten, von Kniebeugungen bei Orgelklang und Knabengesang, wie vom Tanz zur Balalaika.

Nach der Kirche brauchte sie um 12 Uhr nur noch den Frühstückstisch zu richten und den Samowar aufzustellen.

Kurz vorher erschien Wera Petrowna zur festgesetzten Stunde.

Sie hatte ein altmodisches und durch langen Gebrauch reichlich leuchtend gewordenes schwarzes Seidenkleid angezogen und trug auf dem Kopf eine komplizierte Haube mit lila Tolle, die sich im wattierten Kapotthut auf keine Weise unterbringen ließ und die sie daher stets in einem besonderen Beutel mit sich führte.

„Um ein Haar wäre ich nicht gekommen; ich sollte nämlich in das Dawydowkonzert heute vormittag," erklärte sie, als sie sich zu Tisch setzten. „Das Billett war noch nicht da, ich wartete darauf bis halb zwölf, es kam jedoch nicht. Es sollte nämlich nur dann kommen, wenn die Frau meines Neffen, die sich gestern abend schon unwohl fühlte, über Nacht krank würde. Sie ist aber nicht krank geworden."

Sophie mußte lachen.

„Dafür ist es freilich kein Ersatz, wenn wir Ihnen später etwas vorspielen und vorsingen wollen," meinte sie und legte Wera Petrowna von den kleinen Pasteten mit gehacktem Fleisch und Kohl vor.

„Nein, meine liebe, schöne, kleine Sophie. Auch muß ich später ohnehin fortgehen, denn ich habe noch andere Billette. Die habe ich mir eben geholt. Später drängen sich die Menschen so an der Kasse. Es ist weit besser, man ist versorgt."

„Wohin denn?" fragte Cita ohne Neugier. Sie kannte die Ausgehewut und Belustigungssucht der Alten.

„Diesmal nur zur behaarten Riesin und zum zweiköpfigen Kind," sagte Wera Petrowna gelassen und zuckerte sich ihren Thee süß ein.

„Sie sind doch immer kreuzfidel, — aber wirklich immer!" bemerkte Cita nachsichtig.

„Kreuzfidel? Nein, ihr junges Volk, das bin ich gar nicht. Ich muß mich nur beeilen, die Augen aufzureißen, ich habe viel nachzuholen. Wie lange dauert es, dann heißt es: Mund zu und Erde auf die Augen. — — Nun, hoffentlich dauert es noch ein Weilchen," ergänzte sie.

„Nachholen? Ja, — aber — die behaarte Riesin —?"

„Nun, wenn auch nur eine Riesin. Was meinen Sie denn, ob bei uns dahinten auf dem Gut auch nur so eine gewesen wäre?! Nein, keine Spur! Das wäre ja Sensation genug für lange hinaus gewesen. — — Natürlich gibt es auch noch was Besseres als das. Natürlich. Man muß aber zufrieden sein, wie es sich trifft; die besseren Treffer kommen auch noch."

Sie konnte es den jungen Mädchen gut anmerken, daß sie nicht mehr recht wußten, ob sie sich selbst ironisiere, oder ob sie von ihr zum Narren gemacht würden. Wera Petrowna gefiel das ausnehmend; sie betrachtete aus ihren klugen Augen die beiden Schwestern mit Wohlgefallen.

„Ja, ja, wenn ich auch noch so jung wäre. Herr du mein Gott!" sagte sie und schob den Teller zurück.

„Dann würden Sie sich ohne Zweifel noch weit besser und viel mehr amüsieren, nicht wahr?" äußerte Cita und zuckte bedauernd die Achseln. „Nun sehen Sie, daran liegt uns trotz aller Jugend gar nichts."

„Nein, meine lieben dummen Unschuldstäubchen, — ich würde ins Kloster gehen, ja, das würde ich!" behauptete die Alte, und ihr ganzes Gesicht lächelte fein und spitzbübisch aus allen seinen Fältchen. „Ja, davon habt ihr noch keinen Begriff," fuhr sie auf der Mädchen erstaunten Blicke fort und nickte ihnen zu, „so eine Jugend, die geht ins Zeug! Nun, wohl bekomm's! Prosit Mahlzeit also!"

Sie stand auf, noch ehe Marianne, die geduldig dasaß und wartete, das Zeichen dazu gegeben hatte.

Marianne wollte ja mit ihr noch allerhand Weihnachtsbesorgungen besprechen. Und so viel sah sie recht wohl mit ihren beiden guten Augen: daß ihre liebe Marinka auch heute ein bedrücktes Herz haben mochte. Aus irgend einem Grunde, gleichviel aus welchem. Jedenfalls schienen heute selbst die Kinder dagegen machtlos zu sein, deren Geplauder die Mutter sonst heiter zu stimmen pflegte.

Ihr schien es, daß Marianne sich nach Ruhe sehne, — vielleicht nach einem Alleinsein, das die jungen Mädchen gerade in all ihrer zärtlichen Sorge vereitelten.

Als alles erledigt war, was zu besprechen gewesen, zog sie ihre Staatshaube vom Kopf und bestand darauf, fortzugehen. Aber schon im Mantel und Kapottehut mit zugebundenen Ohrenwärmern, klapperte sie noch einmal an ihrem Stock in den „Spalt" hinein, wo die Schwestern soeben an Stanjkas Statt den Tisch abgeräumt hatten.

„Also auf Wiedersehen, meine zwei Täubchen," sagte sie, „— wie ist es nun? Ich bin eine alte Frau, die am Stock humpelt — in meiner Jugend würde man so eine nicht allein ins Menschengedränge gehen lassen, — aber die junge Welt von heute —"

Cita und Sophie sahen sich verdutzt an. Sie blieben vor ihr stehen und machten verlegene Gesichter.

„Ja, warten kann ich nicht!" entschied die Alte und schwenkte aufmunternd ihren Beutel, „— also, eins, zwei, drei: geht jemand mit mir ins Sonntagsvergnügen bei der behaarten Riesin und dem zweiköpfigen Kinde, — und wer?"

Im edlen Wetteifer, nicht der anderen die lästige Pflicht aufzubürden, riefen sie alle beide kleinlaut: „Ich!"

„Bravo! Bravo! Also alle beide!" lobte Wera Petrowna, und es zuckte dabei ganz wunderlich um ihre Mundwinkel, in Güte und Bosheit zugleich; „— nun freilich! junges Volk ist eben junges Volk, wie ernsthaft es auch thut, da sieht man wieder: es will sich amüsieren."

Marianne that es leid, als sie die beiden Mädchen betreten hinter der Alten fortgehen sah, indessen mochte sie ihr die so dringend provozierte Begleitung nicht mißgönnen. Ihr Kopf schmerzte heftig; sie hätte sich am liebsten mutterseelenallein in ein Zimmer mit verhängten Fenstern gelegt.

Aber eine innere Unruhe ließ es nicht zu. Mehr noch als nach Stille und Vergessen sehnte sie sich nach einem Beistand.

Langsam ging sie durch die Wohnstube. Bei den hohen Blattpflanzen, ihren gepflegten und geschonten Lieblingen, blieb sie einen Augenblick stehen. Sie las ein welkes Blatt ab und schaute nach den harten, knollenförmigen Knospen am Gummibaum.

So totenstill war es. Man war wie allein auf der Welt. Nichts von der hastigen Geschäftigkeit der Wochentage in der Wohnung.

Es wollte ihr vorkommen wie ein Atemanhalten um sie her. Alle Dinge wurden darin beredter, belauschbarer —.

Die Stille machte bange; sie war so selten allein.

Alle Dinge in dieser kleinen Wohnung liebte sie; ein jedes Stück darin hatte sie mit zärtlichem Bedacht gewählt, — nur was sie lieb haben konnte, das hatte sie allmählich zusammengetragen.

Sie hatte gewünscht, diese Räume sollten mehr als wohnlich wirken, — wie Arme, die sich weit und warm erschließen.

Aber sie wirkten nur so, weil geliebte Menschen sie erwärmten. Weil immer noch Sophie in ihnen ging und stand, lebte und lachte, — weil Sophie in ihnen die Mutter erwartete, wenn sie abends müde von der Tagespflicht heimkam.

Wenn alle diese Liebesfülle keine Bethätigung mehr fand, dann konnte auch keine Liebe mehr auf die Dinge überströmen. Sie blieben nicht länger beseelt, — sie entseelten sich, — — starben —.

Marianne fröstelte. Und plötzlich richtete sie sich entschlossen auf, schritt in den Vorflur hinaus und nahm ihren Mantel.

Sie wußte wohl, was sie thun mußte. Einen Beistand brauchte sie. Sie mußte, wie mit allem, so auch hiermit zu Tomasow. Mit ihm sich beraten, ihn hören. Daß er da war, das war eine Zuflucht.

Aber in all ihrem Verlangen danach fürchtete sie sich zugleich, und mit schwerer Hand machte sie sich fertig, zu ihm zu gehen. Sie wußte: zu den weichen Tröstern gehörte er nicht. Ihm eingestehen, was sie heute quälte, das hieß: sich entscheiden —.

Draußen ruhte eine frostige Winterdämmerung, obschon es noch früh am Tage war. Der Wind machte es bitterlich kalt. Marianne schritt schneller aus, ihr Atem stieg in dampfenden Wolken und gefror zu Tausenden von winzigen Eisperlen an ihrem Pelzkragen fest.

Die Sonntagsglocken läuteten und läuteten —. Stumpf und leblos wölbte der Schnee sich um alles ringsum, rundete jeden Umriß, verwischte jede scharfe Linie zu einer schläfrigen Formenmonotonie.

Bald hatte Marianne ihr Ziel erreicht. In einer ruhigen Straße, in einem Hause mit breitem Vorgarten bewohnte Tomasow das ganze Erdgeschoß.

Sie trat ein und ließ sich durch den Diener melden. Sie wußte, daß Tomasow ihren Besuch nicht gern unerwarteterweise empfing.

Er kam sofort selbst heraus, sichtlich beunruhigt durch ihr plötzliches Erscheinen. In Anwesenheit des Dieners begrüßte er sie, ohne eine Frage zu thun, und führte sie dann durch eine schöne Bibliothek in den Raum, worin er sich meistens aufhielt, und der halb einem Studierzimmer, halb einem raffinierten Herrenboudoir glich.

Marianne ließ sich auf einem Sessel nieder, der mit weißem Bärenfell bedeckt war.

„— Sophie will fort!“ sagte sie unvermittelt, wie man mit geschlossenen Augen blind losschießt.

„Hat sie es Ihnen gestanden —?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das nicht — —. Aber untereinander werden gewiß beide schon offen davon gesprochen haben. So direkt sagt sie es nicht. — — Aber jetzt weiß ich: erst neulich brachen beide ganz verlegen ein Gespräch ab, weil ich unvermutet eintrat. Und ich — ich meinte, es handle sich vielleicht nur um Weihnachten —. — — Haben die Mädchen vielleicht auch mit Ihnen — —?“

„Nein,“ entgegnete Tomasow.

Er war vor ihr stehen geblieben, gespannte Aufmerksamkeit im Gesicht, während sie rasch und mit trockenen Lippen sprach.

„Nun, das ist gut,“ fügte er jetzt hinzu.

„— Ist es gut —?!“

„Ja. Es mußte einmal zur Sprache kommen und zum Ausbruch, — es war hohe Zeit!“ sagte er ruhig, „denn vorher ließ sich nichts machen, weil Sie es nicht zuließen, Marianne. Obschon Sie es vor sich selbst verheimlicht haben, nagte die Furcht davor doch schon unablässig leise an Ihren Nerven. Das mißfiel mir längst. Aber nun ist es gut, daß es durchgekämpft wird.“

Marianne hob ihren Blick angstvoll auf zu ihm.

„— Ich kann aber Sophie nicht hergeben! — — Nein, nicht auch Sophie noch — —. Sie ist ja auch zart, sie bedarf meiner fortwährend. — — Gott sei Lob und Dank, daß sie meiner noch bedarf!“

Tomasow zog einen Stuhl heran.

„Nun lassen Sie einmal sehen, Marianne! Jetzt bitte ohne alle Hinterhalte. Wie ist es denn mit Sophie? Sie machen doch ihrer Freude am Studium die weitgehendsten Konzessionen. Sie veranlaßten mich noch selbst, ihrem Verlangen nach ganz bestimmten Fachbüchern nachzugeben —“

„Ja,“ sagte Marianne hastig, „so ist es ja auch. Weil doch ihr Interesse gerade hierfür alle übrigen Interessen so entschieden überwuchs. Und wenn ich nun bedenke, daß Sophie die höheren Kurse besucht, und daß sie Sie zum Berater hat und vorwärts lernt, so viel sie nur will, — ist es damit nicht genug? Muß sie durchaus auf den praktischen Arzt studieren, — muß sie von mir fortgehen —?“

Tomasow zuckte erstaunt die Achseln.

„Nein, selbstverständlich muß sie das keineswegs. Sie beruft sich dabei einfach auf ihr Reifezeugnis zum Universitätsbesuch und auf ihre Neigung, so zu handeln. Beides braucht ganz und gar nicht den Ausschlag zu geben. — Indessen: ob ich sie für genügend befähigt dafür halte, ob mir die Sache aussichtsvoll erscheint, — auch das haben Sie doch schon nebenher von mir zu erfahren gesucht, Ma.“

Marianne entgegnete heiser: „Ja, aber umsonst. — — — Verstehen Sie denn nicht, Tomasow: ich wollte wissen, wie Sie sich selbst insgeheim dazu stellen, — wie Sie selbst — eventuell — in meiner Lage handeln würden. Aber Sie antworteten stets nur auf ganz bestimmte praktische Fragen, eingehend und gewissenhaft. Dabei erfuhr ich das mir Wesentliche nicht.“

Tomasow erhob sich. Er antwortete zurückhaltend: „Nein, natürlich nicht. Denn abgesehen von den möglichen praktischen Überlegungen, gibt es da eben keine letzte, objektiv gültige Entscheidung. Was ich thäte, wenn ich Töchter hätte, kann ich nicht so abstrakt von vornherein feststellen; vielleicht — möglicherweise — wäre meine Erziehung der Ihrigen sogar entgegengesetzt von allem Anfang an. Vielleicht wäre sie weltlich, oder philiströs, oder gleichviel wie! Ganz genau aber kann ich feststellen, was Sie thun werden, — Ihrem ganzen Sein und Wesen nach, und das hätte ich Ihnen längst sagen können, wenn Sie es hätten hören wollen. Und offenbar, wenn ich nicht völlig irre, kamen Sie jetzt auch nur dazu hierher: nicht um meine Meinung zu erfahren, sondern um — nur, um eine letzte kleine Feigheit zu überwinden, die Sie bisher noch hinderte, sich selbst anzuhören.“

Marianne sprang nervös auf.

„Wie reden Sie denn nur! Sie quälen mich!“ murmelte sie gereizt, die Stimme voll Thränen.

Seine Augen richteten sich mit einem eindringlich forschenden Blick auf sie.

„Ich weiß, daß ich das thue!“ sagte er ernst. „Und ich weiß auch, daß Ihre Nerven gerade heute um Schonung schreien. — Und nun hören Sie mich an, Marianne, und zwar ganz getrost, denn ich kann Ihnen wirklich helfen, wenn Sie nur wollen. Ich schlage vor: überlassen Sie die ganze Sache mir. Überlassen Sie es mir, Sophie von ihren hochfliegenden Wünschen zu kurieren. So gänzlich zu kurieren, daß sie nie wieder Lust nach dem ärztlichen Studium und Beruf verspürt. Wollen Sie?“

Marianne sah ihm ungläubig in die Augen.

„Wie sollte das wohl möglich sein? Womit könnten selbst Sie das erreichen?“

„Das ist meine Sache. Für das Gelingen stehe ich ein.“

Ein seliger Hoffnungsschimmer überflog ihr Gesicht, aber so zaghaft noch, daß es ihn rührte.

„Aber — warum hätten Sie das dann nicht längst gethan?!“

„Warum? Nun offenbar darum, weil Sie ja für die Pläne und Interessen ihrer Kinder nicht nur Nachsicht zeigen, sondern geradezu — in ihrer unnachahmlichen Art,

Ma — dieſelben heilig halten, ängſtlich bemüht um die geiſtige Eigenart jedes einzelnen."

Marianne ſah ſehr unruhig aus.

„Ja, das iſt doch aber auch das einzig Richtige? — Sie ſprechen ja jetzt doch wohl nur davon, Sophie in wirklich beſtehende und unausweichliche Schattenſeiten Ihres Berufes rechtzeitig einzuweihen —?"

Tomaſow ſchwieg einen Augenblick.

„Meine liebe Ma!" verſetzte er dann. „Die Dinge ſind nun einmal, als was ſie uns erſcheinen. Suggeſtion iſt ſchließlich alles. Ich halte mich für ſehr wohl im ſtande, ſtärkeren Weſen als einem Mädelchen wie Sophie, ihr Studium für alle Ewigkeit hinaus zu verekeln, unerträglich zu machen — und ebenſo bürge ich dafür, daß ich ein viel zarteres kleines Menſchenkind, als ſie iſt, mit etwas Kraftaufwand durch alle Schwierigkeiten und Fährlichkeiten derſelben Sache mit Erfolg hindurchbringen würde."

Marianne machte eine hilfloſe Bewegung. Sie ſuchte nach Worten — lehnte ſich innerlich auf gegen die Worte, die ihr kamen — und endlich entſchlüpfte es ihr leidenſchaftlich: „— Nein — o nicht! Sophie nichts anthun! Nichts Hemmendes, nichts Arges —. Nichts gegen ihr Wachstum, nichts gegen ihre Kraft und Freudigkeit —," ſie unterbrach ſich und hielt erſchrocken inne.

„. . . nichts gegen ihren Wunſch, fortzugehen —?" ergänzte Tomaſow.

„Alſo doch!" murmelte er, als ſie darauf nichts antwortete.

Er nahm ihre Hand in die ſeine, küßte ſie faſt unwillkürlich und hielt ſie feſt, während er ſich dicht über Marianne neigte: „Kind! Jetzt haben Sie ſich richtig ſelbſt in die Entſcheidung hineingeſtoßen — jetzt beſiegen Sie auch die Angſt, die Sie haben, weiter zu ſprechen. Sehen Sie nun ein, wie wenig es hilft, Ihnen helfen zu wollen? Sie laufen ja doch geradenwegs in das hinein, was Ihnen das Schwerſte iſt und Sie ängſtigt. Und deshalb eben muß es entſchieden ſein! Dieſer hingezogene Kampf iſt ein Wahnſinn. Verwerfen Sie meinen Vorſchlag von vorhin, ſo ſiegt Sophie. Soll ſie das —? Soll ſie gehen dürfen oder ſoll ſie bei Ihnen bleiben —?"

„— Gehen!" ſagte ſie und brach in ein bitterliches Weinen aus. (Schluß folgt.)

Winzerluſt.

Von

Frida Schanz.

Das iſt im Reich der Reben
Ein Lachen jetzt und Leben!
Das küßt und kreiſcht und tollt! —
Der Herbſt iſt feuerblütig,
Der Herbſt iſt übermütig,
Der that, was er gewollt.

Hat nichts mehr zu behüten,
Hat nur noch zu vergüten,
Streut lachend ſeinen Sold, —
Hat nur noch zu verſchlemmen,
Das Land zu überſchwemmen
Mit Purpur und mit Gold. —

Aus dem Leben in China.

Die Fremdenkolonie von Peking.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

(Abdruck verboten.)

Wer heute auf dem gewöhnlichen Wege über Tientsin auf der neugebauten Eisenbahn nach Peking reist und diese Stadt oder vielmehr dieses zu Stein gewordene Tatarenlager nicht schon von früher her kennt, hat allen Grund, dort eine ähnliche Fremdenniederlassung zu erwarten, wie er sie in Hongkong und Shanghai, in Tsingtau, Tschifu und Tientsin gefunden hat. In all diesen Küstenstädten und auch in den sogenannten „Vertragshäfen" im Inlande gibt es gewöhnlich am Meeresstrande oder an dem schönsten Teil der Flußufer hübsche breite Straßen, nach europäischer Art angelegt, mit anspruchsvollen mehrstöckigen Steingebäuden, großen Warenhäusern, Kaufläden und Geschäftsbureaus, dazu Parkanlagen, Lawntennisplätze und weite Flächen für Pferderennen; es gibt moderne Hotels und Klubs, auf der Wasserfläche vor diesen europäischen Stadtteilen schaukeln Segelboote und Yachten, in den wohlgepflegten, zur Nachtzeit hell erleuchteten Straßen herrscht lebhafter Verkehr, Damen in eleganten Toiletten fahren in modernen Equipagen auf und nieder, Herren galoppieren auf wohlgesattelten Pferden einher oder sitzen rauchend, trinkend auf den schattigen Veranden ihrer Häuser; zeitweilig versammelt sich die Gesellschaft auch nachmittags im Park, wo eine vortreffliche, uniformierte Stadtmusik konzertiert, und man könnte sich dort irgendwo, nur nicht in China denken, wenn nicht das gesamte dienende Personal aus Chinesen bestünde. Erst wenn man diese modernen Stadtteile verläßt und landeinwärts wandert, gelangt man plötzlich mitten nach China mit all seinen malerischen, fremdartigen Eigenheiten, aber auch mit seinem betäubenden Lärm und gräßlichen Schmutz.

Nach Kanton und Macao wurde Peking zuerst Europäern geöffnet. Freilich waren es nur vereinzelte Gesandte und katholische Missionare, welche im Laufe der letzten Jahrhunderte dort zeitweilig Aufenthalt genommen haben, aber seit die Engländer und Franzosen in den sechziger Jahren ihre Flaggen auf die Mauern der alten Metropole gepflanzt haben, sind die Beziehungen Pekings mit dem Auslande immer lebhafter geworden; deshalb fährt man, wie gesagt, mit großen Erwartungen von Tientsin ab, zumal eine ganz moderne Eisenbahn dorthin führt. Die Waggons sind ähnlich eingerichtet wie jene des Abendlandes, nur wird der Europäer, um den nicht besonders angenehmen chinesischen Passagieren auszuweichen, gewöhnlich den Salonwagen des kaiserlichen Zolldirektors, Sir Robert Hart, besteigen, der jedem Zuge angehängt wird. Dieser Waggon ist eigentlich zur Aufnahme der kaiserlich chinesischen Post bestimmt, welche ebenfalls den genannten hochverdienten Beamten zum Schöpfer hat, aber der briefliche Verkehr der großen Kaiserstadt ist so beschränkt, daß ein Viertel des Waggons dafür hinreicht. — Nach vierstündiger rascher Fahrt sieht der Reisende die gewaltigen Mauern und Türme Pekings in der Ferne auftauchen, der Zug hält vor einem großen zweistöckigen Bahnhofsgebäude modernsten Stils, mit Wartesälen u. dergl., ganz wie bei uns, aber bei diesem Bahnhof ist die abendländische Kultur zu Ende, ohne daß der Reisende in Peking wäre. Das nächste Thor der Stadtmauer ist noch eine Stunde vom Bahnhof entfernt.

Man ruft dem Eseltreiber oder Karrenführer Han-ta-li zu, was soviel heißt wie Hotel Tallien, und fort geht's im Zottel-

trab durch den buchstäblich knietiefen Staub oder knietiefen Schlamm, je nach der Jahreszeit. An der Stadtmauer angelangt, windet, stößt und drückt sich der Reisende mühsam durch den langen, mit Maultier- und Kamelkarawanen, Karren, Reitern, Sänften, Fußgängern gefüllten Thortunnel, und befindet sich in der Chinesenstadt von Peking. Dort muß er sich eine halbe Stunde lang den Weg durch das Getümmel in den löcherigen, holperigen, beispiellos schmutzigen Straßen bahnen, um das Thor der Tatarenstadt zu erreichen, und hat er dieses passiert, so befindet er sich wohl in ruhigeren, aber gerade so unflätigen Straßen wie in der Chinesenstadt. Nirgends ist eine Spur europäischen Lebens zu erblicken, keine europäischen Schriftzeichen auf den Firmenschildern, kein Haus in abendländischem Stil, kein nach unserer Art gekleideter Mensch. Plötzlich hält der „Mafu“ (Pferdeknecht) sein Tier vor einem bescheidenen Thore an. Man ist im Hotel de Peking, im Mittelpunkt der „Fremdenstadt“ von Peking!

Dieses Hotel, von einem französischen Schweizer namens Tallien geleitet, war bis 1898 das einzige, in welchem Fremde in Peking Unterkommen finden konnten. In diesem Jahre baute ein in derselben Straße wohnender deutscher Kaufmann, der einzige der ganzen Stadt, an seinen chinesischen Kaufladen einen Flügel mit einigen Wohnzimmern. Peking hatte jetzt also zwei „Hotels“, in welchen die Gastwirtschaft indessen nur so nebenbei betrieben wird, denn die beiden Inhaber sind eigentlich Händler in allerhand europäischen Waren, von Stoffen, Nähnadeln und Bonbons bis zu Petrolenmlampen, feinen Weinen, Möbeln und billigen Farbendruckbildern. In ihren Händen liegt der ganze fremde Handel von Peking, wenn man nicht einen findigen kleinen Japaner dazu rechnen will, der in derselben Straße ganz dieselben abendländischen Produkte, von Hüten bis zu Stiefeln, von Unterwäsche bis zu Paletots und Möbeln und Eisengerätschaften feilbietet, die aber durchwegs japanische Wettbewerbsmache sind.

Diese urchinesische Straße, die sich durch nichts von irgend einer anderen Straße der Tatarenstadt auszeichnet, ganz denselben Staub und Schmutz und Unrat, ganz dieselben fensterlosen grauen Mauern und geschlossenen Thore besitzt, ist die vielgenannte „Gesandtenstraße“ in Peking, das „Fremdenviertel“. Hier, halb erstickt von dem schwarzen unflätigen Staub, eingeschachtelt zwischen den schmutzigen Nachkommen der tatarischen Horden, welche das chinesische Reich erobert haben, verborgen in dem Labyrinth meilenlanger Straßen der ungeheuren Stadt, wohnen die Excellenzen und Geheimräte, welche als Vertreter der Großmächte der Erde an den Hof des „Kaisers von China“, des „Sohnes des Himmels“, nach Peking gesandt worden sind. Hier ist der Sitz des diplomatischen Korps, das sonst überall in der Welt an der Spitze der Gesellschaft steht, in Palästen der vornehmsten Stadtteile residiert!

Man darf eben nicht vergessen, daß die fremden Gesandten in der Hauptstadt des „Reiches der Mitte“ auch heute noch von der Bevölkerung wie von der Mehrzahl der chinesischen Machthaber als Vertreter tributpflichtiger Reiche betrachtet werden.

Das änderte sich freilich einigermaßen schon nach dem Kriege Englands und Frankreichs mit China. Den Gesandten fremder Mächte wurde der freie Aufenthalt in Peking gestattet, aber noch 1873 begehrten die chinesischen Machthaber, daß die Excellenzen bei der kaiserlichen Audienz auf allen Vieren kriechend sich dem Kaiser nähern und mit der Stirn auf den Boden schlagen sollten! Erst als der amerikanische Gesandte mit Krieg drohte, stand man von diesem Verlangen ab. Unendliche Schwierigkeiten veranlaßten die schwachen Degen, welche die Gesandten in Uniform an der Seite tragen, die Augengläser der kurzsichtigen Excellenzen u. dergl. Seit einigen Jahren sind diese Schwierigkeiten behoben, ja die Gesandten wurden zu Neujahr regelmäßig vom Kaiser empfangen, aber dies auch nicht im eigentlichen Kaiserpalast, sondern in einer eignen Halle im Palasthofe!

Unter diesen unwürdigen Verhältnissen war es nicht zu verwundern, daß die Mitglieder des diplomatischen Korps bis heute noch von den chinesischen Machthabern nur gewissermaßen geduldet wurden. Der ganze Verkehr mit ihnen beschränkte sich auf die allernotwendigsten Dienstangelegenheiten, selten erschienen die bezopften Würdenträger bei den Gesandten, und es wurden ihnen nur wenige von den besonderen Vorrechten eingeräumt, deren sie sich in der übrigen

Welt erfreuen. Das erklärt den geringen Grad von Achtung, welche sie beim chinesischen Volk genießen, erklärt auch die Angriffe auf die Gesandtschaften und in weiterem Sinne auch die Ermordung des deutschen Gesandten. Die auswärtigen Vertreter werden im Volke eben nicht als geheiligte Personen, sondern gerade so wie jeder andere Nichtchinese als fremde Eindringlinge angesehen; die Kaufleute machen Geschäfte in Handel, die Missionare in Religion, die Gesandten, schlimmer als die anderen, Geschäfte in Politik. Alles, was sie sich an Freiheiten, Bequemlichkeiten, Wohnungen ꝛc. gesichert haben, mußten sie sich mit Gewalt oder Drohungen erzwingen oder mit Gold schwer erkaufen. Selbst als es galt, passende Häuser zu erstehen, wurden ihnen diese nur in dem Stadtviertel angewiesen, wo die „tributpflichtigen Nationen" weilen, und alles dies hatte seine Rückwirkung auf das chinesische Volk.

Der erste Wohnsitz, den ein fremder Gesandter in Peking erwarb, ist jener der englischen Gesandtschaft, nahe der großen Mauer, welche die Tatarenstadt von der Chinesenstadt trennt. Ursprünglich war dieser, durch die jüngste Belagerung der Gesandten berühmt gewordene Gebäudekomplex Eigentum des Kaisers Kang-hei, der in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts regierte. Er hinterließ denselben einem seiner 33 Söhne, dessen Nachkommen den Titel Herzöge von Leang führen. Deshalb auch der in Peking noch immer gebräuchliche Name Leang-kung-fu, d. h. Leang-Herzog-Residenz. England übernahm den alten Herzogssitz für ewige Zeiten für eine jährliche Miete von 10 000 Mark, und wenn er auch durch die verschiedenen Gesandten im Laufe der letzten Jahrzehnte vielfach geändert wurde und neue Zubauten erhielt, so ist er doch immer noch das beste Beispiel eines chinesischen fürstlichen Wohnsitzes, mit großen Ehrenpforten, weiten Säulenhallen und zahlreichen Nebengebäuden, die eine Anzahl Höfe umschließen. Die Dächer sind mit grünlasierten Ziegeln eingedeckt, die Säulen und Tragpfosten mit künstlerischen Schnitzereien bedeckt, und die Nebengebäude zeigen die verzwickte Bauart der Chinesen mit grotesken Fensteröffnungen, durchbrochenen Holzwänden ꝛc. Rings um diese Gebäude, in welchen der Gesandte sowie alle anderen Mitglieder der Gesandtschaft mit den sehr zahlreichen, durchwegs chinesischen Dienerschaft wohnen, dehnen sich wohlgepflegte Gärten und schattige Parkanlagen aus, die zusammen zwei Hektare umfassen und von einer vier bis fünf Meter hohen festen Steinmauer umgeben sind. Auf der Südseite reicht dieser Komplex bis nahe an die gewaltige Mauer der Tatarenstadt, an der Nordseite zieht ein breiter Wasserkanal der Mauer entlang, und in diesen für die Verteidigung so günstigen Umständen ist zunächst der Grund zu suchen, warum sich die englische Gesandtschaft so lange gegen die Angriffe der Chinesenhorden halten konnte. Kein anderer Gesandtschaftssitz ist so günstig gelegen, alle sind mehr oder weniger leicht einzunehmen, und deshalb suchten auch die anderen Gesandten, ebenso wie die übrigen in Peking wohnenden Europäer bei den Engländern Schutz. Der große Raum innerhalb der Mauern erleichterte ihnen die Unterkunft.

Auch die russische Gesandtschaft, von der englischen nur wenig hundert Schritt entfernt, umfaßt einen mehrere Morgen großen Komplex, dessen Gebäude bis zum Jahre 1859 der Sitz der russischen Mission waren. Die letztere, unter der Leitung eines Archimandriten, bewohnt heute den sogenannten Pei-kwan, d. h. nördlichen Hof, eine Stunde weit im nordöstlichen Winkel Pekings gelegen. Den Russen gerade gegenüber wohnen in der Gesandtenstraße die Amerikaner. Die Gebäude dieser Gesandtschaft liegen ebenfalls in einem Garten, sind aber der Mehrzahl nach im europäischen Stil ziemlich anspruchslos gebaut. Passiert man ostwärts schreitend die Brücke über den vorerwähnten, gewöhnlich mit trübgelbem, stagnierendem Wasser gefüllten Kanal, so gelangt man zu den erst im vergangenen Jahre eröffneten ganz modernen drei Steinpalästen der österreichischen Gesandtschaft. Die letztere wurde überhaupt erst vor zwei Jahren gegründet, und es ist ein eignes Verhängnis, daß die seither mit dem Aufwand von mehreren Millionen erbauten Paläste so bald nach dem Einzug der Gesandtschaft zerstört werden sollten!

In der Mitte der Gesandtenstraße, dem Hotel de Peking gerade gegenüber und etwa fünf Minuten Wegs von der englischen Gesandtschaft entfernt, liegt die deutsche Ge-

sandtschaft, ebenfalls durch eine hohe Mauer gegen die Straße abgesperrt. Durchschreitet man das feste Thor, so sieht man zur Linken ein modernes umfangreiches Parterregebäude, in dem sich die Wohnung des Gesandten und die großen, eleganten Empfangsräume befinden. Ihnen gegenüber und weiter hinten in dem mit Gartenanlagen geschmückten weiten Hofe liegen die ebenerdigen modernen Wohnhäuser des Gesandtschaftspersonals, und dahinter, durch einen Holzzaun davon getrennt, die Wohnungen der Dienerschaft. Auf der anderen Seite der Straße nahebei liegen die Gesandtschaften der Italiener, Belgier, Portugiesen, Holländer, Spanier und endlich der Franzosen, deren Einfahrtsthor durch zwei mächtige groteske Steinlöwen flankiert wird. Auch dieser Palast war früher der Sitz einer Fürstenfamilie, der Herzöge von Tsin, daher auch der Name Tsin-kung-fu. Die ganze Anlage dürfte ebenso groß sein, wie die englische, und die Gebäude zeigen durch ihre reichen Schnitzereien, Vergoldungen und Malereien heute noch ihre frühere Bestimmung an; aber der Komplex reicht nicht wie jene der genannten anderen Gesandtschaften bis an die Straße, war deshalb auch nicht so leicht zu verteidigen.

Neben den genannten Gesandtschaftsgebäuden gibt es in Peking nur noch einen europäischen Wohnsitz, das von einem großen Garten umschlossene Gebäude des kaiserlichen Zolldirektors Sir Robert Hart, mit den Wohnungen seiner Beamten. Nahebei liegt das chinesische Auswärtige Amt, das berüchtigte Tsung-li-yamen.

Neben dem Gesandtschafts- und Zollpersonale gibt es in Peking an Europäern noch die Professoren des „Imperial College“ und der Pekinger Universität, im ganzen zwanzig, darunter die Deutschen Dr. Stuhlmann und Dr. Grundmann, ferner die Angestellten der verschiedenen Bankfilialen, welche in den letzten Jahren in Peking errichtet worden sind, dann einige Zeitungskorrespondenten. Alle übrigen sind Missionare, vornehmlich solche der katholischen Religion, welche in Peking vier Kirchen besitzen. Die größte und schönste darunter ist die Kathedrale des Bischofs, ein moderner gotischer Prachtbau, der in einem herrlichen Komplex von etwa zehn Hektaren, schon innerhalb der Kaiser- oder Purpurstadt liegt. Die Residenz des Bischofs, Bibliothek und das große naturhistorische Museum, von dem verdienstvollen Père David gegründet, gehören zu den größten Sehenswürdigkeiten Pekings. Verteilt in verschiedenen Stadtvierteln liegen die Missionsgebäude, Schulen, Kirchen und Hospitäler der protestantischen Missionen, ausschließlich Amerikaner und Engländer, die zusammen ein Personal von etwa sechzig Weißen, darunter nahezu die Hälfte Frauen, zählen.

Im gesellschaftlichen Verkehr spielen die Missionare gar keine Rolle. Sie leben unter sich, und nur die katholischen Missionare kommen zeitweilig mit der übrigen Welt in Berührung. Wie man sieht, sind die Gesandtschaften aufeinander angewiesen, aber dennoch unterhält man sich in Peking in ruhigen Zeiten ganz vortrefflich. Nahe der deutschen Gesandtschaft liegt ein kleines Klubgebäude mit Billard und Zeitungen, wo die jüngeren Herren sich des Abends versammeln, überdies werden von den Gesandten häufig Diners, Abendunterhaltungen, Ausflüge, Konzerte veranstaltet, im Winter wird fleißig getanzt, ja es gibt sogar Maskenbälle! Die gesamte Damengesellschaft zählt allerdings kaum dreißig Frauen und Mädchen, dafür sind auch die bejahrteren Damen viel umworben und finden den Pekinger Posten sehr angenehm. Es wird auch viel Lawntennis und Cricket gespielt, viel geritten, und in den letzten Jahren hat man auf einem landschaftlich recht hübschen Platz im Osten der Stadt Pferderennen veranstaltet. Dazu sind die kulinarischen Genüsse in Peking von solchem Reichtum, solcher Mannigfaltigkeit, wie kaum irgendwo anders; köstliches Wild, Geflügel, die verschiedensten Gemüse sind zu billigen Preisen zu haben.

Im Sommer ziehen alle, die nur irgendwie aus dem heißen, feuchten Peking fortkommen können, in die Berge nordwestlich der Stadt. Fast jede Gesandtschaft hat dort irgend eines der ungemein malerisch gelegenen Buddhisten- oder Taoistenklöster gemietet, und man verbringt die Zeit bis in den Spätherbst hinein in den Bergen in stiller Beschaulichkeit. Es läßt sich also in Peking ganz vortrefflich weilen, und bis zu diesem Jahre hatte wohl niemand auch nur einen Gedanken in Bezug auf Angriffe auf Eigentum und Leben. Diese bisherige Sicher-

heit mag auch der Grund gewesen sein, warum die Gesandten den Ernst der Lage im Frühling dieses Jahres unterschätzten. Mit dem Einzug der Truppen in Peking wird es wohl in Zukunft anders werden, und die Friedensbedingungen werden hoffentlich Garantien dafür einschließen, daß Peking den Fremden uneingeschränkt zum sicheren Aufenthalt, Handel und Verkehr für alle Zeiten geöffnet werde.

Der Quai in Shanghai. Deutsches Generalkonsulat.

Die Europäer in China.

Von

* * *

Welch seltsames Land, welch eigenartiges Volk — das sind die ersten Gedanken jedes Europäers ohne Unterschied der Nationalitäten beim Betreten der Küste des fernen Ostens, des „far east", wie selbst der an große Dimensionen gewöhnte Engländer die Oceanränder Chinas mit Vorliebe nennt. Und wahrlich, es gehört eine geraume Weile dazu, bis der Ausländer sich in den Strom dieser fremden Welt einfügen lernt; es gibt sogar Leute, welche das nie lernen, wofür Belege aus der jüngsten Vergangenheit erbracht werden können.

Die Tageseinteilung des Europäers ist — abgesehen vom geistlichen Stande — zum größeren Teile der Berufsthätigkeit, zum anderen Teile dem Sport, der in gesunder Weise nach englischem Muster entwickelt und zur Erhaltung der Gesundheit notwendig ist, gewidmet. Der äußerst schwierige Handel, der Umschlag und Austausch von Waren, der Import- und Exportverkehr, endlich die Verwertung der einheimischen Industrien dürfen wohl die ganze Kraftanspannung eines intelligenten Kaufmannes beanspruchen. Das angeborene Reinlichkeitsbedürfnis des Europäers gegenüber der oft unerträglichen Unreinlichkeit der Chinesen hat es mit sich gebracht, daß Wohnstätten der ersteren scharf getrennt von denen der letzteren gehalten wurden, und so entstanden z. B. in den Plätzen Hongkong, Shanghai und Tientsin u. a. die „Settlements", welche heute bereits durch ihre Sauberkeit und Großartigkeit mit den Städten unseres Kontinents wetteifern können. Diese Abgeschlossenheit und die Befürchtung vor Räubereien und Überfällen, wie sie heute noch in Südchina an der Tagesordnung sind, bedingte es aber auch, die „godowns" — Magazine und Niederlagen — möglichst der Geschäftsstelle anzuschließen, um eine leichtere Kontrolle zu haben. So entstanden die compounds, die Gebäudekomplexe, welche oft den ganzen Besitz einer Firma geschlossen vereinigen. In diesen compounds befinden sich in der Regel Dienstwohnungen für die jungen europäischen Kaufleute, wodurch eine Kontrolle der chinesischen Wächter ermöglicht wird. In diesen Wohnungen erhalten die Neuankommenden häufig Unterricht im Chinesischen auf Kosten ihres Firmenchefs. Eine weitere Teilung der Settlements, auch in kommunaler Beziehung, trat in den großen Plätzen infolge des starken Zusammenströmens verschiedener Nationen an einem Orte ein, nämlich die Scheidung in französische, englische und deutsche Settlements mit zum Teil gesonderter kommunaler Verwaltung. Diesem genischten, nicht gerade leicht zu leitenden Gemeinwesen entsprechen denn auch die gesellschaftlichen Verhältnisse. Von einer ungetrübten Harmonie dieser internationalen Societät in den Handelscentren ist wohl schon seit langem keine Rede mehr gewesen; sie soll aber in früheren

Jahren in schöner und ansprechender Weise existiert haben, wovon alte Residenten wehmütigen Gedenkens zu berichten wissen. Die Deutschen haben es in hervorragender Weise verstanden, durch ihren Fleiß und ihre geschäftliche Tüchtigkeit denjenigen Teil des Handels an sich zu nehmen, welcher den Engländern angesichts der Schleuderpreise, zu denen die Chinesen kaufen, wohl etwas kompliziert lag, den Import, d. h. die Verteilung von Massen- und Detailartikeln an die Chinesen. Ich erwähne davon bunte Knöpfe, bedruckte Kattune, Uhren, Farbwaren, Messer ꝛc. Damit soll nicht gesagt sein, daß diese Erzeugnisse auch deutschen Ursprungs sind; ich darf wohl behaupten, daß 50% derselben aus England und Amerika bezogen werden. Daneben sind dann Fabriken entstanden zum Gerben der aus dem Innern kommenden Ziegen- und Ochsenhäute, hydraulische Pressen komprimieren die Frachtstücke auf ein Minimum, ein großer Artikel, Schweinsborsten, wird für die europäische Fabrikation vorbereitet — alle derartigen Zweige hat deutsche, großenteils hanseatische Tüchtigkeit in großem Maßstabe sich zu eigen gemacht.

Ich will mit dieser Parenthese nur sagen, daß nach menschlicher Art Eifersüchteleien unwillkürlich von dem Berufs- auf das Privatleben übertragen werden können. Ich habe mich oft darüber gewundert, daß viele der deutschen Damen sich bei Teilnahme an der internationalen Geselligkeit eine gewisse Reserve auferlegen und keinen anderen Grund finden können, als den eines gewissen Widerstrebens, in Sprache und Wesen mehr aus sich herauszugehen. Das ist aber wohl Nationaleigentümlichkeit. Wie anders dagegen der Franzose oder Belgier, die hier mit allem Esprit ihre gesellschaftlichen Talente glänzen lassen. Wenn man das in geistiger Beziehung entsagungsreiche Leben der Familien an der Küste berücksichtigt, wird man es verstehen, daß ein gewisser Luxus und eine Üppigkeit in der Haltung des Hausstandes vorherrscht, der den Leuten zu Hause im allgemeinen nicht geläufig ist. Die erschlaffenden Temperaturen des Sommers, sowie die Eigentümlichkeit chinesischer Dienstbotenverhältnisse sprechen hierbei gewichtig mit. Der chinesische Koch leistet in seiner Art und in dem engen Rahmen, zu welchem er zu verpflichten ist, bekanntlich Vorzügliches. Tritt aber der geringste Mehranspruch hinzu, so wird er sofort ein, zwei oder gar mehr Hilfsarbeiter verlangen, ebenso der Zimmerdiener. So ist in großen Zügen das Leben im fernen Osten ein arbeits-, aber auch ein genußreiches. Im allgemeinen wird Gastfreundschaft gern und herzlich geboten. Das Leben in einem auf großem Fuße geführten Haushalte ist ein so interessantes, wie wir es wohl sonst auf der Welt nicht finden. Natürlich sprechen dabei individuelle Sonderheiten mit. Ich nehme einen konkreten Fall heraus: das Haus eines hohen beamteten Europäers in chinesischen Diensten. Ich komme zum five o' clock tea nach einem mir immer gastlich offenen Hause. In dem großen und geräumigen Hause — Palais würde man bei uns sagen — mit den massiven Vorbauten finden sich alle Charakteristika eines exotischen Haushaltes, nur in groß angelegtem, das Auge wohlthuend berührendem Stil. Die Hallen geben selbst im Hochsommer, wo wir $+40°$ Celsius im Schatten zu verzeichnen hatten, köstliche Kühle. Der „Kai mën di" („Thürhüter") bringt meine Karte dem „head-boy", dem ersten Diener. Es ist gerade Empfangstag; die Dame des Hauses präsidiert dem Theetisch mit der vollkommenen Liebenswürdigkeit und Grazie, welche dem Gast sofort ein Gefühl der Behaglichkeit gibt. Die Diener in ihren tadellosen weißen Gewändern mit den lang herabhängenden Zöpfen, die nur aufgesteckt werden dürfen bei gröberer Hausarbeit, oder wenn die Leute unter sich sind, gehen lautlos ab und zu.

Es ist eine vielsprachige Gesellschaft bei einander. Ich höre fünf Sprachen an meinem Ohr vorüberschwirren und habe Mühe, nach rechts und links zu verstehen und zu antworten. Ein französischer Attaché aus Peking konstatiert einem britischen Kolonel gegenüber die größere Leistungsfähigkeit seiner Nation im Seidenhandel. Der Sekretär der spanischen Legation, auf dem Wege nach Paris, kommt Abschied zu nehmen. Rechts von der Hausfrau sitzt ein Österreicher, welcher einen deutschen Ingenieur über die letzten Rennrekords unterhält. Ich werde von einer amerikanischen Dame angeredet, während auf meiner anderen Seite der junge Sohn eines chinesischen Großwürdenträgers allerlei in seiner Mundart von mir wissen will. Kurz vorher ist die Gattin eines befreundeten Mandarins bei der Dame des Hauses gewesen — der Besuch einer chinesischen Dame in europäischem Hause gehört zu den größten Seltenheiten.

Frau von G. weiß jedem in seiner Muttersprache etwas Freundliches zu sagen, so daß selbst der „eintägige" Trotter den liebenswürdigsten Eindruck von dieser großartigen und gastfreundlichen Häuslichkeit empfängt und häufig auch in seinen Reisebeschreibungen verarbeitet.

Es ist ein fortwährendes Fluktuieren von Besuchern an solchen Empfangstagen und after noon teas, gewiß ein schwerer Tag für die Hausfrau, welche fast immer den Gästen selbst kredenzt. Der letzte Freunde, ein russischer Geschäftsträger, hat sich verabschiedet; ich thue ein gleiches.

Vor der Pforte erwartet mich der mä fu (Kutscher) mit dem früh eingespannten, nicht mehr ganz jugendlichen Mongolen, und heimwärts geht's in sausendem Schritt, welcher sich bis zu laufsamem Trabe steigert.

Je nach der Jahreszeit, am Morgen, Mittag oder Spätnachmittag, wird Reit-, Polo-, Tennis- oder Radlersport betrieben.

Jeder größere Küstenplatz hat seinen race course, auf welchem spring- und autumnraces abgehalten oder Jagden geritten werden, wobei die Söhne Albions noch immer überwiegen. Jedoch sei hier erwähnt, daß unsere jungen Kaufherren, auch diejenigen, die früher das Pferd für ein reißendes Tier gehalten, sich die erdenklichste Mühe geben, ihren Vorbildern nachzueifern.

Das Klubleben kann nicht ausnahmslos ein schönes genannt werden; indes kann man, wenn die alten Herren zugegen sind, Abende verleben, welche dann später den lieben Erinnerungen anzugliedern sind.

Auch dem Jagdsport, zumal im Winter,

kann man ausgiebig huldigen, wenn man die Zeit hat, weitere Touren nach dem Inlande — im Norden gibt es wunderschöne Jagdausflüge nach der Mongolei — zu unternehmen, die Küste ist in dieser Beziehung total abgegrast. Auch möchte ich der hochinteressanten Peitsetouren (Schlittentouren) bei der Wasserwildjagd auf dem Peiho bei Tientsin Erwähnung thun.

Ein weites schönes Arbeitsfeld bietet sich dem europäischen Arzte in China, ein Feld, auf welchem er mit einiger Hingabe an sein Fach das erreichen kann — allerdings nicht in kurzer Zeit —, was wir bisher vergeblich versucht haben, nämlich, wenn nicht die Zuneigung, so doch die Anerkennung und die Zahlungswilligkeit, um auch davon zu reden, der Chinesen. Hervorragend tüchtige, allgemein hochgeachtete Männer sind heute bereits an der Arbeit, Polikliniken für Chinesen ins Leben zu rufen, zum Teil mit erheblichen Geldopfern. Diesen Leuten rufe man ein „Glückauf" zu und unterstütze sie nachdrücklich!

Wer die immensen Leiden ungezählter Elender in China, besonders im Inlande, gesehen, vergißt sie nicht wieder, diese gräßlichen Spuren von Epidemien, Kurpfuscherei, ekler Unsauberkeit. Hier setze man das Messer an; ärztliche Missionen schicke man hinaus!

Den jungen hinauswandernden Europäern und Amerikanern aber möchte man zurufen: Lernet Chinesisch und chinesische Eigenart erkennen und erst dann alles übrige!

Wir können Augen und Ohren nicht verschließen dagegen, daß wir Europäer an der chinesischen Küste und im Innern manches in der Behandlung der Chinesen verfehlt haben. Vor allem hüten wir uns, das Ehrgefühl des kleinen Mannes zu verletzen — schlagen wir unsere Dienstboten, wenn irgend vermeidlich, nicht!

Das Leben in den europäischen Settlements gleicht in den Monaten der Handelshochflut demjenigen eines Bienenkorbes. Lange Reihen von Trägern traben mit ihren Lasten den Speichern oder Schiffen zu; an den Straßenecken des englischen Settlements stehen die Sikhs, indische Polizisten, welche den Kulis durch ihre herkulische Größe und die würdevolle Haltung Respekt einflößen. Nun kommt ein langer Zug von Lastkarren aus dem Inlande daher, welcher halten muß, da gerade ein chinesischer Großer in seiner Sänfte unter großem Geleit vorüberzieht, um einem fremdländischen Konsul seinen Besuch abzustatten. Darunter und dazwischen huschen Rickschahs hindurch, sowohl von Europäern als von Chinesen benutzt. Auf den Promenaden begegnen wir eleganten Equipagen, mit australischen Pferden ein- und zweispännig bespannt.

Sehr eindrucksvoll für den Fremden sind die Privatrickschahs zum Gebrauch für europäische Damen und Herren, der Kuli vorne und die beiden Läufer und Helfer hinten, in den schimmernden hellfarbigen Livreen ihrer Herrschaft.

Ein Mangel an geistigen Genüssen, wie er sie in der Heimat hat, wird dem Europäer im äußersten Osten immer fühlbar bleiben. Man ist aber allseitig bemüht, durch Zuwendungen und Beiträge Bibliotheken zu schaffen, deren Bestand heute bereits ein ansehnlicher genannt werden kann.

Die kostspieligen Berufstheater werden durch Liebhabertheater ersetzt; gute Konzerte sind auch nicht mehr selten. Für die leichtere Muse sorgen die smoking concerts in den Klubs, wenn man in seinen Ansprüchen bescheiden ist.

Im letzten Winter hat man Großartiges an der Küste und in der Gesellschaft erlebt! Ist doch sogar unter der Leitung der Frau von *** eine Inszenierung der Cavalleria rusticana bei ganz internationaler Besetzung der Partien mit so glänzendem Erfolge von statten gegangen, daß, wie ich höre, auf allseitiges stürmisches Verlangen eine Wiederholung für Tientsin-Residenten und Peking-Diplomatie stattfinden mußte. —

Der Hafen in Hongkong.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Auf dem Wege zur Suhle. Nad

dem Gemälde von Richard Friese.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

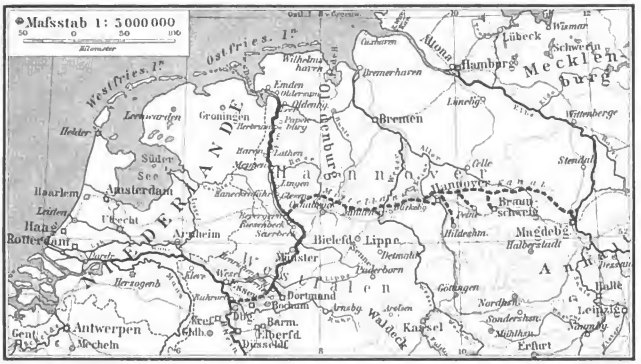


Abb. 1. Übersichtskarte des Dortmund-Emskanals in Verbindung mit den angrenzenden Wasserstraßen.

Der Dortmund-Emskanal und seine Bedeutung.

Von

Johannes Wilda.

Mit zwei Karten und zwanzig Textillustrationen nach Aufnahmen des Verfassers und Anderer.

(Abdruck verboten.)

Das sprichwörtlich feste, alte Dörpem, [illegible] lassen, dermaleinst Hafen- oder wenn man im Binnenland, in der Gegend des so will, Seestadt zu werden; ebensowenig Haarstrang und Arbey, das heutige Dortmund, hätte es sich wohl nimmer träumen wie die stolze Seefeste Emden es für mög- lich gehalten haben würde, daß ihr die

Abb. 2. Ansicht vom Hafen in Dortmund mit dem Hafenamt.

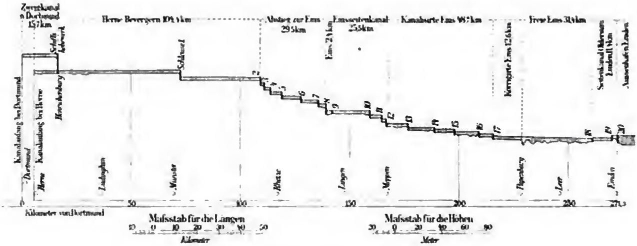


Abb. 3. Höhenplan des Dortmund-Emskanals.

Zukunft eines unbedeutenden, so gut wie schiffahrtlosen Landstädtchens beschieden sei. Und doch ist der erste Fall zur Wirklichkeit, und der zweite, Gott sei Dank, wieder zu einem überwundenen Standpunkt geworden!

Eine 271 Kilometer lange Wasserstraße — fast dreimal so lang als der Kaiser Wilhelm-Kanal im Holstenlande — verbindet heute das lebhaft pulsierende Herz Westfalens unmittelbar mit der Nordsee und dadurch mit allen Gestaden der Weltmeere, und die kleine Ems beginnt den ihr geographisch zukommenden Ehrenplatz unter den Strömen Deutschlands einzunehmen.

Kein großes Werk wird ohne großen Kampf gethan. Er fehlte auch bei diesem nicht. Die Einsicht bedeutender Hohenzollern, die Schöpfung des Deutschen Reiches, dieses gewaltigen Nährbodens des modernen Europa, die Begeisterung zielbewußter Männer, sie gaben Vorbedingung und Werkzeug ab, denen jeder Widerstand sich endlich fügte.

Ein einziger Blick auf die Karte klärt uns schon über die Bedeutung der neuen Wasserstraße auf. Sie beginnt in der Nähe der Tieflandstrecke des Rheines und strebt nordwärts auf deutschem Gebiete dem Meere zu, das sie in einem deutschen, und zwar dem westlichsten und dem Weltverkehr am nächsten gelegenen Hafen unseres Vaterlandes erreicht, während Vater Rhein in seinem wichtigsten, dem Mündungsgebiet, scharf westlich, uns sozusagen den Rücken dreht und — was der Michel der Schlafmützenepoche allerdings auch hinlänglich verdient hat — leider Gottes, mit einmal gut holländisch wird.

Was ist die Folge?

Nicht nur das schaffende und verzehrende Rheingebiet, nein auch das industriereiche Westfalen sucht seinen günstigsten Weg zum Meer über Holland.

Abb. 4. Das Rathaus zu Dortmund.

Freilich, die Holländer wollen auch leben; allein sie haben es schon reichlich dazu; wir wollen ihnen das Hinterland auch gar nicht abschneiden, schon deshalb nicht, weil wir es ihrer glänzenden natürlichen Verbindungen halber nicht könnten; allein, was wir an Hinterland

für uns selbst gewinnen können, das wollen wir auch haben und wenigstens dem westfälischen Industriebezirke eine Zu- und Abflußverbindung durch deutsches Gebiet, zum deutschen Hafen schaffen. Und das ist geschehen!

Nach verschiedenen, bis in das XVII. Jahrhundert zurückreichenden Versuchen und Teilbauten, denen namentlich Brandenburg und später Preußen lebhaftes Interesse entgegentrug, brachte die zunehmende Produktion in Rheinland-Westfalen um die Mitte des XIX. Jahrhunderts in Dortmund eine „Vereinigung von Kanalfreunden" zustande, die den Anstoß zum Projekte eines Rhein-Weser-Elbe-Kanales, also im wesentlichen des heutigen Mittellandkanales gab; doch erst 1886 wurde der Dortmund-Ems-Kanal von dem preußischen Landtage genehmigt, und zwar unter dem Gesichtspunkte, daß dieser Kanal nur zunächst gebaut würde und ein Teil sein sollte eines Schiffahrtskanals, der bestimmt sei, „den Rhein mit der Ems und in einer den Interessen der mittleren und unteren Weser und Elbe entsprechenden Weise, mit diesen Strömen zu verbinden".

Mit Nachbewilligungen hat der Bau dieses Kanales, einschließlich der Unteremshäfen, gegen 80 Millionen Mark gekostet; 1899 wurde er dem Verkehr, der freilich erst 1900 seine eigentliche Entwickelung beginnen konnte, übergeben.

Die Bauleitung lag zuerst in den Händen des Regierungs- und Baurates Oppermann, später in denen des Vorsitzenden der Kanalkommission, des Regierungs- und Baurates

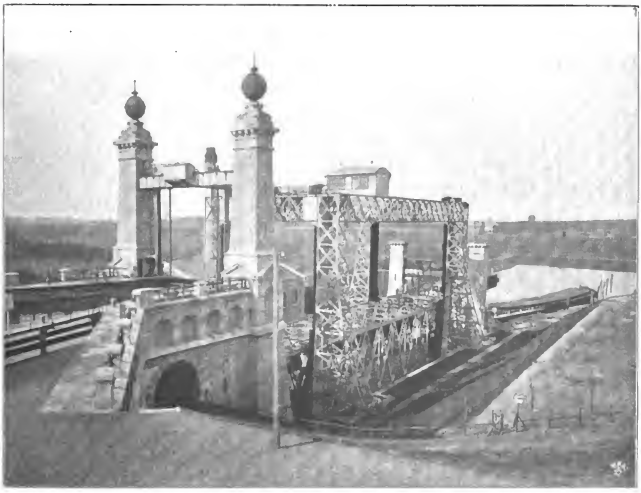


Abb. 5. Das Hebewerk von Henrichenburg mit unten befindlichem Trog.

Hermann; der selbständige städtische Hafen von Dortmund wurde von dem Regierungs- und Baurat Mathies erbaut.

Von Dortmund gehen wir nun aus.

Nein, der Gedanke, dereinst wirkliche Seestadt zu sein, lag dem alten Sitz der heiligen Feme himmelfern, und doch war er als führende Hansastadt im Mittelalter, in Bezug auf Handelsverbindungen und Unternehmungsgeist längst Seestadt gewesen. Vom geringfügigen Landstädtchen durch kaiserliche Gunst zur freien Reichsstadt empor-

gehoben, wuchs er durch die von dem weiten Blick seiner Bürger geschaffene Verbindung mit der Hansa zu jener großen Stellung. Mit der Hansa sank auch Dortmund. Zu Anfang des XIX. Jahrhunderts finden wir es als bedeutungsloses Ackerstädtchen von 5000 Seelen, bis die Neuzeit mit ihren Ansprüchen an die Schätze Westfalens, Kohlen und Eisen, und endlich die Wiedergeburt des Reiches es abermals zu einem Wachstum gelangen ließen, dem wenige deutsche Städte Gleiches an die Seite zu setzen haben; es zählt bald 150 000 Bewohner.

Was den äußeren Eindruck betrifft, so gewährt Dortmund schon von weitem mit einer mastenartigen Fülle rauchender Schlote, zu denen zahlreiche Werke, Zechen, Fabriken, zumal die „Dortmunder Union", beitragen, das Bild einer ausgesprochenen Arbeits- und dann in seinem Inneren auch einer Arbeiterstadt. Aber es ist doch nicht räucherig, schmutzig und häßlich — kurzweg, unsympathisch. Durchaus nicht! Diese unvermeidlichen Begleiterscheinungen sind ja auch da; aber andererseits finden wir außer interessanten alten Gebäuden sehr stattliche moderne, geschäftige Laden- und breite, freundliche Promenadenstraßen mit ausgezeichnet gehaltenen Schmuckanlagen. Sehenswert vor allem ist das im Übergangsstil erbaute, schön renovierte Rathaus.

Im Nordwesten der Stadt erstreckt sich der Ausgangspunkt des Kanales, das Hafengebiet, über ein Terrain von nahezu 158 Hektar; es ist weitaus der großartigste eigentliche Emskanalhafen.

Wie mögen die Dortmunder gestaunt haben, als sich, nach Einlaß des Wassers aus dem Flüßchen Emscher und mit der Thätigkeit des Lippepumpwerkes, die tiefen Becken vor ihnen zu einer verhältnismäßig gewaltigen Fläche füllten und die ersten Dampfahrzeuge stolz die Fluten durchfurchten!

Der Hafen ist außerordentlich zweckentsprechend; der groß angelegte Hafenbahnhof schließt sich unmittelbar dem Rangierbahnhofe der Staatsbahn an, während das Unionstahlwerk, der Personenbahnhof, der Vieh- und Schlachthof ꝛc.

Abb. 6. Lippe-Kanalbrücke.

Im Nordwesten der Stadt erstreckt sich der Ausgangspunkt des Kanales, das Hafengleichfalls ihren Anschluß haben oder finden werden.

Das erste, was auffällt, ist das Hafenamt. Auf hoher Rampe erhebt sich das ungewöhnlich ausgestattete Gebäude insular über das Hafengelände; die in ihrer Eisenkonstruktion und mit ihren Sandsteinpfeilern gleichfalls hervorragende Stadthafenbrücke führt über einen Hafenarm von der Stadtseite zu ihm hinüber.

Das Hafenamt bildet den Kopf einer mit großgewerblichen Betrieben zum Teile schon besetzten Insel, in deren Mitte die Arbeitervorstadt der Union bestehen blieb; rechts, östlich, wird sie vom überbrückten Stadt- und Nordhafen umschlossen; links von dem langen, im Kanal verlaufenden

Kanalhafen, in den schräg zu seiner Richtung vier Stichhäfen münden. Die schräge Lage wird durch die Geleisführung bedingt. Der Kanalhafen, der an seinem Nordende von der Hansabrücke gekreuzt wird, zeigt hinter dieser einen östlichen Hafeneinschnitt, den Petroleumhafen. Der Kanalhafen besitzt bis zur Grenze zwischen Kanal und Hafen eine Länge von 1446 Metern und eine Breite von 45 Metern. Die Stichhäfen sind bedeutend breiter, so daß in jedem eine Anzahl der größten Seeleichter gleichzeitig laden oder löschen kann.

Abb. 7. Blick ins Lippethal vom Lippebrückenkanal.

Im Vergleich zu den verfügbaren Einrichtungen ist der Betrieb, wie er sich heute dem Auge darstellt, noch nicht überwältigend. Die Verwaltung aber rechnet, wohl nicht mit Unrecht, auf das große Anschwellen, das die Eröffnung derartiger neuer Verkehrswege in der Regel über Erwarten mit sich gebracht hat. Auch ist etwas ganz Merkwürdiges eingetreten, was ungefähr durch das Sprichwort: „Der Mensch denkt, Gott lenkt" bezeichnet wird, wennschon die Lenker in diesem Falle recht irdisch aufzufassen sind. Wir wissen, daß die Bedeutung des Kanales hauptsächlich mit der Exportmöglichkeit der westfälischen Kohle begründet wurde, während andererseits die Kanalanlage vor allem in landwirtschaftlichen Kreisen aus Furcht

Abb. 8. Sparschleuse bei Münster.

Abb. 9. Blick auf Münster i. W. Aufnahme von H. Arnemann in Münster i. W.

vor erleichteter Einfuhr fremder Bodenprodukte auf Widerstand gestoßen war. Was ist nun eingetreten? Die Kohle wird augenblicklich kaum exportiert, und die Landwirte florieren!

Die Landwirte thaten sich nämlich zu der „Haupt-Ein- und Verkaufsgenossenschaft für Getreide und landwirtschaftliche Bedarfsartikel für Westfalen“ zusammen und eröffneten zunächst im städtischen Lagerhause einen Handel in Getreide und Futterartikeln. Dieser gestaltete sich so schwunghaft, daß die Genossenschaft sich bald in der Lage sah, einen eignen großen Speicher mit Getreidesilo am Hafen zu erbauen, der, aufs trefflichste eingerichtet, sich als ein sehr nutzbringendes Unternehmen zu erweisen scheint. Da nun auch eine andere Firma eine große Dampfmühle errichtet hat, die jetzt außer anderen Wasser- und Landwegen ebenfalls den vaterländischen Kanalweg benutzen kann, so spielt der Getreidebezug auf diesem schon eine sehr wesentliche Rolle. Und nicht nur aus dem Auslande kommt es, sondern auch zu Wasser aus unseren östlichen Provinzen.

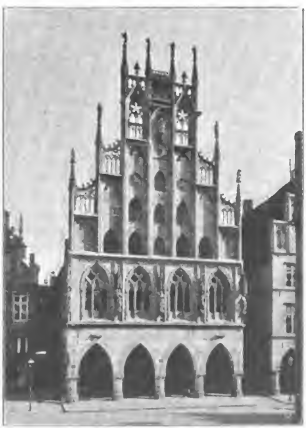


Abb. 10. Das Rathaus zu Münster. Aufnahme von H. Arnemann.

Am Südhafen, vor dem Unionwerk, befindet sich deren Schiffshelling; am jenseitigen Quai sind Erz- und Kohlenplätze. Die Union baut ihre Kähne selbst; verschiedene Seeleichter befinden sich auf der Helling und tragen wesentlich zu dem Hafengepräge bei. Die Union besitzt ferner eine großartige fahrbare Erzumladevorrichtung, die wie eine Brücke aussieht, mittels derer sie Erze auf größere Entfernung aus Schiffen und Eisenbahn aus- und einladen kann. Auch die Erze bilden einen sehr wesentlichen Teil des Kanaltransportes. Gegenwärtig wartete man auf Erzladungen aus Nordschweden.

Wir treten nun im Dampfer „Strewe“, von dessen Heck stolz die preußische Adlerflagge weht, eine mehrtägige Ka-

nalreise aus Dortmund an. Es ist früh am Morgen; ein silbergrauer Ton liegt über dem Hafen, Sonnenkringel zittern über die Bootswände und glitzern im Wasser. Von der Unionwerft ertönt der Schall des Eisens unter den Hämmern, vor Lagerhaus und Mühlen schwenken sich die lastenhebenden und lastensenkenden Kräne.

Wir laufen am Petroleumhafen vorbei, den ein Ponton sicher gegen den Kanal abschließen kann, falls einmal ein Brand ausbricht und das brennende Öl sich in den Hafen ergießen will, in die erste „Haltung“, die bis zur Schwimmerschleuse oder dem Schiffshebewerk Henrichenburg reicht und 70 Meter über dem Meere liegt. Schon hat sich hier die Zeche Fürst Hardenberg mit einem Stichhafen und Kohlenkipper angeschlossen, und die Zeche Achenbach folgt. Bis Münster zieht der Kanal durch das vom Haarstrang und Teutoburger Wald begrenzte westfälische Tiefland.

Abb. 11. Der Prinzipalmarkt zu Münster i. W.

Die „Wasserpest“ am Anfang kündet von der hier verhältnismäßig noch geringen Benutzung: sie wird von selbst verschwinden. Sonst sind die Seitenstrecken absichtlich mit Kalmus und Rohr bepflanzt, damit für die Böschungen gegen den Wellenschlag der Schraubendampfer ein Schutz erzielt wird. Es erscheint immer reizvoll, wenn das Schraubenwasser zu beiden Seiten in rauschender, schaumgesäumter Welle nacheilend, das Schilf bewegt, wenn die leuchtenden Blütenstengel der gelben Iris wie grüßend sich neigen; an den Böschungen blühen Klatschmohn, wilde Kamillen und Kuckucksblumen in üppiger Fülle; Unkraut und angesäete Gräser und Halme übergrünen die gefügten Steine immer reicher. Die Landschaft erin-

Abb. 12. Im alten Hafen von Lingen

Abb. 13. Das Rathaus in Meppen. Aufnahme von Franz Keller in Meppen.

uert mit den lebenden Knicks, Baumgruppen, Wäldchen und Gehöften an Gegenden. Idyllisch ragt das einfache Jagdschloß Löhringhoff des Grafen Westerholt-Westerholt aus prächtigen Wipfeln empor; Kinder rennen mit der Ausdauer von Hunden längs des Leinpfades, um unseren Dampfer zu bewundern. Auf dem Leinpfad sehen wir ein Pferd auftauchen; der Reiter sitzt, die Pfeife im Munde, gemütlich quer im Sattel; eine Zugleine reicht bis zur Spitze eines schräg vornüber gelegten Mastes. Hurra, ein Holländer! Wir sind bereits so lebhaft mit unserem Herzen am Erfolge beteiligt, daß wir die gut beladene, vollbusige Tjalk mit lebhaftem Kanalpatriotismus begrüßen.

Wir haben mehrere der 155 Weg- und Eisenbahnbrücken über den Kanal, eine Anzahl „Düker" und bereits zwei „Sicherheitsthore" passiert. Die Düker wirken zur Ableitung der den Kanal kreuzenden Gewässer, nach

Abb. 14. Das Windthorstdenkmal in Meppen. Aufnahme von Franz Keller in Meppen.

holsteinische Art von kommunizierenden Röhren, so daß das diesseits unter den Kanal geleitete Wasser, jenseits zu gleicher Höhe gehoben, von selbst wieder Abfluß findet. Die Sicherheitsthore sind Vorrichtungen zu raschem und vollkommenem Abschluß irgend welcher Kanalteile, wenn Trockenlegung zu Reparaturen erforderlich ist, oder umgekehrt, um den Wasserausfluß zu verhüten, falls bei Wasserstau durch anhaltenden Wind und Regen etwa das Unglück eines Dammbruches erfolgt. Sieben Thore teilen den ganzen Kanal in entsprechende Sicherheitsabschnitte. Durch einen einfachen Mechanismus vermag ein einziger Mann sie ohne Mühe in wenigen Minuten zu schließen.

Nun sehen wir Steinpfeiler und eine große, aber vielfach durchbrochene Eisenkonstruktion vor uns aufwachsen. Wir sind am Ende der Haltung, 14 Meter hoch über dem nächsten Gelände, an dem Glanzpunkt der

Abb. 15. Bäuerin aus der Umgebung von Meppen.
Aufnahme von Franz Keller in Meppen.

Kanalbauten, dem Schiffshebewerk bei Henrichenburg, das unseren Dampfer in die Tiefe hinab befördern soll.

Das Schiffshebewerk, dem in Europa nichts Ähnliches an die Seite zu stellen ist, besteht im wesentlichen in folgender Einrichtung: fünf lange, große Schwimmer, luftleere Eisenblechcylinder, tauchen in je einem 30 Meter tiefen Brunnen und tragen durch ihren Auftrieb einen 70 Meter langen viereckigen Trog. Die Schwimmer haben das Bestreben, sich und damit den Trog zu heben, wenn ihnen nachgegeben wird, was durch Drehung von vier führenden Spindeln, je eine in einer Ecke, gestattet werden kann. Ein ganz wenig Wasserzufluß in den Trog genügt aber schon, diesen und damit die Schwimmer wieder in ihre Tieflage hinunterzudrücken. Auf diesem einfachen Gedanken beruht das Hebewerk. Die Kosten des Werkes haben $2^1/_2$ Millionen Mark betragen; ausgeführt hat es die Firma Haniel & Lueg in Düsseldorf, unter der Bauführung des Bauinspektors Offermann. Der Betrieb ist, wie überall am Kanal, elektrisch.

Wir fahren unter den gehobenen Thoren durch, von denen das Wasser hinabrieselt, in den etwas lichtbenommenen, fast kirchenartig-feierlichen Raum des Troges ein. Das dunkle Wasser blinkt geheimnisvoll; die fallenden Tropfen erwecken einen klingenden, dumpfen Nachhall. Sauft, kaum daß wir es merken, geht es zur Tiefe, und unter tröpfelnden Thoren weg gleiten wir wieder aus der Gefangenschaft in das hellere Licht und in die tiefere Ebene.

Unterhalb des Hebewerkes sind wir in die „Scheitelhaltung“ gelangt, die von Herne ab gerechnet wird und bis Münster reicht, und durchschneiden die Wasserscheide zwischen Ems und Lippe. Das Stück von hier bis Dortmund ist eigentlich nur ein Zweigkanal, während der Kopf der Haltung schon von Herne zu dem Fuß des Schiffshebewerkes kommt. Das unweit Bochums gelegene Herne besitzt seine besondere Bedeutung als Einmündungsort des von Ruhrort aus projektierten „Rhein-Dortmund-Kanals“, des westlichsten Stückes der Mittelland-Kanalverbindung. Um dieses gruppieren sich viele mächtige Ansprüche; es hat in politischen Vorgängen schon seine Rolle gespielt und wird sie noch weiter spielen. Essen, Bochum, Dortmund ꝛc. haben das höchste Interesse daran. Allein, Interessenten des Emskanals und der Emshäfen scheinen weniger entzückt davon zu sein. In der That liegt die Annahme nicht fern, daß wegen des bequemen, geographisch günstigeren Rheinweges diesen vom erschlossenen Rheinland-Westfalen neue Kräfte zufließen und die niederländischen Häfen Emden abermals empfindlichen Nachteil zufügen können.

Abb. 16. Wassermühle bei Meppen.
Aufnahme von Franz Keller in Meppen.

Abb. 17. Moorhütten im Provinzmoor bei Gr. Fullen. Aufnahme von Franz Keller.

Für die Kanalabgaben, für die es nach der Art der Ladung verschiedene Klassen gibt, sind die Tarife niedrig bemessen; ob sie trotzdem die Konkurrenz der ganz freien Rheinschiffahrt aushalten würden, bleibt immerhin die Frage. Man darf aber vielleicht auf eine allseitige Verkehrshebung rechnen, vor der auch dieses Zukunftsgespenst verschwinden würde.

Auf unserer Weiterfahrt gelangen wir nun ins Lippethal. Der Kanal erhebt sich hier mit seiner Leinpfadhöhe $13^1/_2$ Meter über das Gelände und überschreitet die Lippe auf einer hübschen massiven Dreibogenbrücke. Der Blick rechts und links in das Thal bietet wieder echt norddeutsche Flachlandbilder. Kurz hinter der Lippe durchbricht der Kanal die Wasserscheide zwischen Lippe und Stever, durchquert das Steverthal ebenfalls auf einem hohen Kanaldamm, geht über die Stever in einer ähnlichen Brücke wie über die Lippe und passiert die sich wenig bemerkbar machende Wasserscheide zwischen dem Rhein- und Emsgebiet im Venner Hochmoor.

Östlich, außerhalb der Stadt Münster, erreichen wir den Hafen der Hauptstadt Westfalens.

Wenngleich Münster, auch eine ehemalige Hansastadt, in der flachen „Münsterbucht" liegt, so gewährt es doch selbst mit seinen reizenden Anlagen, seinem Schloßparke, den vielen, durch das Malerische geradezu überraschenden Plätzchen, das Bild einer der anziehendsten deutschen Städte. Die Giebelhäuser des Prinzipal- und des Roggenmarktes, unter denen das wunderschöne gotische Rathaus, in dessen berühmtem Saal der Westfälische Friede den 30jährigen Krieg abschloß, hervorragt, die Steinlauben, die Kirchen, die adeligen Höfe, der schattige Domhof mit dem versteckten bischöflichen Palast gewähren der Betrachtung immer neuen Genuß. Den katholischen Charakter spiegelt die Physiognomie der Straßenbilder unverkennbar. Es liegt ein Hauch darüber, wie aus einer längst vergangenen Zeit, eine Beschaulichkeit, die im Verein mit westfälischer Ruhe, den Eindruck des Weltfernen erweckt. Und doch wirkt in der ungefähr 60 000 Bewohner zählenden Stadt die theologisch-philosophische Akademie, steht in ihr eine starke Garnison und belebt sie ein gar nicht unbeträchtlicher Handel und Wandel, nicht nur in Schinken und Pumpernickel, sondern mit einer ganzen Reihe im Orte erzeugter industrieller und kunstgewerblicher Dinge.

Ein Beweis für die geschäftliche Entwickelung liegt in der raschen Entwickelung des Verkehrs in dem jungen Hafen. Obwohl er nicht die Großartigkeit der Dortmunder Bauten aufzuweisen vermag, darf er einstweilen wohl als der lebhaftere bezeichnet werden. Der Münsterhafen besteht aus einem 800 Meter langen und 60 Meter breiten Becken, das mit allen entsprechenden Ladevorrichtungen und Lagerhäusern ausgestattet ist.

Ein Stück hinter dem Hafen, bei der ersten „Sparschleuse", endigt die Haupthaltung, und von hier ab beginnt nach einer starken Senkung die „Mittellandhaltung" bis zur Schleuse Bergeshövede bei Bevergern.

Was ist eine Sparschleuse? — Der Kanal hat an hohen Stellen über dem Gelände leicht Wasserverlust durch Sickern — bei einem Pumpwerk muß das Wasser aus der Lippe 16 Meter hoch zum Speisen des Kanals emporgehoben werden — wir können uns daher denken, daß beim Öffnen gewöhnlicher

Kanalschleusen viel in die untere Haltung abströmendes Wasser der oberen verloren gehen muß. Da hat man nun die Sparschleusen erfunden, Schleusen, bei denen die mit dem Schiffe bis zum Wasserspiegel wegsinkende Wasserquantität nicht nach unten abströmt, sondern seitwärts in Bassins und aus diesen nun wieder als Zufluß beim Emporschleusen benutzt wird. Auch die Sparschleusen werden elektrisch betrieben und zwar unter Benutzung der eignen Wasserkraft.

Die obere Ems, ein aus der Senner Heide am Lippeschen Walde entsprungenes echtes Westfalenkind, haben wir beträchtlich hinter der Sparschleuse, an der sogenannten „Schiffahrt", wo die alte Landstraße von Münster nach Osnabrück kreuzte, auf einer gleich stattlichen, vierbogigen Sandsteinbrücke überschritten, wie die über die früher genannten Rheinzuflüsse. Eifrig eilt das noch kindlich frohe Flüßchen hier durch ein wald- und buschbesetztes Wiesenthal. Die fruchtbaren Äcker der oberen Haltung sind mittlerweile mehr und mehr verschwunden, das Land ist schon teilweise Heide; Kieferschonungen und der jetzt prächtig blühende, goldene Ginster fangen an, vegetativ bestimmend zu werden.

Bei Riesenbeck durchbricht der Kanal den festen Kalkstein in einem tiefen Einschnitt. Die nicht allzu hohen, grauen Wände, an der oben der Leinpfad entlang führt, bilden gewissermaßen ein Thor, die einzige Kanalpartie, wo auf ein paar Minuten das Flachlandgepräge aufhört. Dann haben wir links gleich wieder tiefes Land; ein umlaubter Bauernhof liegt hinter der Böschung, wie unter einer Deichkrone; während gegenüber der berühmte Punkt in einer kleinen Seitenschlucht sich findet, von dem aus der Mittellandkanal, die Westspitze des Teutoburger Waldes querend, sich in der Richtung Osnabrück abzweigen soll.

Wir sind an Land gegangen, um die Kohlensandstein-Brücke der Verwaltung an der Gebirgsseite zu besichtigen. Sodann fahren wir auf der sogenannten „Emstreppe" zur Ems hinab. Wir passieren dabei zwischen Bevergern und Gleſen eine ganze Reihe der 20 Kanalschleusen. Von der durch Spinnereien und Webereien bedeutsamen Stadt Rheine ist eine Bahn zu einem Hafen an den Kanal gebaut worden; gegenüber hat sich die Osnabrücker Georgs Marien-Hütte einen Hafen angelegt.

Bald hinter der Schleuse Alten-Rheine

Abb. 18. Der Emdener Binnenhafen. Aufnahme von H. Mohaupt in Emden.

Abb. 19. Lootsen auf der Schleuse des Emdener Außenhafens.

sind wir aus Westfalen in die Provinz Hannover gelangt. Von Alten-Rheine bis zu den Wiesenthälern der Aa erstreckt sich viele Meilen weit Ödland mit seinem ärmlichen Holzbestand.

Auf solcher Fahrt beobachtet man auch das Tierleben und läßt sich darüber erzählen. Der zierliche Strandläufer kommt häufig vor; man kennt ihn in elf Arten. In der Saerbecker Heide gewahrt man wiederholt den großen Brachvogel oder die Kronsschnepfe. Fischreiher, Wiedehopf und Sandschwalbe sind vertreten, und in der Heide kann man erfolgreich auf die Birkhahnbalz gehen. — Im Kanalgewässer halten sich viele Bars auf, Rotaugen und schöne Schleie; Hechte sollen bis zu 25 Pfund schwer gefangen werden. Die größte Heide, „blanke Heide“ mit Torfschicht, ist die Elbecker oder das Elbecker Moor, in der Gegend der Sparschleuse Gleſen. Vierzehn Stunden weit kann man es durchpilgern, ohne etwas anderes zu treffen als einzelne Schafställe, die zum Nächtigen der Heidschnucken dienen. Aber schon macht auch hier der Kanal seine reformierende Wirksamkeit bemerkbar.

Bei Gleſen liegt die letzte Stufe der Emstreppe; hier erreichen wir die Ems und verfolgen sie ein paar Kilometer und dann bis hinter Meppen, in mehreren Abstiegen, den Emsseitenkanal, indem wir den verbreiterten und vertieften, alten Hanekenkanal befahren. Hier ist auch die Verbindung mit der ehemals schon ein Stückchen kanalisierten und 80 Kilometer bis oberhalb schiffbaren Ems; und dicht bei der Münster-Emdener Eisenbahnbrücke mündet eine der Verbindungen mit Holland, der Ems-Vechte-Kanal. Der Zusammenfluß von Kanal, Ems und Aa bewirkt bei Gleſen einen breiten Wasserspiegel, wo uns ausgelegte weiße Tonnen und die Duc d'Alben zuerst an das ferne Salzwasser gemahnen.

Bei den verzweigten, durch den alten Kanalbaumwuchs verschönten Uferpartien bei Haneckenfähr und Lingen können Landschaftsmaler die schönsten holländischen Kanalmotive finden. Die alten Schleusen sind für kleine Fahrzeuge neben den neuen belassen worden, was den Reiz der schiffsbelebten Scenen nur erhöht. Sonst beginnen von Haneckenfähr ab die 165 Meter langen Schleppzugsschleusen. Die 67 Meter messenden, oberen Schleusen konnten nur immer ein einzelnes umfangreiches Schiff zur Zeit aufnehmen; von hier ab, wo kein Wassermangel mehr in Betracht kommt, sind sie imstande, einen Schlepper nebst zwei Kähnen auf einmal abzufertigen. Das Durchschleusen dauert ungefähr fünfzehn Minuten. So eine Schleppzugsschleuse kostet allein 700000 bis 800000 Mark.

Meppen ist der Geburtsort Windthorsts. Sein Standbild bildet als das einer hier besonders verehrten Größe die Zierde seiner Vaterstadt. Krupp, der bekanntlich bei Meppen seinen Schießplatz besitzt, hat für seine Interessenten und Gäste, namentlich die sich häufig einfindenden fremden Offiziere, ein Logierhaus erbaut. — Zeitweilig hören wir den dumpfen Knall der Probeschüsse vom Schießplatze herüberdonnern.

Hinter Meppen, wo die Haase einströmt, werden die waldigen Kanalpartien besonders reizend. Unter den Bäumen fällt ein Forsthaus des Herzogs von Arenberg auf. Der Herzog hat sich sehr verdient gemacht, indem er von den Bauern Heidestrecken kaufte und diese aufforstete.

Unter den Fahrzeugen bemerken wir außer den Holländern, auf denen sich das regste und kinderreichste Familienleben abspielt, viele kleinere, mit Holz und Faschinen beladen. Es sind die eigentümlichen, mit flachem, breitem Buge gebauten „Emspünten“, die meist in Haren beheimatet sind. Haren, das sich ganz ansehnlich am Haren-

Rütenbrockerkanal entlangzieht, ist hauptsächlich von „Pünkern“ bewohnt, die ein eignes Nationallied besitzen, das stolz anhebt:

Wie London an der Themse,
Liegt Haren an der Emse! . . .

Dem Pünkter gehört der Kahn und das auf dem Leinpfad trottende Pünkterpferd. Der Mann, der dieses führt, heißt der „Jager“. Es gibt auch Fährleute zum Übersetzen der Pferde; diese pflegen ihre freie Zeit nützlich durch Holzschuhfabrikation auszufüllen. Bei Haren, von wo nach Groningen zu die mittlere der drei Kanalverbindungen mit Holland, der Haren-Rütenbrockerkanal abgeht, sieht man die im Felde arbeitenden Frauen schon meist in den weißen, über die Schulter fallenden, holländischen Leinenhauben.

Die Emskrümmungen werden fortwährend abgeschnitten. Am Hüntel-Emmeler Moor hat sich eine Meliorationsgenossenschaft gebildet, die 5000 Liter Wasser in der Sekunde aus dem Kanal erhält, und so durch Berieselung schon 400 Hektar Ödland in reiches Wiesenland verwandelt hat. Das verbrauchte Wasser fließt wieder in die Ems zurück.

Die schönen, an der kanalisierten Ems gewonnenen Wiesen, auf denen glänzend genährte Pferde weiden, fallen vielfach auf; so bei dem mit hübscher Backsteinkirche geschmückten Lathen, vor dem wir links einen allerliebsten Eichenkamp passieren. Hinter Herbrum, bis wohin wir von Meppen ab auf der kanalisierten Ems fuhren, beginnt das eigentliche Emsfahrwasser, und zwar kommt zuerst die korrigierte, dann die freie Ems. Wohl hauptsächlich von Holländern wird der bisher etwas weltentrückte, Holland benachbarte Landstrich zwischen Lingen und Papenburg als „Muffrika“ verspottet. Papenburg ist eine alte, sich jetzt wieder belebende Seestadt, bis zu der der eigentliche Seeschiffsverkehr, 64 Seemeilen von der Emsmündung entfernt, reicht. Mit staatlichem Zuschuß verbessert es seine Hafenanlagen und schafft vor allem eine größere Schleuse. Außerordentlich regsam ist die etwas weiter unterhalb gelegene zweite, noch ansehnlichere Seestadt Leer an der Leda, zwei Seemeilen an diesem Flüßchen aufwärts. Ein Ledaarm, der eine große Halbinsel umschließt, wird zu einem bedeutenden Hafen ausgestaltet.

Die Ems ist mittlerweile so breit geworden, daß dies für Kanalschiffe unter Umständen bedrohlich erscheint; nochmals zweigt sich daher der Kanal bei Oldersum als ein Seitenkanal ab, der endlich in den Binnenhafen von Emden mündet.

Emden, ehemals münsterisch, dann hamburgisch, hat harte Kämpfe um seine Existenz und Freiheit geführt, zumal gegen die ostfriesischen Grafen, Holländer und Spanier; die prächtige Waffensammlung in dem Renaissancebau des Rathauses legt Zeugnis von seiner kriegerischen Vergangenheit ab. Den ostfriesischen Grafen dann unterworfen, hat es diesen doch nie so recht zugehört, wohl aber schlugen die Herzen wärmer für Brandenburg, dessen Großer Kurfürst hier Fuß faßte und die Emdener Interessen, die sich seinen weitblickenden Kolonial- und Seemachtsbestrebungen einfügten, besser wahrzunehmen verstand. Die Neigung zu Brandenburg und dann zu Preußen hat sich erhalten, als Emden hannöverisch wurde; erst Preußen nahm sich seiner wieder kräftiger an, bis ihm nun unter dem Deutschen Reiche und durch die Politik Kaiser Wilhelms II. eine neue Blüte beschert sein wird.

Im XVI. Jahrhundert wird das Auslaufen einer Handelsflotte von 600 Schiffen aus Emden erwähnt, im XVII. war es brandenburgischer Admiralitäts- und Kriegshafen. Die französische Kontinentalsperre im

Abb. 20. Straßenbild aus Emden mit Blick auf die hintere Seite des Rathauses.

Anfang des vorigen Jahrhunderts konnte ihm noch den Verlust von 278 wertvoll beladenen Schiffen in fremden Häfen eintragen. Das war der letzte Nackenschlag. Früher bespülte die Ems die Hafenmauern der Stadt, dann trat nach einem Nordwestdurchbruch zunehmende Verschlammung ein. Das heruntergekommene Landstädtchen Emden lag fünf bis sechs Kilometer landein von der Ems. Alle schwachen Versuche gegen die Versandung nutzten nicht viel. Heute führt sein Außenhafen vier Kilometer vom Weichbilde ab in die tiefe Ems, und auf dem zwischenliegenden aufgeschwemmten Lande erweitert sich jetzt die neue Stadt mit ihren großen Hafenanlagen. An den Außendeichen aber setzt sich wieder Land an, das abermals bis zur Arrondierung gewonnen wird; dann werden Natur und Menschen für Aufhaltung des tiefen vorüberströmenden Fahrwassers sorgen. Des viele Quadratmeilen sich weitenden Dollarts halber macht die Emsmündung bei Emden bereits einen seeartigen Eindruck, und man vergißt leicht, daß es von ihrem eigentlichen Mündungspunkt, als welchen der Seemann die Ansegelungstonnen der Flußmündungen betrachtet, noch 35 Seemeilen entfernt ist, etwas weniger als Bremerhaven, aber um die Hälfte mehr als Hamburg dem Meere nahe. Nach der Ostsee durch den Kaiser Wilhelm-Kanal gewinnt Emden gegen Rotterdam, Antwerpen und London über 22, gegen Newcastle fast sechs Stunden.

Die ehemalige holländische Anlage und Bewohnerschaft Emdens verleugnet sich auch heute noch nicht; es sieht dort wesentlich anders aus als in östlicheren deutschen Städten, selbst wenn die den Hamburger „Fleeten“ entsprechenden Kanäle durch Zuschüttung noch mehr verschwinden. Der Besuch der Stadt lohnt sich außerordentlich. Ein solches Bild, wie es das Rathaus und die anschließenden, nach venetianischer Art den Binnenhafen säumenden, altertümlichen Häuser gewähren, findet man so leicht nicht wieder. An manchen Punkten hat man noch heute das unverfälschte Niederland vor sich, und es gibt deren, wo die schönen Gärten und Wasserwege im Verein mit der traulichen Architektur Winkel schaffen, die an Unberührtheit und poetischem Reiz durch nichts anderes bei uns übertroffen werden könnten. Die Schmuckanlagen der von hohem Baumwuchs beschatteten, wasserumringten Wälle machen der Stadt die höchste Ehre; durch das schattige Gezweige weg blickt man dann über Gärten und üppiges Gemüseland in die von blanken Gräben durchfurchte, träumerische Marsch, in der die Gehöfte wie Laubinseln liegen, Mühlen sich drehen und weithin verstreutes Vieh in tiefem Grase beschaulich weidet, und wo man da und dort ein braunrotes Segel über den Rand des „Tecktiefs“ leuchten sieht.

Emden zählt 15 000 überwiegend evangelische Einwohner. Hervorzuheben ist es noch als Station der Seekabel, infolgedessen es nach Berlin vielleicht das größte Tele-

Abb. 21. Der Abschluß des Emdener Binnenhafens am Rathause.
Aufnahme von H. Mobaupt in Emden.

graphenamt von Deutschland besitzt; auch eine größere Zahl englischer Telegraphenbeamte sind in Emden stationiert.

Der Hafen zerfällt in einen Binnen- und einen Außenhafen. Der Binnenhafen ist, von Ebbe und Flut unabhängig, in ein Hochwasserbassin verwandelt worden. Das Binnenfahrwasser ist 2400 Meter lang und wechselnd bis zu 160 Meter breit; Schiffe bis zu sechs Meter Tiefgang finden gute Liegeplätze, so daß zu gleicher Zeit fünfzehn große Seedampfer mit den Kanalschiffen in Verbindung gebracht werden können.

Abb. 22. Der Emdener Außenhafen.

An der inneren Ecke erkennen wir an zahlreich ankernden Fischloggern das Grundstück der „Emder Heringsfischerei", und schräg gegenüber, westlich, nachdem wir unter der Drehbrücke weg gefahren sind, ebenso das von Loggern besetzte Gestade der Heringsfischerei „Neptun". Erstere, die im letzten Jahre besonders gute Geschäfte machte, ist eine deutsche Gesellschaft. Der „Neptun" wurde von Holländern gegründet. Viele holländische Schiffer und Arbeiter finden durch sie und auch sonst Beschäftigung und haben sich in den Arbeiterstraßen Emdens angesiedelt.

Große Seeleichter und Schleppzüge, Dampfer verschiedener Gesellschaften verkünden ein neues Aufblühen, namentlich auch unter Anteilnahme Hamburgs.

Wir setzen unsere Fahrt fort. Links, am Königspolder, kommen wir wieder an einem Liegehafen vorbei, dann an dem sogenannten Zungenquai, an dem zu beiden Seiten Schiffe von elektrischen Kränen bedient werden, und auf dem ein großer Güterschuppen steht. Ein ansehnlicher englischer Dampfer und ein englischer Dreimaster sind dicht daneben mit Weizen beladen aus Amerika eingetroffen. Am Kaiser Wilhelms-Polder passieren wir nun drei schräg eingeschnittene städtische Stichhäfen. Am dritten befindet sich die großartige licht- und kraftspendende elektrische Centrale von Siemens & Halske, mit ihren durch zwei Stockwerke verteilten Akkumulatoren. Dem mittleren städtischen Hafen gegenüber, östlich am Königspolder, mündet der Dortmund-Ems-Kanal in den Binnenhafen; an den Lagerplätzen zu beiden Seiten seiner Mündung wird sich ein besonders eifriges Schaffen entwickeln.

Wir sind hinter der elektrischen Centrale vor dem doppelten Ausgang zum Außenhafen angelangt und lassen uns durch das rechte der beiden mächtigen Schleusenthore, die alte Nesserlander Schutzschleuse hindurchschleusen. Auf ihr befindet sich, dicht neben der Flaggenstange, das niedere, gemütliche Wirtshaus, vor dem die Emdener und auch die Lotsen so gern sitzen und zu der Ems hinaus schauen. Von seiner Höhe, an der wir unser Fahrzeug verlassen, blicken wir, von der Seebrise kräftig umweht, jetzt auch über den Außenhafen, der in seinem Werden noch lebhaft an den zweiten Teil des Faust gemahnt. Aber die Umrahmung ist doch schon ziemlich hergestellt.

Wir sehen auf ein 1400 Meter langes, 120 Meter breites, auf beiden Seiten von breiten Dämmen eingefaßtes Wasserbecken. Die Dämme laufen in Molen aus, deren Köpfe ein Leuchtfeuer krönt. Unserem Standpunkte zeigen sich die Leuchttürme weit, weit ab. Die Tiefe des Außenhafens beträgt am Anlegeplatz für die größten Schiffe zehn Meter unter Hochwasser. Schienenstränge gehen entlang, die durch einen

Hafenschirmdeich gedeckt werden, an dessen Krone die Springfluten wohl einmal reichen können. Rechts und links breiten sich dann die Wattflächen aus, Wasserspiegel bei Hochwasser, Schlickfelder bei Ebbe. Am westlichen Hafendamm wird auch das Empfangsgebäude für die Dampfschiffspassagiere errichtet; hier hat die Hamburger Amerikalinie einen Platz für ihre Oceanriesen erworben; hauptsächlich damit sie hier Kohlen nehmen sollen. Schon jetzt in seinem Werden bildet der Außenhafen ein belebtes Bild; an provisorischen Anlegestellen löschen Schiffe Baumaterial, Bagger arbeiten, die Dampframmen, namentlich am östlichen Damm fallen wuchtig auf lange Bäume, die sie bis zum Kopf tief in den Schlick hineinstampfen. — Von einem der starkgemauerten Molenköpfe, zuseiten eines Turmes blicken wir dann weit hinaus auf die graugelbe Ems, auf der so manches Segel gleitet, so manche Rauchsäule zieht. Die flatternden Möven vor uns netzen ihre Schwingen. Bei Ebbe heben sich da und dort niedere Schlickbänke aus dem Strom, zwischen denen das Fahrwasser sich windet. Gegenüber liegt Holland, liegt der Konkurrenzhafen Delfzyl. Delfzyl ist recht lebhaft, aber gegen die Emdener Einrichtungen wird es im großen Verkehr zurückbleiben. — Die gute Betonnung und Befeuerung der Emsmündung besorgen wir mit den Holländern gemeinsam. Nach den neuesten Baggerungen wird kein Nordseehafen besseren Zugang zur See besitzen als Emden.

Im Jahre 1901 soll der Außenhafen Emden verkehrsfertig werden.

Und mit diesem bewundernden Blick auf das neu ausgestattete alte Emden dürfen wir unsere Kanalreise schließen. Der Dortmund-Ems-Kanal für sich ist ein Torso, aber schon als solcher hat er seit seinem kurzen Bestehen ungemein erschließend und befruchtend gewirkt. Doch er wird kein Bruchstück bleiben und vereint mit dem gewaltigen Kanalnetz, das alle deutschen Ströme verbinden soll, nicht nur für Westdeutschland, sondern für das gesamte Vaterland so reichen Nutzen bringen, als nur je von ihm erwartet worden ist.

Erinnerung.

In meine Kammer braust das Wehr.
Die Nacht ist schwül, die Nacht ist lang. —
Da dröhnt es dumpf von ferne her
Wie Bechern und wie Burschensang.
Dazwischen rauscht's wie Seiden,
Wie Tänzerschritte durchs Gemach —
's sind meine toten Freuden.
Ich aber frag' nichts nach . . .

In meine Kammer braust das Wehr.
Die Nacht ist schwül, die Nacht ist lang. —
Sie kamen so von ferne her.
Daß keines bis ans Herz mir drang.
Was hab' ich noch gemeinsam
Mit dem, der dort den Tag vertollt?
Hier ward ich still und einsam
Und so hab' ich's gewollt.

In meine Kammer braust das Wehr.
Die Nacht ist schwül, die Nacht ist lang. —
Da tritt noch eine zu mir her
Mit feuchtem Blick und scheuem Gang.
In schlichtem Wollenkleide
Und bleibt ganz still am Thürlein stehn —
Auch eine tote Freude
Und doch nicht satt zu sehn!

In meine Kammer braust das Wehr.
Die Nacht ist schwül, die Nacht ist lang. —
Ich wollte, daß ich bei dir wär'
Und thät dir etwas doch zu Dank,
Die du mich nie geherzet!
Von soviel toter Fröhlichkeit,
Das einz'ge, das mich schmerzet,
Bleibst du in Ewigkeit! . . .

Georg Busse-Palma.

Studie zu einem Gemälde von Hans von Bartels „Mondnacht am Zuidersee."

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Die Crude.

Ein deutsches Märchen von

Helene Raff.

Feſtlich ruht die Flur im Mittagsbrand;
Aus der Kirche, nach empfangnem Segen,
Wandeln Beter heim auf allen Wegen,
Steif und ſchmuck im Feiertagsgewand. —
Durch die Felder hallt noch das Geläut
Zu den fernen Höfen, die verſtreut
Zwiſchen Saatgewog und Rebgelände
Draußen liegen an des Dorfes Ende.

Und der reichſte Hof im Lande ſchaut
Glänzend nieder von umbuſchtem Hange,
Stattlich wie ein Herrenſchloß gebaut
Und ein Stolz der Eigner — denn ſo lange
Arthieb hier und Sichelklang erſchallt,
Ward vom Vater er vererbt dem Kinde.
Wie am Thor die hundertjähr'ge Linde,
Iſt der Stamm des Bauern feſt und alt! —
Doch des Stammes junger Sproß, der letzte,
Hat nach Weib und Erben nicht begehrt;
Keine Bauerntochter ſchien ihm wert,
Daß er ſie dem Haus als Herrin ſetzte.

Drin im Erker lehnt er auf der Bank
Nach dem Hochamt, warm vom raſchen Gange;
Straff ſein Wuchs, die Glieder ſehnig ſchlank,
Aber jugendweich die braune Wange,
Mild ſein Auge unterm lichten Haar. —
Sieh! da naht ſich des Geſindes Schar,
Tritt vor ihn mit trotzig finſtren Mienen —
„Hausherr, hör', das ſei dir nun geklagt:
So du willſt, daß wir dir länger dienen,
Treib' von hinnen deine fremde Magd!" —

Ruhig ſpricht er, und ſein Blick bleibt ſtät:
„Muß ich Euch gehorchen, wenn Ihr ſchmäht?
Willkür üb' ich nicht an einem Weibe —
Was denn that ſie, daß ich ſie vertreibe?" —

Und die älteſte Magd hebt zürnend an:
„Herr, mich deucht, du mußt es ſelber merken —
Vom Gebet und allen frommen Werken
Sucht ſie zu entwiſchen, wo ſie kann.
Sammeln wir zum Engelgruß uns alle,
Noch zu ſchaffen macht ſie ſich im Stalle;
Hören Predigt wir und heil'ge Meſſen,
Auf den Gräbern weilt ſie unterdeſſen.
Heute wieder ſchlich ſie ſchweigend fort —
Gottlos iſt ſie. — Glaub' es unſerm Wort!"

Drauf der Knechte einer nickt und ſpricht:
„Kräftig lieb' ich Dirnen mir und Frauen.
Doch die Kraft der Magd, die weckt mir Grauen:
Heren kann ſie! — Davon laſſ' ich nicht.
Leichten Griffs lupft ſie die ſchwerſte Bürde,
Unſern wilden Zuchtſtier in der Hürde
Zwingt ſie ganz allein — er folgt und zittert,
Weil ſolch Tier ſogleich den Satan wittert."

Ängſtlich drängt die Jungmagd ſich hervor.
„Hausherr, ſeit die Fremde hier verweilet
Und mit mir die kleine Kammer teilet,
Schloß ich nachts kein Auge und kein Ohr.
Denn ſie ſeufzt und ſtöhnt ſo ſchauerlich,
Leis vom Lager dann erhebt ſie ſich;
Bis zum Frührot — ſelbſt in Sturm und Regen —
Weilt ſie draußen auf verbotnen Wegen.
Was denn treibt ſie in der Finſternis?
Buhlſchaft oder Zauber? — eins gewiß!" —

Flücht'ge Röte färbt des Jünglings Stirne.
„Wenn in Wahrheit ſich verging die Dirne,
Sich vor Zucht und Sitte ſo verlor,
Iſt der Heerweg breit und nah das Thor. —
Doch geſteh' ſie ſelber, was ſie that!
Heißt ſie kommen!"

Die Geſcholt'ne naht. —

Wie ein Blütenbaum aus ferner Zone,
Deſſen Samenkorn der Wind verweht,
Prangend unter niedrem Holze ſteht,
Das nicht aufreicht zu des Fremdlings Krone —
Alſo hold und ſeltſam ſcheint die Magd,
Wie ſie hoch vor den Verklägern ragt
Mit des ſonnengoldnen Haares Flimmer
Und des Auges blänlich grünem Schimmer.

Auf den Hausherrn ſchaut ſie lang und voll,
Der ihr kündet, wes man ſie verklagt,
Schlägt den Blick zu Boden dann verzagt,
Schmerz im Angeſicht, doch keinen Groll;
Und erwartend horcht der Kreis ringsum —
Mit geſenktem Haupte bleibt ſie ſtumm.

Rührung ſchleicht ins Herz dem jungen Bauern,
Und ſein Zürnen löſt ſich in Bedauern;
Zu den andern ſpricht er ſchnell gefaßt:
„Sie verſtummt vor Euch, weil Ihr ſie haßt.

Ihrem Herrn wird sie gehorsam sein,
Wenn er lind sie fragt. — Laßt uns allein!" —

Langsam folgen sie, nicht allzugern;
Und die Magd bleibt einsam bei dem Herrn.
Unbeweglich steht sie, wie gebannt,
Hat ihr Antlitz nicht zu ihm gewandt,
Hält die Hände fest vor sich verschränkt. —
„Mädchen," — fragt er — „sag' mir, was dich kränkt,
Vom Gebet dich auftreibt und vom Schlafe?
Deiner harrt kein Tadel, keine Strafe;
Drückt dich Schuld, mir darfst du's frei gesteh'n."

Und sie spricht, im Auge trostlos' Fleh'n:
„All mein Elend, dir vertrau' ich's jetzt:
Keine Taufe hat mein Haupt genetzt,
Fremd ist mir so Messe wie Altar, —
Eine Trude war, die mich gebar.
Hat mich aufgesäugt in Wald und Wind,
Hat der Hölle mich gelobt als Kind.
Nächtlich schlüpfte sie in manch ein Haus,
Sog den Schlafenden den Odem aus,
Lag auf ihrem Herzen bleiern schwer. —
Eines Morgens fand ich sie nicht mehr.
Hab' nach ihr gesucht von Ort zu Ort —
Wo ich Einkehr hielt, schalt man mich fort;
Du nur gabst ein Obdach meinem Gram,
Als ich matt zu deiner Thüre kam. —
Doch der Böse läßt mich nimmer ruhn,
Will, ich soll wie meine Mutter thun:
Wenn im Schlummer alles liegt zur Nacht,
Faßt es mich mit grauenvoller Macht,
Und mein Mund verlechzt, mein Leib erbebt —
Drücken, würgen möcht' ich, was da lebt!
Zwar bis heute kämpft' ich, litt und rang,
Daß den Dämon ich in mir bezwang;
Aber fühl' ich, daß mein Wille schwach,
Dann verlaß' ich Lager und Gemach,
Fernhin flieh' ich von der Schläfer Kammern,
Um im Wald die Bäume zu umklammern.
Meine Glieder preß' ich an den Schaft,
Bis die Trudengier in mir erschlafft;
Heim dann schleich' ich, kraftlos und gebrochen. —
Sieh, nun hab' ich Wahrheit dir gesprochen." —

Atemlos lauscht er der blassen Maid. —
Wie so schön ist sie trotz Fluch und Leid! —
„Mädchen, da du schuldlos lebst im Bann,
Sag mir, ob dich nichts erretten kann?" —

Lange stockt sie, eh die Antwort klingt:
„Eines ist, das mir Erlösung bringt;
Von der dunklen Macht, der ich geweiht,
Werd' ich losgekauft und bin befreit,
Opfr' ich einmal ihr ein blühend Leben,
Das als frei Geschenk mir ward gegeben. —
Solcher Preis! Mich müßt' er ewig grämen,
Aber kaum kann ich mich selbst noch zähmen,
Wenn der wilde Drang sich stets erneut.
Kennst du andre Rettung, die sich beut?
Sprich, und heißen Dank will ich dir sagen. —
Doch ich weiß: du wirst mich nun verjagen!" —

Aber heftig faßt er ihre Hände.
„Bange nicht, daß ich dich von mir sende,"
Spricht er leis, und seine Wangen brennen —
„Andre Lösung weiß ich dir zu nennen.
Wenn ein Christ dich gläubig liebend kürt,
Als sein Weib dich zum Altare führt,
Hat an dir der Böse nicht mehr teil,
Und dein Heil wird deines Gatten Heil. —
Ich bin stark und weiß mein Gut zu hüten,
Fürchte nicht der Unterird'schen Wüten,
Will dein Schützer sein, so dort als hier,
Will nicht selig sein, wenn nicht mit dir.
Denk' mir nicht an Scheiden! — Liebste, bleib —
Nimm dahin, was mein ist! Sei mein Weib!"

Schauernd, stammelnd wehrt sie seinen Küssen,
Wehrt umsonst und fühlt ein wahllos Müssen,
Gibt der süßen Hoffnung zagend Raum. —
„Ist solch Mitleid möglich? Ist's kein Traum?
O du Güt'ger, den mein Los nicht schreckt!
Liebster du, der mich zum Glück erweckt!
Dienen dir, wie noch kein Weib dem Mann,
Will ich, wenn ich mich zurückgewann!" --

Und geschmückte Hochzeitsboten ritten
Bald ins Land, die Gäste herzubitten.
Die's vernahmen, staunten ob dem Bunde,
Und ein Raunen ging von Mund zu Munde:
„Scham und Schande bringt ihm seine Glut!
Wär' kein Fräulein doch für ihn zu gut,
Und behext hat ihn die rote Fremde,
Seine Magd! — Sie sollt' im Büßerhemde
Auf den Holzstoß wahrlich eher steigen,
Als voranfgehn ihrem Hochzeitsreigen." —
Schlimmer Wunsch erklang von manchen Lippen,
Grollend blieben fern des Bräut'gams Sippen,
Schel und düster sah sein Hausgesind'. —
Doch das Paar macht Wonne taub und blind. —
Nach der Kirche wallt der Hochzeitszug;
Keine Jungfraun oder Kinder streuten
Blumen auf den Pfad, die Glück bedeuten,
Nur schaulust'gen Volkes war genug.
Ein Gemurmel hub sich auf der Bahn,
Wo die Gaffenden das Paar ersahn —
Doch es wird kein Schelt- noch Drohwort laut:
Allzu herrlich ist die bleiche Braut. —
Goldig in der Hochzeitskerzen Glanz
Funkelt am Altare die Monstranz,
Und das Mädchen zittert und will fliehn,
Aber sanft zwingt sie der Mann, zu knien;
Scheu sich neigend, kniet sie abgewendet,
Als der Priester ihr den Segen spendet.

Und ihr Gatte küßt ſie unterm Kranz,
Und er zieht ſie eng an ſeine Seite;
Ausgelaſſen jauchzt das Feſtgeleite,
Drängt zur Schenke hin, zu Wein und Tanz.
Wenn die Alten ſchelten auch und höhnen
Ob dem Paar, das ungleich ſich geſellt,
Doch der jungen Burſchen munntre Welt
Zecht aufs Wohl der neuvermählten Schönen.
Manch ein Trinkſpruch, manch ein kecker Reim
Folgt den Gatten in ihr friedlich Heim. —

Still iſt's unterm grünbewachſnen Dach,
Durch die Nachtluft nur ein einzig Mal
Bebt ein Seufzer, wie voll banger Qual,
Aus dem heimlich dunklen Brautgemach. —

Hoch und höher iſt der Tag geſtiegen —
Kann ſein Strahl nicht die Verbundnen wecken?
Will das Paar noch lang im Schlummer liegen?
Und man harrt mit Kichern und mit Necken.
Endlich ſtößt der ungeduld'ge Hauf
Sacht am Fenſterlein den Laden auf —
Einer ſpäht geſchärften Blicks hinein:
In der Kammer dämmrigem Bereiche
Schlummert noch der Bräutigam allein;
Traumhaft lächelnd ruht er — doch als Leiche. —
Und der Späher ruft und lärmt erſchrocken,
Und von allen Enden ſtrömt's herbei,
Doch den Toten weckt kein Angſtgeſchrei. —
Nur ein Strähnlein rötlich goldner Locken
Fand man feſt um ſeine Hand gewunden —
Und die junge Gattin war verſchwunden.

Die beim Trauzug erſt gefolgt dem Paare,
Folgten jetzo des Entſeelten Bahre;
Viel beweint ward er und viel geflucht,
Als die ernſte Feier war beendet,
Auf die Teufelin, die ihn verblendet,
Die umſonſt der Sippen Rache ſucht —
Bis die Nacht den Schwarm nach Hauſe trieb
Und das friſche Grab verlaſſen blieb.

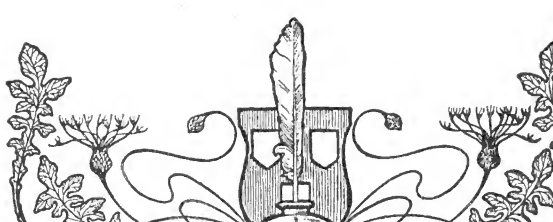
Überm Grabe ſcheint der Mond ſo klar,
Duftet Rosmarin und blaſſer Flieder;
Auf dem Hügel mit zerrauftem Haar
Wirft ein Weib in wildem Weh ſich nieder.
Ihre Finger wühlen in den Grund,
Ihre Augen ſind von Thränen wund. —

„Der du Heil und Liebe mir geboten,
Den mein Kuß gebettet zu den Toten,
Nie mehr kann dein Blick, dein Wort mich tröſten —
Ach, verzeihſt du der durch dich Erlöſten?!
Liebſter, nein, ich hab' es nicht vollbracht —
Stärker war denn ich die granſe Macht.
O der Glut, womit ich dich umfing,
Als ich tötend dir am Halſe hing!
O des Schickſals, das dein Herz gelenkt,
Da du dich als Opfer mir geſchenkt! —
Frei doch bin ich nun an Seel' und Leib,
Keine Trude — nur dein elend Weib;
Und von dir heiſch' ich die letzte Gabe:
Gönne mir den Platz in deinem Grabe!" —

Nach dem Hahnenſchrei, bei Morgengrauen,
Kam der Totengräber, nachzuſchauen,
Schrak zuſammen, als er jene fand,
Feucht vom Nachttau Locken und Gewand.
Ohne Laut und ohne ſich zu regen,
Lag ſie da, wie ſie die Nacht gelegen,
Auf der Bruſt drei Tröpflein blutigrot;
Und ihr Blick war ſtarr — und ſie war tot. —

Doch der Alte, der ſie oft geſehn
Einſam weinend unter Gräbern ſtehn,
Wenn zur Kirche hin die andern ſchritten,
Fühlt' in ſeiner Bruſt, was ſie gelitten.
Und er trug erbarmungsvolle Scheu,
Von dem Liebſten ſie zu ſcheiden wieder;
In ein Linnen hüllt' er ihre Glieder,
Und die Erde lockert' er aufs neu.
Schnell und heimlich, noch vor Tagesſchein,
Grub er ſie bei ihrem Gatten ein,
Eh' der Haß der Dörfler ſie gewahre
Und der Toten Unbill widerfahre. —

Wo des Weibes Leben einſt entfloh'n,
Sproßte jährlich üppig roter Mohn,
Schloß den Hügel ein mit Märchenpracht,
Da des Paares kaum noch ward gedacht.
Und es ſtarben hin, die ſie gekannt —
Und vom Blitzſtrahl nächt'ger Weil' verbrannt
Ward der reiche Hof ſamt aller Habe;
Selbſt ſein Name tönt den Enkeln nimmer. —
Nur der feuerfarbne Mohn am Grabe
Lenchtet noch in wunderſamem Schimmer!



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Es gibt zwei Dinge, die mit ebensoviel Eifer erstrebt wie verlästert werden. Das Geld und die Großstadt. Von allen Großstädten aber ist Berlin die meistgeschmähte, geschmäht nicht von Fremdlingen und Ausländern, sondern von den Kindern des Reichs. Unter diesen weiß ich einen Volksvertreter, der stets von neuem seinen Aufenthalt in der Reichshauptstadt nach Kräften ausnutzt, das will sagen, keinen der Residenzgenüsse ungekostet läßt; am Ende jeden Aufenthalts aber schwört er, daß er all den faulen Zauber gründlich satt habe. „Es ist doch ein gottverlassenes Nest, und ich bin froh, daß ich mit heiler Haut wieder herauskomme." Das sind Lästerungen, wie sie jeder Katzenjammer nach jedem Rausch erzeugt. Ernster gemeint sind jene Liebesäußerungen, die der unverwüstliche Partikularismus unserer Volksgenossen zu Tage fördert und die da gipfeln in dem anmutigen Bilde vom „Wasserkopf des Reichs". Noch immer ist die Vorstellung, daß es neben den alten Kulturcentren München, Schleiz, Dresden, Weimar, Bückeburg eine Art Obercentrale geben soll, zahlreichen Denkern zwischen Nordseestrand und Alpenwand nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Von verwandter Art scheint die Abneigung zu sein, die in einer Schrift Fritz Lienhards, betitelt „Die Vorherrschaft Berlins" zum Ausdruck kommt. Das ist jedoch nur Schein. Was der Partikularismus an Berlin zu mäkeln hat, das entstammt fast durchweg aus traditionellen, aber vielfach unklaren und haltlosen Gefühlsstimmungen. Bei Lienhard dagegen findet sich nichts von Engherzigkeit und Beschränktheit, sein Angriff ist durch rein ideale Beweggründe bestimmt und mit blanken Waffen durchgeführt. Er erhebt gegen Berlin vor allem den Vorwurf, daß es auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur einen ebenso despotischen wie bedenklichen Einfluß ausübe. Wie er schreibt, wird durch den geschäftlichen Aufschwung Berlins „der Geist einer steten und innerlichen Entwickelung deutscher Kunst und Litteratur" vergewaltigt und verwirrt. An anderer Stelle meint er: „Was die Nerven der Premierenbesucher Berlins reizt und anregt, das ist schwerlich, die richtige Seelenkost für das Volkstum der gelasseneren deutschen Landschaft." Ohne Zweifel berührt Lienhard hier einen wunden Punkt. In einer Weltstadt gestaltet sich der Wettbewerb der Künstler leicht zu einer wahren Jagd nach Erfolg und gegenseitiger Übertrumpfung. Das Großstadtpublikum, an eine stete Fülle von Reizen und Genüssen gewöhnt, verlangt nach immer neueren und immer stärkeren Überraschungen. So erhält das künstlerische Schaffen vielfach einen Zug des Nervösen, Aufdringlichen und Überhitzten; der Künstler wird von dem allgemeinen Genußfieber mit ergriffen, er will nicht nur Gunst, sondern auch Verdienst, und zwar reichlichen, um eine Rolle im Gesellschaftsleben spielen zu können; damit dringt aber zu allem übrigen ein wüster Geschäftsgeist in das Kunst- und Litteraturwesen ein. Aus dem Tempel wird eine Markthalle. Bedauerlich sind diese Erscheinungen gewiß. Aber eine Abhilfe ist schwer möglich; die einzig gründliche wäre nur mit der Vernichtung der Weltstädte selbst gegeben. Und dabei fragt es sich noch, ob nicht den verderblichen Wirkungen der großen Völkercentren ihr fördernder Einfluß die Wagschale hält. Eine nachdenkliche Thatsache ist es jedenfalls, daß in den verschiedensten Ländern und bei den verschiedensten Völkern die höchste Entwickelung von Kunst und Litteratur an die großen Städte gebunden erscheint. In Athen schufen Phidias, Praxiteles, Polygnot, und das griechische Drama gelangte dort zu seiner Blüte. Für die Geschichte der römischen Kunst und Litteratur gibt die Tiberstadt so gut wie ausschließlich den Schauplatz ab. Florenz hat seinen Dante und seinen Michelangelo, Madrid seinen Calderon und Velasquez. In London dichteten Shakespeare und Milton, Wien sah Mozarts, Beethovens, Grillparzers Meisterwerke entstehen. Das Genie weiß offenbar aus jedem Boden die rechten Kräfte zu ziehen und über alle Verderblichkeiten zu triumphieren. Weiterhin aber ist Lienhard gegenüber noch eine andere Thatsache hervorzuheben. Da, wo er den nachteiligen Einfluß Berlins näher darlegt, hat er fast einzig und allein die Bühne

im Sinne. Nur von ihr gilt in der That, daß sie überall im Reiche von Berlin aus regiert und ziemlich tyrannisch regiert wird. Im übrigen jedoch entfaltet sich die deutsche Litteratur in voller Freiheit; auf dem Gebiet der Erzählung wie auf dem der Lyrik ist von weltstädtischer Bevormundung wenig bemerkbar. Scheffel, Keller, K. F. Meyer, Jensen, Liliencron, Falke und andere mehr sind weitab von Berlin zur Bedeutung gelangt; die Reichshauptstadt hat diesen Namen nur sehr wenige ebenbürtige entgegenzustellen. Viel ersprießlicher als die Bekämpfung Berlins wirken fraglos die positiven Ausführungen der Lienhardschen Flugschrift, die Abschnitte, in denen er der Weltstadtkunst die deutsche Landschaftskunst entgegenstellt. Über das Wesen dieser Kunst heißt es in der Schrift: „Die Landschaftslitteratur von heute, oder auch die Heimatkunst, kann nicht ohne weiteres mit der alten Dorfgeschichte partikularistischer Tage gleichbedeutend sein. Wir wollen durchaus keinem Partikularismus, jetzt, an der Jahrhundertwende, das Wort reden. Aber das Stammesbewußtsein eines ins große Reich bewußt eingegliederten Reichsbürgers braucht auch in den Tagen des Weltverkehrs noch lange nicht aufzuhören. Es gibt da zwei Grade des Empfindens. Der naive Naturfohn, der nie über sein Dorf im Waldwinkel hinausgekommen, der verwachsen ist mit Scholle und Hof, mit Wald und Busch und Heide, wird mit einfältiger Selbstverständlichkeit an seinem Fleck Erde hangen, solange kein Schall von draußen in seine Welt entscheidend hereinklang. Dann kann eine Zeit der Wanderlust, des Herabsehens auf sein Dörfchen kommen. Neue große Eindrücke schlagen über dem Wanderburschen zusammen: die aufrüttelnde Stimmung des Weltverkehrs, des Meeres, des Hochgebirgs, fremder Sprachen, fremder Sitten nehmen seine ganze Fassungskraft in Anspruch. Nach und nach aber wird er dieser Eindrücke Herr, sichtet und ordnet den eingeheimsten Ballast, vergleicht mit seiner Waldstille und kommt endlich, bereichert und beruhigt, als der Alte und doch ein anderer, auf seinen heimatlichen Fleck zurück. Jetzt wird er mit neuer, bewußter, geläuterter Liebe aufs neue Freund und Sohn seiner Heimat, seiner kleinen Pflicht: er hat vergleichen gelernt, er hat sein Fleckchen eingliedern gelernt ins große Reichs-Ganze, er hat auch seine kleine Pflicht eingegliedert ins Welt-Ganze. Er ist nun wieder ‚Partikularist', das heißt aber hier: bewußter Freund seiner besonderen Heimat, und ist doch zugleich vortrefflicher Reichsbürger; er ist nun guter Deutscher und ist doch zugleich unbefangener Beurteiler der Eigenart anderer Völker, wenn man also will: Weltbürger."

Wie man sieht, faßt Lienhard den Begriff Landschafts- und Heimatskunst so weit wie möglich; man kann alles echt Nationale, aber auch alles echt Menschliche unterbringen. Schon früher habe ich mich an dieser Stelle mit der Künstlergruppe beschäftigt, die sich die Losung „Heimatkunst" erkoren hat. Ihre Bestrebungen sind ein natürlicher Gegenschlag gegenüber der Entwicklung, wie sie unsere Litteratur in der letzten Zeit des vorigen Jahrhunderts genommen hat. Zwei Jahrzehnte hindurch hat der Naturalismus auch im deutschen Kunstleben nicht die Alleinherrschaft, aber doch die Vorherrschaft gehabt. Als ein fremdes Gewächs war er in unseren Boden verpflanzt worden, und Ausländer wie Zola und Dostojewski, Tolstoi und Ibsen wurden die Meister und Vorbilder der litterarischen Jugend. Die naturalistische Dichtung trug jedoch nicht nur ein internationales Gepräge, sie nahm auch technisch wie stofflich einen sehr einseitigen Charakter an. Ihrem Inhalt nach bewegte sie sich mit Vorliebe in der dumpfen Enge bedrückter socialer Verhältnisse, das Krankhafte, Düstere, Peinliche suchte sie lieber auf, als das Gesunde und Sonnige. Technisch ging sie aber mehr auf kleinliche Genauigkeit in der Wiedergabe des Alltäglichen, auf formelle Tüfteleien und Feinheiten aus, als auf ein großzügiges Schaffen breiten und kraftvollen Stils. Diese Kunstweise hatte ihre Bedeutung, doch auf die Dauer konnte sie nicht befriedigen; sie weckte geradezu das Sehnen nach einer helleren und größeren Kunst, nach einer Kunst voll Licht und Farbe, nach einer Poesie der Ideen und Ideale. Dieses Sehnen wird durch die neue Heimatskunst zum Teil erfüllt, es würde durch sie in jeder Hinsicht erfüllt werden, wenn die Heimatskunst in der That, wie ihre Verkünder versichern, nicht nur eine internationale, sondern auch eine Menschheitspoesie ins Leben rufen würde, wenn sie nicht nur das Empfindungsleben befruchtete, sondern auch die höchsten Ideen umspannte. Vorläufig aber ist diese Verkündung im wesentlichen noch Verkündung; noch entsprechen ihr die Leistungen nicht, noch wirkt sie vorzugsweise durch erquickliche Frische und Gesundheit, aber nicht durch Größe.

Fritz Lienhard nimmt unter den Heimatskünstlern, wie mir scheint, den ersten Rang ein. Er ist nicht nur der beredteste Prophet der neuen Bewegung, sondern auch als Schaffender ihr gewinnendster Vertreter. Eine ganze Garbe von Dichtungen hat er neuerdings auf einmal vor uns hingestellt; das dreiaktige Lustspiel „Münchhausen", das einaktige Schelmenspiel „Der Fremde", das Trauerspiel „König Arthur" und die Frühlingsdichtung „Die Schildbürger". All diese Werke sind in dem regsamen Heimatverlag von G. H. Meyer (Berlin und Leipzig) erschienen. In ihnen allen überwiegt das Empfindungselement, ein ebenso quellfrisches wie inniges und kerndeutsches Empfinden. Eine Reihe von Einzelheiten bezeugt, daß Lienhard des dramatischen und epischen Tones wohl mächtig ist, aber seine Stärke liegt doch in der Lyrik; sie überrankt und überwuchert den Dialog, wie die Erzählung. Eine Lyrik, so licht, so blütenreich, so lebenssprühend wie eine Waldlichtung, in der sich Nelken- und Glockenblumen, Heckenrosen und Brombeergebüsch kraus und bunt aneinander drängen. Ideell umspannen die Dichtungen keine höchsten Geistesprobleme, aber sie sind von Ethik erfüllt, von einer eigenartigen, tiefdringenden und feinsinnigen Ethik. Hier und da freilich tritt sie allzu sehr in den Vordergrund, die Menschen scheinen nur da zu sein, um ethische Gedanken zu verkörpern. Dieser Zug macht sich am stärksten in dem Trauerspiel geltend, das im übrigen unter den vier Werken die hervorragendste Stelle ein-

nimmt und zweifellos zu den anziehendsten und bedeutendsten Erscheinungen unserer neueren Dramendichtung gehört. Aus der deutschen Sagendichtung wählt Lienhard am liebsten seine Stoffe; und er thut gut daran, denn noch immer sind hier herrliche Schätze zu heben oder neu zu verwerten. Den alten Geschichten sucht der Dichter einen neuen, besonderen Sinn abzugewinnen und ihre Gestalten ethisch zu verklären. Unleugbar empfangen die Sagen dadurch für den modernen Geistesmenschen einen erhöhten Reiz, auf der anderen Seite aber erleiden ihre Helden an Urwüchsigkeit und Blutfrische merkliche Einbuße. Im „König Arthur" behandelt Lienhard den bekannten keltischen Stoff, der neben der Karlssage von den Dichtern des Mittelalters am meisten bearbeitet worden ist. Lienhard hält sich an die ursprünglichen Grundlinien, an den geschichtlichen Kern des Stoffes und läßt die späteren Erweiterungen, wie sie in den Geschichten von der Tafelrunde und vom Gral enthalten sind, unbeachtet. König Arthur sieht bereits auf ein langes Leben zurück. Er hat in zahlreichen Kämpfen die Sachsen, die von Norden her immer wieder in Britannien einfallen, besiegt. Jetzt aber ist der König in jenes Alter gelangt, in dem bei feineren Naturen der Drang nach Ruhm und äußerer Macht erlischt; außerdem ist er durch die Bekehrung zum Christentum in ein ganz neues Verhältnis zur Welt und zu den Menschen gelangt. So faßt er denn den Plan, die Sachsen, die trotz aller Niederlagen nicht dauernd eingeschüchtert sind, künftig durch Milde und Friedfertigkeit zu gewinnen und zu versöhnen, um sie nach und nach mit den Kelten zu einem Volke zu verschmelzen. Diese Absicht des gereiften Weisen findet natürlich weder hüben noch drüben, weder bei der Masse der Britannier noch dem Troß der Sachsen Verständnis. Am schärfsten wird sie von dem treuesten Anhänger des Königs, dem heißblütigen Barden Merlin, bekämpft. Um so schärfer, als Merlin eben das Mittel gefunden zu haben glaubt, das ihm einen endgültigen Triumph über die fremden Eindringlinge verbürgt. Bisher hielten sich die schottischen Hochländer in partikularistischer Absonderung dem Könige fern, sie ließen ihn in seinen Kämpfen entweder ganz im Stich oder bekämpften den Feind auf eigne Faust. Merlin ist überzeugt, daß Britannien unüberwindlich sei, wenn das Hochland sich fest mit dem Niederland verbünde. Um diesen Zweck zu erreichen, stiftet er eine Ehe zwischen Ginevra, einer Fürstin Schottlands, und König Arthur; er selbst liebt die Maid, seine Jugendgespielin, seit langen Tagen, aber er entsagt um des Landes willen. Es ist etwas Unnatürliches in dem Bündnis zwischen dem jungen lebenslustigen Mädchen und dem greisen König, dem das Erdensein nichts mehr zu bieten hat. Diese Unnatur wird den Plänen Merlins zum Verhängnis, statt das Land zu sichern, führt er gerade durch sein Werk das Verderben herbei. Ginevra lernt am Hofe des Königs den Herzog Mordred kennen, einen jungen Streiter, der ebenso tapfer und galant wie verschlagen und ehrgeizig ist. Seiner berückenden Art fällt es leicht, die Königin zu verführen, so daß sie über ihrer Liebe alles andere, Ehre und Würde in den Wind schlägt. Zu spät erfährt Merlin von dem ehebrecherischen Verhältnis. In wildem Grimme eilt er zu dem König und klärt ihn auf. Der aber bleibt lange starr und stumm, und als er endlich aufbraust, wendet er sich nicht gegen das verbrecherische Paar, sondern gegen Merlin und treibt ihn wie einen Wahnsinnigen von sich. Längst hat der König gemerkt, was vorgeht, doch er durchschaute zu tief den Zusammenhang der Dinge, um sich zu eifersüchtiger Wut erregen zu können. Ihm liegt vor allem sein großes Friedenswerk am Herzen, und dazu kann er des Herzogs Mordred nicht entbehren; so sieht er über die Schuld des Frevlers hinweg und verstößt statt seiner den treuen Freund, der ihm durch sein Ungestüm seine Cirkel stört. Wenn aber König Arthur den Glauben hegt, durch das Vertrauen, das er nach wie vor dem Herzog bezeugt, diesen Mann zu beschämen und ihn neu an sich zu fesseln, so täuscht er sich. So groß fühlt Mordred nicht. Er selbst strebt nach der Krone, und in der Milde Arthurs sieht er nur Schwäche, die ihm unkönniglich dünkt. Verräterisch ruft er die Sachsen ins Land, um mit ihrer Hilfe seine Pläne durchzuführen. Bei Ginevra aber erreicht der König, worauf er vergeblich bei Mordred hoffte. Sie fühlt sich von der Hochherzigkeit Arthurs überwältigt, und reumütig bekennt sie ihre Schuld; der Herzog hat alle Macht über sie verloren. Und als der Feind über die Grenzen hereinbricht besiegelte sie ihr Treuegelöbnis mit dem Tode; sie stirbt in der Schlacht gemeinsam mit ihrem König. Die Gesinnung, von der das Drama durchweht ist, wirkt nicht ganz so gewinnend, wie sie ihrem Wesen nach eigentlich sollte; sie hat einen Zug des Erkünstelten, Unnatürlichen, weil sie für die Zeit und die Menschen, wie sie Lienhard in allem übrigen schildert, denn doch zu hoch und zu reif erscheint. In technischer Hinsicht macht das Werk keinen in vollem Sinne einheitlichen Eindruck; durch die Fülle der Gestalten, die faßt in gleichem Maße das Interesse in Anspruch nehmen, wirkt die Dichtung hier und da ein wenig zerstreuend. Das sind aber Bedenken, die der Bedeutung des Dramas in seiner Ganzheit keinen Eintrag thun. Die Charakteristik hat im allgemeinen einen großen Zug, die Sprache ist, von einzelnen geschraubten Stellen abgesehen, voll Farbe, Kraft und Poesie, und die Handlung schreitet, trotzdem sich das Lyrische bisweilen zu sehr vordrängt, mächtig und packend vorwärts. Die Bühne würde in der Dichtung ein Werk gewinnen, das gegenüber der Masse des Alltäglichen und Trivialen endlich wieder einmal, ohne irgendwie zu altertümeln, eine volle Erhebung ins historisch Große, ins künstlerisch Ideale bedeuten würde. An der Wirkung läßt sich kaum zweifeln; höchstens könnten die Scenen, in denen das kindliche Paar Jung-Owen und Viviane sich tummeln, stark gekürzt werden; diese kindliche Naivetät ist ja bei einem Teile des Publikums sehr beliebt, aber für den reiferen Geschmack nimmt sie gerade auf der Bühne sich etwas unerquicklich, weil zu aufdringlich, aus.

Rein stofflich betrachtet, hat Lienhard, als er den großen Aufschneider Münchhausen zum Helden erkor, noch einen besseren Griff gethan,

als mit der Wahl des alten Keltenkönigs. Und sicherlich hat er ein Lustspiel zustande gebracht, das geistig und künstlerisch den Durchschnitt unserer heutigen Lustspielliteratur unendlich überragt. Aber ausgeschöpft hat er den Humor des Stoffes nicht, ja, er geht eigentlich ganz daran vorbei. Sein Münchhausen ist ein wesentlich anderer Mensch, als der tolle Freiherr der Sage. Lienhard bemüht sich auch in diesem Werk, die überlieferte Gestalt ethisch zu vertiefen. Zu diesem Zweck bietet ihm das Volksbuch wenig Anhalt; er macht sich daher eine eigne Erfindung zurecht, die den Schalk in ganz neuem Lichte erscheinen läßt. Lienhards Münchhausen verhält sich zu dem der Sage, wie etwa der alte zum jungen Goethe. Ein reifer, abgeklärter, überlegener Geist, triumphiert er schließlich mit Schalkheit und Weisheit über die kleinen Bosheiten des Schicksals wie die der Menschen. Diejenigen, die ihn zum Narren haben wollen, erscheinen zu guterletzt selbst genarrt. Das Lustspiel ist reich an allerlei feinen Zügen in der Charakteristik wie im Dialog. Aber daß sich die Handlung in der Hauptsache um nichts als einen Maskenscherz dreht, läßt eine höchste Befriedigung nicht aufkommen; die Gestalt ist zu bedeutend für den Stoff, man hätte ihn gern lebensreicher und lebenswichtiger gewünscht. Bemerkenswert erscheint es, daß Lienhard in seinem Trauerspiel und seinem Lustspiel die gleichen Sagenkreise behandelt, wie Karl Immermann in seinem „Münchhausen“ und seinem „Merlin“. Immermann umspannt einen weiteren geistigen Horizont, er sucht alle menschlichen Höhen und Abgründe zu umfassen, ohne daß seinem Ringen künstlerisch der letzte Erfolg, die Vollendung beschieden ist. Lienhard ist innerlicher, er geht mehr in die Tiefe als in die Weite, und er strebt, ein engeres Gebiet, dies aber nach jeder Richtung hin, zu bemeistern. Bei Immermann merkt man immer wieder, daß seine Dichtungen einer Zeit nationaler Gärung und Zerrissenheit entstammen; aus Lienhards Werken klingt hell und harmonisch die Weise nationaler Befriedigung und Zuversicht ... Auch in dem Einakter „Der Fremde“ steht im Mittelpunkt eine volkstümliche Gestalt, und zwar niemand anders als Till Eulenspiegel. Till spielt den Heiratsstifter und kommt bei seinem Bemühen selbst zu einem Kuß. Das Scherzspiel ist anziehend durchgeführt, und dem Humor fehlt es nicht an einem ernsten, bedeutsamen Sinn; größere Ansprüche erhebt die Kleinigkeit natürlich nicht.

Was von Lienhards „Münchhausen“ gesagt ist, gilt im wesentlichen auch von der epischlyrischen Verdichtung „Die Schildbürger“. Auch hier gibt das alte Volksbuch nur ein paar Balken zum Gerüst der Dichtung her; in Stil, Haltung und Sinn trägt die letztere ein ganz anderes Gepräge als die Sage. Hier urwüchsige Derbheit und Spottlust, dort Zartheit und idyllisches Behagen. Lienhards Schilda bildet einen lichten Gegensatz zu den Stätten der überreifen Kultur; es liegt dem Dichter daran, Menschen zu schildern, die in schlichter Einfachheit, in frommer Genügsamkeit und Natürlichkeit ihre Tage leben, unberührt von den Trachten und Lärm der großen Welt, — Menschen der Natur und nicht der Bücher und Zeitungen, Menschen der Stille und nicht der Politik und Geschäftshetze. Ohne Mauern liegt das Städtchen da, gleich seinen Feldern nur von einem grünbewachsenen Zaun umschlossen. In ruhiger Gelassenheit, in harmloser Fröhlichkeit verbringen die Einwohner ihr Dasein, das sich kaum von dem ihrer Kühe und Gänse unterscheidet; mit Gelehrsamkeit plagen sie sich nicht ab, aber dafür haben sie es auch noch nicht zum Bedürfnis eines Richters oder Schultheißen gebracht. Der Vergnügteste von allen ist zugleich der Dümmste. Aber er ahnt von seiner Einfalt nichts, und sie macht ihm deshalb keine Sorgen. Er hat überhaupt keine Sorgen, der Schäfer Klaus, er findet die Welt, wie sie ist, vollkommen, und was sie ihm beschert, wenig oder viel, beglückt ihn.

Der Hirte Klaus saß dantbar unterm Kirschbaum.
Er war der Ärmste dieser Bauernstadt,
Und war doch unter soviel guten Herzen
Das allerbeste; unter soviel Frohen
War er der Fröhlichste, und — daß ich's sage —
Und auch an Einfalt übertraf er alle.
Wie lachte breit sein allzu offner Mund!
Und hing nicht eine Blüte an dem Blondhaar,
Das aus der Mütze auf die Schulter fiel?
Die Nase guckte, etwas aufgebogen,
Zu guten Augen auf, und drollig lugten
Die Hasenohren aus dem Schwall der Haare.
Die Arme hielt er auf zerjuckten Knieen,
Den Weidenast zerzupfend, draus er sich
Mit schlichten Künsten die Schalmei gedreht.
Und zeitweis, ohne Anlaß, wie der Buchfink,
Der droben plötzlich seinen Triller schlug,
Fing er ein unmelodisch Jodeln an,
Das hallend über Feld und Wege ging ...

Und ganz wie der Schäfer ist auch seine Schäferin, die holde Hilda. Eines Tages kommt aber doch einige Unruhe in das Leben der beiden. Der Kaiser, der sich lange Zeit hindurch in Bücher und Pergamente vergraben hat, wird mit einemmal der Scharteken müde und sehnt sich nach frischem, ungekünsteltem Leben. Das findet er, wie er weiß, nirgends besser als in dem getreuen Schilda, und so beschließt er, dorthin zu wallen und sich von allem Regieren und Studieren gründlich zu erholen. Ein Herold überbringt dem Städtchen die Botschaft und verliest einen Brief des Kaisers, in dem es heißt:

Schildbürger! Vernehmt nun, was mein Wille!
Mich dünkt, in Deutschland warte der Mai,
Daß er ein edles Freuen sei
Für Arm und Reich, für Nord und Süd,
So weit und innig Deutschland blüht.
Drum will ich in Schildas traulicher Stille
Aufatmen von frostiger Kopfqualerei.
Und da sie mir sagten, ihr wäret so weise,
So hab' ich gesonnen mit lächelndem Fleiße,
Und habe gefunden der Fragen drei —
Nun ratet, Bürger, was das sei!
Zum ersten: Ihr sollt nicht gehn, nicht stehn,
Nicht fahren, nicht reiten auf Schildas Plan,
Und dennoch dem Kaiser entgegengehn —
Sagt mir, Vielkluge, wie stellt ihr das an?
Zum zweiten sollt ihr dem Kaiser geben

Als Ehrengabe lebendig den Mai —
Bedenkt, wie das zu lösen sei!
Zum dritten soll auf meine Fragen
Der Schultheiß weinend die Antwort sagen . . .

Dieser Brief bringt die Schildbürger in etliche Aufregung und Verwirrung. Rätsellösen ist ihre Sache nicht, über einen Schultheiß verfügen sie nicht, und was ein Reim ist, davon haben sie keine Ahnung. Zum Glück weilt seit einem Tage eine fremde Maid im Städtchen; niemand kennt sie, die plötzlich wie vom Maienwind hereingewehte. Der Leser aber weiß, daß die Maid niemand anderes ist als die Braut des Kaisers; die junge Fürstin ist von dem Bräutigam, während er in seiner Bücherei hockte, arg vernachlässigt worden. Nun aber hat sie sich heimlich nach Schilda aufgemacht, um den Geliebten zu überraschen und ihn nun an sich zu fesseln. An ihr finden die erschrockenen Bürger eine freundwillige Helferin. Sie macht ihnen klar, was ein Reim ist, und nach schwerem Kopfzerbrechen ersassen die Wackeren die edle Kunst. Aus Freude über ihr neues Wissen beschließen sie, daß derjenige Schultheiß werden soll, der den besten Reim zu schmieden weiß. Von dem Ehrgeiz, der darob im Städtle erwacht, wird selbst Schäfer Klaus angesteckt. Tag und Nacht brütet er über Vers und Reim.

Der Mondmann lugt ins Fensterlein,
Als ob er was zu lachen hätt':
Und drinnen stand ein Bauernbett.
Das war gebauscht und federdick
Zwei Ellen hoch und zweie breit.
Drauf saß, die Mütze im Genick,
Wie ein Gespenst im weißen Kleid,
Die Hand am Kinn, das Haupt so leer,
Von Seufzern Kehl' und Seele schwer,
Der Hirte, der gern Schultheiß wär'.
Wie war allein der Ehemann!
Sein Weib lag schlafend irgendwo
In Bettes Gründen nebenan,
So tief in Federn, Tuch und Stroh,
Daß man von ihr kein Tüpfchen sah . . .

Aber sie wird ihres Behagens nicht froh. Klaus stöhnt dermaßen, daß sie sich jach aufrüttelt und zur Mitarbeit herbeiläßt. Den vereinten Anstrengungen gelingt es denn auch, endlich einen vollkommenen Reimwers zurechtzustutzen; um des guten Zweckes willen opfert Frau Hilda sogar ihren Taufnamen. Am anderen Tage tritt Klaus vor die Volksgemeinde hin und trägt stolz sein „Liedlein" vor. Abends zuvor hieß es: Ihr lieben Herrn, ich tret' herein, Mein feines Eh-weib heißt zwar Hilda, Doch wegen des Reims heißt sie heut Kathrein; Ist schöner als mein schönstes Ferkel, Und trinkt gern guten, kühlen Most. Diese Reime imponieren allgemein und einhellig wird der Hirt zum Stadthaupt erwählt. Das Amt aber gibt Verstand. Im Jauchzen über sein Glück findet Klaus ganz nebenbei auch die Lösung für die Rätselfragen des Kaisers. Als der Herrscher sich dem Weichbild Schildas nähert, sprengen ihm die treuen Reichsbürger auf Steckenpferden und bekränzt mit Laub und Blüten entgegen. So reiten sie nicht und gehen sie nicht und bringen sich selbst als lebendigen Mai dem Fürsten dar. Ein noch holderer Mai aber begrüßt ihn, als ihm die Braut entgegentritt. Und glückselig ruft er aus:

Mit Kirschbaumzweigen ist mein Kleid geschmückt —
Mein Volk — die ich vom späten Baum gepflückt,
Wo ich den Maien und die Maibraut fand!
So lindes Scepter trag' ich in mein Land.
Oh, möchte Gott, daß mir die Gabe wär',
Wohin ich trete, mit Berührungskraft
Ein Mai zu sein, der tausend Blüten schafft
Und tausend gute Kräfte um mich her! . . .
Du, freie Stadt, sollst fürder blühn
Mit Kindersinn, mit Herzensgrün,
In Menschentum und Narretei,
Lebendig wie der liebe Mai! . . .

Die Heimatskunst, deren Wortführer Lienhard ist, treibt in diesem Lenzgedicht eine Blüte, wie sie lieblicher kaum denkbar. Auf lichtem Landschaftsgrunde ein sonniges Idyll, das weitab führt von dem Hasten und Treiben der Weltstadt und ebenso von der niedrigen Enge des Naturalismus, ein Gedicht, echt deutsch in jedem Zuge. Einseitig ist die Wirkung freilich; sie würde lebens- und kraftvoller sein, wenn die Epik nicht ganz von Lyrik eingesponnen wäre, einer herzerzitternden Lyrik, die aber doch allzu wuchernd sich breit macht. Unsere Heimatskünstler müssen sich scharf im Zaume halten, daß sie nicht über dem Niedlichen das Große, über dem Naiven das Geistige aus dem Auge verlieren.

Trost.

Und traf es mich ins tiefste Leben,
Daß du mich auch verlassen hast,
Heut sitz' ich doch beim Hunnenheben
Und bin wie sonst ein heitrer Gast.
Die Welt ist weit und unermessen
Und länft gar viel darin umher:
Eins macht das andere vergessen
Als wenn es nie gewesen wär'.

Blühn doch der Kränzlein außer deinem
Noch viel auf bloudem Jungfernhaar
Und bald wohl schlägt ein Herz an meinem
Das treuer ist als deines war.
Dann ist die Welt von Blüten bunter
Und Weh und Winter wie ein Traum
Es führt zu ihm und dir hinunter
Mich lächelnd ein Erinnern kaum.

Georg Busse-Palma.

Abb. 1. Vasen aus irisierendem Glas von Johann Loetz Wwe., K. K. priv. Glasfabrik in Klostermühle.
(Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

Zu unsern Bildern.

Die Sommerausstellung des Bayerischen Kunstgewerbevereins. — Ausstellung von Fia Dietlein und Rudolf Wille in Berlin. Ausstellung von Photographien in Berlin. — Das Kaiserin Elisabeth-Grabmal von G. Zala.

Der bayerische Kunstgewerbeverein, der sich in den letzten Jahren enger an die Münchener Künstlergenossenschaft angeschlossen und im Glaspalast ausgestellt hatte, verzichtete diesmal darauf und veranstaltete in seinen eignen Räumen eine größere Ausstellung, die ebenso vielseitig wie fesselnd ist und der führenden Stellung würdig, welche der Verein einnimmt, dessen erfolgreiche Wirksamkeit für das gesamte deutsche Kunstgewerbe gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. — Das Hauptinteresse in der stattlichen Ausstellung nehmen wohl die Möbel in Anspruch. Die Ausstellung bringt keineswegs nur Mobiliar im „neuen Stil", sie sucht auch dem bewährten guten Alten gerecht zu werden — und das ist sicher ein Vorzug. Aber trotzdem tritt das junge Element frisch und lebenskräftig in den Vordergrund mit seinen harmonischen Farbenzusammenstellungen, seinen sanft geschwungenen Linien, seinen originellen Ornamenten. Man macht diesen Möbeln noch immer vielfach den Vorwurf, daß sie zu wenig wirkliche Gebrauchsstücke seien, daß die Sofas unbequem, die Stühle nur zum Anschauen, aber nicht zum Sitzen, die Schränke ohne Rücksicht auf zweckmäßige Raumausnutzung konstruiert wären — daß alles ausschließlich für das Auge geschaffen sei. Es ist ganz richtig: der neue Stil hat nur zu viel derartige Ungeheuerlichkeiten hervorgerufen — denn jedes Möbel, das seinen Gebrauchszweck nicht in möglichster Vollkommenheit erfüllt, ist eine Ungeheuerlichkeit oder ein Kuriosum. Aber daß derartige Stücke heute nicht mehr die Regel, sondern erfreulicherweise Ausnahmen sind, beweisen wohl schon unsere Abbildungen. Man wird über Einzelheiten streiten können. Das übermäßig schlanke spinnenbeinige Schränkchen in der sonst so schönen Ballinschen Ecke (Abb. 3) ist z. B. auch nicht ganz nach meinem Geschmack. Die weit überwiegende Mehrzahl jedoch will nicht nur das Auge erfreuen, sondern auch der Wohnlichkeit dienen. Vielfach tritt dabei auch das Streben auf, die neuen Anregungen mit älteren Motiven zu verschmelzen: so in der

Abb. 2. Schränkchen aus Eichenholz mit getriebenen Kupferbeschlägen von A. Possenbacher, Hofmöbelfabrik in München. Niederländisches Schiff von John Vielitz, Bildhauer in München, die Bronzen „Bogenschütze" und „Diana" vom Bildhauer J. Uphues in Berlin. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

schlichten Eßstube von P. Bauer (Abb. 4) und in gewisser Weise, noch ansprechender, in dem Arbeitszimmer von Kieser & Deeg (Abb. 9). — In der Berliner großen Kunstausstellung hat eine Dame, Fräulein Dietlein, in Verbindung mit ihrem Verlobten, dem Ingenieur Wille, eine umfassende Ausstellung von ihnen geschaffener Gegenstände für Innendekoration ausgestellt, die, bewußt ganz in der neuen Richtung gehalten, berechtigte Anerkennung fanden. Auch sie betonen bei allem Reiz der äußeren Erscheinung den Gebrauchswert der Möbel durchaus; eine ruhige Einfachheit zeichnet sie aus. Es sind Möbel aus Eichenholz mit eigenartigen Metallbeschlägen; Divan, Sofabank, Stühle sind mit dunkel-

Abb. 4. Möbel aus Fichtenholz grün bemalt. Von Peter Bauer in München. Damastene Tischdecke stammt aus Blaubeuren. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

Abb. 3. Eckfofa mit Theetischchen von M. Ballin, Hofmöbelfabrik in München. Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

braunem Velvet bezogen, auf dem sich eine dunkelblaue Kurbellinie abhebt. Sehr gelungen ist besonders auch der Wandschirm (Abb. 12) mit seinem Fond aus braunem Sammet, auf den die Flötenbläserin in Handstickerei in blauer Seide mit Goldlinien appliziert ist; die Verglasung im oberen Teil ist leuchtend goldgelb, aber blau übersaugen. — Von Werken der Kleinkunst geben wir einige aus der erwähnten Ausstellung des bayerischen Kunstgewerbes wieder (Abb. 1, 6, 7, 8. u. 10),

Abb. 5. Spiegelschrank aus hellem Holz mit Zinnbeschlägen von M. Ballin in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

Abb. 7. Kaffeeservice aus Zinn von H. Kayser in Köln a. Rh. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

wie so vielfach im modernen Schmuck, Halbedelsteine, Granaten, Topase, Amethysten ꝛc. Verwendung. Die Vergoldung wurde an einzelnen tiefer gelegenen Stellen durchgeputzt, was dem Metall einen ganz eignen Reiz gibt. — Alle Hochachtung vor all diesen Zeugen der modernen Richtung! Was ihr aber noch fehlt, das ist ihre Popularisierung, die Möglichkeit, sie breiteren Schichten wirklich zugänglich zu machen. Heute sind fast alle diese Erzeugnisse — ich denke besonders an

Abb. 8. Teller, Becher und Blumentopf aus Zinn von C. Kayser in Köln a. Rh. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

Abb. 6. Bronzeleuchter von J. Laser in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

die sich ganz besonders durch schöne Werke der keramischen Kunst auszeichnete; die schönen Gürtelschnallen (Abb. 15 bis 17) und die originellen Leuchter ꝛc. (Abb. 18) sind wiederum von Fräulein Fia Dietlein entworfen, feine Stücke von erlesenem Geschmack. Bei den silbervergoldeten Gürtelschnallen fanden,

Abb. 9. Studierzimmer mit Möbeln aus Eichenholz von Kieser & Degg, Atelier für Kunstgewerbe in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

die Möbel — nur für die glücklichen Besitzer großer Börsen geschaffen, es sind Einzelwerke, bei denen nicht so das Material, nicht so auch die Arbeit, wie die Erfindung bezahlt wird. Die Aufgabe muß aber gelöst werden, dem neuen Stil allgemeinere Geltung zu geben, in ihm Möbel, dekorative Stücke herzustellen, die auch der Minderbemittelte kaufen kann — und sie ist nur zu lösen auf dem Wege der Massenfabrikation. Damit jedoch beginnt die große Gefahr der Verflachung einmal, der Übertreibung zum anderen. Wir haben es in den achtziger Jahren erlebt, wie so in recht kurzer Zeit unter dem Schlagwort „Stilvoll um jeden Preis" die wiederbelebte Renaissance zu Tode geritten wurde. Wer erinnerte sich nicht noch im stillen Erschauern einiger Berliner Möbelausstellungen, bei denen selbst angesehene Firmen Schränke, Stühle, Bettstellen vorführten, die geradezu entsetzlich waren mit der Überfülle falschverstandener Renaissanceformen. Überall aufgeleimte Leisten und auf jeder Leiste noch eine Leiste; überall Türmchen, auf jedem Türmchen noch ein Türmchen und auf diesem eine Kugel! Es war wirklich schauderhaft. Möge dem neuen Stil ein günstigeres Geschick beschieden sein! —

Abb. 10. Geschmiedeter Kaminaufsatz für elektrisches Licht, ausgeführt von Alois Bower in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

In Berlin fand kürzlich eine Photographieausstellung statt, zu der das Künstlerhaus in der Bellevuestraße seine schönen Räume hergeliehen hatte. Es war — trotzdem die Kaiserin selbst eine Anzahl übrigens ganz ausgezeichneter eigner Aufnahmen, meist aus dem Leben der Kaiserlichen Familie, beigesteuert hatte — im wesentlichen keine Liebhaber-, sondern eine Berufsausstellung. Interessant nicht

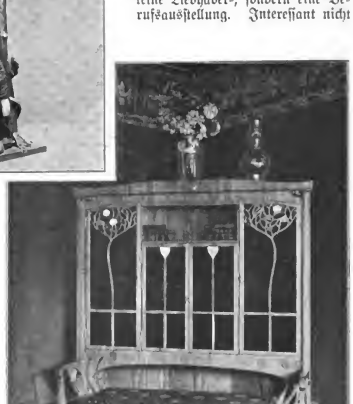


Abb. 11. Bücherschrank mit Truhe aus hellem Holz mit Zinnbeschlägen von W. Ballin in München. (Nach einer Aufnahme für die Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins, Kunst und Handwerk.)

zuletzt durch die Beobachtung, wie viel die Herren Berufsphotographen gelernt haben — und zwar von den Amateuren. Es ist wohl kaum zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß erst durch diese die Kamera für künstlerische Aufgaben nutzbar gemacht wurde, sie erst den Weg wiesen, von dem schablonenmäßigen Atelierbild freizukommen zu individuellerer Auffassung. Es wäre in der That zu wünschen, daß diese Anregungen noch mehr als bisher dazu beitragen möchten, den Durchschnitt der deutschen Bildnisphotographie zu heben: ich sage ausdrücklich „den Durchschnitt", denn ich

Abb. 12. Wandschirm mit Verglasung und Metallbeschlägen.

weiß recht wohl, daß wir in den größeren Städten ausgezeichnete Porträtphotographen besitzen. Aber sie sind immer noch Ausnahmen. Die Mehrzahl bietet, bei oft recht guter technischer Ausführung, immer noch das leidige, gespreizte Bildchen nach dem Grundsatz: „— bitte, recht freundlich!“ und die neueste Manie, sich auf Postkarten verewigen zu lassen, die Massenproduktion in den Ateliers der großen Warenhäuser verderben schließlich den Geschmack des Publikums immer noch mehr. — Die Ausstellung gewährt übrigens auch einen erfreulichen Ueberblick über die Entwickelung der Technik des Photographen, über die verschiedenen neuen Methoden, die in den letzten Jahren gefunden wurden und sich zur Anwendung durchrangen. Besondere Beachtung findet ja jetzt das sogenannte Gummidruckverfahren, das zwar schon im Jahre 1855 von dem Franzosen Poitevin erfunden wurde, dann aber schnell in Vergessenheit geriet, um neuerdings, unter vielfachen Verbesserungen, wieder in Aufnahme zu kommen. Seine eigenartige Bedeutung liegt darin, daß es den Photographen in gewisser Weise frei macht von der mechanischen

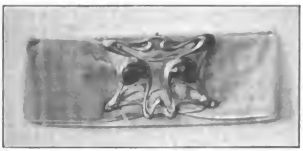
Abb. 13. Sofabank.

Art der Reproduktion, daß es ihm eine starke Einwirkung auf das Bild während der Entwickelung der Platte gestattet. Es kann jetzt, selbstverständlich innerhalb bestimmter Grenzen, in dem photographischen Bilde eigne künstlerische Absichten zum Ausdruck bringen, ihm einen individuellen Charakter geben, die feinsten Tonabstufungen hervorrufen. Vorläufig entfaltet das Verfahren nur in der Hand eines Meisters seine blendenden Eigenschaften, welche die Scheidewand zwischen Malerei und Photographie einigermaßen zu verwischen geeignet erscheinen. Das Verfahren ist in der Praxis auch immer noch recht kostspielig. Der Zufall spielt bei ihm eine bedeutende Rolle, von vielen Drucken gelingt oft nur einer; dieser allerdings wirkt dann häufig als ein in seiner Art vollkommenes Kunstblatt. — Wir geben von der Berliner Ausstellung zwei von Berufsphotographen ausgeführte Bilder (Abb. 19 u. 21), als drittes das eines Liebhaberphotographen (Abb. 20) des Frhrn. von Mirbach. —

Dem Gedächtnis der unglücklichen Kaiserin Elisabeth von Österreich wurde in der alten Grabstätte der Habsburger, der Wiener Kapuzinergruft,

Abb. 14. Teil eines Wohnzimmers von Zia Dietlein und Rudolf Wille. Große Berliner Kunstausstellung 1898.

ein schönes ernstes Denkmal geweiht, das ungarische Aristokratinnen stifteten. Das von Zala entworfene Denkmal hat seinen Platz zwischen den Sarkophagen der Kaiserin und des Kronprinzen Rudolf erhalten. Es



— C. von Vincenti würdigte diese als das Lebenswerk des greisen Künstlers in seinem fesselnden, warmherzigen Text eingehend. —

Unser Titelbild gibt eine Gloedensche Photographie, den Kopf eines jungen Sicilianers von

Abb. 15 bis 17. Silberne und goldene Gurtschnallen mit Amethysten, Topasen und Granaten. Ausgeführt von Hofjuwelier Lameyer & Sohn in Hannover.

stellt die Mater dolorosa dar. Im Vordergrunde steht ein Altar mit einem von zwei Engelsfiguren getragenen Betschemel. Auf dem Altar erhebt sich ein Kreuz mit der Inschrift: „In memoriam sempiternam“ und mit der Dornenkrone. Die Gruppe ist von einem mächtigen Bronzekranze umschlungen, der aus den Lieblingsblumen der Verstorbenen zusammengestellt ist. Auf dem Kranze ruht als Symbol des Friedens ein Palmzweig, und die bronzene Kranzschleife trägt die magyarische Inschrift: „Die Töchter des ungarischen Vaterlandes — Der Mutter des ungarischen Vaterlandes.“

* * *

In dem bildlichen Schmuck unseres Heftes nehmen diesmal die Illustrationen zweier umfangreicherer Artikel einen breiten Raum ein. Der eine behandelt den deutschen Rennsport und verdient an dieser Stelle besonders hervorgehoben zu werden wegen der ihn begleitenden Zeichnungen von Prof. Georg Koch, dem trefflichen Berliner Sport- und Pferdemaler — Zeichnungen von außerordentlicher Anschaulichkeit und Frische. Der andere Artikel bringt die bedeutendsten Werke des großen Wiener Bildhauers C. von Zumbusch

Abb. 18. Gruppe kunstgewerblicher Gegenstände.

ausgeprägt sarazenischem Typus, wieder. Gerade Herr v. Gloeden in Taormina ist einer jener Amateure, von denen ich oben sagte, daß sie dazu beigetragen hätten, die Photographie mit künstlerischem Geiste zu erfüllen. Seine, durch das herrliche Sonnenlicht Siciliens und durch ausgezeichnete Modelle begünstigten Aufnahmen gehören zu den hervorragendsten Leistungen der photographischen Kunst, sind meist wirkliche Kunstblätter; nicht aber nur durch ihre technische Vollendung, sondern weit mehr durch die glückliche Auffassung des Aufnehmenden, seinen ausgeprägten Blick für das Malerische. Daher — und nur daher! — vertragen auch einzelne seiner Blätter das Kolorit, während kolorierte Photographien sonst nicht zu den Augenfreuden des Kunstfreundes zu gehören pflegen. —

Von der diesjährigen großen Berliner Kunstausstellung, die ihre Pforten schon geschlossen haben wird, wenn dies Heft erscheint, geben wir ein schönes Bronzerelief von Paul Sturm wieder (zwischen S. 144 und 145), „Largheto“ nennt es der Künstler. Zwei Nymphen lauschen dem getragenen Flötenspiel des jungen Schäfers; über die arkadische Bergschlucht hinweg schaut man auf

Abb. 19. Max Liebermann. Mit dem I. Preis gekrönte Photographie von R. Perscheid, Königl. Sächs. Hofphotograph in Leipzig.

das Meer; die Sonne sinkt in die Flut. Es liegt eine eigne Stimmung über dem Werk. —

Die Bismarckbilder Meister v. Lenbachs sind allbekannt. Weniger bekannt sind seine ausgezeichneten Porträts Moltkes. Auch den großen Strategen hat er aber verschiedentlich gemalt, u. a. auch einmal ohne Perücke, ein erstaunlich interessantes Bild, das die Form des geistreichen Kopfes merkwürdig scharf hervortreten läßt. Das Bildnis — richtiger vielleicht: diese Bildnisstudie ist übrigens meines Wissens noch im Besitz Lenbachs; ich sah sie wenigstens bei ihm vor einigen Jahren. Das erste Moltkeporträt Lenbachs stammt schon aus dem Jahre 1873; als der Meister dann später durch seine erste Gattin, eine Verwandte des Feldmarschalls, zu diesen in intimere Beziehungen trat, gewährte Moltke ihm wiederholt Sitzungen. Die Berliner Nationalgalerie, die Museen zu Leipzig und Frankfurt a. M. erfreuen sich dieser vortrefflichen Porträts. Zum 100jährigen Geburtstag des Feldmarschalls bringen wir ein älteres Lenbachsches Bildnis (zwischen S. 168 u. 169), das den Strategen in seinem Arbeitszimmer darstellt, von der Karte aufschauend, auf der noch seine Hand ruht. —

Die Handzeichnungen Ad. von Menzels gehören heut schon, trotz der unendlichen Zahl, die der greise Meister in seinem langen arbeitsreichen Leben geschaffen hat, zu den gesuchtesten Blättern und werden sehr hoch bezahlt. Es gibt in Berlin einen bekannten Kunsthändler, der seit Jahren alle ihm irgend zugänglich werdenden Handzeichnungen Menzels erwirbt — geradezu als Specialität; aber auch sonst möchte jeder größere Sammler wenigstens ein Blatt

Abb. 20. Aufnahme von L. E. Gottheil, Königl. Hofphotograph in Königsberg i. Pr.

von der Hand der kleinen großen Excellenz sein nennen — auch wenn es nicht so interessant wäre, wie unsere zwischen S. 176 u. 177 eingeschobene Studie mit den drei packenden Köpfen aus einem Krankenhause: dem Hospitalwärter, der die bittere Medizin in den Löffel gießt, den beiden Patienten. Eine erstaunliche Schärfe der Charakteristik liegt in den Gesichtern der drei Männer. — Zwischen

Abb. 21. Am Quai National in Luzern. Aufnahme von Werner von Mirbach.

S. 208 u. 209 fand die Reproduktion eines reizvollen Gemäldes von Eugen v. Renazzi ihren Platz, eines Bildes von der Waterkant'. Die junge Frau des Kapitäns spät sehnsüchtig hinaus auf das Meer — der Sturm droht — sie fürchtet für den Gatten, der heut in den heimatlichen Hafen zurückkehren soll! — Professor Rich. Friese-Berlin gab uns eines seiner letzten und sicher eines seiner reifsten Bilder. Den stolzen Hirsch stellt er dar „auf dem Wege zur Suhle", dem Morast, in dem der Geweihte bei trockenem Wetter gern Zuflucht sucht, um sich dann, wieder heraussteigend, an den Bäumen zu „marken", den Schmutz abzureiben. Rich. Friese zeigt sich auf dem Bilde nicht nur als ausgezeichneter Tiermaler, sondern auch als feiner Landschafter; der gegen den Hintergrund sanft ansteigende lichte Wald ist höchst reizvoll wiedergegeben. — Professor Hans v. Bartels-München bleibt seiner Vorliebe für holländische Motive treu. Noch immer geht Bartels gern im Sommer an die niederländische Küste oder nach dem Zuidersee mit seiner Inselwelt. Dort fand er auch das Vorbild für den Kopf, den wir zwischen S. 240 und 241 wiedergeben — ein charakteristisches Gesicht, charakteristisch die Tracht, famos besonders auch die Hand mit der kurzen Thonpfeife! — Auf Seite 133 finden unsere Leser ein fesselndes Porträt aus dem Atelier eines anderen großen Münchener Meisters, von Fritz August v. Kaulbach. Er hat dem Bilde selbst eine Unterschrift gegeben, einen hübschen Titel: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang . . ." Kaulbach war stets ein begnadeter Maler der Frauenschönheit, die er, wie wenige, nicht mit süßen schmeichelnden Farbenharmonien, sondern in feinster Charakterisierungskunst markig und kraftvoll wiederzugeben weiß. Er verfügt über einen erlesenen, feinen und vornehmen Geschmack, der selbst bei höfischen Repräsentationsbildern jede Steifheit zu vermeiden weiß, über eine außerordentliche Eleganz der Darstellung. Aber alles das hat nicht seinen hohen Ruf als Bildnismaler begründet, vielmehr die Thatsache, daß man stets von ihm sagen konnte: seine Porträts zeigen Seele. Sie leuchtet uns auch in diesem Bildnis der schönen Lautenspielerin entgegen.

Abb. 22. Grabdenkmal der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Modelliert von Georg Zala, ausgeführt von der Aktiengesellschaft Schaffer & Walcker in Berlin.

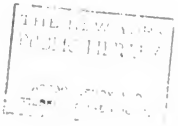
In den Text eingeschaltet bringen wir noch auf Seite 137 und Seite 141 je ein kleineres Bild. Dort noch einmal eine Liebhaberaufnahme, ein lustiges Kinderbildchen aus dem bayerischen Hochland: den „Veitenjepp vom Veitenhof", — hier eine originelle Zeichnung von W. von Debschitz, einem talentvollen jüngeren Maler. Das Blatt „Am Weiher" mahnt ein klein wenig an Böcklin: am Ufer des schilfumsäumten Wassers sitzt ein Jüngling, auf seine Flötentöne kommen die Fische an die Oberfläche und führen ein Tänzchen auf. Das Ganze ist sehr frisch und flott behandelt. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.



Polychrome Büste von Martin Schauss.
(Berliner Secession 1900.)

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 3, November 1900.

Psyche.

Roman von

Richard Voß.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

In diesem Winter wurde im Hause der Doktorleute vieles anders; auch die gemeinsamen Krankenbesuche der Gatten durch Schnee und Unwetter fanden ein Ende. Eines Tages forderte Alkibiades Domenika auf, ihn im Schlitten zu begleiten. Das Wetter war prachtvoll, die Luft vollkommen unbewegt und fast frühlingswarm, der Weg gebahnt: die Fahrt würde der Rekonvalescentin entschieden gut thun.

Da der Doktor selbst kutschierte, so wäre im Schlitten auch für seine Frau Platz gewesen; aber Frau Crescenz hatte gerade an diesem Tage wichtige häusliche Arbeiten vor. Ihr Mann wußte das; und da er seine Frau gut kannte — wenigstens glaubte er das —, so drang er nicht weiter auf ihre Begleitung; sie war eben eine ausgezeichnete Hausfrau! Eigenhändig wickelte Frau Crescenz Domenika in Decken ein, so vorsorglich, daß nur das bleiche Gesichtchen hervorsah; Alkibiades saß auf dem schmalen Brett hinten auf und fort ging es in schneller Fahrt.

Es war eine Winterlandschaft von solcher Pracht, wie sie an einem schönen Tage nur im Hochgebirge sein kann. Ein wolkenloser tiefdunkler Himmel war über die leuchtende Erde gespannt; und wo die Sonne auf jähe Felswände und Tannenwald schien, löste sich die glänzende Schneedecke. Es begann leise, leise zu rinnen und zu rieseln. Ein Fall von Funken ging nieder, und ein flimmerndes Gewölk staubte herab. Plötzlich ein Knattern und Krachen, ein dumpfer donnernder Fall, und eine Lawine war abgegangen, eine mächtige Fichte unter der Schneelast zusammengebrochen. Domenika schauderte in ihren warmen Decken vor Frost, fand alles abscheulich: „Quant' è brutto!“ Alkibiades mußte lachen über die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie ihrer Empfindung Ausdruck gab. Er war überhaupt in heiterster Stimmung. Der klare, glanzvolle Wintertag, die sausende Fahrt in dem leichten Korbschlitten auf spiegelglatter Bahn, die zarte verhüllte Gestalt vor sich und ihm so nahe, daß sein Gesicht ihre Wange berühren konnte, wenn er sich nur etwas vorgebeugt hätte; er fühlte solche Lebenskraft, solche Lebensfreudigkeit. Plötzlich fiel ihm ein, wie jung er noch war: noch keine achtundzwanzig Jahre! Eigentlich hatte er seine Jugend nie so recht gefühlt vor lauter Arbeit und mancherlei Entbehrung: eigentlich hatte er sie nie so recht genossen. Vielmehr gar nicht genossen! Und wozu war der Mensch jung? Um glücklich zu sein!

Es überkam ihn wie die Offenbarung aller Lebensweisheit: Jugend — Genuß — Glück.

Der Doktor war zu einem Patienten gerufen, den er nicht kannte und der in einem entfernten Thale wohnte, wo er noch niemals gewesen war. Es war ein stattlicher Bauernhof, dessen Herr schwer darnieder lag. Als der Schlitten vor dem Hause hielt, eilte die Bäuerin hinaus, um den sehnsüchtig erwarteten Helfer in menschlicher Not zu begrüßen. Als sie Domenikas bleiches Gesichtchen in der dichten Umhüllung gewahrte, schlug sie verwundert die Hände zusammen: „Wie arg jung die Frau Doktorin noch sei“. Domenika verstand kein Wort, begriff jedoch den Sinn vollkommen und sah „ihren Mann“ lachend an. Alkibiades ward zuerst rot, dann bleich, machte sich hastig an den Pferden zu schaffen und eilte alsbald, ohne aufzuschauen, ohne den Irrtum zu erklären, ins Haus.

Domenika schaute ihm nach. Es war derselbe Blick, mit dem sie ihm ins Gesicht starrte, als er sie fragte: ob sie bei ihnen bleiben wollte?

Damals dachte sie nur das eine, und sie dachte es heute wieder: „Quant' è brutto, questo Signor Dottore!“

„Wie häßlich er ist!“

XVIII.

Diese Ausfahrten zu zweien wiederholten sich fortan häufig. Hätte Frau Crescenz auch nicht im Hause viel zu thun gehabt, sie wäre doch nicht mit den beiden gefahren, von denen keines sie vermißte. Ihr Mann forderte sie wohl bisweilen auf, gab sich indessen jedesmal mit der ablehnenden Antwort zufrieden. Wäre diese einmal in einem weniger freundlichen Tone erfolgt, vielleicht, daß er dann etwas mehr in seine Frau gedrungen hätte. Aber Frau Crescenz hatte jetzt stets das gute Lächeln und den strahlenden Blick, der sie geradezu verschönte — für den, der für solche Schönheit ein Auge besaß.

Domenika war inzwischen so weit hergestellt, daß sie bei jenen Ausfahrten der besonderen Vorsichtsmaßregeln nicht mehr bedurfte und sie den Doktor auch zu Fuße begleiten konnte. Alkibiades blieb jetzt häufig lange aus und kam stets in strahlender Stimmung nach Hause. Selbst wenn er einen schweren Fall hatte, oder gar einen Patienten, dem er nicht zu helfen vermochte, erschien er jetzt selten still und bedrückt. Diese Gemütsverfassung unter solchen Umständen sah ihm so unähnlich, daß Frau Crescenz davon tief betroffen ward. Wie schweigsam, wie trübselig war er sonst von einem Schwerkranken oder Aufgegebenen zurückgekehrt, jedesmal sogleich in sein Zimmer sich zurückziehend, die halbe Nacht studierend und grübelnd, wie er noch helfen, wie er noch retten könnte. Welche Verstimmung, welche Verzweiflung hatte sich seines ganzen Menschen bemächtigt, wenn alle seine Hilfe sich machtlos erwies, wenn er erkennen mußte, daß er nicht mehr zu retten vermochte. Und jetzt —

Machte er seine Krankenbesuche nicht mit Domenika gemeinsam, so eilte er, möglichst bald wieder nach Hause zu kommen. Er eilte auch dann, wenn er viele Patienten hatte und darunter ein ernsthafter Fall sich befand. Bei solchen Gelegenheiten war seine Stimmung wie in früheren Zeiten eine sehr gedrückte; gerade, als empfände er seine eilfertige Rückkehr wie ein Unrecht, wie eine Pflichtlosigkeit. Schlüpfte jedoch Domenika behend und zierlich wie ein Eidechslein durch das Zimmer, vernahm er eines ihrer mühselig erlernten deutschen Worte, die in ihrem Munde wie eine ganz neue Sprache klangen, hörte er sie leise auflachen, sah er ihre Augen, die jetzt wieder in strahlender Lebenslust aufleuchteten, ihren Mund, der wieder die Farbe der blutroten Korallen hatte, so wurde der ganze Mensch wie durch einen Zauber verwandelt. Er lebte auf, verjüngte sich förmlich, konnte ausgelassen werden wie ein Schulknabe in den Feierstunden.

Einige Abende geschah es, daß er, soeben noch seelenvergnügt, plötzlich stumm und ernst wurde, hastig das Zimmer verließ, in seinen Bergmantel sich hüllte und in finsterer Nacht, bei Schneegestöber und Sturm noch einen Kranken besuchte, den nicht sorgsam genug behandelt zu haben er sich einbildete. Am nächsten Morgen war er dann auffallend zurückhaltend und schweigsam, besonders gegen Domenika.

Einmal fiel ihm ein, daß seine Frau noch sehr jung sei. Seltsam! Er hatte an ihre Jugend so wenig gedacht, sie so wenig als Jugend empfunden, wie seine eigne. Die Vorstellung, daß er eine noch

junge Frau besaß, machte ihn ganz betroffen. Aber das war es ja nicht, was er Jugend nannte, was Jugend war. Nein, nein, nein! Frau Crescenz hätte eben so gut eine hohe Dreißigerin oder Vierzigerin sein können. Es gibt eben Menschen, die in ihrer Jugend so wenig jung sind, wie sie je in ihrem Leben glücklich sein werden.

Mit dem Erziehen und dem Heranbilden der neuen Hausgenossin, dafür Frau Crescenz so eifrig Pläne gemacht, daran sie so große Hoffnungen geknüpft, ging es schwer, viel schwerer, als sie gedacht hatte. Es ging eigentlich gar nicht. Dabei hatte das Kind der wilden Sabiner eine Art, die es unmöglich machte, ihr böse zu sein. Sie plauderte allerliebst, zwitscherte den ganzen Tag über wie ein Singvögelchen, putzte sich zierlich aus — immer noch in ihrem sabinischen Kostüm. Aber da sie jetzt auch des Werktags ihr Feiertagskleid anlegte: den dunkelroten Rock, die mit großen bunten Blumen bestickte apfelgrüne Schürze, das gelbbraune Mieder, so war es eine helle Freude, das wunderhübsche zarte Geschöpf nur anzusehen. Das Schleiertuch hatte sie abgelegt, daß das Haar in seiner ganzen flammenden Pracht sichtbar war. Ein großer silberner Pfeil hielt das Gewirr von Flechten und Locken mühsam zusammen. Selbst Frau Crescenz, der das weiße Psychenbild im Zimmer ihres Gatten so gründlichst mißfiel, die niemals begriffen hätte, daß dies Schönheit war: hellenische, also vollkommene, also göttliche Schönheit: sogar die anmutlose Tochter der wackeren Frau Amaranth konnte über das lebendige Stück Schönheit in staunende Bewunderung geraten.

Domenika sollte kochen lernen und alles, was sonst noch zu einer guten deutschen Hausfrau gehörte. Aber — nein es ging nicht! Sie aß so wenig, daß sie gar nicht einsah, weshalb man viel kochen sollte, wenn der Mensch Hunger verspürte, so stillte er ihn eben mit dem, was gerade da war. Mit einem Stück Brot z. B. oder mit Salat. Wenn man sich an Festtagen Makkaroni bereitete — was sollte, was war da außerdem noch nötig? Doktor Alkibiades hatte einen kräftigen Appetit, auch Frau Crescenz war eine gute Esserin; die beiden schämten sich jetzt ihres Appetites und standen oft hungrig vom Tische auf.

Auch mit dem Lernen im Haushalt ging es nicht. Was sie wohl den ganzen lieben Tag anfing? Das mochte der Himmel wissen; jedenfalls wußte es Frau Crescenz nicht. Dabei starb das Mädchen nicht an Langeweile, war auch nie träge, immer flink und geschmeidig. Aber etwas thun, sich nützlich machen, für das Häusliche auch nur die mindeste Lust und Liebe zeigen — ganz unmöglich! Frau Crescenz mußte ihren großen Irrtum erkennen.

Sie hatte ja aber doch Steine getragen? Von morgens früh bis abends spät, bei Wetter und Wind schwere Lasten geschleppt! Sie würde gewiß auch jetzt wieder Steine tragen und mit ihrer Last auf dem feinen Haupt so gelassen und feierlich dahin schreiten, als wandelte sie in einer Prozession. Nur häuslich arbeiten mochte sie nicht; und was sie nicht mochte, das that sie nicht. Von einem Gericht, welches ihr nicht schmeckte, hätte sie keinen Bissen angerührt, und wenn sie verhungert wäre.

Abends, wenn die drei beisammen waren, kauerte sie gewöhnlich in einem Winkel am Ofen und erzählte von der Heimat ... Ihre Eltern hatten im Sabinergebirge ein kleines Weinfeld und einige Ölbäume besessen. Das Gütchen befand sich an einem sanften Abhang am Rande der Felsenberge und sah über einen grenzenlosen Horizont. In weiter schimmernder Ferne lag die große Stadt Roma, wo der heilige Vater gefangen saß und die Madonna und die Heiligen Kirchen hatten, ganz aus Gold und Edelstein; wo es mehr Häuser gab als in Tivoli Ölbäume, mehr Menschen als Blätter im Buschwald, mehr Geld als Steine im ganzen Sabinergebirge. Von Domenikas elterlicher Hütte aus sah sie das Meer erglänzen und an großen Festtagen des Abends von allen Ortschaften Raketen und bunte Feuersäulen aufsteigen. Das war schön! Und schön war es des Sommers, wenn eine Hitze herrschte, daß Gras und Blumen, wie von Flammen ergriffen, versengten. Dann lag sie am Boden lang ausgestreckt unter einem blühenden Ölbaume, der wie von Silber überrieselt war und durch dessen schimmernde Zweige der Himmel wie das blaue Seidengewand der Madonna von Genazzano herabstrahlte. Die Cicaden erhoben ein lautes Geschrei; die Lacerten schlüpften raschelnd durch das dürre Gras:

es duftete nach Salbei und Menthe wie in der Kirche nach Weihrauch; und Domenika ließ sich von der Sonne bescheinen, Stunden lang, halbe Tage lang.

Abends ging sie mit dem kupfernen Gefäß zum Brunnen und schöpfte Wasser. Am Brunnen waren die anderen Mädchen versammelt. Sie schöpften Wasser und schwatzten. Von ferne standen die jungen Bursche und schauten zu ihnen hinüber. Sie thaten, als sähen sie's nicht, schöpften und schwatzten. Dann hob eine von ihnen zu singen an. Von den jungen Burschen antwortete einer. Darauf wiederum eine der Jungfrauen und wiederum einer der Jünglinge. So ging es fort, bis es dunkel ward, bis sie mit ihren gefüllten Gefäßen nach Hause mußten. Sie schritten gemeinsam den Hütten zu, in der Ferne von den Burschen gefolgt. Keiner von diesen hätte gewagt, zu ihnen zu treten und eine von ihnen anzureden. Das wäre gegen jede Sitte gewesen, und die Sitte war heilig.

Einigemal des Jahres zog die ganze Familie nach Tivoli; und im Oktober, nach der Weinernte, wallfahrteten Eltern und Kind zur schwarzen Maria nach Genazzano. Das waren große Begebnisse! Es wurde viel gebetet oder gar eine Kerze geopfert. Später kaufte die Mutter ein Stück Stoff zu einem neuen Mieder, der Vater feilschte wegen seines Weines und Öls mit römischen Händlern, Domenika bekam eine Schnur Glasperlen geschenkt, und die ganze Familie spielte Tombola. Das gab eine Aufregung! Welcher Jubel, wenn sie etwas gewannen, entweder einen lebendigen Kapaun oder einen kupfernen Wasserkrug oder gar ein grunzendes fettes Ferkel. Welche Trübsal, wenn ihre Nummern nicht einmal mit einer Terne herauskamen.

Schön war auch die Olivenernte. Wenn die Mädchen in den Bäumen saßen, wie die Spatzen in den Kirschen, und die schwarzen kostbaren Früchte pflückten. Sie sangen im Chor. Den ganzen Tag über sangen sie, daß der Ölwald schallte von ihrem Gesang. Es waren sehnsüchtige schwermütige Lieder, oft wilde Balladen von Eifersucht und Haß, von Blutrache und Sühne bis ins siebente Glied.

Ja — oft wurde einer erstochen gefunden! Dem war dann recht geschehen.

Im Winter war's freilich auch bei ihnen kalt. Dann kauerten sie in der Hütte am Herdfeuer und froren erbärmlich. Die Mutter spann den ganzen Winter über; auch Domenika drehte bisweilen an der Spindel den Faden. Wenn die Nachbarinnen oder etliche Gevatterinnen nicht zu Besuch kamen, war's recht langweilig. Aber der weiße häßliche Schnee lag gewöhnlich nur oben auf den Bergen; in ihrem Ölwald war's so grün wie im Sommer und gleich nach dem lieben heiligen Weihnachtsfest blühten die Veilchen. Den ganzen Winter über freute sich Domenika auf den Sommer, wo sie wieder im versengten Grase unter den weißen Ölbäumen liegen und sich von der Sonne bescheinen lassen konnte.

Vor einem Jahre waren Vater und Mutter an der Perniciosa gestorben; das Hüttchen, das Weinfeld und der Ölwald mußten verkauft werden; das Geld, welches dann Bruder und Schwester dafür erhielten, mußten sie fremden Leuten geben, denen es der Vater schuldig gewesen. Dann nahm der Bruder die Schwester und zog mit ihr und einer großen Schar von Arbeitern in das deutsche Land, wo der Bruder Straßen baute, die Schwester Steine trug und wo —

Ja, so war's eben!

XIX.

Wie fremd die junge Sabinerin im Doktorhause geblieben war und wie verständnislos sie dem Gemütsleben seiner Bewohner gegenüber stand, gelangte mit besonderer Stärke zu Weihnachten zum Ausdruck.

Schon viele Wochen vor dem Fest begann Frau Crescenz ihre Vorbereitungen. Sie stand noch früher auf als gewöhnlich, saß in dem noch kalten Wohnzimmer bei Lampenlicht und prasselndem Feuer, verfertigte aus Seide und Perlen kunstvolle Stickereien für den Doktor, den geistlichen Herrn und ihre Mutter. Die Seide war schimmernd und bunt; die Gedanken der stickenden Frau waren dunkel und schmerzlich.

Auch die Fremde sollte beschenkt und erfreut werden. Frau Crescenz merkte es ihrem Gatten sehr wohl an, wie gern er Domenika möglichst reich beschenkt und erfreut hätte. Doch unterließ er darüber jede Bemerkung. Er mochte sich erinnern, daß er noch keine Weihnacht sonderlich bemüht gewesen war, seiner Frau eine rechte Freude

Aus unserer Bildermappe:

Magdalena. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

zu machen. Er hatte sie beschenkt, wie sich das eben gehörte, wie es der Brauch mit sich brachte.

Weil der Doktor nichts sagte, so mußte Frau Crescenz davon beginnen. Also machte sie Vorschläge. Was ihr Mann dazu meinte, wenn sie für Domenika ein neues Kleid anfertigen ließ? ... Weswegen ein neues Kleid? Ihr Kostüm war so gut wie neu und stand ihr prachtvoll! Aber das Kleid sollte auch kein Kostüm werden, sondern ein Kleid, wie sie, Frau Crescenz selbst eins trug ... Domenika sollte eines dieser abscheulichen modernen Gewänder tragen? Was fiel seiner Frau nur ein? Sie wollte das reizende Wesen wohl entstellen? Es war eine Geschmacklosigkeit! Niemals würde der Doktor das zugeben.

Alkibiades geriet über die Kleiderfrage in solche Erregung, daß seine Frau lächeln mußte. Es war ein Lächeln, für dessen Wehmut der Doktor keinen Blick hatte.

„Aber wenn Domenika nun bei uns bleiben sollte?"

Ihr Mann sah sie an und sprach ihr mechanisch nach: „— Wenn sie nun bei uns bleiben sollte?" Dann, nach einem langen Schweigen: „Wird sie denn aber bei uns bleiben wollen? Sie wird von uns fortgehen. Schon im Frühling, wenn ihre Landsleute zurück kommen, um wieder an der Straße zu arbeiten, wird sie uns verlassen."

„Ach du meinst, daß sie wieder Schutt tragen und Steine schleppen soll?"

Daran hatte Alkibiades noch gar nicht gedacht ...

Domenika wieder Steine schleppen? Es war eigentlich seltsam, daß er daran so gar nicht gedacht hatte. Überhaupt gar nicht an die ganze Zukunft des fremden Mädchens. Mit keinem Gedanken! Was sollte aus Domenika werden, wenn sie von ihnen ging? Ja, mußte sie denn fortgehen? Im Frühling oder irgend wann später? Weswegen überhaupt jemals fortgehen? Sie wär im Hause gerade nicht nützlich; aber sie war darin. — Was war sie eigentlich in seinem Hause? — Ja, wer hätte das sagen können. Es war eben nicht zu sagen!

Nach einigen Tagen nahm sie das Gespräch über die Kleiderfrage noch einmal auf: „Es wäre doch gut, wenn man sie dazu bringen könnte, ihr Kostüm abzulegen. Überlege es doch noch einmal. Ich glaube wirklich, daß du zu meiner Ansicht gelangst."

Alkibiades hatte zu viel anderes und Wichtigeres zu überlegen, um sich mit solchen Dingen zu beschäftigen. Seine Frau mochte es damit halten, wie sie wollte; sie würde gewiß das Richtige treffen. Das traf sie immer!

Es war ganz ernsthaft gemeint: dennoch empfand Frau Crescenz das so gut gemeinte Wort wie einen tiefen Vorwurf. In einer Sache hatte die Frau Doktorin es keinesfalls richtig getroffen. Das war damals gewesen, als sie eingewilligt hatte, Frau Doktorin zu werden. Und sie hatte eingewilligt in solcher Zuversicht, in solchem Glauben, in solcher Glückseligkeit, in — solchem schweren Irrtum befangen: sie würde den geliebten Mann glücklich machen können, sie, die Tochter der Blauen Genziane!

Da Alkibiades die Sache seiner Frau überließ, so sollten für Domenika zwei neue städtische Kleider angeschafft werden. Frau Crescenz schrieb nach der Residenz um Proben, die sie ihrem Gatten dann vorlegte. Alkibiades meinte: „Recht hübsch. Wie kommst du aber darauf, für das Mädchen schwarze Kleider machen zu lassen? Schwarz paßt so gar nicht zu ihr."

Mit großen Augen sah Frau Crescenz ihren Mann an. Also vollständig vergessen hatte dieser, daß die Fremde um einen gemordeten Bräutigam und um einen Bruder trauern mußte, der ihretwillen zum Totschläger geworden war? So gleichmütig wie nur möglich erinnerte sie Alkibiades an den Umstand, der sie veranlaßte, Domenika in Schwarz zu kleiden. Alkibiades meinte ärgerlich, das Kostüm des Mädchens wäre doch wahrhaftig keine Trauer, und niemand hätte daran Anstoß genommen.

Seine Frau antwortete: „Schlimm genug, daß sie die bunten Sachen trug und es nicht einmal merkte. Da sie nicht zu uns gehörte, konnte ich es nicht ändern. Jetzt bleibt sie bei uns, und jetzt muß ich auch dafür Sorge tragen."

Ohne ein Wort verließ der Doktor das Zimmer. Auch im Hause fand ihn bald darauf seine Frau nicht mehr, als sie ihn suchte, um ihm eine Bestellung auszurichten.

Als Alkibiades aus dem Hause trat, begegnete er der jungen Sabinerin. Sie lachte ihn mit Augen und Lippen an und wollte sogleich umkehren, um den Doktor zu begleiten. Fast rauh wehrte dieser sie ab: er müsse seine Krankenbesuche heute allein machen! Noch nie hatte er so zu dem Mädchen gesprochen; in seinem Tone lag etwas beinah Feindseliges. Domenika war darüber so verdutzt, daß sie mitten im Wege stehen blieb und ihm nachschaute. Es war zum erstenmal, daß der lange häßliche Mensch ihr gefiel: er hatte so etwas Besonderes in seinen Augen gehabt! Sie wurde ganz gedankenvoll; aber plötzlich mußte sie lachen.

— — — — — — — — —

Alkibiades war froh, daß er heute einen weiten und beschwerlichen Weg hatte und allein sein konnte: eine Wahrnehmung, die er heute über sich selbst machen mußte, hatte ihn erschreckt. Er war gewohnt, nur über seine Kranken Betrachtungen anzustellen; über sich selbst nachzudenken, in seine eigne Seele zu blicken, fiel ihm nie ein. Es war etwas Dumpfes in ihm; und er scheute sich, Klarheit in einen Zustand zu bringen, über dessen Bedenklichkeit er, der Arzt, keiner Täuschung sich hätte hingeben können. Er war ein Mann von strenger Pflichterfüllung gegen andere. Seine Pflicht nach besten Kräften zu thun, das mußte ihm genügen, das mußte sein Leben ausfüllen. Zu den Menschen, gegen die er seine Pflicht zu erfüllen hatte, gehörten alle solche, welche eines Arztes bedurften. Das fest Umgrenzte seines Wirkungskreises gab ihm Ruhe und Sicherheit, hätte ihm Befriedigung und Glück geben müssen und können. Woher kam es

nur, daß er trotzdem kein glücklicher Mann war?

Als seine Frau, seine gute Frau, ihn heute erst daran erinnern mußte, daß die Fremde in Trauer war, kam er sich selbst unbeschreiblich roh vor. Wie konnte er nur den Ermordeten und den Bruder so vollkommen vergessen haben? Das Mädchen trug freilich ihre bunte sabinische Tracht; sie selbst schien den grausigen Vorgang, der sie in das Haus der Doktorleute gebracht, völlig aus dem Gedächtnis verloren zu haben; sie konnte lachen und so voller Lebenslust sein, so voller Glanz und Jugendpracht.

Eigentlich würde seine Frau besser daran thun, sie nicht durch die düstere Farbe der neuen Gewänder an das Vorgefallene zu erinnern. Es lag etwas wie Absicht darin: „Du *sollst* gedenken!“ Es schien fast, als wollte seine Frau das Mädchen durch die Trauer zwingen, sich zu erinnern, daß der Gemordete auf sie noch immer ein Recht besaß, ein sogenanntes heiliges Recht, welches ihre strahlende Lebensfreude, die laut zum Himmel aufjauchzte, ersticken und stumm machen sollte. Aber freilich — wie hätte seine gute Frau dieses Geschöpf einer anderen Sonne verstehen können? Er erlebte es ja seit Monaten jeden Tag, wie sie das arme fremde Kind mißverstand, wie sie ungerecht gegen es war.

Sonderbar, daß seine Frau das Mädchen im Hause behalten wollte. Weswegen wohl? Es machte sich im Hause so gar nicht nützlich — wenigstens meinte das seine Frau. Es war nichts anderes als ein Sonnenstrahl, der das dunkle Haus auch am trübseligsten Wintertag hell machte; nichts anderes als eine Melodie, die das stille Haus mit Klang erfüllte. Nützlich war dies allerdings nicht, besonders nicht nach der Meinung seiner Frau, die solche vorzügliche Hausfrau war.

Sie hatten keine Kinder, würden niemals Kinder haben; da konnten sie ja dieses Kind römischer Felsenwildnis — denn ein Kind war und blieb es, trotz des Blutes, welches um seinetwillen vergossen worden war — an Kindesstatt annehmen und bei sich behalten.

Als seine Frau davon sprach — oder hatte er selbst davon gesprochen? — daß das Mädchen von ihnen fort sollte, daß Domenika, wenn ihre Landsleute zurückkehrten, wieder zu diesen gehören würde, was bedeutete da der Schreck, welcher ihn bei der Vorstellung ihres Fortgehens durchzuckte? War die Gegenwart der Fremden, waren ihre Schönheit und Anmut, ihr Lachen und Plaudern ihm bereits so notwendig geworden, daß er bei dem Gedanken an ihr Fortgehen erschrecken konnte, nicht anders, als wäre es für ihn ein Unglück?

Hier lag etwas, worauf er achtgeben mußte.

XX.

Früher war der geistliche Herr im Doktorhause häufig Gast gewesen. Er kam wie ein Zugehöriger vor und machte es sich und den Hausbewohnern behaglich. Blieb er einmal einige Tage aus, so war es gleich, als ob im Hause etwas nicht in Ordnung sei, als ob das Beste des Hauses fehlte. Die Doktorleute hätten leichter im Winter den Ofen missen können, als den Herzenswärme spendenden Freund. Alkibiades lief dann ins Pfarrhaus und that dort, als ob ihm und seiner Frau durch des Herrn Pfarrers Ausbleiben ein Unrecht geschehen wäre. So war es früher gewesen.

Seit einiger Zeit hatte sich das geändert: seitdem im Doktorhause die Fremde war. Anfänglich, als für die Verwundete noch Todesgefahr bestand, kam der geistliche Herr jeden Tag, fragte nach und sorgte sich mit seinem lieben Cenzl um das Leben des jungen schönen Wesens. Dieses wurde gerettet, stand auf vom Krankenbette, ging im Hause umher, begann um den Herrn des Hauses seine Zauberkreise zu ziehen: enger, immer enger! Allmählich wurden die Besuche des geistlichen Herrn seltener und seltener; und da Alkibiades seine Abende jetzt immer — ganz gegen seine Gewohnheit — zu Hause verbrachte, so trafen sich die beiden Freunde nunmehr auch im Herrenstübl nicht. Anfangs ging der Doktor einigemal nach dem Pfarrhause, um zu hören, weswegen der Herr Pfarrer ausblieb; aber später unterließ er diesen Gang. Wenn seine Frau ihn dazu aufgefordert hätte, wäre er gewiß gegangen; aber Frau Crescenz that nichts dergleichen, schien die so auffällige Abwesenheit des treuesten Freundes gar nicht zu bemerken, erwähnte sie gegen ihren Mann mit keiner Silbe. Auch Alkibiades schwieg darüber.

Übrigens machte er sich über das Aus-

bleiben des Pfarrers sehr wohl Gedanken; nur daß es nicht die richtigen waren und daß er sich seltsamerweise scheute, mit seiner Frau davon zu sprechen. Er nahm sich vor, mit dem Freunde zu reden. Immer wollte er zu ihm gehen und ihn fragen: „Was ist das nur mit Ihnen? Warum kommen Sie jetzt gar nicht mehr zu uns?“ Wie das so geht, blieb es bei der Absicht; und wenn Alkibiades sich einmal ganz ernstlich vornahm: „Heute gehst du zum Pfarrer und sprichst mit ihm“, so kam sicher etwas dazwischen; irgend eine Erkrankung oder die Verschlimmerung eines seiner Patienten oder sonst etwas. Kurzum, er kam nicht dazu. Wenn die beiden jetzt sich sahen, so trafen sie sich an dem Bette eines schwer Kranken oder Sterbenden. Die Gelegenheit war dann zu ernst, um andere Interessen und Gespräche zu haben, als die Sache sie erforderte. Aber das fühlte Alkibiades auch in solchen Stunden: zwischen ihn und die ehrwürdige Priestergestalt war etwas Kaltes, Fremdes und Dunkles getreten, welches auf ihre gute Kameradschaft einen schweren Schatten warf.

Was war es nur?

Er grübelte darüber und fand es nicht. Bisweilen war es ihm, als wenn er es finden müßte, sobald er nur ernstlich suchen wollte. Jene seltsame Scheu, die ihn nicht dazu kommen ließ, über sich selbst nachzudenken, hielt ihn jedoch stets ab, den ernsten Willen zu haben. Sie glich einer quälenden Angst vor einer Wahrheit, die er nicht würde ertragen können; sie war das dumpfe Ahnen einer Schuld, der er nicht wagte einen Namen zu geben — jetzt noch nicht!

Unter des Doktors Patienten befand sich die Hochbäuerin. Sie war noch eine junge Frau, aber durch schwere Kindbetten, harte Arbeit und viele Entbehrungen frühzeitig gealtert. Seit zwei Jahren war sie siech. Sie konnte keine Arbeit mehr thun, aus dem Bette nicht aufstehen, hatte qualvolle Tage und schlaflose Nächte. Der Hof war einer der am höchsten gelegenen, der Hochbauer einer der Ärmsten der Gemeinde. Dazu kamen viele Kinder, schlechte Jahre, der Absturz der besten Milchkuh und seit zwei Jahren die sieche Bäuerin. Der Hochbauer war ein frischer, fröhlicher Mensch gewesen, der mit seiner jungen, hübschen und tüchtigen Frau gut gehaust hatte. Jetzt war er ein verdrossener und verbitterter Mann geworden, der die kranke Bäuerin als Last empfand, wie mit gelähmtem Geist und mit gelähmten Händen umherging, seine Kinder wild aufwachsen, seinen Hof verkümmern ließ und oft tagelang nicht zu sehen war, weil er in irgend einer Spelunke Wildaus so lange Branntwein trank, bis er sein Elend im Rausche vergaß.

Kam er nach Haus, so schlug er seine Kinder und gab alle Schuld an seinem Unglück seiner kranken Frau, die darauf nie etwas anderes entgegnete, als: „Ja, ja, du hast recht. O du armer Mann. Wenn du doch von mir erlöst würdest; wenn ich doch sterben könnte. O du mein guter armer Mann. Vergib mir nur. Um meiner vielen Leiden willen vergib mir.“

Dann dingte die kranke Bäuerin eine Magd. Sie suchte lange, bis sie eine fand, die ihr recht schien. Es war eine Person voller Lebenskraft wie eine junge Tanne, selbst auf dem einsamen Wildhofe immer guter Dinge und heiter wie ein wolkenloser Sommertag. Seitdem die junge kräftige Magd im Hause war, ging es besser. Es ging viel besser! Die Kinder trugen wieder gereinigte und geflickte Wäsche; der Fußboden wurde wieder gescheuert; es kam wieder ein gut zubereitetes Essen auf den Tisch; der Mann erwachte wieder zum Leben und zur Thätigkeit, und anstatt ins Wirtshaus zu laufen, blieb er auf dem Hofe, wo die junge kräftige Magd hantierte, als ob sie die Bäuerin wäre. Bisweilen konnte die Sieche die beiden draußen singen hören. Sie lag im Bette, lauschte auf den Gesang, und über ihr welkes Gesicht ging ein stilles Leuchten.

Alkibiades sah möglichst oft nach der Kranken, brachte Arzneien und Stärkungen, sprach dem Manne zu, nicht alle Hoffnung aufzugeben und guten Mutes zu sein. Bei dem Bauern gelang ihm die Täuschung bisweilen. Wenn dieser auch sagte: „Es müßte bald wieder besser werden, denn sonst —“; so war doch der Mann nach solchen Gesprächen mit dem Arzt weniger verzagt und mit einem Schimmer von Lebensfreude und Güte gegen sein schwer leidendes Weib. Als jedoch die Besserung nicht bald erfolgte, wurde es um so schlimmer, bis dann die junge kräftige Magd ins Haus kam und es bisweilen geschah, daß die Kranke auf den Gesang der beiden lauschte.

Die Braut. Nach dem Gemälde von D. Y. Cameron.
(Berliner Secession 1900.)

Alkibiades hatte längſt gemerkt, daß die Bäuerin ſeine Arzneien nicht einnahm und den Wein, den er ihr brachte, heimlich fortſchüttete. Wenn er ſie tröſtete, ſo ſah ſie ihn mit einem troſtloſen Blicke an und ſagte leiſe: „Der arme Mann. Wenn ich doch nur ſterben könnte. Ach, der arme Mann.“

Für keine der vielen Patienten ihres Gatten fühlte Frau Crescenz ſolche Teilnahme wie für die Hochbäuerin. Alkibiades mußte ihr genauen Bericht geben; ſie ſchickte für die verwahrloſten Kinder Wäſche und Kleidungsſtücke, für die arme Kranke Speiſen und Wein hinauf.

Einmal ſagte ihr Mann: „Sie ſchüttet den Wein ja doch nur fort.“

„Das ſollteſt du nicht zulaſſen. Der Wein ſtärkt ſie ja doch.“

„Sie will nicht geſtärkt werden.“

„Sie will nicht?“

„Sie will ſterben.“

„Sterben? Aber ihr Mann!“

„Eben ihres Mannes wegen will ſie ſterben.“

„O, ihres Mannes wegen ... Behandelt der Mann ſie jetzt wieder ſo ſchlecht?“

„Jetzt iſt er beſſer zu ihr.

„Und ſie will doch ſterben?“

„Sie weiß wohl, daß ſie nicht wieder geſund werden kann, daß ſie ihr Leben lang ſiech bleiben wird. Da möchte ſie lieber ſterben.“

„Weil ſie ihrem Mann eine Laſt iſt?“

„Nun ja. Es iſt eine merkwürdige Frau.“

„Iſt ſie nicht eiferſüchtig?“

„Auf wen?“

„Auf die junge Magd.“

„Ach ſo, auf die? Ich glaube nicht, daß ſie eiferſüchtig iſt. Nein, gar nicht! Ich glaube im Gegenteil, ſie iſt froh, daß ihr Mann nach ihrem Tode gut verſorgt ſein wird — wenn ſie wirklich ſterben ſollte. Sie denkt nur an ihren Mann und an ihre Kinder, die Arme.“

„Und du meinſt, daß ſie noch lange wird leiden müſſen?“

„Sie kann länger leben als ihr Mann.“

„Sagteſt du nicht, ſie erdulde wahre Qualen?“

„Wahre Qualen! Aber daran denkt ſie nicht. Sie denkt nur an ihren Mann. Sie iſt wirklich eine ſehr merkwürdige Frau — für eine Bäuerin.“

„Sie hat ihren Mann eben lieb. Dabei iſt doch nichts Merkwürdiges. Auch nicht für eine Bäuerin.“

„Aber daß ſie ſogar ihre Kinder verlaſſen will! Es iſt immerhin merkwürdig.“

„Nur natürlich,“ meinte Frau Crescenz mit einem ſtillen Lächeln.

Eines Tages begleitete Domenika den Doktor zu der kranken Hochbäuerin. Als dieſe die junge Italienerin ſah, fragte ſie den Arzt: „Das iſt wohl Eure zweite Frau? Mir iſt die erſte lieber, und Euch wird ſie's auch noch einmal ſein.“

Alkibiades glaubte, die Kranke ſpräche im Fieber, wurde jedoch trotzdem geiſterhaft bleich. Er ſchickte Domenika hinaus, beugte ſich über die Bäuerin, mußte ſich aber überzeugen, daß ihre Gedanken klar waren. Er ſagte mit möglichſter Ruhe: „Meine Frau lebt, und ich werde nur dieſe eine Frau haben. Das fremde Mädchen iſt eine arme Waiſe, die uns anvertraut ward und für die ich und meine Frau Sorge tragen. Ihr müßt nicht ſolche Reden führen.“

Aber die Kranke blieb dabei: „Wenn Eure Frau jetzt auch noch lebt, wird das braune Mädchen doch einmal Eure zweite Frau, und Ihr werdet die erſte mehr lieben als ſie. Ihr werdet Eure erſte Frau erſt lieben, wenn Ihr die zweite habt. Bei meinem Mann wird es anders ſein; mein Mann wird ſeine zweite Frau gern haben. Das freut mich. Mein Mann wird es einmal beſſer haben als Ihr. Dafür werde ich dem Himmel auf meinem Sterbebette danken.“

Da entfuhr es dem Arzt: „Was redet ihr nur immer vom Sterben! Ihr habt eine Krankheit, an welcher der Menſch nicht ſtirbt, bei welcher Ihr hundert Jahre werden könnt. Jetzt wißt Ihr's.“

„Jetzt weiß ich's. Ja, ach ja; jetzt weiß ich's. Mein armer Mann. Wenn ich doch nur ſterben könnte. Ach, mein armer Mann!“

Und ſie ſtöhnte auf.

Als Alkibiades ſich zum Gehen wandte, ſah er, daß der Hochbauer im Zimmer war. Er ſtand bei der Thüre, ſtarrte auf die ächzende Frau und regte ſich auch dann nicht, als der Doktor hart an ihm vorbeiging. Im Flur hörte ſich dieſer von dem Bauer mit erſtickter Stimme angerufen: „Alſo es iſt ſo, wie Ihr geſagt habt?“

„Was soll so sein?“

„Daß sie uralt werden kann?“

„Ja, Bauer.“

„Und doch nicht wieder gesund?“

„Nein, Bauer.“

„Nun, dann. . .“

„Was und dann?“

„Mein Haus und die Kinder.“

„Ich kann Euch nicht helfen, Bauer.“

„Das könnt Ihr freilich nicht.“

„Ihr habt ja jetzt die Magd.“

„Die habe ich freilich. Es ist ein Glück, daß ich die habe.“

„Ihr müßt es ertragen.“

„Freilich, freilich.“

Alkibiades ging. Vor dem Hause fand er Domenika bei der jungen Magd, die ein altes Kupfergefäß scheuerte und ganz rot im Gesicht war von der Anstrengung des Reibens. Sie trug sich sauber und hatte ein Gesicht, so frisch und kräftig wie ihr Wesen. Alkibiades sah den Blick, mit dem der Bauer die junge Magd ansah; und da ihm in demselben Augenblick das Bild der kranken Bäuerin vor die Seele trat, so fühlte er etwas, das beinahe wie Grauen war. Er rief Domenika zu, daß er Eile hätte, und ging ohne Gruß davon.

XXI.

Am Tage des Christabends meldete der Bauer dem Doktor, daß es mit seiner Frau zu Ende ging. Der Mann versuchte, eine feierliche und betrübte Miene zu machen, was ihm jedoch schlecht gelang. Auf seinem Gesicht stand deutlich geschrieben: „Gottlob, daß es zu Ende geht — endlich! Gottlob, daß ich die Last endlich los werde! Gottlob, daß ich nun die andere heiraten kann, die Junge, Gesunde und Starke!“

Frau Crescenz kam dazu, als der Hochbauer mit dem Doktor sprach. Sie schaute dem Mann der Sterbenden steif ins Gesicht und wurde dabei so bleich, wie wenn sie selbst auf ihrem letzten Lager läge. Als der Bauer ihr zuthunlich die Hand nehmen wollte, zuckte sie mit der ihren zurück.

Alkibiades konnte nichts mehr helfen, wollte aber doch mit dem Bauern gehen. Den geistlichen Herrn hatte dieser bereits benachrichtigt; bei der Kirche begegneten sie ihm mit dem Ministranten; und es wollte dem Doktor erscheinen, als würde er heute von seinem alten Freunde mit einem fast strengen Ernste gegrüßt.

Durch die winterliche Öde des Thales ging der kleine Zug dem Gebirge zu. Der Pfarrer im Amtsgewand trug das verhüllte Heiligtum, welches einer armen Seele den letzten Trost spenden sollte. Voraus schritt der Knabe und läutete das Glöcklein; Alkibiades ging zuletzt mit dem Bauern, der die üblichen Gebete abmurmelte, mit Gedanken, die nichts wußten von dem, was die Lippen mechanisch hersagten.

„Bald kann ich die andere heiraten, die Junge, Gesunde und Starke. Gottlob, daß es endlich so weit ist!“

Auch Alkibiades wußte, daß der Mann an seiner Seite so dachte.

Aus den Häusern traten die Leute, um den göttlichen Leib ehrfurchtsvoll zu grüßen. Die Frauen knieten nieder in den frisch gefallenen Schnee, der das armselige Dorf mit einem unirdischen Schein umfloß, mit einem rechten Weihnachtsglanz vom Himmel herab.

Schon gleich hinter dem Dorfe begegneten sie keiner Seele mehr. Die einzigen Menschen ringsum, schritten sie durch den feierlichen Glanz des Wintertages, in dem tiefen Schweigen der begrabenen Natur. Gern wäre der geistliche Herr geeilt, um der mit dem Tode Ringenden möglichst schnell die letzte Labung zu bringen. Aber es war müselig, durch den frischen Schnee sich Bahn zu brechen, das hehre Heiligtum mußte behutsam gehalten werden, und sein Träger fühlte heute wieder einmal, daß er ein Greis war.

Mit gedämpfter Stimme erkundigte sich jetzt Alkibiades bei dem Bauern, wie das Ende denn so schnell und plötzlich gekommen sei? Es hätte ja noch lange dauern können, Jahre und Jahre.

Wie es gekommen war? In der Nacht war sie plötzlich aufgestanden.

Aufgestanden, sie? Sie wußte ja doch, daß sie das nicht durfte, daß es ihr Tod sein konnte.

Sie that es aber doch. Heimlich stand sie auf, heimlich auf bloßen Füßen schlich sie aus dem Zimmer, hinaus in die Küche, und zündete auf dem Herde Feuer an.

Die todkranke, zu Tod ermattete Frau? Das konnte nicht möglich sein! Woher hätte sie die Kraft nehmen sollen?

Sie that es eben doch.

Was wollte sie in der Küche?

Das Weihnachtsgebäck backen, die Christkrapfen. Ihr Mann, ihre Kinder sollten zum Christabend noch einmal essen, was die Mutter gebacken hatte.

Und — hatte sie die Krapfen gebacken?

Freilich! Eine mächtige Schüssel voll. Prächtig waren sie geraten, — so gut wie noch niemals. Sie hatten schon davon gegessen: die Kinder und auch er, ehe er ins Thal hinunter stieg, um den geistlichen Herrn zu holen . . . Ja, ganz prächtig waren die Krapfen! Schade um die Frau. Es war eine brave Frau, bis sie — nun, bis sie eben siech ward.

Und alle hatten sie am Morgen von den Krapfen gegessen! Nur die Annamirl, die Magd, wollte keinen Bissen anrühren. Und die Krapfen waren doch prächtig.

Aber die Frau, die todtkranke Frau?

In der Küche hatte ihr Mann sie gefunden. Sie lag beim Herde, auf dem noch das Feuer brannte. Mit bloßen Füßen, im dünnen Rock lag sie auf dem kalten Stein. Und die Weihnachtskrapfen lagen prächtig braun gebacken in der Schüssel, die sie vorsorglich warm gestellt hatte. Dann war sie wohl gleich hingefallen — als die Krapfen fertig waren.

Und er hatte gar nicht gemerkt, daß sie aufgestanden war? Er schlief doch in dem nämlichen Zimmer? Es war schlechterdings unmöglich, nichts gemerkt zu haben, wo sie sicher gestöhnt hatte, ganz jammervoll gestöhnt! Konnte sie sich doch selbst im Bette nur unter wahren Qualen bewegen.

Er hatte jedoch nichts gehört — gar nichts! Die ganze Nacht über keinen Laut.

Aber er wandte sich ab. Da wußte Alkibiades denn — die arme todkranke Frau, die so gern sterben wollte, damit ihr „armer Mann“ die junge Magd heiraten könnte. Nun und jetzt starb sie, nachdem sie für Mann und Kinder die Weihnachtskrapfen gebacken.

Gott weiß, wie ihm plötzlich der Gedanke kommen konnte: „Auch deine Frau könnte so sterben!“

Er blieb stehen, atmete schwer, ließ die anderen voraus gehen, folgte dann langsam, fast schwankend.

Lange mußte der geistliche Herr, das Heiligtum behutsam in beiden Händen haltend, mühselig schreiten und steigen. Sein Gewand hatte er hoch aufgeschürzt. Wenn seine Kräfte zu erlahmen drohten, so gedachte er der Sterbenden, der er den letzten irdischen Trost bringen sollte, und ihm war's, als fühlte er sich von dem göttlichen Leib des gekreuzigten Herrn gehalten und emporgezogen.

Als sie die hohe Halde erreichten, darauf der Hof unmittelbar unter den Felsenmulden des Weißen Kaisers lag, kam die junge Magd ihnen entgegen gelaufen, laut heulend und schon von weitem ihnen zuschreiend, sie sollten sich eilen, sonst würde es zu spät! Das Weib konnte sich besser verstellen, als der Mann es vermochte, welcher ihr einen scheuen Blick zuwarf und dann sofort wieder zu beten begann, noch heftiger und gedankenloser.

Die Kinder fürchteten sich, kauerten dicht aneinander gedrängt vor dem Hause und schauten aus großen erschrockenen Augen dem kleinen Zug entgegen. Als sie die Magd so kläglich weinen hörten, begannen sie auch zu schluchzen. Die Magd lief zu ihnen, streichelte an ihnen herum und jammerte: „Du armes Gewürm! Jetzt müßt ihr euer Mutterle eingraben lassen, euer gutes Mutterle! Aber seid nur ruhig. Euer Mutterle bittet schon bei der Himmelsmutter für euch! . . . Krapfen sind auch noch da und morgen back' ich euch Rohrnudeln. Recht fette! Ach du armes, mutterloses Gewürm!“

Der Priester begab sich sogleich in das Sterbezimmer, den anderen bedeutend, zu warten, bis er sie rufen ließ. Die Bäuerin lag bereits in den letzten Zügen, hatte die Augen weit offen, sah mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Sehnsucht dem Heiligtum entgegen und war bei vollem Bewußtsein. So konnte sie denn ihre letzte Beichte ablegen.

„Geistlicher Herr, ich bin eine große Sünderin.“

„Ihr habt schwer gelitten, Hochbäuerin. Der Herr wird Euch Euere Sünden verzeihen.“

„Ich wollte sterben, geistlicher Herr. Und weil ich nicht sterben konnte, so wollte ich mir selber ein Leids anthun.“

„Weswegen wollet Ihr so eigenmächtig aus dem Leben gehen?“

„Ach, mein armer Mann. Ihr wißt ja doch, wenn ein gesunder und kräftiger

Mann ein sieches Weib hat. Er ist doch auch nur ein Mensch. Das Haus, die Kinder! Meine armen Kinder mit einer siechen Mutter, die der Himmel nicht sterben läßt. Verzeiht mir meine Sünde und gebt meinen Mann mit der Annamirl zusammen, geistlicher Herr! Laßt sie nicht lange warten. Es ist besser, wenn sie bald, recht bald zusammenkommen ... Wie bin ich froh, daß ich sterben kann. Das ist heute für mich ein gesegneter Tag ... Ja, ach ja! Und Krapfen habe ich meinen Kindern auch noch einmal gebacken — zur heiligen Weihnacht."

Dann wurde die Hochbäuerin mit dem Sterbesakrament versehen, nachdem der Priester ihr im Namen des Herrn ihre letzte Sünde vergeben hatte ... Als der Bauer die Kinder zu der sterbenden Mutter brachte, sagte die Bäuerin zu ihrem Mann:

„Du hast mich gern gehabt, Tonei. Und du hast viel Geduld mit mir haben müssen. Für dein gutes Gernhaben und für deine viele Geduld danke ich dir in meiner Sterbestunde. Viele Messen brauchst du für meine arme Seele nicht lesen zu lassen. Der Himmelsvater wird sich meiner gewiß erbarmen, daß ich aus dem Fegefeuer bald herauskomme. Laß für das Geld, welches die heiligen Messen kosten würden, den Kindern ein neues Gewand machen; das alte ist bereits gar so schlecht. Ihr braucht mich nicht in meinem guten Anzug zu begraben. 's wär' schad darum. Meinen guten Anzug mag die Annamirl tragen, wenn sie dein Weib wird ... Ja, und die Kinder. Ihr werdet den Kindern gewiß erzählen, daß ihre erste Mutter für sie zur Weihnacht noch einmal Krapfen gebacken. Und wenn übers Jahr die Annamirl sie bäckt, soll sie frisches Fett dazu nehmen. Sonst geraten ihr die Krapfen nicht."

Bald darauf schlief die Hochbäuerin ein. Sie verschied mit einem Lächeln, wie ein müder Mensch, der sein Tagewerk vollbracht hat.

— — — — — — — — — —

Es dämmerte bereits, als der geistliche Herr mit Alkibiades hinunterstieg. Der Doktor trug ein schweres Herz mit sich herab der Nacht entgegen. Unablässig sah er im Geiste die Augen der sterbenden Bäuerin auf ihren Mann gerichtet: ohne den Schatten einer Anklage in dem brechenden Blick; unablässig mußte er denken: „Jetzt sind die beiden froh; jetzt hat der Bauer die junge Magd; jetzt freuen sie sich, daß sie bald werden Hochzeit halten können. Sie freuen sich, und der arme tote Leib ist noch nicht einmal erkaltet.'

An diesem Sterbelager hatte Alkibiades einen Blick in den Abgrund der menschlichen Natur gethan, und er fühlte sich von einem Schauer ergriffen. So konnte es auf der Welt zugehen, dahin konnte der Mensch gelangen — dahin! Und wie ein Mensch dahin gelangen konnte? Ohne im Grunde genommen ein schlechter Mensch oder gar ein Verbrecher zu sein. Der Bauer, der jetzt an der Leiche der Frau, welche die Mutter seiner Kinder gewesen, das Gegenteil von Trauer empfand, war einst ein wackerer Mann; er hatte einstmals sein junges, braves Weib gern gehabt, mit ihm in einer friedlichen Ehe gelebt. Aber dann trat die Prüfung an ihn heran; dann kam die Versuchung in sein Haus, und dann — Ja! Und dann starb die Frau den Opfertod, ohne in ihrem letzten Blick etwas anderes als Liebe für ihren Mann zu haben, der froh war, daß es endlich ein Ende genommen. Und ein schlechter Mensch war er darum doch nicht — nein, nein!

Alkibiades erschrak. Wie kam er dazu, einen Mann, der über den Tod seiner Frau nichts als Freude empfand, zu verteidigen? Noch dazu entschuldigte er ihn mit solcher Heftigkeit, solchem leidenschaftlichen Verlangen nach Erklärung, nach — Entschuldigung. Anstatt voller Abscheu sich abzuwenden, entschuldigte er! Wie kam er überhaupt dazu, über den traurigen Vorfall in solcher Art sich zu erregen, so im Tiefsten sich packen zu lassen? Was hatte er mit jenem Menschen gemein?

Etwa eine heimliche Schuld?!

Und gerade, als wäre er ein Schuldiger, benahm sich an seiner Seite der geistliche Herr, ohne ihn eines Wortes zu würdigen, ein Schweigen, welches nur zu beredt einer stummen Anklage glich. Alkibiades beschleunigte seinen Schritt. Sogleich blieb sein Begleiter hinter ihm zurück, augenscheinlich froh, seiner Gesellschaft enthoben zu sein.

Ein dumpfer Groll bemächtigte sich der Seele des Arztes. Was hatte er denn gethan? Sein ganzes Denken, sein ganzes Leben gehörte seinen Kranken und Leidenden.

Sein ganzer Mensch ging auf in seinem schweren Berufe. So sehr ging derselbe darin auf, daß für sich selbst, für sein eignes Glück nichts übrig blieb — rein gar nichts! Alles, was er sich gönnte, war, daß er in seinem grauen und öden Heim bisweilen ausruhte in dem Anblick des jungen fremdartigen Geschöpfes, welches für ihn die Schönheit verkörperte, jene Schönheit, die einstmals in leuchtenden Tempeln als Gottheit verehrt ward. War das etwa unrecht? Konnte das Sünde und Schuld sein? Wem unter einem wolkenlosen Himmel in einem unirdischen Glanz, ein ungeheueres Schweigen, der feierliche Friede eines Festabends schwebte wie ein Gotteshauch über der ruhenden Erde. Alkibiades fühlte sich plötzlich von einer leidenschaftlichen Sehnsucht ergriffen, die Augen zu schließen und von der großen Stille seine wild erregte Seele einschläfern zu lassen. Aber dann kam der geistliche Herr.

„Was that ich? Was haben die Leute gegen mich? Was haben Sie gegen mich?

Aus unserer Studienmappe:

Riva delle Zattere (Schiffswerft bei Venedig). Nach der Ölstudie von Ludwig Dill.

nahm er dadurch etwas? Seiner Frau? Hatte er durch diese Anbetung von etwas Göttlichem gegen seine Frau gesündigt — auch nur in seinen geheimsten Gedanken?

Nein! Noch nicht — noch nicht!

Er blieb stehen und erwartete den geistlichen Herrn. So schnell war er vorausgegangen, daß er eine lange Weile harren mußte. Er schaute um sich. Die Dämmerung hatte stark zugenommen, blaue, schwere Schatten sanken auf die winterliche Welt herab, die höchsten Alpengipfel leuchteten

Weshalb meiden Sie unser Haus? Bin ich ein Übelthäter? Warum sagen Sie es mir dann nicht? Warum klagen Sie mich nicht an, damit ich mich rechtfertigen kann? Denn ich kann mich rechtfertigen!“

Alkibiades sprach mit stockendem Atem, mit heiserer Stimme, die Worte mühsam hervorstoßend. Auch jetzt blieb er noch stehen, dadurch den anderen zwingend, gleichfalls nicht weiter zu gehen. Es war gerade noch hell genug, um dem alten Priester erkennen zu lassen, wie bleich das Gesicht des

Mannes war, der ohne Angriff sich so heftig verteidigte.

„Sprechen Sie! Aber so sprechen Sie doch!“ rief Alkibiades, da der Geistliche ihm stumm in die Augen sah. „Sie sollen sprechen — endlich!“

„Ich hätte längst mit Ihnen gesprochen, lieber Sohn; aber ich ward gebeten, zu schweigen.“

„Gebeten? Wer konnte Sie bitten, mit mir nicht zu reden, mich nicht zu beschuldigen? Wer?“

„Ihre Frau.“

„Wie kam meine Frau zu solcher Bitte? Sprachen Sie etwa mit ihr davon?“

„Wovon?“

„Von meiner Schuld, meiner Untreue, meiner Leidenschaft für das fremde Kind. Denn Sie wissen, daß es noch ein Kind ist; trotzdem — Aber Sie wissen es ja!“

„Ich weiß, daß Ihre Frau leidet, schwer und still; ich weiß, daß Sie gelitten haben, daß Sie jetzt leiden und noch schwer leiden werden. Und ich weiß, daß Ihre Frau recht hat: keine fremde Stimme, auch nicht die warnende Stimme eines Freundes, nicht die mahnende Stimme eines Priesters durfte Ihnen zurufen, sich auf sich selbst zu besinnen. Ihre eigne Stimme mußte zu Ihrem Mahner und Warner werden. Und, Gott sei gedankt, wurde sie das.“

„Glauben Sie?“

„Ja. Ich wartete lange darauf; ich wartete darauf voller Hoffnung und Angst.“

„Warum voller Angst?“

„Daß Sie nicht hören möchten.“

„O darum?“

„Wundersam, daß die Stimme Ihres Gewissens, Ihres Herzens gerade heute zu Ihnen reden mußte.“

„Sie meinen: an diesem Sterbebette?“

„Lieber Alkibiades, lieber, guter Freund!“

Da brach es aus dem so flehentlich, so angstvoll Angerufenen hervor, Qual und Groll zugleich: „Was verlangt Ihr von mir? Meine Frau und ihr alle, alle! Daß ich auf den letzten Rest von Glück verzichten soll? Jawohl: auf den letzten Rest! Denn wie Sie mich hier vor sich sehen, bin ich ein unglücklicher Mann.“

„Weil Sie eine gute Frau haben, die für Ihr Glück ihr Leben hingeben würde? Ihr Leben mit tausend Freuden, im Tode noch Ihnen zulächelnd, weil sie es für Sie hingeben durfte.“

Alkibiades fuhr zusammen, als hätte er einen Stoß empfangen, der sein Herz traf . . . Auch die Frau, an deren Sterbebett er soeben gestanden, deren letzten Blick er gesehen, hatte ein Lächeln, hatte Liebe, unermeßliche, unergründliche Liebe in ihrem brechenden Blicke gehabt. Und sie war nur eine Bäuerin gewesen, eine sogenannte grobe Natur.

Alkibiades stand, starrte dem alten Freunde totenbleich ins Gesicht, murmelte: „Ich bin ein unglücklicher Mann. Das bin ich! Daran kann ich nichts ändern. Längst bin ich zu dieser Erkenntnis gekommen. Auch zu der Erkenntnis, daß ein unglücklicher Mensch zugleich ein untauglicher Mensch ist — untauglich zur Arbeit, also zum Leben. Jetzt wissen Sie Bescheid, wie es um mich steht; und jetzt helfen Sie mir, der Sie ein Helfer der Mühseligen und Beladenen sind. Ja, und der Sie mein Freund sein wollen. Aber Sie können mir nicht helfen.“

„Sie werden sich selbst helfen. Wer sich selbst erkennt, *hat* sich bereits geholfen. Und dann werden Sie kein unglücklicher Mensch mehr sein; denn dann sind Sie ein starker Mensch. Unglücklich ist nur der Schwache und Feige.“

Alkibiades machte eine Bewegung, als wollte er die Hand seines Freundes fassen. Aber dann hielt er die seine zurück, nochmals die Frage hervorstoßend: „Was also verlangt Ihr von mir?“

„Zunächst, daß Sie ruhig nach Hause gehen. Ihre Frau erwartet Sie und — es ist Weihnachtsabend.“

„Was verlangt Ihr *dann* von mir?“

„*Dann*?“

„Aber so sagen Sie's doch!“

„Daß Sie das fremde, unheimliche Geschöpf aus Ihrem Hause entfernen. Wenn es Ihnen wirklich erst gesagt werden muß.“

„Ich soll das arme, verlassene Wesen aus meinem Hause jagen?“

„Das Mädchen muß fort,“ erwiderte der geistliche Herr mit starker Stimme, „oder —“

Aber er stockte plötzlich. Alkibiades vollendete den Satz: „Oder es könnte zu spät werden. Wie aber, wenn es schon zu spät wäre?“

Er sprach wie im Fieber. Alles in ihm war im Aufruhr. Der alte Herr rief ihm zu: „Aber, Sie Unglücklicher, so denken Sie doch an Ihre Frau!“

„Sie selbst hat das Mädchen zurückgehalten, als es noch Zeit gewesen wäre. Jetzt muß sie's tragen.“

„Was muß sie tragen? Daß das fremde Mädchen in ihrem Hause ihres Mannes —“

Alkibiades stöhnte auf, so tief und so schmerzlich, daß dem Priester die Worte auf den Lippen erstarben. Beide schwiegen, indessen es Nacht ward. Alsdann sagte Alkibiades, und er sagte es ganz gelassen:

„Sie haben recht. Ich danke Ihnen. Das Mädchen soll fort. Gute Nacht, gute Weihnacht.“

Mit raschen Schritten entfernte er sich. Er lief fast.

XXII.

Erst am heiligen Abend selbst war Frau Crescenz mit ihren Weihnachtsvorbereitungen fertig geworden. Das Klötzenbrot schien dermaßen trefflich geraten, daß sogar die scharfe mütterliche Kritik der Frau Amaranth seine Güte würde konstatieren müssen; die Keule eines jungen, fetten Schweines war als Festbraten bestimmt, und in sämtlichen blinkend hell geputzten Zimmern blühten weiß wie frischgefallener Schnee, weiß wie die frischgewaschenen Gardinen der Frau Doktorin, die ersten Christrosen.

Auch den Baum besorgte Frau Crescenz. In anderen Jahren hatte der Doktor es sich nicht nehmen lassen, seiner Hausfrau eigenhändig ein junges, schlankes Edeltännlein ins Haus zu bringen; aber für dieses Fest schien er alles seiner Frau überlassen zu wollen. Bis zum Christtag wartete Frau Crescenz mit dem Baum. Dann wurde ihr Mann zu der sterbenden Hochbäuerin gerufen, dann machte sie sich auf den Weg, um in dem Walde ihres Wirts von dessen Knecht das Tännlein schlagen und nach Hause tragen zu lassen.

An solchen Tagen machte sich Frau Crescenz keine anderen Gedanken, als über Dinge, die ihren Haushalt betrafen: sie hatte an solchen Tagen für andere Gedanken keine Zeit. Ihr ganzes Wesen war alsdann Thatkraft. Heute hatte sie seit dem Morgengrauen geschafft, und sie fühlte sich dadurch von einem heißen Lebensgefühl durchströmt. Es war doch schön, auf der Welt zu sein und seine Hände zu regen so recht nach Herzenslust!

Die scharfe Winterluft that ihr wohl, und sie freute sich, daß sie nach dem Walde tief durch den Schnee tappen mußte. Der Knecht ging voraus, um der Frau Doktorin mit seinen mächtigen Füßen einen Weg zu bahnen. Diese Pionierarbeit wäre indessen gar nicht notwendig gewesen. Frau Crescenz hätte sich selbst Bahn geschaffen und wäre der Schnee noch einmal so hoch gelegen. Mit dergleichen Hindernissen wurde sie gut fertig! Wofür hatte ihr denn der Himmel ihre lange Gestalt, ihre eckigen Gliedmaßen und ihre jetzt so robuste Gesundheit gegeben!

Daß man so gesund sein konnte und dabei doch —

Aber nein! Sie hatte zu solchen Gedanken keine Zeit. Heute nicht! Vielleicht kam bald einmal eine Stunde, in der sie Zeit haben würde, zu denken, nachzusinnen. Das wollte sie dann thun, so ernsthaft und rechtschaffen wie alles, was sie unternahm.

Einen Augenblick, als sie gerade ihre Jugend und Kraft wie einen glühenden Strom in sich fühlte, kam ihr die sterbende Hochbäuerin in den Sinn und weswegen die Frau starb, weswegen sie so gerne starb, gerade am Weihnachtsfest, wo die Menschen glücklich sein sollten. Nun, die sterbende Hochbäuerin war heute gewiß eine glückliche Frau.

Und plötzlich fühlte die kraftvolle, von Jugend und Leben durchglühte Frau einen Schmerz, daß sie stehen bleiben, Atem schöpfen und beide Hände gegen ihr Herz pressen mußte . . . Glücklich sollten die Menschen heute sein — alle Menschen; denn allen war heute das Heil geboren worden. Menschenglück war etwas so Heiliges. Es war zugleich etwas so Natürliches, so Naturgemäßes, daß der Mensch glücklich war. Weshalb, ach weshalb war sie, gerade sie, die in sich solche Kraft zum Glücklichsein fühlte — solch tief unglücklicher Mensch?

Jetzt hatte sie doch daran denken müssen!

Angelangt im Walde, bezeichnete sie dem Knechte den Baum. Während er die Tanne abhieb, stand sie daneben und schaute zu, wie die Axt in das weiche Holz drang, wie bei jedem Hiebe die Splitter flogen, jeder Hieb eine Todeswunde war bis der junge

Stamm mit einem Rauschen, das wie Ächzen klang, umsank.

Und er hätte ein starker Baum werden, hätte seine Zweige ausbreiten, seinen Wipfel aufsteigen lassen können. Die Tiere des Waldes hätten unter seinem Schatten ruhen, die Vögel in seinen Ästen nisten, die Menschen seiner sich freuen können. Damit war's nun vorbei.

Frau Crescenz kannte den Knecht gut. Es war noch ein junger Mann, erst seit einem Jahr verheiratet. Sein Bauer hatte nichts von einem verheirateten Knecht wissen wollen; obgleich dieser der Bravsten einer war und die Dirne, die er freien wollte, zu ihm das gute Gegenstück. Da hatte die Frau Doktorin für die beiden Leutchen gebeten, und der Frau Doktorin schlug in Wildau so leicht niemand etwas ab; selbst ein starrköpfiger Bauer nicht. Und so war denn das Pärlein zusammen gekommen. Bei der Hochzeit hatte die Frau Doktorin mit dem jungen Ehemann getanzt und mit der jungen Ehefrau tanzte der Herr Doktor. Dieser hatte ihr beigestanden in ihrer schweren Stunde, und die Frau Doktorin war des Neugebornen Patin geworden. Es war ein prachtvoller Junge! Heute holte sich der junge Vater für seinen Erstgebornen den ersten Weihnachtsbaum. Die beiden Tannen lagen gefällt auf der weißen Schneedecke; aber der Mann traf keine Anstalten, sie sich aufzuladen. Er stand neben der Frau Doktorin und sah sie an, als ob er etwas auf dem Herzen hätte. Frau Crescenz kannte die Art ihrer Landsleute, und da ihr das Wesen des jungen Menschen auffiel, so half sie freundlich, ihn gesprächig zu machen.

„Deinem Weib und eurem Buben geht es doch gut, Lenzei?"

O, denen fehlte nichts, denen ging's prächtig! Daß den beiden nichts fehlte, daß es überhaupt der ganzen Familie so prächtig ging, dafür hatten die jungen Eheleute, nächst den lieben Heiligen und der Himmelsmutter, nur der Frau Doktorin zu danken, nur dieser einzig und allein!

„Laß das doch, Lenzei. 's ist von Herzen gern geschehen. Wenn ihr zwei nur glücklich miteinander seid."

Das waren sie freilich. Und da sie beide gesund waren, überdies jetzt den Jungen hatten — — Aber das ganze Glück, samt dem Buben, dankten sie einzig und allein der Frau Doktorin; denn wer weiß, ob die lieben Heiligen und die Himmelsmutter es fertig bekommen hätten, sie zusammenzubringen. Indem ihr Bauer — das war einmal einer, ihr Bauer! Aber an dem Jungen hatte sogar ihr Bauer seine Freude. Es war freilich ein Prachtjunge!

„Dann ist's ja alles gut; dann bleibt nur miteinander so, wie ihr jetzt seid. Denn das Gernhaben und das Glücklichsein ist, nebst einem guten Gesund, eben doch das Beste vom Leben."

Das meinten auch die Kathi und der Lenzei. Genau dasselbe meinten sie wie die Frau Doktorin. Und was das Gernhaben anbetraf — o das! Darum that der Kathi und dem Lenzei denn auch die Frau Doktorin so leid. Gar so schrecklich leid that sie den beiden Glücklichen.

„Wie so das?"

Sie wußte gleich, wie der Mann es meinte. Aber sie frug ganz heiter. Nur ihre Seele erbebte. Ihre bebende Seele sollte jedoch kein Zucken ihrer Lippen verraten.

Da der Knecht stumm und verlegen vor ihr stand, so wiederholte sie ihre Frage: „Wie meinst du das, Sepp?"

O, er meinte das nur so. Sein Weib, die Kathi, meint es auch. Alle Leute in Wildau meinten es. Wie sollten sie es auch nicht? Den beiden that die Frau Doktorin eben gar so leid. Sie that es allen Leuten.

„Ich brauche euch nicht leid zu thun. Keinem Menschen auf der ganzen Welt! Sage das deinem Weib und den anderen. Ich weiß nicht, weswegen sie mich bedauern. Ich habe einen braven Mann, der mich von Herzen gern hat — gerade so gern, wie dein Weib dich; ich lebe mit meinem Manne sehr glücklich — gerade so glücklich wie dein Weib mit dir. Freilich haben wir keinen solchen kräftigen Buben wie ihr. Das wird's wohl sein, was die Leute meinen. Der Mensch kann indessen nicht alles haben. Darum sind wir aber doch sehr glücklich, ich und mein Mann. Und jetzt ist's Zeit, daß wir gehen."

Sie sah so heiter, so glücklich aus. Vollkommen gelassen hatte sie gesprochen, mit einem Lächeln auf den Lippen, mit jenem Lächeln, welches das häßliche Gesicht

Nachklänge. Bronzegruppe von Ernst Müller-Braunschweig.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

so verklärte, so schön machte. Der Mann war verwirrt, ganz verdutzt. Aber dann glitt auch über sein Gesicht ein Leuchten, und es brach eine helle Freude aus ihm hervor, daß es mit der Frau Doktor nicht so war, wie sein Weib, wie er selber und alle Leute es meinten; eine helle Freude darüber, daß sie ihnen und den Leuten nicht leid zu thun brauchte, daß sie mit ihrem Mann in einer guter Ehe lebte, daß alles nur Klatsch und Tratsch war.

Hatte er es den Leuten nicht gleich gesagt? Und auch sein Weib! Gleich hatten die beiden gesagt: ‚Alles ist ja nur Tratsch und Klatsch!‘ Die Leute hatten es jedoch besser gewußt, und sie hatten den Leuten schließlich glauben müssen. Aber jetzt sollten sie es von ihm zu hören bekommen. Und erst von der Kathi, denn die konnte reden! Und reden würde sie, so lant und so lange, bis die Leute sich schämen müßten, über den braven Herrn Doktor und die gute Frau Doktorin solchen Tratsch und Klatsch gemacht zu haben. Noch dazu wegen des hergelaufenen, fremden Frauenzimmers, das mit seinen schwarzen Augen hexen konnte — meinten die Leute.

Und in heller Freude hob der junge Riese die beiden stattlichen Tannenbäume auf seine Schulter, als ob es Spazierstöcklein wären; in heller Freude stampfte er mit seiner Last zurück durch den tiefen Schnee.

Langsam folgte Frau Crescenz, so langsam, daß sie hinter dem Knechte zurück blieb, weit zurück.

— — — — — — — —

Nein — daran hatte sie nicht gedacht! Niemals, und nicht in ihren geheimsten Gedanken, nicht in ihren trostlosesten Stunden hatte sie bedacht, daß die Leute darum wußten, darüber sprachen, daß sie und ihr Mann in aller Leute Munde waren, daß sie den Leuten leid that — sie allein, wie es schien.

Ein Gefühl von Schwere überkam sie. Eine Schwere war's, die sie zu Boden drückte.

Wo sie gerade ging, sank sie hin. Auf der weißen Decke des Schnees lag sie wie niedergeworfen, wie hingestreckt von einer erbarmungslosen Hand, sie, die noch soeben über dieselbe Stelle geschritten war und ihr Leben, ihre Jugend gefühlt hatte, gleich einer unzerstörbaren Kraft. Kraftlos lag sie jetzt da, mühsam ein Stöhnen erstickend.

Als stünde sie nackt vor allen jenen mitleidigen Leuten; als wären ihr von einer brutalen Hand die keuschen Hüllen abgerissen von ihrer Seele, Stück für Stück, bis sie dastand hüllenlos, in dem ganzen entblößten Jammer ihrer mit Füßen getretenen Liebe, ihres zermalmten Glückes, ihres vernichteten Lebens. Wie sie sich schämte, Gott im Himmel, wie sie sich schämte!

Aber sie schämte sich nicht vor den Leuten, sondern vor sich selbst. Sie schämte sich, weil sie es hatte geschehen, weil sie es hatte dahin kommen lassen, daß sie den Leuten, die sie in ihrem nackten Jammer sahen, leid thun mußte.

Wo blieb denn ihre vielgerühmte Kraft? Sie hatte nicht einmal Kraft genug besessen, um das traurige Geheimnis ihres Hauses und Herzens vor den Augen der Welt zu verbergen, vor diesen grausamen, unerbittlichen, untrüglichen Augen.

Auf den Gassen redeten die Leute bereits davon: ‚Wißt ihr's schon? Er hat sie nicht mehr lieb, er hat sie niemals lieb gehabt. Nur aus Mitleid nahm er sie zur Frau: weil sie gar so toll verliebt in ihn war. Jetzt kommt's heraus! Nun er eine andere im Hause hat, eine viel jüngere, eine tausendmal schönere, mit Augen, welche die Männer verhexen. Was wird jetzt daraus? Da bin ich doch neugierig. Die arme Frau, wie sie uns dauert!‘

Was wird jetzt daraus?!

Fort! Sie wollte fort! Fort aus ihrem Hause! Fort von ihrem Manne! Gleich wollte sie fort, heute noch! Zu ihren Eltern wollte sie zurück.

Ihre Eltern ...

Alle Leute wußten davon, sprachen, flüsterten darüber, und ihre Eltern hatten es ihr nicht gesagt? Verheimlicht hatten ihr ihre Eltern, daß sie mit ihrem Manne und der Freunden bereits in aller Leute Munde war. Sie wußten es gewiß schon seit langem, vielleicht schon vom ersten Tage an.

Zu ihren Eltern wollte sie! Nicht um bei ihnen Trost und Hilfe zu suchen, sondern um von ihnen Rechenschaft zu fordern.

Sie erhob sich. Es kostete ihr Anstrengung; förmlich aufraffen mußte sie sich. Als sie wieder auf ihren Füßen stand, schwindelte ihr. Ganz wirr war ihr zu Sinn. Sie wollte eilen, konnte aber nur langsam,

ganz langsam gehen, unsicher, fast schwankend. Kaum vermochte sie in dem Schnee, trotz der Bahn, die der Knecht ihr gemacht hatte, vorwärts zu kommen.

Sie mußte an ihrem Hause vorbei. Gleich wollte sie weiter, ohne stehen zu bleiben, ohne hinzusehen. Niemals wollte sie wieder zurück!

„Der Weihnachtsbaum, Frau Doktorin!"

Sie hatte nicht hingesehen; da hatte der Knecht, der vor der Thür auf sie wartete, es ihr zugerufen.

Richtig, ach richtig: der Weihnachtsbaum! Es war ja Weihnachtsabend! Daran hatte sie gar nicht mehr gedacht.

Am Weihnachtsabend konnte sie doch unmöglich das Haus ihres Mannes verlassen, um nie wieder zu diesem zurückzukehren.

Morgen wollte sie fort, übermorgen, sobald das heilige Fest vorbei war. Heute sollten ja wohl alle Menschen glücklich sein? Heute fort zu gehen, dafür fühlte sie sich zu schwach, dazu war sie zu feige.

Es hätte ihn doch etwas schmerzen können; denn gerade am Weihnachtsheiligenabend . . .

XXIII.

Als Alkibiades von seinem Gange nach Hause kam, begab er sich sogleich in sein Zimmer. Er bemühte sich, möglichst unbemerkt hineinzugelangen. Wenn seine Frau ihn gehört, wäre sie sofort gekommen, hätte sie sofort nach der Hochbäuerin gefragt; und ihm war's, als müßte seine Frau wissen, weswegen jene gestorben war: um einer anderen Platz zu machen.

Seine Frau hörte ihn aber nicht.

Im Zimmer brannte die Lampe, im Ofen prasselte das Feuer, vor den Fenstern waren die Vorhänge zugezogen. Wie behaglich es war! Auf einem kleinen Tische befand sich die Theemaschine und was sonst notwendig war. Auch frischer Kuchen. Das hatte seine Frau für ihn vorbereitet; gerade, als wüßte sie, daß er sie lieber nicht gleich sah, wenn er von der sterbenden Hochbäuerin nach Hause kam.

Auch im Kabinet nebenan brannte Licht und er fand alles zurecht gelegt, um sich umkleiden zu können. Warum war es denn heute der bessere Anzug? Richtig — es war Weihnachtsheiligerabend! Gerade an diesem hatte die kranke Hochbäuerin ihrem „armen" Manne und der jungen, hübschen Person das Geschenk ihres Todes gemacht, nachdem sie noch für die Kinder die Festkrapfen gebacken.

Mechanisch zündete der Doktor die Maschine an. Während das Wasser zu kochen begann, zog er sich um; mit möglichster Sorgfalt, um möglichst lange zu brauchen, um seiner Frau möglichst lange nicht vor die Augen zu kommen.

Was für Geschenke hatte er denn heute Abend für sie? . . . O, darüber konnte er ruhig sein. Noch niemals hatte er sie so reich beschenkt. Ein goldenes Armband mit einer Perle! Für ihren Gast, für das fremde Kind, hatte er nur eine feine Goldkette mit einem kleinen goldenen Kreuz genommen; und für seine Frau das schöne Armband! Er hatte wie ein Geizhals gespart, um seiner Frau dieses Jahr ein möglichst wertvolles Geschenk machen zu können. Sie sollte an diesem Weihnachtsabend nicht kärglich bedacht werden — gerade an diesem nicht! Gewiß würde sie sich sehr freuen; weniger über die Kostbarkeit des Geschenkes, als darüber, daß er ihrer gedacht hatte. Er kannte seine Frau — wie gut er sie kannte!

Er ging zum Schreibtisch, nahm beide Goldsachen heraus, öffnete die Etuis und betrachtete die Gaben . . . In diesem Augenblick fiel ihm ein, wie er beim Einkauf der Weihnachtsgeschenke gewünscht hatte, er könnte das schöne Geschmeide der anderen geben, der Fremden. Es war nur ein Augenblick gewesen. Wie ein Blitz hatte es sein Gehirn durchzuckt. Dann hatte er sogleich für die Fremde das bescheidene dünne Halskettlein erworben.

Nein — seine Frau sollte den Armreif, an dem ein solcher Gedanke haftete, nicht bekommen! Nichts sollte sie heute abend von ihm aufgebaut erhalten! Er wollte ihr etwas anderes geben, etwas Größeres, das Größte, was er ihr zu geben vermochte: die Entfernung des fremden Kindes aus seinem Hause, des Sonnenstrahls aus seinem düstern Heim.

Nach der Weihnachtsfeier, wenn sie von der Weihnachtsmesse zurückgekehrt waren, wenn er mit seiner Frau sich allein befand, wollte er ihr sagen: „Sie geht fort, sie soll fort gehen! Gleich — bald! Das verlangst du von mir; und was du von mir verlangst, soll geschehen. Die anderen ver-

langen es auch, aber um die anderen kümmere ich mich nicht. Die mögen reden! Doch du, du bist meine Frau, meine brave Frau; und ich, ich bin ein anständiger Mensch. Schließlich bin ich das — noch, bin ich das! Und ich will ein anständiger Mensch bleiben. Ich will nicht werden, was der Hochbauer war, der einmal auch ein anständiger Mensch war, und der heute sich freut, weil seine brave Frau starb — gerade am Weihnachtsheiligenabend! ... Nimm heute mein Geschenk, nimm mein Opfer. Es ist das Opfer meines letzten Restes von Lebensglück. Denn — ja, ja, ja! — ich bin ein unglücklicher Mann, und ich bin es, weil du meine Frau bist."

So wollte Alkibiades heute abend nach der Christmesse seiner Frau sagen.

— — — — — — — — —

Dann ließ die Frau Doktorin durch die Dienerin dem Herrn Doktor melden: er möge hinunter zur Bescherung kommen.

Alkibiades schloß das Armband wieder in seinen Schreibtisch, steckte das Schächtelchen mit dem bescheidenen Goldschmuck für die Domenika zu sich und begab sich in das Wohnzimmer. Hier befanden sich bereits Frau Amaranth und ihr asthmatischer Eheherr, der Wirt der Blauen Genziane. Frau Amaranth trug das violette Seidengewand, welches sie für die Hochzeit ihres Töchterchens hatte anfertigen lassen, und war vom Scheitel bis zur Sohle Steifheit und Würde, indessen der Gemahl in seinem langen, schwarzen Rock, unter dem überwältigenden Eindruck der Grandezza seiner Gattin, sich äußerst unbehaglich zu fühlen schien. Über sein Benehmen seinem Schwiegersohn gegenüber hatte der Biedere bis zum Augenblick von dem Erscheinen des Doktors scharfe Instruktionen empfangen, was seinen Gemütszustand nicht rosiger machte.

Weder Frau Crescenz, noch Domenika waren anwesend.

Wiederum begann es in dem Gemüt des Arztes zu wühlen und zu kochen: ‚Sie wissen es auch schon! Sie betrachten dich auch schon als Ehebrecher! Sie fordern auch von dir, daß du wieder ein anständiger Mensch wirst. Nun, sie werden ja sehen; o, sie sollen sehen, sehen!'

Er mußte gewaltsam an sich halten, um auch diesen beiden nicht zu sagen: ‚Seid ruhig! Ihr könnt ganz ruhig sein! Ich bringe das Opfer! Und niemand soll wissen, was es mich kostet; ihr am allerwenigsten; denn was verstündet ihr davon, die ihr nur den Stein aufheben und werfen könnt, ihr — Pharisäer!'

Dann ging die Thür auf und Frau Crescenz trat herein. Ihr folgte eine junge Dame im schwarzen Kleide. Im ersten Augenblick erkannte Alkibiades sie nicht; und als er sie dann erkannte, erstickte er mit Mühe einen Ausruf.

Domenika! War es möglich, daß es Domenika war? So verwandelt! Domenika, das halbwilde Geschöpf aus den Sabinerbergen, eine Dame?

Wie blaß das feine Gesicht zu dem dunklen Stoff aussah, wie zart der schlanke Hals aus der schwarzen Krause hervorschimmerte! Frau Crescenz selbst hatte das wie Abendröte leuchtende, reiche Haar geflochten und aufgesteckt. In schweren Strähnen legte es sich gleich einem glühenden Diadem um die weiße Stirne.

Und dieses, in dem modischen Gewande gelassen und anmutig, fast vornehm sich bewegende reizende Geschöpf war wirklich Domenika!

Noch fremdartiger, noch geheimnisvoller und bezaubernder als in ihrem bunten, phantastischen Sabinerkostüm stand sie jetzt vor ihm. Sogar Frau Amaranth konnte ihr Staunen nicht unterdrücken; und ihr Mann war unwillkürlich aufgestanden und mit einer Bewegung, einer Gebärde auf Domenika zugegangen, als müßte er einen jener vornehmen Gäste begrüßen, welche die Blaue Genziane so sehnsüchtig erwartete.

Alkibiades blieb stumm; aber er wandte kein Auge von der jungen Gestalt. Bald würde er sie nicht mehr sehen; bald würde er das Opfer gebracht haben.

Bis zu diesem Augenblick hatte er die ganze Größe desselben nicht zu ermessen vermocht; denn erst in diesem Augenblick wußte er, daß er es bringen mußte; wußte er, daß er Domenika liebte.

Er liebte sie leidenschaftlich; er liebte sie wie ein junger, heißblütiger Mensch seine erste Liebe, liebte sie ohne Maß, ohne Ende.

Ein Unrecht hätte er ihrethalben begehen können, ein Verbrechen. Und er hätte nicht einmal gefühlt, daß es ein Verbrechen war. Wie eine Offenbarung kam diese Erkenntnis über ihn in dem Augenblick, wo

er entschlossen war, sich für immer von dem Gegenstand seiner leidenschaftlichen Liebe zu trennen; und zwar von ihm sich zu trennen, um seiner Frau willen, die so still und blaß daneben stand, fast feierlich, mit einem Ausdruck, wie er an ihr nie gesehen.

Und noch niemals hatte er gefühlt, wie er von seiner Frau geliebt ward; beinahe so ohne Maß und ohne Ende, wie er Domenika liebte.

Auch die Liebe seiner Frau offenbarte sich ihm heute zum erstenmal in ihrer ganzen Größe; und das gerade in einem Augenblick, in dem er sich seiner Leidenschaft für eine andere zum erstenmal vollkommen bewußt ward.

Es half also nichts: seiner Frau wegen mußte das Opfer gebracht werden, auch dann gebracht werden, wenn er es selbst jetzt noch anders gewollt hätte!

XXIV.

Wieder einmal war die junge Sabinerin voll dumpfen Staunens über diese Deutschen.

Was für närrische Leute das waren, halb verrückt! Anstatt sie damals, als sie verwundet ward, in ein Spital, oder irgendwo sonst hin zu stecken, nahm der Doktor sie in sein Haus. Nun ja, er! Er war verliebt in sie, geradezu toll verliebt, gleich damals, als er sie das erste Mal sah. Sie merkte es sofort, wenn sie auch that, als gewahrte sie ihn überhaupt nicht.

Und als er dann immer nach dem Lager oder nach der neuen Straße kam, nur, um ihr zu begegnen, um sie von ferne zu sehen — wie närrisch er war! Sie lachte mit ihrem Schatz über den langen, verliebten, närrischen Deutschen, auf den ihr Schatz nicht einmal eifersüchtig war. Eifersüchtig auf solchen!

Jetzt war ihr Schatz tot — der Arme.

Und jetzt war sie bei dem langen, verliebten, närrischen Deutschen. Nun ja, da war sie! Und er war verliebter, war närrischer als je. Wenn sie zu ihm sagen würde: ‚Thue dies und thue das, und ich küsse dich dafür‘ — so thäte er dies und das, um sich dafür von ihr küssen zu lassen. Es war zu närrisch!

Aber was sollte sie wohl mit ihm anfangen? Mit einem verheirateten Mann! Ja, hätte er seine Frau nicht gehabt: dann — obgleich er so lang, so häßlich und närrisch war; vielleicht daß sie ihn dann trotzdem geheiratet hätte, um eine Dame zu werden. Aber so . . . Heilige Jungfrau, was hätte sie wohl mit ihm anfangen sollen? Nichts. Aber rein gar nichts!

Und die Frau Doktorin . . . Sie war in den häßlichen Menschen verliebt, wie dieser in sie, in die Domenika. Es war zu dumm und verrückt! Die Frau war noch verrückter als der Mann.

Weil der Mann so toll in sie verliebt war, pflegte die Frau sie wie eine Schwester. Gab es wohl auf der Welt etwas Verrückteres? Wäre sie, die Domenika, die Frau des langen, häßlichen Menschen gewesen, sie hätte der anderen, in die ihr Mann verliebt war und die er ihr ins Haus brachte, schön die Thür gewiesen. Auf die Straße hätte sie die andere gewiesen, ganz gleich, was aus ihr geworden wäre. Und ihrem tollverliebten Manne, dem hätte sie — in der Sabina wußten auch die Frauen, wozu man ein Dolchmesser brauchte.

Und jetzt! Jetzt war sie immer noch da! Noch immer konnte sie mit dem Manne anfangen, was sie wollte; noch immer wurde sie von der Frau gleich einer Schwester gehalten. Bald wurde es ihr langweilig.

Zu komische Menschen waren diese Deutschen! Da putzten sie einen Baum aus, bedeckten ihn mit Lichtern, gaben sich darunter Geschenke und machten dazu feierliche Gesichter. Das nannten sie dann: Weihnachten feiern. Zu Hause, in der Sabina, gingen sie in der Christnacht nach Tivoli in die Kirche, und wenn sie zurückkamen, kochte die Mutter Maccaroni. Damit war das Weihnachtfeiern fertig.

Die Doktorsfrau hatte ihr ein Kleid gemacht, als wenn sie eine Dame werden sollte, hatte sie herausgeputzt wie eine Puppe. Sie mußte lachen. Wenn die Leute in der Sabina sie sehen könnten, würden sie denken, es wäre Karneval und sie ginge zu einem Maskenfest. Da sie nun ja doch keine Dame werden konnte, da sie zum Frühjahr gewiß zu ihren Leuten zurückgeschickt werden würde, gewiß wieder Steine und Schutt schleppen mußte, so bedeutete das schwarze Kleid für sie in Wahrheit nichts anderes, als ein Mummenschanz. Und weswegen gerade schwarz? Sie liebte nur das Bunte. Könnte sie eine Dame werden, so würde sie nur rote, blaue und gelbe Kleider tragen, die

lang auf den Boden herabhängen und laut rauschen müßten.

Wirklich schade, daß der Doktor eine Frau hatte! Aber er hatte sie nun einmal. Wenn nun die Frau erkrankte und stürbe? ... Es werden so viele Menschen krank und so viele sterben! ... Der Doktor würde seiner todkranken Frau gewiß keine Medizin geben, die sie wieder gesund machte; der Doktor würde seine todkranke Frau sterben lassen, um sie, die Domenika, zu heiraten. Er würde sie ganz sicher heiraten — toll verliebt, wie er in sie war. Dann würde sie eine Dame, bekäme einen herrlichen Hut, trüge seidene Kleider, recht lange, bunte ...

Wenn die Frau doch krank würde, todkrank; wenn sie doch stürbe!

Dann brauchte sie auch keine Steine mehr zu schleppen, nie mehr!

Warum sollte die Frau nicht krank werden und sterben? ... Wenn nun sie, die Domenika, die Madonna um den Tod der Doktorsfrau bäte? Wenn sie der Himmelskönigin zwei Wachskerzen, recht hohe und dicke, gelobte? Wenn sie eine Wallfahrt thäte? Eine recht weite und recht mühselige: auf bloßen Füßen, auf den Knieen in die Kirche rutschend, bis an den Altar, jeden Stein des Fußbodens küssend, bis ihre Lippen bluteten ...

Warum sollte die Madonna die Doktorsfrau nicht sterben lassen? Für viele Gebete und zwei Wachskerzen und eine Wallfahrt auf bloßen Füßen! Und wenn sie gar für die Madonna ein seidenes Gewand und ein silbernes Herz gelobte; dann —

Ja, dann würde ihr die Madonna gewiß helfen, eine Dame zu werden ... In diesem Augenblicke war's, daß Alkibiades auf das junge Mädchen zutrat, in seiner Hand etwas Leuchtendes. Blassen Gesichts, unverwandt sie anblickend, legte er ihr das Leuchtende um den Hals. Seine Hand zitterte dabei.

„Gold!"

Domenika stieß einen lauten Freudenruf aus ... Gold strahlte um ihren Hals; Gold glänzte auf ihrer Brust; Gold, Gold!

Sie griff danach; sie faßte die Kette, das Kreuz, betastete es ... Gold, wirkliches Gold! Mit Augen und Mund lachte sie den Spender des beseligenden Metalls an. Ihre Hand auf dem Kreuze haltend, gelobte sie der Madonna zwei hohe, dicke Wachskerzen; gelobte sie die Wallfahrt auf bloßen Füßen; gelobte sie das seidene Gewand und das silberne Herz, wenn — die Madonna die Doktorsfrau zu Tode erkranken und sterben ließe.

— — — — — — — — — —

Wirt und Wirtin von der Blauen Genziane begaben sich nach der Bescherung nach Hause, um in eigner Person dem Gesinde die herkömmlichen Gaben zu überreichen. Das festliche Nachtmahl durfte erst nach dem Hochamt in der Kirche eingenommen werden; in der Blauen Genziane speisten heute, uraltem Brauche zufolge, Wirt und Wirtin mit den Leuten gemeinsam; bereits tags zuvor war dafür gebraten und gebacken worden.

Alkibiades hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, wo er noch für seine Patienten arbeiten und sorgen wollte; Domenika übte sich, in ihrem neuen Kleide langsam und feierlich einherzugehen, spielte mit ihrem Goldschmuck und lachte innerlich über die närrischen Deutschen. Frau Crescenz war sich selbst überlassen. Sie ging in ihr Schlafzimmer, warf einen Mantel über, hüllte ihren Kopf in ein Tuch und nahm den Korb, in welchen sie schon vorher ihre Weihnachtsgaben für den Herrn Pfarrer geordnet hatte: Selbstgebackenes, die von ihr gestickten warmen Hausschuhe und einige Pakete feinsten Tabaks, von jener Sorte, die der geistliche Herr nur an Sonn- und Feiertagen sich gönnte.

Jeden Weihnachtsheiligabend suchte sie ihren besten Freund auf. Also mußte sie auch heute gehen. Sie durfte sich nicht vergebens erwarten lassen — gerade heute nicht.

Es war ein eigentümliches Gefühl, mit dem sie ihr Haus verließ: niemand von denen, die drinnen waren, würde sie vermissen. Wenn sie morgen oder übermorgen ging, um nie wiederzukommen, so würde hinter ihr die Thür zufallen und — es war gut so. Sie hätte heute schon gehen können und nicht wiederzukommen brauchen. Die beiden, die sie zurückließ, würden die Thüre nicht öffnen, um sie zurückzurufen.

Nicht vermißt zu werden, niemals vermißt zu werden; auch nicht von einem einzigen Menschen! Nicht einmal von dem Manne, den sie liebte, den sie hatte glück-

lich machen, dem sie hatte ein Heim bereiten wollen; nicht nur in seinem Hause, sondern auch in ihrem Herzen. Und dann nicht einmal von diesem vermißt ...

Nein! Da sie ihn unglücklich gemacht hatte, auch nicht von ihm.

Sie wollte fort, zurück zu ihren Eltern. ... Wie hatte sie sich das eigentlich vorgestellt? Denn sie war eine viel zu praktische Natur, um sich bei ihrem Vorhaben nichts gedacht zu haben.

Sie ging fort, und die beiden blieben. Sie blieben zusammen — zusammen in dem Hause des Mannes, dessen Frau diesen verlassen hatte — ‚böswillig verlassen', wie es ja wohl hieß?

Vielleicht gaben die Leute ihr recht und ihrem Manne unrecht? Was dann? Dann alle Schuld auf ihren Mann, alle! Durfte sie das zugeben? Warum nicht? Was kümmerte es sie, wenn die Leute ihrem Manne alle Schuld beimaßen, wenn sie ihn deswegen verachteten.

Ihn verachteten? Ihren Mann verachteten, weil sie ihn nicht hatte glücklich machen können, weil er sie nur aus Mitleid zu seinem Weibe genommen, weil er sie nicht liebte, weil er eine andere liebte — seiner Natur nach lieben mußte! Und dann deswegen von allen Leuten verachtet zu werden; er, der allen Leuten Gutes that ...

Durfte sie das geschehen lassen?

Und das geschah! Wenn sie von ihrem Manne fortging, so geschah es. Morgen ihren Mann verlassend, überließ sie ihn schon morgen der Verachtung der Welt.

Wahrscheinlich war ihm daran nichts gelegen; gewiß verachtete er die Verachtung der Welt.

Das konnte er jetzt thun; aber ob es immer so bleiben würde?

Er war stolz, er hielt auf seine Ehre. Eines Mannes Stolz und Ehre sind sein Bestes. In ihres Mannes Leben würde eine Stunde kommen, in welcher er seinen beleidigten Stolz, seine verletzte Ehre wie eine Todeswunde fühlen würde; eine Stunde, in welcher er die jetzt verachtete Verachtung der Welt nicht würde ertragen können, in welcher er daran innerlich zu Grunde gehen mußte. Das würde dann ihre Schuld sein — a u c h das!

Sie durfte ihren Mann nicht verlassen; sie mußte bei ihrem Manne bleiben, sie mußte etwas anderes finden.

Etwas anderes, etwas Befreiendes, Erlösendes, Wunderwirkendes. Aber was, was?

XXV.

Ungeduldig erwartete der alte Herr seine junge Freundin und sein liebes Beichtkind, sein gutes, braves Cenzl. Er wollte sich immer wieder von neuem auf die heilige Handlung, die er um Mitternacht zu vollziehen hatte, vorbereiten, und ertappte sich immer wieder, daß er mit wachsender Ungeduld Frau Crescenz erwartete.

Er ließ in seinem Studierzimmer eine zweite Lampe anzünden, ließ in dem mächtigen Kachelofen Holz nachlegen, rückte selbst den bequemsten Stuhl des Hauses an den Tisch, auf den er eine Flasche seines besten Weines — jenes säuerlichen Tirolers — stellte, dazu einen Teller voller Gebäck.

Sie würde nichts nehmen, aber sie sollte sehen, daß sie erwartet ward — gerade heute mit der alten, herzlichen Liebe, einer Liebe, die nichts zu ändern vermochte.

Solche alte, treue Freundesliebe war wie ein alter Kachelofen: sie hielt das Herz warm, dem nach Liebe fror ... Hätte er mit seiner Liebe doch auch das Herz wärmen können, welches heute mühselig und beladen zu ihm getragen ward und über welchem erstarrend der Frost des Lebens lag.

Jetzt kam sie — endlich! Er hörte im Hausflur ihre ruhige, kraftvolle Stimme — Gott sei Dank, daß sie ruhig und kraftvoll klang — und ihm war's, als würde sein stilles Haus von der Stimme des Lebens selber erfüllt.

Er nahm die Lampe, öffnete die Thür und leuchtete die dunkle Treppe hinab. Da war sie schon oben.

„Mein gutes Cenzl! Kommst du also doch? Mein gutes, braves Cenzl!"

Er sprach zu ihr, als wäre sie ein Kind. Wie einem kranken Kinde hätte er ihr am liebsten zugesprochen, hätte sie am liebsten beim Kopf genommen und diesen sanft an seine Brust gelegt.

Frau Crescenz stand vor ihm, sah den alten Freund mit ihren guten, klaren Augen an, that einen tiefen Atemzug und sagte langsam, leise:

„Es ist nicht Beichttag. Aber ich bitte Sie trotzdem, mich anzuhören."

Der alte Herr murmelte: „Mein gutes Cenzl; mein gutes, braves Cenzl!“

„Sie ſollten mich lieber nicht loben; denn Sie werden mich gleich ſchelten müſſen, als Geiſtlicher ſowohl, wie als Freund.“

„Was könnteſt du wohl gethan haben?“

„Schlechte Gedanken hatte ich, eine ſchlechte Eheſrau wollte ich ſein, verlaſſen wollte ich meinen Mann, ihn ſeiner Not überlaſſen! Und ſeine Not iſt größer als die meine.“

„Meinſt du?“

Faſt heftig erwiderte Frau Creſcenz auf dieſe zweifelnde Frage ihres Freundes: „Seine Not iſt tauſendmal größer als die meine! Ich weiß es. Und wenn ich dann denke, daß ich ihn in ſeine Not ſtürzte, daß ich ihn darin verlaſſen, ihn darin wollte untergehen laſſen.“

„Du klagſt dich an, über deinen Mann dieſes Verhängnis gebracht zu haben? Denn es iſt ein Verhängnis. Aber er hätte dem nicht zu verfallen brauchen. Wenn er kein ſchwacher Mann wäre; wenn er ſeine Frau richtig erkennen, ſie richtig ſchätzen würde, ſo hätte es mit ihm nicht dahin zu kommen brauchen.“

Der geiſtliche Herr ſprach herbe, faſt hart. Mit einem Ausdruck in Ton und Blick, wie ihr alter Freund noch niemals an ihr wahrgenommen hatte, verſetzte Frau Creſcenz:

„Wenn ſeine Frau ihn nicht anklagt, werden Sie ihn doch gewiß verteidigen? Es iſt im Herzen eines Mannes wohl manches, was wir nicht verſtehen können; nicht ich und auch nicht Sie, der Prieſter, der die Prüfung beſtanden hat.“

Der Pfarrer wollte antworten: ‚Gerade darum, weil ich ſie beſtand‘ ... Aber er ſchwieg.

Nach einer Weile ſprach ſein Beichtkind weiter: „Ich ſpielte mit der Prüfung, die über meinen Mann kam, die ich ſelbſt über ihn brachte. Denn gleich im erſten Augenblick, als er die Fremde in unſer Haus brachte, wußte ich, daß es eine Verſuchung für ihn ſein würde. Trotzdem führte ich ſelbſt ihn hinein. Ich glaubte freilich, ich beſäße kein Recht, ihn davor zu ſchützen; es wäre meine Pflicht, ihn erkennen zu laſſen, wie ſie iſt und wie ich bin. Er ſollte ſie in ihrer ganzen Schönheit ſehen und mich neben ihr in meiner ganzen Häßlichkeit. Wenn er dann erkannte, daß auch ihre Seele ſchön ſei, wenn ich mich gleichfalls davon überzeugte; dann —“

„Mein gutes Cenzl, was dann?“

Sie murmelte: „Dann wäre ich von ihm gegangen, zurück zu meinen Eltern.“

Eindringlich wiederholte der Geiſtliche: „Mein armes Kind, und was dann?“

„Dann hätte er mit ihr glücklich werden können.“

Leiſe fragte der alte Herr: „Ohne den Segen des Himmels?“

„Auch daran dachte ich. Fort und fort dachte ich daran.“

„Nun, und?“

Sie ſchaute zu ihm auf und ſagte mit Kinderglauben: „Der heilige Vater beſitzt die Macht, jede Feſſel zu löſen. Ich wäre nach Rom gegangen, den Papſt um Diſpens zu bitten, hätte nicht eher geruht, als bis er für unſere Ehe wäre gegeben worden. Wenn die eigene Frau kommt und bittet: um ſo etwas bittet, wird ſie von dem Vater der Chriſtenheit gewiß gehört werden.“

Der alte Herr war gerührt. Er murmelte: „Ach, mein armes Cenzl, du mein gutes, armes Kind mit deiner heiligen Einfalt.“

Da rief Frau Creſcenz, und nach der großen Ruhe, mit der ſie ſo lange geſprochen hatte, klang es wie ein Verzweiflungsſchrei: „Ich weiß nicht, wie ich ihm helfen ſoll! Ich kann ihm nicht helfen!“

„Denn du ſiehſt ein, daß die Hilfe von ihm ſelbſt kommen muß?“

„Ich ſehe ein, daß ich mich täuſchte.“

„Worin?“

„Sie bleibt ein fremdartiges, wildes Geſchöpf. Ich kann ſie für ihn nicht erziehen, werde es nie können.“

„Alſo erziehen wollteſt du ſie für ihn? Für deinen Mann wollteſt du ſie zum Weibe erziehen?“

„Damit ſie ihn glücklich macht, was ich nicht vermochte.“

„Cenzl, o Cenzl!“

Dieſe rief: „Aber ſie wird ihn nicht glücklich machen; trotz aller ihrer Schönheit wird ſie das nicht. Sie wird ihn unglücklich machen, noch unglücklicher, als ich es that. Verderben wird ſie ihn, verderben an Seele und Leib. Was ſoll ich nur thun?“

Sie ſtand vor dem Geiſtlichen und hob

beide Hände zu ihm auf. Mit einer Gebärde hilfloſen, angſtvollen Flehens ſah ſie den Prieſter an, wie von aller Kraft plötzlich verlaſſen.

„Was ſollteſt du wohl jetzt noch thun können?“

„Thun muß ich etwas! Brachte ich ihn in dieſe Prüfung, ſo muß ich ihn auch wieder herausreißen. Nicht noch unglücklicher darf der Mann werden, der mich aus Mitleid glücklich machen wollte. Vergelten muß ich ihm ſein heiliges Mitleid, retten muß ich ihn.“

Da ſagte ihr alter Freund; und er ſagte es mit einem leiſen Zittern in ſeiner leiſen Stimme: „Wenn er ſich nun inzwiſchen ſelbſt gerettet hätte?“

Sie verſtand nicht, blickte den Getreuen zweifelhaft an, ohne einen Schimmer von Hoffnung in ihren traurigen Augen und mechaniſch des Freundes Worte nachſprechend: „Wenn er ſich nun inzwiſchen ſelbſt gerettet ... Ich verſtehe nicht. Er ſelbſt ſich gerettet?“

„Da er ſelbſt zur Erkenntnis kam.“

„Worüber?“

„Über ſeine Schuld.“

Ungeſtüm rief Frau Crescenz: „So ſollen Sie es nicht nennen!“

„Wie ſonſt?“

„Nennen Sie es ſein Unglück. Ach, lieber, alter Freund, ſein Unglück hat er längſt erkannt; wohl ſchon an dem Tage, an dem ich ſein Weib ward. Sie wiſſen nicht, was dieſe Erkenntnis für mich bedeutet. Und daß ich zu ſpät erkennen mußte! Erſt, als ich die andere ſah und den Blick, mit dem er ſie betrachtete; den Blick, mit dem er dann mich anſah ... Glauben Sie mir: wenn ihn jemand noch retten kann, ſo bin ich es; und — ich kann ihn nicht retten!“ (Schluß folgt.)

Das ſeltſame Mädchen.

Wandl' ich durch den dunklen Hain,
Sorgen im Gemüt.
Mädchen ſitzt am grünen Rain,
Wo die Sonne glüht.
Wollte Gott, ich wäre tot!
Ach wann endet meine Not?
Mädchen ſchaut mich lächelnd an:
„Irgendwann!“
Irgendwann? Du Engelskind,
Kennſt du mein Geſchick?
Deine Stimme ſtreichelt mild,
Tröſtlich iſt dein Blick:
Gibt es einen Ort der Welt
Wo ſich meine Nacht erhellt?
Mädchen nickt und lächelt froh:
„Irgendwo!“
Irgendwann und irgendwo —
Holdes Rätſel, ſprich!
Niemand, den die Freude floh,
Sehnt nach Glück wie ich.
Wenn das Wann und Wo nicht frommt,
Sag' doch, wie die Hilfe kommt?
Strahlt ihr Aug' und lächelt ſie:
„Irgendwie!“
Und wer biſt du? Eine Fee?
Eine Elf' im Tann?
Und ſie beugt ſich in den Klee,
Lacht mich immer an,
Wirft ein Vierblatt her zu mir:
„Gutgeſell, das ſchenk' ich dir;
Hoffnung heiß' ich“ ... Mit dem Wort
War ſie fort.

Victor Blüthgen.

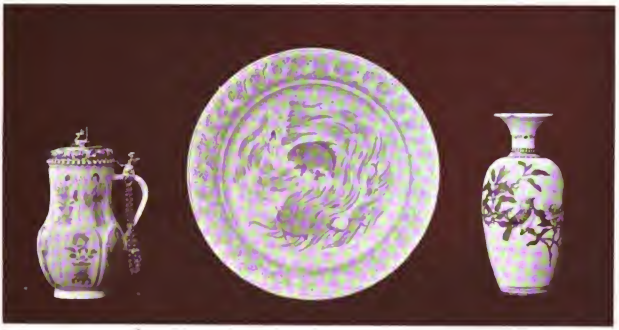


Abb. 1. Chineſiſches Porzellan. XVII.—XVIII. Jahrh. (Der Humpen in europäiſcher Silberfaſſung.)

Der Einfluß Chinas und Japans auf die europäiſche Kunſt.

Von

Dr. Adolf Brüning.

Mit zweiundzwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Oſtaſien, durch die jüngſten Ereigniſſe dem Geſichtskreiſe unſerer Intereſſen beſonders nahe gerückt, hat im Laufe der Geſchichte mehr als einmal die lebendige Teilnahme Europas erregt. Ja, ſogar ein beträchtlicher Teil oſtaſiatiſchen Blutes iſt mit der Zeit, ohne daß es uns recht zum Bewußtſein gekommen, in den Körper der europäiſchen Kultur aufgenommen worden.

Schon im Altertum beſtanden rege Wechſelbeziehungen zwiſchen China und dem Abendlande. Nachdem die Züge Alexanders des Großen Centralaſien dem Verkehr mit dem Weſten erſchloſſen, entſpann ſich allmählich ein lebhafter Handel zwiſchen den Mittelmeerländern und China. Vor allem war es ein Produkt, das Europa damals von dem Reich der Mitte abhängig machte, die Seide, jener köſtlich ſchimmernde, weiche, ſchmiegſame Stoff. Der Gebrauch ganz- und halbſeidener Gewänder nahm in Rom ſchließlich ſolche Dimenſionen an, daß eigene Luxusgeſetze dagegen erlaſſen werden mußten. Auch während des Mittelalters wird die Verbindung Chinas mit dem Weſten niemals ganz unterbrochen geweſen ſein. Als im XIII. Jahrhundert die Mongolen den gewaltigen

Abb. 2. Fayenceſchüſſel von Aelbregt de Keizer. Delft, XVII. Jahrh.

Länderkomplex zwiſchen Schleſien und China zu einem großen Reiche vereinigt hatten, entwickelte ſich ſogar ein lebhafter Verkehr zwiſchen Europa und China. Die Mongolenfürſten liebten abendländiſche Kultur und zogen viele Fremde an ihren Hof. Der bekannte Venetianer Marco Polo, deſſen märchenhafte Reiſeberichte Europa zuerſt mit jenem fernen Wunderlande näher bekannt machten, brachte es ſogar, nachdem er bei der Eroberung Chinas Artilleriegeneral geweſen war, zum Statthalter einer chineſiſchen Provinz. Auch die chriſtlichen Miſſionen errangen erſtaunliche Erfolge. In Peking wurde ein Erzbiſtum errichtet. Indes mit dem Siege der nationalen Dynaſtie der Ming im Jahre 1368 wurden alle Fremden wieder des Landes verwieſen.

Erſt nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien tritt Europa in ſtändigen ununterbrochenen Verkehr mit Oſtaſien. Jetzt erſcheint auch Japan, 1544 von drei portugieſiſchen Abenteurern durch Zufall entdeckt, auf der Weltbühne. Mit erſtaunlicher Schnelligkeit verbreitet ſich das Chriſtentum über das Inſelreich. Aber ſchon 1639 war der letzte Portugieſe und Spanier wieder aus dem Lande vertrieben. Nur den Holländern gelang es, ſich zu behaupten, wenn auch unter den entehrendſten Bedingungen. Auf dem künſtlichen Inſelchen Deſima, welches mit Nagaſaki nur durch eine Brücke verbunden iſt, wurden ſie faſt wie Gefangene gehalten. Indeſſen ertrugen ſie die größten Beſchimpfungen und Entbehrungen der Liebe zum Gewinn wegen. Und dieſer war nicht gering. Da ein großer Teil des chineſiſchen Handels über Japan ging, waren die Holländer während des XVII. und XVIII. Jahrhunderts die Hauptvermittler zwiſchen Oſtaſien und Europa.

Inzwiſchen war es den Jeſuiten gelungen, indem ſie ſich klug in die Gebräuche und Sitten des Landes zu ſchicken wußten, in China feſten Fuß zu faſſen. Durch ihre

Abb. 3. Meißner Porzellan, um 1725.

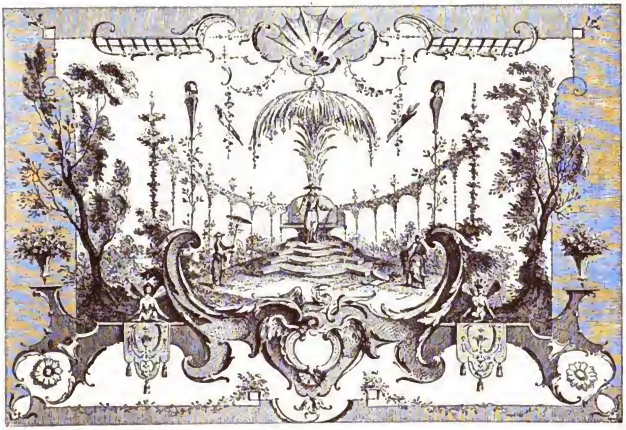


Abb. 4. Der Kaiser von China. Dekorative Malerei nach einer Radierung von Watteau.

mathematischen und astronomischen Kenntnisse fanden sie sogar den Weg zum Thron des Kaisers. Einer von ihnen, Adam Schall aus Köln, wurde Hofastronom und gewann das Vertrauen und die Achtung des Kaisers in so hohem Maße, daß dieser nicht selten den Jesuiten in dessen ärmlicher Zelle aufsuchte und, da nur ein Stuhl vorhanden war, auf dessen Bette Platz nahm. Schall bekam sogar die gelbe Jacke. Diesen Einfluß behaupteten die Jesuiten bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts.

Unter den Kunstprodukten nun, die seit dem XVI. Jahrhundert in Massen nach Europa gebracht wurden, steht obenan das Porzellan, unter den Thonwaren das, was die Seide unter den Stoffen, ein Artikel, der damals leidenschaftlich begehrt und mit Gold aufgewogen wurde. Uns, den verwöhnten Kindern des XIX. Jahrhunderts, die wir im Vollgenuß einer aufs höchste entwickelten Kultur stehen, ist es allerdings nicht so ganz leicht, diese Wertschätzung voll zu würdigen. Es bedarf dazu einer geistigen Zurückversetzung in jene Zeit, in der das Steingut noch unbekannt war, Zinngerät, Steinzeug und glasierte Irdenware die Zwecke zu erfüllen hatten, welche heute das Porzellan erfüllt, das wegen seiner glatten, leicht zu säubernden Oberfläche, seiner Widerstandsfähigkeit gegen Säuren und Temperaturveränderungen, seiner Härte, die selbst den scharfen Stahl von ihm abgleiten läßt, seiner reichen Dekorationsfähigkeit, indem sowohl die Kunst des Malers wie des Bildhauers sich hier bethätigen kann, zum Eß- und Trinkgeschirr wie geschaffen erscheint. Es läßt sich kaum etwas Besseres, Zweckmäßigeres denken.

Es ist kein Wunder, daß man, als die ersten Stücke chinesischen Porzellans nach Europa kamen, sie für Edelsteine oder sogar die Erzeugnisse überirdischer Kräfte ansah; sie wurden in Edelmetall (Abb. 1) gefaßt und in den Schatzkammern der Kirchen und Paläste als besondere Kostbarkeiten aufbewahrt. Bald gesellte sich auch der Aberglaube dazu, um ihren Besitz noch begehrenswerter zu machen. Man glaubte, jene glänzenden wunderbaren Gefäße seien mit geheimen Kräften ausgestattet, sie gäben, indem sie ihre Farben veränderten, die Anwesenheit von Gift kund. So erklärt es sich denn, daß man schon im XV. und XVI. Jahrhundert in Italien eifrig bemüht war, hinter das Geheimnis der Porzellanbereitung zu kommen. Jedoch alle Anstrengungen der Italiener, ihrer glorreichen Thätigkeit auf

Abb. 5. Wanddekoration aus dem Schlosse zu Chantilly. Anfang des XVIII. Jahrh.

dem Gebiete der Majolikamalerei durch die Erfindung des Porzellans einen neuen Ruhmestitel hinzuzufügen, blieben erfolglos.

Als dann im XVII. Jahrhundert die ostasiatischen Porzellane zu Hunderttausenden nach Europa geschafft wurden, da versuchte man eine Ware herzustellen, die wenigstens in ihrer äußeren Erscheinung den chinesisch-japanischen Gefäßen gleichkäme. In Delft bestanden schon seit Ende des XVI. Jahrhunderts Fayencetöpfereien, in denen buntbemalte Fayencen, ähnlich der italienischen Majolika — Majolika und Fayence bedeuten dasselbe — hergestellt wurden. Da kam einer der dortigen Töpfer, Aelbregt de Keizer, um 1650 auf den Gedanken, den Dekor der chinesischen Porzellane auf seine Fayencen zu übertragen (Abb. 2). Sein Beispiel erweckte Nacheiferung, und bald lebten in jener kleinen holländischen Stadt die fremdartigen Malereien der ostasiatischen Porzellane: jene wundersamen Fabeltiere, jene sonderbar gewachsenen Pflanzen und Bäume auf bizarr durchlöcherten Felsen, jene phantastisch gekleideten Menschen, durch die Hand des europäischen Malers eigentümlich umgewandelt, zu neuem Leben wieder auf. Die Malereien wurden meist in Blau ausgeführt. Waren doch bei den chinesischen Porzellanen, wie die in jener Zeit entstandenen Porzellansammlungen, z. B. die Dresdener, zeigen, die blau bemalten am höchsten geschätzt und am meisten verlangt (Abb. 3). Im übrigen war diese Nachahmung des chine-

Abb. 6. Voltairezimmer im Schloß Sanssouci. Mitte des XVIII. Jahrh.

fischen Porzellans nur rein äußerlich: so hoher künstlerischer Ausbildung auch die Fayence fähig ist, an Gebrauchswert steht sie tief unter dem Porzellan.

Dieser pseudochinesische Geschmack verbreitete sich allmählich von Holland aus über die übrigen Länder, so daß fast die ganze Fayencemalerei des XVII. und XVIII. Jahrhunderts in Abhängigkeit vom chinesischen Porzellan steht. Wurden auch nicht immer wie in Delft chinesische oder japanische Motive kopiert, so suchte man doch durch fast ausschließliche Anwendung der Blaumalerei auf weißem Grunde der Wirkung der chinesischen Porzellane nahe zu kommen.

Inzwischen war es im Jahre 1708 dem Apotheker Johann Friedrich Böttger gelungen, Porzellan herzustellen. In der darauf begründeten Meißener Manufaktur nahm man in den ersten Jahrzehnten die im Besitz des Königs befindlichen chinesischen und japanischen Porzellane zum Vorbild. Viele der damals übernommenen ostasiatischen Formen, wie die der Theetassen und Kannen, haben sich bis auf den heutigen Tag gehalten. Auch das bekannte blaue Zwiebelmuster ist nichts

anderes, als ein allerdings vollständig entarteter Abkömmling eines ostasiatischen Ornaments, des Granatapfels.

Weit überraschender jedoch als diese ostasiatischen Einflüsse auf dem Gebiete der Töpferkunst ist die Erscheinung, daß Europa der Einwirkung chinesisch-japanischer Kunst einen seiner reizvollsten Dekorationsstile verdankt, nämlich das Rokoko. Gerade in Frankreich, der Heimat dieser anmutigen Kunstformen, hatten die ostasiatischen Erzeugnisse schon früh Eingang gefunden.

Schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts kaufte man in Paris von portugiesischen Händlern chinesische Porzellane. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gehörte es am Hofe Ludwigs XIV. schon zum guten Tone, Chinawaren zu sammeln. Die Edikte des Königs von 1689 und der folgenden Jahre, nach welchen alles Silbergerät zum Einschmelzen in die Münze gebracht werden mußte, begünstigten den Gebrauch des Porzellans noch mehr. Neben dem Porzellan wurden aber auch noch zahlreiche andere Gegenstände eingeführt. Besondere Liebhaberei besaß man für die

Abb. 7. Wanddekoration aus Porzellan der Fabrik Buen Retiro im Schlosse zu Aranjuez. 1763—1765.

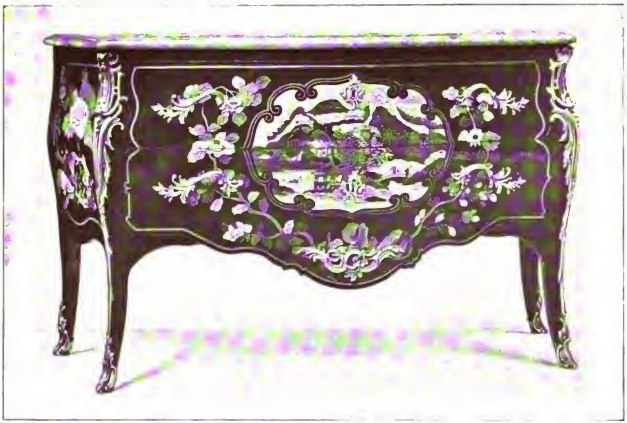


Abb. 8. Kommode mit Martinlack bemalt. Paris Mitte des XVIII. Jahrh. Nach: Williamson, „Les meubles d'art du mobilier national", Verlag von J. Baudry in Paris.

Abb. 9. Mondscheln auf dem Riwasee. Malerei auf Seide von Shiwogawa Bunrin. XIX. Jahrh. Im Britischen Museum zu London. Nach: William Anderson, „The pictorial arts of Japan", London 1886. Sampson Low, Marston, Searle & Rivington in London, Fleet Street 188.

glänzenden Lackarbeiten, nächst dem Porzellan der wichtigste Importartikel, ferner für Seidengewebe, Stickereien und Papiertapeten.

Unter Ludwig XV., der Zeit des Rokokos, erreicht diese Vorliebe für ostasiatische Kunst und Kultur ihren Höhepunkt. Jedes Haus hatte sein chinesisches Kabinett, jeder Park seinen chinesischen Pavillon. Am längsten hielt sich der Geschmack an Lackmalereien, für die auch die Pompadour besonders schwärmte. Man schmückte Kommoden (Abb. 8), Schränke, Säulen und Karossen damit, nicht nur mit ostasiatischen Arbeiten, sondern auch mit Lackmalereien im chinesischen Stil, die in Paris selbst mit vieler Kunst, besonders von der Familie Martin, hergestellt wurden. Einer dieser Martin wurde sogar vernisseur du roi de Prusse und arbeitete als solcher für Friedrich den Großen in Potsdam.

Ebenso wie man die Erzeugnisse Ostasiens schätzte und suchte, ebenso hoch dachte man auch von den Bewohnern jener Länder. Die Berichte der Reisenden und Missionare über Land und Leute von China und Japan waren in den wärmsten, leuchtendsten Farben gehalten. Man bewunderte ihre weisen Gesetze und Staatseinrichtungen, ihr häusliches Leben, ihre guten Sitten. Ihr ganzes Leben galt als ein müheloses, heiteres Dasein, verträumt in spielender Beschäftigung unter einem Himmel, dessen strahlende Sonne behagliche Wärme verbreite, so daß leichte Hütten und Zelte schon als Obdach genügten. Kurz, China war in der Anschauung des Rokokozeitalters ein Land, in

Abb. 10. Küstenlandschaft bei Cherbourg. Farbendruck von Paul Berthou.

den man, umgeben von der üppigen Pflanzenwelt einer gesegneten Natur, das glücklichste Leben führe, frei von jedem Zwang und steifer Etikette, wo der Mensch im innigsten Verein mit der Natur alle Herrlichkeiten eines irdischen Paradieses genieße.

Eine ähnliche ideale Welt war es auch, welche die höfische Gesellschaft der Rokokozeit künstlich um sich aufzubauen suchte. Ihr Abbild tritt uns nirgends so greifbar entgegen, wie in den Gemälden Watteaus, des vornehmsten Vertreters der Rokokokunst. Auch seine Frauen und Männer führen ein Dasein, das nur tändelndem Spiel und kosender Liebe gewidmet zu sein scheint. Auch sie leben in der freien Natur, unter den hochragenden Bäumen des Parkes und Waldes wie in einem ewigen Frühling dahin.

Die Sehnsucht nach einem freieren Lebensgenuß, das Verlangen nach einem engeren Anschluß an die Natur spricht sich auch in der Einrichtung ihres wirklichen Lebens aus. Das Haus, zumeist im Zusammenhang mit großen Gartenanlagen errichtet, wird niedrig, meist einstöckig und öffnet sich in hohen, bis zum Erdboden reichenden Fenstern, so daß man mit einem Schritt aus den Zimmern ins Freie hinaustreten kann. Versagte auch das rauhere Klima in leichten Hütten und Zelten zu wohnen, wie man es von den Bewohnern Chinas und Japans annahm, so suchte man doch wenigstens der Innendekoration den Charakter des leichten Zeltes oder der Laube zu geben. Die schweren Pilaster, die in der Barockzeit die Wände gegliedert, schwinden, an ihre Stelle treten dünne Stäbe, umrankt von blühenden Pflanzen, die Decke ist lichtweiß, als sei ein weißes Linnen über das leichte Stabgerüst gespannt, oder blau, als schaue der klare Himmel ins Gemach hinein. Zwischen die Stäbe sind häufig Gobelins gespannt, abwechselnd mit Spiegeln oder hohen Fenstern, welche den Blick auf den Park lenken. An den Wänden ziehen sich Guirlanden blühender Blumen hin, Blumen zieren auch die Polster der Stühle, Blumen die Leuchter und sonstigen Geräte (Abb. 6). Die natürlichen Blumen sind seit dem XVII. Jahrhundert wieder in den Ornamentbestand Europas aufgenommen worden, nachdem die Kenntnis der ostasiatischen Kunst, in der die Blumen das wichtigste Dekorationsmittel

Abb. 11 Japanischer Farbendruck von Hokusai. 1829. Aus den 36 Ansichten des Fudji-Yama.

Abb. 12. Farbendruck von H. Rivière. Verlag von Enoch & Cie. in Paris.

sind, die Freude an diesen lieblichen Kindern der Natur im europäischen Künstler neu belebt hat.

Mit der veränderten Dekoration hat sich auch der Maßstab verschoben. An Stelle des Großen, Mächtigen, Würdevollen des Barocks ist jetzt überall das Kleine, Zierliche, Anmutige getreten. Gerade an dieser Herabsetzung des Maßstabes hat die ostasiatische Kunst besonders stark mitgearbeitet. Ist doch das Kleine, Niedliche und Nette ein wesentliches Merkmal der ostasiatischen, besonders der japanischen Kunst. An Zierlichkeit und Anmut geben die Frauen auf den chinesischen Porzellanen oder japanischen Holzschnitten den graziösen Dämchen Watteaus nichts nach. Als nun allmählich die hohen Galerien der Barockschlösser sich mit jenen für die nächste intimste Betrachtung bestimmten Porzellanen und Lackarbeiten füllten, da mochte man wohl bald das Mißverhältnis fühlen zwischen jenen zierlichen, einschmeichelnden Formen und den hochaufsteigenden Wänden mit ihrem schweren, prunkvollen Dekor. Sollten jene so geschätzten kleinen Kunstwerke richtig wirken, so mußte auch ihre Umgebung danach eingestimmt werden und so wurden aus den hohen Sälen und langen Galerien des Barockpalastes die lauschigen zierlich geschmückten Boudoirs und Cabinets des Rokokoschlößchens. Auch in die Malerei dringt der neue Maßstab: statt der lebensgroßen Gestalten des XVII. Jahrhunderts erscheinen jetzt die spannenlangen Figürchen Watteaus und seiner Genossen.

Ebenso dürfte auch die bizarre Bildung des dem Rokokoornamente eigentümlichen sogenannten Muschelwerks, das bald an die Rippen einer Muschelschale, bald an die Borke der Baumrinde, bald an den Kamm überschlagender Wogen erinnert, von den stilisierten Wolken und Wellen in der chinesisch-japanischen Malerei nicht ganz unabhängig sein. Und jene besonders im deutschen Rokoko beliebten unsymmetrischen Ornamentkompositionen, wie soll man sie sich in der europäischen Kunst erklären, in der bis dahin stets strenge Symmetrie und genaues Gleichgewicht aller Teile geherrscht? Liegt es da nicht nah, an eine allmähliche Gewöhnung des europäischen Formensinnes an die eigenartigen, unregelmäßig aufgebauten Kompositionen der ostasiatischen Kunst zu denken! Daß auch jene Zeit selbst, wenn auch unbewußt, von dieser Verwandtschaft ihrer Kunst mit der chinesischen überzeugt war, dafür spricht das innige Verweben chinesischer Figuren und Motive mit der übrigen Dekoration, wie es von den frühen Vorläufern (Chantilly) bis zu den späteren Nachzüglern (Aranjuez) durch die ganze Kunst des Rokoko hindurchzieht (Abb. 5). Neben Watteaus koketten Liebespärchen schienen die bezopften Bewohner jener fernen Welt am besten in den pittoresken Rahmen des Rokokoornaments zu passen. Freilich sind es nicht echte Chinesen und Japaner, die dargestellt sind, sondern meist nur freie Gebilde der Phantasie und mit anderen fremden Volkstypen naiv vermischt. Überhaupt war die Kenntnis chinesischer und japanischer Kunst — zwischen beiden wußte man nicht zu scheiden — damals sehr beschränkt. Nur wenige echtnationale Erzeugnisse kamen nach Europa, das meiste war schlechte Exportware, vom

schlauen Asiaten dem Geschmack des europäischen Barbaren angepaßt.

Während in dem französischen und dem davon abhängigen deutschen Rokoko diese fremden Elemente fast völlig verschmolzen sind, bildete sich dagegen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in England ein sonderbarer Mischstil heraus, in dem chinesische, französische und gotische Elemente sich einträchtig zusammenfanden. Aus jener Zeit haben sich sogar einzelne chinoisierende Ornamente bis auf den heutigen Tag in der englischen Möbelkunst erhalten. Von weiterreichender Bedeutung aber wurde China für die Entwickelung der Gartenkunst. Schon zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts hatte sich in England eine von einer litterarischen Strömung getragene Reaktion gegen den bisherigen symmetrischen Gartenstil mit seinen wie Mauern geschorenen Hecken und schnurgeraden Wegen angebahnt. Die Versuche englischer Gartenkünstler, wie Kent und Brown, einen dem natürlichen Landschaftsbilde entsprechenden malerischen Stil einzuführen, waren von keinem besonderen Erfolge begleitet gewesen. Die neuen Anlagen waren nüchtern und trocken und bewogen den Architekten William Chambers, der in China gewesen und durch Wort und That in seinen Landsleuten die Liebhaberei für China angefacht hatte, gegenüber der geistlosen Eintönigkeit des englischen Parkes auf die kunstvoll angelegten Gärten der Chinesen hinzuweisen, in denen im Kleinen sämtliche Teile einer reichen Landschaft, Berg und Wasserfall, Fluß und Steg, Wald und Garten, Gebüsch und Wiese in wirkungsvollem Kontraste enthalten waren. Besonders im Auslande — sein Werk erschien auch in deutscher und französischer Sprache — machte es allgemein Aufsehen und verhalf dem englisch-chinesischen Landschaftsstil zum vollen Siege über den architektonischen Stil Lenôtres.

Abb. 13. Farbendruck von Hiroshige.
Erste Hälfte des XIX. Jahrh.

Inzwischen aber waren aus den Ruinen Athens und den Schutthügeln Pompejis der Welt neue Ideale aufgestiegen. Das wiedererweckte Interesse für das klassische Altertum machte gegen Ende des Jahrhunderts der Chinaschwärmerei ein Ende.

Seit etwa dreißig Jahren ist nun die europäische Kunst von neuem in den Bannkreis der ostasiatischen getreten, weniger der chinesischen als der japanischen Kunst. War das Bild, das Europa im vorigen Jahrhundert von der ostasiatischen Kultur empfangen, infolge der mangelhaften Bekanntschaft mit ihr trübe und unklar, äußerte sich daher der Einfluß ostasiatischer Kunst auf die europäische mehr in einer phantastischen idealen Form, so ist die Einwirkung, die die Kunst Japans auf die europäische in unserer Zeit ausgeübt hat, um so entschiedener und wirksamer, je mehr man in das Wesen jener eigenartigen Kunst eingedrungen ist.

Nachdem Japan sich jahrhundertelang

in strengster Abgeschlossenheit gehalten hatte, gelang es im Jahre 1853 den Amerikanern, durch Entsendung einer Kriegsflotte den Japanern einen Vertrag abzuzwingen, durch den ihnen zwei Häfen eröffnet wurden. Bald folgten die europäischen Mächte, und Japan wurde völlig dem Weltverkehr erschlossen. Zum erstenmal kamen jetzt wirklich künstlerische Erzeugnisse der japanischen Kunst: ihre wundervollen Malereien und Farbdrucke, ihre herrlichen Metallarbeiten, ihre unvergleichlichen Lacke und köstlichen keramischen Produkte in Menge nach Europa. Zuerst waren es französische Maler, die auf diese Erzeugnisse einer echtnationalen Kunst aufmerksam wurden und sie mit Eifer sammelten. Die Pariser Weltausstellungen in den Jahren 1867 und 1878 machten dann die übrige Welt mit einer Kunst bekannt, die sich mit den besten Erzeugnissen der europäischen Kunst messen kann, einer Kunst, in der das intimste, zarteste Naturgefühl herrschte, einer Volks- und Hauskunst im eminentesten Sinne des Wortes. Hier fand man nicht die schroffe Kluft, die in Europa zwischen der sogenannten großen Kunst und dem Kunstgewerbe klaffte, eine Kluft, welche auszufüllen die wichtigste Aufgabe der modernen Kunst bildet. Hier fand man nicht einerseits die Maler mit fruchtlosen Ausstellungsbildern sich abmühen, die Kunsthandwerker dagegen in geistloser Öde die

Abb. 14. Plakat von Louis J. Rhead in New York.

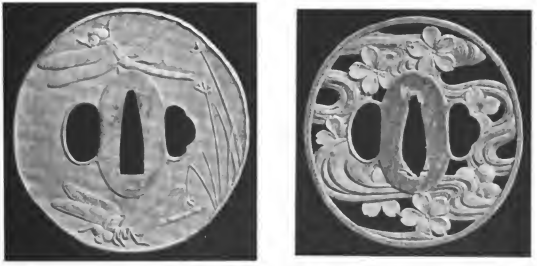


Abb. 15. Japanische Schwertklingblätter.
Eisen und Bronze mit farbigen Metalleinlagen.

Werke vergangener Stilperioden kopieren, sondern eine alle Zweige der Kunst und des Handwerks gleichmäßig durchdringende, einheitliche Kunstübung.

Mit wahrem Heißhunger stürzte sich Kunstfreund und Händler auf die neuen Schätze. In Paris und London entstanden große Sammlungen japanischer Kunst, in Deutschland zeichnet sich besonders das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe durch einen großen Bestand bester japanischer Kunstgegenstände aus. Feinsinnige Kunstgelehrte suchten in das Wesen der fremden Kunst einzudringen, ihnen allen voran Edmond de Goncourt. Auch in den Bürgerhäusern fand die japanische Kunst Aufnahme: Fächer, Lackarbeiten, Porzellan, Steingut ꝛc. Leider aber trat hier bald dieselbe Erscheinung ein, wie schon im XVII. Jahrhundert. Die große Masse alles dessen, was heute in den Läden als japanische Erzeugnisse verkauft wird, ist nichts weiteres als roheste Exportware ohne jeden künstlerischen Wert, die aber das Publikum ruhig hinnimmt, wenn es nur recht billig ist.

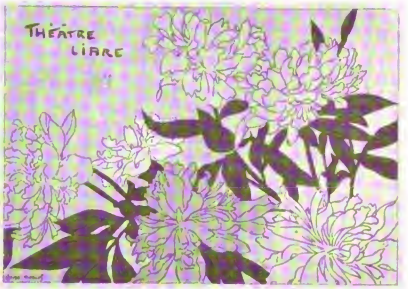


Abb. 16. Rückseite eines Theaterzettels von G. Auriol in Paris. Imprimerie Eugène Verneau in Paris, 108 rue de la Folie-Méricourt.

Man sollte erwarten, daß die japanische Kunst bei ihrer hervorragend dekorativen Natur zunächst auf das Kunstgewerbe befruchtend eingewirkt habe. Auffälligerweise sind es aber zuerst Maler, welche den Einfluß der japanischen Kunst erfahren sollten, waren es doch auch, wie schon hervorgehoben, zunächst Maler, denen die Einsicht von der Größe dieser fremden Kunst aufging. Wenn heute im Reiche der Kunst ein erbitterter Kampf zwischen den „Jungen“ und „Alten“ entbrannt ist, ein Kampf, der auch das Publikum in zwei Lager geteilt hat, so ist es vielleicht die japanische Kunst gewesen, die den Erisapfel in die bis dahin friedfertige Gesellschaft geschleudert hat. Es kann nämlich kein Zweifel sein, daß die japanische Kunst an der Wiege derjenigen Richtung der modernen Malerei gestanden und ihr ihre Gaben mitgeteilt hat, die man mit dem Namen „Impressionismus“

Abb. 17. Japanischer Eßkober mit Lackmalerei.

belegt hat. Die Geburt dieser neuen malerischen Anschauung fällt in die sechziger Jahre, also in die Zeit des aufblühenden Japanismus, sie ist groß geworden in den Kreisen der Maler, die zuerst japanische Kunstsachen gesammelt. Manet, „der Vater des „Impressionismus", ferner Degas, Monet, ebenso wie der eifrigste Vorkämpfer der neuen Kunstrichtung Zola, waren Japansammler. Auch die japanische Malerei ist „impressionistisch", indem sie nur den Eindruck, die Impression, den ein Gegenstand unter einer bestimmten Licht- und Farbenwirkung auf den Künstler hervorruft, darstellt: unter dem Einfluß dieses momentanen Eindrucks gibt sie diesen Gegenstand nur skizzenhaft, andeutungsweise wieder, ohne sich auf eine detaillierte Darstellung der Einzelheiten einzulassen. Ihre Farbengebung ist hell und licht; das ganze Leben der Japaner spielt sich im plein air, im vollen Lichte der freien Natur ab, in dem die Farben zarter, heller erscheinen als im geschlossenen Raum. Für diese duftigen, delikaten Tonwerte der freien Natur und ihre flüchtigen Licht- und Farbenreize haben die japanischen Malereien und Farbdrucke den europäischen Malern die Augen geöffnet und sie gelehrt, tiefer in die Geheimnisse der Naturerscheinungen einzudringen. Ihre köstlichen Farbenstimmungen haben das europäische Auge für neue Farbenharmonien empfänglich gemacht, ihre kühnen überraschenden Kompositionen haben neue Anordnungsmotive gelehrt: durch starkes Vorrücken einer Gestalt in den Vordergrund die Bildfläche bedeutend zu vertiefen, die Gegenstände von erhöhtem Standpunkte darzustellen, statt eines abgerundeten Bildes ein Bruchstück zu geben, mehr anzudeuten als auszuführen und der Phantasie das übrige zu überlassen und anderes mehr.

Erst im letzten Jahrzehnt haben sich auch die Zierkünste die Lehren der Kunst Japans zu nutze gemacht. Und zwar sind es neben den schon betonten Eigenschaften der japanischen Kunst vor allem vier Momente, die für die dekorative Kunst Europas von Bedeutung geworden sind: die flächenhafte Darstellungsweise der japanischen Kunst, ihre Vorliebe für ein bewegtes rythmisches Linienspiel, ihre naturalistische Ornamentik und endlich gewisse koloristische Besonderheiten.

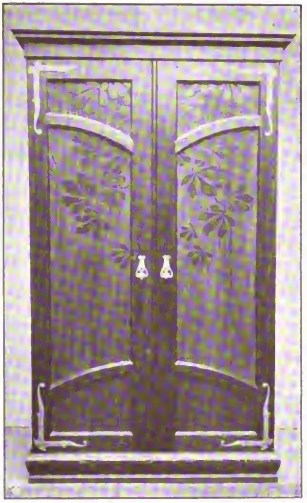


Abb. 18. Schrank, entworfen von Prof. G. Oeder, ausgeführt in Reliefholz-Tyleknypon (patentiert in allen Staaten) von J. Buyten & Söhne in Düsseldorf.

Die japanische, sowie die chinesische Kunst kennt keine Modellierung, kein Licht und Schatten, sie ist fast ganz flächenhaft. Sie gibt nur die Umrisse der Gegenstände und verzichtet darauf, durch Licht und Schatten oder Halbtöne den Eindruck der körperlichen Rundung zu erwecken. Die dekorative Wirkung solcher flächenhaften Darstellung wird noch gesteigert durch die Stilisierung der Zeichnung, indem die Linien nicht den Zufälligkeiten der wirklichen Erscheinung folgen, sondern sich in einem gefälligen freien Rhythmus bewegen, eine Eigentümlichkeit, die sich vielleicht aus dem innigen Verhältnis der ostasiatischen Malerei zur Kalligraphie erklärt. Am deutlichsten spricht sich das in der Gewandbehandlung aus, in der ein harmonisches Spiel der Linien herrscht (Abb. 13),

ferner in den stilisierten Wellen (Abb. 17), Wolken und Nebelstreifen, die in regelmäßigen Konturen gezeichnet sind. Ja sogar den natürlichen Wuchs der Pflanzen selbst wissen die Japaner, wie ihre Blumenanfzierungen zeigen, zu einem wohlgefälligen Linienspiel zu zwingen (Abb. 19). Was sodann ihre Ornamentik angeht, so ist ihnen die Pflanzen- und Tierwelt ein unerschöpflicher Schatz, aus dem sie mit sicherem künstlerischen Blick und feinem Empfinden die Ziermotive für ihre Kunstgegenstände sich holen. Selbst die unbelebten Dinge, das ganze Leben und Weben der Natur, Wellen und Wolken, Wind und Wetter, Regen und Schnee wissen sie für ihre künstlerischen Zwecke dienstbar zu machen. Dabei gelten ihnen diese Naturmotive nicht nur als äußerliche Schmuckformen, sondern sie verbinden auch mit ihnen bestimmte geistige Vorstellungen — z. B. Pflaumenblüten erinnern sie an das Erwachen der Natur im Frühling — so daß nicht nur das Auge, sondern auch Herz und Gemüt ihre Befriedigung finden. Zu jenen erwähnten koloristischen Besonderheiten endlich, die nur ein Ausfluß des aufs höchste entwickelten, fast raffiniert zu nennenden Farbensinnes der Japaner sind, gehören zunächst die rein farbigen Effekte ihrer Steinzeuggefäße, deren einziger Schmuck darin besteht, daß ihr Körper mit farbigen Glasuren überfangen ist. Indem diese im Brande über- und durcheinander fließen, entwickeln sich Farbenharmonien von reizvoller Unregelmäßigkeit, vergleichbar den Farbspielen, wie sie die Natur etwa auf der Oberfläche eines Apfels oder im bunten Herbstlaub hervorzaubert. Auch ihre Bronzen wissen sie auf künstlichem Wege so zu behandeln, daß eine Patina von mannigfaltigen malerischen Farbflecken entsteht. In der koloristischen Behandlung von Metallarbeiten durch verschiedene Legierungen und Beizverfahren sind sie unübertreffliche Meister. Überhaupt zeichnen sie sich auf allen Gebieten der Kunst durch die Offenbarung einer erstaunlich feinen Farbenempfindung aus.

Abb. 19. Pflaumenblüten, Narcisse und Chrysanthemum in Bambusvase. Nach Transactions of the Asiatic Society of Japan Vol. XVII Part. II Octob. 1889. Tokyo. The Hakubunsha (entnommen plate 66).

Nirgends springt der Einfluß des japanischen Flächenstils auf europäische Kunst so deutlich in die Augen, wie beim modernen Plakat. Auch das Plakat, zu dessen künstlerischer Neubelebung in den letzten Jahren viel gethan ist, verwendet nur Farbenflächen, die von vereinfachten Umrißlinien umschrieben werden. Man versucht nicht mehr die realistische Bildwirkung etwa eines Ölgemäldes zu erzielen, sondern beschränkt sich auf eine mehr andeutende dekorative Darstellung. Hier haben wir es nun nicht nur mit einer vorübergehenden Mode zu thun, sondern mit einem wirklichen Fortschritt. Die Vereinfachung der Bildwirkung, die Betonung des Wesentlichen in Farbe und Zeichnung, die Beschränkung auf wenige aber wirksame Farbtöne, alles das dient zunächst vorzüglich den Zwecken des Plakats: deutlich, fernwirkend und auffällig zu sein, sodann aber erleichtert auch die Verminderung der Farben und die vereinfachte Umrißzeichnung außerordentlich die technische Herstellung. Dieser neue Plakatstil hat sich von Frankreich aus allmählich über Belgien, England, Amerika (Louis J. Rhead) (Abb. 14) und Deutschland verbreitet. Vielfach ist er auch auf die Glasmalerei übertragen worden, indem man das Bild aus bunten Glasstücken zusammensetzt, eine Innenzeichnung möglichst vermeidet, so daß von einer Glasmalerei kaum noch die

Rede sein kann, eher von einem Glasmosaik.

Was vom Plakat gesagt ist, gilt auch vom modernen Buntdruck überhaupt und seiner mannigfaltigen Verwendung bei Tischkarten, Theaterzetteln, Ansichtspostkarten, Stollwerkbildern ꝛc. Hier liegt jedem bequemes Anschauungsmaterial zur Hand. Man braucht nur die älteren und neueren Arbeiten dieser Art nebeneinander zu halten, und man wird leicht sehen, wie sehr sie in Stil, Komposition und Farbengebung sich voneinander unterscheiden. Auch die Buchausstattung zeigt zum Teil eine japanisierende Geschmacksrichtung. Nach dieser Richtung hin ist die Münchener Zeitschrift „Jugend“ besonders lehrreich. Nur muß man sich hüten, überall Japanismen finden zu wollen.

Abb. 20. Kissen mit Seidenstickerei von H. Obrist.

In dieser Zeitschrift ist auch reicher Gebrauch gemacht worden von jener Pflanzen- und Tierornamentik, wie sie nach japanischem Vorbilde allmählich in alle Zweige des Kunstgewerbes eingedrungen ist. Auf dem Gebiete der Keramik ist vor allem die Kopenhagener Königliche Porzellanfabrik zu nennen, welche durch eine der japanischen verwandte naturalistische Ornamentik in flächenhafter Malerei in Verbindung mit einer mehrfarbigen Unterglasurmalerei einen völlig neuen eigenartigen Porzellanstil ins Leben gerufen hat (Abb. 22). Ihrem Beispiel sind die Fabriken von Bing und Gröndahl in Kopenhagen und Rörstrand in Stockholm gefolgt. Auch Sèvres und Meißen haben dem neuen Stil Konzessionen machen müssen.

In der Textilkunst ist England mit seinen bedruckten Baumwollen- und Velvetstoffen, welche ähnlich wie die englischen Tapeten mit Pflanzenmotiven geschmückt sind, vorangegangen und hat überall Nachahmung gefunden. Für die Metallindustrie mögen die unter dem Namen „Kayserzinn“ bekannten Arbeiten und die Schmucksachen von H. Hirzel, H. Schaper, J. H. Werner als naheliegende Belege dienen. Auch über die Fläche der Möbel breitet sich die neue Ornamentik aus, sei es in geschnitzter Form (Abb. 18), sei es als Einlage oder Beschlag. Mag man sich direkt den japanischen Vorbildern anschließen, wie der Franzose Auriol (Abb. 16), oder mag das starke persönliche Stilgefühl des Künstlers die ursprüngliche Anregung mehr verschleiern, wie es z. B. bei Edmann (Abb. 21) der Fall ist, immer bleibt der japanische Ursprung der neuen Ornamentik deutlich zu erkennen.

Auch jene verschlungenen Linienmotive des modernen Stils, die sich bald anschwellend, bald abnehmend, in gefälligen Windungen bewegen, dürften in ihrem letzten Grunde auf die erwähnten japanischen Linienharmonien zurückgehen. Nur ist die europäische Kunst noch einen Schritt weitergegangen, sie hat noch größeren Gebrauch davon gemacht, auch Pflanzenmotive damit verbunden und hat schließlich die rhythmisch bewegte Linie zum alleinigen Ornament erhoben. Es scheint, daß zuerst die belgischen Zierkünstler Van de Velde, Horta, Hankar, Lemmen ꝛc. diese letzten Konsequenzen gezogen.

Dem Wohlgefallen an einem an sich bedeutungslosen Spiel von Wellenlinien verwandt ist der ästhetische Reiz der rein koloristischen Wirkungen der farbigen Glasuren, wie sie nach dem Beispiel der Japaner die Franzosen Bigot Carriès, Delaherche, Dalpayrat u. a. zum Schmuck ihrer Steinzeuggefäße verwandt haben, neben der Einführung der naturalistischen Ornamentik und mehrfarbigen Unterglasurmalerei der Kopenhagener der wichtigste Fortschritt der neueren Keramik. Während hier Europa sich mit bedeutendem Erfolge die Lehren Japans zu nutze gemacht hat, ist man dagegen in der farbigen Oberflächenbehandlung der Bronzen und anderen Metallarbeiten über die ersten Versuche noch nicht hinausgekommen. In dieser Beziehung ist noch viel von den Japanern zu lernen.

Nur in ganz beschränktem Maße lassen sich unmittelbare chinesische Einflüsse in der

Abb. 21. Zierleiste für die Zeitschrift „Pan“ von O. Eckmann.

modernen Kunst nachweisen. So sind Gallés wundervolle geschnittene Gläser wohl auf Anregungen zurückzuführen, die ihm die kunstreichen chinesischen Gläser mit ausgeschliffenen Ornamenten gegeben. Auch die mit geflammten Glasuren überfangenen Porzellane der Manufakturen von Berlin und Sèvres sind in Nachahmung jener herrlichen chinesischen Vasen mit farbigen Glasuren entstanden, die von den amerikanischen Millionären so eifrig gesammelt werden. Mittelbar aber ist auch Chinas Kunst für die Kunst Europas insofern von Bedeutung geworden, als die japanische Kunst, ihre anmutige Tochter, auch von ihrer reichen Mitgift an die europäische abgegeben hat.

Im übrigen wäre es falsch, die ganze moderne Geschmacksrichtung nur Japan und China zuschreiben zu wollen. Die ostasiatische Kunst bildet nur einen Teil der Fäden, die in dem buntfarbigen Gewebe unserer modernen Kunst verschlungen sind.

Abb. 22. Porzellane aus der Kgl. Porzellanfabrik Kopenhagen; die mittlere Vase aus der Fabrik Rörstrand zu Stockholm.

Inselkirche.

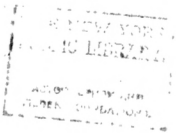
In der Inselkirche grellem Licht
Sah er sie, von Sonnenglanz umwoben.
Flammend saß sie da, — ihr Angesicht
Im Gesange fromm emporgehoben.

Durch der Kirche nackten kleinen Raum
Ging ein Atem, wie durch goldne Säle
Und es stahl ein heißer Liebestraum
Sommerlang sich ein in die Choräle.

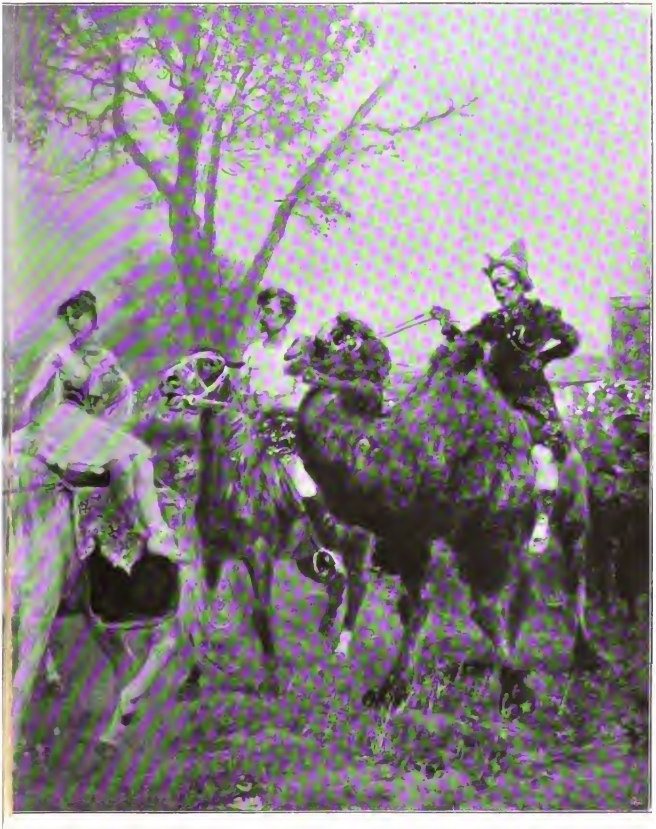
Schnellen Flugs entschwand die Sommerzeit.
Die gepeitschte See begann ihr Klagen —
Graue, rauhe Inseleinsamkeit
Schleppt einher nach wilden Sturmestagen.

Totenstill ward's. Auch der Herbst verschied.
Thränen glänzen oft auf krausen Lettern.
Und es braust ein wehes Liebeslied
Manchmal auf aus den Gesangbuchlettern.

Frida Schanz.



Umzug der Kunstreiter. Nach d
(Münchener Jahresausst



em Gemälde von Paul Meyerheim.
llung. Glaspalast, 1900.)

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Theaterpremiere.

Ein Tagebuchblatt von

Elsbeth Meyer-Förster.

(Abdruck verboten.)

„Fahrn m'r, Euer Gnaden?“

Ich winke dem devoten, kostspielig aufgeschirrten Fiaker ab und pendle weiter durch den Sonnenbrand des Stephanplatzes, über die Feuerplatten des Trottoirs der Rotenturmstraße, zurück dem „Graben“ zu, wo vor dem zweiten Kaffeepavillon die lange Flucht der Einspänner hält. — Ein Wink — und Schorsch, Schani oder Franzi, den Hut in den Nacken geschoben, die welke Nelke in den Mundwinkel geklemmt, stößt seinen Pfiff durch die Zähne aus, rasselt heran und hält. Ich nenne mein Ziel, das Theater, und wir fahren los.

Es ist Mittagszeit, im Theater, das am Abend mein Stück bringen soll, hält man Probe ab. O wie glüht um diese Stunde die Stadt, über deren tote, ausgetrocknete Schönheit so nahe der Kahlenberg sein kühles Haupt erhebt, Schatten, Ruhe und Frieden verheißend. Die Luft flimmert und zittert förmlich vor Hitze. Langsam schieben die lustigen Wiener dahin, schlaftrunken von der tödlichen Sonne dieses Sommers. Die Obstweiber auf den Märkten sitzen unter ihren riesigen Leinwandschirmen wie aufgeplatzte Päonien, ihre glutroten Gesichter sind schrecklich anzusehen. Die Berge von Früchten, von Blumen und Kräutern sinken vor ihren Augen von Stunde zu Stunde mehr zu dürren Haufen zusammen. Irgendwo in einem Thoreingang spielt ein unverwüstlicher Leiermann sein „Werkl“ ab, — aber nicht einer Fliege fällt es ein, um seinetwillen die Flügel zu erheben, geschweige denn den Kindern, die wie leblos auf den heißen Bordschwellen sitzen. —

Elsbeth Meyer-Förster

Die Frauen der Hinterhöfe, die über die Straße schleichen, um beim Pfaidler, in der Molkerei ihre Einkäufe zu machen, tragen gleich den „besseren“ Damen zu dieser Vormittagsstunde eine Matinée — ein sackartiges Ding aus Kattun, so weit und lose, daß das erhitzende Korsett entbehrlich ist. Sie sind heute fast der einzige Bestand des weiblichen Großstadtpublikums. Die elegante Welt — ja, wo mag die jetzt in allen entlegenen Winkeln der Erde zu suchen sein? Dieses Wien in seiner Glut, mit seinem unter der Hitze ächzenden proletarischen Publikum sieht ärmlich und traurig aus. Der Glanz des leichtfüßigen Lebens ist aus den Straßen hinweggefegt; die dicken Staubwolken verschleiern alle Fenster, aus denen man Betten hängen sieht; ach, sie

scheinen die Paradestücke dieser Wohnungen zu sein, — sie, die bei uns der Faltenwurf der Gardinen umhüllt, haben sich hier aller Fenster bemächtigt, lehnen ihre unförmigen Federbäuche über die Brüstungen weit hinaus und mischen den warmen Dunst ihrer Daunen in den fürchterlichen Hauch der offenstehenden Tavernen und Speisewirtschaften. Eine schöne Aussicht, dieses tote, schlafende, schwitzende, bettenstrotzende Wien für die Hoffnungen einer Theaterpremiere — !— !— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und Schani pfeift wieder, und wir sind da.

„Küss' die Hand, Euer Gnaden. Küss' die Hand, ergebenster Diener, wünsch' auch guten Tag gnä Frau.“ Das sind so ziemlich die einfachsten und einsilbigsten Formeln, mit der dich der jedesmalige Angestellte begrüßt, der „hernacher“ ein kleines Donceur von dir zu erwarten hat. „Ich bitt' Sie, wo ist der Weg zum Parkett?“ „Küss' die Hand, i bitt' schön, gnä Frau, gleich langaus, dann rechts herum, links dann über a Stiegen, hernacher wieder rechts, dann gradaus, wann i bitten darf, nacher finden gnä Frau schon glei vorn in der zweiten Thür den Hausbesorger, der die gnä Frau, wann i bitten darf, wann's gefällig hinabbegleiten wird.“

Selbst aber rührt sich der Gefragte zur Begleitung nicht, trotz dieses vielversprechenden Satzes. Es gibt eben niemanden, der die Bewegung so haßt wie der Wiener, und nun gar, wenn's ein Theaterangestellter ist — —

Die Bühne ist erleuchtet, Gestalten eilen auf ihr hin und her, über dem Parkett liegt in den vordersten Reihen der leise Resler der Bühnenhelligkeit. Es ist Generalprobe und ein kleines Auditorium in respektvoller Schweigsamkeit versammelt. O, klopft der Autorin das Herz! Sie sieht den Censor sitzen, diesen würdigen Herrn, dessen Schicklichkeitsgefühl ein so starker Faktor für das Schicksal des naiven Dichters wird; sie sieht seine Frau, die ihm den Bleistift hält, das mindeste, was eine Frau für ihren gewaltigen Gatten thun kann. Sie hört das Flüstern undefinierbarer Stimmen, deren Urheber man nicht entziffern kann, aus den dunklen, hinteren Reihen, sie gewahrt die auf- und niedertauchenden Köpfchen der Statistinnen, die sich bescheiden zu den Seiten drängen. Sie fühlt sich in der Luft dieses Raumes, in dem über ihr Schicksal entschieden werden wird. Und sie atmet durstig und doch wie betäubt diesen gemischten Duft, dieses Parfüm der Coulissen ein, zusammengesetzt aus den Gerüchen des Gases, verstaubter Polster, alter Requisiten, hin und her getragener Garderobe, eingeschlossener Luft und dumpfen Moders. Und vor ihren schauenden Augen weitet sich das schwarze Haus, entzündet sich mit tausend Lichtern; die schweigsamen Sessel klappen sich auf, Paukentöne erschallen, durch die goldumsäumten Vorhänge der Thüren strömt das Publikum. „Man beginnt! Man beginnt!“ hört sie's brausen vor ihren Ohren. — Ja, man beginnt, aber nur mit der Probe, in dem schwarzen, ausgelöschten Hause. Diese lieblichen Mädchen auf der Bühne bekommen auf einmal Leben; sie bewegen sich, fangen an zu reden; die flüsternde Stimme der Souffleuse brodelt empor aus dem Kasten, — aufgeregt, zischend, um ja recht deutlich zu sein, um gleichsam diesen Darstellern da oben auf die Lippen zu springen, in die Gesten, in die Miene — Ach, das arme Weib in seinem engen Kasten, wie mag es leiden, eingemauert zwischen zwei Bretter und ein den Kopf beinahe berührendes Dach. Aber ich will mich revanchieren bei ihr, ihr etwas kaufen, es ihr übersenden, ihr sagen, daß ich unter ihrer Hitze mitgelitten habe, immerfort — — — Und ich muß an sie und ihre Enge denken, den ganzen ersten Akt über, fieberhaft, mit unnatürlich aufgeregten Sinnen. Ja, sie mag wünschen: „Aus mit dem Schmarren! Fort mit der Schwarte! Laßt mich an die Luft!“ — Es wird mir zur fixen Idee. Ich höre gar nicht mehr, was man da oben spricht. Meine Gedanken sind unten in dem grauenhaften Kasten der Soufleuse. „Was geht dich die Souffleuse an?“ sage ich mir innerlich, wie jemand, der zu seinem eigenen Alb spricht. „Stücke schreiben macht heißer, als Stücke souffleieren. Laß die Dame doch schwitzen; dasselbe thut jetzt ungefähr die halbe civilisierte Welt. Höre auf das, was sie auf der Bühne sagen. Nicht alle Tage wirst du aufgeführt. Das ist eine Sache, die nicht einmal Bleichröder passiert ist —. Noch gestern haßt du diesen Mann beneidet, weil du Tramway fahren mußtest — Du bist in diesem Augenblicke mehr als er. Also halte dich danach.“

Und ich fülle mich an mit Gemeinplätzen, mit Weisheiten und guten Lehren bis zum Halse. Es hilft nichts. Die Souffleuse in ihrem engen Kasten — bei der Hitze — — — — Ich fühle, daß mich die Hitze, diese Glut der Wienerstadt idiotisch gemacht hat. Ich sitze ganz still und blicke hypnotisiert auf das Dach des Kastens, mit der Vision, daß es den Kopf der darunter Sitzenden vielleicht drücken, vielleicht langsam in den Rumpf eintreiben wird. Die Schauspieler dampfen förmlich vor Glut. Unter ihren Perücken und Bärten flammen ihre Gesichter, Schweiß rinnt ihnen über die Stirnen, vermischt sich mit der Schminke, fließt in weißen und rosa Bächen fast zu mir hin. Ich sitze stumm, die Augen erkünstelt kühn zu den ihren erhoben, die mich durchbohren werden, mich, die ich zur Hundstagszeit für sie und die Frau im Kasten ein Stück geschrieben habe.

„Maria Tafer!, ich verkomm!“ Die kleine Naive sagt's, der schwarze Wirrkopf mit den braunen Augen und dem kurzen, schluchzenden Lachen, das so ist wie das Gurren einer Taube. Sie hat zu springen und zu tanzen in meinem Stück, eine Verführungsscene im Heu und einen Mazur ganz zum Schluß. Und sie thut es mit Verve, sie wirft die Füßchen, ihre Locken flattern, sie tanzt, und der Dudelsack kann laum mit, sie tanzt weiter und glüht, auf mich zu nimmt sie die Richtung, ich flüstere „halt“ — aber sie hört es nicht. Ach, sie ist das Mädchen mit den roten Schuhen, ihre Locken kleben, ihr Mieder hat sich längst gelöst. Aber sie rastet nicht, sie tanzt, und die Perlen des Schweißes fallen von ihrer Stirn, überrieseln ihre Füße, rollen wie Silberkügelchen hin und her. — „Aufhören! Schluß damit!“ ruft der Regisseur. Ich wache auf aus meiner Vision und atme —

— — —. Gott sei Dank, — sie hat mich nicht erreicht. Sie ist nicht bis ins Parkett gesprungen, über den Kopf der in den glühenden Kasten gesperrten Dame hinweg! Sie hat es mir geschenkt — für dieses Mal. Ah, wie ich sie dafür gern habe, die liebe, kleine Person, die bei 28 Grad im Schatten springen und zappeln ließ, was ich nur mit dem Bleistift tanzen machte! Auch ihr werde ich zum Zeichen meiner Dankbarkeit — Aber: „Zweiter Akt!“ ruft der Regisseur. „Andere Scene!“ Die Coulissenschieber dringen ein, gleich einer wilden Horde. In das Milieu, das soeben noch ein friedliches Familienzimmer mit buntbemalten Porzellantassen und einer Hängelampe unter der Decke zeigte, sassen sie mit rauhen Händen, werfen sich hier einen Schrank über die Schulter, dort einen Schreibtisch über den Rücken, stoßen mit dem Fuß hier einen Sessel fort, daß er wie ein vom Schlage Gerührter lautlos auf den Teppich sinkt; ergreifen alle die Poesie, das Vogelbauer und die Fenstergardinen, ja selbst die Blumentöpfe, und schleppen mir die Dinge, an denen die Stimmung, die Zartheit meiner ganzen Seele hängt, einfach in den Hintergrund.

Und ich sitze und höre ihr schweres Atmen, ihr Köcheln vor Hitze und Schweiß. „An Gespritzten! Jetzt wann i an Gespritzten hätt!“ hör' ich einen von ihnen beim Vorbeipoltern an der Rampe deutlich sagen. Und ich weiß, sein Blick, seitwärts und rasch ins Parkett gerichtet, sucht mich — die Veranstalterin, die Urheberin, die sozusagen einzig Schuldige. Ich nicke heftig mit dem Kopf, und hebe aus dem Dunkel der Reihe fünf Finger der gespreizten Hand, um ihm anzudeuten, zu wie vielen Gespritzten ich mich für nachher verpflichtet fühle. Auch der Regisseur seufzt auf, lüftet ein wenig den Rock und wirft verzweifelt sein welliges Haar zurück. „Sind Sie da, gnädige Frau?“ fragt er ins Parkett. „Ist die Autorin vorhanden?“ Aber ich sitze mäuschenstill, mit angehaltenem Atem drücke ich mich tiefer in die Dunkelheit. Nein, ich liefere mich nicht aus, niemand wird es mir verdenken, heute, bei 28 Grad im Schatten, würde selbst Shakespeare nicht eingestehen.

Aber der Wuschelkopf oben hat mich entdeckt. Schnellfüßig, wie ein kleiner Teufel, dem nichts für genug geht, springt sie nun richtig doch noch herab ins Parkett, auf mich zu, ihre Ärmchen umhalsen mich, und sie zerrt mich über die Seitentreppe zur Bühne.

„Prost die Mahlzeit, meine Herrschaften! Da bin ich also so frei!“ sage ich, mit einem vagen Lächeln, bestürzt von dem auf mich eindringenden Kreis, der mich plötzlich umschließt. Und die schwitzenden, glühenden, sauchenden Gesichter um mich her erschrecken mich mit ihrem Ernst. „Sie also haben es geschrieben — Sie?“ fragt der Heldenliebhaber, und seine dunklen Augen mustern, prüfen, secieren mich. Und: „Aber doch net allein. Gelten's, gnä Frau? Da schauns garnet darnach aus —. Gelten's, da hat ein Herr Bruder oder Ihnerer Herr Gemahl derbei geholfen?“ forscht trenherzig das Wiener Goschl neben mir. Ich nicke nur stumm mit dem Kopf. Ich würde jetzt auch widerstandslos zugeben, daß ich ein Plagiat verbrochen habe — so gänzlich übertrumpft fühle ich mich von dieser Gesellschaft Gesolterter, die bei 28 Grad im Schatten meinen Mazur, die Verführung und den Familienzwist in Scene setzen mußten.

Wahrhaftig, lange wird es nicht mehr dauern, und sie werden explodieren, die Herrschaften, gleich überfüllten Ballons, denen ich den letzten Rest gab. „Der zweite Akt noch einmal!“ ruft der Regisseur. Ich fühle, wie ich erblasse, ich wage keinen mehr anzusehen. Dieser lockige, energische, sprühende Mann, dessen Kragen, dessen Oberhemd die Hitze bereits aufgelöst hat, der so heiser ist vom Sprechen, daß er nur noch flüstern kann — er verlangt Menschenunmögliches! Seit früh um neun Uhr dauert diese Probe, jetzt schlägt es drei! Es wird vier werden, ehe der letzte Akt beendet ist, dann finden die armen Opfer kaum Zeit, in Hast einen Bissen für den Hunger herunterzuwürgen und schon wieder geht es an die Abendvorstellung. Und dies alles bei 28 Grad im Schatten!! — Ich schleiche mich davon. — — — — — — — — — —

Jetzt nehme ich einen Fiaker, denn nunmehr ist mir alles egal. Ein Durchfall wird's ja doch, ein Fiasko sondergleichen. Das sagt schon diese Glut von 28 Grad, bei der kein Künstler vernünftig spielen, kein vernünftiger Mensch den Dampfkasten des Theaters aufsuchen wird. Mit Anstand geht die Welt zu Grunde. Also per Fiaker hin zum Prater! —

Wie liebe ich dich, Prater, den „Wurschtl“ sowohl wie den „Noblen“, — keine Mutter kann zärtlicher ihr Kind umschließen, wie ich mit der Phantasie alle die Jahre, die ich abwesend war, diese Wiener Vogelwiese! Ah, der Schani fährt gut zu, auch ihm ist der Prater im Blut, gleichsam ein Stück von ihm selbst, er rasselt wie ein Motor an den Bordschwellen der Straßenzeilen dahin, bis er ihn endlich erreicht hat, den Park seiner sommerlichen Triumphe, und langsamer, in gestrecktem Trabe wie irgend ein „Erzherzoglicher“ in die breite Hauptallee einfährt.

Auch der Prater schläft, fester, tiefer noch als seine Mutterstadt selbst. Nicht ein einziger lebendiger Mensch ist in den langen, sich kreuzenden Alleen zu sehen, in denen die leeren Bänke schwermütig in der Sonne braten, die Karussels und Schaukeln verhangen sind wie die Bilder Verstorbener, die Kuchenweiber und die Kastanienverkäufer auf den Schwellen der „Wurstl“-Gasthäuser einen grabesticken Schlaf abhalten, die Bäume verdorrt und die Gräser verbrannt sind. Es ist graus hier, staubig, glühend und öde zum Aufgähnen. Und meine Angst wird größer noch durch diesen Blick in ein verwüstetes Stück Leben. — Ja, alles ruht, alles feiert und verschmachtet in diesen unerhörten Sommertagen, — und nur ich, der allgemeinen Stumpfheit nicht achtend, lasse inmitten dieser Dornröschenversunkenheit Theaterstücke rasseln! —!—!

Wo mögen sie jetzt weilen, die Zwerge, Puvenspieler und Riesendamen, die Schlangenbändiger, Messerschlucker und Ringkämpfer, die sonst hier vor den Unterhaltungskabinetten ihr Wesen treiben, das Publikum mit wehmütigen Witzen anlocken und inmitten des Lärmes der Karussells, der „Hutschen“ und Rutschbahnen ihre schaurigen

Anpreisungen ertönen lassen? Ja, die liegen wohl und schlafen, betäubt von der Glut des Tages, wie drüben im Vivarium die Boa constrictor selbst, die so faul ist, daß selbst die gemütsruhigen Wiener über ihren Stumpfsinn in Aufregung geraten. Fast steigt ein grausames Gelüst in mir auf, auszusteigen und in das schimmernde, weiße Haus einzutreten, darin die „Fütterung der Reptilien" zur festgesetzten Nachmittagsstunde stattfindet. Aber ich erwehre mich der trostlosen Regung, die aus dem Gefühl entspringt, ein wie viel grausameres Schicksal als den ahnungslosen Haushasen mir selbst heut abend winkt. — Die sind im Moment verschluckt, ich aber, o wie lange werde ich leiden. — — —

„Grüß di Gott tausendmal! Also sixt, du entkommst mir halt nicht!"

Es ist Elvira — genannt Virel, auch Viriya oder Viri —, meine kleine Freundin vom Hofburgtheater, die da plötzlich in ihrer pausbäckigen Gesundheit aus einem zweiten Fiaker springt, dem einzigen, der neben dem meinen auf der riesigen, langen Allee des Nobelpraters zu sehen gewesen ist. „Geltens, das hättst halt nicht gedacht, daß eins so schlau sein und dir bis hier hinaus nachspüren könnt'. Ja, sixt, hinterm Berg da wohnen halt auch noch Leut; ich hab's mir ja glei denkt, wie sie mir vom Theater zurücktelephoniert haben: ‚Ist hier nicht mehr anwesend': Aha, also ist sie zum Prater hinausgefahren, nachschaun, ob die Hutschen auch noch steht und das Ponyringelspiel — aber sixt, verstecken gibt's halt nicht, auch mit der besten Ausred nicht. Was man verbrochen hat, das soll man ausessen — und wenn's du, was bei der Hitzen nur natürlich ist, durchfallst heut abend, dann ist's schon ganz gut, wannst ein bis zwei Freund' bei der Hand hast, die für die nötige Bedeckung sorgen, — falls die empörte Kritik dir nämlich ein Denkzettel zustellen thut für dein' Keckheit bei 28 Grad im Schatten."

So und noch viel mehr plauscht sie, ohne mir Zeit zur Antwort zu lassen — die kluge und gute Viriya, die meine Fahnenfluchtstimmung gar wohl begreift —, während sie nunmehr ihren Schani ablohnt, aus ihrem Fiaker hinaus in den meinen klettert, sich die Schweißtropfen aus den braunen Locken trocknet, gegen die Staubwolken des Weges zwinkert, ein paar Aprikosen in aufgelöstem Zustande aus einer Papiertüte enthüllt und ohne Erbarmen ein Examen beginnt. „Und gespeist hast also auch noch nix. Vierzehn Stunden bei derer Mörderhitz im Coupee unterwegs und zu zaq, um an Happen Fleisch zu fordern. — Aber so seid's ihr, ihr Dichtersleut. Sie, Fiaker, haltens an! Hier im Eisvogel speisen wir erst!"

Der „Eisvogel" ist verödet, in dem des Abends die „Wiener Madln" in ihren weißen Kleidern, mit den rosa und himmelblauen Schärpen die Geigen klingen lassen. Es ist kein erstklassiges Restaurant, so recht ein Ort für die bescheidene Volksluft und das berühmte „goldene Wiener Herz", des abends mit seinem Walzerprogramm, seinen Salami- und Käsäusrufern, der Speisekarte voll einheimischer Leibgerichte und dem nahen Dideldumdei des Wurstelpraters. Aber für uns zwei „einzelne" Damen ist es grad' der rechte Ort. Kein einziger der weißen Tische ist um diese Stunde besetzt, der Garten mit seinen zarten Bäumchen saucht vor Hitze, ein „Speiskellner" nirgends zu entdecken, das Haus, die Kaffeeküche, der Bierverschleiß schläft. Endlich erscheint auf unser längeres Rumoren und Klopfen hin ein gähnender Piccolo, der sehr erstaunt ist, zu dieser ungewöhnlichen Stunde in die kleine Oase der brennenden Praterwüste hinaus weibliche Gäste zu bekommen. Aber ein „Gulasch", ein „Lämmernes" und ein „Gespritzter" ist immer bei der Hand. Auch der Apfelstrudel, der das Mahl beschließt, könnte im Dessert des besten, norddeutschen Menüs mit Ehren bestehen. — Ah, das ist einmal wieder Wiener Kost, zerschmelzend, zergehend, papriciert und doch mild, der angenehmsten Widersprüche voll und selbst in dieser schlichten Gasthausküche von vollendeter Güte und Schmackhaftigkeit.

Der „Gespritzte" kühlt ein wenig die Glut der Pulse, wir trinken durstig, und plötzlich sind wir in angenehmster Stimmung. Der graue Staub, die stumpfe Hitze des Tages sind nicht mehr, wir fühlen uns froh und belebt, der Prater sieht plötzlich rosig aus, die Perlenbehänge und Schellen der Karussells vor unseren Augen leuchten, eine alte, dudelnde Leier aus der Ferne erregt unser Entzücken. Ja, Wien mit deinem Prater, du seltsame Stadt, mit dem lieben Namen, der wie ein Bogenstrich über sanfte Saiten klingt! Du bist der Märchen und Wunder voll auch an diesem glutverzehrten Tage, die lachende Lebensfreude zittert aus jedem deiner Atemzüge, der Ernst und die Kultur des Fortschritts gingen an dir vorüber, in sorgloser Zigeunerschönheit stehst du da, unbekümmert um die kommenden Zeiten. — Das Vergangene ist dein süßer Zauber, und wir Menschen der modernen, hastenden, arbeitsamen Zeit, die wir untertauchen in deine alten Thore und Straßen, staunen über deine weltunbekümmerte Naivität und deine Gemächlichkeit. —

„Komm, Autorin. Die Kehrseite von der Medaille siehst halt nicht. Komm, träum' du morgen weiter, wannst wirst die Kritiken gelesen haben. Jetzt wolln mir baden gehn."

Ja, Virel ist eine kleine Realistin, wenn sie auch die Naiven zu spielen hat; sie weiß schon immer, wie's gut und richtig ist, ihr Köpfchen hat nachdenken gelernt und sich bereits manches im Leben zurechtlegen müssen, Trauriges und Erstaunliches. Ich gehorche ihr gern, trotzdem sie die viel jüngere ist. Und so fahren wir — denn nobel, sagte ich schon, geht die Welt zu Grunde — per Fiaker dem Kommunalbad zu. — „Das wann die Schauspieler wüßten, die sich jetzten noch ablagen im Schweiße ihres Angesichts, — daß ihre Autorin gemütlich im Kaltbad herumplanscht," sagt Virl, als wir in den ungeheuerlichen Badeanzügen in das Bassin der Donau steigen, „drei Stunden vor dem Eclat". Ich aber lasse sie „frozeln", so viel sie nur will; ich habe die Angst, die Schwüle und Not dieses Tages vergessen, der entscheidend werden muß für Jahre des Schaffens. Die Donauwellen kreisen und stürzen, sie spülen mit ihrer herrlichen Frische die Sorgen der Stunde

hinweg. Der Horizont liegt bleischwer über der Welt, von einer dumpfen Gewitterschwüle gespannt. Ab und zu grollt schon ein Donner, zuckt ein Wetterschein — und ich mache einen wahren Tauchsprung des Glückes. Gott sei Dank! es wird stürmen, hageln, regnen!! Die furchtbare Schwüle wird gelöscht, die Luft wird rein und köstlich sein in wenigen Stunden, wie seit Wochen nicht, ganz Wien wird aufatmen, wird diesem klatschenden Regen ein Dankgebet spenden — und den nassen, verregneten Abend dem Theater widmen. Mein Stück wird nicht vor leeren Bänken spielen! Ich bin zum Teil gerettet!

„Du, mach' keine Mannerln," ruft die Birl, die meine Tauchekünste sieht. „Ertrinken kannst an andermal; heut wo Premier' ist, mußt vorhanden bleiben."

„Birel, sieh doch, sieh! Der Himmel meint es gut mit mir! Es regnet!!! — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, es regnet. Bindfadendick, von Windstößen erschüttert, hin- und hergetrieben schießen lange Regensträhnen aus den massigen Wolken hernieder, peitschen das Wasser auf, brechen die Köpfe der brennenden Pelargonien, die rings um das Badebassin eine lebendige Hecke bilden. Auf das Dach der Kabine prasselt es hagelschwer nieder, eilige Gestalten huschen und rennen in den triefenden Pantalons hin und her, suchen in trockene Kleider zu gelangen. Trotz des strömenden Regens wirbeln noch immer Staubwolken unter den peitschenden Schlägen des Windes auf, heben sich wie Tromben in die Lüfte und erzählen, zerstiebend und zerwehend, von der ungeheuren Dürre langer Wochen. Zu den offenen Fensterrahmen der Tramway peitscht der Regen herein — aber er findet kein mißvergnügtes Gesicht, ein Aufatmen geht durch die Reihen der dichtgedrängten Passagiere. „Das ist so recht a Theaterwetter — das!" sagt Birel laut und schaut sich triumphierend um. „Heut' geben die Berliner doch a neues Stück in der Josephstadt. Von einer Dame soll's sein. Du, da müssen wir hin. Heut' wird's nudeldick voll da herinnen." Ich erröte über diese Art der Propaganda, die der herzige Manager so freimütig in die Welt hinein schleudert. „Gehn's, Fräul'n, — wissen's net vielleicht, wie's heißt?" fragt ein junger Mann auf der Bank hinter uns, indem er höflich den Hut vom Kopfe zieht. „Ich hab' wollen heut abend in Benedig in Wien, — aber jetzt, wo's schloßt, schau ich mir schlimmstenfalls auch amal die Josephstadt an" —

Fräulein Elvira läßt sich nicht zweimal fragen. Ihrer Würde als k. k. Hofburgangestellte ganz vergessend, beginnt sie das Stück zu preisen, das sie „zufällig" „früher schon amal" gelesen hat. Mir wird heiß und kalt bei ihrer Darstellung. Himmel, und wenn ich siebzig Jahr alt werde, diese Schilderung vergeß ich niemals wieder, in meinen bittersten Stunden wird sie noch als süßer Trost, als wonniger Beweis für die Freundschaft des enthusiastischsten, besten kleinen Herzens von der Welt vor meiner Seele stehen. Auch der junge Mann ist schließlich ganz bestürzt. — „Verzeihen, Fräul'n — aber sind Fräul'n etwa die Tochter oder die Fräul'n Cousine oder ein Schwesterkind der Frau Autorin —?" fragt er baff. „Aber wo denken's denn hin?! Nein — oaber nein!!! Aber nicht im mindesten! Ich bitt' Sie, das ist ja doch noch ganz anne junge Frau, fast noch ein junges Mädl, die das geschrieben hat. Nein, die ist Ihnen höchstens, die kann Ihnen höchstens sein —"

„Einundzwanzig!" kalkuliere ich, in mein Schicksal bereits ergeben. Aber nein, ganz so viel vergeht sich Viritza doch nicht an der Wahrheitsliebe. Nur sechs Jahre zieht sie von meiner schmerzlich einzugestehenden Dreißig ab. Doch der junge Mann ist damit zufrieden: „Na, alsdann — wann's also noch nit alt ist; da geh' ich freili ganz gern amal hinein; alte Blaustrümpf' sind mir halt an Greul. Aber an Junge — das geht noch amal so hin."

„Siehst du, das ist der Wiener, wie er leibt und lebt! Ja, Birl, das ist das, was für die strebenden Frauen in Wien ein Schicksal zu nennen ist. Dieser Wiener bricht über sich und seinesgleichen mit wenigen Worten den Stab."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir sind ernst geworden, die kleine Episode gibt zu denken. Ja, die Kehrseite der goldenen, lachenden Stadt! — Schweigsam betreten wir das Hotel. „Also Mut — und wann gepfiffen wird, da pfeiffen mir halt mit," sucht Birel nochmals matt zu scherzen. Ach, sie glaubt so fest an meinen Sieg. Aber auch sie empfindet jetzt, in der zwölften Stunde, dieses Herzklopfen mit, die ihr selbst so bekannte und vertraute Lähmung gegenüber dem Ungeheuer Publikum.

„Servus, Herz. In einer Stund' hol' ich dich ab! Und mach's gut!!"

Ich bin allein. Ihre Schritte verhallen im Flur, und mir ist, als ginge Hoffnung, Mut und Energie mit dieser kleinen fröhlichen Persönlichkeit von meiner Seite.

Langsam quält sich die Stunde hin. Automatenhaft mache ich Toilette. Endlich — sieben Uhr! In einer halben Stunde Beginn —!—!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Soll ich erzählen von dem Glück der Überraschung, von der tödlichen Angst nach dem ersten Fallen des Vorhanges, von dem reichgefüllten, glänzend gestimmten Haus, von all den Schmerzen und Leiden dieser dreistündigen Folter, von der glänzenden Wiedergabe der Darsteller, die alle Visionen der Probe vergessen ließen, von der Musik, dem Applaus und der zitternden Frage — „Sieg?!?" Nein, ich will es nicht ausmalen, ich könnte zu feurig werden, wie meine kleine Freundin auf der Plattform der Tramway, und der Leser könnte aufstehen und skeptisch fragen, den Hut bereits in der Hand, wie bei jener Gelegenheit der junge Mann: „Verzeihn — aber sind Sie vielleicht" —? — — — — —

Nein, ich bin nicht. Nichts bin ich, als eine Kämpferin wie ihr, die versucht hat im fremden Lande ein Stück Terrain freizumachen für den langen, harrenden Zug der Frauen — —. Man gibt uns freien Weg; kommt, habt Mut, reiht euch ein. Es kostet nichts als Herzblut — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Rußland und China.

Von

Dr. Charpentier.

(Abdruck verboten.)

Die Beziehungen Rußlands zu China sind verhältnismäßig neuen Datums. Während italienische Reisende schon im XIII. Jahrhundert das Reich der Mitte besuchten und vom Anfang des XVI. Jahrhunderts ab regelmäßige Seefahrten der westeuropäischen Völker nach Ostasien begannen, ist Rußland erst in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts mit China in Verbindung gekommen. Zwei Kosakenatamane Iwan Petrow und Burnasch Jelytschew waren es, welche auf Befehl Iwans des Grausamen 1567 die erste Reise von Rußland nach Peking antraten. Das Zarenreich fühlte sich damals nach Abschüttelung des Jochs der Tartaren, unter dem Rußland jahrhundertelang geschmachtet, und nach Einigung der verschiedenen Stämme stark genug, um seinerseits sich nach Osten auszudehnen. Der Zar hegte den Wunsch, mit den Machthabern Sibiriens und Chinas in regelmäßige Beziehungen zu treten und über die Verhältnisse jener Gebiete nähere Nachrichten einzuziehen.

Die beiden von ihm mit der Mission betrauten Kosaken haben ihren Auftrag glücklich ausgeführt. Ihr bis zur Gegenwart erhaltener Bericht beweist, mit welcher Umsicht und welchem Geschick sie gereist sind. Ihr Weg hat sie zunächst durch die Steppen Sibiriens zum Baikalsee, dem heiligen Meer der Mongolen, geführt. Von da ritten sie in die Mongolei ein, wo damals im Namen ihres minderjährigen Sohnes eine Frau herrschte. Sie besichtigten die von Mauern und Türmen eingeschlossenen, gut gebauten Städte des Landes, besuchten die Buddhatempel, unterrichteten sich über Ackerbau und Viehzucht und zogen Nachrichten über die Ausdehnung des Mongolenreiches und seine Nachbarn ein. Mit Pässen der Mongolenherrscherin versehen, erreichten sie endlich die damals sorgsam gehütete chinesische Mauer, die ihnen in ihrer riesigen Ausdehnung einen nicht geringen Eindruck machte. Ihre Pässe öffneten den Kosakenatamanen die Thore der großen Mauer, welche zu jener Zeit Fremden sich nur sehr selten erschlossen. Die erste chinesische Stadt, die sie betraten, war Kalgan (Schirokalga), ein von starken Wällen umgebener Ort. Mit seinen Türmen und seinem lebhaften Verkehr erinnerte Kalgan die Reisenden an Moskau. Voller Aufmerksamkeit betrachteten sie die Kanonen, welche in reichlicher Zahl auf den Mauern verteilt waren, die wohlgeübte Besatzung, die mannigfaltigen Waren, welche auf dem Markte und in den zahlreichen Läden zum Verkauf gebracht wurden. Besonders fielen den Kosaken die Massen verschiedener Früchte und Gemüse auf. — Noch größer und belebter fanden sie die eine Tagereise von Kalgan entfernte Stadt Schira und das nach drei weiteren Tagen erreichte Jar. Hier wie in den anderen auf dem Wege nach Peking gelegenen Orten herrschte lebhafter Handel und Verkehr. Die weiten Umwallungen waren vollgepfropft mit steinernen Häusern und Tempeln, und überall waren die Mauern mit großen und kleinen Kanonen stark verteidigt. Der Reisebericht erweckt den Eindruck, daß die Kosakenatamane wohl durchweg in China mehr Ordnung, Wohlstand und Gesittung als im Vaterlande fanden und große Ehrfurcht vor dem Reiche des Bogdychan fühlten.

Der erste Anblick Pekings erweckte ihre höchste Verwunderung. Die gewaltigen Mauern mit ihren hohen Türmen erschienen ihnen weiß wie Schnee. Auf wohlgepflasterten Straßen, die an beiden Seiten von reichversehenen Läden eingeschlossen waren, gelangten sie zur kaiserlichen Stadt, deren goldene Dächer sie wieder an die schimmern-

den Kuppeln der Paläste und Kirchen des Kreml erinnerten. — Die Atamane thaten sofort Schritte, um eine Audienz beim Herrscher Chinas zu erreichen und ihm die Sendschreiben des Zaren vorzulegen. Wider ihr Erwarten blieben aber ihre Bemühungen umsonst. Die chinesischen Behörden erklärten, daß der Bogdychan fremde Gesandte nicht empfange und auch seinerseits eine Gesandtschaft nach Rußland nicht abordnen werde. Sie stellten nur einen Brief des Kaisers an den Zaren zum Zeichen des Dankes für die Gesandtschaft in Aussicht.

Die Kosaken trösteten sich über diesen Mißerfolg durch eingehende Besichtigung Pekings und Erkundigungen über die allgemeinen Verhältnisse des Reiches. Sie hörten von der Nähe des Gelben Meeres, der Schiffahrt auf dem Peiho, dem Schiffsverkehr der chinesischen Häfen mit Westeuropa und dem Karawanenverkehr nach dem Inneren. Die fortgeschrittene Gesittung der Bevölkerung, ihre Friedensliebe und Arbeitsamkeit entgingen ihrer Beobachtung so wenig wie die Unwissenheit der Leute über die China benachbarten Völker. — Es ist unzweifelhaft, daß die Schilderungen dieser wagemutigen Kosaken, deren Andenken sich im russischen Volkslied jahrhundertelang erhalten hat, von erheblichem Einfluß auf die Politik der Zaren gegenüber ihren asiatischen Nachbarn gewesen sind. Ohne die Kunde von der Abneigung der Chinesen, sich um die Angelegenheiten außerhalb ihres Reiches zu bekümmern, hätten schwerlich die Russen so rasch ihre Ausdehnung nach Asien vollzogen.

Der erste entscheidende Schritt in dieser Richtung geschah schon 1582. Damals unterwarf ein Kosakenhauptmann, der seit längerer Zeit im Wolgagebiet als Räuber hausende Jermak, den Herrscher der sibirischen Tataren. Seine Hauptstadt Sibir am Irtisch, nicht weit vom heutigen Tobolsk, fiel den Kosaken in die Hände, und stolz konnte Jermak dem Zaren Iwan in Moskau melden lassen, daß er für ihn das Reich Sibirien erobert habe. Er bat dabei unter Sendung großer Massen edlen Pelzwerks für sich und seine Leute um Verzeihung wegen der früheren Räubereien und machte Vorschläge für die Regierung des neuen Besitzes. Die überraschende Kunde erregte in Moskau lauten Jubel. Bereitwillig gewährte Zar Iwan dem Kosakenführer seine Wünsche und betraute ihn bis auf weiteres mit der Führung der Geschäfte. 1583 sandte er den Fürsten Bolchowskoi als Wojewoden nach Sibirien und ließ immer weitere Gebiete unter seinen Einfluß bringen. In mannigfachen Kämpfen wurde Sibirien während der Folgezeit für Rußland gesichert. Die Städte Tjumen, Tobolsk, Loswa, Beresow und andere entstanden als Stützpunkte der russischen Herrschaft. Von ihnen aus wurden immer weitere Tatarenstämme unterworfen. 1604 entstand schon die Stadt Tomsk und vierzehn Jahre später wurden Ansiedelungen am Jenissei und Pjassid, 1632 Jakutsk gegründet.

Die stetige Ausdehnung des sibirischen Besitzes nach Osten brachte Rußland in immer häufigere Berührung mit dem chinesischen Reiche. Besonders als von 1643 ab die Kosaken bis zum Amur vordrangen und dort in Gebieten, welche China als Eigentum in Anspruch nahm, Niederlassungen gründeten, stellte es sich als wünschenswert heraus, mit der Regierung des Bogdychan in regelmäßige amtliche Beziehungen zu treten. Aus diesem Grunde sandte Zar Alexei Michailowitsch im Jahre 1653 einen aus Tobolsk gebürtigen Bojaren Fedor Isaakiewitsch Baikow als Gesandten nach Peking.

Baikow wählte wie seine Vorgänger den Weg durch Sibirien. Unter vielen Beschwerden zog er monatelang über seine Steppen und Gebirge bis zur chinesischen Grenze, die er im Frühling 1654 bei der Stadt Kokokotan erreichte. Anfang März kam die russische Gesandtschaft in Peking, oder wie Baikow es auf mongolisch nennt, Chanbalik an. Die chinesische Regierung hatte ihr zehn Beamte zum Empfange vor die Mauern entgegengesandt und räumte den Russen ein Gebäude ein, in dem ihnen auch die erforderlichen Nahrungsmittel täglich verabreicht wurden. War Baikow mit dieser Aufnahme zufrieden, so konnte er sich mit dem chinesischen Ceremoniell nicht befreunden. Er lehnte das Ansinnen ab, am Stadtthor vom Pferde zu steigen und dem Herrscher Chinas symbolisch durch Beugen des Knies zu huldigen. Er sträubte sich auch, die mitgebrachten Geschenke Beauftragten des Bogdychan auszuhändigen, und verlangte, vorher persönlich empfangen zu wer-

den. Er forderte endlich wiederholt laut und stürmisch eine Audienz beim Herrscher Chinas und lehnte es ab, den Brief des Zaren jemand anderem als dem Bogdychan persönlich zu überreichen.

Dieses Verhalten des russischen Gesandten hatte zur Folge, daß die chinesische Regierung ihm Ende August die vom Zaren gesandten Geschenke zurückstellte und ihm mitteilte, daß es in China nicht Brauch sei, daß Gesandte anderer Völker den Bogdychan erblickten. Da er sich den Sitten nicht fügen und die Befehle des Bogdychan durch die Behörden nicht entgegennehmen wolle, sei seine weitere Anwesenheit in Peking nutzlos. Am 4. September mußte Baikow in wenig feierlicher Weise die Stadt verlassen und die Rückreise antreten. Wie Gefangene wurden die Russen von den Chinesen durchs Land geführt. Dabei fiel dem Gesandten der Mißerfolg seiner Sendung doch schwer aufs Herz. Er sandte einen Berittenen nach Peking zurück und bat, noch einmal dahin kommen zu dürfen. Wenn es auch gegen die russischen Bräuche sei, wolle er doch jetzt den Wünschen der Chinesen sich fügen, mit den Ministern verhandeln und ihnen das Schreiben des Zaren übergeben. Sechs Tage lang erwartete Baikow die Antwort. Am siebenten kam ein Bote der chinesischen Regierung, welcher erklärte, die letztere traue dem nach Peking gesandten Russen nicht. Er sei beauftragt, den Gesandten selbst zu fragen, ob er sich in allem den Befehlen des Bogdychan fügen wolle. Als Baikow das bejahte, wurde ihm bedeutet, weitere Weisungen abzuwarten. Es wurde aber aus der Rückkehr nach Peking nichts. Nach weiteren sieben Tagen erhielt der Gesandte die Mitteilung, die chinesische Regierung wolle mit ihm nichts mehr zu thun haben. Unverrichteter Sache mußte er nach Sibirien zurückkehren. Die einzige Frucht des Unternehmens waren allerlei Beobachtungen über die natürlichen Erzeugnisse, den Handel und die Sitten des chinesischen Reiches.

Wenn es auch in Moskau Baikow zum Ruhme gerechnet wurde, daß er die Würde und die Macht des Zaren so nachdrücklich vertreten hatte, empfand man es doch als störend, daß der Zweck der Gesandtschaft nicht erreicht und regelmäßige Beziehungen mit der chinesischen Regierung nicht eingeleitet waren. Die vielfachen Streitigkeiten mit den Chinesen im Amurgebiete machten solche dringend notwendig. 1675 wurde daher nochmals eine Gesandtschaft nach Peking abgeordnet. Doch wählten die Russen als ihren Führer diesmal nicht einen stolzen Bojaren, sondern einen als Dolmetscher thätigen Griechen Spafarii. Trotz aller Vorsicht verlief auch dieser Versuch fruchtlos. Die Zumutungen, welche die chinesischen Behörden dem Gesandten in Bezug aufs Ceremoniell stellten, waren so arg, daß auch der gewandte Grieche ihnen nicht überall entsprechen wollte. Auch er kehrte ohne ein Antwortschreiben unverrichteter Sache zurück, und die Kämpfe um das von den Russen am Amur erbante Fort Albasin dauerten fort.

Erst in den achtziger Jahren des XVII. Jahrhunderts kam eine Verständigung zwischen Rußland und China zustande. Sie war das Werk eines neuen russischen Gesandten, des Bojaren Golowin, der 1686 mit großem Aufwand und zahlreicher Begleitung nach China abgeordnet wurde. Mit Artillerie und einer starken Kosakenmacht begab sich Golowin in das streitige Gebiet und forderte den Pekinger Hof zur Ernennung von Bevollmächtigten für Verhandlungen auf. Diesmal wagten die Chinesen nicht, sich hinter Ceremonialfragen zu verschanzen. Sie ernannten ihrerseits Vertreter und schickten sie nach Nertschinsk, um dort mit den Russen ein Abkommen zu treffen. Zwei Jesuitenpater begleiteten die chinesischen Bevollmächtigten und nahmen an den Verhandlungen teil. Das Ergebnis war ein Vertrag vom 27. August 1689, wodurch die Grenze zwischen beiden Reichen unter allerlei gegenseitigen Zugeständnissen festgelegt und beiderseits freier und ungehinderter Handel ausbedungen wurde. Die Russen schreiben es dem Einfluß der Jesuiten zu, daß die Grenzfestsetzung für sie insofern ungünstig ausfiel, als der Amur den Chinesen zugesprochen wurde.

Während einiger Jahrzehnte schliefen die amtlichen Beziehungen zwischen beiden Staaten wieder ein. Die Russen richteten ihre Aufmerksamkeit damals mehr auf die Gebiete des mittleren Asien, wo China einen unmittelbaren Einfluß schon damals nicht mehr besaß, und auf das eisige Kamtschatka. Der Handel besonders in Thee entwickelte sich mehr und mehr zwischen Sibirien und China. Neue größere russische Unternehmungen im

Am Wüstenbach. Nach dem Gemälde von Hans Krause.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Amurgebiete fanden nicht statt. Doch ein anderer Anlaß bewog Peter den Großen, wieder einmal mit der chinesischen Regierung in Beziehungen zu treten. Es war ihm bekannt geworden, daß eine Anzahl Russen in China lebten, deren Eltern als Gefangene dahin gekommen waren. Diese Leute gaben allmählich aus Mangel an Seelsorgern ihren Glauben auf. Um dem vorzubeugen, beschloß Peter den Bischof von Irkutsk 1722 nach Peking zu schicken und durch ihn die Seelsorge der dortigen Russen regeln zu lassen. Die chinesischen Behörden verboten dem Bischof das Betreten des Reiches, obwohl sie 1714 einen Archimandriten, der mit derselben Aufgabe betraut gewesen war, freundlich aufgenommen hatten. Auch ein zweiter Versuch, nach Peking zu gelangen, den der Bischof 1726 unternahm, scheiterte.

Diese Angelegenheit und neue Grenzstreitigkeiten veranlaßten die russische Regierung 1727 wieder einmal, eine Gesandtschaft nach Peking zu schicken. Diesmal wurde damit ein aus Ragusa gebürtiger Grieche Sawa Wladislawitsch Raguschinski betraut, der 1702 als Kaufmann nach Moskau gekommen war und es dort zum Hofrat gebracht hatte. Ihm gelang es 1727 in den streitigen Gebieten bei Kiachta zwei Verträge zustande zu bringen, in denen nicht allein die Grenzlinie festgesetzt, sondern auch die anderen Streitfragen geregelt wurden. Unter anderem wurde den Russen gestattet, in ihrer Pekinger Niederlassung eine Kirche zu bauen und vier Geistliche zu halten. Ferner wurde über die Formen des amtlichen Verkehrs zwischen beiden Regierungen, die Behandlung der Gesandten, Auslieferung von Flüchtlingen, sowie den Handelsverkehr zum erstenmale eingehende Bestimmungen getroffen. Auf Grundlage dieser Abmachungen fanden innerhalb der nächsten Jahre Feststellungen der Grenze an Ort und Stelle statt und 1729 wurde ein russischer Archimandrit mit mehreren Geistlichen in Peking zugelassen. Die Beziehungen zwischen beiden Mächten gestalteten sich auch weit freundschaftlicher als früher. Raguschinski fand in Peking freundliche Aufnahme, und 1730 kam zum erstenmale eine chinesische Gesandtschaft nach Sankt Petersburg. Diese guten Beziehungen dauerten auch lange fort, obwohl Grenzstreitigkeiten in Sibirien bei dem fortwährenden Vordringen der Russen nach Osten und Süden nicht ausblieben. Die russische kirchliche Mission in Peking begann allmählich auch außerhalb der russischen Ansiedlung zu wirken und Anhänger unter den Chinesen zu werben. In Rußland wandte man China eine immer größere Aufmerksamkeit zu. Schon 1741 richtete man in Petersburg einen Lehrstuhl für chinesische Sprache ein und bemühte sich, über China, seine Hilfsquellen, Bevölkerung ꝛc. immer eingehendere und zuverlässigere Nachrichten einzuziehen. Langsam wurden die unruhigen Nomadenstämme Ost- und Mittelasiens unter russischen Einfluß gebracht und die Kette der Grenzbefestigungen immer weiter nach allen Seiten vorgeschoben. Durch geschickte Ausnutzung der örtlichen Verhältnisse und der Feindseligkeiten der einzelnen Stämme unter einander wurde die Ausdehnung des russischen Machtbereichs auf friedlichem Wege, ohne alles Aufsehen erreicht. Katharina II. begnügte sich nicht damit, auf dem Landwege ihren Einfluß auszubreiten. Zum erstenmal benutzte sie auch den Seeweg nach Ostasien. Sie trat 1792 durch ein dorthin gesandtes Kriegsschiff mit dem noch streng abgesperrten Japan in Verbindung und wußte dort Zulassung russischer Kaufleute durchzusetzen. China gegenüber waren solche Bemühungen nicht notwendig. Der Handel zwischen ihm und Sibirien entwickelte sich auf Grundlage der Verträge von Jahr zu Jahr und besonders die Theeausfuhr über Kiachta gewann allmählich einen außerordentlich bedeutenden Umfang. Die feinsten Sorten chinesischen Thees kamen mit der Zeit ausschließlich auf diesem Wege nach Europa.

Von 1820 an war es mit dieser friedlichen, langsamen Ausdehnungspolitik vorbei. Die russische Regierung begann damals das Verhältnis ihrer sibirischen Besitzungen zum Mutterland zu lose, die dortige Bevölkerung zu unabhängig und selbständig zu finden. Es sollten alle die nomadisierenden Stämme zu wirklichen Unterthanen gemacht und geregelte russische Verwaltung durchgeführt werden. Zu dem Zwecke wurden zunächst in Westsibirien neue Militärstationen errichtet und in den Grenzgebieten Ländereien an Kosaken verteilt, die sich da ansiedelten. Dieses an sich sehr praktische Verfahren zeigte indessen in Mittelasien allerlei unvorhergesehene Schattenseiten. Die Ansiedler und die vorgeschobenen Stationen waren fort-

währenden Überfällen der räuberischen Nomadenstämme des Inneren ausgesetzt. Gebirge, Ströme, die als Schutz gegen diese Räuber dienen konnten, sind dort nicht vorhanden. Wohl oder übel mußte Rußland seine Grenzbefestigungen immer weiter bis an die großen mittelasiatischen Wüsten vorschieben, wenn es der Räuber Herr werden und seinen Kolonisten Schutz verschaffen wollte. Unter endlosen blutigen Kämpfen wurde so jahrzehntelang die Grenze gegen China, Bukhara und Turkestan immer weiter vorgerückt und ein Räuberstamm nach dem anderen unschädlich gemacht. Bei dieser Vorwärtsbewegung erreichte Rußland die fernsten westlichen Grenzlande Chinas in den vierziger Jahren und veranlaßte es im Vertrage von Kuldscha 1851, diese Gebiete seinem Handel zu öffnen.

Um dieselbe Zeit dehnte der Generalgouverneur Ostsibiriens Graf Murawiew unbekümmert um die bestehenden Verträge seinen Einfluß im Amurgebiete aus. Der große Strom mit seinen mächtigen Nebenflüssen ließ die Begehrlichkeit der Ansiedler im Baikalgebiete nicht zur Ruhe kommen. Schon 1834 war in aller Stille eine Erforschung des Stromes vorgenommen wurden. 1849 und 1850 ließ Murawiew diese Arbeiten fortsetzen und 1851 im Mündungsgebiet des Amur auf chinesischem Boden ein Fort Nikolajewsk erbauen. Auf seine Berichte hin verfügte Zar Nikolaus 1854 gegen den Willen Nesselrodes die Annexion des Amurlandes und noch im selben Jahre wurden verschiedene Militärposten dort angelegt. Die Chinesen protestierten. Man beschwichtigte sie zunächst damit, daß es sich nur um Maßnahmen zur Versorgung Kamtschatkas mit Lebensmitteln und Waffen handle. Als erst genügend Truppen zur Stelle waren, ließ man die Maske fallen und drohte China, falls es sich nicht füge, mit Gewalt. Es blieb dem himmlischen Reiche, welches inzwischen mit den Waffen der Engländer und Franzosen Bekanntschaft gemacht und seine Hilflosigkeit eingesehen hatte, nichts übrig als sich zu fügen. Im Vertrage von Aigun vom 16. Mai 1858 erntete Rußland die Vorteile, welche Engländer und Franzosen für sich zu erkämpfen bemüht gewesen waren. China trat ihm das ganze linke Ufer des Amur von der Mündung des Argun bis zur Mündung ins Meer ab. Gleichzeitig erhielt Rußland das Recht freier Schiffahrt auf Amur, Sungari und Ussuri, während Schiffen anderer Nationen das Befahren dieser Ströme verboten wurde. 11 000 Quadratmeilen besten Landes fielen so in Rußlands Hände.

Im Jahre darauf, am 1. Juni 1858, nötigte Rußland die Chinesen zu einem weiteren Vertrage, in dem ihm das Recht des Handels zu Lande wie zu Wasser, das Recht, eine Anzahl Konsulate zu errichten, und der Genuß aller Zugeständnisse eingeräumt wurde, die China anderen Staaten mache. Außerdem sicherte es darin seiner geistlichen Mission neue Privilegien und veranlaßte China zur Einführung einer regelmäßigen Postverbindung mit Kiachta. Noch mehr wußte Graf Ignatiew im Jahre 1860 für Rußland zu erreichen. In einem Vertrage vom 2. November sicherte er Rußland auch noch das weite Gebiet zwischen dem Amur und dem Meere und dem rechten Zuflusse des Amur, dem Ussuri, sowie weitere Handels- und Verkehrsvorteile. Dieses Abkommen, welches im wesentlichen die Grundlage der russisch-chinesischen Grenze in Ostsibirien bis heute gebildet hat, ist für Rußland von größter Bedeutung gewesen, weil es ihm ein klimatisch milderes Küstengebiet im Osten verschafft und die Anlage des dortigen Kriegshafens Wladiwostok ermöglicht hat. Nikolajewsk, welches anfangs den Hauptort jener Gebiete bilden sollte, ist infolgedessen zu keiner Bedeutung gelangt und das Hauptgewicht auf die Entwickelung von Wladiwostok gelegt worden.

Rußland hat diese Vorteile in rücksichtsloser Ausnutzung der von ihm genau erkannten Ohnmacht des chinesischen Kolosses gewonnen, und es hat von da an seine Politik darauf gerichtet, diese Ohnmacht Chinas zu erhalten und noch zu vergrößern. Allen Bestrebungen fremder Mächte, in China Ruhe und Ordnung zu schaffen und die chinesische Regierung und Wehrkraft zu stärken, hat es zu durchkreuzen versucht. In einem kürzlich veröffentlichten diplomatischen Aktenstück Rußlands aus dem Jahre 1862 ist es offen ausgesprochen, daß die Schwäche Chinas für Rußland so notwendig und vorteilhaft sei, daß es alles daran setzen müsse, diesen Zustand zu erhalten. Dem entsprechend verbot Rußland damals auch seinen Schiffen an der Unterdrückung des Taipingaufstandes

teilzunehmen. Dagegen ging es mit verdoppeltem Eifer an wissenschaftliche Erforschung des Reiches der Mitte. Eine große, wohlausgerüstete geographische Expedition nach der anderen hat auf Kosten Rußlands selbst die entferntesten und unwirtlichsten Teile Chinas besucht, und man kann wohl sagen, daß Rußland heutzutage im Besitze der eingehendsten und besten Nachrichten über Chinas gesamte Verhältnisse ist.

Mit derselben Rücksichtslosigkeit, welche Murawiew in Ostsibirien bewiesen hat, besetzte Rußland zu Anfang der siebziger Jahre infolge von Unruhen im chinesischen Turkestan das Gebiet von Kuldscha. Wohl erklärte es der chinesischen Regierung, daß es die Besetzung nur bis zum Eintreffen einer angemessenen chinesischen Truppenmacht aufrecht erhalten wolle; nach der ganzen Sachlage war aber nicht daran zu zweifeln, daß es sich dort dauernd einrichten wollte. Wider Rußlands Erwarten war China damals stark genug, um Truppen nach Kuldscha zu senden und seine baldige Rückgabe zu fordern. Nun machte Rußland allerhand Schwierigkeiten und stellte verschiedene Bedingungen für die Auslieferung Kuldschas. Die chinesische Regierung lehnte es ab, darauf einzugehen. Statt es jedoch auf Gewalt ankommen zu lassen, sandte sie einen außerordentlichen Botschafter nach Petersburg. Dieser Diplomat war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Zur höchsten Entrüstung des Pekinger Kabinetts trat er den Russen einen Teil des streitigen Gebiets ab und versprach ihnen dazu noch verschiedene Handelsvorteile und fünf Millionen Rubel Ersatz für die Okkupation Kuldschas! Das Abkommen wurde in Peking nicht ratifiziert und der bedenkliche Diplomat zum Tode verurteilt. Damit war jedoch nichts gebessert. Rußlands Rüstungen wurden immer drohender, und ein Krieg stand vor der Thür. Wenn er vermieden wurde, war es das Verdienst des Marquis Tseng, des chinesischen Botschafters in London. Er brachte im Februar 1881 zu Sankt Petersburg ein Abkommen zustande, wonach Rußland gegen eine Zahlung von neun Millionen Rubel den weitaus größten Teil des okkupierten Landes an China zurückgab.

Wieder folgten einige Jahre der Ruhe. Rußland befestigte sich in seinem neuen asiatischen Besitze und baute Wladiwostok zu einem starken Kriegshafen aus. Dabei zeigte sich indessen, daß auch dieser Ort noch zu weit im Norden lag und während des Winters zu lange durch Eis gesperrt war. Die Ostsibirier empfanden den dringenden Wunsch, einen eisfreien Hafen am Stillen Ocean zu besitzen, und richteten ihre Blicke auf das halb unabhängige Korea. Eine Bucht, Port Lazarew, erschien ihnen für ihre Zwecke besonders geeignet, und bald verbreitete sich das Gerücht, daß Rußland sie besetzen wolle. Das war der Anlaß, daß England 1885 Port Hamilton an der koreanischen Küste in Besitz nahm. Der Schritt machte großes Aufsehen in der Welt und führte zu großen diplomatischen Verwickelungen. Rußland setzte alles daran, die Engländer zur Aufgabe Port Hamiltons zu zwingen, und es erreichte Anfang 1887 seinen Zweck. Auf die Versicherung der chinesischen Regierung hin, daß sie eine Festsetzung Rußlands in Korea nicht dulden werde, zog England seine Besatzung aus Port Hamilton zurück. Seine eignen Pläne vertagte Rußland bis auf einen günstigeren Zeitpunkt, der sehr bald eintrat.

In den neunziger Jahren hat die Entwickelung Sibiriens infolge des Baues der großen russischen Bahn ein ungeahnt rasches Tempo eingeschlagen. Zu Tausenden dringen freie Bauern in die fruchtbaren Steppengebiete, die Verbannung von Sträflingen ist aufgehoben worden. Das weite Nordasien ist im Begriff, dem Beispiel des nördlichen Amerika zu folgen. Damit sind für die Verwaltung zahlreiche neue Aufgaben erwachsen. Um ihnen zu genügen, ist vor allem bessere Verbindung des reichen Amurlandes mit der Küste und Durchführung der Eisenbahn vom Baikalsee durch das klimatisch besser geeignete und weniger bergige Land im Süden des Amur bis zu einem eisfreien Hafen erwünscht. Erfüllt von diesem Gedanken, trat Rußland nach Beendigung des japanisch-chinesischen Kriegs 1895 in nähere Verbindung mit dem gedemütigten China. Es verschaffte ihm eine Anleihe in Europa und bewog es angeblich dazu, ihm den Bau einer Bahn von Wladiwostok nach Kirin, sowie einer zweiten von dort zur sibirischen Grenze zu gestatten. Außerdem soll damals China den Russen Verpachtung von Kiantschon, Unterweisung seiner Armee durch russische Instruktoren und Herstellung einer Bahn von Mukden

im Norden Chinas nach Sibirien versprochen haben.

Daß diese Gerüchte begründet waren, kam sehr bald an den Tag. Im Dezember 1896 erschien ein Ukas des Zaren, betreffend den Bau der chinesischen Bahn in der Mandschurei, nachdem vorher in China eine russische Bank errichtet worden war. Die Arbeiten zur Erbauung der Bahn wurden auch sogleich kräftig begonnen, und Rußland hat sich seitdem in der Rolle einer Art Schutzmacht Chinas gegenüber Europa gefallen. Während es auf der einen Seite den Handel des gesamten nördlichen China an sich gerissen hat und im Begriff steht, durch seine Bahn und seine Kosaken die Mandschurei, das Stammland der jetzigen chinesischen Dynastie, ganz in seine Hand zu bringen, hat es der chinesischen Regierung lange die Überzeugung beigebracht, daß sie keinen zuverlässigeren Freund als Rußland besitze. Dieser Sachverhalt trat besonders im Frühjahr 1898 zu Tage, als China den Russen die vortrefflichen, eisfreien Häfen Port Arthur und Talienwan für 25 Jahre abtrat. Rußland hat diese Plätze sofort befestigt und so stark besetzt, daß sie nun die Angelpunkte seiner ostasiatischen Macht bilden. Nach Vollendung der Bahnen werden sie die wichtigsten Häfen des russisch-asiatischen Reiches darstellen. Dadurch, daß chinesische Truppen die russischen Grenzorte angegriffen und die Bahnlinien in letzter Zeit teilweise zerstört haben, ist Rußland die Handhabe gegeben, sich in der Nordostecke des chinesischen Reichs offen und dauernd festzusetzen. Daß es die einmal mit den Waffen eroberten Orte freiwillig wieder räumen sollte, ist ausgeschlossen. Wenn die heutigen Wirren beendet sein werden, dürfte die Grenze Sibiriens nur noch wenige Meilen nördlich von Peking laufen! — Im Westen, Norden und teilweise im Osten ist somit heute China vom russischen Besitze umklammert. Es wird bei jeder Maßnahme in Zukunft mit Rücksichten auf diesen mächtigsten Nachbar zu rechnen haben. Man kann gespannt sein, wie es sich mit dieser Thatsache abfinden wird.

Vor Schlafengehen.

Von

Gustav Falke.

Die Kinder schlummern in den Kissen,
Weich, weichen Arms, nebenan,
Ein Traum vom heutigen Tag, und wissen
Nicht, was mit diesem Tag verrann.

Wir aber fühlen jede Stunde,
Die uns mit leisem Flügel streift,
Und wissen, daß im Dämmergrunde
Der Zeit uns schon die letzte reift.

Wir sitzen zusammengeschmiegt im Dunkeln.
So träumt sich's gut. Und keines spricht.
Durchs Fenster fällt ein Sternenfunkeln,
Vom Ofen her ein Streifchen Licht.

Einmal, im Schlaf, lacht eins der Kleinen
Ganz leis. Was es wohl haben mag?
Springt es mit seinen kurzen Beinen
Noch einmal fröhlich durch den Tag?

Ein Mäuschen knabbert wo am Schragen,
Knisternd verkohlt ein letztes Scheit,
Die alte Uhr hebt an zu schlagen —
Da sprichst du leis: Komm, es ist Zeit.

Frachtdampfer beim Löschen vermittelst Ladebäumen, daneben Leichter.

Unter der Handelsflagge.

Von

Georg Schwarz.

Mit elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

(Abdruck verboten.)

1. Fracht- und Passagierdampfer.

Es war im Golf von Biscaya; stille, mondlose Sternennacht; unser Schiff glitt zwischen zwei anderen dahin.

Das eine an Backbord: zwei lange Reihen glühender Augen, eine helle am Hinterschiff darunter, eine andere helle in der Mitte darüber; leise schallte die Tafelmusik bis zu uns, hohe Wellen schäumten im elektrischen Licht hinter der Schraube daher. Ein, zwei Minuten hielt es sich so neben uns ... nach einer halben Stunde war der Schnelldampfer uns soweit vorausgekommen, daß nicht einmal unseres Kapitäns scharfes Auge ihn mehr sah.

An unserer grünen Seite dagegen ein Frachtdampfer, der uns entgegenkam: das Toplicht hoch am Vormast, die rote Laterne an der Seite, zwei erleuchtete „Bullaugen“ (runde Fenster) vorn am Bug, im Mannschaftslogis, zwei aus der Kajüte hinten, sonst alles still und dunkel; und lange, lange nachher blieb uns sein Hecklicht sichtbar, obwohl wir uns in entgegengesetzter Richtung voneinander entfernten.

Wie sind diese Schiffe, beide der Handelsflotte angehörig, von einander verschieden! Hier alles Glanz, Bequemlichkeit, rastlose Eile, dort unscheinbare, stille Arbeit, die vielleicht mehr einträgt, als die der prächtigen Kolosse.

Unsere Schnelldampfer mit ihren großartigen Einrichtungen sind oft genug in Wort und Bild geschildert worden; von ihren zahlreicheren bescheidenen Brüdern, welche dem Handel dienen, hört man vielleicht auch gern einmal etwas, sowie von solchen Leuten, die zwar auch auf Passagierdampfern vorkommen, wie Lotsen und Agenten, von denen der Reisende aber nichts merkt und erfährt, wohl aber der einzige Passagier eines Frachtdampfers, der getreue Begleiter des Kapitäns in der Kajüte wie auf der Kommandobrücke.

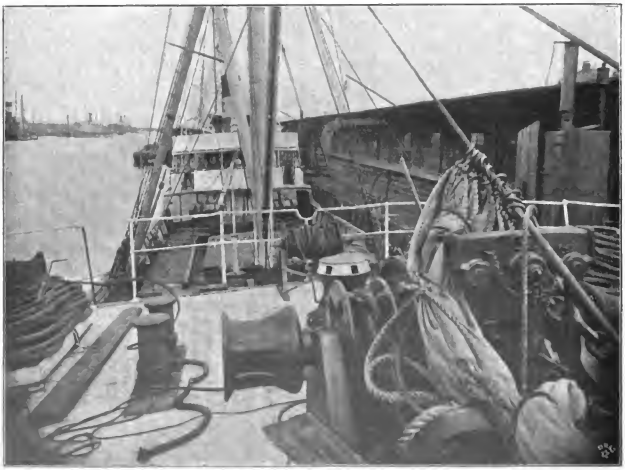
Auf dem Frachtdampfer ist alles glatt und einfach, denn er soll mit wenig Kosten Geld verdienen. Der schwarze Rumpf trägt keine Aufbauten von Rauchkajüten und Vorzugswohnungen für Millionäre, kein Promenadendeck, keine fünfzig und mehr Rettungsboote, die auf den neuesten Schnelldampfern so zahlreich sind, daß sie zum Teil ineinandergeschoben liegen müssen. Da die Frachtdampfer nur acht bis zehn Seemeilen die Stunde laufen, gegen zwanzig und mehr unserer Oceanrenner, nimmt die Maschine nur wenig Raum im Verhältnis ein; auch die Kohlenbunker im Raum

brauchen nicht mehr als etwa 200 Tonnen zu fassen, ein Quantum, wie es „Kaiser Wilhelm der Große“ an einem Tage verfeuert. Vor der Maschine die Kommandobrücke, ganz vorn vielleicht zwei aufgebaute Kammern für Lampen und Waschraum, hinten der Eingang zur Kajüte und ihr Oberlicht: sonst ragt außer den Masten nichts in die Höhe. Unter dem Deck liegt vorn das „Volkslogis“, die Wohnung der Matrosen, Heizer und Kohlentrimmer; hinten, manchmal auch in der Mitte um die Maschine herum und vor ihr, wohnen die Offiziere. Der Kapitän, der erste Steuermann, der erste Maschinist haben meist eine Kammer allein; die folgenden schlafen zu zweien; für gelegentliche Passagiere ist meist eine Kabine vorhanden. In der Kajüte ißt auf manchen, namentlich auf englischen Schiffen, der „Alte“ ganz allein in unnahbarer Herrlichkeit, öfter mit ihm die beiden anderen „Ersten“; die anderen Offiziere hausen in der „Messe“, einem mäßig großen, kahlen Raum; ein Steward und ein Koch, auf ganz kleinen Dampfern zu einer Person vereinigt, sorgen für den leiblichen Menschen; die Kost ist natürlich viel einfacher als auf Passagierschiffen, aber mit drei warmen Mahlzeiten am Tage ausreichend und kräftig.

Doch kehren wir an Deck zurück! Meist etwas schräg nach hinten geneigt, ragen die eisernen Masten ziemlich kahl in die Höhe; nur selten noch hat der vordere die schöne volle Takelage mit Raaen, denn der moderne Dampfer setzt seine vier bis sechs dreieckigen Segel nur bei hohem Seegang auf, um das Schiff durch den Winddruck auf einer Seite festhalten zu können, damit die Maschine regelmäßiger wirkt; wenn sie die Schnelligkeit auch nur um ein Zwanzigstel vermehren sollen, muß der Wind schon sehr günstig wehen.

Um so wichtiger sind die gewaltigen Ladebäume, die sich an jeder Seite der beiden Masten erheben; im Hafen stehen sie schräg empor, als Kräne, und schon bei Näherung des Landes werden sie aufgerichtet, auf der Fahrt sind sie niedergelassen und ruhen über den Luken, den gewaltigen Mäulern, die in den Schiffsbauch hineinführen.

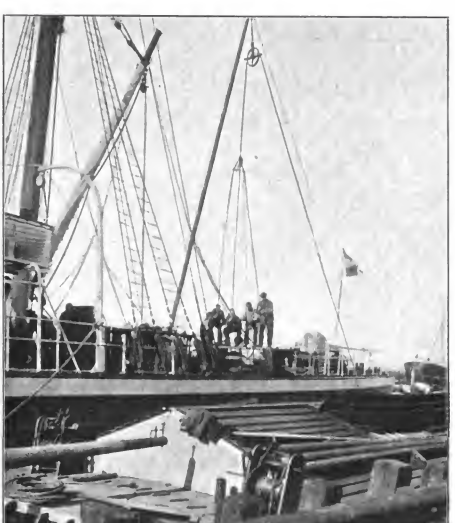
Solcher Luken hat der gewöhnliche Frachtdampfer vier, bis zu zehn Metern im Durchmesser; einen halben Meter ragen



Auf dem Oberdeck eines Frachtdampfers.

ihre Eisenwände über das Deck empor, schwere Holzläden schließen sie, von Eisenstangen gehalten; ein doppeltes Teertuch, die Persenning, soll die Ware da unten vor Feuchtigkeit schützen.

Freilich, wenn das Wetter schlecht ist und der schwer geladene Dampfer bei jeder Welle „die Nase untersteckt", daß die Fluten alles überströmen, dringt doch wohl etwas ein, und die Assekuranz muß Wasserschaden bezahlen; wehe aber, wenn gar die Reederei alte, morsche Läden nicht zeitig ersetzt hat und eine donnernde Sturzsee die Luken einschlägt! Dann ist's viel, wenn die Mannschaft eins ihrer zwei Rettungsboote zeitig flott machen kann, ehe der Raum soweit vollgeschlagen ist, daß „der Kasten wegbruddelt"; und das ist bei einem Schiff, in dessen Innern das Wasser hin und her wogt und es von rechts nach links schlägt, fast unmöglich.



Ladebäume beim Löschen.

Zeitweilig sieht man aber auch mehr an Deck eines Frachtdampfers: wenn er Deckladung hat. Eiserne Fässer mit Schwefeläther, Kisten mit Ballons voll Säuren dürfen nicht in den Raum; fast jeder Dampfer aus England bringt unter gelben Wachstuchdecken große landwirtschaftliche Maschinen und Lokomobilen mit, die sich unten nicht sicher verstauen lassen; große unhandliche Eisenteile — ich erinnere mich der Eisenrahmen zu Eisenbahnwagen, die wir in Smyrna löschten —, werden auch auf Deck festgeschnürt, der Raum zwischen ihnen und dem Bord wird mit Holz ausgefüllt. Das sind gefährliche Passagiere: wenn sie sich bei Sturm einfach losreißen und versinken, so hat nur die Versicherung ein Stück mehr zu bezahlen; aber nur zu leicht zerbrechen sie dabei den Bord, und solch schweres Eisenstück, halb noch an seinen Stricken herabhängend, kann das dünne Eisenblech der Schiffswandung durchschlagen, und dann gute Nacht für immer! In anderen Fällen kann wieder die Deckslading ein Schiff *retten*; schon mehr als einmal ist ein Schiff mit Holz aus Norwegen, dem der Raum eingestoßen war, auf seiner Ladung treibend gefunden worden, den Bohlen und Rundhölzern, die weit über mannshoch auf Deck aufgestapelt werden.

Widerwärtig war die Deckslading, die wir einmal in Rodosto im Marmarameer einnahmen: Knochen. In zerrissenen Säcken waren sie drei Meter hoch auf den Luken aufgeschichtet; Haut und Fetzen Fleisch hingen noch daran. Das Wasser von oben und

Dampfkräne beim Laden.

die Spritzwellen durchdrangen sie bei schlechtem Wetter; bei gutem brütete die Mittelmeersonne darauf; der Geruch, der sich daraus entwickelte, trieb uns in die Kajüte; die Würmer, die daraus krochen, folgten uns auch dahin. Ähnliche Annehmlichkeiten bieten die Stockfischladungen von Norwegen.

Dem Seemann am unangenehmsten ist lebendes Vieh am Deck: Ochsen, Pferde, Schafe, wie sie viel von Südamerika nach England gehen. Dann wird das ganze Deck mit Ställen aus Bohlen und Brettern überbaut, in denen das Vieh eng gepfercht steht; bei schlechtem Wetter wird es seekrank wie ein Mensch; Fütterung und Tränkung ist fast unmöglich; und wenn das Schiff nach einer Fahrt von drei, vier Wochen im Hafen liegt, die Gäste ausgeladen sind und ihre Wohnstätte gereinigt wird, will keiner neben dem Unglücklichen anlegen.

2. Im Raum.

Während der Fahrt ist es still und dunkel genug da unten im Raum; dann sind die Luken fest geschlossen; sogar die hohen, pfeifenförmigen Ventilatoren, aufrechtstehende Röhren von Eisenblech mit einem umgebogenen Oberende, dessen kreisförmiger Mund immer dem Wind entgegengedreht werden kann, sind meist abgenommen, ihre Ansätze mit Segeltuch zugebunden, damit nicht das Seewasser durch sie hineinschlage; auf offener See stehen sie nur auf, wenn die Ladung in Getreide oder anderen luftbedürftigen Stoffen besteht. In dem Dunkel sind die paar Ratten das einzig Lebendige.

Aber im Hafen, wenn der volle Tag hineinscheint und uns zehn Meter und tiefer hinabschauen läßt, lebt es da unten. Am Grunde steht der Vorarbeiter, der die Ladung an ihre Stelle zu bringen hat, der Stauer mit seinen Leuten; hoch über die offene Luke ragt oben der Ladebaum, durch eine schwere Eisenkette schräg emporgehalten. Unablässig fauchen die kleinen Hilfsmaschinen an seinem Fuß; an ihm baumelt hoch in der Luft die „Schlinge", ein festes Stück Tau, in dem zehn, fünfzehn Kisten, Tonnen, Säcke, lange Pakete von Eisenbahnschienen oder Stabeisen zusammengebunden sind. Es ist immer derselbe Weg: aus dem Eisen-

bahnwagen am Kai oder dem flachen „Leichter“ zur Seite des Schiffes, einem breiten Prahm, wie sie den Verkehr im Hafen vermitteln, steigt die Last empor; hängt sie hoch genug, wird der Ladebaum nach dem Schiff zu gedreht, und taumelnd kommt der Inhalt der Schlinge, zwanzig Centner und mehr, nieder; hier stößt sie gegen den Bord der Luke, dort kracht sie gegen schon aufgestapelte Kisten, daß sie bersten — warum packen die Fabrikanten auch oft so leicht!

Endlich ist sie unten. „Stopp!“ ruft der Stauer hinauf. In einem Augenblick ist der Knoten gelöst, die kräftigen Fäuste der „Schauerleute“ schieben, kanteln, rollen den Inhalt fort, „hiew up!“ heißt es, und klirrend hebt sich die leere Kette wieder, um die neue Schlinge zu empfangen, die indes in Bahnwagen oder Leichter fertig gemacht ist.

In der kurzen Zeit, bis sie wieder hinabsinkt, gilt es nun, alles an seine Stelle bringen, „verstauen“; wunderbar, wie schnell durch die geübten Hände große Stücke so festgesetzt sind, daß sie bei keiner Bewegung des Schiffes aus ihrer Lage kommen können! oft, wie z. B. bei Fässern, mit Hilfe von Holzscheiten, die in die freien Räume gekeilt werden.

Denn ruhig muß die Ware liegen, bei jedem Wetter, um ihretwillen wie für des Schiffes Wohl; rutscht sie beim Rollen des Schiffes auf eine Seite, „geht über“, wie's namentlich bei lose eingeschütteter Ladung, wie Getreide und Kohlen, leicht vorkommt, so kentert das stolzeste Fahrzeug; nie vergesse ich den fürchterlichen Augenblick in der Biscaya, als bei schwerem Sturm die Lichter eines großen englischen Dampfers, der uns den ganzen Tag begleitet hatte, verschwanden, um nie wieder zu erscheinen.

Es sieht so leicht aus, wie die Lasten steigen und hinabsinken, der Baum wie auf leisen Wink sich hin und her dreht und Hunderte von Centnern in einer Stunde im Schiffsbauch verschwinden; und doch war viel Gedankenarbeit vorher dazu nötig. Denn sobald der Kapitän weiß, was er laden soll, muß er einen „Stauplan“ machen; oft schickt ihm die Reederei dazu schon nach dem letzten Hafen vor der Heimat eine Liste der Ladung, damit man zu Hause gleich wieder ans Werk gehen kann. Bei diesem Stauplan ist viel zu bedenken: das schwerste Gut soll unten liegen; die Ware muß für jeden Hafen so verteilt sein, daß in jeder Luke etwas für ihn ist, damit alle vier Ladebäume auf einmal arbeiten können; man darf nicht in die Verlegenheit kommen, im zweiten Hafen erst die Ladung für den dritten herausholen zu müssen, ehe man an die richtige kommt; Fässer mit Wein dürfen, wenn sie bersten sollten, keine Ware unter sich haben, die von ihnen verdorben werden kann. Unterwegs wird dazu in jedem Hafen neue Ladung eingenommen, die aber die alte für spätere Häfen nicht verschütten darf. So ist der Stauplan für den armen Kapitän eine stete Quelle von Mühe und Verdruß, zumal „die Herren zu Haus auf ihrem Kontor“ ihre eignen Ansichten haben über das, was gemacht werden kann.

Und nun gar das Laden im Ausland, mit halbwilden Arbeitern, die außer ein paar englischen Wörtern nur die Landes-

Blick in die Luke eines Frachtdampfers: Laden von Roheisen.

sprache verstehen, oft genug faul und ungeschickt sind; da muß manchmal die Hand mitsprechen, um sichere und schnelle Arbeit zu erlangen.

Am angenehmsten ist loses Getreide zu verladen, zumal wenn es nicht in Säcken hineingetragen oder hinaufgezogen, sondern durch Maschinen eingeschüttet wird, wie sie alle neueren Getreidespeicher haben; dann kann in 48 Stunden bequem ein großer Dampfer gefüllt werden. Die Schauerleute haben da wenig zu thun; ein paar Mann, die unten die eingeschüttete Ware nach allen Seiten gleichmäßig verteilen, das ist alles.

Nicht so sehr, weil so wenig an loser Ladung zu arbeiten ist, sondern aus einem anderen Grunde ziehen gewisse Leute, die auch unter den Schauern nicht fehlen, Stückgüter vor. An jeder Luke stehen zwar zwei „Taillemänner", ein Vertreter der Reederei und einer des Verladers, die oben die verladenen Stücke einzählen und notieren; aber alles können sie auch nicht sehen, und wenn durch einen Zufall im Verladen eine Stockung eintritt, ist unten im Raum eine Kiste Cognak im Handumdrehen geöffnet, sind ein paar Flaschen geleert und hat man das erleichterte Kollo wieder leicht vernagelt; da die Ware laut Quittung dem Versender abgenommen ist, muß die Reederei natürlich dafür aufkommen, und sie macht wieder den Kapitän dafür verantwortlich, der in ihrem Namen den Frachtbrief, das Cannossement, zeichnet.

„Letzte Reise habe ich den Hunden wieder ein schönes Frühstück bezahlen müssen! 15 Dosen Sardinen und zwei Flaschen Cognak," erzählte uns gleich den ersten Tag unser Alter, „und auf der ‚Ariadne' haben sie eine ganze Kiste Sekt ausgetrunken und die Buddels wieder aufgefüllt. Nicht mal Flußwasser haben die Schw.... dazu genommen."

Schwerer ist es schon, Waren mit nach Hause zu nehmen, wenigstens in europäischen Häfen, wo die Zollbehörde zugleich als Polizei dient; im Orient, wo die Arbeiter in Booten kommen und abfahren, muß man sehr aufpassen. So faßten wir vor Hakaburnu bei Smyrna einen Schauermann mit einem merkwürdig viereckigen Bauch ab, wie er gerade in die Barke springen wollte; er hatte ein Stück Seidenzeug von der Ladung unter dem Rock; das Stück war von seinem

Comptoir einer Reederei.

Haken, mit dem er es aus dem Ballen geholt hatte, zweimal durch und durch gestochen, also ganz wertlos; er hatte es aber darum doch auf eine Tracht Prügel ankommen lassen müssen; die hat er denn auch richtig bekommen.

3. Der Agent.

Malta! Nachdem uns der Scirokko 48 Stunden lang so geschüttelt hat, daß die Spritzwellen uns selbst auf der Kommandobrücke, sechs Meter über dem Wasserspiegel, durchnäßten und beim Überholen des Schiffes wohl eine Welle gurgelnd die Treppe hinablief und stundenlang in der Kajüte plätscherte, die tiefste Ruhe von Wind und Wasser!

Donnerwetter, jetzt soll ich wieder 42 Mark für eine Kiste Rosinen zahlen . . .

Kettenrasselnd geht der Anker nieder; auf einer spiegelglatten Fläche, auf der das Mondlicht und zahllose elektrische Bogenlampen glänzen, schießen schwarze Gondeln, ein Licht vorn, hin und her. Durch die weiche Luft hallt das Geschrei der Gondelführer, schwirrt die Musik aus den Kneipen am Ufer; hell säumen die offenen Thüren und Fensterritzen und bunten Lampen dieser Schenken den Fuß der Bastionen und Häuser von La Valetta, die gigantisch und schwarz in den mondhellen Himmel hinaufragen; gespenstisch drohen die Panzerkolosse und Kasernen an der anderen Seite des Hafens den feiernden Soldaten und Matrosen damit, daß auch die Saturday night ihr Ende hat.

Jetzt ist der englische Arzt mit seiner flüchtigen Untersuchung fertig; die gelbe Quarantäneflagge, das Zeichen, daß das Schiff noch keinen Gesundheitspaß hat, flattert nieder, und in demselben Augenblick springt er schon aus seiner Gondel heraus und klettert lachend das Fallreep hinauf: ein eleganter Südländer, in der Hand ein kleines Kästchen: der Agent unserer Linie.

„Zuerst die Briefe!“ und aus diesem Kästchen kommen ganze Bündel heraus: schiefe Adressen von ungelenker Hand für die Mannschaft, modernste Couverts für den Schwerenöter, unsern zweiten Steuermann, Geschäftspapiere und große Schreiben von der Compagnie für den Kapitän.

Kaum sitzen wir unten bei einem Glas deutschen Bieres und einer Cigarre, so bricht der Alte auch los: „Donnerwetter, nun soll ich wieder 42 Mark für eine Kiste Rosinen bezahlen, die der Halunke in Smyrna reklamiert; weiß der T....., wo das wieder gestohlen ist. Zwei Sack Getreide von Odessa sind auch in Disput (d. h. Abnehmer und Reeder haben sich über die wirklich gelandete Menge nicht einigen können). Und durch den Kanal von Korinth sollen wir! Wenn der Kasten da festkommt und kaput geht, bin ich meine Stelle los; die Herren zu Haus auf ihrem Kontor rechnen sich natürlich ein paar hundert Mark Gewinn heraus, ich geh' aber tausendmal lieber im Sturm um Matapan, als daß ich durch das verfl .... Loch krieche.“

„Schon gut, Herr Kapitän,“ unterbricht der Agent den zornigen Alten. „Nun hören Sie mal erst, was wir haben: 25 Tonnen für Smyrna, 20 für Piräus, 30 für Konstantinopel, 20 mit Umladung in Patras; die Leichter sind schon da.“

Und nun geht's an die Berechnung, in welcher Luke die einzelnen Posten untergebracht werden. Indessen liegen wirklich die neuen Prähme schon längsseit, und hinten aus dem Dunkel naht, von einem kleinen Schleppdampfer gezogen, ein stattlicher Zug Leichter mit Kisten und Ballen und Fässern. Wir liegen noch keine Viertelstunde, da pusten und schwirren schon die kleinen Hilfsmaschinen an den Ladebäumen, rasseln die Ketten, stoßen die Schlingen voll Kisten mit dumpfem Prall gegen die Schiffswand und Luke; mit Schimpfen und Lachen und Schreien sind die zerlumpten Gesellen an der Arbeit: hier kennt man keinen Unterschied von Tag und Nacht.

Unaufhörlich ist der Agent thätig; nun ist er mit dem Kapitän an Land, um beim deutschen Konsul „Seeprotest zu erheben“, d. h. zu Protokoll zu geben, daß das Schiff

schweres Wetter gehabt habe und die Reederei also für etwaigen Schaden an der Ladung nicht aufkomme; dann auf dem Kontor, um einige Papiere zu holen; dann wieder an Bord, um zwischen den Stauern und dem Stauermann in einem Streit über die Ladung zu vermitteln; in der Kajüte, um die Frachtbriefe in Ordnung zu bringen; wieder am Fallreep, um mit einem Kaufmann zu verhandeln, der im letzten Augenblick noch einige Tonnen Ware verladen will.

So geht es in die Nacht hinein, bis um zwei Uhr die letzte Kiste im Raum verschwunden ist; dann packt der Agent die Briefe von Kapitän und Besatzung in seinen Kasten, und erst während die letzten „Schekel" der Kette über die Dampfwinde gleiten, springt er in seine Gondel: „Glückliche Reise, Herr Kapitän! Und thun Sie mir den Gefallen und kommen Sie ein anderes Mal bei Tage!"

Der Agent ist der Vertrauensmann, den die Reederei in jedem Hafen hat, den ihre Schiffe anlaufen. Er zahlt die Hafengebühren, nimmt Transportaufträge an, verhandelt über die Preise, versieht das Schiff mit frischem Proviant, sorgt für die Auslieferung der Ladung an den Empfänger; er ist dafür verantwortlich, daß Stauer und Arbeitsleute, Leichter und Schlepper, Lotse und Papiere rechtzeitig zur Stelle sind; denn jede Stunde Verzug kostet der Reederei an Verzinsung des Kapitals und Löhnen bei einem mittleren Frachtdampfer 30 Mark. Mit den Gebräuchen des Hafens, mit den Gesetzen und Beamten des Landes bekannt, ist er namentlich in den Häfen halbkultivierter Gegenden unentbehrlich, und die Kosten — in den Mittelmeerhäfen zahlt man 100 Mark für jede Expedition eines Schiffes nebst Ersatz aller Auslagen — holt die Reederei durch schnellere Abfertigung ihrer Schiffe leicht ein.

Früher hatte der Kapitän diese Geschäfte zu besorgen, und mit Neid erzählen die Schiffsführer von den Provisionen, Gratifikationen, Gebühren und — anderen Vorteilen, die dabei abfielen. „Da konnte man nach ein paar Jahren ein reicher Mann werden, jetzt sind wir nur Droschkenkutscher, die ihre Fuhre abliefern."

Durch den Telegraphen steht der Agent in steter Verbindung mit seiner Reederei; jeden Frachtabschluß muß sie genehmigen, da nur sie weiß, wie die Schiffe laufen sollen, wie viel Raum für jeden Hafen frei wird; für ein paar Tonnen lohnt es nicht, einen Hafen anzulaufen, da die Hafengebühren, Lotsengelder, der Zeitverlust den Gewinn mehr als verschlingen würden. Dieser Depeschenwechsel wird der Ersparnis wegen in einer verabredeten Sprache geführt, meist nach einem sogenannten Telegraphenschlüssel, d. h. einem Wörterbuch, in dem jedes Wort die Bedeutung eines ganzen Satzes hat, z. B.: Alderley = Nehmen Sie die angebotene Fracht an! Astronom = Sehen Sie, noch 50 Tonnen Ladung für Smyrna zu erhalten! So kann man mit fünf, sechs Worten lange Instruktionen geben.

Freilich, nicht in jedem Hafen geht es so flott her, wie es eben geschildert wurde. Da hat der Agent vom letzten Hafen die wahrscheinliche Stunde unserer Ankunft telegraphisch gemeldet, aber es ist niemand zu sehen, wie wir einlaufen. Wir müssen selbst ein Boot aussetzen, um unsere Papiere auf dem Hafenamt vorzureichen und Erlaubnis zur Einfahrt zu erhalten. Der Anker ruht, die Taue sind festgemacht: kein Mensch erscheint! Der Kapitän rudert endlich an Land, fragt sich nach dem Kontor des Agenten durch: es ist geschlossen. Nach einer Stunde erscheint dort ein Commis, der in notdürftigstem Englisch mitteilt, der Chef sei in seine Villa zu Tisch gefahren und komme erst in einer weiteren Stunde.

Es geht auf den Abend; der Agent, endlich angekommen, hat seine großen Zweifel, ob man überhaupt noch anfangen solle; die Leute arbeiten in diesem Hafen nicht nachts.

„Wir wollten aber noch diese Nacht weiter."

„Wie viel Tonnen haben Sie?"

„110, meist Eisen."

„Ich bitte Sie! Seien Sie froh, wenn Sie übermorgen Mittag fertig sind; wir sind hier nicht so eingerichtet, wie in Malta."

Und so geht alles seinen langsamen Gang. Eine Luke ist leer, aber die neue Ladung ist noch nicht da; die Schauerleute sitzen, die unvermeidliche Cigarette im Mund, auf dem Bordrand und warten: auf Kosten der Reederei. Die Papiere für die Weiterreise werden auf dem Hafenamt nicht rechtzeitig bestellt, der Lotse zu spät benachrichtigt, die Arbeiter nicht recht angetrieben: so gehn Hunderte, ja Tausende von Mark

durch Saumseligkeit verloren; und da in dem kleinen Hafen vielleicht keine andere Firma ist als der Vertreter der Konkurrenzlinie, so kann die Reederei nicht einmal einen besseren Agenten nehmen.

Meist ist es eine deutsche, nur im Notfall eine italienische oder englische Firma, die im Orient die Agentur unserer großen Frachtlinien hat; mit den einheimischen Agenten, die ja nicht immer zu vermeiden sind, macht man wunderbare Erfahrungen. Auf den Verkehr mit ihren lieben Landsleuten verstehen sie sich ganz vortrefflich, und sie wissen ihre Schauerleute und Stauer so zu behandeln, daß sie unglaublich billig arbeiten; nur daß der Ertrag dieser Manöver in ihre eigene Tasche fließt und die ferne Reederei nebenher auch nach Kräften geschröpft wird.

Getreidelöschen vermittelst Saugelevator.

Das mindeste ist, daß sie jedesmal, wenn das Schiff ankommt, mit einer Schar von Freunden und Bekannten auftauchen, die alle traktiert werden wollen; der Kapitän hat immer einen gewissen Dispositionsfond von Cognak, Bier und Cigarren für diese Heimsuchungen an Bord.

Die seltsamste Gesellschaft hatten wir in einem kleinen Hafen der Levante in unserer Kajüte. Der Agent, ein Grieche, saß im Gefängnis, weil er bei einer Kohlenlieferung der Regierung siebenhundert Tonnen Kohlen geschickt, aber seine Rechnung über zwölfhundert Tonnen ausgestellt haben sollte; woran weiter nichts besonderes in jenem klassischen Lande der Unterschleife war, als daß man ihn gefaßt hatte.

Nun konnte sein Prokurist das Geschäft sehr wohl besorgen, aber — um sein Glas Bier kommt man nicht gern, vor allem, wenn es nichts kostet; und so erschien er denn abends wirklich, mit einem seltsamen Gefolge: dem Gefängnisdirektor und zwei Gefangenwärtern. Da er auf dem Rückwege ein Dutzend Revolver und fünf Kisten Havanna zu schmuggeln hatte, brachte er auch gleich einen Zollinspektor mit. Mit diesen edlen Beamten haben wir denn den Abend in der Kajüte geknei pt, bis unser fideler Gefangener so schwer geladen war wie unser Schiff bei der Ausfahrt. Dann, so gegen 10 Uhr abends, meinte er zu seinen Freunden und Hütern: „Nun wollen wir noch in X. — einem benachbarten Badeorte — ein paar Flaschen Sekt trinken!“ und bald hörte man zwei Wagen auf dem holperigen Pflaster dahinrollen.

Einen anderen Herrn Agenten, auch einen Griechen, durfte man nicht mit einer Kiste Cigarren allein in der Kajüte lassen; und der Mann war Millionär, so gut wie jener rumänische Großkaufmann in Getreide, der uns um einen Kognak förmlich anbettelte; kann man sich da wundern, daß ein gemeiner Soldat in Varna für einen kurzen Cigarrenstummel uns durch die Zollinie nicht nur zur verbotenen Stunde hindurchließ, sondern sogar begleitete?

Meldung des Lotsen an der Kommandobrücke.

4. Der Lotse.

Das Fahrwasser in den Häfen und Flußmündungen ist durch Felsen und Sandbänke sehr schwierig und dabei meist großen Veränderungen unterworfen; wenn ein Schiff hier festgerät, ist es zugleich für die anderen Schiffe ein Verkehrshindernis; daher sind fast in allen Häfen die Kapitäne verpflichtet, einen Lotsen anzunehmen.

Liegt der Hafen tiefer ins Land hinein, so sind sogar mehrere Lotsen nacheinander nötig. Für Hamburg z. B. kommt der erste bei Borkum an Bord, der an der Mündung des Kaiser-Wilhelm-Kanals durch den sogenannten Böschlotsen ersetzt wird; ein dritter führt das Schiff im Hafen an die Stelle, die ihm der Hafenmeister angewiesen hat. Die Lotsen bilden hier, ein Rest zünftlerischer Einrichtungen, geschlossene Gesellschaften, zu denen die verschiedenen Ortschaften der Umgegend von Hamburg, wie Lühe, Oevelgönne, Blankenese, eine gewisse Zahl von Mitgliedern stellen, die in Jahrhunderte alten Verträgen festgestellt ist; alle Lotsen müssen eine Prüfung ablegen.

Der Dienst geht immer der Reihe nach herum, und da das Lotsengeld nach dem Tiefgang des Schiffes berechnet wird, ist es eine Lotterie, ob einer bei einer kleinen Brigg oder bei einem großen Oceandampfer herankommt. Ganz anders liegt das Geschäft bei dem Heraus*lotsen aus* Hamburg; dabei hat der Reeder den Lotsen frei zu wählen, und wer für eine große Gesellschaft als Lotse angestellt ist, hat einen hübschen festen Einnahmeposten; er kann dann im Jahre bis zwanzigtausend Mark, in *einer* guten Woche sechshundert Mark verdienen.

Auf Dampfern und Kuttern liegen die Seelotsen an den Stellen, wo die Schiffe vorbeikommen müssen. Diese Lotsenfahrzeuge gehören den Bruderschaften; mit Grog und Karten vertreiben sich ihre Insassen, zehn bis zwanzig wenn der Kutter ausläuft, die Zeit, bis sie an der Reihe sind; ist der letzte Lotse an Bord, so eilt der Kapitän heim, um eine neue Reihe zu holen.

Was bisher von Lotsen erzählt wurde, mag ihn bei manchem Leser des romantischen Schimmers entkleidet haben, der ihn noch von der Schulzeit her, aus Gieseb rechts Gedicht, umstrahlt: „Seht ihr die Brigg dort auf den Wellen?“ .... Der Lotse von heute sieht denn auch gar nicht sehr romantisch aus: ein gebräuntes Gesicht, wie viele an der Wasserkante herumlaufen, mit einem runden Hut und Überzieher, wie sie jeder Kommis trägt; nur der Ölrock, den er für alle Fälle auf dem Arm trägt, zeigt dem Kenner seinen Beruf.

Mehr wie echte Seebären sehen schon die norwegischen Lotsen aus, am verwegensten die südländischen, im ganzen Mittelmeer fast braune Italiener mit scharfen Gesichtszügen.

In besonderer Erinnerung ist mir der Unglücksmann geblieben, der uns durch den Kanal von Korinth lotste; der Leser mag an seinem Beispiel sehen, wie wichtig ein guter Lotsendienst für einen Hafen oder eine Straße ist.

Es war schon spät, als wir uns dem Ende des Golfs von Korinth näherten; die letzten Sonnenstrahlen malten glühendes Rot und tiefblaue Schatten auf die zerklüfteten Kalkketten an der Nordseite des Golfes, und eine schwere grauweiße Wolke bildete sich über dem Isthmus. Vor uns lag der Kanal: ein paar elende Schuppen stellten die „Stadt Posidonia“ des Kanalplanes vor; sie liegen an einem Hafenbecken, das durch zwei Molen mit Leuchtfeuern auf ihrem Ende gebildet wird. Dahinter schneidet der Kanal mit fast senkrechten Wänden, wie eine schmale Scharte, in die achtzig Meter hohe Kalkwand des Isthmus ein.

Zwei winzige Schleppdampfer kamen heraus, um uns zu bugsieren. Unsere modernen Frachtdampfer sind nämlich meist keine Kielschiffe, sondern sie haben einen flachen Boden, wodurch sie mehr Ladung fassen können; dafür laufen sie dann bei schlechtem Wetter sehr langsam und sind bei kleiner Geschwindigkeit nicht im stande, dem Steuer zu gehorchen.

Deshalb nahm uns ein Dampfer vorn, einer hinten im Schlepptau, die uns in Richtung halten sollten, während wir durch den schmalen Kanal liefen. Der Lotse kam auf die Brücke und übernahm das Kommando, wie üblich, während der Kapitän den, freilich verantwortlichen, Zuschauer abgab.

Die Trossen (d. h. Drahtseile) der beiden Schlepper wurden befestigt, und nach einigem Hin- und Herlaufen unseres Lotsen und der Kapitäne jener Dampfer, nach erregten Verhandlungen, die mit brüllender Stimme von Bord zu Bord geführt wurden, zog der größere Dampfer vorn an.

Mit ziemlicher Geschwindigkeit fuhren wir auf den Eingang los, aber lag es nun an einem falschen Manöver vorn oder hatte unser Lotse nicht richtig gesteuert: wir saßen auf einmal einige Schritte links von der Kanalmündung auf dem Strande.

Eine halbe Stunde verging, ehe die dürftigen Maschinen der Schlepper uns losgearbeitet hatten und wir nun in richtiger Reihe in den Kanal einliefen.

Indes war es dunkel geworden, ein feiner Regen fiel nieder, und die steilen Wände mit einem schmalen ausgehauenen Pfade an der Seite wurden nur notdürftig durch elektrische Glühlampen erleuchtet. Und nun ging eine wahre Höllenfahrt los: der große Schlepper vorn zog wieder an. „Hart Backbord!“ kommandierte der Lotse; „is över!“ rief der Matrose am Steuerrad, d. h. das Ruder lag soweit wie möglich nach dieser Seite. Es wirkte aber nicht im geringsten, und ebenso wenig, daß der kleine Schlepper hinten uns in die Richtung zu bringen suchte; langsam, unaufhaltsam wandte unser Bug sich den überhängenden Felsmassen des linken Ufers zu, der Stern des Schiffes der anderen Seite.

Schauerleute beim Vespern.

„So geben Sie dem Kerl vorn doch ein Zeichen, daß er uns nach Steuerbord zieht!“ rief unser Kapitän auf Englisch dem Lotsen zu.

„All right, Sir!“ und, zum Steuermatrosen: „Hart Backbord!“

„Is över!“

„Zum Teufel, dahin!“ und unser Alter hielt dem kleinen Italiener seine Faust an die Steuerbordseite.

„All right, Sir!“ Mit Seelenruhe schlug der Lotse die Arme übereinander.

Jetzt wurde unser Kapitän wütend; er packte den Lotsen an den Schultern: „Verd... Kerl,“ kam es diesmal auf gut Deutsch heraus, „siehst du denn nicht, daß das Schiff sich gleich die Nase an Backbord eindrückt?“ Und er schüttelte die Jammergestalt in seinen mächtigen Tatzen. „Du Hund, du machst mir mein Schiff kaput!“

„All right, Sir!“ Damit kehrte der Lotse auf seinen Platz am Kompaß zurück.

Unterdes hatten sie auf dem Schlepper vorn endlich gemerkt, wie das Schiff lief, und zogen mit aller Macht nach rechts. Aber wir hatten zu viel Fahrt; kaum war noch Zeit genug, unsere „Korkfenner“, d. h. große Bälle aus Netzwerk, mit Werg gefüllt, vorn und hinten über die Bordwand zu hängen, um die Reibung zu vermindern, als unser Dampfer links vorn und rechts hinten an die Felswand heranschob. Schauerlich knirschten die eisernen Platten unten auf dem Sandboden.

Indes wieder Laufen, Schreien, Schimpfen, Fluchen bei den Führern der drei Dampfer; endlich bekamen die zwei Helfer uns wieder in gerade Richtung, aber die Kraft, mit der sie zogen, war so stark, daß wir nun an der anderen Seite auf die Kanalwand losfuhren.

Die Scene von vorhin wiederholte sich, der Lotse blieb auf alle Fragen, Befehle, Scheltworte bei seinem „all right, Sir!“ — es war klar, daß er kein Wort Englisch verstand, das doch die allgemeine Schiffssprache ist; unerhört, daß die Kanalgesellschaft uns einen Mann zu stellen wagte, der nur Italienisch und ein paar Worte Griechisch sprach!

Leicht war die Aufgabe ja auch nicht; denn dieser unselige Kanal ist nur zwanzig Meter breit und bot daher unserem Schiffe mit seinen zwölf Metern Breite und hundert Metern Länge nicht genug Spielraum; und so torkelten wir von einer Seite zur anderen.

Vierzehnmal versuchten wir so, wie hart die Kanalwände seien, dann tauchte endlich das offene Meer vor uns auf und vor ihm der kleine Hafen an der Ostseite. Noch einmal setzten die Helden uns im Hafen auf den Strand, und als wir durch Peilung festgestellt hatten, daß auch diesem Angriff unsere Eisenplatten widerstanden hatten, dampften wir in die offene See hinaus; es war der einzige Abend, wo der Alte nicht zum Essen kam: ihm lagen die griechischen Lotsen noch im Magen.

Samländische Ostseeküste. Nach dem Gemälde von Julius Ch. Wentscher.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)

Saul bei der Hexe von En Dor.

Von

Börries von Münchhauſen.

Auf Samuels Grabe glänzte die Sonne grell,
Und Saul, der düſtre, ward König von Israel,
Schwarz blickte ſein brennendes Auge am Morgen der Schlacht
Und düſter aufs fliehende Volk zur Mitternacht.

Wohl ſchrie er zum Gott der Väter am Rauchaltar,
Wohl bracht' er den weißen Widder zum Opfer dar, —
Wohl floß das Blut der Farren wie rotes Band
Vom weißen Stein über ſeine braune Hand.

Umſonſt Gebet und Blut und die Kraft im Speer,
Es hörte der alte Gott ſein altes Volk nicht mehr,
Am lodernden Lagerfeuer ſprach Saul verſtört:
„So ſucht mir das Weib, das die Toten heraufbeſchwört!"

Und ſie ritten zur Hexe von En Dor bei der Nacht,
Dreimal ſchlug Saul an die Thür, ſie ward aufgemacht,
Dreimal zu den Pforten des Tods ſchrie Schalomai,
Und die Pforten des Tods barſten beim dritten Schrei.

Und es dampfte Gewölk, und es ſagte der Hexe Mund:
„Einen König ſeh ich ſteigen aus tiefem Grund . ." —
Da wallt ein Mantel im Rauch und ein Pardelfell,
Vor König Saul ſtand König Samuel.

„Was ſtörſt du mich auf von den Toten zu irdiſchem Licht?" —
„„Der Ewige hört die alten Gebete nicht!"""
Es ſchwelt der Rauch vom Steine nieder zum Grund,
Es ſchweigen Licht und Träume und Prieſtermund!

„Meine Söhne und ich, wir ſtarrten zur Opferglut,
Meinen Söhnen und mir verſagten Gebet und Blut,
Meine Söhne und ich, wir ſtanden im Schrei der Schlacht,
Und tauſend Erſchlagene fielen in einer Nacht!"

Da ſprach eine Stimme und ſprach nicht dort noch hier:
„Morgen biſt du und deine Söhne bei mir!"
Aufſchrie der König. Sein Herz ſchlug ſchweren Schlag,
Und über Gilboa graute ein Schickſalstag.

Ma.

Ein Porträt von

Lou Andreas-Salomé.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Tomasow ließ sie mehrere Minuten gewähren.

Er atmete tief auf und ging einigemal im Zimmer auf und ab. Sein Gesicht behielt dabei den gespannten, aufmerksamen Ausdruck.

Dann kam er wieder zu Marianne. Er zog ihr leise, mit sanftem Zwange die Hand von den Augen, die sie verdeckt hielt.

„Nun ist es aber genug!“ äußerte er lächelnd, „zeigen Sie Ihren Nerven den Herrn. — Wollen Sie nicht eine Tasse Thee nehmen? Sehen Sie, dort steht das ganze Geschirr noch — ich war gerade dabei, als Sie kamen. Zur Strafe trinken Sie ihn nun kalt, natürlich.“

Sie gehorchte mechanisch und ließ sich ein wenig Thee eingießen, in den Tomasow aus einem Arzneifläschchen ein paar Tropfen mengte.

Dann überließ er sie wieder sich selbst und nahm den Spaziergang im Zimmer von neuem auf.

Aber Marianne erhob sich vom Eisbärfell.

„Es ist spät geworden. Ich will nach Hause gehen,“ sagte sie mit einer leisen Stimme, „die Kinder sind gewiß schon zurück und warten erstaunt. Sie waren nur für kurze Zeit mit Wera Petrowna ausgegangen.“

Tomasow blickte auf die Uhr.

„Wie Sie wollen, Ma. Vielleicht ist es so am besten. Indessen — sind Sie jetzt auch schon dazu im stande? Sind Sie Ihrer selbst ganz sicher? Ich lasse Sie nicht fort, ehe ich das genau weiß.“

Und als Marianne ihn müde fragend ansah, fügte er hinzu: „Ihrer Töchter halber ist es notwendig, daß sie ihre Mutter in dieser Angelegenheit fest und sicher auftreten sehen. Als eine Autorität — nicht wie ein hingeschlachtetes Opferlamm. — Darum müssen Sie es sein, Marianne, die entschlossen die Initiative ergreift.“

„— Ich soll selbst —?“ murmelte Marianne.

„Ja. Das ist notwendig, und zwar sofort. Lassen Sie die Ungewißheit keine Stunde länger anstehen. Lassen Sie sich keinen Raum zu Beängstigungen und Traurigkeiten dazwischen. Bringen Sie noch heute — heute noch! die Sache zur Sprache und Entscheidung.“

„— Heute?!“ wiederholte sie erschreckt. Sie war tief erblaßt.

Tomasow ergriff ihre Hand und nahm sie in seine beiden Hände. Er sagte ermutigend: „Versuchen Sie es nur! Bleiben Sie nicht mitten im Kampf stecken, der Ihren Nerven stündlich härter zusetzen wird — überstehen Sie es schnell ganz. Hinterher kommt die allheilende Ruhe. — Glauben Sie, daß Sie es mir versprechen können?“

„Ja. Ich will es thun,“ sagte sie traurig.

„Dann lasse ich Sie ruhigen Herzens fort. — Wenn Sie erlauben, geleite ich Sie selbst an einen Schlitten,“ bemerkte Tomasow und führte Marianne durch die Bibliothek hinaus.

Er schellte nicht dem Diener, sondern gab ihr selbst den Mantel um. Marianne that seine Art so wohl, wie einem leise umsorgten Kinde.

„Ich bin ganz zerschlagen und wund,“ meinte sie mit einem mühsamen Lächeln, „aber ich danke Ihnen, Tomasow.“

„Ach, Ma —“ er stockte und murmelte: „wenn Sie nur — wenn Sie wenigstens ohne Groll herdenken. Es ist eine schändliche Aufgabe, die mir wiederholt zufällt, Ihnen weh thun zu müssen, Sie zu etwas Hartem ermannen zu müssen. — Die Erleichterung wird auch diesmal nachkommen, ich hoffe es mit Bestimmtheit, Aber die Überwindung ist deshalb nicht minder schwer.“

Marianne schwieg. Sie stand, fest an ihn gelehnt und schloß die Augen.

Nein, so feige würde sie doch nie sein, diesem unbestechlichsten aller Freunde sich mit ihren Nöten und Schwächen nicht immer anzuvertrauen, weil er streng gegen sie war! Ein großer Dank gegen ihn stieg in ihr auf. Wenn er ihr nur blieb —!

Tomasow verstand die stumme Antwort vollkommen.

Er öffnete die Thür und rief dem Portier zu, einen Schlitten vor das Gitterthor zu winken.

Dann geleitete er Marianne durch den verschneiten Vorgarten, half ihr einsteigen und knüpfte die Felldecke um die Kniee.

„Ich bin heute viel aus,“ bemerkte er dabei — „darf ich gegen Abend für einen einzigen Augenblick bei Ihnen vorsprechen? Mich überzeugen, wie alles steht —?“

Marianne nickte. Sie wußte, wovon er sich überzeugen wollte —. Dann also mußte es schon geschehen sein —. Ihr schlug das Herz stärker bei dem Gedanken.

Zu Hause erwartete sie zunächst eine Überraschung.

Sie traf fast gleichzeitig mit den beiden Mädchen ein. Die Wohnungsthür stand weit auf, und ein Bauersmann in Schafspelz und Kniefilzstiefeln mühte sich eben damit ab, einen hohen, herrlichen Weihnachtsbaum in die Stube hereinzubringen.

Sophie lachte die Mutter glückselig an. Es war doch eine gute Idee, das mit dem Baum! Ma hatte ihn sich so sehr gewünscht, und wenn sie ihr auch noch gestern abend etwas weit Großartigeres hatte darbringen wollen, so erleichterte es sie doch für den Augenblick.

Cita stand noch in Mütze und Pelzjacke und lohnte den Mann ab; mitten im Wohnzimmer erhob sich jetzt die Tanne und duftete wie ein ganzer Wald. Oben stieß sie sogar ein wenig an die geweißte Decke an, so daß sie ihre höchste Spitze krümmen mußte, von der Seite jedoch breitete sie ihre Äste ebenmäßig und tiefgrün, wie ein schirmendes Dach, über Mas Schreibtisch aus.

Sophie hatte sich an das geöffnete Pianino gestellt, das der Baum von der andern Seite überschattete, und unter seine Zweige gebückt, suchte sie ein paar Akkorde eines alten Weihnachtsliedes.

Die Mutter äußerte nichts, bis der Mann hinausgegangen war. Sie sah blaß aus, und ihre Augen besaßen etwas so Stilles, so nach innen Gekehrtes im Blick.

Endlich sagte sie mit ihrer warmen Stimme: „Dank euch! Ja, dies Weihnachtsfest soll uns schön werden, wie nie eins gewesen ist! Wir wollen froh sein, wir drei zusammen! Denn es wird hier am Ort unser letztes sein. Übers Jahr feiert auch Sophie es nicht mehr hier. — Ich dank' euch, ihr Kinder.“

Sophie, die eine leise Melodie anschlug, endete sie mit einem gräßlichen Mißton.

Cita, eben im Begriff, ihre Sachen abzulegen, hielt erwartungsvoll inne und blickte die Mutter an.

Da ging Marianne zu ihrer Jüngsten hin und nahm sie in die Arme.

„Aber nicht getrennt!“ sagt sie bewegt „— ich werde mein Weihnachtsfest da haben, wo du gerade studieren wirst.“

„— Ach — Ma!“ schrie Sophie auf.

Sie glaubte es noch nicht recht. Mit dunkel gerötetem Gesicht schaute sie zugleich angstvoll und strahlend zur Mutter auf und umklammerte ihren Hals.

„— Ach, Ma —! Ist es denn wirklich wahr —?“

Dieser Augenblick that Marianne doch bitterer weh, als sie jetzt eben beim Heimkehren geglaubt. Sie drückte Sophies leuchtendes Gesicht an sich, um den Ausdruck der Freude darin nicht zu sehen.

„Ja, es ist wahr, Herzenskind. Alles Nähere besprechen wir noch ein anderes Mal. Auch mit Cita muß ich noch vieles besprechen. So ganz einfach ist es nicht. — Aber die Sache selbst ist entschieden. Nun sollst auch du also hinaus — gebe Gott, einst zu deinem und deiner Mitmenschen Segen.“

Sophie drückte sich fester an sie.

Sie schämte sich schrecklich vor Cita, aber sie weinte dennoch Ströme von Thränen

in Mas Hals hinein, als ob nichts in der Welt sie je von da fortreißen sollte —.

Cita stand mit großen, ernsten Augen beiseite. Das Wort, das ihr innerlich kam, lautete ganz spontan: „Donnerwetter!“ Aber glücklicherweise behielt sie es bei sich.

Ein tiefer Respekt prägte sich auf ihrem jungen Gesicht aus.

Plötzlich kam sie auf die Mutter zu, ergriff deren Hand und küßte sie.

„Du bist wahrhaftig der famoseste Kerl unter der Sonne, du herrliche Ma!“ versicherte sie ganz begeistert.

Marianne lächelte nicht über diese Ehrfurchtsbezeugung; sie überlegte auch nicht, ob sie nun nicht geradezu glänzend ihre Autorität behauptet und die Initiative ergriffen habe.

Sie hielt ihr weinendes Kind im Arm und bückte ihr Gesicht tief zu ihm herab, als lausche sie fast gierig diesen Thränen — als redeten diese Thränen artikuliert zu ihr — Süßes, Versöhnendes, Beschwichtigendes —.

Dann trocknete sie Sophie, wie einem kleinen Kinde, das nasse Gesicht mit ihrem eignen Taschentuch ab.

„Komm,“ sagte sie sanft, „es ist doch ein großer Entschluß und daher ein großer Tag für dich. Geh' hinaus und bring uns eine Flasche Wein. Wir wollen auf dein Wohl anstoßen.“

Sophie ging, der Mutter Taschentuch vor die Augen gepreßt, langsam, als sei dieser Tag mehr ein schwerer als ein großer für sie.

Cita sah ihr unwillig nach.

Sie bemerkte zur Mutter: „Sophie ist doch noch sehr ein Kind. Hiernach muß doch nun ein jeder denken, es ginge zur Schlachtbank. Aber du kannst mir glauben, daß sie darauf brennt, zu studieren. Man muß nur erst in ihr alles das klären und ordnen.“

Marianne schwieg einen Augenblick.

„— Bist du es, die diesen Entschluß in ihr zu klären versucht hat?“ fragte sie dann ruhig.

Cita begegnete ihrem Blick fest und offen.

„Ja, Ma. Sobald mir selbst das klar geworden war. Sie konnte nur den Mut nicht finden, dich zu fragen —. Sieh, ich stehe ja so dazu: es ist etwas, wofür ich jederzeit kämpfe und eintrete — wie denn also nicht, wo es die eigne Schwester gilt? Nur mit einem Unterschiede freilich: daß ich in diesem Fall nicht nur für die allgemeine Sache einstehe, sondern auch mit jedem Blutstropfen für Sophie selbst. Daß ich mich ihrem Leben verbinde, ihr helfen, zu ihr halten will jederzeit — was auch geschehe.“

Marianne zauderte nur noch einen letzten Augenblick. Dann reichte sie ihrer Ältesten schweigend die Hand.

Sie schauten einander dabei voll in die Augen, wie zwei Freunde, die, wenn sie auch nicht auf ganz gleichem Boden kämpfen, es doch in gleichem Sinn und für dasselbe höchste Ziel thun.

„Ich stelle Sophie in deine Obhut — ich baue auf deine Treue: Höheres habe ich dir nicht anzuvertrauen,“ sprach Marianne leise; „— Sophie war ‚sein‘ Liebling — und ‚seinen‘ Blick hat Sophie. Mir ist, als ginge noch einmal ‚er‘ von mir hinweg, indem sie geht —.“

Cita war sehr blaß.

Ihre Schwester kam mit Rheinwein und Gläsern zurück, entkorkte die Flasche und goß ein.

Keiner von den dreien sprach ein Wort, als Marianne ihr Glas erhob und mit ihnen anstieß.

Sie küßte ihre blonde Tochter, ihr zarteres Herzenskind, doch that sie es heiter und herzhaft, um keinesfalls mehr Thränen aufkommen zu lassen.

Cita unterstützte sie in dieser Absicht nach Möglichkeit, denn es verletzte sie fast, daß Sophie heute weinen konnte.

„Eigentlich ist das ja ein Weihnachtsgeschenk, das allergrößte, und gleich unter den noch ungeschmückten Baum gelegt!“ sagte sie scherzend „— wie kann man nur seine Gaben so vorweg verschwenden, Ma! Jetzt sollte ich von Rechts wegen alle übrigen Geschenke bekommen, denn Sophie hat nun an diesem einen vollauf genug.“

„Bis zum Weihnachtsabend habe ich vielleicht noch ein anderes Geschenk für euch — und dann für euch beide!“ erwiderte Marianne mit leisem Lächeln, und man hörte ihr an, daß sie von einer noch zaghaften, aber goldenen Hoffnung sprach.

„Noch ein anderes? Noch ein schöneres? Nein, denn das gibt es ja gar nicht mehr auf der Welt. Nicht wahr, Sophie?“

Aus unserer Studienmappe:

Temperastudie von Eduard von Gebhardt.

Sophie schüttelte energisch den Kopf, ihre geröteten Augen strahlten jetzt doch.

„Also dies einzig ist das Schönste für sie, Besseres gibt es nicht!“ dachte Marianne still, einen Moment lang weh berührt, doch an der verschwiegenen Hoffnung, die sie hegte, hob ihr Mut sich wieder. Diese Stunde sollte eine freudige sein und sie wurde es. So vieles drängte sich zur Aussprache; den beiden Mädchen wurde es in diesen Minuten erst bewußt, daß sie in mancherlei Heimlichkeiten gelebt die Zeit über — und daß es köstlich sei und an sich schon ein Fest, keinerlei Heimlichkeiten mehr zu kennen, Aas Blick und Lächeln gegenüber.

Und allgemach lenkte Marianne das Gespräch in immer ruhigere Bahnen. Sie saßen, eng zusammengerückt, bei der halbgeleerten Flasche, und während sie die praktische Seite der Frage näher erörterten, scherzten sie schon wieder.

Endlich stand Marianne auf. Es war fast halb sechs geworden.

„Jetzt möchte ich hineingehen und ein wenig ruhen, ihr beiden Taugenichtse. Diese Nacht war nicht gut für mich. Und morgen ist kein Sonntag mehr —. Aber von da an nehmen die Stunden endlich reißend ab. — Bis wir um halb sieben essen, bin ich wieder da. Sollte nun noch inzwischen ein Sonntagsgast kommen, so bestrickt ihn mit so viel Liebenswürdigkeit, als ihr wollt, mich jedoch soll er auf alle Fälle in Frieden lassen.“

An der Thür wendete sie sich noch einmal nach den Mädchen um und nickte ihnen zu. Sie sah ihre leuchtenden, zutraulichen Augen, und ein warmes Dankgefühl kam über sie, als fiele langsam von ihren Schultern eine Last, unter der sie gebückt gegangen: — wieder lagen jetzt die Herzen ihrer Kinder offen und ihr zu eigen vor ihr da, wie ihre blühenden Gärten. —

Nur ein Sonntagsgast schellte ein wenig später. Es war Tomasow.

Marianne hatte gewußt, daß er noch heute kurz vorsprechen wollte, indessen hatte sie in diesen Stunden selbst ihn vollständig vergessen.

Die beiden Mädchen erzählten ihm wörtlich den Auftrag der Mutter, falls jemand zu Besuch käme. Er mußte lachen —; nun wußte er genug.

Was etwa noch fehlte, ergänzte ihm ein einziger Blick auf die Schwestern. Sophies Gesicht war noch voll roter Thränenspuren; Cita war blaß und die dunklen Augen brannten ihr.

„Nun, das hier scheint mir ja schon mehr ein Bacchanal gewesen zu sein!“ bemerkte Tomasow, als er ins Wohnzimmer kam, wo noch die leeren Gläser standen.

Sophie fuhr es heraus: „Ja —! Denn ich soll nun Cita ins Ausland folgen, und von Ostern ab Medizin studieren!“

Sie kam aus der Küche, die weiße Schürze schief umgebunden; heute konnte man wohl einige Bedenken wegen ihrer Beaufsichtigung des Mittagmahles hegen.

Tomasow sprach das nicht aus; er sagte nur: „— So, so. — Nun, und Ma, — was sagt denn die dazu?“

„Ma ist es ja gerade, die es selbst vorgeschlagen hat,“ erklärte Cita.

„So. — Nun, und wo wird denn Sophie diese große That thun?“

Sophie rief: „Aber natürlich in Berlin!“

„Natürlich da, wo ich mit ihr zusammensein kann,“ meinte Cita.

„Nein, Cita, das kannst du so doch nicht sagen. Deshalb allein doch wohl nicht,“ verbesserte Sophie einschränkend.

Tomasow hatte sich im Schaukelstuhl niedergelassen.

Er nahm seinen Kneifer aus der Seitentasche, rieb ihn mit einer Ecke des bastseidenen Taschentuches klar und setzte ihn auf seine etwas stumpfe Nase. Dann blickte er den beiden, sichtlich noch ganz aufgeregten Mädchen nacheinander prüfend ins Gesicht.

„Eine kleinere Universitätsstadt, — eine solche natürlich mit gut bestellter medizinischer Fakultät, — wäre für den Beginn ebenfalls nicht übel!“ bemerkte er langsam.

„Ach nein!“ rief Sophie unwillig, und sie ergriff ihn am Ärmel, „— daß Sie sich nicht unterstehen, Doktor Tomasow, etwa unserer Ma dergleichen einzublasen!“

„Aber Sophie, du benimmst dich rein wie ein Kind!“ tadelte Cita, von der zwanglosen Intimität dieser Worte unangenehm berührt.

„Mir scheint hiernach aber doch,“ nahm Tomasow sehr gelassen das Wort, „daß Sophie nur mit löblicher Offenherzigkeit ihres Herzens Meinung, — und auch Ihres Herzens Meinung, Cita! — kundgibt. Mir scheint, daß die Wahl des Ortes bei Ihnen fast eine ebenso wichtige Rolle spielt, wie die soeben erst eingeholte Erlaubnis zum Studium selbst, — habe ich nicht recht?“

Sophie errötete und wollte widersprechen. Aber Cita setzte sich Tomasow gegenüber seitwärts auf einen Stuhl, schlang den Arm um die Lehne und bemerkte eifrig: „So kindisch ist es nicht zu nehmen, wie es bei Sophie leicht aussieht. Allerdings freut sie sich darauf — und ich für sie! — daß sie auch außerhalb des Studiums am Leben teilnehmen wird. Aber selbstverständlich nicht etwa an seichten Vergnügungen! Nicht um irgend welcher Genüsse willen, die eine große Stadt naturgemäß reicher bietet —.“ Citas Lippen kräuselten sich bei dieser Erwähnung fast so verächtlich, wie die einer jungen Nonne, die im Kloster vom Weltverzicht spricht.

Im „Spalt“ nebenan, wohin Sophie eben verschwunden war, um einiges Geschirr für die Küche zurechtzustellen, hörte man es beängstigend laut klirren.

„— Sondern —?“ forderte Tomasow Cita zum Weitersprechen auf. Der Kneifer saß ihm noch immer auf der Nase. Eigentlich hatte sie wenig Lust, weiterzusprechen. Sie fand ihn ganz merkwürdig arrogant aussehend, heute.

„— Sondern um teilzunehmen am Leben der heutigen strebenden Frauenwelt, — an dieser ganzen Bewegung,“ sagte sie dennoch. „Sophie wird sich bald, so wie ich es thue,

innerlich eins damit fühlen, daran emporwachsen —“

„— Jedenfalls hat es etwas Begeisterndes!“ fiel Sophie ein, die es doch nicht aushielt, im Hintergrunde zu bleiben. Sie hatte das Geschirr niedergesetzt und trat wieder zu ihnen. Sie fand, daß man ganz über sie hinwegsprache, während es sich doch ausschließlich um ihre eigenste Angelegenheit handelte. Auch sie wollte sich Luft machen und mit ihrer Überzeugung herausrücken.

So fuhr sie lebhaft fort: „Es ist doch etwas ganz anderes, ob man so vor sich hin studiert und nur ganz egoistisch an die eigne Zukunft denkt, — oder ob man mit allen zusammen diesen neuen großen Zielen entgegengeht. — — Es hat etwas Begeisterndes!“ wiederholte sie, mit einer inbrünstigen Betonung, die darüber hinweghelfen sollte, daß ihr gar nichts weiter einfiel.

Sie stand neben Tomasows Stuhle, so daß er zu ihr hinaufsehen mußte. Wie sie diese Worte mit so viel Wärme sprach und dabei so zart und lieblich dastand, flog ein Ausdruck durch seine Augen, der Cita frappierte, obwohl sie denselben nicht verstand. Arrogant nahm er sich jedenfalls nicht mehr aus.

Tomasow erhob sich und bemerkte, indem er den Kneifer fallen ließ: „Ja, ja, es ist schon so. Studieren oder nicht, — das ist gar nicht mehr allein die Frage. Sondern damit bildet sich zugleich ein neuer Typus der Frauen heraus, — ja, gewissermaßen ein neuer Typus, man muß es wohl so nennen. Damit, daß eine studiert hat, ist es nicht mehr abgethan.“

„Sehr richtig! Man muß das nur erst allerseits einsehen lernen!“ bestätigte Cita billigend, während ihre Schwester mit einem unterdrückten Seufzer in die Küche abging, obwohl sie sich weit lieber an dieser interessanten Diskussion beteiligt hätte.

„Sind Sie nun eigentlich für oder gegen den neuen Typus, — so im Grunde Ihrer Seele, Doktor Tomasow? Farbe bekennen!“ fügte Cita lächelnd hinzu.

Jetzt waren seine Augen wieder voller Spott.

Er verneigte sich ironisch, das Lächeln zurückgebend, vor dem jungen Mädchen.

„Werde die Ehre haben, mich zu entscheiden, sobald Sie mir das erste vollzählige Regiment neuer Mustereremplare vorführen! — — Einstweilen, — Sie wissen: wer neue Wege sucht, muß sich darauf gefaßt machen, unter Umständen mit zerfetzten Kleidern und einigen dicken Beulen und Schrammen aus dem Dickicht wieder aufzutauchen, — — was einem Frauengesicht —“

„— Davor fürchten wir uns nicht, Doktor Tomasow!“ unterbrach ihn Cita etwas scharf, einen feinen Hochmut um die Lippen.

„Nein, — wie ich sehe!“ versetzte er, und wieder glitt der Ausdruck von vorhin durch seine Augen, „— auch befürchte ich selbst für euch beide jetzt noch kaum sehr viel. Nein, für euch beide minder als für manche andere. Denn möglicherweise seid ihr bis zu gewissem Grade — gefeit. — Obschon keinesfalls durch euer eignes Verdienst,“ fügte Tomasow hinzu, indem er sich aus dem Schaukelstuhl erhob. „Ich muß nun gehen. Meinen Gruß eurer Mutter und der kleinen zukünftigen Kollegin.“

„Gefeit, und nicht durch eignes Verdienst?!“ wiederholte Cita erstaunt und entrüstet. Auch sie stand auf und trat mit ihm hinaus auf den Vorflur; „— das wäre wirklich das Äußerste! Wenn wir einmal durch eigne Kraft etwas Tüchtiges geworden sind, werden Sie uns auch noch das Verdienst davon abstreiten —! Ich möchte wissen, wer dies Verdienst — —“

Sie vollendete nicht, weil gerade die Thür zu Mariannens Schlafzimmer sich öffnete und diese in den Gang hinaustrat, wo Sophie ihr von der Küche her entgegenlief.

„Das Essen ist gleich fertig!“ rief Sophie erhitzt.

Marianne kam auf den Gast zu.

Tomasow, der schon im Pelz, zum Fortgehen bereit, dastand, blickte Cita schweigend an.

Und plötzlich verstand sie, was er meinte, — wen er meinte —. Ihre Entrüstung hielt nicht stand; fast gegen ihren Willen kam Demut in ihre Augen, als sie dem Ehrfurchtheischenden in seinen Augen begegnete. Denn dieser Blick hatte fast etwas Gebieterisches, etwas, das sich ihr eindrücken, einprägen wollte, wie eine Stimme, die deutlich sprach: „Ihr seid die Kleinen, die eine Große großmütig auf ihre Schultern

hebt. Eine, die ihre Schulter beugt, damit sie euch tragen kann. Ich weiß das: ich habe geholfen, euch da hinaufzuheben. Nun seht ihr euch die Welt von da oben an!"

„Was, Sie wollen schon gehen?!" fragte Marianne und gab ihm die Hand.

„Ja, ich muß gehen. Und Sie, lassen Sie gefälligst die Suppe auf dem Tisch nicht kalt werden, — nach meiner Berechnung hat sie heute dem jüngsten Fräulein Tochter arge Mühe gekostet. — — Froh bin ich, Sie noch zu sehen. Sie sind aber auch eine entsetzliche Langschläferin, meine Gnädige."

„Ja, ich habe wirklich geschlafen!" sagte Marianne.

Sie stand lächelnd, mit schlafroten Wangen, wie ein eben aufgewachtes Kind, und mit blinzelnden Augen da, denen das Lampenlicht noch weh that.

An jeder Seite hing ihr jetzt eine Tochter. Sophie hatte ihr einen Arm um die Hüfte geschlungen und sich an sie geschmiegt, so daß sie nicht vorwärts gehen konnte. Cita schob ihre Hand leise in den Arm der Mutter.

Marianne stand da und strahlte in einer so warmen und innigen Schönheit, daß Tomasow davon ganz betroffen war.

„— Sie ist ja doch die tausendmal Jüngste von allen dreien, — die tausendmal Anfänglichere —; sie ist wie das Leben an der Wurzel selbst und am unversieglichen Anfang —!" dachte er wie berauscht, als er die Treppe hinabstieg.

Ganz langsam trat er den Heimweg an.

Ein eigenartiges Triumphgefühl mischte sich in sein Entzücken über Marianne, — eine feine Sensation, wie sie ihm nur durch ihr Wesen vermittelt wurde. Das kam von dem ausschlaggebenden Anteil, den seine Bestimmungen an allen ihren wichtigen Entschlüssen zu haben pflegten. Was sie so schön und sieghaft aussehen ließ, führte stets irgendwo auf einen Einfluß, ein Zureden, einen Rat von ihm, zurück: und bei ihrer ganzen Art, so tief und inbrünstig zu leben, lag in dieser Mitarbeit daran etwas, das seinen Ehrgeiz wunderlich erregte.

Mochte er auch in seinem persönlichen Dasein enttäuscht oder gleichgültig geworden sein in hundert Punkten, — in diesem einen Punkt fühlte er um viele Jahre jünger. —

Als Tomasow sich schon seinem Hause näherte, blieb er zögernd stehen. Er bog in eine hügelige Seitenstraße und schritt sie langsam hinauf, bis ihm die kleinen, erhellten Fenster des Stifts für unbemittelte arme Frauen entgegenblinkten.

An den Zaun gelehnt, schaute er nach dem Erdgeschoß hinüber; dann trat er an das Mittelgebäude heran und klopfte mit seinem Stock leicht an das Fenster von Wera Petrownas Stube, wo kein Licht brannte.

Das Klopfen wurde sofort von innen erwidert, und als er dann durch den Hausflur ging, wurde auch schon die Zimmerthür geöffnet.

Wera Petrowna war eifrig damit beschäftigt, die Lampe anzuzünden; sie sagte, indem sie ein Streichholz eilig anstrich, vor aller Begrüßung, abwehrend: „— Ja, ich weiß, — ich weiß schon: ich soll nicht abends im Dunkeln dasitzen, um den Tropfen Petroleum zu sparen, und vorzeitig einzunicken auf dem alten Sofa, und dann nachts nicht zu schlafen —. — — Aber ich bin wirklich erst eben nach Hause gekommen, — und, der Abwechselung halber, — — es denkt sich im Dunklen so gut."

Sie setzte die Glaskuppel auf die Lampe, deren schwerer Fuß und vorzügliches Brennwerk aus besseren Zeiten stammten, und schob sie in die Mitte des Tisches vor das geblümte Sofa.

„Unverbesserlich!" bemerkte Tomasow.

„Herrlich, daß Sie mal kommen! Seit einer Woche freue ich mich schon von Tag zu Tag, —" lenkte sie ab und ging geschäftig zur Kommode, wo das Schachbrett nebst Figurenkasten immer bereit stand.

Sie griff nach dem Brett und schaute Tomasow fragend und bittend an.

„— Sie mögen doch —?"

Er nahm ihr Brett und Kasten ab, trug beides auf den Tisch und rückte einen Stuhl heran.

Aber anstatt die Figuren aufzustellen, setzte er sich nur hin, stützte den Kopf in die Hand und blickte zerstreut in das geöffnete Kästchen, als müsse er raten, was darin sei.

Wera Petrowna hatte sich ihm gegenüber auf das Sofa niedergelassen und sah erwartungsvoll zu. Als nichts weiter kam, schüttelte sie den Kopf.

„Schlechter Laune!" konstatierte sie erbarmungslos.

Dabei schob sie ihm aufmunternd die

Cigarettenschachtel hin. Die Cigaretten ihres Neffen waren gar nicht zu verachten.

„Von wo kommen Sie denn? Hat vielleicht irgend ein Patient Ihnen den Kopf beschwert?“

„Nein. Ich komme jetzt eben von Frau Marianne.“

„Ach so — —; am Ende — — selbst Patient —?“

Tomasow schaute zu ihr hinüber und runzelte merklich die Stirn.

Die Alte setzte ihr allerharmlosestes Gesicht auf.

„Nun, nichts für ungut. Mit bejahrten schwatzhaften Personen muß man Nachsicht üben, lieber Tomasow. — — Und wir Frauen sind nun mal so veranlagt, daß es uns immer nur von der Liebe zu singen und zu sagen drängt.“

Er mußte unwillkürlich lächeln; Wera Petrownas Worte und ihr Äußeres bildeten einen zu heiteren Kontrast. Mit ihrem alten energischen Gesicht und im fadenscheinigen weiten schwarzen Gewande, — dem ziemlich traurigen Produkt eigner Schneiderkunst, — in dem sie zu Hause herumging wie in einem Talar, sah sie einem herabgekommenen russischen Popen um vieles ähnlicher als einer Frau.

Vorhin, in der Eile, von seinem Besuch überrascht, hatte sie vergessen, ihre Alltagshaube aufzustülpen; der Ofenhitze wegen, die nichts zu wünschen übrig ließ, bedeckte sie am liebsten gar nicht ihr dünnes Haar, das, wie unter einem durchsichtigen Schleier, überall schon die Kopfhaut hell durchscheinen ließ, und ihr hinten in traurigen kleinen Strähnen jetzt lose in den starken Nacken hing.

„Warum haben Sie eigentlich nicht geheiratet?“ fragte Wera Petrowna plötzlich. Sie war aufgestanden, langte sich mit ausgestrecktem Arm ihre alte Tüllhaube von einem Nebentisch und that sie auf ihren Kopf wie eine Krone; „— schon längst hätten Sie das vollbringen können, — selbst im Auslande —“

„Einer Ausländerin würde es hier nicht behagt haben,“ bemerkte Tomasow, eine Cigarette anzündend.

„Aha, — also gegeben hat es dort doch eine!“ sie ließ sich auf ihrem vorigen Platz nieder, — „nun, und hier —? — Auch hier wüßte ich mehr als ein Genre, das für Sie ganz gut gepaßt hätte.“

Wera Petrowna musterte dabei ihr Gegenüber mit hellen, etwas ironischen Augen sorgfältig prüfend, während sie den Rauch ihrer Cigarette in langen Ringeln von sich stieß. „— Ein Mann wie Sie —? Was wird den denn am heftigsten angezogen haben —,“ sagte sie nachdenklich; „— nichts Naives, natürlich, — etwas Pikantes. Möglicherweise irgend ein Typus der Frauen mit den Verführungskünsten, — die Frau als die große Verführerin und Lehrmeisterin auf schweres Lehrgeld; — möglicherweise überhaupt ein Leben, das mehr verführt als befriedigt — —. Wenn ich Sie mir so anschaue —“

„Ach, lieber Himmel, vor hundert Jahren vielleicht?“ unterbrach er sie halb ärgerlich, halb belustigt.

Wera Petrowna griff resolut in das Kästchen und begann an Tomasows Statt, die Figuren auf dem Brett aufzustellen.

„Nun ja, das ist wahr: jetzt sind Sie bequem geworden,“ gab sie zu, „— und ich will auch nichts Indiskretes ausplaudern über das, was mir allerlei kleine Fältchen um Ihren Mund da und um Ihre Augen bereitwillig zu verstehen geben. — — Aber: nun zum Beispiel eine Ehe mit einer Mustergattin, — dafür ist mitunter gerade das russische Mädchen ein Prachtexemplar: liebevoll, heiter, nachgiebig, voll Tüchtigkeit und Tapferkeit —“

Tomasow nickte anerkennend.

„Schätze ich auch ungemein,“ bestätigte er kurz.

„Und man sollte doch meinen, jemand wie Sie, der ganz gern herrscht, der müßte doch auch gern endlich sein eignes Haus um sich bauen, — sein Leben breit ausbauen mit so einer russischen Frau, — von jener Sorte, der noch der Mann das Schicksal ist, das sie liebt und dem sie gehorcht —“

„Ein schönes Glück!“ bemerkte Tomasow spöttisch, „sein eignes Leben mit allen Unzulänglichkeiten und Defekten so festgenagelt zu sehen rund um sich, — ein Wesen darin mit einer Miene herumgehen zu sehen, als sei das nun wirklich das Paradies —. Nein, für den Reiz danke ich.“

„Sieh da! Sie können sich sogar selbst verspotten,“ entgegnete die Alte beifällig. „Das wirft mir ein ganz neues Licht auf Sie. Da begreif' ich zum Beispiel schon besser, daß Sie mal, in Ihrer Jugend Blüte,

für eins von den kleinen heldenmütigen Mädchen geschwärmt haben, die hier und da aus lauter edlem Fanatismus in unsere entlegensten und verarmtesten Provinzen als Lehrerinnen abgehen. Wie sah die aus? Mager, sehr mager, blaß, mit großen, enthusiastischen Augen — ? — — Aber geheiratet haben Sie das kleine Mädchen doch nicht —."

„Möchten Sie nicht vielleicht Ihre diesbezüglichen Meinungen lieber für sich behalten?" meinte Tomasow grob, aber er lächelte.

„Wenn es Ihnen besser behagt, — warum denn nicht?" sagte die Alte seelenruhig, „— ich spiele ja viel lieber Schach. — — Aber das reine Wohlwollen treibt mich — —, — es ist wirklich merkwürdig, wie reichhaltig Sie sind; ich kann mir so ganz verschiedenartige Frauen recht gut neben Ihnen vorstellen —. Ist das nun Reichtum, oder — oder ist irgend etwas nicht recht zum einheitlichen Ende gekommen —? — — Also: spielen wir?"

Sie fingen endlich damit an, wie jedesmal, wenn Tomasow herkam. Erst mußte die Redelust der Alten ein wenig ausschäumen.

Wera Petrowna blieb indessen zerstreut. Sie machte Fehler um Fehler. Zuletzt lachte sie kurz auf, so daß sich die Oberlippe von den Vorderzähnen fast höhnisch hob, und äußerte ohne rechten Grund: „Die Zeiten ändern sich. Der Heldenmut auch. Jetzt ziehen es die kleinen Mädchen manchmal vor, ihre Mutter zu verlassen, um irgendwo in allem Behagen und mit viel männlichem Selbstbewußtsein zu studieren. So wie Marianne ihre — —. Ein Glück noch, daß Sophie —"

„— Sophie geht ebenfalls. Um Ostern. Heute hat Frau Marianne eingewilligt," sagte Tomasow.

Wera Petrowna starrte ihn erst ungläubig an. Wie mit einem Schlage verschwand aus ihren Zügen alles Ironische und der spielende Spott und das versteckte Lachen. Schrecken und ein fast ehrfürchtiges Erstaunen stritten in ihrem lebhaften, alten Gesicht um die Herrschaft.

Sie schlug laut die Hände ineinander.

„O du grundgütiges Seelentäubchen, meine einzige Marinka —! Was das sie kostet —! Und das sagen Sie mir jetzt erst, Sie Eisbär, Sie Feuerländer, Sie — Sie — —. Was das sie kostet —!" Sie hielt inne und starrte ihn wieder an. Man konnte deutlich sehen, wie angestrengt und durchdringend hinter ihrer Stirn und ihrem sich sammelnden Blick hundert Gedanken auftauchten. „Die Kinder fort!" sagte sie langsam, „— beide Kinder, — das ist ein ganz neues Leben, ein ganz zerbrochenes Weitervegetieren für sie, oder — —. Es ist eine vollkommene Einsamkeit, Vereinsamung, — oder — —? — Marianne ist noch jung, — sie ist noch immer jung —"

Tomasow, der unwillkürlich niedergeblickt und mechanisch mit dem Deckel der Zigarettenschachtel gespielt hatte, hob den Blick.

Eine kurze Pause lang schauten sie einander schweigend in die Augen, einer des anderen Gedanken enträtselnd —.

Wera Petrowna rief plötzlich in fast klagendem Ton: „— Ach, Tomasow, wer verdient denn das aber, so viel Glück, wie diese Frau noch geben könnte, — was für ein Mannsbild verdient denn das —?"

Er wollte etwas erwidern, aber sie unterbrach ihn gereizt: „Nein, schweigen Sie nur! Es ist schon so, — ich weiß, ich weiß!" beharrte sie fast giftig.

Und plötzlich stand sie auf und fuhr mit der Hand durch die Figuren, daß sie alle umfielen.

„Es muß schon so sein! Die Jugend muß wohl immer erst heraus aus einem Menschen, — da hilft nichts!" murmelte sie ergrimmt, und sie fing an, an ihrem Stock auf und ab zu gehen. Das Sitzen hielt sie nicht mehr aus.

Tomasow schob das Brett zurück und rauchte schweigend. Gegen die Sonderbarkeiten der Alten war er nachsichtig. Und viel lieber, als zu spielen, hing er jetzt seinen Gedanken nach.

Da hörte er sie sagen, ganz in Zorn: „— Ist es nicht wie eine Löwengrube, — so ein Menschenleben —? Man muß doch immer wieder hinein, — immer wieder hinein —. Und was hat diese Frau nicht angesammelt in all den langen Jahren, — all die unausgegebene Fülle — —. Es ist sogar einerlei im Grunde: ob sie noch einmal neu anfangen sollte mit dem Leben oder ob sie einsam bleibt, — diese ganze Fülle, die ganze Inbrunst, reißt sie ja dennoch notwendig in die tausend Lebenskämpfe, wie unter brüllende Tiere —"

Nach einer Weile fuhr sie grollend fort: „— Da ist nun Sophie, — nun viel ist sie noch gar nicht, — aber was bedeutet so ein Mensch für seinen Mitmenschen mitunter nicht alles! Daß sie bei ihr war, glich für Marianne alles aus, — sänftigte das ganze Leben —. Manchmal genügt so wenig, — so ein bißchen Menschennähe, um gar nicht zu merken, wie viel man noch in sich herumträgt, — wie vieles man noch unter Schmerzen entladen soll. — Erst wenn diese sänftigende Schutzdecke davon abgerissen wird, — plötzlich steht man da wieder hart am Rande, — ganz hart am Absturz — mitten in alle Untiefen von neuem hinein — unerbittlich hinein!“ Wera Petrowna holte sich in ihrer Erregung die Haube vom Kopf herunter und lief fast auf und ab. „Gott meint es erst gut mit denen, die es hinter sich haben, — hinter sich. — — Arme Marinka!“

Tomasow saß zurückgelehnt, mit dem Rücken nach ihr. Er vernahm wohl ihre Worte, aber gleichzeitig umfingen ihn andere, weit weniger düstere Bilder —. Und auch sie scharten sich um die nämliche Erwägung, wie um ein Leitmotiv dazu: „— Marianne ist noch immer jung —“

Die Alte hinter ihm im Zimmer war still geworden. Auch ihr Stock berührte nicht mehr, im Takt aufschlagend, den Fußboden.

Tomasow empfand spontan, wie starkes Erleben und Erkennen hinter ihrer gewohnten Alltagsironie stehen mochte, — wie tief sie selbst in die Löwengrube hinabgestiegen sein mochte, — und von dort heraufgekommen mit einem Herzen, das ganz wund war von zartem Mitleid und verstehender Furcht für andere —.

Er wandte sich zu ihr um. Sie saß im Stuhl am Fenster. Die Haube hielt sie noch wie einen wunderlichen, dunklen Knäuel in der Hand.

Und sonderbar hob dieser nackte Kopf von der hellen, unfeinen Tapete des Zimmers sich ab, — wie durchaus nicht hergehörig in diese banale Stube, — wie nicht einem Mann und nicht einer Frau zugehörig, — vielmehr einem geheimnisvollen Wesen oder Unwesen, das nun dasitzt in den Wohnungen der Menschen, um dunkle Dinge zu weissagen —.

Ganz unbeweglich saß sie da. Und ihm wurde es fast unheimlich, so auf sie hinzuschauen. — — Als müßte er schnell, jetzt gleich, irgend einen Bannspruch, irgend einen Wahrspruch finden, — der ihre finsteren Gedanken, — der den Lebensgedanken selbst, — in Freude löste. — — Oder als würde sie sich selbst langsam erheben, unmenschlich groß und etwas Unerhörtes, Unüberwindliches sagen —.

— In solcher Stimmung hört man als Kind Märchen erzählen — —.

Tomasow erhob sich und trat zu ihr hin an das Fenster.

Da blickte Wera Petrowna auf. Sie sah auf mit dem welken, freundlichen Antlitz einer alten Frau, die sich Sorgen macht.

„— Arme Marinka —!“ sagte sie nur mit einer schwachen, bekümmerten Stimme.

IV.

„— Also: Schluß für vierzehn Tage. Junge, klapp' die Bücher zu und freu' dich!“ sagte Marianne ihrem Neffen nach Beendigung der französischen Montagskonversation.

Sie saßen schon bei der Lampe im Lernzimmer der älteren Kinder. Nikolai hatte beide Ellbogen aufgestützt und schob trübselig seine etwas breit geratene Unterlippe vor.

„Freu' mich gar nicht. Aber auch nicht die Spur!“ versicherte er; „worauf denn? Eine Menge Familientage, schrecklich lange Mittagessen, — und zu Hause sitzen —. Ob man schließlich in der Schule sich ducken muß oder zu Hause — —. Mußt du denn schon gehen?“

Marianne war heute so besonders angenehm gewesen, fast so lustig wie ein guter Schulkamerad; daher paßte es ihm nicht, daß sie schon ging.

„Du hast doch eine Menge Vergnügen in deinen Ferien! Ein undankbarer Junge, nicht wahr, Inotschka?“ meinte Marianne.

Inotschka beugte sich über ihre Weihnachtsstickerei, die ihr heute wirklich Eingang während der Montagsstunde verschafft hatte. An diesen Tagen heimlicher Arbeit ging vieles ungerügt durch.

„Ach, was weiß denn Ina! Ein Mädchen! Gut ist es doch nicht eher, als bis man groß ist und ein selbständiger Mann,“ konstatierte Nikolai, griff verdrießlich nach seinen Büchern und verließ das Zimmer.

Inotschka antwortete ganz still: „Nein, so darf man nicht sprechen. Die Eltern

bereiten uns so viel Freude, wie sie nur können. Wir müssen ihnen sehr dankbar sein."

Dann jedoch sah sie sehnsüchtig zu Marianne hin und fügte in ganz anderem, drängendem Tone hinzu: „Warum ist es nur so, daß ihr diesmal nicht mit uns Weihnachten feiert? Ach, thu's doch! Weißt du noch: voriges Jahr — —!"

Marianne, die schon aufgestanden war, strich mit der Hand Inotschka über das weiche Haar, dessen feinen, seidigen Strähnen man die Fülle, die sie enthielten, kaum ansah. Es lockte sie immer heimlich, dies feine Haar zu lösen und ganz anders zu ordnen.

„Das war ja nur ein Zufall, voriges Jahr! Du mußt dich nicht so danach sehnen," sagte sie sanft. „Sieh mal: ist es denn nicht überhaupt ein Zufall, daß ich hier in eurer Nähe lebe? Wie leicht hätte es so kommen können, daß ich im Auslande blieb. — — Und vielleicht — — vielleicht kommt es noch dazu, Inotschka."

Die Kleine hatte ihre Stickerei auf den Tisch geworfen. Sie schaute mit erschrockenen Augen empor.

„Das — das hab' ich gefühlt —!" entfuhr es ihr heftig.

„Aber nein! Sei nur ruhig, meine kleine Ina, — heute und morgen ist noch alles beim alten. — — Und übermorgen, im Handumdrehen, — da ist aus der Ina schon ein großes, vernünftiges Mädchen geworden!" beschwichtigte Marianne sie tröstend.

Aber Ina war aufgesprungen. Sie hing sich Marianne an den Hals und brach hilflos in Thränen aus.

„Ich werde nicht groß! Ich werde nicht vernünftig! Alle Vernünftigen sind so gräßlich. Laß mich doch klein bleiben! Laß mich bei dir bleiben!"

Marianne blieb ganz stumm. Sie schlang nur ihre Arme um sie und küßte sie auf das Haar und auf die weinenden Augen. Dann, nach Minuten schweigender Liebkosung, beugte sie den Kopf tief zu Inotschka nieder und flüsterte ihr ins kleine heiße Ohr: „Sei still, mein Herz, ich komme jetzt oft und oft zu dir, — so oft du mich nur wirst haben wollen —."

Ina ließ sie los und blickte ungläubig auf. „Wirklich?! Sagst du es auch nicht nur so?"

„Nein. Ich sage es nicht nur so. Ich werde Mama um die Erlaubnis bitten, recht oft kommen zu dürfen, um mit dir zusammen zu sein."

„Und glaubst du, daß — —, meinst du, Mama wird erlauben, daß du so wirklich zu mir kommst — —? Denn wenn ich mit den Großen dabei zusammensitzen soll — —"

Marianne setzte sich auf Inas Stuhl, und zog sie wie ein kleines Kind zu sich auf die Kniee.

„Mama erlaubt alles, was geeignet sein könnte, dich froh und glücklich zu machen," entgegnete sie zuversichtlich, und als sie Inas schüchterne Augen voll Zweifel auf sie gerichtet sah, fügte sie ernst hinzu: „Du denkst mit Unrecht, deine Mama enthielte dir dies oder jenes vor, und du wirst scheu, weil du meinst, vor verschlossenen Thüren zu stehen. Aber sie gehen noch alle auf, mein Liebling. — — Siehst du, davon und von vielem anderen will ich dir erzählen, wenn wir so bei einander sind, wie jetzt."

„Willst du mir von Mama erzählen, wenn du bei mir bist?" fragte Ina stockend und sah sie unsicher an.

Marianne streichelte sie mit einem feinen Lächeln voll Güte.

„Von uns Mamas überhaupt. Denn, weißt du wohl, wer das ist? Eine Mama, das ist jemand, der gewaltig reich geworden ist durch das Verlangen, recht viel zum Verschenken an seine Kinder zu haben. Aber die Kinder sind erst ganz klein und dann jedes Jahr nur ein bißchen größer, und es dauert lange, bis sie ganz groß sind, so daß sie wirklich alle die reichen Geschenke benutzen können. Daher muß Stück für Stück in festen Truhen verwahrt bleiben, und wenn die Mama aufschließt und nachschaut, was sich für ihre Lieblinge wohl schon eignet, dann darf sie sich doch nichts merken lassen von der Bescherung, für die es noch zu früh ist. Und dann sieht es den Kindern fast so aus, als habe sie nichts übrig für sie. — — Aber alle ihre Truhen sind gerade dann voll Gold. — — Jemand, der ungeduldig und sehnsüchtig zwischen lauter Truhen voll Kostbarkeiten herumgeht: das ist eine Mama. — — Weißt du es nun?"

Ina schmiegte sich fester an Marianne an.

„Und du hast auch solche Truhen, die

du nicht aufmachst?“ fragte sie, „— du auch?“

„Ja, ich auch. Viele — viele.“

„Aber einmal — da springen sie alle auf! Alle?“ Ina richtete sich mit verlangenden Augen auf Mariannens Schoß hoch.

„Alle — alle!“ versicherte Marianne mit unterdrücktem Jubel in der Stimme, und sie legte ihre Arme um das kleine Mädchen. Man fühlte, daß irgend eine eigne große Freude oder Erwartung aus allen ihren Worten herausklang wie eine überströmende Wärme.

Inotschka lächelte; sie hatte leicht gerötete Wangen und sah unendlich zufrieden aus. „Was für wunderschöne Geschichten du aber auch weißt, Tante Marianne! Wirst du mir noch viele erzählen?“

„Ich werde dir gewiß noch schönere erzählen. Denn nun mache ich bald die allerschönste Truhe auf —“

„— Für mich auch!“ rief Ina vergnügt und klatschte in die Hände.

Plötzlich jedoch hielt sie inne. Sie ließ Marianne los und glitt von ihren Knieen herunter.

„Da kommt Mama!“ murmelte sie, „— vorhin fuhr ein Schlitten vor —. Die Wohlthätigkeitsvorstellung muß jetzt auch schon längst vorüber sein —.“

Man vernahm etwas hastige Schritte und das Rascheln eines seidenen Kleides. Die Thür wurde nur ein ganz klein wenig geöffnet; Ottilie schob den frisierten Kopf an die Spalte.

„Bist du noch da, Marianne? Hast du Zeit —? Nein, Inotschka mein Kind, laß dich nicht stören, du brauchst nicht zu erschrecken; Mama hat nichts gesehen, — du sollst sehen, wie überrascht ich sein werde, zu Weihnachten —.“

Marianne trat zu ihr heraus, in das Schlafzimmer der Schwester.

„Ich höre, du kommst aus der Oper, Otti?! Du und in die Oper, mitten am Tage? Du wirst ja noch ganz musikalisch auf deine alten Jahre,“ bemerkte Marianne erstaunt.

„— Der ‚Troubadour‘, — zu wohlthätigen Zwecken, — und mit dem durchreisenden Star als Gast. — — Fräulein Clarissa überredete mich. Herrgott, es passiert ja auch selten genug!“ entgegnete Ottilie, noch in voller Theatererregung, und begann in aller Hast sich umzukleiden.

In einer Ecke am Tisch fütterte die Wärterin den Jüngsten, dem sie in russischem Kinderkauderwelsch zusprach; in der Nebenstube sah man die beiden älteren kleinen Brüder sitzen und artig Flittergold auf Nüsse kleben, als Schmuck für den Weihnachtsbaum.

Ottilie warf ihre geschnürte Seidentaille ab und ergriff Marianne am Arm.

„— Ich sage dir: schön ist so was! Siehst du: in dem Augenblick, da lebt man!

Aus unserer Studienmappe:

Ölstudie von Peter Janssen.

Wenn sie so füreinander sterben — —“ Ottiliens Augen strahlten.

Marianne lachte.

„Aber, du, seit wann hast du so romantische Anwandlungen —? Du bist doch sonst die Nüchternheit selbst?“

„— Sonst —? Ja, du lieber Gott, im wirklichen Leben ist doch kein Raum dazu. Da heißt es seine Pflicht thun, und damit basta. Das muß jeder anständige Mensch. — — Aber deshalb bewahrt man sich doch einen Winkel für das Ideale innerlich. Einen Winkel, wo das Leben anders wäre, wenn es nach uns ginge: — edel, höher, — noch unbefleckt schön, — kurz —“

„— Romantisch?“ fragte Marianne zweifelnd, mit einem gutmütigen Lächeln. Sie wußte selbst nicht, woher Ottilie ihr plötzlich so viel jünger geworden vorkam, ja fast unerwachsen jung, wie vor langen Jahren.

„— Romantisch —!“ wiederholte die Schwester etwas gereizt, während sie sich von Marianne in ihr Hauskleid hineinhelfen ließ, „— meinetwegen nenn' es so. Name ist bekanntlich Schall und Rauch. Aber du willst wohl andeuten: davon verstände ich nichts, — davon verständest nur du was — einfach, weil du zufällig so blitzjung und so topfüber eine Liebesehe geschlossen hast —. Aber was ist am Ende mit solcher Ehe los —?! Ich kann dir nur sagen, wovon ich nicht oft spreche: mein erstes Liebeserwachen war zwar lauter Verzicht, — aber was ich hier innen besitze —“

Sie sagte nicht, was sie innen besaß, sondern ließ ihre Worte unvollendet und knöpfte sich mit aufgeregter Hand das Kleid zu, wobei sie Mühe hatte, die richtigen Knöpfe zu finden.

„— Du meinst doch nicht etwa den Husaren —?“ wollte Marianne schon fragen, unterdrückte es jedoch.

Sie setzte sich neben den Toilettenspiegel, vor dem Ottilie sich ankleidete, und schaute mit im Schoß gefalteten Händen gedankenvoll die Schwester an.

Der harmlose Husar konnte so wenig dafür! Der mußte nur ritterlich stillhalten, wie es schien, bei allem, was Ottilie ihm so allmählich auf sein armes kleines Konto hinzuschrieb —. Vielleicht war es gerade das Fehlen jeglichen starken Seelenaufruhrs in Ottilens geordnetem Leben gewesen, das in ihr so allerlei emotionelle Restbestände aufgestapelt hatte — —.

Ottilie mißverstand Mariannens Verstummen. Sie nickte ihr zu, wie von einer verborgenen Höhe.

„Ich glaube, du hast auch nur wenig Anlage dafür: du hast dich ja stets so ganz im Thatsächlichen ausgegeben und es überschätzt,“ bemerkte sie und steckte sich ihr Häubchen fest. Auf ihren Wangen blühten noch zwei blaßrote Flecke.

Dabei hatte sie irgend eine halbmädchenhafte Kopfhaltung, irgend eine kleine Gebärde, — fast wie unbewußte Koketterie einer Ungeübten, — die mit einem Male Marianne wie eine lebendig gewordene Erinnerung aus beider frühester Jugendzeit durchfuhr.

Es paßte gar nicht recht herein in das Wesen der jetzigen Ottilie, der musterhaft Fertigen, Korrekten! Aber dafür waren es nicht mühsam erworbene, sondern ihre eigensten einstigen kleinen Mienen und Gebärden —.

Sie besaßen etwas wunderlich Halbes, Verlorenes, — wie wenn künstlich gestutzte Vögelchen zu fliegen unternehmen, — dachte Marianne bei sich.

Und plötzlich umfaßte sie Ottilie von hinten und stand auf und küßte sie innig mitten ins erstaunte Gesicht. Ja, das war wirklich die Otti von ehemals, mit der sie so vieles geteilt, so kindisch geschwärmt! Dann kam das ganze Leben dazwischen: das war von Marianne mit zitterndem Herzen, selig und schmerzlich durchlebt worden, — von Ottilie nicht —.

Und da ging sie nun in irgend eine alte Oper, und mit einem Mal kamen allerlei hinuntergedrängte Sensationen herauf, — unbegründet, etwas hysterisch, alle durcheinander: der Husar und die Ideale, Backfischhaftes und Erhabenes, Pathos und Koketterie —.

„— Was fällt dir ein? Nein, aber Marianne, was fällt dir denn ein?! Man küßt sich doch nicht derartig mitten am Tage; ich muß jetzt an den Speiseschrank,“ sagte Ottilie und wehrte sich.

„Und ich nach Hause. Aber, weißt du, Schwesterlein: ich komme nun oft, viel öfter —. Gib mir recht viel Raum. Laß mich viel mit euch sein, auch mit Inotschka —.

Wer weiß, ob ich noch lange hier —“ Marianne brach ab und wandte sich dem Kleinsten zu: sie hob ihn von den Knieen der Wärterin auf ihrem Arm hoch und liebkoste ihn, während er sie vergnügt ankrähte.

„Das ist schon recht, falls wir hier wirklich etwas haben, was dich — die viel Anspruchsvollere, — fesseln kann,“ erwiderte Ottilie; sie vermochte nicht ganz ohne Gereiztheit den Übergang ins Tagesleben zurückzufinden.

„O! Ihr habt ja so vieles, was sich noch willig lieben läßt!“ meinte Marianne leise und herzte noch immer das Kind.

„Ja, wie du das auch gleich sagst! Ich glaube wahrhaftig, Marianne, trotz deiner vielen Kenntnisse und Fähigkeiten, — nimm mir's nicht übel: aber es ist im Grunde das einzige, was du zu thun weißt. — Du sprachst von Jnotschka: sag', glaubst du, daß sie den Pantoffel noch fertig stickt?“

„Der ist ja für dich, — weißt du?“ rief Marianne.

„Eben drum, weil er für mich ist, kann ich mich nicht gut drum kümmern. Wenn sie ihn vertröbelt, — du verstehst, es ist mir nicht um den Pantoffel. Aber es wäre von übler Wirkung auf das Kind. Es gibt einem Kinde Selbstbewußtsein, seinerseits was zum Verschenken bereit zu haben. — Von solchen Dingen hängt mitunter der moralische Halt im späteren Leben ab.“

Marianne seufzte. Sie setzte den Kleinen auf den Schoß seiner Wärterin nieder und ging mit der Schwester hinaus.

Sollte sie nun Ottilie erzählen: „Sophie geht Ostern auch zum Studium ins Ausland?“ — Würde Ottilie nicht fragen: „Was schenkt sie dir aber dafür wieder?“ — Ja, etwas Ähnliches fragen.

Wie konnte sie ihr das deutlich klar machen! Dieses Einsein mit den Kindern, dieses Muttergluck und diese drängende Hingebung in allen Fasern. Dieses Auskosten der vollen Liebe bis auf den letzten Tropfen. Denn jetzt waren sie zu Hause alle drei doch nur noch wie Ein Mensch, — nun erst ganz unzertrennlich.

Marianne ging fort, ohne etwas von der großen Neuigkeit mitgeteilt zu haben.

Trotz ihrer Ungeduld, heimzukehren, entschloß sie sich noch zu einem weiten Umweg.

Sie benutzte eine Pferdebahn, die nahe bis Tamaras kleine Wohnung im Vorstadtviertel heranfuhr. Tamaras Mann öffnete ihr; mit einem listigen und erwartungsvollen Gesicht, er hatte seine Frau erwartet.

„Was, sie ist aus?“ fragte Marianne stark enttäuscht, „ich muß sie so notwendig sprechen, und dachte sie zu dieser Stunde sicher zu treffen.“

„Ja, glücklicherweise ist sie fort; ich kann sie nämlich momentan gar nicht brauchen.“

Marianne bemerkte erst jetzt, wie er aussah. Jm dicken Paletot, den Kragen hochgeschlagen, sogar warme Überschuhe an den Füßen, stand er da und rieb sich die Hände. Jn der That schien es kalt da drinnen zu sein.

„Was machen Sie eigentlich?! Frieren Sie vielleicht Jhre Vögel aus?“

„Ach nein, bei mir ist es warm. Wir müssen jetzt dort sitzen, zwischen den Vögeln, leider, oder sonst im Schlafstübchen an den Betten. Denn im Wohnzimmer da wird jetzt nicht geheizt. Das ist wegen Weihnachten. Es soll nämlich wie ein Wald werden, — Tamara stammt doch aus dem Walde. Sie darf jetzt nicht herein.“

Er öffnete die Thür zur Wohnstube, und Marianne erblickte in jeder der vier Ecken derselben einen großen Tannenbaum. Eine Küchenlampe stand am Boden. Jn diesem ungewissen Schein von unten her, den das Lämpchen verbreitete, nahm sich die Bescherung seltsam genug aus, die zwischen den Tannen im Aufbau begriffen war.

Da näherten sich, fast lebensgroß in bemalter Pappe ausgeführt, die heiligen drei Könige einer kleinen Korbwiege, deren blaue Vorhänge dicht geschlossen waren. Was die Weisen des Morgenlandes darbrachten, bestand aber nicht in Gold oder Juwelen, sondern in den winzigsten Hemdchen, Jäckchen und Strümpfchen, die man sich denken konnte.

Die Bäume waren nicht geschmückt. Nur am schönsten, der sich über der Wiege erhob, hing Kinderspielzeug, — Hampelmänner, Glöckchen an Knochengriffen — und, wie ein Hinweis auf die Zukunft, schon ein erstes, zartes Paar Schuhe, lächerlich klein, aus rotem weichen Saffian, mit silberner Stickerei bedeckt.

Jn der Anordnung des Ganzen drückte sich ein unbeholfener jubelnder Überschwang aus, der Marianne ergriff.

Sie wandte sich zu Matwey und sagte leise: „Ich wußte gar nicht — — Aber es ist noch lange hin —“

Er nickte.

„Lange noch bis dahin,“ bestätigte er, „aber, wissen Sie, ich kenne ja Tamara. In diesen Monaten wird sie schon ungeduldig sein: wann sie das alles arbeiten soll, — ich bitte Sie, eine solche Menge! Und sie hat doch gar keine Zeit! Es mag ja schön sein, selbst daran zu nähen, nun aber, sie soll sehn: es geht auch so. Eine große Näherin ist sie überhaupt gar nicht. Sie sticht sich dreimal nacheinander in jeden Finger. Und allzufest näht sie auch nicht. — Aber eine Mutter wird das sein! Ja, das ist noch eine Mutter!“

Er sah strahlend aus und trat frierend von einem kalten Fuß auf den anderen.

„Darf ich Tamara nichts ausrichten? Soll sie zu Ihnen kommen?“

„Nein, nein,“ wehrte Marianne hastig ab, „ich komme lieber selbst wieder. Sagen Sie ihr nur: ich kam wegen des Vorschlages, den sie mir neulich im Auftrag des Berner Mädchenpensionates machte. Sagen Sie ihr: den wollte ich annehmen. Auf alle Fälle annehmen. Sie möchte mir helfen, die Sache so schnell als möglich ins reine zu bringen.“

Matwey schlürfte in den Überschuhen ihr voran zur Hausthür.

„Dann wird Tamara gleich alle Hebel in Bewegung setzen. Ich weiß, sie sprach davon. Und wir sind so froh, wenn wir Ihnen zeigen können, wie lieb wir Sie haben.“

Er küßte Marianne die Hand und sie beugte sich auf seine Stirn. Ihr kam es vor, als sei alles bereits erledigt. Sie zweifelte nicht am Gelingen. Es mußte gelingen. Und sie war zu jedem Opfer bereit, zu jedem Nebenverdienst durch Stunden —.

Nur mit ihrem Kind zusammenbleiben mußte sie. Dann wollten sie auch schon Cita näher bekommen, — mindestens näher als jetzt —.

Als sie sich wieder in die Pferdebahn setzte, schien es ihr, als führe sie schon weit, weit fort aus ihrem bisherigen, hiesigen Wirkungskreis.

Fast abschiednehmend spähte ihr Blick nach den einzelnen Häusern, die sie kannte. Da — und da, — und dort war sie zum Unterricht hingegangen. Nun aber wollte sie weit, weit fort, so weit wie ihre Kinder wollten.

All dies wurde Vergangenheit. Die Kinder allein, das war ja Heimat.

Kurz ehe sie den Bahnwagen verließ stieg ein armer Krüppel ein, ein Stelzfuß in zerlumpter Kleidung.

Mit ehrerbietigem Blick bekreuzigte sich der Schaffner vor ihm und nahm kein Geld von ihm an. Diese Handlungsweise war allgemein üblich, solche Unglückliche durften fest auf sie rechnen.

Als Marianne sich erhob, um auszusteigen, sah sie, wie jemand dem lahmen Mann ein Kupferstück zusteckte.

Da fuhr sie in die Tasche, faßte nach dem gehäkelten Seidenbeutelchen mit dem Tagesbedarf an Silberlingen, das sie gerade frisch gefüllt hatte, und schob es im Vorübergehen dem Krüppel in die Hände.

Das gewährte ihr eine momentane Erleichterung. Sie wäre gern in irgend einer Weise aktiv geworden, aus ihrer weichen, warmen Stimmung heraus, — wäre gern mütterlich geworden an irgend einem armen Wesen, aus ihrem Überfluß heraus —.

Und nun konnte sie nicht einmal für ihre nächsten Pläne etwas thun, weil sie Tamara verfehlte. Aber ihr wollte es scheinen, als schade das alles nichts, wenn man ihr nur ringsum von der warmen Liebeslast abnahm —.

Oben öffnete ihr Stanjka. Doch im Wohnzimmer lief Sophie ihr entgegen.

„Cita ist nur für eine kurze Besorgung fortgegangen, Ma, sie kommt gleich wieder. — — Aber du bliebst so lange, fort, — ach, ganz schreckliche lange, wo warst du nur noch?“

Marianne drückte sie an sich.

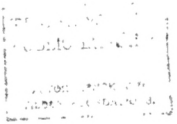
„War das so schlimm? Du bist wohl ungeduldig geworden?“

„Ja, Ma. Jetzt möchte ich jede Minute bei dir sein. Das ist doch ganz natürlich, — immer, immer.“

„Und wenn wir uns nun nicht trennten, — wenn wir beisammen blieben, du mein Herzenskind!“ murmelte Marianne.

Es kam ihr fast gegen ihren Willen auf die Lippen. Sollte Sophie sich unnütz quälen, — und wären es auch nur Tage —, um der Trennung willen, die nach ihrer Ansicht bevorstand?

Holländischer Strandbube. Nach dem Gemälde von Rudolf Possin.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)



„Ach ja, Ma!“ rief Sophie innig; jedoch gleich darauf schien sie ein plötzlicher Schreck zu durchfahren. „— — Du meinst doch nicht, — ich soll doch nicht —“

Sie war ganz blaß geworden.

„Nein, o nein!“ sagte Marianne schnell, „wie kannst du das glauben! Nichts wird rückgängig gemacht. Aber denke dir, mein Liebling, denke es dir nur als eine noch nicht gewisse Möglichkeit: wir bleiben trotzdem beisammen, — in einem kleinen Städtchen zum Beispiel, — etwa in den Schweizer Bergen —“

Sophie machte sich sichtlich beunruhigt frei.

„— Warum denn ein so ganz kleines Städtchen, Ma —?“

„Ich meine natürlich ein Universitätsstädtchen.“

„Ja, ja, aber wenn auch —. Daß es so gar klein soll —? Warum denn eigentlich nur?“

„Stell dir zum Beispiel vor, dort wäre eine Mädchenpension, die ich zu leiten hätte, — eine solche ist nämlich in Bern, — lauter halberwachsene Mädchen —“

„— Aber, — das wäre ja gräßlich, Ma!“ fiel Sophie ihr ängstlich in Wort.

Marianne hielt einen Augenblick inne. Sie suchte mit plötzlicher Bangigkeit Sophies Blick.

„— Wäre das so gräßlich, — Sophie?“

„Nein, — Das heißt: es wäre ja wunderschön natürlich, — aber, — ach nein, Ma! das kann ja doch gar nicht dein Ernst sein?“

Marianne versuchte zu lächeln, aber sie fühlte wie, mitten in diesem schwachen Lächeln, ihr die Lippen kalt wurden.

„— Nur so eine Idee, Kind,“ sagte sie mühsam.

„Siehst du, das dachte ich.“ Sophie küßte sie heftig und lachte beruhigt: „Das wäre ja auch gar nichts, nicht wahr? Denke nur: so eine Mädchenpension, — Hammelherde, — huh! Da müßten wir uns ja immer nach den Zimperliesen richten. Wenn du da Stunden gäbst und von allen möglichen Leuten abhingest, wäre alles gleich so gebunden, — so wie hier —. — — Und übrigens, solches Kleinstädtchen doch auch für dich im Grunde recht öde, — nicht?“

Marianne nickte, ohne Sophie aus den Augen zu lassen, die ihr unleidlich brannten und stachen von den bemeisterten Thränen.

„Ja, ja, Sophie. Daran, ob es öde wäre, habe ich so gar nicht gedacht —. Wenn ich mir das überlege, ist es also wohl nichts damit.“

Sophie wurde wieder ganz heiter.

„Nein, was du aber auch für eine Phantasie hast, Ma?“ meinte sie neckend und setzte sich der Mutter auf den Schoß. Sie war voll kleiner Zärtlichkeiten.

Nun wollte sie Ma auch ordentlich erzählen, wie sie sich das Leben dächte, mit Cita zusammen, in Berlin, wo Cita ja so vortrefflich aufgehoben sei und schon Beziehungen habe, und wo sie es nun ebenso gut haben werde. Beziehungen nämlich, das ist wichtig —! — — Eine Menge interessanter Einzelheiten plauderte Sophie ihr redselig vor.

Marianne saß müde in ihrem alten Lutherstuhl.

Sie hörte immer mit dem gleichen Anflug von Lächeln zu; es war wie erstarrt auf ihrem Gesicht.

Das also war das weitaus Schönere, wovon Sophie träumte. Und das hatte sie ja nun endgültig den Kindern gegeben, ihnen erlaubt Mehr zu geben hatte sie nun überhaupt nicht mehr. Nein: nur sich selbst noch hinzugeben hatte sie wollen. Sie selbst jedoch — ja sie selbst — lehnten sie leise ab —.

— Marianne überfiel plötzlich, mitten in Sophies Hinplaudern, eine jähe Furcht, sie könnte mit einem Mal — jetzt gleich — etwas Gräßliches, Grelles thun müssen, entweder laut schreien oder gar lachen —.

Besonders das letztere: jawohl, grell und gell lachen —.

In der Furcht davor brachte sie kein Wort heraus.

Zum Glück kam Cita nach Haus, ehe es Sophie auffiel.

Als sie zu ihnen ins Wohnzimmer trat, sprang Sophie vom Schoß der Mutter heiter auf.

„Denke nur!“ rief sie der Schwester ganz unbefangen entgegen, „Ma und ich sitzen hier gemütlich und malen es uns eben aus, wie das sein würde, wenn wir in ein ganz kleines Universitätsstädtchen zögen, anstatt nach Berlin. Und wenn Ma dort gar eine Pension leiten würde, — und —

und wir Sonntags nachmittags mit im Zuge der Mädchen vor das Thor spazieren gehen —“

Sie erzählte es ganz wie einen Scherz. Und ganz wie über einen Scherz lachte Cita mit ihr.

„Uff!“ sagte sie dann, die Handschuhe abstreifend, und warf sich in den Schaukelstuhl, — „wie gut ist es hier bei dir, Ma. Ja, das wird Sophie schon noch vermissen! Sie muß sich eben erst gewöhnen; man lernt es aber. Bis jetzt redet sie nur so hin. Wenn sie nur erst ordentlich in ihrem Studium drin ist —“

Marianne richtete ihre Augen müde und groß auf ihre Älteste.

„Wenn es nur so ist, Cita, daß man dann nichts mehr vermißt,“ sagte sie leise, mit matter Stimme, „— denn das meint ihr doch wohl nicht, — das kannst du selber doch nicht wollen: so ein Fachstudium, und nichts mehr dahinter und darüber —. Etwas so Specielles, etwas so Hartes —. Du mußt nicht vergessen, wie sehr Sophie, — und früher auch du, — in einem allseitigeren, harmonischeren Ganzen euch geistig angeregt habt. Es schloß ein Studium nicht aus, aber das beseelte Leben ging doch noch darüber —.“

„Es war einfach dilettantischer,“ bemerkte Cita ruhig. Sie hatte ernsthaft zugehört, während sie leise schaukelte und ihre Handschuhe bald zurollte, bald in alle einzelnen Finger auseinanderbreitete.

Marianne lehnte sich erschöpft zurück. Sie hatte sich gewundert, von wo ihr nur so viele Worte kamen. Als ob ihre Zunge sich löste und selbständig sprach —. Aber als sie einsah, daß diese Worte ohne Wirkung waren, gab sie es auf, zu widersprechen.

Cita nahm ihr Schweigen wie ein leises Gekränktsein und fuhr rasch fort: „Ja, süße Ma, du hast sicherlich recht. Aber, siehst du, was du so das ‚beseelte Leben‘, und ‚das Allseitigere‘ in der geistigen Anregung nennst, das werden wir ebenfalls haben. Das Fachstudium wird bei weitem nicht alles sein, sondern der ganze Kreis der Interessen in der Frauenbewegung. Das wird uns frisch und kampflustig erhalten. Sieg der modernen Frau! Das soll die Losung sein. — — Hier konnte Sophie diesen belebenden Geist unmöglich aufnehmen. Uns fehlte hier ja auch der laufende Zusammenhang mit allem Modernen. Wenn man aus dem Auslande kommt, spürt man das arg, du kannst es glauben! Nun, aber es schadet weiter nichts: wir holen's schon nach.“

Sie erhob sich aus dem Schaukelstuhl, kam zur Mutter, bückte sich, küßte sie auf den Scheitel und sagte mit fast mütterlicher Zärtlichkeit im Ton: „Du unsere süße Ma! hier ist es einzig und allein schön, weil du hier bist. Vielleicht würdest du dich in einem anderen Rahmen nicht mehr wohl fühlen. Und du machst alles schön rings umher um dich. Aber wir können jetzt nicht nur auf das Schöne achten.“

Dann richtete sie sich auf, verschränkte die Arme auf den Rücken und stellte sich nachdenklich musternd vor das Bücherregal.

„Siehst du, Sophie, — dort herein schaffen wir dann auch Ma neue Bücher, — nicht an Stelle der alten, aber mindestens zwischen die alten. — — Man kann auch nicht immer nur Dante und Homer und Shakespeare und Goethe und ähnliche Herren lesen. Nicht wahr, Ma?“

Marianne saß ganz still und lauschte. Sie lauschte noch, als gar keine Rede mehr kam und die Schwestern miteinander in den Büchern zu kramen anfingen, wobei Sophie auf dem Boden saß und Unsinn trieb.

Sie lauschte in alle geredeten Worte tief hinein —. Denn daraus klang ja nicht nur die naive Ablehnung Sophies, nein, etwas viel Tieferliegendes hörte sie immer deutlicher heraus, — etwas auf dem verborgenen Grund aller dieser Worte —.

Sophies Gefühl war so ganz unwillkürlich gewesen. Aber es verriet, daß Mutter und Kinder ganz und gar nicht eins waren, eines Wesens, — daß das ein bloßes Trugbild war, ein Traum. Die arme Sophie konnte nichts für ihren naiven Egoismus, — Cita, die sagte es ja: sie waren etwas anderes, wollten etwas anderes, strebten anderem zu, als die Mutter —.

Der Mutter gehörten sozusagen nur noch Wesensreste aus der Kindheit, — nicht mehr der entwickelte Mensch. Dem wurde sie leise fremd — fremd — fremd. Von dem wurde sie mit dankbarer Nachsicht geliebt. Notwendig blieb sie ihm nicht mehr.

Wahrscheinlich ging das immer so zu. Auch dann, wenn das Mutterſein das ge-

ſamte Weſen eines Menſchen aufgeſogen und ausgemacht hatte —. Auch dann, wenn er ſich mit ſeiner ganzen tragenden, nährenden Lebensfülle den Kindern einverleibt hatte —. Ja, auch dann. Auch dann blieb er, wie ein blutendes, losgeriſſenes Stück, am Boden liegen, allein liegen, — ohne es ändern zu können — —.

Cita hatte ja im Grunde recht: während die Mutter hier herumging und Stunden gab, vermochte ſie nicht zugleich die Wege weiterzugehen, die ſich nun den beiden öffnen ſollten, — die Wege neuer Zeiten, einer neuen Generation —. Und wohin die führen würden? Ob nicht zum entgegengeſetzten Ende deſſen, was ſie mit heißeſter Inbrunſt für ihre Kinder erfleht und ſelbſt in ihrem ganzen Leben demütig zu verwirklichen geſtrebt?

Ja, vielleicht, — wer konnte es wiſſen —? Ihr Urteil und das der Kinder würde ſich in dieſem Punkt wahrſcheinlich entgegenſtehen. Welche Inſtanz wollte über ſie richten?

Mariannens Gedanken verſchwammen, ſchmerzgefoltert, undeutlich ineinander. Noch hörte ſie die beiden plaudern und lachen und ſich gegenſeitig Stellen aus Büchern vorleſen.

Ihre Arme waren wie gelähmt. Die Stimmen ſchienen ihr von weit, weit her zu kommen. Konnte ſie die Arme nicht mehr ausbreiten, ihre Mädchen darin zu umfangen? Konnte ſie ihnen denn nichts, gar nichts, zum koſtbaren Beſitz und zum Leitſtern mit auf den Weg geben, von alledem, was zu gewinnen ihres Lebens Inhalt geweſen —?

Weit, weit gingen ſie fort —. Und plötzlich kamen Mariaune, — ſeltſam und leiſe, wie ein Raunen von Wind zwiſchen Blättern in der Nacht, — Klänge aus einem Lied, — aus einem Wiegenliede: dem Liede irgend eines Dichters von heute mit dem klaren Erkennen von heute. Es waren nur einzelne abgeriſſene Klänge, und während ſie ihnen lauſchte, wußte ſie ſchon nicht mehr, ob ſie ſie nicht nur weinte —.

— — — — — — — —

„— Blinde, ſo gehn wir, und gehen allein,
Keiner kann keinem Gefährte hier ſein.

Schlaf mein Kind, und horch nicht auf mich!
Sinn hat's für mich nur, und Schall iſt's für dich!
Schall nur, wie Windeswehn, Waſſergerinn,
Worte — vielleicht eines Lebens Gewinn.
Was ich gewonnen, gräbt mit mir man ein:
Keiner kann keinem ein Erbe hier ſein —."*)

— — — — — — — —

Die jungen Mädchen bemerkten den Augenblick gar nicht, wo Marianne das Zimmer verließ.

Erſt als es haſtig im Vorflur ſchellte, und gleich darauf Stanjka hereinkam und Tamaras Beſuch meldete, blickten ſie ſich erſtaunt nach Ma um.

„Eben war ſie noch hier," verſicherte Cita, während Sophie den Gaſt hereinzog und unterhielt, „— Ma, hör doch! Tamara iſt gekommen!"

Marianne öffnete die Thür des Schlafzimmers, wo ſie allein geſeſſen hatte. Sie ließ Tamara dort eintreten.

Dieſe fiel ihr um den Hals.

„Liebſte Frau Marianne! Eben komme ich nach Hauſe, und Matwej erzählt mir —. Mein erſter Gedanke: gleich hierher! Ich habe gar nicht erſt abgelegt. — — Es iſt allzu wichtig: natürlich muß die Sache gleich ins reine gebracht werden —."

„Wie gut biſt du!" murmelte Marianne, „— Du weißt, daß Sophie zu Oſtern —"

Tamara nickte.

„Sie ſagte es mir ſoeben. Ja, ich dachte mir, daß ſo etwas der Grund ſein wird. Wie könnten Sie ſich von den Mädchen trennen, — wie können die Mädchen Sie entbehren! — — So muß es denn ſein, daß wir es ſind, die Sie aus unſerer Mitte verlieren."

Marianne erwiderte nichts darauf. Sie ſaß neben einem kleinen Tiſch, auf dem eine einzelne Kerze brannte, und blickte an Tamara vorüber.

Tamara wurde ſich erſt jetzt deſſen bewußt, daß irgend etwas an Marianne anders ſei als ſonſt. Etwas ſo wunderlich Eingefrorenes, Steifes.

Sie hatte ſich nahe zu ihr geſetzt, und jetzt faßte ſie unwillkürlich beſorgt nach Mariannens Händen, die ruhig im Schoß lagen.

Da ſagte Marianne: „Weißt du, — halte mich nicht für die wetterwendiſcheſte Perſon, die es gibt. Aber zwiſchen meinem Geſpräch mit deinem Mann und jetzt habe ich es mir anders überlegt. Ich halte es für unmöglich, fortzugehen."

*) Aus Richard Beer-Hofmann, Pan 1899.

Tamara sah sie erstaunt und ungläubig an. „Aber warum?!“

„— Diese ganze, ungeheure Veränderung! Das schwierige Einleben dort. Wer weiß, ob wir alle drei es nicht später bereuen würden —. Es war eine erste Aufwallung, weißt du, aber — — die ist ganz vorüber.“

Tamara schwieg. Wie sie Marianne so dasitzen sah, bei dieser einzelnen Kerze, auf dem Rohrstuhl, während die Mädchen vorhin gar nicht begriffen, wo sie geblieben sein konnte, — da erschien sie ihr plötzlich wie eine Gefangene zwischen den Wänden des eignen Zimmers. Tamara zog sich bange das Herz zusammen.

Sie sagte halblaut, tief betroffen: „Ach, Liebste, ich kann es nicht glauben. Wie — ja wie wollen Sie alle drei denn so ohne einander auskommen? Ist das nicht das Wichtigste —?“

Ma lächelte.

„Ich denke, ganz gut. Weißt du, Tamara, eins muß man durchaus lernen, — merke du dir's auch: die Dinge nicht zu weit treiben. Die Gefühle sich nicht über den Kopf wachsen lassen. Alles muß schließlich eine Grenze haben. Wenn man das gelernt hat, geht wirklich alles ganz leicht, — viel leichter.“

Tamara stand auf.

„— Also ist es wirklich entschieden. Nun, ich weiß nicht, ob ich mich freuen darf. — — Ich muß jetzt nach Hause eilen, Matweys wartet auf mich. — Aber — sagten Sie diese Worte, Frau Marianne? Sie, die doch immer so ganz innig in ihrem Gefühl lebte, wie in einer großen, unteilbaren Freude —.“

Marianne entgegnete rasch, mit plötzlicher Bitterkeit: „— Kein Freudenbecher, der nicht zum Leidenskelch wird, wenn man ihn bis zur Neige leert! Nein, nein, kein einziger, — und vielleicht am wenigsten von allen das vielgepriesene Mutterglück.“

Sie erhob sich, um Tamara hinauszugeleiten. Da begegnete sie deren still und ernst auf sie gerichteten Augen, und sie gedachte mit einem Mal dessen, daß diese Augen ja eben jetzt in grenzenloser, seliger Erwartung dem zukünftigen Mutterglück entgegenschauten —.

Sie dachte an Matweys strahlende Freude und an das kalte Zimmer mit den Tannen, der Korbwiege und dem Kinderspielzeug —.

Marianne umarmte die junge Frau plötzlich, aber ganz zaghaft, wie eine heimlich Geweihte; sie nahm ihre Hände zwischen die ihren, drückte sie an ihr Gesicht und murmelte hilflos: „— Verzeih mir, — ach verzeih! Hör nicht auf mich. — — Wie gut bist du doch. Hast da den weiten Weg in der Kälte gemacht —. Deck dich im Schlitten gut zu, hörst du —? — — Du mußt jetzt solche Wege vermeiden, — dich in acht nehmen —“

Tamara wurde dunkelrot. Sie küßte Marianne herzhaft, mitten auf den Mund.

„Ach,“ sagte sie, und ihre Stimme klang ganz hell von viel Glück, „ich weiß es ja, — ich wußt' es ja: Sie sind doch noch ganz dieselbe — unverändert dieselbe und werden es immer bleiben. — — Es genügte nicht, daß Sie mir Schulunterricht gaben und noch manchen anderen, schöneren, Unterricht: ich hab es ja Ihnen allein abgeguckt, wie man eine gute Mutter wird, — so eine von Herrgotts Gnaden —. — — Und mein kleines Kind, das bring' ich zu Ihnen, daß es hier heimisch wird von Anfang an, und es soll Großmutter sagen lernen von Anfang an —.“

Marianne geleitete sie hinaus und ging nicht mehr ins Schlafzimmer zurück. Der Theetisch wurde schon gedeckt; wie immer saß sie beim Abendthee mit ihren beiden Mädchen zusammen und plauderte mit ihnen.

Aber eine unendliche Mühe kostete sie ein jedes Wort, das harmlos und heiter klingen sollte wie immer —. Und während sie gleichgültige Dinge sprach, dachte sie immer denselben Gedanken: „Ist es im Grunde nicht wahr? Haben sie denn nicht recht? Sie lassen sich erfüllen von allem, was sie vorwärts bringen mag, ich aber, — habe ich nicht jahraus, jahrein nur ein paar immer gleiche Sorgen mit mir herumgetragen: tägliches Brot beschaffen, — Lektionen vorbereiten, — und wieder das tägliche Brot, und wieder die Lektionen —. Ich habe mich bemüht, es so gut zu machen, wie ich nur konnte: und da hat das Wenige genügt, — da haben diese anderthalb Gedanken schon genügt, — um alle Kraft aufzuzehren —. Oder hatte ich nicht genug Kraft — —?“

Und langsam sank die Bitterkeit von ihrer Seele, um nur einer tiefen, demütigenden Entmutigung den Platz zu lassen. Bitter-

keit vermochte ihre Seele nicht lange zu ertragen: die Entmutigung nahm sie schweigend auf.

Als die Mädchen sahen, daß die Mutter nicht recht heiter gestimmt war, schoben sie es auf die Ermüdung durch den anstrengenden Tag, und unwillkührlich suchten sie ihre eigne Fröhlichkeit etwas zu dämpfen, die sich mitunter allzuhell Luft machte.

Marianne merkte es, und das Herz zog sich ihr zusammen. „Sie wagen nicht mehr, mir zu zeigen, wie glücklich sie über die Wendung der Dinge sind, — sie fürchten mich damit zu kränken, — sie verhalten es lieber vor mir, bis sie unter sich sind," dachte sie.

Und die kleinen Zärtlichkeiten ihrer Kinder thaten ihr nur weh. Sie fühlte etwas Nachsichtiges aus allem heraus, — etwas Absichtliches. Nein, lieber noch wollte sie sich vor ihnen verstellen und mit ihnen froh sein.

Aber sie konnte es nicht.

Am nächsten Morgen beim Frühstückstisch wurde Cita doch trotz Mariannens Bemühungen stutzig. Sie meinte so genau zu wissen, daß die Mutter heute fast keine Lehrstunden mehr zu geben hatte, und dabei schien sie sich doch so zu beeilen, um nur fortzukommen.

Marianne behauptete sogar, sie könne zum zweiten Frühstück noch nicht zurück sein, sondern erst spät am Nachmittag; sie möchten nicht auf sie warten.

Sophie machte ein pfiffiges Gesicht; offenbar hatte Ma heimliche Weihnachtsbesorgungen vor. Aber Cita blickte stumm und mit einem zweifelnden, besorgten Ausdruck vor sich nieder. Wohin ging die Mutter? Und warum sah sie dabei so gequält und müde aus? Ging sie vielleicht, um mit Tomasow wieder etwas zu besprechen? Und vielleicht diesmal etwas, womit sie ihren Kindern Leid anthat —? Ach, ginge sie doch nicht zu ihm! — —

Marianne atmete tief auf, als sie endlich auf der Straße stand.

Langsam machte sie einen weiten Gang im klaren Winterwetter, dann raffte sie sich zu einem Besuch bei einer aus dem Schuldienst scheidenden Kollegin auf, von der sie sich in den Feiertagen hatte verabschieden wollen. So kam allmählich die Zeit für die einzige Stunde heran, die sie heute geben mußte.

Dabei weilten ihre Gedanken zu Hause. Alle Räume ihrer kleinen Wohnung durchschritt sie, aber, als sei ihr Blick verhext, erschienen sie ihr alle schon öde und leer. Sie erwog schon, wo — in welchem Raum, an welchem Platz — sie wohl sitzen würde, so ganz allein —. Kleinigkeiten erwog sie angestrengt: ob man die hohen Blattpflanzen, ihre Lieblinge, nicht fortgeben sollte, da sie nicht auf ihre Pflege achten konnte, wenn sie so von Stunde zu Stunde lief — —.

Von ihrer einzigen Unterrichtsstunde wäre Marianne fast aus Zerstreutheit nach Hause gegangen. Plötzlich jedoch fiel ihr der Weihnachtsbaum ein, der so groß und anspruchsvoll mitten in ihrem Zimmer sich erhob, — als erwarte er sie da förmlich mit herausforderndem Hohn. — — Morgen war schon heiliger Abend. Da würde man ihn sogar noch schmücken müssen. Denn das wollten die Mädchen ja ihretwegen gern thun, obschon es ihnen ein bißchen lästig war; — sie selbst hielten nichts auf solche Kindereien —.

Wie recht sie hatten! Wie froh wäre sie jetzt gewesen über ein sang- und klangloses Weihnachten!

Nein, sie vermochte nicht, heimzugehen und sich an den gedeckten Frühstückstisch zwischen ihre beiden Kinder hinzusetzen —.

Frierend und unschlüssig, wie obdachlos, stand Marianne auf der Straße im Winterwinde.

Sie, die sich auf die Ferien so gefreut, sie, die es so haßte, sich Tag für Tag draußen herumtreiben zu müssen, sie stand jetzt da, um den Ihrigen Lehrstunden vorzutäuschen, die sie gar nicht zu geben hatte —.

Einmal fiel sie durch ihr zauderndes Stehenbleiben auf. Irgend ein Straßenflaneur beugte sich vor, um sie deutlicher zu sehen —. Es war mitten im Menschengetriebe unweit der Schmiedebrücke; Marianne durchquerte den Fahrdamm um in eine der stilleren Seitenstraßen einzubiegen, als sie zwischen den dahinhastenden Menschen Tomasows Gestalt erkannte.

Er schritt langsam neben irgend einem Bekannten. Wie er Marianne auf sich zukommen sah, verabschiedete er sich jedoch von ihm und ging ihr erfreut entgegen.

Leise schob sie ihren Arm in den seinen.

„Danke!“ sagte er lächelnd. „— Offenbar auf Weihnachtswegen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein. Ich bin todmüde. Ich möchte irgendwo eintreten, wo ich etwas essen könnte.“

„Sie wollen nicht erst den langen Weg nach Haus?“ Er besann sich. „Gehen wir zu Philippow? Oder ziehen Sie ein Restaurant vor?“

„Nichts von beiden. Überall könnten Bekannte sein. Ich möchte dort in der Seitenstraße in eine der kleinen billigen Theebuden, wo kein Mensch hinkommt.“

Sie suchte ihn die paar Schritt weit hinzulenken.

„Aber, Ma! Da geht man mit einer Dame nicht hin.“

Marianne ließ seinen Arm geschwind los.

„— Dann lassen Sie mich allein hingehen —. Ich nahm wirklich zu dem Zweck Ihre Begleitung an,“ sagte sie und blickte aus so sonderbar müden Augen auf ihn, daß er sofort nachgab.

Er zuckte die Achseln.

„Nun es sei; also wie Sie wünschen,“ meinte er zögernd und führte sie dem kleinen Lokal zu, das mit einem breiten, grellblauen Schild zum Eintritt lud. „Schließlich ist es eine warme Ecke, wie eine andere, wenn sie auch ein bißchen tief im Erdgeschoß drin liegt.“

Im Inneren der Theestube hingen blendend saubere Leinwandvorhänge an den niedrigen, fast quadratischen Fensterchen, und auch das weiße Holz der simplen Einrichtung sah so weiß und sauber aus, als müsse es Seifengeruch ausströmen. Im ersten Raum dampften ein paar mächtige blanke Kupfersamowari auf dem Schenktisch, und an den Wänden lagen bis hoch hinauf unendlich viele Schwarzbrote aufgestapelt.

Doch gab es auch helles Gebäck auf Wunsch, sowie die volkstümlichen Pastetchen mit Grützfüllung, und Tomasow bestellte davon, dessen sicher, sie vorzüglich bereitet zu finden. Der bedienende Gehilfe im weißen Leinwandkittel und hohen, dermaßen glänzend gewichsten Kniestiefeln, daß man sich in ihnen beinahe hätte spiegeln können, brachte das Verlangte in den schmalen Nebenraum, wo Marianne schon, im Hintergrunde an einem der länglichen ungestrichenen Holztische, saß.

Nur zwei Frauen aus dem Kleinbürgerstande, mit bunten Kopftüchern und kurzen Schafsfellpelzen, tranken beim Fenster ihren Thee, wobei sie die gefüllte Untertasse auf den gespreizten Fingern der rechten Hand balancierten; schweigend, mit einer gewissen Feierlichkeit und ohne um sich zu sehen, nahmen sie einen heißen Schluck um den anderen.

„Hier ist es gut!“ sagte Marianne.

Sie sah abgespannt aus, und dabei brannte ihr das Gesicht vom Winde. Die Hitze, die der mächtige Kachelofen im geschlossenen Zimmerchen ausströmte, machte es noch fühlbarer.

Marianne empfand wirklichen Hunger; er war ganz plötzlich und fast mit Gier erwacht, als sie beim Eintreten das viele ringsum an den Wandborten aufgeschichtete Brot sah. Aber wie nun ihr Frühstück vor ihr stand, vermochte sie ebenso plötzlich nichts mehr zu essen.

Sie bückte sich über ihr Theeglas, aus dem dicht vor ihrem Gesicht der Dampf in die Höhe stieg, und folgte mit dem Blick gedankenlos seinen Windungen. Dieses Gefühl von sich nachgebender Schwäche war merkwürdig angenehm.

Tomasow betrachtete sie aufmerksam.

„Sie gefallen mir ganz und gar nicht!“ äußerte er; „aber eigentlich hätte ich mir das ja schon vorgestern selbst voraussagen können —“

Marianne hob verwundert den Kopf.

„Was denn —?“ fragte sie zerstreut.

„Daß der erste Kraftaufwand nicht vorhalten würde, — daß die Stimmung zunächst sinken würde —. Sie haben sich seelisch bis zum äußersten anspannen müssen, und jetzt kommt der Rückschlag.“

Marianne rührte mit ihrem Löffel im Thee herum. Ihr fiel ein, wie Tomasow ja so gar nichts vom gestrigen Tage wußte. Überhaupt nichts von der heimlichen Hoffnung, die sie ja allein so tapfer hatte erscheinen lassen, — noch auch von der großen Bitterkeit hinterher.

Es war etwas ganz Ungewohntes für sie, daß er nicht vollen Bescheid wußte und dementsprechend urteilte. Aber nur nicht davon erzählen! Sogar ihm nichts! Was konnte es denn helfen?

Tomasow stützte einen Arm auf, und, sich näher zu Marianne hinwendend, mit dem Rücken gegen das Fenster, bemerkte er halblaut: „Frau Marianne, jetzt ist es an

der Zeit, daß Sie mir mehr Machtvollkommenheit geben —. Vollmacht, Sie ganz anders als bisher in Obhut zu nehmen, zu pflegen, abzulenken, zu beaufsichtigen, — kurz: um Sie zu sein —"

Sie faßte seine Worte nur ungenau auf; in ihre Kümmernisse klangen sie aus so weiter Ferne herein, daß sie keinerlei verborgenen Sinn hinter ihnen vermutete.

„Ich weiß, Sie sind immer gut!" sagte sie nur freundlich.

„— Gut —?! Nein, Marianne, mit meinem Gutsein hört es nun auf. Glauben Sie nur, es ist mir nicht immer leicht gefallen, ‚gut' gegen Sie zu sein, Ihr guter Freund zu sein, — alle die Jahre. Jetzt aber, wo Sie allein bleiben, wo Ihre Töchter sich ihr eignes Leben bauen, da will ich ein anderes Recht, als das der Güte: das Recht auch ein Leben aufzubauen, — Ihnen und mir."

Er sprach noch immer halblaut, jedoch rasch und bestimmt, und in seiner Stimme vibrierte tief gedämpft ein Ton, den er Marianne gegenüber noch nie angeschlagen hatte.

Sie schrak aus ihrer Müdigkeit auf; ihr Blick streifte Tomasow wie erwachend und noch verständnislos erstaunt; als sie jedoch dabei seinen fest auf sie gerichteten Augen begegnete, geriet sie in Verwirrung.

Tomasow sagte fast gütig: „Es ist schlecht von mir, daß ich Sie so überfalle, Ma —. Aber es hilft nun nichts mehr: bei Ihnen zu Hause bin ich mit Ihnen tausendmal weniger allein als hier, — und im nächsten Augenblick stehen Sie wieder lächelnd und gewappnet da, — in jeden Arm hineingeschmiegt eines Ihrer Kinder. — — Sie sollen mir auch nicht antworten müssen, Ma. Heute nicht und selbst morgen nicht, wenn Sie wollen. Nur wissen, — wissen, daß Sie keineswegs so selbstherrlich allein dastehen werden, wie Sie wohl glauben, — — weil ich Sie mir nunmehr nehme —"

Marianne sah nicht auf. Die Röte auf ihren Wangen hatte sich vertieft, als ob sie wieder den Wind draußen um sich sausen fühle. Sie sprach sich innerlich die Worte vor, die sie Tomasow jetzt zweifellos sagen mußte, — sie nahm sich vor, den Kopf zu heben und ihn einfach zu bitten, — ja zu bitten, er möchte doch wieder, ganz so wie bisher, gegen sie „gut" sein —.

Aber nach seiner Bemerkung, daß er keine Antwort erwarte, bückte sie den Kopf nur noch tiefer, und mit einem seltsamen Gefühl von Beklemmung erließ sie sich alles, um was sie bitten wollte.

Denn bei dem Ton seiner Stimme, da quoll langsam, unvermutet und betäubend, eine wunderseltsame Gemütswallung in ihr auf — —. Und machte sie zaudern, und ließ sie verwirrt den Blick Tomasows meiden, wie wenn eine insgeheime Sehnsucht etwas ganz anderes ersehnt habe, als alle jemals bewußt gewordenen Gedanken in ihr.

— — Es war gerade, als risse Tomasow mit ein paar gewaltsamen Griffen den Vorhang von irgend einer fremden Landschaft zurück, so daß ihr plötzlich bewußt werden sollte: nur ein Vorhang schied sie davon —.

Sie meinte noch nie durch diese Landschaft gewandelt zu sein und wußte doch auf einmal: nur ganz durchsichtig verhangen war sie ihr gewesen, und immer da war sie gewesen, dicht vor ihr. Und blitzschnell, zu neuem, verwirrendem Wiedererkennen, drängte sich plötzlich vor ihrem Auge Bild auf Bild daraus. Minuten, Momente, aus ihrem Verkehr mit Tomasow, sah sie vor sich, — oft unterbrochen durch Monate und weit länger, oft einander rascher folgend in feinen, unmerklichen Sensationen, — auf die sie mit dem Finger hätte weisen können: da — und da — und da —, — ja, war sie da seinen Wünschen nicht, ohne es zu wissen, ganz nah gewesen, — ganz nahe einem weiblichen, eignen Glücksverlangen —?

Marianne saß regungslos und noch immer im Bann der leichten Mattigkeit, die sie heute umfing. Allmählich verwischte es sich ihr ganz, wo und wozu sie sich hier befand, tief benommen von der Gemütsbewegung, die Macht über sie gewann. Sie fühlte sich wie jemand, der ganz unvermutet geweckt wird und in völlig irreführender Gegend zum Erwachen kommt. — —

Tomasow war ebenfalls verstummt. Nur sein Blick ruhte immer wieder auf Marianne und mochte ihm einiges von dem enträtseln, was in ihr vorging.

Ohne daß sie miteinander sprachen, ohne daß sie einander auch nur anschauten, leitete sich zwischen ihnen eine Verwandlung ihres gegenseitigen Verhältnisses ein: das nahm er mit allen Nerven wahr. Und auch er

überließ sich einem Hinträumen, das ihn weit fort entführte — —.

Das Blut stieg ihm in die Schläfen und seine Augen bekamen einen eigentümlichen starken Glanz.

Ganz still war es im kleinen heißen Zimmer. Ein einziges Mal ging draußen im Vorraum kreischend die Außenthür; ein paar schwere Tritte, kurze Frage und Antwort, Papierknistern, und wieder wurde alles still.

Die beiden Frauen am Fenster hatten sich erhoben, rückten ihre Kopftücher zurecht und gingen auf knarrenden Schuhen mit wortlosem Gruß hinaus.

Da blickte Marianne auf, fast verstört. Unmittelbar darauf erhob sie sich schon. Die dumpfe, schwere Ofenluft benahm ihr den Atem.

„— Sie wollen gehen?“ fragte Tomasow und half ihr in den Pelz. „— Wollen Sie nichts weiter genießen?“

Marianne schüttelte stumm den Kopf. Sie schien zu meinen: jetzt an die freie Luft draußen gelangen, das hieße zugleich, den ganzen Bann und Druck abschütteln. Diese heiße Stubenschwüle war allein schuld —.

Tomasow zahlte, und sie entfernten sich. Der Ostwind blies ihnen auf der Straße scharf, förmlich wehethuend entgegen, er weckte fast ein Gefühl unwillkührlichen Sichbergenwollens.

„Wohin nun?“ fragte Tomasow, „muß es schon heimwärts gehen?“

Marianne nickte zögernd.

„Den Kreml durchqueren,“ meinte sie, „das ist wohl der nächste Weg“.

„— Und wär's auch nicht der nächste! Denn allzu kurz darf er nicht geraten,“ bemerkte er lächelnd.

Beim Überschreiten des Fahrdamms, zwischen den durcheinander sausenden Schlittengespannen, hatte er Marianne den Arm gegeben, und er führte sie mit der sicheren Haltung dessen, bei dem sie sich von nun an bergen sollte. Oder empfand auch nur sie es so, als ob alles um eine Nüance verändert sei, als ob in allem schon eine stillschweigend anerkannte Zueinandergehörigkeit betont läge —.

Den Kopf gesenkt, ging sie im Winterwinde neben ihm, ihren Blick immer auf den flimmernden Schnee am Boden gerichtet, wie wenn sie mit geblendeten Augen etwas ablese von dem weißen Geglitzer mit seinen bläulichen huschenden Schatten und Lichtern.

Ihre Hand ruhte im Arm Tomasows und, ein wenig zu ihr vorgebeugt, unterhielt er Marianne mit halber Stimme. Unruhevoll schweiften ihre Gedanken um das, was er zu ihr sprach. Kaum vermochte sie es aufzunehmen in den einzelnen Sätzen, in den verhaltenen Worten, so stark wirkte es seiner Grundbedeutung nach auf sie —. Ihr ward beklommen wie in der kleinen dumpfen Gaststube vorhin; die Schwüle blieb — —.

Führte er sie nicht hinauf auf einen Berg und zeigte ihr der Welt Herrlichkeit, — jene Herrlichkeit, die man zu eignem Genießen haben kann, in der man sich selbst leben kann, sich sättigen in allem Angenehmen und Erfreulichen des Daseins? Führte er sie nicht hinweg aus der Alltagsniederung mit ihrer einseitigen, bitteren Mühsal, mit den armseligen paar Aufgaben, die ihre Kraft aufgesaugt hatten, sie gedemütigt und unfähig gemacht zu eigner, breiterer Entfaltung? — — Und wieder schaute sie, bei Tomasows Worten, wie in lockende Weiten, in eine Landschaft hinein, seltsam fremd, seltsam vertraut, in der sie sollte ausruhen dürfen an labendem Glück, sich gehen lassen in süßer Ermattung, — und seine Stimme verhieß ihr fort und fort: wolle nur, und alles dies ist dein —.

Sie waren in die weißen Thore des Kremlviertels eingetreten, als ein erster tiefer Glockenklang mit überwältigender Gewalt die Luft durchhallte. Unmittelbar darauf setzte das Geläute von mehreren großen Glocken ein. Es that den Menschen kund, daß die Feierzeit nahe, daß sie das Werkzeug niederlegen möchten und die Seele öffnen, auf daß auch sie feiere.

Und in Mariannens Seele wiederhallte es in einer lauten Bejahung: sie sehnte sich, zu feiern —.

Aber gleichzeitig klangen mit den Glockenklängen ganz andere Stimmungen als zuvor in ihr an, sie kam heim von ihren ungewiß schweifenden Träumereien, zurück in die Gegenwart ihres wirklichen Lebens, und, — wie zwei, die sie gewaltsam hatte vergessen wollen, — schauten ihr die Gesichter ihrer beiden Kinder fragend aus demselben entgegen —.

Fragend, — so wie heute morgen:

Sophies Gesicht dabei ein wenig verschmitzt, voll pfiffiger Erwartung; beinahe wie sie auch als kleines Kind ausgesehen hatte, wenn die Heimlichkeiten um Weihnachten begannen. Citas Augen fragten nicht mehr kindlich: bringst du mir auch was Schönes mit? Sie hatte sorgenvoll vor sich hingeblickt, — zweifelnd fast, — sie war beunruhigt durch das Benehmen der Mutter. Und wenn sie jetzt erfuhr, — Cita —

Mariannens Herz that plötzlich einen starken, harten Schlag. Sie blieb stehen, wie atemlos: wenn Cita erfuhr, — und auch Sophie — —; sie sah mit einem Schlage die beiden Gesichter verwandelt, bestürzt, ungläubig —; sie fühlte mit unwiderleglicher Deutlichkeit: dann erst entfremdeten sich die Kinder ihr ganz —.

Alles Entfremden bisher bedeutete, dagegen gehalten, noch wenig, — wie weh es auch thun mochte, es mußte machtlos bleiben, solange die Mutter selbst nur ihren Mädchen dieselbe blieb. Auch wenn sie Tausende von Meilen weit fort von ihr gingen: sie entfernten sich weniger weit, als durch einen einzigen Schritt, den sie selber fort von ihnen that.

„— Die Kinder —!“ sagte Marianne unwillkürlich, mitten in Tomasows Worte hinein, und sie hob den Blick zum erstenmal zu ihm, — ratlos, hilfeheischend. War er doch da, ging er doch neben ihr, — er, der immer alles entschieden, bei allem helfend eingegriffen hatte.

Voll Zuversicht schaute sie zu ihm auf. „Was ist denn mit den Kindern?“ fragte er, etwas brüsk, aus der Stimmung gerissen; seine Augen begegneten den ihren mit eigentümlichem, flackerndem Leuchten, „— es handelt sich jetzt doch gar nicht um die Kinder.“

Mariannens Blick glitt rasch, betroffen, von ihm ab. Wer half ihr von nun an in allen Fragen und Kämpfen? Er nicht mehr! Er half ihr nicht mehr gegen ihre eignen Schwächen. Bisher hatte er sich ihr so gegeben, wie sie ihn brauchte, um als Mensch sich hoch und höher emporzuringen. Jetzt, ohne alle Zurückhaltung, brauchte er sie selbst, brauchte sie ohne die Kinder. Wie weit — weit standen ihm da ihre Herzenssorgen —.

Irgend etwas in Marianne, irgend ein eben erst entfachtes, eben erst wiedererwachtes Sehnen des Weibes in ihr, verschüttete sich wieder und wollte zagend erlöschen —.

Tomasow fühlte sofort, daß er einen Fehler begangen hatte.

„Alles hat seine Zeit!“ sagte er schnell und bestimmt. „Auch die Kinder haben ihre Zeit gehabt, wo Sie sich ausschließlich ihnen widmeten. Nun ist es endlich Zeit geworden, in diesem Punkt vernünftig umzulernen. Schließlich muß man eben wählen, ob man einander leben will und dem Glück, oder ob man von ihrem unreifen Willen abhängen will.“

Und mit größerer Dringlichkeit als vorher sprach er auf sie ein, indessen sie weitergingen im hallenden Glockengeläut, vorbei an den weißgoldenen Mauern der zahllosen Kirchen und Kathedralen. Aber Mariannens Hand lag nur ganz leicht in seinem Arm, sie stützte sich nicht mehr auf ihn, sie sah unruhig aus, und aus ihrem Gesicht war die gläubige Zuversicht geschwunden.

Und Tomasow überfiel plötzlich eine zornige, bittere Ungeduld wider alles, was er da selbst zu Marianne sprach. Alle die Worte von Glück und Freude erschienen ihm unwahr und schal. Er begriff plötzlich, daß er, an Mariannens Seite, doch immer nach einem suchen würde: nach eben dieser emporschauenden Zuversicht, nach eben dieser gläubigen Anlehnung an ihn, als an einen Stärkeren, Überlegenen, — an den Herrn. Glück mit ihr genießen, das konnte nur heißen: ihr im Leben selber so hoch und stark als Mensch überlegen sein, wie er es ihr in einzelnen Stunden durch Verstand und Rat gewesen war —.

Tomasow verstummte.

Und Marianne merkte es kaum. Wie sie so an seinem Arm hinging, schienen ihr jetzt die Glocken über ihr mit den weithin hallenden Feierklängen nicht mehr die nämliche Sprache zu sprechen, wie die dringliche Stimme dicht an ihrem Ohr, — aus einer anderen Welt schienen sie zu reden, als dies halblaute überredende Raunen von Feiertagsglück und abgeworfenen Sorgen —. Und immer mächtiger wurden die Glockenklänge und immer verhaltener die zuredende Stimme, und endlich vernahm sie nur noch Glocken, — Glocken allein — —.

„— Leben Sie wohl, Ma!“ hörte sie unvermittelt Tomasow sagen, der stehen

blieb. „Ich habe Ihre Antwort schon, noch ehe Sie eine Antwort in Worten gefunden haben. Und lassen Sie mich bekennen: Sie haben recht —“

„Tomasow,“ fiel Marianne tief bewegt ein, „— warum wollen Sie so — —! — Sie sind immer und immer mein bester, einziger, liebster Freund —“

„— Gewesen!“ ergänzte er rasch mit einem unmerklichen Lächeln, und dann, sich umsehend, trat er zur Seite. Es kam jemand von hinten her an ihnen vorbei und zog grüßend den Hut.

Hugo Lanz war es, der desselben Weges ging und Marianne hocherfreut begrüßte. Marianne mußte ihn Tomasow vorstellen.

„Ich eilte gerade zu Ihnen, gnädige Frau,“ bemerkte Hugo Lanz, „um Ihnen eine für mich freudige Nachricht mitzuteilen —“

„Das trifft sich in der That gut,“ meinte Tomasow etwas heiser, „daß ich mithin die gnädige Frau in Ihrer Begleitung lassen kann. Mein Weg führt hier leider nach anderer Richtung.“

Marianne reichte Tomasow die Hand, zögernd, fast zitternd.

„— Aber doch auf Wiedersehen sehr bald —?“ fragte sie mit nicht ganz beherrschter Stimme.

„Gewiß, gnädige Frau: sobald einmal gute Bekannte sich bei Ihnen versammeln, dann gestatten Sie mir vielleicht, auch dabei zu sein,“ entgegnete er mit leichter Betonung dieser Antwort, beugte sich über ihre Hand, grüßte Hugo Lanz und entfernte sich, in die nächste Straße einbiegend.

Marianne setzte den Weg einige Schritte weit fort, ohne recht zu wissen und zu sehen, wo sie ging. Ein Angstgefühl umklammerte sie dumpf: sie konnte nicht fassen, daß das ein Abschied gewesen war für das Leben.

Sie machte eine gewaltsame Anstrengung, um sich Hugo Lanz zuzuwenden, dessen offenes Gesicht von Freude geleuchtet hatte, der aber jetzt ernst und still aussah, weil er sie so seltsam ernst und still neben sich gehen sah.

Er erzählte dennoch froh: „Soeben erst habe ich die Erlaubnis ausgewirkt, den nächsten Winter noch ganz frei zu bleiben, — und ich werde ihn hier zubringen. Meine Verwandten haben mich aufgefordert, bei ihnen zu wohnen. Und schon die Aussicht, Sie und Ihre Familie besuchen zu dürfen —“

„Das freut mich innig,“ bemerkte Marianne leise, „doch werden Sie im nächsten Winter nur noch mich wiederfinden, — nicht mehr meine Töchter. Auch Sophie geht fort, folgt der Schwester ins Ausland.“

Hugo Lanz blickte Marianne mit aufrichtigem Schreck ins Gesicht. Die kleine Familienscene, der er beigewohnt, stand vor ihm, Mariannes strahlendes Glück zwischen ihren Kindern, — auch dessen, was Sophie ihm mitgeteilt, entsann er sich.

„— Ganz allein bleiben Sie —?“ entfuhr es ihm voll Mitleid und in unwillkürlichem Unwillen.

Marianne wiederholte mechanisch:

„— Allein —,“ und sie nickte bejahend. Aber das dumpfe Angstgefühl in ihr verstärkte sich dabei, als risse es sie mit jedem Schritt gewaltsamer hinein in etwas Endloses, Grenzenloses, — wie in eine leere, gähnende Unermeßlichkeit, wo ihre Kinder und der Freund und alles, was ihr lieb gewesen, alles Warme, alles Trostvolle, alles Hilfreiche, weiter und immer weiter zurückwich, — merkenntlich geworden schon, — unaufhaltsam, unerreichbar — —.

Und mit dunklem Grauen stieg in ihrer Seele eine Erinnerung auf an abgrundtiefe Einsamkeit, aus der doch nur die Hand des Freundes und der Blick ihrer Kinder sie gerettet hatte, — und sie fühlte, wie nahe und näher das dunkle Grauen über ihrer Seele zusammenschlug, — als würde sie unbarmherzig da hineingestoßen von der nämlichen Hand, von den nämlichen Blicken, die sie einst rettend festhielten, — und als finde sie diesmal nie mehr, — nie mehr hinaus —.

Marianne nahm nichts mehr deutlich wahr; die Dinge ringsum schienen ihr langsam zu entschwinden, sich in sich selbst aufzutrinken, unterzugehen in einem chaotischen Nebel. Einförmig nur und erschütternd laut hallten fort und fort die Glocken über ihr, — hallten um sie, — hallten in ihr, — begruben sie wie unter einem Mantel von dröhnenden, besinnungraubenden Tonwellen, — ließen alles an ihr erbeben unter der Gewalt des einen unerbittlichen Klanges, — drangen auf ihre zitternde Schwäche ein, wie mit läutenden Unendlichkeiten — —

Marianne war, einer Ohnmacht nahe, stehen geblieben und rang nach Atem.

Sie standen dicht bei der Verkündigungskirche, unfern der weitgeöffneten Thür über den Eingangsstufen. Hugo Lanz hatte einen Arm um Marianne gelegt und führte sie, vorsichtig stützend, durch das Portal bis an die erste Bank hart am Seitengang. Dort ließ er sie niedersitzen und neigte sich mit besorgter Frage zu ihr.

Aber Marianne achtete nicht auf das, was er flüsternd fragte. Sie hob beide Hände vor das Gesicht und beugte sich tief vor, ohne ein Wort zu sprechen. Schweigend verharrte sie lange so.

Hier und da kamen Menschen von draußen vorüber, meistens Leute aus dem Volk; leise auftretend mit ihrem groben Schuhwerk, schritten sie tiefer hinein in das Schiff der Kirche, das in feierlicher Dämmerung vor ihnen dalag, an wenigen Punkten schwach erhellt von vereinzelten Wachskerzen, die daraus hervorblinkten.

Hugo Lanz stand neben Marianne, an ihre Bank gelehnt, und blickte auf sie nieder. Er wußte nicht, was in ihr vorgehen mochte, aber daß in dieser Stille etwas Erschütterndes in ihrer Seele zum Austrag kam, das mußte er wohl fühlen — —. Und wenn er einst zu ihr gekommen war, im drängenden Verlangen, an ihrer warmen Mütterlichkeit getrost und froh zu werden, so wuchs jetzt eine Sehnsucht in ihm empor, — groß, wie er sie nie gekannt, — stark zu werden und kraftvoll, um beschützen und behüten zu dürfen —.

Er stand da und horchte stumm auf das Geläute der Glocken, — auf den seltsam packenden Klang dieser russischen Glocken, die sich weigern mitzuwiegen mit ihren Klängen, und ehern feststehen, daß der Klöppel in ihnen anschlägt wie ein weithin tönender Befehl — —.

Da ließ Marianne die Hände von ihrem Gesicht sinken und erhob sich ganz langsam. Hugo Lanz machte eine Bewegung zu ihr hin, jedoch die Andacht in ihren Augen und in ihrer ganzen Haltung bannte ihn. Es war wie eine unsichtbare Einsamkeit und Hoheit um sie, die er nicht zu entweihen wagte. Und unwillkürlich trat er zur Seite.

Einen Augenblick lang stand Marianne da, sich besinnend, fast schüchtern, mit einer sanften Neigung des Kopfes, die etwas Rührendes für ihn hatte, etwas von unaussprechlicher Ergebung. Aber auf ihren Zügen lag ein ruhiger Glanz, alle Angst war von ihnen gewichen.

Sie machte eine Wendung, aus dem Portal hinauszutreten, ohne ihren Begleiter zu bemerken. In diesen Minuten hatte sie auch ihn vergessen. Er schaute ihr nach, und unwiderleglich kam ihm das Gefühl: — als ginge sie gar nicht allein — —.

Ein paar Schritt hinter ihr trat er hinaus auf den Platz. Unten in der Stadt, die dem Kreml zu Füßen lag, blitzten eben die ersten Lichter auf. Schon war es nicht mehr ganz hell. Weißlicher Winternebel zog sich in der Ferne über die Ufer des Flusses. Fast um den Kreml geschmiegt, standen die Häuser da, rot und blau und grün an Dächern oder Mauerwerk, und erwarteten nach des Tages Treiben den Abend, durch den nur noch das siegende Gold der zahllosen Kuppeln hindurchschien wie eine ewige Leuchte, die nicht mit dem Tage erlosch.

Hugo Lanz blieb stehen und schaute hinab.

In ihm arbeitete sich irgend ein Bild mit mächtiger Gewalt zur künstlerischer Klarheit empor, — — ein Bild, in dem er Ma vor sich sah, — ein Bild, in dem ihr Glück lebte, und ihre Einsamkeit, und ihr Sieg, — ein Bild, in dem geheimnisvoll lebte, was in diesem Augenblick vielleicht in ihr selbst nur in dunklen Ahnungen rang — —.

Ganz benommen und wie entrückt schaute er hinab von der Kremlhöhe in die Tiefe der Stadt.

So sah er Ma langsam, schweigend, niedersteigen unter dem verhallenden Geläute der Glocken, wie einen von oben in die Wohnungen der Menschen entsendeten guten Geist.

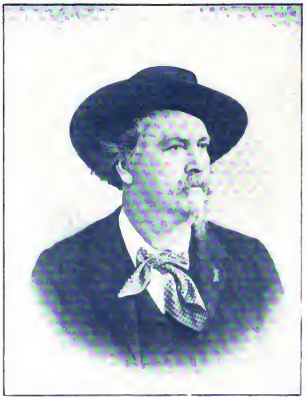
Avignon, die Hauptstation für Orange. (Im Hintergrunde der Palast der Päpste.)

Das französische Bayreuth.

Mit acht Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Romantisch litterarische Festlichkeiten gehören jetzt nicht zu den Seltenheiten, und sie nehmen sich aus wie eine Opposition in einer Ära, da alle Zweige unserer Litteratur sich mit innigem, grünem Laub bedecken und die alles überragende Natur in ihrer ewig siegenden Wahrheit auch den litterarischen und künstlerischen Schöpfungen menschlichen Geistes den Stempel aufprägt. Draußen drängen und stoßen sich die Menschen und Schicksale, pulsiert das Leben in seiner heiteren und rauhen Alltäglichkeit, wird gekämpft, gestritten, gerungen und gesiegt ohne schöne Romantik in kraftvoller Nüchternheit und scharfgeistiger Überlegenheit. Auf dem Boden des modernen Lebens verwelkt die zarte, blaue Blume Romantik, und darum verpflanzt man sie nach einer Stätte, die abseits von der großen Welt liegt und vom Zauber vergangener Jahrhunderte stimmungsvoll umhüllt wird.



Frederic Mistral, Begründer der Félibres.

Eine solche Stätte ist Orange, in dem sie das französische Bayreuth errichtet haben. Im Paradiese Europas, im Süden Frankreichs, liegt das kleine Städtchen, dessen Schicksal auch mit dem eines deutschen Fürstengeschlechtes aufs innigste verknüpft ist. Die Oranier leiten ihren Na-

men von Orange her, das bis vor zwei Jahrhunderten ein selbständiges Fürstentum war. Nach langen Streitigkeiten kam durch Erbfolge Orange 1570 in den Besitz des Hauses Nassau, dessen Mitglieder die Würde eines Statthalters der Niederlande inne hatten und sich nunmehr auch den Titel eines Prinzen von Orange beilegten. In dem Ausgang des XVII. Jahrhunderts zwischen Frankreich und den Niederlanden ausgefochtenen Krieg wurde Orange von Ludwig XIV. occupiert; durch den Frieden von Ryswyk wurde das Haus Nassau 1697 jedoch wieder legitimer Besitzer des Fürstentums. Nach dem 1702 erfolgten Tode Wilhelms III. von Oranien, der kinderlos starb, machte u. a. auch König Friedrich I. von Preußen, da seine Mutter eine Tochter Heinrichs von Oranien war, seine Erbansprüche auf das Fürstentum geltend, das jedoch von Ludwig XIV. einfach als ein Frankreich gehöriges Lehen erklärt wurde, als dessen Prätendenten er nur den Prinzen von Conti gelten ließ. So wurde Orange die Ursache zu einem historisch berühmten Erbfolgestreit, der endlich 1713 durch den Frieden von Utrecht in der Weise geschlichtet wurde, daß das Fürstentum Frankreich einverleibt wurde, Frankreich und das Geschlecht Longueville, als dessen Erbe der Prinz von Conti aufgetreten war, auf Neuchatel zu gunsten Preußens verzichteten und Titel und Wappen von Orange der Krone Preußen anheimfielen. Orange, die einstige Hauptstadt der Kawaren, die 105 vor Christus das Schlachtfeld zwischen Cimbern und Römern bildete und später von Julius Cäsar zu einer römischen Kolonie umgewandelt wurde, war jetzt entgültig französisches Land.

Das Theater mit dem Blick auf Orange.

Eigentlich hat das moderne Frankreich sein Bayreuth Julius Cäsar zu danken, denn die grandiosen Überreste des herrlich erhaltenen römischen Theaters haben mit die Anregung zur Errichtung des französischen Bayreuths gegeben. Noch ein anderes, innerliches Moment trug hierzu bei, das Wiedererwachen der provençalischen Sprache und Litteratur. — In alten Zeiten, namentlich zu Ende des X. Jahrhunderts, blühte die Zunft der provençalischen Troubadoure, deren Lieder das ganze geistige und gesellschaftliche Wesen ihres Heimatlandes beeinflußten. Aber der Krieg, der Kreuzzug gegen die Albigenser, in dem die Provençe ihre Freiheit an Frankreich verlor, war auch das Ende der provençalischen Troubadoure, die von Schloß zu Schloß zogen und von Liebe, Freiheit und Religion sangen.

Die provençalische Sprache, die auch in Spanien, ganz besonders in Valencia und Katalonien, kultiviert wurde und die der älteste Zweig vom römischen Sprachenbaum ist, geriet immer mehr und mehr in Verfall, wurde immer mehr und mehr von dem Nordfranzösischen verdrängt und sank schließlich bis zu einem Patois herunter, das man mit „Neuprovençalisch“ bezeichnete und weder im Verkehr noch in der Litteratur für voll nahm.

Allein wie Volksweisen, die sich fortpflanzen von Generation zu Generation, so lebten auch der Troubadoure Lieder in der Provençe fort, und ein Jahrhundert nach dem unseligen Religionskrieg versammelten sich die Sänger jener Lieder in Toulouse im Schatten eines Lorbeerbaumes und luden von hier aus alle provençalischen Dichter zu einem poetischen Wettkampf ein, der am 1. Mai 1324 in Toulouse stattfinden sollte und dem Sieger ein goldenes Veilchen verhieß. — .

Die Troubadoure lebten wieder auf, an den Höfen von Aragon und Castilien erweckten ihre Lieder von Vaterland und Liebe, von Freiheit und Religion solche Begeiste-

rung, daß Don Juan I. von Aragon in seiner Stadt Barcelona die Blumenspiele von Toulouse einführte und so provençalischer Sprache, provençalischem Sang eine nie erhoffte Renaissance gab.

In der Mitte des XV. Jahrhunderts wurden diese poetischen Wettkämpfe unterbrochen, um 50 Jahre später in verjüngtem Glanze wieder aufzuleben. Clémence Jaure wurde ihre Beschützerin. Sie war die Göttin der Troubadoure, und der poetische Zauber, der diese Schöne umgab, machte sie in der provençalischen Poesie zu einer mystischen Persönlichkeit.

Das waren die goldenen Zeiten der Troubadoure und der Blumenspiele, und auf Antrieb der Akademie der Blumenspiele zu Barcelona entstand eine glänzende Reihe poetischer Werke. Politische und kriegerische Wirren haben die Troubadoure verjagt, haben provençalische Laute und Sitten verdrängt, aber die Provençalen unserer Tage wollen sie wieder auferstehen lassen, die goldenen Zeiten, sie wollen provençalische Sprache, provençalische Poesie zu neuem Leben erwecken, und eines ihrer stärksten Agitationsmittel ist das französische Bayreuth. Ja, es ist nur ein Agitationsmittel! Das französische Bayreuth hat mit dem Wiedererwachen provençalischen Geistes innerlich gerade so viel gemeinsam, wie unser deutsches Bayreuth mit Orange. Das deutsche Bayreuth dankt einem großen modernen Meister, einer gewaltigen nationalen Idee, welche die Kunst aller Länder beeinflußt hat, sein Entstehen, das französische Bayreuth hingegen ist nur erschaffen worden, weil man ein altes, römisches Theater rekonstruiert hat, dessen Vorstellungen von provençalischem Geiste und Wesen nicht den leisesten Schimmer verbreiten. Und doch ist Orange ausschließlich eine Schöpfung der Félibres, unter welchem Namen sich jene modernen provençalischen Dichter und Künstler vereinen, welche für die Sprache und die Poesie ihres herrlichen Heimatlandes eintreten und schaffen. Die Félibres haben die französische Litteratur sich errungen und auch außerhalb ihres Vaterlandes Interesse gefunden, und das populärste Schauspiel der Glanzzeit provençalischer Troubadoure hat sogar bereits in Deutschland Eingang gefunden. Im Mai 1899 und 1900 wurden auf Anregung von Johannes Fasteurath im Kölner Gürzenich Blumenspiele veranstaltet, deren Königinnen Carmen Sylva, sowie Prinzessin Victoria von Schaumburg-Lippe, die Schwester des Deutschen Kaisers, waren. Unsere Troubadoure und Minnesänger tragen freilich schwarzen Frack, weiße Binde und Chapeau claque. Das macht sich zwar sehr elegant und feierlich, paßt aber nicht so recht zur Romantik, der es in unserer ernsten, nüchternen und rastlos vorwärts schreitenden Zeit nicht mehr so gut geht, wie einstens.

Und doch lagert ein Stück großartiger Romantik über dem französischen Bayreuth, allein sie entstammt totem, altem Gestein und nicht modernem Leben und Weben.

Das Repertoire der beiden Festspielabende kündet, von welchem Geiste litterarischer und nationaler Unselbständigkeit und Unfreiheit dieses Bayreuth belebt ist. Am ersten Abend gelangten zur Aufführung: Pseudolus, Komödie in drei Akten von Plautus, Alceste, Tragödie in vier Akten von Euripides, sowie Orchester- und Gesangstücke von Massenet, Saint-Saëns und Beyer. Am zweiten Abend wurde Glucks Oper „Iphigenie in Tauris“ wiedergegeben.

— — — — — — — — —

Von Paris fährt der Train in elf Stunden nach Avignon, das als Vorort und Hauptstation für Orange gilt.

Welch eine Stadt voll Stimmung und Schönheit! Wie hier aus dem Neuen das Alte hervorragt, wie hier Altertum, Mittelalter und Neuzeit sich umschlingen, wie hier die unverwüstlichen Überreste aus der Römerzeit mit den in ewiger Kraft und Schönheit aufragenden Monumenten des Mittelalters sich verketten und die Wahrzeichen dahingeschwundener Jahrtausende und Jahrhunderte mit dem modernen, profanen Verkehr verwachsen erscheinen! — Man sagt sich, wenn das antike Theater in Orange weiter nichts wäre als der Vorwand, der den Fremden veranlaßt, Avignon zu sehen und zu bewundern, dann hätte es schon seine Existenzberechtigung erwiesen. Hier, wo wundervoll erhaltene Merkmale die brutale Kraft und die feine Kultur der Römer offenbaren, hier, wo einst Päpste thronten, wo Heidnisches und Kirchliches sich eng berühren, hier erzählen tausend Steine die Geschichte der Nationen und der Mächtigen. „Le palais des papes“, der Palast, in dem

einst Päpste herrschten, er steht heute noch da als ein machtvolles, steinernes Zeichen vergangener Zeit und Größe. — Wie seitwärts vom Markusplatz in Venedig die offenen Fassaden des Dogenpalastes sich ausbreiten, so erhebt sich an der hinteren Seite des „Stadtplatzes“ (Place de ville), auf dem allezeit ein fröhliches, überaus lebhaftes Korso- und Caféhaustreiben herrscht, das Riesengemäuer des Päpstepalastes. Hinter seinen hohen, dicken Mauern, die ihn als eine Schutz- und Trutzburg erscheinen lassen, exerzieren jetzt Soldaten, da, wo einst das Volk in gläubiger Andacht kniete, wird heute die Kniebeuge geübt, aus dem ehrwürdigen, machtvollen Schloß der Päpste ist eine Kaserne geworden. Nur ein kleiner Teil erinnert an den einstigen Charakter des Palastes, hier steht noch die Kapelle und vor dem Gotteshause erhebt sich auf hoher Wand eine Kreuzigungsgruppe, die mit ihren trauernden Engeln gar seltsam an jenes, ebenfalls hoch aufragende Steinmonument erinnert, das einst Ludwig II. den Oberammergauern geschenkt hat.

Hinter dem Päpstepalast, in dessen oberstem Turm der römische Volkstribun Cola Rienzi, der Held der Wagnerschen Oper, gefangen gehalten wurde, erstreckt sich in südländischer Pracht ein Park, an dessen Ende eine Märchenlandschaft sich ausbreitet. Die Rhone, die einst auf ihren Wassern stolze Kauffahrteischiffe sah, eine entthronte Königin des Verkehrs, fließt dahin in ihren bizarren Windungen und Krümmungen, an ihren Ufern grünt der Lorbeer, steigt die Cypresse empor, neigt sich die Olive, blüht der Kaktus, und zwischen Lorbeern, Cypressen, Oliven und Kakteen ragen auf die stolzen Ruinen von Ville-Neuve. — Überall eigenartige überwältigende Gegensätze. Hinter einem modernen Boulevard eine schmutzige, orientalische Straße, hinter einem großen Kaufhaus ein römisches Thor, hinter einer Straßenbiegung ein jahrhundertealtes Gotteshaus, hinter einer engen Gasse eine freie, sonnige Landschaft.

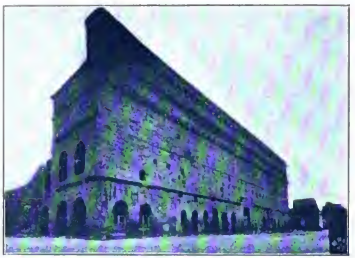
So bildet Avignon den stimmungsvollsten Übergang zum französischen Bayreuth, dessen Besucher in erster Reihe eine tüchtige Portion Optimismus und warme Decken mitbringen müssen. Mistral! Mistral! Das war das Leitmotiv von Orange.

Mistral ist der Nordwind des Mittelländischen Meeres, jener scharfe, kalte Sirokko, der durch die Städte und Gefilde der sonnigen Provence weht wie ein Sturmwind über den Wassern. Das ist der eine Mistral! Dann aber gibt es noch einen anderen — er ist die immer leuchtende Sonne der Provence, die Sonne, die sie hier anbeten. Frederic Mistral heißt der Mann, der der Führer ist im Streite für provençalische Poesie und Sprache, er ist der Begründer und Leiter der „Félibres“,

Der Triumphbogen in Orange.

er stand an der Spitze jener provençalischen Sänger und Dichter, die am 21. Mai 1854 im Schlosse von Fontesguine bei Avignon das Gelöbnis ablegten, für die Gleichberechtigung der Sprache und die Wiederbelebung der Poesie ihrer Heimat einzutreten. Er scheint eine innerliche, vornehme Natur zu sein, denn obgleich das französische Bayreuth auf seinen Namen und sein Streben pocht, hielt er sich doch fern von all dem Festspieltreiben, blieb er still in Malaine, seinem idyllischen Heimatsdorf. — Mistrals Poesien und Epen (Lou trésor don Félibrige, Calendon, Nerto, Mireio, das von Gounod unter dem Titel Mireille als lyrische Oper komponiert ist) interessieren in jüngster Zeit auch deutsche litterarische Kreise. Es ist eine gar innige und minnige Poesie, und

eben weil sie so innig und so minnig ist, weil sie so in Süßigkeiten, Schwärmereien und Überschwänglichkeiten schwelgt, kann sie heutzutage, da man auch in der Kunst und Litteratur die Stimmungen und Klänge des menschlich Wahren empfinden will, nicht allgemein durchdringen. Aber darum ist Frederic Mistral doch ein echter und rechter Poet, ein vaterländischer Dichter, der Freud und Leid seiner lichten Heimat bezwingend zu schildern und zu besingen vermag.



Äußere Ansicht des Theaters.

Der Provençale liebt es, alles von der rosigsten und hoffnungsvollsten Seite zu betrachten, und so nimmt es nicht wunder, daß auf dem Denkmal, das im Jahre 1891 anläßlich der Gedenkfeier der Wiedervereinigung Avignons mit Frankreich errichtet wurde, die folgenden Worte eingemeißelt sind, die am 26. Juni 1790 der Delegierte von Avignon in der Nationalversammlung gesprochen hat: „Frankreich ist frei, und auch wir konnten nur durch Frankreich frei werden. Wir werfen uns in seine Arme. Das französische Volk wird der ganzen Welt Gesetze geben und alle Nationen werden sich mit ihm vereinigen, damit alle Menschen Freunde und Brüder werden." —

Und mit diesem von Selbstgefälligkeit nicht freien Optimismus wird in einer Felibre-Festschrift, allerdings in schwungvoll poetischer Weise, Orange wie folgt geschildert:

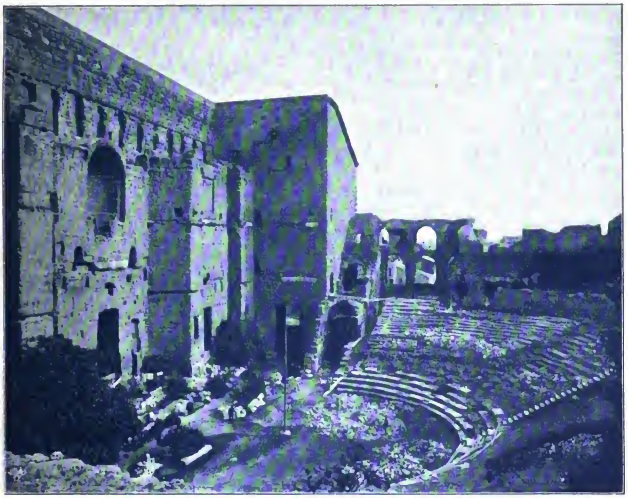
„Orange, ein Name ganz aus Gold an der Pforte einer goldenen Provinz, einer Ebene, voll vom Leben, in südliche Sonne getaucht und gewiegt von blauer Luft! Dort atmet das Land mit seinen Schennen und umsäumten Bienenkörben, mit seinen heißen Weinen, seinen sammetweichen Mädchen volle Gesundheit. Es ist das Land der Seidenraupen und Seidenspinnerinnen. Die Engel wollten darin wohnen, die Päpste kamen dahin, weil es beinahe der Himmel war." —

Das ist wunderschön gesagt, aber das französische Bayreuth, das eine Bahnstunde von Avignon auf dem Wege nach Marseille liegt, verhält sich zu dieser Schilderung so, wie die Poesie zur Wirklichkeit, die uns Orange als ein kleines, uninteressantes Städtchen mit engen Gassen und niedrigen Häusern zeigt. Orange hat circa 9000 Einwohner und einen Stadtplatz mit zahlreichen Restaurants und Cafés; hier trinken die Leute Absynth mit einer solchen Leidenschaftlichkeit, als ob sie echte Pariser wären. Den Absynth verdienen sie sich hauptsächlich mit Weinzucht, Obsthandel und Weberei. Aber mit der nüchternen Stadt, die auch die Arrondissementskapitale des Departements Vaucluse ist, stehen im engsten Zusammenhang die herrlichsten Baufragmente aus der Römerzeit, und diese verleihen Orange, vor dessen Mauern sich grüne, saftige Thäler ausbreiten, im Verein mit den Reizen einer sanften Natur, seinen fesselnden Charakter. Die beiden hervorragendsten römischen Denkmale sind das Theater und der Triumphbogen, die sich vor dem Städtchen erheben. Der Triumphbogen ist im Jahre 12 vor Christi Geburt errichtet worden, seine architektonischen Formen sind unberührt, seine Reliefs deutlich erkennbar. Er ist ein unvergleichliches und anscheinend unvergängliches Wunderwerk, dieser Arc Marius, den die Kenner als einen der besterhaltenen römischen Triumphbogen preisen. Von den Wahrzeichen der Antike hebt sich Orange in kleinstädtischer Nüchternheit ab, es ist eben eine kleine Provinzstadt, und selbst die Tausende, die aus ganz Frankreich und auch aus fremden Landen zu den Vorstellungen im Théâtre antique herbeigeströmt sind, vermögen mit ihrem Treiben Orange keineswegs die Physiognomie einer Festspielstadt zu geben. So unterscheidet sich dieses französische Bayreuth, das außerdem nur sehr spärlich erleuchtet ist, auch äußerlich von dem deutschen Bayreuth, in dessen von elektrischem Licht erhellten

Straßen, Hotels, Bier- und Weinstuben sich ein internationales, geräuschvolles Treiben abspielt.

Um $8^1/_2$ Uhr beginnen die Vorstellungen, und um 7 Uhr bereits nimmt die Wanderung zum Théâtre antique ihren Anfang.

Ein erhabener Anblick. An einen mächtigen Felsen, lehnt sich als sei es aus ihm herausgehauen, das Theater in seiner ganzen Wucht an. Die Mauern haben eine riesenhafte Ausdehnung, sie zeigen keinen Schmuck, nur Kraft, und doch wie wirken diese Fassaden trotz ihrer Kahlheit! Weite Thorbogen, an denen die Kassen sich befinden, sind aus den Mauern herausgebrochen und bilden die Eingänge, durch die die Besucher über Schutt und Geröll ins Innere des Theaters gelangen. Jenes Halbdunkel, das dem gigantischen Riesenbau nach Außen hin etwas Mystisches verleiht, gibt dem gewaltigen Innenraum, in dem eine kleine Anzahl Acetylenflammen brennen, ein geradezu feierliches Relief. In weitem Kreise liegen amphitheatralisch die Plätze, die für circa 15 000 Personen berechnet sind. Unten die Fauteuils, dann die mittleren Sitze aus Steinfliesen, hinter ihnen die Logen, in denen Stühle stehen, und schließlich die billigen Plätze. Eine Loge kostet für eine Vorstellung 125 Francs, ein Fauteuilsitz 15 Francs, es sind aber noch immer an die 5000 Plätze, zu denen das Entree nur drei und zwei Francs beträgt. Die Besucher nehmen es schließlich mit ihren Sitzen nicht so genau; sie klettern einfach von den billigen zu den teueren Plätzen, und wenn es gar den vereinten Kräften gelungen ist, eine Bretterwand zu durchbrechen und so in Schaaren die besseren Sitze zu okkupieren, begrüßt allgemeines Beifallsschreien diese Heldenthat. — Auch hier im Theater selbst herrscht nichts weniger als Festspielstimmung. Verkäufer rufen Sitzkissen und Programme aus, Cigarren- und Cigarrettenqualm steigt auf, Pfeifen und Zischen von Tausenden dringt von unten nach oben und von oben nach unten. Es herrscht eine Radaustimmung, die ihren Höhepunkt erreicht, wenn auf der Bühne sich einer der Inspizienten blicken



Das Innere des Theaters zu Orange.

Fräulein Wanda de Boncza,
Darstellerin in der „Alceste" von Euripides.
Aufnahme von Reutlinger in Paris.

läßt. Da — ein dreimaliges Klopfen hinter der Bühne, die ersten Klänge des Orchesters erklingen, auf das tosende Johlen folgt ein tiefes Schweigen.

In der Mitte der in kolossaler Breite und Höhe gehaltenen Prosceniumsmauer, deren Vorsprünge, Höhlungen und Säulen noch deutlich erkennbar sind, ist die Bühne errichtet, die eigentlich nur aus dem Podium besteht, von der modernen Technik unberührt ist und eine Veränderung der Scene nicht zuläßt. Lorbeerhaine bilden ihre Umgrenzung, Cypressen und Kakteen, an deren Stämmen die Beleuchtung in mystischer Eigenart hin und her flackert, ihre Soffiten, eine in der Mittelwand hängende rotseidene Gardine, durch welche die einzelnen Auftritte und Abgänge der handelnden Personen erfolgen, schließt den Hintergrund ab. Die Poesie des Südens ruht auf dieser seltsamen Bühne.

Massenets Phädra-Ouverture leitet den Abend ein. Als ob sie unsichtbar durch die Lüfte schwebte, so steigt die Musik rein und klar in ihren feinsten Schattierungen empor, die Töne dringen überall hin, selbst zu den entferntesten Plätzen, es herrscht eine geradezu klassische Akustik, die sich nachher beim gesprochenen Wort ebenfalls in höchster Vollendung bewährt. — In diesem freien schmucklosen Riesenraum hat der Ton keine aus Logenbrüstungen, Stoffen und Ausschmückungen bestehenden Hindernisse zu überwinden, darum besitzt das Théâtre antique jene Akustik, deren Erreichung unsere modernen Theaterarchitekten irrigerweise für einen reinen Zufall halten.

Die Musik wirkt herrlich, obgleich Massenets Ouverture nichts vom Wesen der Antike verspüren läßt, aber geradezu feierlich und erhaben erscheint sie, da die Klänge von Glucks Alceste ertönen, welche die Aufführung der Euripidestragödie Alceste begleiten.

Der Tragödie ging eine dreiaktige Komödie voraus, Pseudolus von Plautus. Was hat diese Farce, die Jules Gastambide bearbeitet hat, mit dem Théâtre antique zu thun? Sie ist im Jahre 191 vor unserer Zeitrechnung aufgeführt worden, und hierdurch erscheint sie für das französische Bayreuth legitimiert. Hier zeigt sich schon der Haken. Man hat keine eigenen nationalen Werke für dieses sogenannte Bayreuth, darum glaubt man, daß für das alte Theater auch alte Bühnenwerke das Passendste seien.

Fräulein Hatto, Darstellerin der Iphigenie
in Glucks gleichnamiger Oper.
Aufnahme von Reutlinger in Paris.

— Günstiger wirkte die Alceste des Euripides; aber auch sie erschien an dieser Stätte wie eine Fremde, trotzdem der von singendem Pathos durchzogene Deklamationsstil der Mitglieder des Théâtre français gerade hier selbst einem modernen Kunstempfinden nicht ungeeignet erscheint. Und doch hätte Alceste trotz ihrer 2000 Jahre und trotz des antiken Theaters versagt, wenn ihr nicht durch Glucks Töne die rechte Weihe und Stimmung verliehen worden wäre. Das Publikum schien äußerlich begeistert, aber warm wurde es nicht. Der Mistral wehte und pfiff, Schauern und Frösteln durchrieselte den Körper, die Leute, die keine Decken und Überzieher hatten, flohen. Dieser erste Abend war eine Enttäuschung, die vielleicht durch das von Wind und Wetter verursachte körperliche Unbehagen noch verschärft wurde.

Man soll den Tag nicht vor dem Abend tadeln, man soll sich nicht durch den ersten Eindruck bestimmen lassen. Welch eine Erhabenheit und Feierlichkeit durchwehte die zweite Festvorstellung in Orange, in der in erster Reihe Mitglieder der Großen Pariser Oper und der Opéra comique mitwirkten. Wo existiert noch das Werk voll Ruhe, Größe und Feierlichkeit, das so in den Rahmen des Théâtre antique hineinpaßt wie Glucks Iphigenie, wo existiert aber auch andererseits die Stätte voll Ruhe, Größe und Feierlichkeit, die mit der Iphigienienstimmung so harmonisch verbunden ist wie das römische Theater in Orange? Gleich Tönen aus den Wäldern und Tempeln der Götter stieg die Musik empor, und wie antike Gestalten, denen Leben eingehaucht ist, bewegten sich die Menschen vor den Lorberhainen der Bühne; und wenn der heute so milde Mistral um Iphigenien wehte, dann gab er ihrem Gewand, das sich durch die Luftbewegungen unwillkürlich an die Gestalt mit den wundervollen Formen an schmiegte, den klassisch schönen Faltenwurf. Mademoiselle Hatto von der Großen Pariser Oper war in der Erscheinung und in den Posen eine Iphigenie, die alle Illusionen verwirklichte. Das von Jehin geleitete Orchester, vor allen Dingen aber die Chöre, welche feierlich über Treppen durch Lorbeern und Cypressen zur Bühne aufstiegen, harmonierten mit der Stimmung, welche die Phantasie umfangen hielt und sie zurückführte zu vergangenen Jahrtausenden. — Ein Stück erhabenes, klassisches Altertum war lebendig geworden, und, als vom azurblauen Himmel, an dem Millionen Sterne in südlichem Glanze leuchteten, der Mond seinen Gruß hinuntersandte zu all den Tausenden, als auf den uralten Wänden die Lichtschatten vorbeihuschten, da offenbarte sich in zauberhafter, bezwingender Weise die wundervolle Macht, die feierliche Kraft des französischen Bayreuths.

Das Spiel ist aus, und wie zartes Spinngewebe, in das eine rohe Hand greift, zerreißt die Stimmung. Man applaudiert, man johlt, man schreit, man trampelt, und gleich Lorbeerkränzen fliegen von allen Seiten Hunderte von Kissen, welche als improvisierte Sitze die Steinfliesen bedeckten, auf die Bühne. Eine seltsame Huldigung. Diese Zuhörer sind von einer urwüchsigen Naivetät, eine Stimmung vor und nach der Vorstellung ist ihnen fremd, nur das, was sie auf der Bühne sehen, von ihr herab hören, fesselt sie; ist das Spiel aus, dann sind sie wieder ganz Provençalen voll Temperament und Fröhlichkeit!

Nahezu zwei Jahrtausende ruhen auf dieser Stätte, und was einst in vorchristlicher Zeit römischer Cäsaren Pracht und Macht erstehen ließ, das steht noch da in gewaltigen Fragmenten, die so unüberwindlich fest ausschauen, als könnten sie auch den nächsten zwei Jahrtausenden Trotz bieten; wenn einst in diese Stätte eine Kunst eingezogen sein wird, die aus einem nationalen Geiste entspringt und der ganzen Welt Neues, Wahres, Schönes und Tiefes kündet, dann wird Orange vielleicht den stolzen Titel „das französische Bayreuth“ führen dürfen. An der Spitze dieses Bayreuths steht ein feinsinniger Poet, Paul Mariéton, der natürlich auch zu den Félibres gehört. Er hat bereits das Interesse der französischen Regierung für Orange, das eine Staatssubvention erhält, wachgerufen. Geld ist hierbei aber nicht die Hauptsache.

Der geheimnisvolle Zauber, der von dem Théâtre antique in Orange ausgeht, muß erlebt werden, damit man ihn versteht und empfindet, aber er geht von einem interessanten, antiken Schaustück aus und nicht von einer großen, jungen Kunst.

Alfred Holzbock.

Herbst und Heide.

Drei Gedichte von Ernst Behrend.

Das Korn liegt unter Dach und Fach,
Das Obſt reift an den Bäumen,
Der Sommer rüſtet ſich gemach,
Dem Herbſt das Feld zu räumen.

Da regt es ſich gar wunderſam
Im weiten Reich der Heide,
Es iſt, als ob ein König kam
In feſtlich ſchönem Kleide.

Es iſt, als ob auf goldner Bahn
Das Jahr zurück möcht' ſchweben.
Hier hebt kein herbſtlich Sterben an.
Hier quillt jetzt junges Leben.

Bald blühet purpurn Strauch an Strauch
Das Zwerggewächs der Heide.
Mich dünkt dies ſchier wie Oſterbrauch,
Wie Maien-Augenweide.

Spät zog fürwahr der Lenz hier ein
Mit einem Reſt von Gaben:
Die Heide will für ſich allein
Stolz ihren Frühling haben.

Ich geh' im Abendſonnenſchein
Und geh' ſo mutterſeelenallein
Über die rote Heide.
Mein Schatten, der begleitet mich nur,
Müd' folg' ich ihm auf der dunkeln Spur.
Ich folge meinem Leide.

Wie lange ſchon, und wir gingen zu zwei'n
Im milden Abendſonnenſchein
Auf ſtillen Heidewegen.
Wir ſahen uns ins Angeſicht
Und ſahen nichts als Licht und Licht.
Wir gingen dem Glück entgegen.

Nun weiß ich einen Hügel klein,
Verklärt vom letzten Tagesſchein,
Jenſeits der roten Heide.
Ich aber wandre hinein in die Nacht,
Und wenn die Sonne neu erwacht —
Ich wandre weiter im Leide.

Aus dem ſtachen Heideboden
Ragt empor ein Kranz von Steinen.
Weiße Birkenſtämme ſtehen
Um das ſtille Hünengrab.

Goldgelb fiel das Laub hernieder
Und umhüllt die Rieſenblöcke,
Rings, ſoweit die Blicke reichen,
Blüht das Kraut in roſ'ger Glut.

Welchen prächt'gen Purpurmantel
Schuf die Heide dir zum Bahrtuch,
Drauf die güldne Krone legend,
Alter Langobardenheld!

Neues vom Büchertiſch.

Von

Heinrich Hart.

Die alte Geſchichte, die ewig neu bleibt. So ewig alt und ewig neu wie Sonnenaufgang und Frühlingsluft, Blühen und Welken, Sehnſucht und Entſagung. Wieder einmal die alte Geſchichte von der Liebe iſt es, die Georg von Ompteda in ſeiner „Radlerin“ (Berlin, Fontane & Co.) erzählt, ſo ſchlicht und ſo prunklos, als wäre ſie eine Erfindung von geſtern; zum tauſendſtenmale hören wir ſie, und es iſt doch ein Klang in ihr, als vernähmen wir ſie zum erſtenmal. Ewig bleibt die Empfindung dieſelbe, aber wie ſie ſich äußert, wie ſie entſteht, unter welchen Bedingungen ſie erwächſt und verblüht, das gibt der uralten Weiſe immer wieder ein neues Gepräge, einen neuen Ton. Millionen Herzen haben ihren Zauber gekoſtet, und doch hat ſie auf jedes ſtets wie eine nie geahnte, nie gehörte Offenbarung gewirkt, ſo jung und morgendlich heute, wie in den Tagen der Moabiterin Ruth und der Karthagerin Dido. Zwiſchen den Ähren fand Ruth das Glück, den Jagdſpeer in der Rechten erjagte es die karthagiſche Königin, über die Kloſtermauern hinweg ſpann ſich das Sehnſuchtsband zwiſchen Abälard und Heloiſe, durch gezückte Schwerter hindurch fand Romeo den Weg zu Julia Capuletti. Jede Liebesgeſchichte hat ihr beſonderes Drum und Dran, je nach Zeit und Ort. Und ſo erſcheint es ganz angebracht, wenn die Liebe heutigentags zur Abwechſelung einmal das Zweirad ſich dienſtbar macht. Schwerlich wird das jüngſte Liebespaar der Literatur — Rudolf und Lolo — ſo hohen Ruhm erringen, wie ſeine Vorgänger Eros und Pſyche, Pyramus und Thisbe, Abälard und Heloiſe, Romeo und Julia, Fauſt und Gretchen, Don Quixote und Dulcinea, Werther und Lotte. Aber von dem Innerlichſten und Weſentlichen, was an dieſen Liebesverhältniſſen entzückt, ſteckt ein gut Teil auch in der Geſchichte vom Grafen Tondern und ſeiner Radlerin. Äußerliche Verwickelungen ſpielen in der Erzählung nur eine geringe Rolle, die Darſtellung des Empfindungslebens überwiegt, und vielfach nimmt ſie einen echt lyriſchen Charakter an. Wie zwei junge Herzen ſich zu einander neigen und wie ſie nun all das Hangen und Bangen, das Himmelhochjauchzen und zu Todebetrübtſein, von dem die Dichter aller Zonen nicht müde werden zu ſingen, ihrerſeits durchproben müſſen, das zeichnet Ompteda in lebendigen, bald zarteren, bald derberen Zügen. Es iſt nicht ſeine Art, geniale Ausnahmemenſchen, höchſte Leidenſchaften, tiefſtes Ringen zu geſtalten. Seine Helden ſind aber ebenſowenig Durchſchnittsmenſchen, ſie ſtehen zumeiſt ein wenig abſeits von der Maſſe, und ihr Empfinden iſt von feinerem Gepräge, als es ſo durchweg im Lande des Brauchs iſt; nur entſpricht ihr Können nicht ihrem Wollen, ihre Thatkraft nicht ihrem Gefühlsreichtum und die Tiefe des Gefühls nicht ſeinem Umfang. Sie erſcheinen deshalb mehr als Lebensdilettanten, denn als Lebensgenies. Einer aus dieſem Geſchlecht iſt auch der neue Romeo Rudolf Graf Tondern. Er iſt noch ſehr jung, doch iſt ſein eigentliches Weſen ſchon deutlich erkennbar; er erinnert an eine andere Geſtalt, der Ompteda ein Buch gewidmet hat, an den „Ceremonienmeiſter“; als dieſes Muſter eines äſthetiſchen Weltmannes noch nicht Greis, ſondern dreiundzwanzig Jahre alt war, muß er ſich ähnlich präſentiert haben wie Graf Tondern. Der junge Herr beſitzt irgendwo in Böhmen eine Standesherrſchaft. Aber ſein Daheim hat er dort nicht, er treibt ſich in der Welt umher, überall und alles mögliche flüchtig genießend, ohne irgend einer Sache auf den Grund zu gehen. Mit Vorliebe weilt er in Dresden, und dort ſieht er eines Tages auf dem Feſt eines Radfahrerklubs ein Mädchen, das ihn ſofort beſtrickt. Sie hat nichts Glänzendes und Beſtechendes, und ſo hübſch und niedlich ſie iſt, ragt ſie doch weder körperlich noch ſeeliſch über den Durchſchnitt hervor. Aber danach fragt ein junges Blut nicht, wenn es einmal in Wallung gekommen iſt. Und den Grafen Rudolf „hat es“, wie der Berliner ſagt, vom erſten Augenblick an, wo er die Maid geſehen, gründlich. Sein Empfinden kennt und

sucht nichts anderes mehr als sie; er ruht nicht, bis er ihr Heim, ihren Namen aufgespürt hat, bis er sie dazu gebracht hat, mit ihm gemeinsam zu radeln. Und wie nun die beiden Leutchen sich näher und näher kommen, bis zum ersten Kuß, zum Du und Du, zum stillverschwiegenen Kosen und Tändeln, wie sich ihr ganzes Wesen, ohne daß sie sich dessen bewußt werden, mit drängender Sinnlichkeit erfüllt, — diese alltägliche Geschichte trägt der Erzähler so reizvoll, so lebensvoll in jedem Zuge vor, daß man ihre Entwickelung mit einer wahren Spannung verfolgt. Lollo Lehmann ist der Name der geliebten Dame, und ebenso unromantisch erscheinen die Verhältnisse, in denen sie lebt; dürftig nach allen Seiten hin. Der edle Graf aber stößt sich daran nicht im geringsten, er ist bereit, vom Fleck weg seine Lollo zu heiraten und den Polamentier Lehmann Schwiegervater zu nennen; von Standesvorurteilen weiß er sich gänzlich frei. Trotzdem erfährt das Liebesglück mit der Zeit allerlei Trübungen; der kleinbürgerliche Sinn der Geliebten und ihre *geistige* Unebenbürtigkeit erregen in dem Grafen, wenn er sich auch den Grund nicht immer klar eingesteht, allerlei Unbehagen. Und so wirkt es nicht sonderlich überraschend, daß sich der Graf zuguterletzt in einer schwachen Stunde von dem besorgten Vater Lehmann das Ehrenwort abpressen läßt, den Verkehr mit Lollo aufgeben zu wollen. Dieser Eingriff von außen ist künstlerisch nicht unbedenklich; feiner wohl hätte es gewirkt, wenn die Geschichte ihren natürlichen, rein innerlichen Verlauf genommen hätte. Aber nur die Katastrophe hat etwas Gewaltsames. Das Schlußbild ist wieder ganz Leben, ganz folgerichtig. Einige Zeit nach dem Bruch sieht der Graf die einst Angebetete wieder. Sie schwebt stolz am Arme eines anderen, eines gewöhnlichen Biedermanns vorbei, und nun den ehemaligen Liebhaber verächtlich zu strafen, schmiegt sie sich eng und zärtlich an seinen Nachfolger an. Der Graf aber empfindet nicht die geringste „Bitterkeit in seinem Herzen". „Das alles war schon viel zu ferne, vergessen, versunken." Im Gegenteil, er sucht in der Begegnung einen Trost: es freut ihn, daß Lollo sich nicht unglücklich fühlt. So braucht er sich nicht mit Gewissensbedenken zu plagen und kann sich die ganze Lebensepisode in einem Abschiedsgedicht von der Seele schreiben:

Heut bin ich ihr begegnet! . . .
Kalt schritt sie vorbei,
Als sei
Ich nie in ihr Leben getreten,
Als hätte ich nie gebeten,
Die Hand ihr zu küssen, die Wange, den Mund,
Als hätte sie niemals in seliger Stund'
Mir zitternd gesagt:
„Wie kann es ein Leben
Nur ohne dich geben?"
Als hatte sie nie mich bebend gefragt:
„Liebst du mich auch?"
Als hätte nie ihres Atems Hauch
Der wogenden Brust sich entrungen,
Zu heißem Schwur mich bezwungen.
Fremd schritt sie vorbei,
Als sei
Ich nie ihr der Nächste von allen,
Von allen Menschen der Welt gewesen . . .
— — — — — — — — — — —
Schreite nur immer an mir vorbei,
Als sei
Ich dir nie begegnet:
Einst hast du mich Armen glücklich gemacht,
Trennt uns auch nun die Lebensschlacht:
Bleibe gesegnet!

Eins ersieht man schon aus dieser flüchtigen Übersicht, daß die Radfahrten der beiden Liebesleute keinen Weisensbestandteil der Erzählung bilden. Aber sie geben zu Schilderungen Anlaß, aus denen es wie ein frischer Lufthauch, wie Sonnenatem und Erdgeruch den Leser anweht. Und damit knüpft sich auch in dieser Richtung Modernstes an Urältestes an.

Das Rad hat die Wanderlust neu belebt. Es gibt jedoch ein Geschlecht von Wanderern, das heute wie ehedem statt des Pedals den Erdboden tritt und von jeher auf des Schusters Rappen angewiesen ist. Auf Rappen, die nur zu oft Schindmähren heißen könnten. Das ist das Geschlecht der pilgernden Fecht- und Sonnenbrüder, deren Masse der Handwerksbursche bildet, zu dem aber auch Tausende zählen, die von der Lebensflut an den Strand geworfen sind und die zu schwach, zu gleichgültig, zu bequem sind, sich wieder in den wogenden Strom zu stürzen, der unabläßiges Ringen erfordert. Von diesen Zigeunern der Civilisation, von ihrem Leben und Treiben, ihrem Denken und Fühlen entrollt Hans Ostwald in seinen „Vagabonden" (Berlin, B. P. Cassirer) ein packendes, wirklichkeitstreues Bild, das man nur noch reicher und vollständiger wünschen möchte. In seinem Aufbau läßt das Buch manches zu wünschen übrig, auch stilistisch ist es nicht überall gleich reif und vollendet, aber für diese Mängel entschädigt die lebendige Frische des Inhalts und die Eigenartigkeit des Stoffes. Und immer wieder zeugen einzelne Schilderungen von einer starken künstlerischen Begabung. Zweifellos beruht das Buch im wesentlichen auf eignen Erlebnissen des Verfassers; er selbst ist offenbar einmal „auf der Walze" gewesen, und das gibt seinen Berichten den rechten Reiz, man merkt ihnen an, daß sie mehr als litterarische Mache, daß sie aus tiefem Mitempfinden erwachsen sind. Ostwald erzählt von einem jungen Manne, der infolge eines Zwistes mit seinem Vater das Elternhaus verläßt und sich auf die Wanderschaft begibt, ohne Ahnung, wie sehr das Leben auf der Walze seinen gesellschaftlichen Gewohnheiten, seinen Ansprüchen, seiner feineren Bildung widerstreitet. In den Pennen lernt er Zigeuner aller Art kennen; junge Handwerker, naiv und harmlos, die zum erstenmal sich in die Welt hinaus wagen; ältere Fechtbrüder, die trotz allen Suchens keine Arbeit finden können oder keine Lust mehr haben, zu suchen; Deklassierte, die ein Fehltritt aus ihrer Laufbahn gebracht hat und die rettungslos der Verlumpung verfallen sind; „geborene" Strolche und Bettler von Profession. Jede dieser Gruppen hat ihre gemeinsamen Merkmale, ihre gemeinsamen Charakterzüge, innerhalb der Gruppen aber zeigen

die einzelnen oft eine ausgeprägte Besonderheit. Mit allen kommt der junge Wandersmann in engere oder losere Berührung. Solange er noch über einige Mittel verfügt, erträgt er das neue Leben mit ziemlichem Gleichmut, wenn ihn auch manchmal der Ekel vor den Eß- und Schlafstätten zu übermannen droht. Als er aber nichts mehr sein nennt und sich ganz aufs Fechten angewiesen sieht, da geht es fürchterlich rasch mit ihm bergab; seine Widerstandskraft erschlafft in jeder Beziehung, seine sittlichen Anschauungen verlieren jeden Halt, und mit dem äußeren Menschen verroht und verlumpt der innere. Zum Glück erfährt sein Schicksal, ehe er ganz heruntergekommen ist, von außen her eine Wandlung, und er kann im Vaterhause sich von aller Pein erholen. Die seelische Entwicklung ist nur dürftig angedeutet, und der Schluß wie der Anfang der Erzählung könnten im Ton etwas tiefer und voller gestimmt sein. Um so fesselnder sind die Kapitel, die den Kern des Buches ausmachen, die Schilderungen des Vagabundenseins. Es ist freilich kaum möglich, sie rein ästhetisch zu genießen; der sociale und ethische Inhalt, den sie bergen, erdrückt beinahe den künstlerischen Eindruck. Als Ganzes wirken die Bilder beklemmend und beängstigend wie ein Albdruck; man glaubt hier und da eher in Dantes Hölle einen Einblick zu thun, als in ein Menschentreiben, das sich am hellichten Tage im neuen Deutschen Reiche abspielt. An humoristischen Zwischenscenen ist kein Mangel, aber auch das Humoristische hat kaum etwas Fröhliches, es gemahnt nur zu sehr an die wirren, fratzenhaften Bilder des tollen Höllenbreughel. Seinen Höhepunkt erreicht das Buch in der Scene, in der das ganze Gelichter, Männer und Weiber, sich in einer Scheune zum Tanze vereinigt; hier gibt Ostwald auch künstlerisch sein Bestes. Die einzelnen Figuren sind zum Greifen deutlich, Beleuchtung und Farbe durchaus stimmungsvoll in ihrer grellen Wildheit, und der sprachliche Ausdruck ist ebenso derb und unverhüllt wie charakteristisch.

„Das Mädchen stieß eine kleine Thür in dem Scheunenthor auf — wir standen vor einem Haufen wüsttanzender Weiber und Kerle, beschienen von zwei Stallaternen. Über die als Gastraum dienende Tenne hinweg waren zwei Stangen von Heuboden zu Heuboden gelegt — an ihnen schwebten die matt schimmernden Lichtspender über den wirren Knäuel flatternder Röcke, beschmutzter Jacken, bloßer Füße und fettiger, glühender Gesichter mit stieren Augen. Rechts saß ein alter verwachsener Greis und drehte unermüdlich an seinem kleinen Kasten, aus dem, trotz seines hastigen Dudelns, nur abgerissene Klänge eines Rheinländers — ab und zu auch tonloses Pfeifen und dann wieder nichts als die krächzenden Töne der Begleitung kamen, der die führenden Klänge der Melodie fehlten. Aber was er nicht gab, ersetzten sich die Tanzenden durch allgemeinen Gesang: „Es kam in tiefer Mitternacht ein Färber einst nach Haus“ ꝛc. Bis jetzt hatten wir erstaunt von der Thüre aus zugesehen, da packte mich plötzlich ein Weib um die Hüften und riß mich in den Strudel mit hinein. An ihrem Gekreisch erkannte ich die Mutter Jette. Sie riß mich mit herum, und im Schwindel, der mich bald ergriff, drehte ich mich nach dem Liede: „Sturm, Blitz, Kanonendonner! ...“ Mutter Jette ließ mich los. Sofort kamen ihre Tochter und noch einige Weiber. Da war so ein altes verschrumpeltes Geschöpf mit glänzendem, hagerem Gesicht. Sie schielte mich mit begehrlichen Augen an ... Eine andere hochgewachsene junge Frau warf sich mir sofort an die Brust: „Ach du vielgeliebter, einziger Mann! Gott, wie liebe ick dir!“ ... Schanvoll zog sie sich ihre zerfetzte Schürze über das lachende Gesicht ... Die Umstehenden kreischten laut lachend auf: „Ach, die Fenus von Müllern hat et doch am besten raus.“ Sie erklärten mir, daß die Müllern die geschiedene Frau eines Geheimrats sei. Sie heiße in Kundenkreisen Fenus von Müller, weil sie von sich sage, sie sei einst so schön gewesen wie eine gewisse Fenus ...“ Es folgt dann eine greuliche Balgerei, bei der das Blut nur so spritzt. Schließlich feiert man Versöhnung im Fusel. „Ein zehnjähriges Mädchen war nach Schnaps geschickt worden. Als es nicht wiederkam, suchten wir es und fanden es auf dem Hofe neben dem Misthaufen; es hatte die halbe Flasche ausgetrunken. Der Vater schimpfte und stieß es mit den Füßen, die anderen jauchzten über das schlaue Ding. Ein Schwertrunkener fiel über mehrere kleine schlafende Säuglinge. Eins mußte wohl einen bösen Schaden erlitten haben, es schrie noch nach Stunden, den Wimmerkasten übertönend. Einige erfahrene Schicksen trösteten die Mutter: „Det is janz jut; so'n krankes Schrabbinchen is besser wie der feinste Kohl, det bringt noch am meisten in. Und 'n kranker Krüppel kriegt von jedem wat. Der hat's später mal am besten!“ Eine Schicke lieh sich das Kind auf eine Woche gegen eine Mark. Aus einem Winkel kroch ein Krüppel zwischen die tanzenden Weiber und schlug voll Ärger um sich. An den Röcken riß er sie zu Boden. Sie lachten und kreischten. Eine schrie, auf seine Beine weisend, die bis zum Knie fehlten: „Mensch, wo haben se dir denn 'ne Etage kürzer gemacht?...' Von den sonstigen Einzelheiten der Scene läßt sich hier an dieser Stelle unmöglich etwas anführen; das Mitgeteilte wird auch gerade genügen. Charakteristisch für die Vagabunden ist die völlige Knochenlosigkeit ihres Wesens, die Feigheit der anderen Welt gegenüber, die den Haß weit übertrifft. Nur einmal erzählt Ostwald von einem, der sich in wilder Wut gegen den ewigen Störenfried, den Gendarmen, auflehnt und an ihm sein Mütchen kühlt. Im Verkehr miteinander zeigt sich ebensoviel Gutmütigkeit wie roher Egoismus, der den anderen zu überlisten und ihm wegzuschnappen sucht, was sich nur eben erkapern läßt. Solidarisch fühlen sich die Zigeuner im allgemeinen der bürgerlichen Gesellschaft, besonders der Staatsgewalt gegenüber, aber auch da gibt es Ausnahmen. Zu eigentlichen Verbrechen kommt es selten, dazu fehlt es den Verkommenen an Energie. Erfreulich sind die Gedanken nicht, zu denen das Buch anregt. Es muß etwas faul sein in unserer Kultur, daß innerhalb ihrer Grenzen dies Vagabundenleben nicht nur möglich ist, sondern sogar recht üppig gedeihen kann. Nur das eine berührt beinahe humoristisch, daß diese unfruchtbaren Schmarotzer am

Volkskörper doch noch eine ganze Industrie in Brot und Nahrung setzen, die Gastwirtsindustrie der Herbergen, Pennen und Kaschemmen.

Von einem anderen Wandervolk, von anderen Heimatslosen — heimatslos freilich nur im bedingten Sinne — von den Landsleuten des ewigen Pilgers Ahasver erzählt Friedrich Fürst Wrede in seinem Roman „Die Goldschilds“ (Berlin, Ernst Hofmann & Co.). Die Aufgabe, die der Dichter sich gestellt hat, ist im Rahmen eines einzigen Romanbandes ganz unlösbar; Fürst Wrede hat infolgedessen kaum mehr als eine Umrißzeichnung liefern können, die nur an einzelnen Stellen weiter ausgeführt, schattiert und farbig behandelt ist. Nichts Geringeres versucht Wrede zu bieten, als die äußere und innere Geschichte des deutschen Judentums seit seiner Emancipation. Eine Geschichte in dichterischer Form, die an typischen Vertretern des Judentums die Kulturbedeutung der Rasse, sowie die seelische und geistige Entwickelung des einzelnen Juden nachweisen will. Fünfzig Jahre, drei Menschengeschlechter umspannt der Roman, und sein Umfang beträgt nur dreihundert Seiten. Da ist es fast selbstverständlich, daß die Erzählung des öfteren zu einer bloßen Berichterstattung wird, daß an Stelle eines umfassenden poetischen Gemäldes mehrfach eine kurzgedrungene Abhandlung tritt und psychologische Entwickelungen von schwerverständlicher Art mit ein paar Zeilen erledigt werden. Es ist schade um diese Knappheit, denn in jenen Scenen, die bis ins kleinste künstlerisch ausgearbeitet sind, offenbart sich ein bedeutendes Erzählertalent, das in der Charakteristik wie in der Schilderung Anziehendes und Fesselndes leistet. Freilich steht dies Talent vor der Hand noch ganz im litterarischen Banne Zolas; bis auf stilistische Einzelheiten erstreckt sich der Einfluß des Franzosen. Mit der Gesamtgeschichte des Judentums, mit seinen Sonderanschauungen, der Art seines Lebens und Empfindens zeigt sich Wrede aufs tiefste vertraut, wenn man auch hier und da herausmerkt, daß er das jüdische Sein und Denken nur als ein sorgsam Beobachtender, nicht als ein innerlich Miterlebender kennen gelernt hat. Jedenfalls aber gehört die Thatsache, daß es gerade der Sprößling eines deutschen Fürstenhauses ist, der diesen Roman geschrieben hat, mit zu den Zeichen unserer Zeit.

Drei Vettern Goldschild sind es, deren Lebensgeschichte Wrede vorführt, jeder ein echtes Kind seines Volkes und doch von den beiden anderen so verschieden wie möglich. Alle drei verleben ihre Jugend in der böhmischen Stadt Chieich und wandern dann nach Wien aus, um hier ihre Bestimmung und Lebensaufgabe zu finden. Am einfachsten gestaltet sich die Laufbahn des Vetters Raphael. Er hat sich schon als Knabe dem orthodoxen Glauben entfremdet und sich ganz der jüdischen Mystik hingegeben. In Wien wird er im Handumdrehen katholisch, heiratet eine dralle Bauernmaid, erwirbt ein Paramentengeschäft, das ihm den ständigen Verkehr mit dem geliebten Klerus sichert, wird alle Tage frömmer und fetter und zeugt einen Sohn, der — man möchte sagen natürlich — sich der Kirche widmet und als — christlich-socialer Agitator alle Mitkämpfer aus wien-germanischem Blut an Fanatismus übertrifft. Im schroffen Gegensatz zu dem Gemütsmenschen Raphael entwickelt sich der Vetter Isak. Eine geborene Raubtiernatur, erfüllt ihn von frühauf nur die eine Gier nach Geld und nach der Macht, die das Kapital gewährt. Kein Mittel ist ihm zu niedrig und gemein, um dieser Gier Sättigung zu verschaffen. Mit jener Energie, die rücksichtslos fremdes Wohl dem eignen opfert und selbst den Weg über Leichen hinweg nicht scheut, bringt es Ehren-Isak schließlich dazu, Herrscher im Reiche des Mammons zu werden und Million auf Million zu häufen. Diese Erwerbssucht ist aber kein Mittel für ihn, um sich Behagen oder Glück zu sichern, sie ist reiner Selbstzweck; wie der Künstler sich gedrängt fühlt zu schaffen, unbelorgt, ob das Schaffen irgendwem zum Heile gereicht, so treibt den Mammonssklaven ein innerer Zwang, seine Geldgier um jeden Preis zu stillen oder vielmehr ohne Stillung fort und fort zu nähren bis zum letzten Atemzuge. Das Glück hält sich denn auch von dem Vernichter so vielen fremden Glückes fern. Isak erfährt noch auf der Höhe seines Lebens, daß er seine Schätze nur gesammelt hat für Erben, die er nicht kennt; nach seinem Tode werden sie zerstreut werden und der Allgemeinheit zu gute kommen, der sie entrissen worden sind. Isaks einziger Sohn ist von Kindheit an ein alberner Taugenichts, der ohne Sinn und Verstand vergeudet und zuguterletzt dem Blödsinn verfällt; Isaks Enkel aber siecht inmitten eines märchenhaften Prunkes ohne Kraft zu genießen dahin und stirbt noch als Knabe. Am Ende seiner Laufbahn steht der Alte so allein und vereinsamt wie am Anfang. Der dritte Vetter David repräsentiert den Idealismus und die jüdische Intelligenz. Er kämpft auf den Barrikaden für die Emancipation seines Stammes, versitzt dann die Errungenschaften der Revolution als Journalist und stellt schließlich als Arzt seine Kräfte in den Dienst des Allgemeinwohls. Durch alle Enttäuschungen hindurch wahrt er sich seine freie und humane Gesinnung. Die Hoffnung aber, daß sein Stamm mit dem Volke, dessen Kultur und Arbeit er teilt, zu einem Ganzen verschmelzen werde, sieht er nicht erfüllt. Auf der einen Seite untergraben diese Hoffnung die Antisemiten, an ihrer Spitze der Priester aus jüdischem Blut, auf der anderen die Zionisten, die von einem jüdischen Sonderstaat im Lande der Verheißung nicht nur träumen, sondern ihn nach Kräften zu verwirklichen streben.

Die Objektivität Wredes hat beinahe etwas Unheimliches. Er sucht alles Menschliche nicht nur zu verstehen, sondern auch möglichst zu entschuldigen. In gleicher Weise bemüht er sich, den freisinnigen Atheisten wie den priesterlichen Fanatiker ins rechte Licht zu stellen, beide als ideale Faktoren zu werten. Und selbst für das menschliche Raubtier beansprucht er durch die Theorie vom inneren Zwang eine gewisse Teilnahme. Ein interessantes document humain ist der Roman zweifellos, seine Aufgabe aber bewältigt er nur zum Teil. Das moderne Judentum weist Züge auf, die Wrede gar nicht berührt, obwohl sie durchaus mit zu dem kennzeichnenden Gepräge der Volksart gehören.

Das Ende vom Lied.

Von

Georg Busse-Palma.

Es hat meine Heimat dort oben gelegen,
Wo der pflügende Bauer oft stille steht
Weil knirschend sein Eisen durch rostige Degen,
Zerspaltene Czapkas und Schädel geht,
Wo schwermütig singend auf Weichsel und Warthe
Aus rauschenden Wäldern der Flösser sich wiegt
Und über der modernden Polenstandarte
Weitklafternd der preußische Adler fliegt.

Dort bin ich geboren. Doch über die Heide
Zog früh schon mein Sehnen und lockte mich mit,
Als die Wildgans schrie und in schleppendem Kleide
Der Nebelkönig das Land durchritt.
Als tanzend ein Irrlicht aus brauenden Mooren
Sich zu mir herüber und über mich schwang,
Da hab' ich die Heimat für ewig verloren
Und blieb in der Fremde mein Leben lang.

Durch vielerlei Länder mit mancherlei Winden,
Breit ward meine Sohle und braun mein Gesicht —
Die Blüte des Friedens, die wollte ich finden,
Die blaue Blume, die fand ich nicht.
Und was sich für Fahnen auch über mich blähten,
Ob böhmisch, ob britisch, sie blühte nicht dort, —
Ich hab' nur viel Schuh' und viel Träume zertreten,
Und ging immer wieder und weiter fort.

Da traf ich ein Weiblein mit Kräutern und Dolden
Und hab' sie gehalten und bat sie um Rat.
Die meinte, die Blume blüht blau und golden
Für den nur, der keinen Wunsch mehr hat.
Und nur auf so stillen und einsamen Stellen,
Daß der scheueste Hirsch ohne Argwohn äst
Und Witukind selber mit seinen Gesellen
Vorüberbrausend sein Horn nicht bläst.

Nun richt' ich die Blicke erschrocken nach Süden
Und richt sie nach Norden und kenn' mich nicht aus.
So blüht sie nur denen im Kirchhofsfrieden,
Und darum blieb ich so lange von Haus!?
O du meine Sehnsucht, mag Gott dich verderben!
Was triebst du so sündhafte Possen mit mir? —
In Unruhe leben, in Unruhe sterben,
Das konnt' ich auch dort und honnetter als hier.

Das neue Bayerische Nationalmuseum zu München.
Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Zu unsern Bildern.

Das neue Bayerische Nationalmuseum in München. — Geschenk des Hamburger Senats an den Prinzen Heinrich. — Wiederherstellung der Saalburg. — Entwürfe für ein Goethedenkmal in Strassburg. — Das Denkmal der Königin Luise in Tilsit. — Die „moderne Kunstausstellung" in München.

In dem neuen Bayerischen Nationalmuseum in München, das am 29. September in Gegenwart des Prinzregenten eröffnet wurde, haben die herrlichen kultur- und kunstgeschichtlichen Juwelen, die diese wundervolle Sammlung birgt, eine ihrer durchaus würdige Fassung erhalten. Gabriel Seidl und Rudolf Seitz haben in harmonischem Zusammenwirken ein Werk geschaffen, das in jeder Beziehung selbst ein Kunstwerk allerersten Ranges ist. Es ist ihnen gelungen allen Anforderungen, die an einen solchen Bau gestellt werden, den ästhetischen sowohl wie den praktischen, vollauf gerecht zu werden. Es wurde hier eine unermeßliche Gedankenarbeit geleistet. Es galt, für eine Sammlung, die das ganze Gebiet menschlicher Bethätigung umfaßt, Räume zu schaffen, in die sich die von den Vorfahren überkommenen Schätze harmonisch einfügten, möglichst so, als ob sie von vornherein für diese hergestellt worden wären. Und es galt zugleich, sie so zu ordnen, daß sie eine leichte Uebersicht gewährten und dem Beschauer überall zugänglich blieben. Sollen die Sammlungen doch zugleich dem Künstler, dem kunstgeschulten Handwerker und dem Manne der Wissenschaft eine Quelle der Anregung und Belehrung sein. Wie scharf man diese Aufgabe des Museums im Auge behalten hat, beweisen die Kopiersäle und Werkstätten, die ihm einverleibt worden sind.

Die ungeheuere Aufgabe ist glänzend gelöst worden. Für alle in den Sammlungen schon vorhandenen Holzdecken, Täfelungen, Treppen, Fenster und was sonst noch nicht nur vom Hausrat, sondern auch von den Häusern selbst der Vorfahren sich hier erhalten hatte, wurde ein Platz beschafft. Für jeden Stil, den die fortschreitende Kunstentwickelung hervorrief, entstanden Räume, in die die Erzeugnisse der betreffenden Stilepoche sich einfügten, als wären sie von vornherein für sie bestimmt gewesen. So erhält der Besucher einen unvergleichlich reizvollen Ueberblick über die Entwicke-

Gabriel Seidl und Rudolf Seitz,
die Erbauer des Nationalmuseums zu München.

lung der deutschen Kunst im weitesten Sinn des Wortes, von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Der deutschen Kunst, denn es hat sich ja so gefügt, daß das heutige Bayern auch noch die fränkischen Städte umfaßt, die Jahrhunderte hindurch die Sitze der am höchsten entwickelten Kunstindustrien des ausgehenden Mittelalters waren und Teile jener Pfalz, deren Fürsten fast zu allen Zeiten die Kunst liebten und pflegten.

Entsprechend seinem ganzen Charakter besteht der Bau nicht etwa nur aus einem großen Palast, er umfaßt vielmehr einen ganzen großen Komplex von Bauten, mit vielen Höfen und lauschigen Winkeln, in denen Kreuzgänge, Lauben, Brunnen, Standbilder ꝛc. ihren stimmungsvollen Platz gefunden haben. So bietet er denn allerorten einen Anschauungsunterricht ohnegleichen. Der Stil erwächst aus den Bedürfnissen der Zeit, erst indem wir das Kunstwerk, das Erzeugnis des Kunstgewerbes, im Rahmen des Zeitabschnittes sehen, in dem es entstand, verstehen wir, warum es so werden mußte, wie es wurde. Wer einen Plafond in einem Rokokoschlößchen malte, konnte garnicht auf den Gedanken kommen, in ihm eine herbe, schwere Stimmung zum Ausdruck zu bringen; wer ein Uhrgehäuse für ein Gemach in ihm bildete, nicht ein Werk schaffen, das zu den Zimmern in einem Bürgerhause des Zeitalters der Reformation gepaßt hätte.

Die Empfindung für den Stil kann sich, wie jede andere künstlerische, nur ausbilden durch den möglichst oft wiederholten Anblick des Stilgerechten. Dadurch, daß hierzu in dem neuen Museum reichste Gelegenheit geboten ist, wird die deutsche Kunst, wird vor allem auch das deutsche Kunstgewerbe die erfolgreichste Anregung erfahren. War schon bisher der Besuch Münchens für jeden der Kunst Beflissenen unentbehrlich, so wird das von jetzt ab erst recht der Fall sein.

Der Prinzregent hat die Bedeutung, die er der künstlerischen That von Seidl und Seitz beimißt, dadurch bekundet, daß er beiden den Adel verlieh.

Unsere Abbildungen zeigen außer der Frontansicht des Hauptgebäudes und den Porträts der beiden Künstler das gotische Lapidarium, den Ottheinrich-Saal und den Saal Maximilians I.

An das gotische Lapidarium, das ein echtes steinernes Sterngewölbe hat und eine Sammlung von Altären, gottesdienstlichen Geräten, Schnitzereien u. s. w. enthält, schließen sich eine ganze Reihe gotischer Zimmer, die seine Fülle von

Das gotische Lapidarium.
Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Schätzen bergen: herrliche bunte Fenster, köstliche Zimmerdecken, Gemälde, Geräte jeder Art. Der Ottheinrich-Saal enthält natürlich Heidelberger Schätze. Höchst interessant ist hier der Staunmbaum-Gobelin. Im Saal Maximilians I. haben Gold- und Silberarbeiten von unschätzbarem Wert Aufstellung gefunden. Hier befindet sich auch der berühmte Kunstschrein aus Elfenbein vom Meister Christoph Angermaier. Maximilian I. war ein ganz besonderer Freund des Elfenbeins und versuchte sich auch selbst als Schnitzer.

Säulenkapitäl im kleinen Waffensaal. Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Der Hamburger Senat hat dem dritten Sohn des Prinzen Heinrich, der den Namen seines Vaters führt, als Patengeschenk eine Nachahmung des Hamburger Admiralitätsschiffes vom Jahre 1755 gewidmet. Das aus Silber hergestellte Kunstwerk ist von Alex Schönauer-Hamburg geschaffen. Der Schiffsbauch birgt ein Kästchen, das, wenn die Luken geöffnet sind, durch einen Flaschenzug emporgehoben wird, und Messer und Gabel, einen großen und einen kleinen Löffel enthält.

Es wird unsere Leser interessieren ein Bild von dem Prätorium der Saalburg zu erhalten, deren Rekonstruktion am 11. Oktober Anlaß zu einem prächtigen Fest gab. Der Kaiser und die Kaiserin haben der Grundsteinlegung beigewohnt. Die lateinische Urkunde, die dem Stein einverleibt wurde, ist vom Professor Mommsen verfaßt, der Prolog, der das Fest einleitete, von Joseph Lauff. Das Prätorium bildet ein Rechteck von 60 : 45 Meter Größe.

Als Straßburg wieder deutsch geworden war, mußte mit innerer Notwendigkeit in seiner Bürgerschaft der Wunsch entstehen, dem jungen Goethe ein Denkmal zu setzen. Hat doch kein anderer in der alten Stadt so viel empfangen und ihr so viel geboten wie Goethe. Empfangen! indem Goethe hier die bedeutungsvollsten Eindrücke erhielt: Hier ging ihm zuerst das Verständnis auf für deutsche Art und Kunst; hier eröffneten ihm zugleich Herders Reden die weitesten Ausblicke; hier liebte er so tief und rein, wie nie wieder. Was immer in seinen Dichtungen am unmittelbarsten zu deutschen Herzen spricht, dazu ist in der Straßburger Zeit der Keim gelegt worden. Der Fremde mag die Werke des Mannes mehr bewundern, uns ist der Jüngling, der noch alles als Deutscher empfand, besonders lieb und wert. Gegeben aber hat Goethe Straßburg die Liebe jedes gebildeten Deutschen. Seit er uns von seiner Straßburger Zeit erzählte, vom Münster und dem schlichten Mädchen in Sesenheim, seitdem konnten wir uns nicht mehr darein finden, daß die „wunderschöne Stadt“ nicht mehr eine deutsche sein sollte. Wenn, sobald der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, der Entschluß in allen deutschen Herzen feststand, Straßburg um jeden Preis wieder zu gewinnen und nie wieder zu lassen, so war das Goethes Werk.

Wir bringen heute zwei Entwürfe zu dem Straßburger Goethedenkmal, den preisgekrönten von Ernst Waegener und einen zweiten von Gustav Eberlein. Da sich an die beiden eine lebhafte, die Künstlerschaft viel beschäftigende Fehde geknüpft hat, so wird es unsere Leser doppelt interessieren, die beiden Entwürfe kennen zu lernen.

Für Tilsit hat Gustav Eberlein das Denkmal der Königin Luise geschaffen, das unsere Abbildung zeigt.

Details aus dem Ottheinrich-Saal mit dem Bett seiner Gemahlin und seinem Stammbaum-Gobelin. Nach einer Aufnahme der Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. München.

Saal Maximilians I. Nach einer Aufnahme der Verlagsanſtalt F. Bruckmann A.-G. München.

Der Künſtler iſt mit Recht dem Typus treu geblieben, den die deutſche Kunſt für die Darſtellung der edlen Königin ausgebildet hat, und hat ſich darauf beſchränkt, ihn überaus reizvoll auszugeſtalten. Die Roſe in ihrer Hand mahnt daran, daß ſie einſt in Tilſit vergeblich um Magdeburg bat. Sie hat es leider nicht erlebt, in wie ganz anderem Umfange einſt ihr Sohn über deutſches Land herrſchen ſollte, als damals irgend vorauszuſehen war.

Geſchenk des Hamburger Senats an den Prinzen Heinrich.

Einen überaus luſtigen Scherz in großem Stil haben eine Anzahl Münchner Künſtler inſceniert, indem ſie auf der Oktoberwieſe in einem eigens für ihre Zwecke errichteten Gebäude eine parodiſtiſche Oktober-Ausſtellung eröffneten. Das im ägyptiſchen Stil gehaltene mit Meduſenköpfen geſchmückte Haus machte ſchon als ſolches einen erheiternden Eindruck. Es beſtand aus zwei „Sälen“ und einem Oberſtock und als Hüterin waltete eine

Äußeres und Inneres des Prätoriums der Saalburg nach der Wiederherſtellung.

Mit dem 1. Preis gekrönter Entwurf von Ernſt Waegener für das Goethedenkmal zu Straßburg.

Mit dem 4. Preis gekrönter Entwurf von Gustav Eberlein für das Goethedenkmal in Straßburg.

Pallas Athene, die eine ausgesprochene Vorliebe für den Genuß einer Tabakspfeife hatte. Im Innern aber wurden mit ausgelassenem Humor die Münchener und andere Meister parodiert. Ihre Schwächen, ihre Uebertreibungen, ihre Ausschreitungen wurden in der lustigsten Weise und dabei mit viel künstlerischem Können ans Licht gebracht. Von Lenbach gab es das Porträt einer „Miß Sacharin“, in Böcklins „Heiligem Hain“ war frisch angezapft worden. Jan Toorop sollte das Doppelporträt seiner Frau und seiner Schwiegermutter geliefert haben, wobei erstere als Lilie symbolisiert war, Paterson einen „Kampf der Wolken“. Von Joseph Brandt und Franz Rubaud konnte man einen Angriff wunderlich berittener Tscherkessen auf tapfere Polen bewundern, von Franz Stuck eine „Unschuld“. Auch die Plastik war vertreten. Unter anderem durch eine „Virginiade“, ein „Uberweib“, und durch einen Arbeiter, der Meunier in jeder Beziehung übermeunierte.

Das Königin Luisedenkmal für Tilsit von Gustav Eberlein.

Wir bringen heute Abbildungen von einer Anzahl von Kunstwerken, die auf den heurigen Ausstellungen besonderes Interesse erregten. Von der Ausstellung der Berliner Sezession stammt die polychrome Büste von Martin Schauß, die unser Titelbild wiedergiebt. Der Künstler hat sie „Jenseits von Gut und Böse“ genannt und so zu einem Rätsel ein zweites gefügt. Auf derselben Ausstellung befand sich „Die Braut“ von D. Y. Cameron, ein Gemälde, das durch Auffassung und Technik gleich großes Aufsehen erregte. Von der großen Berliner Ausstellung bringen wir

Blick in die Moderne Kunſtausſtellung auf der Oktoberwieſe zu München

die Bronzegruppe: „Nachklänge“ von Ernſt Müller-Braunſchweig, eine überaus ſtimmungsvolle Arbeit, und den „Araber“, der eine alte Klinge prüft, von C. Hochhaus. Ferner „Am Wüſtenbach“ — vorzüglich gemalte trinkende Löwen — von Hans Kranſe. Eine Zierde der Münchener Jahresausſtellung war der „Umgang der Kunſtreiter“ von Paul Meyerheim. Das Bild zeigt in der Lebendigkeit der Darſtellung und in der trefflichen Charakteriſierung alle Vorzüge dieſes Meiſters deutſcher Genremalerei. Ebenda befand ſich die „Samländiſche Oſtſeeküſte“ von Julius Ph. Wentſcher. Die Küſte fällt im preußiſchen Samlande ſteil zum Meere ab und die Fluten ſind im Frühling und Herbſt raſtlos am Werk, ſie zu untergraben, bis das Erdreich nachgibt und herabſtürzt, zugleich mit den vom Winde gepeitſchten und oft ſeltſam geſtalteten Bäumen, die es trug. So kamen auch die Birken zu Fall, die unſer Bild zeigt. Auch das Bild: „Holländiſcher Strandbube“ von Rudolf Poſſin fand in München verdiente Bewunderung.

Gebäude der Modernen Kunſtausſtellung auf der Oktoberwieſe.

Von großer Wirkung iſt die Magdalena von Gabriel Max. Auch die Öſtudien von Ludwig Dill, Eduard Gebhardt und Peter Janſſen werden unſere Leſer lebhaft intereſſieren. Zeigt doch jede von ihnen reizvoll die Handſchrift des Meiſters, der ſie ſchuf.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuſchriften ſind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klaſings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerſtr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: **Theodor Hermann Pantenius** in **Berlin.**

Verlag von **Velhagen & Klaſing** in **Bielefeld** und **Leipzig.** Druck von **Fiſcher & Wittig** in **Leipzig.**

Der Sieg. Statue von Matthias Gasteiger.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 4, Dezember 1900.

In der heiligen Nacht.

Von

Frida Schanz.

„Ich Benedeite unter den Fraun!“

— — — — — — — — — —

Maria spricht's in verzücktem Schaun.
Ihre seligen Thränen rieseln lind,
Sie liegt auf den Knieen vor ihrem Kind;
Ihre Augen blendet sein Strahlenkranz.
Der ganze Raum ist voll weissem Glanz.
Kein Licht im Stall, — — und doch alles licht!
In Demut neigt sie ihr Muttergesicht.
In Andacht neigt sie ihr Herz ihm zu:
„Mein Gott! Mein Knabe! Mein Wunder du!
Mein Kind, du wirst Mutter zu mir sagen!
Mein Heil, du wirst mich zum Himmel tragen!
Gottes Sohn soll über die Erde schreiten!
Ich darf seine Kinderfüsslein leiten!
Ich darf ihn betten am Herzen weich,
Meinen Sohn, mein Eigen, mein Himmelreich!

Du König der Gnade, du König der Schmerzen,
In meinem zitternden Mutterherzen
Fühl' ich schmerzendes Ahnen wehn:
Wie werden die Menschen Gott verstehn?
Wieviel Leid erwartet dich, heiss und gross,
Du lächelndes Kind, Gott, sündenlos,
Der du der Menschheit Sünde sollst tragen? — —
Du Erdenfremdling, ich darf nicht klagen.
Mein Gott, mein Kind, gib mir Mut und Mark!
Deine Mutter, mache sie mutterstark —
Deine himmlische Herrlichkeit lass mich schaun! —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Ich Benedeite unter den Fraun!"

Abb. 1. Die Hirten auf dem Felde. Münchener Schnitzereien.

Eine Krippensammlung.

Von

Fritz von Ostini.

Mit zwei Einschaltbildern und siebzehn Textillustrationen, koloriert von Curt Agthe.

(Abdruck verboten.)

Schon das Wort „Krippen“ wird dem norddeutschen Leser schier fremd klingen — im Süden Deutschlands kennt man es freilich noch wohl. Ein paar Wochen vor Weihnachten thut sich unter den Bäumen der breiten Sonnenstraße in München ein seltsamer Markt auf, der „Kripperlmarkt“. Da gibt es kleine, stoffbekleidete Madonnen, Hirten mit Taschen und mit Stab, sonderbare Püppchen mit Goldpapierkronen und steifen Brokatmänteln, Engel, Schafherden, Mohren, Felsen aus Pappe, Ställe und Ruinen aus Holz und Papiermaché mit Oechslein und Esel, Hirtenfeuer aus rotem Glas, Wacholdersträucher, Sand, Moos und glitzernden Glasstaub zu kaufen und vor allem wächserne Jesuskindlein und kleine Holzkrippen — kurz alle jene Gegenstände, aus welchen hier noch in vielen Häusern die Kinder ihre „Kripperln“ zusammensetzen, d. h. Darstellungen aus der Kindheit Jesu, die aus beweglichen Figuren in oft recht hübsch komponierten Landschaften zusammengestellt werden. Außerdem besitzt eine Reihe von Kirchen ihre „Krippen“, und es gibt ihrer noch solche, die einen gewissen Kunstwert haben und mit Geschmack eingerichtet sind. Auf

Abb. 2. Sizilianische Figur.

Abb. 3. Stadt. Aus der Moserschen Krippe in Bozen.

dem Lande hat sogar in manchen Gegenden, so in Oberbayern und Schwaben, Tirol, Oberösterreich und Steiermark, fast jedes Pfarrdorf noch seine Krippe, welche die Bilder je nach der fortschreitenden Zeit wechselt, mit der „heiligen Nacht" beginnend, mit der Anbetung der Könige meist endigend. Es ist ein anmutiges Mittelding zwischen Kinderspiel und Gottesdienst, was sich da noch erhalten hat aus alter Zeit, ein Gebrauch, der einst in hoher Blüte stand und hier im deutschen Süden wie noch vielmehr in Italien nicht weniger bedeutete als einen hochentwickelten Kunstzweig. In ihren Höhepunkten hat die italienische Krippenkunst vielleicht ebenbürtig neben der Porzellanplastik des XVIII. Jahrhunderts gestanden, die ja auch zeitlich mit ihr zusammenfiel und, wie wir sehen werden, zum Teil dieselben künstlerischen Kräfte beschäftigte.

Den Ursprung und die Entwickelung dieses eigenartigen Kultus nachzuweisen, ist nicht leicht. Die Uranfänge der Sache gehen wohl in sehr frühe Zeit zurück. Wie zu Ostern die Grablegung und Auferstehung in den Kirchen, plastisch dargestellt, den sinnenfälligen Gegenstand der Erbauung bildete, so fehlte zu Weihnachten das Bild des Jesusknaben in seiner Krippe nicht auf dem Altar; das Erlösungsidyll rührte die Gläu-

Abb. 4. Tiroler Krippe.

Abb. 5. Heilige Nacht. Münchener Schnitzereien.

bigen nicht minder als die Erlösungstragödie. Durch Jahrhunderte erhielt sich der Brauch des Kindleinwiegens. Er ist im XIV. Jahrhundert schon nachzuweisen, blühte besonders im XV. und hat im Säkulum der Reformation auch später in protestantischen Kreisen noch fortbestanden. Dann kamen die Kirchenbesucher an den Altar heran, setzten die Wiege des Bambino, die dann die Stelle der Krippe vertrat, in Bewegung, wobei

jene hübschen, oft hochpoetischen Wiegenlieder gesungen wurden, von denen unsere Litteraturgeschichte eine ganze Menge kennt. Zum Beispiel:

„Dort hoch auf dem Berge, da wehet der Wind!
Da sitzet Frau Maria und wieget ihr Kind!
Sie wieget es mit ihrer schneeweißen Hand
Und braucht dazu kein Wiegenband!
Ich wollt mich gern zur lieben Frau Maria vermieten
Ich wollt', so gern das Kindlein helfen wiegen!
Sie führt mich zu dem Krippelein,
Da thronen die lieben Engelein,
Die singen alle: Gloria!
Gelobt sei Gott — Halleluja!

Noch lange nachher war es unter anderem in Tübingen Gebrauch, auf dem Turm der Kirche das Kindlein auszustellen. Die Leute sammelten sich unten und sangen ihre Wiegenlieder. Wie die Passion nach und nach in öffentlicher, scenischer Darstellung gezeigt wurde, so auch das Krippenidyll. Zunächst wurde wohl die Anbetung der Hirten in der Kirche selbst als eine Ergänzung jenes älteren und einfachen Kultus geübt, schließlich entstanden Krippenspiele, wie sie sich bis in die neueste Zeit erhalten haben, und in diesen Spiele haben wohl unsere eigentlichen Krippen, die sich im XVI. Jahrhundert zum erstenmal nachweisen lassen, ihren Ursprung. Geschichtliches Material liegt noch wenig vor und muß in mühevoller Arbeit erst zusammengesucht werden. Herr Konservator Dr. Hager am bayrischen Nationalmuseum hat in eingehenden Forschungen viel Material zustande gebracht für sein Werk ‚Die Weihnachtskrippe', dessen Verlag uns auch den größten Teil der hier mitgeteilten Abbildungen freundlichst zur Verfügung stellt. Jedenfalls waren die Krippen zunächst liturgischer Art und nicht Objekte privater Liebhaberei. In der Geschichte der Michaelskirche zu München lesen wir, daß dort im Jahre 1607 schon eine große Krippe bestand, vor der allabendlich musikalische Litaneien abgesungen wurden. In die Darstellungen mischte sich mancher ausschmückende und romantische Zug aus den apokryphen Evangelien, so die Opferung der Hirten, von der in den vier Evangelien nicht die Rede ist, ein lauernder Räuber bei der Flucht nach Ägypten ꝛc. Die Krippe wurde in

Abb. 6. Engel. Tiroler Klosterarbeit.

Abb. 7. Münchener Schnitzerei.

sechs „Vorstellungen“ nachstehender Reihenfolge entsprechend arrangiert; 1. Heilige Nacht, d. h. Geburt Christi, wobei nur die Engel gegenwärtig waren (Abb. 5), 2. Anbetung resp. Opferung der Hirten (Einschaltbild zwischen Seite 376 und 377), 3. Beschneidung Christi, 4. Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande (Abb. 13), 5. Der bethlehemitische Kindermord, 6. Die Flucht nach Ägypten. Oft freilich sind auch je nach Neigung der betreffenden Besitzer oder Kirchenvorstände andere Momente aus dem Leben Christi, bis zur Hochzeit von Kana, ja selbst bis zur Kreuzigung dargestellt worden. Aber, namentlich bei uns in Bayern, bewegen sich die Vorstellungen meist in dem erwähnten Kreise und auch von ihm wurden und werden die Nummern 3 und 5 nicht überall ausgeführt.

Nach und nach fielen die liturgischen Ceremonien bei den Krippenvorstellungen weg, diese wurden immer volkstümlicher, und oft mag das Moment der Andacht hinter der Schaulust und der realistischen Darstellung der Volksscenen und Aufzüge ziemlich verschwunden sein. Eine große Prunkentfaltung, eine möglichst naturwahre Schilderung des eignen kleinbürgerlichen Lebens mit vielen charakteristischen Figuren kam immer mehr in Mode, ganz besonders bei den Italienern, die Landschaften — seit wann man die Krippenfiguren in realistische Landschaften stellte, ist wohl nicht nachzuweisen! — wurden mit immer größerem Raffinement ausgestattet, durch mechanische Kunst belebt, kurz der Apparat wurde immer verwickelter und künstlicher. Bei den Schilderungen des Volkes wendet man in dem kecken Anachronismus, den die volkstümliche Kunst in solchen Dingen seit ältester Zeit liebte, die Trachten der eignen Zeit an, und die italienischen Krippenfiguren geben daher kostümgeschichtlich die wertvollsten Auskünfte. Auch bei uns, und zwar in neuerer Zeit

Abb. 8. Neapolitanische Figuren.

noch, waren solche Anachronismen, die sich aber nie auf die Figuren der heiligen Familie erstreckten, gang und gäbe, und in Münchener Krippen dieses Jahrhunderts marschierten flott die allbeliebten — Kürassiere auf. Schließlich wurden Krippenspiel und Puppenspiel wunderlich verquickt, man agierte die beweglichen Figuren an Drähten und spielte die Vorstellungen, wie im Marionettentheater. Auch das komische Element fehlte natürlich nicht, das ja bei allen derartigen Vorstellungen, die so tief ins Volk gedrungen sind, sein Teil haben muß — spielten doch auch die Teufel ihre lustigen Intermezzi zur tragischen Handlung der Passionsspiele. Daß auch in protestantischen Landen das Kripplein noch vor relativ kurzer Zeit wohlbekannt war, dafür zeugt kein Geringerer, als Goethe, der von dem schönsten Tage redet, „wo's Krippchen frömmlich bunt geschmückt" ist.

Abb. 9. Engel. Münchener Schnitzerei.

Von älteren Krippen ist uns nicht viel bekannt. Im vorigen Jahrhundert aber wurde sicher in den Figuren und der übrigen Ausstattung der Krippen künstlerisch Hochvollendetes geleistet; es entstand hierdurch ein Zweig der Kleinplastik, der uns mit seinem gesunden Wirklichkeitssinn, mit seiner scharfen und feinen Charakteristik seltsam befremdlich anmutet als Produkt einer Zeit, in welcher die Großplastik in hohem Maße der Manier und Verschrobenheit verfallen und meist nur zu dekorativen Zwecken geübt war. Die zierliche Gespreiztheit der Porzellankunst weist die Krippenkunst nicht auf, auch nicht in den oft wundervoll anmutigen Madonnen und Engeln. Auch diese mußten ja zu der Gesamtheit der Figuren passen, zu den Hirten und Bauern, Bürgern und Bettlern, die in reichlicher Anzahl die Krippenlandschaft belebten. Diese waren aber von einer Naturtreue der Gesichter, Gestalten und Gewänder, daß sie uns wahrlich staunen machen, sie, die im Jahrhundert der Unnatur geboren sind. Ja in den frühesten italienischen Figuren, die wir kennen, macht sich ein Realismus bemerkbar, der direkt auf den Einfluß der Niederländer Bauernmaler schließen lassen möchte, wüßte man nur, woher dieser Einfluß kommen konnte.

Bis jetzt haben sich mit dem Studium der Krippen leider nur recht wenige abgegeben. Man sah sich hier und da vorübergehend eine schöne alte Krippe an, wunderte sich wohl auch darüber, daß an ein Spielzeug so viel Kunst und Arbeit gewendet werde, und dann vergaß man's wieder. Kein Kulturhistoriker hat sich eingehender mit der Sache beschäftigt, kein Buch wurde darüber geschrieben. Man denke sich: es gibt einen Gegenstand, über den kein Buch geschrieben ist! Nun fing vor zwei Decennien ein Münchener Bürger — in Münchener Bürgerhäusern hat sich immer eine gewisse Vorliebe für das Krippenwesen erhalten — an, Krippenfiguren und Gegenstände zu sammeln, zumal er mit Recht fürchtete, daß die alten Stücke in rapider Eile durch den Unverstand der Besitzer und die gefährlichen Hände der spielenden Kinder verschwinden würden. Die Sammlung wurde immer reicher und merkwürdiger, der Sammler, Herr Max Schmederer, bereiste Italien, wo der Krippenkultus im XVIII. Jahrhundert in so hoher Blüte gestanden, und kaufte auf, was wertvoll und zu erlangen war. Da man dort für den Kunstwert weniger Verständnis besaß als für den Wert der klingenden Lire, war sehr viel zu erlangen, und Herr Schmederer brachte eine Sammlung zu stande, die wohl einzig auf der Welt dasteht und das Beste und Merkwürdigste umfaßt, was auf diesem Gebiete je entstand. Die Sammlung umfaßt einheimische, Tiroler und italienische Krippen vom Beginn des XVIII. bis über die Mitte des XIX. Jahrhunderts hinaus,

Anbetung der Hirten. Münchener Schnitzereien.
Nach photographischen Aufnahmen von Meisenbach, Riffarth & Co. in München.

Abb. 10. Neapolitanische Rundkrippe.

und ihr Besitzer hat sie vor einigen Jahren dem Bayerischen Nationalmuseum geschenkt. Aber erst im Neubau des Museums fand sie einen Platz, und am 29. September 1900, dem Eröffnungstage dieses Museums hat zum erstenmale ein größerer Kreis von Menschen erfahren, was dieser verschollene Kultus, den die Mehrzahl bis dahin für müßiges Kinderspiel gehalten, einst für große künstlerische Bedeutung gehabt. Natürlich setzt die Sammlung sich nicht ausschließlich aus künstlerisch vollendeten Stücken zusammen; sie umfaßt alles, was für die Sache charakteristisch ist, und das ist manche bis zum Groteskken naive Klosterarbeit fast noch mehr als das Kunstwerk eines Meisters. So ist die Schmederersche Sammlung von einer Vollkommenheit, die eine zweite nicht wieder erreichen wird, sie umfaßt etliche tausend Nummern, und die Privatsammlung, die sich der Stifter nach erfolgter Schenkung wieder angelegt hat, dürfte kaum weniger umfangreich sein. Gabriel von Seidl, der Schöpfer des neuen

Abb. 11. Neapolitanische Figuren.

Nationalmuseums, hat in seinem Plan dieser, von ihm ganz besonders hochgeschätzten Sammlung einen sehr behaglichen und stillen Winkel im Dachgeschoß eingerichtet, und Herr Schmederer selbst die Krippen in meisterhafter Weise aufgestellt. In zahlreichen Schränken sehen wir da die Figuren der verschiedenen Epochen, die zahllosen Tiere, die immer eine große Rolle spielten, unglaubliche Massen von Miniaturgeräten, Marktwaren, Waffen 2c., eine Anzahl kleinerer Hauskrippen und etwa zehn größere Krippentableaux in den entsprechenden Landschaften aufs kunstvollste in tiefen Nischen oder Bühnenräumen, wie man sie nun nennen will, angeordnet.

Betreten wir den Sammlungsraum — er umfaßt etwa 600 Quadratmeter, worans man schon ein wenig auf die Größe der Sammlung schließen kann — so fallen uns zunächst in Glasschränken die bunten glitzernden Figuren einer Tiroler Krippe ins Auge — sie stammt aus dem Kloster der Ursulinerinnen in Innsbruck. Die kindliche Pracht dieser Ausstattung ist höchst merkwürdig, namentlich was die Engel angeht, von denen einen in seiner ganzen Herrlichkeit die Abbildung 6 darstellt: Puderperücke und brillantengeschmückter enormer Federhut, schwere geschnitzte und vergoldete Flügel, ein massig mit Gold gesticktes Sammetkleidchen, überzierliche Füßchen — so stellten sich die frommkindlichen Gemüter der Klosterfrauen, die jedenfalls diese Herrlichkeiten selbst gefertigt haben, die Engel vor! Realistischer sind schon die Hofherren, Soldaten, und was sonst dazu kommt, und mit starkem, wenn auch oft recht ungelenkem Naturgefühl sind die Hirten und Bettler geformt und bekleidet. Es ist auch redlich versucht, die kleinen Wachsköpfe zu individualisieren, die Stellungen der Figuren sind oft gar nicht übel dem Leben abgelauscht, und manche von ihnen ist mit dem landesüblichen Kropf geschmückt. Vieles in der Tracht an den Figuren weist auf die Zeit

Ludwigs XIV. hin, in welcher diese Krippe denn auch entstanden sein mag. Ein Teil von ihr — Stall und Figuren der „Anbetung“ ist mit der entzückend naturwahren Dorflandschaft aus der Moserschen Krippe zu Bozen zu einem größeren Gesamtbilde vereinigt. Die Silbergeräte der Innsbrucker Krippe, alles echt und überaus zierlich gearbeitet, die Waffen, zu denen eine ganze silberne Rüstung gehört, sind getrennt in einer kleinen Vitrine untergebracht. An diesen, aber noch viel mehr an den neapolitanischen Stücken sieht man, wie alle Gewerbe an dem Krippenkultus mit Liebe mitarbeiteten und wahre Meisterstücke der Kleinkunst für diesen Zweck schufen. Es war eben, was uns beim Durchwandern der Sammlung von Schritt zu Schritt klarer wird, kein Kinderspielzeug, um das sich's da handelte, sondern mit Sorgfalt gepflegte häusliche Kunst, für die oft große Opfer gebracht wurden.

Ein Unikum thut sich in einer tiefen Nische neben der genannten Tiroler Krippe den erstaunten Augen auf: die große Stadt, die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Bozen von einem Gerbermeister gearbeitet wurde und hier, in der Stimmung eines Winterabends aufgestellt, den Flächenraum eines mittleren Zimmers bedeckt. Schon aus der Abbildung 3 läßt sich erkennen, mit welcher fabelhaften Phantasie der schlichte Handwerker, durch Kupferstiche und Reisewerke angeregt, dies prächtige Architekturbild vollendet hat. Man sehe nur in der Mitte das gotische Rathaus, rechts den großartigen Tempel, in dessen Vorhalle und auf dessen Freitreppe wohl die Krippenbilder arrangiert wurden, während der geräumige Platz im Vordergrunde für die Volksscenen und Aufzüge diente. Ein Schrank mit in Holz geschnitzten Figürchen, die einst zu dieser Krippe gehörten, steht nebenan. Sie sind in ihrer Größe sehr verschieden, der perspektivischen Wirkung wegen. Diese Besonderheit zeichnet

Abb. 12. Neapolitanische Arbeit.

noch drastischer eine Sammlung Tölzer Krippenfiguren aus, die in einem Schranke gegenüber dem ebengenannten untergebracht sind. Die sehr kunstlosen Männlein, die wohl aus dem Beginn dieses Säkulums stammen, sind alle in drei Größen da; höchst drollig sind einige Krieger mit fabelhaft hohen Helmen, wie sie damals die bayerische Armee trug.

Umfangreich und überaus mannigfaltig ist die Schmedererische Sammlung an Münchener Krippen. Hier hat sich schon die Kunst der Sache bemächtigt. Wir sehen eine Anzahl prächtig geschnitzter Köpfe und Körper und namentlich viele Tiere von außerordentlich schöner Arbeit (Abb. 1). In der Modellierung und Bekleidung der menschlichen Figuren sind die italienischen Meister der Krippenkunst den Münchenern weit überlegen — in der Darstellung der Tiere haben wieder die Münchener Kleinbildhauer ihre Stärke. Eine Münchener Specialität scheint auch die Darstellung der Engel (Abb. 9) gewesen zu sein, die ein paar Schränke im Museum füllen. Sie sind meist von nordischer Schlankheit im Gegensatze zu den wohlgerundeten Formen der Italiener und stets mit großer Vorliebe für die schöne Gebärde hingestellt. Unkleidsame Florröckchen verhüllen zum Teil die keuschen nackten Körper. Nur ein Engelpaar fällt uns durch eine wohlthuende „Rokokofülle" der Formen auf — wir blicken näher hin und lesen auf einem Zettelchen, daß sie von Roman Anton Boos geschnitzt sind — ja dann! Einer der fruchtbarsten Münchener Krippenschnitzer war Andr. Barsam († 1869), von dem unter anderem ein bäumender, wunderbar beobachteter Araber Schimmel da ist; von Joh. Berger ist eine originelle Negergruppe, von Ludwig eine Gruppe der drei Könige, Neger, Hirten und eine eigenartige Geißelung Christi vorhanden. Der berühmteste Krippenplastiker Münchens war Nicklas, der um das Jahr 1800 gelebt und besonders schöne Tiere geschnitzt hat; auch Reiner hat auf diesem Gebiete eine reiche Thätigkeit entfaltet. Zu den besten Stücken der Münchener Sammlung gehört eine unglaublich naturwahre Rindergruppe von Habenschaden († 1865), dessen Andenken die Münchener Künstlerschaft alljährlich zur Maiweinzeit durch ein hübsches Fest in Pillach an der Isar feiert, und drei Hirtenfiguren von Ludwig, deren Köpfe ganz wundervoll charakterisiert sind. Höchst bezeichnend und wert, in einer Monographie gewürdigt zu werden, ist eine Sammlung exotischer Tiere, die zur Darstellung der Flucht nach Ägypten verwendet wurden. Hier haben die Künstler das Nichtgesehene nach eigner Ansicht gebildet, und der alte Künstlerwitz vom Deutschen, der, mit der Darstellung eines Kamels beauftragt, sich nicht nach einem Modell umsieht, sondern dieses aus der Tiefe seines Gemütes schöpft, findet hier seine wörtlichste Bestätigung. Wunderliche Basilisken sind da zu sehen, seltsame Affen, wohl nach der Schilderung von großen Pavianen geformt und mit ungeheuren Schwänzen begabt, Schlangen, die in riesigen Spiralen zum Himmel ragen, kuriose Tiere, die ihre Jungen in langer Reihe auf dem Rücken schleppen, höchst komische Löwen ꝛc. Wo aber die Schnitzer die Natur zum Vorbild hatten, bei der Darstellung von Rindern, Ziegen, Hirschen, Schafen und Geflügel aller Art, da sind sie auch erstaunlich wahr und korrekt gewesen (Abb. 7).

Vier große Zusammenstellungen sind aus Münchener Figuren gemacht, die poetischste davon ist wohl eine „Heilige Nacht" (Abb. 5). In den dunklen Krippenramm fällt ein magisch wirkendes Seitenlicht. Rechts an den Stall schließt sich eine blaudunkle Nachtlandschaft mit der „Verkündigung auf dem Felde" an. Eine „Anbetung der Hirten" (Einschaltbild zwischen Seite 376 und 377) ist ebenfalls Münchener Arbeit und nicht minder eine „Anbetung der Könige" mit reicher, verblüffend weit ausgedehnter Landschaft, die so kunstvoll eingeteilt ist, daß sie auch noch für eine „Flucht nach Ägypten" und eine „Heilige Familie in Nazareth" ausreicht, ohne daß ein Bild das andere stört. In diesen Tableaux, die zum Teil mehrere Meter tief sind, läßt sich so recht erkennen, in welcher Mannigfaltigkeit sich die Krippenfiguren — der größte Teil war durch Drahtgelenke, einige durch Kugelgelenke beweglich, während wieder andere, in einem Stück geschnitzt, feststanden — zu den gewünschten Bildern zusammensetzen ließen. Hier entfaltet der Besitzer seinen individuellen Geschmack und auch wohl in der Herstellung des Gerätes, der Architektur und

Abb. 13. Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande. Mittelteil einer großen neapolitanischen Krippe.

Abb. 14. Sicilianische Figuren.

neapolitanische und sicilianische Arbeit. Die Figuren der beiden Arten unterscheiden sich voneinander sehr scharf: die ersteren, oft bis zu vierzig Centimeter und darüber hoch, haben emaillierte Terracottaköpfe mit Glasaugen, sind mit richtigen Stoffen bekleidet, Kostüm und Gerät sind nur verkleinerte, aber in Form und Proportionen absolut genaue Nachbildungen der Wirklichkeit. Hände und Füße sind in Holz geschnitzt, die Körper aus Werg mit Drahtgelenken. Nackte Körperteile sind aus Terracotta, wie die Köpfe, ebenso das Vieh und vieles von den Stilllebenteilen, die hier eine sehr große Rolle spielen. Die sicilianischen Figuren sind rein bildhauerisch gearbeitet, in Holz geschnitzt mit aus feinem, steif

der Landschaft und in der Bekleidung der Puppen sein manuelles Geschick.

Den künstlerisch höchststehenden und wertvollsten Teil der Schmedererschen Samulung bilden die italienischen Krippen und Figuren, die in zwei Hauptabteilungen zerfallen:

Abb. 15. Neapolitanische Arbeiten.

gemachtem Stoff cachierten Gewändern, unbewegliche Gruppen und Einzelfiguren, die einfach in die Landschaft und Architektur gestellt wurden. Die letzteren, als reine Künstlerarbeiten, stehen naturgemäß auch künstlerisch höher, aber auch die „Neapolitaner“ sind, ganz abgesehen von den wundervollen plastischen Teilen, von einer so unbeschreiblichen Vollendung der Details, daß man sie zur feinsten Kunst rechnen muß. Ihr volles Leben gewannen sie natürlich erst unter der Hand eines geschickten Arrangeurs, der ihnen die richtigen Bewegungen gab. Für die Arbeit des Arrangeurs hat aber

brachte. In Capo di Monte wurde eine Porzellanfabrik errichtet, und die Künstler dieser Fabrik modellierten auch Krippenfiguren. In der Sammlung des Nationalmuseums sind die Urheber so mancher von den besten Gruppen und Figuren der neapolitanischen Schule angegeben, vor allem fallen die Arbeiten von Giuseppe Sammartino auf, einzelne Figuren sowohl, als Gruppen, wie eine Bettlerfamilie, eine kleine Hauskrippe von andächtigster Lieblichkeit, ganz in Terracotta. (Einschaltbild zwischen Seite 384 und 385). Körper und Köpfe sind wundervoll modelliert und ganz fabel-

Abb. 16. Die heilige Familie. Sizilianische Schnitzerei.

der ausführende Künstler mit genialem Raffinement vorgearbeitet und Kopfstellung und namentlich die Haltung der Hände stets so gewählt, daß sich die Figuren in allen erdenklichen Stellungen gut ausnehmen. Den überaus subtil gearbeiteten Köpfen der neapolitanischen Figuren sieht man von weitem an, daß sie nur von Künstlerhänden stammen können, die in Kleinplastik vortrefflich geschult waren. Und die Erklärung dafür war sehr einfach: Karl III., König beider Sicilien (1735—1759), hatte eine sächsische Prinzessin geheiratet, welche die Vorliebe für das Porzellan mit nach dem Süden

haft schön in ihrer überaus feinen Bemalung mit Emailfarbe. Wenn man moderne italienische Terrakotten dagegen hält, dann muß man wohl annehmen, daß gerade diese Emailtechnik vollkommen verloren gegangen ist. Sie ist so hoch vollendet an diesen alten Figuren, daß man den Gedanken an das Material überhaupt vollkommen verliert. Und mit gleicher Meisterschaft sind die Tiere und Stilllebenteile aus der gebrannten Erde gefertigt. Die Ziegen und Schafe, deren weiches Vließ bis ins kleinste Detail mit unsäglicher Sorgfalt durchgearbeitet ist, sehen durchaus nicht nach Thon aus. Was die

Gewandung der sicilianischen Figuren betrifft, so stehen wir oft davor, wie vor einem Rätsel: nie wirkt Schnitt, Stoff, Muster und Webeart außer Verhältnis zum Format der Figuren! Die reichsten Goldstickereien — siehe z. B. Schabracke des Pferdes und Gewand des Türken auf Abb. 12 — sind „echt" ausgeführt, jedes Knöpflein, überspannen oder aus Metall, steht im richtigen Verhältnis zur Kleidung, desgleichen Waffen und Schmuck. Der letztere ist notabene fast immer aus echten Steinen. Man sehe die junge Bäuerin (Abb. 11) an und betrachte die feinen Fältchen ihres Hemdes. Welche Mühe, dies alles in so winzigem Format herzustellen! Die verwendeten Stoffe haben vielfach so kleine und feine Muster, daß man wohl glauben könnte, sie seien nur für solche Zwecke gewebt worden. In der That haben ja alle Handwerker für die Krippe gearbeitet, und es ist wohl manches Gesellen- oder Meisterstück für diesen Zweck entstanden, bei Gold- und Waffenschmieden, Instrumentenmachern, Glasbläsern, Keramikern, Korbflechtern 2c. Warum sollten nicht auch die Weber der liebenswürdigen Kunst ihren Tribut gezollt haben? Für die Kostümgeschichte sind diese absolut zuverlässigen Figuren geradezu unschätzbar. Aber ebenso genauen Aufschluß gibt die Krippenkunst über andere Dinge durch die köstlich gearbeiteten kleinen Geräte, deren Entstehungszeit durch ihren Stil sofort festzustellen ist (Abb. 15). Das Gold- und Silbergerät für die Gaben der drei Könige bildete einen besonderen Gegenstand der Sorgfalt, und eine ganz reizende Specialität waren die in unendlicher Mannigfaltigkeit aus echtem Material hergestellten Musikinstrumente. Und dazu für die Volksscenen die Marktwaren aus Wachs, Terrakotta, Holz 2c. Man kann sich die Mannigfaltigkeit dieser kleinen Dinge, wie sie die Sammlung des Nationalmuseums und noch viel mehr die Schmedererische Privatsammlung aufweist, kaum vorstellen. Da fehlt kein Gemüse und kein Obst des früchtereichen Italien, kein Geflügel und keine Speise, Fische und Muscheln aller Art liegen in Körben da, die sämtlichen Fleischteile, wie sie im Metzgerladen ausliegen, sind mit fabelhaftem Realismus nachgebildet, dazu alle Formen von Brot, Käse, Fiaschi mit Wein 2c. 2c. Eier gibt es z. B. aus viererlei Material: Terrakotta, Elfenbein, Holz und Wachs. In jener Privatsammlung ist ein ganzer Markt zusammengestellt, von einer Vollkommenheit, wie sie auch die Wirklichkeit in Italien selten bieten wird.

Außer dem genannten Sammartino sind von neapolitanischen Krippenkünstlern noch bekannt: der etwas spätere, vortreffliche Giuseppe Gori, Lor. Mosca, von dem eine entzückend feine Madonna da ist, Nicola Vasallo, Nicola Somma, Giuseppe Capiello u. a. Sogar der Meister einer prächtigen Kollektion von Miniaturlauten und anderen Musikinstrumenten ist genannt, Vinacci. Aus neapolitanischen Figuren sind, abgesehen von einigen Hauskrippen, die zum Teil noch in den alten Schreinen stehen, drei besonders großartige Krippenbilder zusammengestellt: 1. eine große achteckige Hauskrippe mit wunderschöner alter Tempelruine und süperben Volksscenen, die sich rund um den Mittelbau zwanglos aneinander reihen: Verkündigung an die Hirten, Herden, Kellerei, Bettler, Tarantellatanz und Osteria, in der weder die Maccaroni fehlen, noch die Lerchen am Spieß (Abb. 10). 2. Ein elf Meter langes Krippenbild mit großartiger Ruinenarchitektur und zahllosen Figuren, Anbetung der Könige und reiche Volksscenen — das Hauptstück der ganzen Sammlung (Abb. 13). 3. Ein friesartig zusammengestelltes Bild: Zug und Anbetung der Könige, welches die kostbarsten Stücke dieser Sammlung enthält, deren Verfertiger großenteils bekannt sind, wie Mosca, Gori, Sammartino und Vasallo. Diese Gruppe ist auch besonders reich an wertvollem Material und enthält u. a. ein Musikkorps von Mohren mit silbernen Instrumenten, das geradezu ein Unikum ist an Prunk und Naturwahrheit!

Die sicilianischen Figuren — bis jetzt sind sie im Museum nicht zu einer großen Gruppe zusammengestellt — sind, wie erwähnt, unbeweglich, aus Holz geschnitten und mit gesteiftem feinem Stoffe, der dann bemalt wurde, bekleidet. Ein starker, oft kühner Realismus zeichnet diese, meisterhaft bewegten Figuren aus — Matera aus Trapani ist der Hauptkünstler der Sicilianer —, am meisten wohl die vielen, hochinteressanten Figürchen zum bethlehemi-

Neapolitanische Hauskrippe in Terracotta. Von Giuseppe Samartino.
Nach photographischen Aufnahmen von Meisenbach, Riffarth & Co. in München.

tischen Kindermord. Ein großer Zug geht durch diese fürchterlichen Scenen, und es ist die Brutalität dieser Orgie blutiger Grausamkeit mit gleicher Vollendung dargestellt, wie das Leid, die Wut und Verzweiflung der ihrer Kinder beraubten Mütter. Sicilianische Krippenfiguren stellen die Abbildungen 14 und 16 dar. Abb. 2 steht noch in der Schmedererschen Privatsammlung. Diese junge Bäuerin, die einen Geflügelkorb trägt, ist so fabelhaft anmutig und hat etwas so ausgesprochen Persönliches in ihrem Wesen, daß einige Münchener Künstler, vielleicht nicht mit Unrecht vermuten, das Figürchen sei das Porträt einer Dame, also wohl der einstigen Besitzerin der Krippe. Im übrigen charakterisiert die Volkstypen und Hirtenfiguren dieser Kollektion ein ganz merkwürdiger herber Naturalismus, der einen bestimmen möchte, ihre Entstehungszeit möglichst früh anzusetzen. Stupend ist die Kunst, mit der, auch noch bei zollhohen Figürchen, wie sie wohl für den Hintergrund benutzt wurden, die Stoffgewandung auf die Holzfigürchen cachiert ist. Es mußte eine ganz besondere Fertigkeit zu flinker Herstellung dieser Draperien gehören, da der heiß geleimte Stoff natürlich sehr schnell erstarrte.

Abb. 17. Das Haus in Nazareth. Münchener Schnitzereien.

Wer diese, mit unermüdlichem Fleiße, seltener Kennerschaft und großen Opfern zusammengetragene Sammlung öfter und eingehender studiert, der entdeckt immer neue Wunder und Lieblichkeiten an einer Kunst, die dem christlichen Glauben seine menschlich-anmutigsten und poetischsten Seiten abgewonnen hat und soviel naive Darstellungsfreude mit soviel echter Kunst vereinigt!

Novelle von

Marianne Mewis (M. Wittich).

Mit zehn Originalzeichnungen von **Berthold Löffler.**

(Abdruck verboten.)

Zwischen Wießel on Noacht*) — wer kennt die Gegend? — Niemand; denn man reist nicht, um Gras zu sehen. Aber selbst mitten im Winter malt uns die Phantasie einen grünen, wallenden See von unzähligen feinen Halmen. Das Licht spielt silbern darauf; die leichten Sommerwolkenschatten schleppen drüber hin, wie feine graue Schleier, die irgend eine heidnische Waidelottin,**) ehe sie mit den Göttern zu Tanze geht, in den smaragdnen Wogen spült. Ein köstliches Aroma sättigt die weiche Luft, nicht der herbe Geruch der salzigen Meeresflut, sondern der süße Pflanzenduft dieses Oceans von Gräsern, der warme kräftige Hauch blühender Wiesen, besonnter Weizenfelder. Auf dem breiten lehmfarbigen Hauptarme des Stromes ziehen die hochmastigen Weichselkähne still dahin, und die Holztrawten gleiten, Floß an Floß gebunden, langsam thalabwärts. Der bronzebraune, polnische Flisse, oft helläugig und flachshaarig, in der faltigen Hose, dem weitärmeligen Hemd aus gelbem Linnen, dem umgewandten rohen Schafpelze, trotz allen Schmutzes eine malerische Gestalt, stößt die lange, ästige Ruderstange in das sommerlich seichte Wasser oder liegt zur Mittagsrast vor dem Strohhüttchen und taucht nach dem Beispiele des „Voressers“ taktmäßig den Holzlöffel in die hölzerne Mulde, — oder entlockt auch abends, wenn der Sprosser in den Weiden des dammbegrenzten Vorlandes schlägt, seiner kleinen selbstgefertigten Fiedel eine eintönige Weise voll von der unbewußten Schwermut einer tief in Unwissenheit und Aberglauben versunkenen Menschenseele.

Als ein Friedensidyll würde man die Gegend bezeichnen, wenn nicht der weiten gleichförmigen Ebene ein Zug von Größe anhaftete, der sich mit dem Begriff des Idylls schlecht vereinigt; wenn man auf die träge, gelbbleiche Weichsel niederblicken könnte, ohne sich schaudernd der unzähmbaren Leidenschaftlichkeit dieser slavischen Stiefschwester des klaren, grünen Rheins, der heiter-stolzen blauen Donau zu erin-

*) Zwischen Weichsel und Nogat.

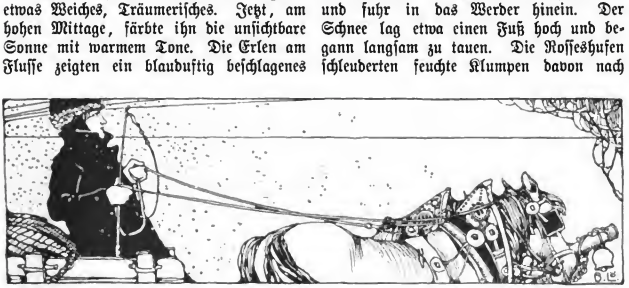
**) Altpreußisch: riesenhafte Priesterin oder Zauberin.

nern. — So ist das Weichselbelta im Sommer.

Aber es verliert den idyllischen Charakter vollends, wenn man es im Winter sieht, wie der Mann, der im starken Kastenschlitten aufrechtstand, die Zügel der schweren Pferde fest angezogen hielt und mit sorgenvollem Ausdrucke auf dem jungen ernsten Gesichte die Nogat betrachtete, den Himmel ansah und schließlich seinen Blick auf der Marienburg jenseits des Flusses haften ließ. — Es war einer von jenen feuchtwarmen Dezembertagen, die trotz der schneebedeckten Erde Frühlingsahnungen wecken, obwohl die härteste Winterszeit noch vor der Thüre steht. Ein feiner Nebel gab der weiten, flachen Landschaft ringsum etwas Weiches, Träumerisches. Jetzt, am hohen Mittage, färbte ihn die unsichtbare Sonne mit warmem Tone. Die Erlen am Flusse zeigten ein blauduftig beschlagenes Rotlila, einzelne Goldweiden ein leuchtendes Orange; man sah deutlich, daß die kahlen Zweige nicht abgestorben, sondern voller Leben und Triebkraft waren. Der schmutzig-gelbe, hochgeschwollene Strom wälzte große graue Schollen, eine jede mit einem hellen schaumigen Rande von Schnee oder zerriebenem Eise umkränzt. Da und dort sammelten sich die einzelnen Eisscherben am Ufer, bildeten eine feste Halbinsel, stauten Treibholz, Rohr, Stroh, Gezweige zurück; und die wilde Flut quirlte zermalmte Teile davon in schlammigen Strudeln.

Drüben drängten sich die kleinen Backsteinhäuser der „Vorburg" gleich schutzsuchenden Hörigen um die hochragende Ordensfeste. In tiefem Braunviolett, die Dächer schneegefleckt, wuchs das mächtige Ziegelgemäuer wie ein weltverlorenes Geisterschloß aus dem mütterlichen Boden und verlieh in seiner Vernachlässigung und seinem Verfalle dem ganzen schwermutsvollen Bilde das Gepräge düsterer Erhabenheit.

Der junge Landmann dachte an die Schutzherrin des zerbröckelnden Ordenshauses, die kolossale Mosaikmadonna in der Mauerblende hoch über dem Burggraben. Längst lasen spielende Kinder die bunten und goldigen Plättchen am Fuße der Kirchenmauer zusammen und verschleppten sie ungestraft. — „Eine rechte Nothelferin!" höhnte Isbrand Klaassen. „Läßt ihr eigen Haus in Trümmer fallen! — Wenn sie nur wenigstens der Flut wehren wollte — aber schließlich — mir kann's gleich sein. Mir geht das Wasser doch bis an die Seele." — Er trieb die Pferde an und fuhr in das Werder hinein. Der Schnee lag etwa einen Fuß hoch und begann langsam zu tauen. Die Rosseshufen schleuderten feuchte Klumpen davon nach



rückwärts, und die Schlittenkuffen drückten nicht flache blanke Streifen hinein, sondern schnitten fast bis auf den Grund. Der Erdboden war indes noch gefroren.

Isbrand ließ die Zügel locker hängen, und die Pferde fielen in einen schläfrigen Trott. Nun konnte er nicht, wie daheim bei emsiger Thätigkeit, den quälenden Erinnerungen entrinnen! Zuerst fielen ihm die blanken Braunen ein, des Vaters Stolz. Die sausten anders über die Schneefläche, als diese trägen Arbeitsgäule. Nun, der Krieg hatte sie gefordert, — und damit war's gut. Um ein paar Pferde grämte sich auch der Vater nicht, als es die Befreiung des Landes galt. Das Gesicht glänzte ihm sogar, dem ernsthaften Manne, da er die schönen Tiere selber aus dem Stalle führte, sie noch einmal auf den spiegelnden Hals klopfte und sie dem Sohne übergab, der damit nach Marienburg reiten

sollte. Isbrand sah ihn wieder lebendig vor sich, den wohlhabenden Landmann in der ganzen Schlichtheit seiner altmennonitischen Gewohnheiten, ohne Rock, nur die schwarze Weste über die langärmelige gestrickte Wolljacke gezogen, ein echter „grober" Taufgesinnter von der strengen friesischen Art, über welche der Volksmund fabelte, daß sie nach dem Sprüchlein lebte:

„Die mit den Haken und Ösen
Wird unser Herrgott erlösen; —
Aber die mit den Knöpfen und Taschen
Wird der Teufel erhaschen!"

Den Eitelkeiten und Modethorheiten der Zeit war der alte Herr bis in den Grund der Seele hinein abhold gewesen; und Isbrand gab ihm Recht. Er stellte ihn sich auch vor, wenn er als Kirchenältester im feierlichen Sonntagsrocke die Predigt verlas „aus dem Kasten, der jedes Jahr wieder umgestülpt wird", wie die Lutherischen ebenfalls spöttelten. Dem Sohne war's nicht lächerlich gewesen. Er konnte sich kaum etwas Ehrfurchtgebietenderes als den greisen Mann mit den großen fleischigen Zügen in seinem festtäglichen Amte denken. Isbrand war ja selbst im Banne strengsten Herkommens aufgewachsen und wußte sich nichts Besseres.

Und dann durchbrach er diese eherne Tradition mit einem Ruck, — damals, als er an einem schönen Maientage des Jahres 1813 mit den Pferden nach Marienburg geschickt wurde und nicht zurückkehrte, sondern mit dem Grafen Dohna vor die Wälle von Danzig ritt. Die junge Frühlingssonne über den grünen Fluren und der frische Trab hatten die gleich der Nogat sorgsam eingedämmte Jugendlust überfluten lassen; der freudige Opfermut der schwergeprüften Stadtbewohner jagte dem Jüngling die Glut ins Antlitz, und der heilige Kampfeseifer der freiheitsdurstigen Männer erhitzte auch sein Blut, als sei es nicht durch die nüchterne Weisheit von Generationen friedsamer Vorfahren gekühlt worden. Wie im Taumel griff er nach den verbotenen Waffen; und wie im Rausche verflogen ihm zwei Jahre. — Ein Sieger, ein Befreier des Landes kehrte er heim und erhoffte sich Verzeihung, wohl gar ein duldsames Übersehen seines Verstoßes gegen die Satzungen seines Bekenntnisses, jedenfalls einen liebevollen Empfang, wie er rheinischen Glaubensgenossen zu teil wurde. Er täuschte sich schwer. Der Vater war, ohne daß man dem Sohne Nachricht gegeben, der frühverstorbenen Mutter ins Grab gefolgt. Den Heimkommenden erwartet allein der älteste Knecht, — auch ein Mennonit, der als jüngerer Sohn eines kinderreichen Hufners keine eigne Scholle erwerben konnte; denn die „Enrollierungsfreiheit" ging derzeit nur auf den Erben einer Landstelle über, und Neuankäufe wurden lediglich bei Aufgabe der alten mennonitischen Gerechtsame gestattet und waren deshalb dem Strenggläubigen unmöglich gemacht.

Der alte Mann legte einen Brief und eine recht geringfügige Geldsumme in des jungen Herrn „blutbefleckte" Hände, schnürte sein Bündel und zog in zorniger Verachtung des Abtrünnigen seines Weges. Der Brief bestätigte, daß Wulf Klaassen noch bei Lebzeiten fast sein ganzes Barvermögen zu Kriegszwecken beigesteuert habe, „um dem Könige auf seine Art zu dienen". Der Sohn möge nun selber zusehen! Das Landgut könne und wolle er ihm nicht nehmen, aber mit tiefem Kummer sehe er, sehe die ganze Gemeinde ein Stück mennonitischen Grundbesitzes der alten, mühsam bewahrten Freiheiten verlustig gehen. — Das hieß mit anderen Worten: Isbrand Klaassen ist hinfort kein Mennonit mehr.

Der junge Mann fühlte sich wie ein Versemter. Er ersuchte um Wiederaufnahme in die Gemeinde, erst herrisch fordernd, schließlich flehentlich bittend, — vergeblich. Die Thüren der alten Freunde, der Verwandten selbst, verschlossen sich ihm — „seine Stätte kannte ihn nicht mehr."

Aber er wurzelte mit allen seinen Empfindungen und Gewohnheiten im alten Herkommen und streifte mit einem gewissen Trotz und ererbten Stolz von sich ab, was ihm während der zwei Jahre im Felde etwa Fremdes angeflogen war, sowie ihn die Wände des elterlichen Hauses wieder umschlossen. Die Kälte seiner alten Freunde und Glaubensbrüder trieb ihn nicht einem duldsameren Bekenntnis oder auch nur einer minder eingeengten Lebensweise und dem Verkehr mit Andersgesinnten in die Arme. Ein höheres Gebot als die Satzungen seiner Vorväter hatte ihn in der drin-

gendsten Not zum Gesetzesübertreter, doch nicht zum Abtrünnigen gemacht. Eine ungewöhnliche Zeit forderte außergewöhnliche Handlungen; aber man durfte daraus nicht das Recht für sich herleiten, in regelwidrigem Thun zu beharren. Wenn man ihm nicht vergönnte, in der alten Gemeinschaft den überkommenen Bräuchen und Anschauungen zu leben, wollte er desto zäher daran festhalten und strenger denn je seinen Wandel danach einrichten.

So vergrub er sich, als die Zeit verrann und nicht, wie er heimlich hoffte, eine Änderung in dem Verhalten der Gemeindeglieder ihm gegenüber herbeiführte, förmlich in eine puritanische Lebensweise, hauste wie ein Eremit in der Einsamkeit seiner Felder und verlor allmählich den Maßstab für alle weltliche Heiterkeit und harmlose Lebenslust. Eine alte halbtaube Wirtschafterin dauerte in dem trübseligen Hause aus. Die übrigen Leute wechselten häufig, weil sie unter den freudlosen Blicken des Herrn bald selber nicht mehr froh werden konnten. Im Winter beschränkte sich Isbrand denn auch meist auf einen einzigen „Futterrock“*) und war sein eigner „Knecht“.**)

Schwer drückte auch die Sorge um die Erhaltung des Besitzes auf den einsamen Mann. Sein kleines Muttererbe war ihm während des Feldzuges durch die Finger geronnen, denn er hatte stets kameradschaftlich geteilt, wo die Not den Fremden zum Nächsten machte. Er war ja sicher, daheim in Fülle wiederzufinden, was er draußen hingab. Nun fehlte es an Saatkorn, der Viehstand sollte ergänzt, Steuern und Dammlasten gezahlt werden. Isbrand mußte, so sauer es ihm ankam, Geld aufnehmen, wagte aber bei den alten Bekannten nicht anzuklopfen, war auch zu stolz dazu. Die Bürger der arg gebrandschatzten Stadt Marienburg trugen meist selber schwer an der Not der Zeit. Endlich fand Isbrand, was er suchte, beim Wirt zum „Weißen Rabchen“, Stephan Rodzinski, einem lustigen „Jdź do Heckergasse i hulmi za szelaga Lichty“ (Geh in die Höckergasse und hol mir für 'nen Pfennig Lichte.***)

*) Zweitknecht.
**) Nur „erster“ Knecht.
***) Schimpfname für die polnisch-deutsch radebrechenden Vorstädter.

Dem Manne konnte nichts Unredliches nachgewiesen werden; aber man beredete ihn, weil er in Zeiten, da alle Verluste beklagten, seine Güter nicht unerheblich gemehrt hatte. Übrigens nahm er ansehnliche Zinsen und stellte harte Bedingungen. Isbrand hielt ein paar Termine pünktlich inne. Dieses Jahr nach einem nassen Sommer und einer verregneten Ernte schien es ihm unmöglich, den Zins zu Neujahr aufzubringen. Er fuhr kurz vor Weihnachten nach Marienburg, um irgendwie Rat zu schaffen; aber die warme Witterung weiter stromauf hatte einen Wintereisgang herbeigeführt, während es im Mündungsgebiet bald taute und bald der Schnee liegen blieb. Es war unmöglich, über den Fluß zu setzen. Isbrand atmete einen Augenblick erleichtert auf; dann fiel ihm ein, daß die Henkersfrist ein schnelles Ende nehmen könne. Weiter unten stand das Eis noch; es durfte nur strenge Kälte einsetzen, und der Fluß war in ein paar Nächten mit einer Brücke überspannt, die man durch Legen von Bohlen, durch Begießen mit Wasser schnell tragfähig machen konnte. Dann war Isbrand der Weg zur Erfüllung seiner Verpflichtungen nicht mehr abgeschnitten. Er seufzte und zog die Stirn kraus, wenn er daran dachte. Er wußte wohl, sein reiches Marschland ersetzte ihm, wenn Handel und Wandel die alten, gesicherten Wege gingen, bald, was ihm jetzt mangelte. Aber das war — später!

„Die heilige Jungfrau wird beistehen,“ pflegte sein Wohlthäter, der Krüger, zu sagen. Der Brave spielte sich auf den frommen Mann hinaus und stellte sein weltliches Gedeihen bei jeder Gelegenheit in den Schutz der Ortspatronin.

„Heuchelei und Götzendienerei!“ murmelte der streng nüchterne Mennonit, trieb die Pferde an und machte sich gewaltsam von seinen Grübeleien los, denn es begann an dem kurzen trüben Tage bereits zu dämmern.

Als er nun wieder schärfer Umschau hielt, sah er etwas, das er nicht sogleich erkennen konnte, sich durch den zarten Nebel heranbewegen. Ein Schlitten oder ein Fußgänger war es nicht, vielmehr ein in der Entfernung ganz rätselhaftes Gebilde. Isbrand hielt an, um das Ding, das da quer übers Feld durch den tiefen Schnee lang-

sam näher kam, zu erwarten. Als er es deutlich unterscheiden konnte, erschien es ihm erst recht wunderbar. Auf einem kleinen Tier, einem Esel vielleicht — nein, es war doch wohl ein Pferdchen oder ein Maultier — saß eine weibliche Gestalt in dunkelblauem Rocke. Über Kopf und Oberkörper hatte sie ein feuerrotes Kleidungsstück geschlagen. Darin hielt sie, wie es Isbrand schien, ein Kind, schaukelte es in den Armen und sang ihm ein Liedchen. Ihr Reittier führte ein Mann im langen Schafpelze, die Mitte mit einem Strick umschnürt, am Zügel.

„Die heilige Familie auf der Wanderschaft, wie sie in den rheinischen Kirchen zu sehen ist," fuhr es Isbrand durch den Sinn. Als die kleine Karawane ziemlich nahe war, vernahm er klar die sehr liebliche Stimme der Sängerin, die einfache Melodie und selbst die Worte, wohl ein Weihnachtslied:

„Auf den Bergen da weht der Wind.
Da sitzt Maria mit ihrem Kind —
schum schei, schum schei, schum schei —"

Der Wind wehte nicht; nur der feine Nebel umschleierte das Bild und gab ihm etwas Unirdisches.

Der Gesang brach ab. Der Zug hielt, und die Reiterin fragte in den weichen Stimmlauten der Westpreußen polnischer Herkunft: „Verzeihen gütigst — ist dies der Weg nach Marienburg?"

Isbrand nickte. Er war in seinem freiwilligen Eremitenleben linkisch und wortkarg geworden; und die lebhaften hellbraunen Augen der Fragerin verwirrten ihn. Lange hatte er nicht ein so reizendes Frauenbild zu Gesichte bekommen. Er sah nun, daß die Reiterin die dunkle, wattierte Kazawaika über den Kopf geschlagen hatte, so daß das feuerrote gesteppte Seidenfutter nach außen kam und das zarte von der Schneeluft frisch gerötete Gesicht mit den paar zerzausten rotbraunen Haarsträhnchen auf der weißen Stirn kleidsam umrahmte.

In seiner Unbeholfenheit und Verlegenheit wollte der junge Mann weiterfahren; da fiel ihm ein, daß sein Bescheid doch zu dürftig gewesen sein mochte. Er räusperte sich also und erklärte etwas undeutlich, die große Fahrstraße sei das allerdings nicht. Es führe der Weg erst gerade aus; dann komme ein Kreuzweg; da habe man die Richtung nach rechts einzuschlagen, ferner den zweiten, — nein, dritten Weg links zu nehmen und sich bei der Gabelung rechts zu halten. Von der Schnecke*) aus könne man gar nicht mehr irren.

Das Kind in den Armen der jungen Frau stöhnte und bewegte sich unruhig. Sie beugte sich mit beschwichtigenden Koselauten darüber und sah dann halb schelmisch, halb verzagt zu dem Auskunftgebenden empor. „Und wenn es dunkel wird und der Nebel zunimmt? — Wie war es, Hanuschek, rechts — dann links und beim Kreuzweg geradaus bis zur Schnecke?"

Der alte Knecht schüttelte den Kopf: „Weiß nicht, Pannienka." Isbrand machte ein ratloses Gesicht und schwieg.

„Wir haben den Schlitten zerbrochen und mit Sack und Pack im Graben liegen lassen," erzählte die Reisende, als wenn sie durch zutrauliche Mitteilung ihres Mißgeschicks den jungen Mann zugänglicher machen wollte. „Ich dachte auf dem Pferdchen noch vor Dunkelwerden nach Marienburg zu kommen. — Still doch, mein Jungchen! Schum schei, schum schei, schum schei — — Wenn wir uns doch nur nicht im Nebel verirren!"

„Das werden Sie wohl," meinte Isbrand.

„Ach, mein liebes Gottchen — und wir wollen doch auch noch übers Wasser."

„Heute bei dem Eisgange?"

„Ist schon Eisgang? Der Damm wird doch halten?" fragte die Frau ängstlich.

*) Bockmühle zum Abmahlen des Wassers.

Der Landmann zuckte mit den Achseln. Sein Hof lag „bruchfrei“ auf einer künstlichen Erhöhung, sein Acker weit von den Flußarmen entfernt, so daß Versandung nicht zu fürchten war.

Das Kind weinte wieder.

„Und jetzt wird mir das Jungchen am Ende krank. Sehn Sie doch nur!“ Sie schob die Kazawaika zurück, hielt dem Fremden, ohne an seiner Wortkargheit und seinem Mangel an Entgegenkommen Anstoß zu nehmen, zuthunlich den etwa zweijährigen Knaben entgegen und hatte damit unbewußt den Weg gefunden, die Anteilnahme Isbrands zu wecken.

Zwar waren dem einsamen Manne Kinder etwas Ungewohntes und deshalb die Beschäftigung mit ihnen unbehaglich; aber ein Kranker erregte stets sein Interesse. Man wurde ja, wenn im Frühjahr der Marschboden durchtaute, oft wochenlang von den Städten abgeschnitten und mußte sein eigner Arzt und Apotheker sein. Da erbten sich erprobte Hausmittel durch Generationen, und der Hauswirt und seine Frau kurierten Mensch und Tier. Der junge Klaassen zeigte von jeher besondere Neigung für diese häusliche Wissenschaft, ließ sich neue Bücher kommen und vermehrte später im Kriege seine ärztlichen Kenntnisse noch erheblich. Auch jetzt bildete das Studium medizinischer Werke seine einzige Erholung; und mancher Arme kam stundenweit zu ihm, um sich von ihm einen Rat unentgeltlich zu holen.

Er betrachtete das gerötete Gesichtchen des Kleinen aufmerksam. „Das gibt eine Ausschlagkrankheit,“ meinte er bedächtig. „Vielleicht Röteln oder Windpocken; vielleicht auch Masern oder Scharlach. — Das Kind gehörte ins Bett.“

Die junge Mutter erschrak. „Und soll aufs ungewisse mit ihm in die Nacht hinein. — Ist denn kein Dorf in der Nähe — oder ein Haus zum wenigsten?“

Isbrand schwieg. Sein Hof war in einer halben Stunde zu erreichen, aber er trug arge Scheu, diesen fremden Leuten da Gastfreundschaft anzubieten, obwohl ihm die Erinnerung an die patriarchalische Gastlichkeit der Eltern auf das Gewissen fiel. Der sonst so sparsame und zurückhaltende Vater hätte niemals einen Obdachsuchenden von der Schwelle gewiesen. Aber der junge Klaassen entschloß sich erst, als das Kind von neuem wimmerte, zu gleicher Handlungsweise.

„In meinem Hause ist Platz genug,“ sagte er steif. „Wenn Sie in meinen Schlitten steigen wollen? — Der Knecht kann ja mit dem Pferde nachkommen.“

Die junge Frau sah ihn verwundert an. Seine Rede klang barsch wie ein Befehl. Aber sein Gesicht mit dem aufrichtigen Blick in den hellen tiefliegenden Augen schien ihr vertrauenerweckend. „Ich werde Ihnen die Krankheit ins Haus tragen,“ — meinte sie zögernd. Er wurde dunkelrot. „Ich — es sind keine Kinder da.“

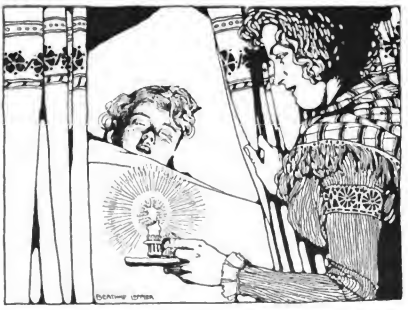
Sie glitt von dem kleinen zottigen Pferdchen und kletterte in den Schlitten, ohne daß er ihr dabei half. Er rückte möglichst zur Seite. Dennoch spürte er ihren warmen Atem, wenn sie sprach, fühlte ihren Arm, mit dem sie das Kind stützte, und trieb die Gäule mit der Peitsche an, daß sie sich in lebhaften Trab setzten und den schon recht wässerigen Schnee den Fahrenden ins Gesicht schleuderten. Das war Isbrand recht. Seine Begleiterin zog sich den Saum der Kazawaika tief über die Stirn herab und um den Mund zusammen und sprach nur hin und wieder ein paar Worte, die ihr Nachbar meist überhörte, weil ihm die Pferde zu schaffen machten. Da schwieg sie ganz.

Als die beiden vor Isbrands Hause ausstiegen, trat die alte Wirtschafterin in die Thür.

„Ek bring di Beseek, Fru Lettau. — Du hest doch dat Eten parat? Dat Kind mot glik in't Bed,“ sagte der junge Wirt im allgemein gebräuchlichen Platt und setzte hochdeutsch hinzu: „Die Frau wird für Sie und das Kind sorgen. Ich will doch die Schleife hinausschicken und Ihren Schlitten holen lassen.“ Damit ging er in den Pferdestall und überließ es der Fremden, ihre Notlage zu erklären und ob mit den Verhältnissen ver-

traut zu machen. Sie sah ihm ein wenig erstaunt nach, wandte sich mit sehr freundlichen Worten und Gebärden an die alte Frau und folgte ihr ins Haus.

Als Isbrand, der sein altes Knabenzimmer im Giebel zum Schlafen und Studieren beibehalten hatte, weil es seinen einsiedlerischen Neigungen am besten zusagte, in die große mit Himmelbett, mächtigen Wandschrank und bemalter Truhe ausgestattete Wohnstube trat, fand er die junge Frau schon seiner wartend. Sie stand am Ofen, wärmte ihre weißen Hände und sah zu, wie der „Paserjunge" die Strohbündel ins Feuer schob, auch mit Torf nachheizte. Ihre Kazawaika hatte sie abgelegt, und ihre weiche, volle Frauengestalt kam in dem dunklen hochgegürteten Kleide hübsch zur Geltung. Das kastanienfarbene Haar stand ihr kraus um das helle Gesicht, und in den großen braunen Augen tanzten Lichtpünktchen. Sie ging schnell auf ihren Wirt zu und sprach ihn sofort wieder an. „Sie müssen doch wissen, wem Sie Herberge geben, Herr Klaassen," sagte sie lebhaft und wurde ein wenig rot dabei.



Er wehrte mit der Hand: er war wirklich nicht neugierig. Aber sie ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich heiße Wanda Nehring und komme von Danzig her. Da ist mir vor einem Jahre der Mann gestorben. Er war Regimentschirurgus und hat sich ja wohl den Tod aus dem letzten Feldzuge mitgebracht. Das erste Mal kam er mir von Paris noch gesund zurück. — Nun schreiben und schreiben der Onkel und die Tante in Marienburg, ich möchte bei ihnen leben; sie brauchten Hilfe und hätten doch keine Kinder. Da geh' ich schon, denn was soll eine Frau allein anfangen —" Sie zog ihr Taschentuch und schien ein wenig weinen zu wollen.

Isbrand erschrak. Das fehlte noch! „Was macht das Kind?" fragte er schnell.

„J, das schläft. Das wird wohl nichts Schlimmes," antwortete sie schon wieder ganz vergnügt und lachte, noch mit nassen Augen, daß sich Grübchen in den weichen Wangen zeigten. Flink nahm sie ein Licht vom Tische, ging zu dem großen Himmelbett im Hintergrunde des Zimmers, schlug behutsam die Gardine zurück und hielt die runde Hand vor die Flamme. „Es liegt ganz ruhig."

Isbrand kam näher, schaute auf das schlummernde Kind und freute sich unwillkürlich an dem frischen Gesichtchen und dem gekräuselten Blondhaar. Die junge Frau beobachtete ihn und war stolz, daß ihr schlafender Sprößling den ersten freundlichen Blick ihres ernsthaften, ja eigentlich mürrischen Gastgebers einheimste. Voll mütterlicher Eitelkeit schlug sie das dicke Federbett zurück und beleuchtete die rundlichen rosigen Glieder, die aus dem weißen Hemdchen hervorguckten. „Das ist ein Jungchen — wie ein Nußkern!" sagte sie entzückt und bückte sich, um einen der kleinen Füße zu küssen.

Isbrand trat zum Tische. „Wo bleibt nur Frau Lettau?" meinte er kurz und barsch. Wanda erschrak. „Sie macht uns ein Bett in ihrer Stube auf; mir wär es sonst graulich in dem fremden Hause," erwiderte sie entschuldigend. „Ich sollte uns immer den Thee eingießen!" — und sie griff nach dem „Trecktopp" mitten auf dem Tische.

Der Hauswirt räusperte sich so ausdrucksvoll, daß sie mit ausgestreckter Hand ihn fragend ansah. Er schaute aber gerade vor sich nieder, hatte seine Hände gefaltet und sprach nun laut und gemessen ein langes Gebet. Die junge Frau schlang mit verwirrtem, schuldbewußtem Gesicht die Finger

fest ineinander und bewegte die Lippen, indem sie die Worte leise zu wiederholen suchte, stand wartend, bis ihr Gastgeber sie aufforderndend anblickte, und schenkte dann sehr zierlich den Thee ein.

Isbrand kam sich in seiner Schweigsamkeit unhöflich vor. „Es ist guter Karawanenthee aus Rußland," sagte er. „Ich habe ihn von Elbing mitgebracht." Frau Wanda wurde sofort wieder lebendig. „Wie goldig er aussieht!" lobte sie. „Ich freu' mich drauf. Ich bin doch beim Reiten ein bißchen kalt geworden. — Aber erst das Brotchen!" — Sie faßte mit beiden Händen den mächtigen unangeschnittenen Laib, drückte ihn, den Körper zurückbiegend, an sich, griff nach dem großen Messer und fuhr kreuzweis mit der Spitze über die Unterseite des Brotes.

Isbrand hatte ihr zugesehen. Nun runzelte er die Stirn und rief heftig: „Was thun Sie denn da? Das ist bei uns nicht der Brauch!"

Sie war zusammengefahren. „Es ist mir so in der Gewohnheit. Ich hab's von der Mutterchen; die war katholisch," sagte sie wie entschuldigend. „Aber wir Kinder wurden nach dem Vater lutherisch. — Es schadet doch dem Brotchen nicht," setzte sie ein wenig trotzig hinzu.

Er schwieg unwillig, und sie versorgte ihn ebenfalls ziemlich schweigsam und rückte ihm die frischen guten Fleischwaren und übrigen Speisen mit knappem, aber freundlichem: „Ei Butter? — Ei Zunge? — Ei Wurst?" aufmerksam zur Hand.

„Wi hew Schwienkest hab," erzählte Frau Lettau, die nun herzukam und in der Freude über den weiblichen Gast die Scheu vor dem Herrn ganz vergaß. Wanda rief ihr mit der hellen Stimme die Worte laut ins Ohr und ermöglichte dadurch eine lebhafte Unterhaltung. Isbrand hätte sich daran beteiligt, aber es fehlte ihm immer das rechte Wort, wenn eine Pause im Gespräch eintrat. Das ärgerte ihn, und er erhob sich, sobald er wahrnahm, daß niemand mehr aß, betete wieder und wünschte dem Gaste eine gute Nacht.

Wanda sah ein wenig gekränkt aus. „Morgen früh werden Sie uns ungebetene Gäste los, Herr Klaassen. — Da höre ich den Knecht mit unseren Sachen kommen! Wenn Sie uns nur den Schlitten leihen möchten?"

„Natürlich. Sie sollten aber nicht zu zeitig fahren. Es könnte dem Kinde nicht gut thun, — und über den Strom werden Sie nicht kommen," entgegnete Isbrand, den sein Mangel an Gastlichkeit abermals bedrückte. „Hier sind Sie willkommen, solange es Ihnen gefällt zu bleiben."

„Es hat doch keine Gefahr mit dem Damme?" fragte sie, wie schon früher, besorgt.

„Wohl nicht. Das Eis nach dem Haff zu scheint nicht stark zu sein; und Grundeis wird sich noch kaum gebildet haben. Die Kälte dauerte ja bisher nicht an. — Gute Nacht."

„He hefft Biswerm im Kopp vom velen Stodeeren," entschuldigte Frau Lettau ihren einsilbigen Herrn, als er kaum die Thür hinter sich geschlossen hatte. Sie glaubte zu flüstern, sprach aber so laut, daß ihr Wanda erschrocken die Hand vor den Mund hielt —

Am anderen Morgen lagerte der Nebel wie eine dicke milchweiße Wolke über der Niederung. Die Reisenden konnten nicht an Aufbruch denken. Als aber Schleier um Schleier sank und endlich die Sonne mild wie eine strahlenlose Mondscheibe niederblickte, war in der langen Winternacht heimlich und leise ein neuer Gast vor Isbrand Klaassens Hof geschlichen: Die Nogat.

Hatte sich wider Erwarten das Eis weiter stromab gestaut oder tief unten im Flußbette sich Grundeis zusammengeschoben und den Wasserlauf gesperrt? War der Damm überspült oder durchbrochen worden? — Man konnte nur mutmaßen, wie die drei, die in der Wohnstube des einsamen Werderhauses am Fenster standen und auf die Flut hinausschauten, es thaten. — Welch ein liebliches Bild voller Ruhe und schwermütiger Schönheit! Wer mochte an Zerstörung, Not und Tod denken, wenn er dieses reizende Ungeheuer da unten gleich einer Katze, die Vogelnester zerstörte, sich in der Sonne strecken sah?! — Grauschimmernd wie eine schöne Edelzinnplatte dehnte sich die mattbeleuchtete Fläche nach allen Seiten und verschwamm in der Ferne mit dem perlfarbenen, dunstigen Morgenhimmel. Hin und wieder unterbrach eine unregelmäßige Reihe von Weiden, dickköpfige Gnomen mit gesträubtem Haar, die Einförmigkeit und bezeichnete den Lauf eines Grabens. Eine

Windmühle streckte die regungslosen Flügel wie hilfeflehende Arme zum Himmel empor. Einzelne Krähen zogen krächzend dahin und suchten einen Platz zum Ausruhen. Hoch stand das Wasser nicht, und die Leute behaupteten, daß es aufgehört habe zu steigen.

Isbrands Gehöft lag im Trockenen, wenn man die blanken Pfützen, die der schnelltauende Schnee hinterließ, als das Trockene bezeichnen wollte.

„Sie müssen es sich nun hier gefallen lassen," sagte der junge Besitzer zu seinem Gaste. „Wir haben einen Kahn; aber er ist alt und lange nicht ausgebessert worden — leider! Er könnte nur im äußersten Notfalle benutzt werden." Isbrand bemühte sich, entgegenkommender als am Abend vorher zu erscheinen. Er durfte der Fremden den erzwungenen Aufenthalt nicht verleiden, nun, da sie ganz von ihm abhängig war. Er fühlte sich auch wirklich heiterer gestimmt. Es mochte das Bewußtsein, die Abwickelung unangenehmer Geschäftsangelegenheiten in Marienburg durch eine höhere Gewalt hinausgeschoben zu sehen, dazu beitragen. Das mußte es sein! Er war frühmorgens sehr mißlaunig auf den Hof gegangen, da kamen ihm die Leute, der eigne und der fremde Knecht und der Junge, schon aufgeregt mit der Nachricht entgegen: das Wasser sei da — denn sehen konnte er nichts. Und in dem Augenblick wurde ihm leichter ums Herz.

Wanda Nehring war blaß und zitternd mit ihrem Kinde in den Armen erschienen.

„Das Wasser — wenn es uns unterwegs gekriegt hätte — erbarmen Sie sich! Ich fühl' es ordentlich kalt über die Haut laufen — „Jesusmar . . ." sie stockte — „und das Jungchen!"

„Frühstücken Sie nur," meinte Isbrand. „Das vertreibt den Frost. — Was macht das Kind?"

„Es hat wohl richtig das Nesselfieber," sagte sie und setzte das Bürschchen auf den Boden. „Es ist aber ganz munter dabei. — Geh, gib dem Onkel Händchen."

Isbrand nahm steif genug die kleine runde, heiße Hand in die seinige, hielt sie ein Weilchen und sah das Kind an; aber er wußte nicht, was er mit ihm sprechen sollte, und scheute sich vor der Mutter, irgend etwas Thörichtes zu reden.

„Onkel böse?" plapperte das Jungchen.

Wanda lachte. „Nein, nein, der Onkel ist sehr gut." Sie merkte ihrem jungen Wirt die Verlegenheit an, nahm den Knaben auf den Schoß und gab ihm Milch und Brot. Isbrand hörte eine Zeitlang, ohne zu denken und wie von einem wunderlichen Zauber befangen, dem kindischen Geschwätz der beiden zu, stand dann plötzlich sehr hastig auf und ging in die Ställe.

Als er eine halbe Stunde später wieder durch den Flur schritt, um in sein Zimmer hinaufzusteigen, klang aus der Wohnstube lustiger Gesang. Das erschien ihm im Hause seiner Eltern ungewohnt und ungehörig. Man hatte an dieser Stelle nur geistliche Lieder gesungen. Nun vernahm er sogar deutlich das Schleifen von Füßen, wie beim Tanze. „Tanz, Spiel, Schauspiel und derlei" galten ihm aber, seit er denken konnte, als Fallgruben des Bösen und waren allzeit streng verpönt gewesen. Er öffnete zornig die Thür; es hörte ihn indes niemand; und er blieb eine Weile, die Klinke in der Hand, unentschlossen auf der Schwelle stehen.

Die junge Mutter hielt ihr Kind im Arme, tanzte sehr zierlich in dem großen Raume rundherum und sang ein recht weltliches Tanzliedchen:

„Seht, da kommt mein Schatzchen her.
Welchen kecken Gang hat er!
Seht, wie ihm das Hutchen sitzt,
Das ihn vor der Liebe schützt!" —

Die alte Wirtschafterin klatschte in die Hände, und der Paserjunge stand grinsend am Ofen und trat taktmäßig von einem Fuß auf den anderen — ein unerhörter Anblick!

Jetzt sah auch die Tänzerin den neuen Zuschauer, nickte ihm lächelnd zu, wiegte sich schelmisch und fiel aus dem Polka- in den Walzertakt:

„Hinter dem Berge brennt 'ne Laterne.
Goldenes Schatzchen weit in der Ferne —
In der Laterne da brennt ein Licht.
Goldenes Schatzchen, verlaß mich nur nicht!"

Isbrand wurde dunkelrot im Gesicht. Die Alte und der Junge verschwanden durch eine Verbindungsthür in der Küche.

Der junge Mann suchte nach Worten für seine Entrüstung. Er stotterte vor Erregung. „Hier — ist nie getanzt worden," sagte er heiser.

Frau Wanda blieb hochatmend vor ihm stehen; ihr ganzes Gesicht blühte und glühte von der Bewegung, und ihre Augen strahlten. „Warum denn nicht?" fragte sie erstaunt.

„Es — es ist doch — Teufelswerk —“

„Teufelswerk?“ Sie war ganz benommen, faßte sich aber schnell. „Ich denke, der König David tanzte sogar vor der Bundeslade?“

„Der König David!“ sagte er verächtlich. „Er hat manches gethan, was man sich nicht zur Richtschnur nehmen darf. Er war der Weinstock, auf dem das Edelreis wachsen sollte, aber er trieb noch viel wilde Schößlinge.“ Unwillkürlich verfiel er in den Predigtton seines Vaters.

„Ich will als Ihr Gast nicht mit Ihnen über die Bräuche in Ihrem Hause streiten. Es thut mir leid, abermals dagegen verstoßen zu haben,“ entschuldigte sie sich. „Ich dachte mir nichts Arges.“

Zum erstenmal sah er einen kalten, gezwungenen Ausdruck in ihrem liebenswürdigen Gesicht. Er schloß die Thür und ging in sein Zimmer. Er hatte recht gethan. Tanzen in diesem Hause! — Aber ihm war zu Mute, als ob er lächerlich pedantisch und sogar roh gehandelt habe. Er fühlte sich geradezu schuldbewußt. Unbegreiflich! — Verdrossen schlug er ein Wirtschaftsbuch auf und fing an zu rechnen. Aber immer sah er die liebliche Mutter mit ihrem schönen Kinde sich anmutig bewegen. — Teufelswerk?!

Die Arbeit wurde nicht nach Wunsch gefördert. Isbrand verrechnete sich, mußte nach den Fehlern suchen, vergaß diesen und jenen Posten und griff endlich zu einem neuen populärwissenschaftlichen Werke, das er sich des ziemlich hohen Preises halber mit Gewissensskrupeln angeschafft hatte und dem er ganz besonderes Interesse entgegenbrachte. Aber es fesselte ihn heute nicht stark. Eh' er sich's versah, horchte er auf das Trappeln von leichten Füßen, leises Lachen und Plaudern, das in abgerissenen Lauten zu ihm heraufdrang. Dann sprang er ungeduldig und ärgerlich auf und ging ans Fenster. Er hätte seine Pelzmütze aufstülpen und in die Felder hinauslaufen mögen.

Draußen indes schillerte die blanke Fläche und schien in ihrer regungslosen Einförmigkeit Geduld — Geduld — Geduld zu predigen. Das weiche, sanfte, liebliche Element — und doch so unwiderstehlich, — stärker und nachhaltiger in seinen Wirkungen als Sturm, Feuer und der stürzende Berg!

Isbrand war heimlich froh, als die Essenszeit herannückte und er einen Vorwand für sich selber erhielt, aus seiner Einsiedlerzelle in die große Stube hinunterzusteigen. Er fand den Tisch gedeckt, aber das Zimmer leer. Nur das Kind spielte mit einem hölzernen Räderschäfchen auf dem Fußboden herum. Es drückte sein Schaf an sich, steckte den Finger in den Mund und sah Isbrand mit großen Augen — den klaren braunen Augen seiner Mutter — an. Er schämte sich fast vor diesem erstaunten und etwas verschüchterten Kinderblick und hätte gern etwas gethan, um das kleine Geschöpf zutraulich zu machen. Es fiel ihm aber nichts ein. Da krähte draußen ein Hahn. Das geweckte Kind richtete sich unbeholfen auf, hielt den Finger in die Höhe und sagte: „Put put kikeriki!“ Da hob es Isbrand empor, zeigte ihm die Hühner vor dem Fenster. Es lachte sogleich vergnügt, faßte den gefälligen Mann fest um den Hals, plapperte allerlei Halbverständliches und schmiegte sein Gesichtchen an des neuen Freundes Antlitz. Isbrand durchrieselte ein sonderbares Gefühl. Es schmolz etwas in seiner Seele. Wann hatte er solch eine weiche Wange an der seinen gefühlt? Seit seiner Kinderzeit nicht mehr. Die Mutter — das war's! Es fiel ihm ein Verschen ein, das sie ihm bei ähnlicher Gelegenheit vorgesagt hatte, und er sprach es halblaut:

„Putthöneken, Puthönecken, wat deihst in minem Höff?
Du plückst mi all die Blömkens af,
Du makst et goar to groff!“

Das Kind merkte auf. „Nochmal!“ kommandierte es. Und er gehorchte.

„Mamma, Mamma!“ rief das Bübchen, strampelte und schlug in die Hände. Isbrand sah sich erschrocken um; da stand Wanda Nehring mit vom Feuer gerötetem Gesicht in der Küchenthür und lächelte. Der junge Mann setzte das Kind verlegen nieder, und es taumelte kreischend und lachend in der Mutter ausgebreitete Arme.

Isbrands Freundlichkeit gegen Wandas „Jungchen“ schien die Erinnerung an seine Barschheit am Morgen bei der Leichtversöhnlichen ausgelöscht zu haben. Sie sprach angeregt, und der junge Hauswirt zeigte sich ebenfalls redseliger als bisher, weil ihm seine Heftigkeit reute. Er war im Rechte gewesen — gewiß; aber er hätte einen milderen Ausdruck finden können, sein Mißfallen bemerklich zu machen. Künftig wollte er mehr Nachsicht zeigen. Es handelte sich doch nur um Tage. —

Gegen die Vesperstunde hin sagte er sich, daß Frau Nehring sich in der Gesellschaft der alten Frau wohl arg langweilen müsse und es also seine Pflicht als Gastgeber sei, ihr die Zeit ein wenig zu kürzen. Er ging also wieder in das Wohnzimmer. Wanda saß am Tische, schob, als er eintrat, flink etwas in ihren Schoß hinunter und deckte die Hände darüber. Ihm schien es ein Buch zu sein.

„Sie haben gelesen?“ fragte er. „Ich störe Sie?“

„Durchaus nicht. Ich blätterte nur ein wenig“, sagte sie schnell und begann sogleich von ihrem bisherigen Leben in der und jener Garnison heiter und mit großer Anschaulichkeit zu erzählen, so daß Isbrand ihr mit Vergnügen zuhörte. Frau Lettau sah mit Verwunderung, daß er ein paarmal lachte. Auch Wanda freute sich über ihres Zuhörers Teilnahme und wurde immer lebhafter. Sie begleitete ihre drolligen Schilderungen mit anmutigen Gesten und einem allerliebsten Mienenspiel; endlich sprang sie auf, um Gang und Manieren eines

O. E.

steifen alten Generals nachzuahmen. Da stob ein buntes Geflatter von ihrem Schoße mitten in das dämmerige Zimmer hinein und zerstreute sich nach allen Richtungen: ein Kartenspiel.

Isbrand hatte sich im ersten Augenblick gebückt. Aber kaum erkannte er, was da am Boden lag, als er zornig mit dem Fuße danach stieß, aus dem Zimmer lief und sich in seiner Giebelstube einschloß.

Er fühlte sich in seinen Empfindungen arg verletzt. Wohl konnte er dieser Frau verzeihen, daß sie ihm die verpönten Blätter, „das Gebetbuch des Teufels“, ins Haus trug, wenn sie unwissentlich damit gegen seine Anschauungen verstieß. Aber sie mußte doch ahnen, daß sie sich von neuem gegen ein hochgehaltenes Herkommen verging; denn sie belog ihn ja kaltblütig! Diese letzte Handlung schien ihm geradezu unbegreiflich. Die strengste Wahrhaftigkeit war ihm, wie es sein Bekenntnis ausdrücklich forderte, so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihm selbst eine Ausrede in einer geringfügigen Sache im höchsten Grade verwerflich schien. In seinem Unwillen wünschte er, daß ihm diese Frau nie den Weg gekreuzt hätte. Jetzt verursachte es ihm Schmerz, sie nicht anders zu wissen, als sie nun einmal war, hätte er gern das schöne, makellose Gefäß aller Tugenden in ihr gesehen. Vergeblich sagte er sich hundertmal: „Was geht's dich an? — Diese Tage werden sich überstehen lassen, wenn du gleichmütig geschehen läßt, was du weder das Recht noch die Macht zu ändern hast. Darum schick' dich drein und halte dich der Versucherin fern.“ Denn eine Versucherin war ihm diese in all ihrer Leichtfertigkeit reizende Person geworden, — das gestand er sich ergrimmt ein. Es litt ihn nicht auf seinem Stuhle; er hätte hinuntereilen und irgendwie mit harten Worten zum Austrag bringen mögen, was zwischen ihnen stand.

Frau Lettau rief ihn zum Abendessen. Er erklärte kurz, daß er nicht hungrig sei. Am nächsten Morgen ging er in die Küche, um sich sein Frühstück in sein Zimmer heraufzubestellen. Er fand niemand; aber in der Wohnstube hörte er sprechen: Die Frauen und das Kind.

„Wer hat die Milch umgestoßen?“ fragte Wanda ihren Knaben.

„Katzchen!“ antwortete er.

„Wer hat's gethan?“

Er zögerte ein wenig, dann sagte er wieder halb trotzig, halb schelmisch: „Katzchen!“

„Pfui, mußt nicht lügen!“ tadelte sie heftig. „Gleich sag: wer war's!“

„Katzchen . . . “

Isbrand war leise in die halboffene Thür getreten; da sah er, wie Wanda das Kind auf die Hand schlug.

Es weinte auf, und sie nahm es zärtlich in ihre Arme.

„Sei stillchen,“ begütigte sie mit süßer Stimme. „Nun, wer ist's gewesen?“

„Hanschen.“

Sie küßte den kleinen Bösewicht.

Isbrand überlegte sich, daß er doch lieber unten frühstücken wolle. Er trat ein, grüßte ernsthaft, betete für sich und setzte sich an den gedeckten Tisch. Wanda sah ihn verlegen an, stellte ihren Knaben auf den Boden und nahm etwas vom Fensterbrett. Es war das Kartenspiel. Sie ging schweigend zum Ofen und steckte es in die helle Flamme. „Frau Lettau erzählte mir, daß Sie dergleichen nicht im Hause dulden“, sagte sie zögernd; „aber ich wollte gestern — erst meine Patience fertig legen. Da kamen Sie.“

Er mußte nun doch wider Willen lächeln. „Sie waren ja in Ihrem Rechte; ich habe Ihnen doch keine Vorschriften zu machen,“ erwiderte er.

„Es ist doch dumm und abergläubisch,“ entgegnete sie nun auch lachend. „Man thut so mancherlei in der Gedankenlosigkeit, was besser bliebe.“

Isbrand wunderte sich innerlich über sich selber. Sein Zorn von gestern war wie ausgelöscht. Er empfand nichts als das wohligste Behagen und gab sich freier und heiterer, wie je seit seiner Heimkehr. Die alte Haushälterin betrachtete ihn heimlich staunend und freute sich über die Verwandlung, denn sie hatte ihren trübsinnigen Herrn trotz seiner Wortkargheit und Zurückhaltung wie einen Sohn ins Herz geschlossen.

„Wie lange kann dies dauern?“ fragte Wanda, die sich mit einer Näharbeit ans Fenster gesetzt hatte, und deutete auf die spiegelnde Fläche draußen.

Isbrand stand neben ihrem Stuhle und blickte ebenfalls hinaus. „Das läßt sich nicht sagen,“ erwiderte er vergnügt. „Wenn das Wasser abgelaufen ist, wird's erst recht schlimm. Dann ist der Morast ganz unwegsam. — Sie werden noch verhungern müssen,“ setzte er in Gedanken an die wohlgefüllte Speisekammer neckend hinzu.

„Gott gab Zähne; er wird auch Brot geben,“ meinte sie seelenruhig. „Aber wir fallen Ihnen ungebührlich zur Last, wir leichtsinnigen Leute.“

„Das lassen Sie Ihre geringste Sorge sein,“ antwortete er, kauerte zu dem Kinde auf den Boden nieder und rollte das Räderschaf hin und her. Der kleine Bursche verlangte zuthunlich, wieder die Hühner sehen zu wollen. Isbrand nahm ihn auf den Arm und sprach scherzend mit ihm. Was dem Vereinsamten gestern peinlich und ungewohnt dünkte, kam ihm heute bereits als das Natürlichste vor. Er erschien sich wie einer, der, mit Pelz und Decken wohlverwahrt, lange durch eine öde Schneelandschaft gefahren ist und wohl kaum unter dem Froste gelitten hat, aber nun im warmen Zimmer am lebendigen Feuer doch ein anderes Behagen empfindet. Er nahm das Kind mit sich in den Stall, zeigte ihm die Pferde und die Rinder und hatte im Laufe des Tages die Genugthuung, von dem Knaben mit Jubel begrüßt zu werden, sowie er sich blicken ließ. Das that ihm unbeschreiblich wohl.

In der frohesten Laune betrat er abends das Wohnzimmer und fand den großen Raum strahlend erleuchtet. Frau Lettau hatte eine unerhörte Verschwendung mit den selbstgezogenen Talglichtern getrieben.

„Was soll das?“ fragte der Hauswirt erstaunt.

Wanda Nehring klatschte in die Hände. „Nun ertappen wir den gestrengen Herrn!“ rief sie lachend. „Ich wette, Sie haben den Heiligen Abend vergessen!“

Er stand erschrocken. „Man verliert ja ganz die Zeitrechnung,“ murmelte er. Für die kleinen Geschenke, welche die Leute

übrigens erst am Feiertagsmorgen erhielten, mußte Frau Lettau sorgen. Es wurde derzeit nicht großer Aufwand damit getrieben. Das Kleid für die Wirtschafterin lag seit Wochen in Isbrands Schranke und war von der Alten sicher schon heimlich auf jeden Faden seines Gewebes hin geprüft worden. Der Christabend pflegte still vorüberzugehen. Es gab den üblichen Karpfen, — das war alles. Und selbst der Fisch fehlte dieses Mal, obgleich das Wasser ums Haus stand. Erst der Weihnachtsmorgen erschien feiertäglich geweiht. — Auch heute ereignete sich nichts Besonderes. Aber die Kerzen, der reichlicher gedeckte Tisch, das Kind, das sich beglückt mit seiner bändergeschmückten Rute und den paar billigen Spielsachen beschäftigte, die Frau Wanda schon in Danzig gekauft hatte, und vor allem die sonnige Laune der jungen Frau machten den Abend heiter und festlich. Die beiden Knechte, die alte Haushälterin, vor allem der Herr entfalteten in dieser Lichtfülle Gemütseigenschaften, die keiner der ernsthaften Menschen beim anderen gesucht hätte, wurden fröhlich und zutraulich; und der Paserjunge spielte beseligt mit Wandas Knaben, als ob er ganz vergessen hätte, daß er ja eigentlich der geplagte und von jedermann gehänselte „Schickpansel“ sei.

Als der „Futterrock“ spät am Abend einmal aus den Ställen kam, meldete er wichtig: „Et es sternklaar on freert, Herr Klaassen!“

Die ganze fröhliche Gesellschaft verstummte. Drei Nächte mit tüchtigem Frost, — und die Brücke zu der Welt da draußen war geschlagen. Diese ganze Heiterkeit und Behaglichkeit zerstob auf Nimmerwiederkehr.

Isbrand stand auf; und die Leute wünschten Gute Nacht und gingen hinaus. Man trennte sich mit einem Gefühl herzlichen Bedauerns. —

Der junge Hauswirt wanderte ruhelos in seinem Zimmer auf und nieder. Mein Gott — so war das nun zu Ende, mußte für immer vorüber sein! — Er sah wohl klar, daß ihm ein Versuch übrig blieb, dieses wohlige Behagen seinem Hause zu bewahren. Er meinte die Mahnung, es festzuhalten, den ganzen schönen Abend über in Aller Augen gelesen zu haben. Aber an die Möglichkeit, eine Fremde, außerhalb der Gemeinde Stehende an der Stelle wirken zu sehen, wo die Mutter einst den alten Bräuchen gemäß schaltete, hatte er nie gedacht. Wohl war ihm bekannt, daß ihm auch eine Tochter aus mennonitischem Hause die einmal verschlossene Thür nicht mehr öffnen konnte. So mußte er eben einsam bleiben. —

Nach einer fast schlaflosen Nacht erhob er sich voller schmerzlicher Zweifel und trat, als der Tag kaum graute, in der großen Stube, wo Morgendämmerung mit Kerzenschein kämpfte und eine fahle Beleuchtung kalt und unfreundlich auf Menschen und Dingen ruhte, vor die versammelten Hausgenossen, um sein festtägliches Amt zu verwalten; denn ganz wie seine Eltern hielt er streng an der Sitte der Hausandachten fest und duldete kein Fernbleiben seiner Leute. Er stimmte mit seinem dunklen Baryton einen Choral an. Während des Liedes ließ er den Blick nachdenklich auf der kleinen Schar um ihn ruhen. Die Haushälterin war eine Reformierte. Sie hielt den Kopf gesenkt und sang laut und eifrig. Der „Futterrock“, ein Lutherischer, brummte in einem rauhen Baß unverständlich dazwischen, während der Paserjunge, baptistischer Eltern Kind, mit einer hellen, hohen Stimme sehr unmelodisch den Text deutlich und genau herausschmetterte. Der fremde Fuhrmann, der katholisch war, hielt die Mütze vor den Mund und schien mit

niedergeschlagenen Augen andächtig zuzuhören. Ueber dem ganzen unharmonischen Durcheinander schwebte süß und klar Wanda Nehrings liebliche Stimme. Die junge Frau schaute zum Fenster hinaus auf den sich langsam erhellenden Morgenhimmel. Sie hielt ihr Kind im Arme, das — die Augen verträumt und die Bäckchen rotgeschlafen, — verwundert aufhorchte.

Isbrand las das Weihnachtsevangelium: „Siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volke widerfahren ist.“ Er hatte die Bedeutung der Stelle noch nie so tief im Herzen empfunden.

Die beiden Feiertage glitten friedlich und freundlich vorüber. Der Wasserspiegel vor den Fenstern wurde matter, dunkler und wandelte sich in klares Eis. — Isbrand war wieder still geworden. Er beschäftigte sich viel mit dem Knaben, mied aber längere Gespräche mit der Mutter. Wanda wunderte sich nicht darüber. Isbrand gefiel ihr sehr und liebte offenbar das Kind; daß sie selbst ihm nicht gleichgültig war, wußte sie längst. Sie hatte schnell und ohne jedes Hindernis die erste Ehe geschlossen und sich glücklich gefühlt. Sie hielt es für ganz selbstverständlich, wenn sich eine zweite Verbindung ebenso einfach knüpfte. Sie war gewöhnt, geliebt und beschirmt zu werden, und hatte das Bedürfnis, zu lieben und Schutz zu suchen. Es schien alles so natürlich. Daß Isbrand nicht sprach, solange sie in seinem Hause weilte, forderte die Sitte. Er würde reden, wenn die Zeit kam. — ·—

Das junge Eis, die weite elastische Fläche, klang und federte unter den Eisen der Schlittschuhläufer: Isbrand und Wanda. Den Knaben trug Isbrand, da sich nur ein ganz vermorschter Handschlitten fand, nach Art der Frauen jener Gegend in einem großen um den Oberkörper geschlungenen Tuche vor die Brust gebunden und konnte ihn so mit den Armen stützen oder auch die Hände frei brauchen, war also in seinen Bewegungen nicht gehemmt. Das Jungchen kreischte vor Lust. — Der Fuhrmann mit Pferd und Schlitten sollte folgen, sobald Isbrand mit der Nachricht zurückkehrte, daß das Nogateis sicher sei. —

Die Luft umströmte die Laufenden kalt und klar, wie ein Bergwasser. Einzelne Schneesternchen schwebten funkelnd nieder. Die Ferne zerfloß in unbestimmtem Geflimmer, und die bleiche Mittagssonne umschleierte sich mehr und mehr.

„Eh' es dämmert, sind wir in Kaldowo,“*) meinte Isbrand. Die junge Frau flog wie eine Möve über das Eis, lief Kurven, trieb allerlei Künste, während Isbrand, wie die meisten Werderaner ein trefflicher Schlittschuhläufer, stetig in seiner Bahn blieb. Wenn sich Wanda weiter von ihm entfernte, dachte er schwermütig: „Da entflieht mein Glück!“ — aber er that nichts, um dieses Glück zu halten. Ihr trieb die hastige Bewegung das frische Blut glühend durch die Adern; jeder Puls schien im Hochgefühl der Jugend und der Gesundheit zu frohlocken. Sie kehrte zu ihrem Begleiter zurück, lachte, plauderte, neckte das Kind in seinem Arme, ließ sich von seiner Hand leiten und strahlte ihn aus großen Augen an. Ob er nicht reden würde? — Er schwieg. — Nach einiger Zeit führte sie ihr Weg an einem einzelnen tiefliegenden Häuschen vorüber. Das Wasser reichte fast bis unter die Fenster. Die Fensterflügel standen offen. Die Läufer schauten hinein. Innen ein Bild der Öde und der Verheerung: umgestülpte Stühle, der große Tisch im Eise festgefroren, anderes Gerät wohl auf den Heuboden gerettet, — die Bewohner geflüchtet, der Herd leer und kalt. Wanda traten die Thränen in die Augen. „Jetzt friert mich,“ sagte sie tonlos und faßte Isbrands Hand fester. Ihm schwoll das Herz, aber er sprach nicht. — Der Schnee fiel dichter. Bald schaute des Jungchens rosiges Gesicht unter einem weißen Dache hervor, das Isbrand von Zeit zu Zeit fortfegte; er zog das Tuch weiter über die kleine Stirn. Endlich stob es wie Daunen vom Himmel. Ein blendendes Gewimmel von taumelnden Riesenflocken hinderte jeden Ausblick. Der helle Fleck an der Stelle, wo sich die Sonne verbarg, schwand. Schnell ging das gelbliche Licht in eine sanfte Dämmerung über. Der eisige Schwanenflaum legte sich auf die Gesichter, hängte sich an Brauen und Wimpern und verwehrte das Sehen. Nach einiger Zeit sagte sich Isbrand, daß er die Richtung nicht mehr wisse. Seine Begleiterin blieb ihm nun zur Seite. Sie hatte sich durch ihre Künste ermüdet; dazu er-

*) Vorstadt Marienburgs links von der Nogat.

schwerte der Schnee das Laufen immer mehr. Schon pflügten ihn die Füße wie Schaum auf. Wanda erzählte in dieser weltverlorenen Einsamkeit zutraulich und ernsthaft von ihren Lebensverhältnissen, dem behäbig bürgerlichen Wohlstande der Verwandten, der eignen bescheidenen Behaglichkeit. Wie Wärme und Wohlsein wehte es Isbrand in Schnee und Kälte aus ihren schlichten Worten an. Er fühlte, daß sie ihm nicht als die heimat- und herdlose Abenteurerin, die Glücks- und Männerjägerin gelten wollte. Das sagte seinem einfachen Empfinden zu. Aber er seufzte, schwieg und hielt schärfer Umschau. Er glaubte sicher auf Häuser, eine Mühle, Wegzeichen zu treffen. Doch außer Weiden, die einen Graben begrenzen mochten, ließ sich nirgends etwas erkennen. Die Verirrten waren wie in einem großen lebendigen, tanzenden, wirbelnden Kerker gefangen, huschten wie der vom Alpdruck gequälte Träumer durch endlose Räume. Das ging so vielleicht zwei Stunden. Dann wurde es dunkel. — Der Knabe war eingeschlafen. Isbrand empfand die Last, die er anfangs kaum spürte, immer schwerer. Seine Brust keuchte. Plötzlich glitt Wanda lautlos neben ihm in den Schnee. Sie hatte schon längere Zeit nicht mehr gesprochen und sich fest an seinen Arm gehängt. Nun ließ sie ihn frei. Er bückte sich erschreckt, redete ihr zu, doch aufzustehen.

„Ich kann nicht mehr," flüsterte sie. „Lassen Sie mich nur und retten Sie das Jungchen und sich selber .... ich bin ein ganz erbärmliches Ding." Sie weinte nicht, sondern lachte leise. „Ich komm' schon nach," wollte sie ihn überreden.

„Wanda — ich bitte Sie — Sie dürfen nicht stillsitzen! Sie müssen sich aufraffen."

Sie machte einen Versuch, sank aber wieder zurück. „Lieber Isbrand — das Jungchen — —" Sie verstummte. Da faßte er sie in die Arme, zog sie empor und hielt sie samt dem Kinde fest an seine Brust gedrückt.

Nach einer Weile schien sie sich etwas zu erholen und fing von neuem an: „Rette dich, Lieber — und das Kind" —. Er antwortete nicht, sondern hielt sie nur fester und küßte sie sanft. In dieser großen Not fielen endlich alle engherzigen Bedenklichkeiten von ihm ab. Wanda brach in Schluchzen aus. „Heil'ge Mutter Gottes, hilf uns doch," stammelte sie. Er dachte nicht daran, ihr gram zu sein, und schickte einen Stoßseufzer auf seine Art zum Himmel. — Tiefes Schweigen — — — Der Knabe war erwacht. „Mamma — Hanschen hause gehn!" rief er mit seinem hellen Stimmchen bittend.

Isbrand ächzte und schaute verzweifelt um sich. Da sah er mit einem Male — war ihm der schwache Schein bisher entgangen, das Dunkel tiefer oder das Gestöber weniger dicht geworden? — einen kleinen rötlichen Stern durch die Nacht schimmern. Er kehrte der Weinenden Kopf nach der Richtung. Wanda stieß einen Jubelruf aus und zog, wie neu belebt, den verwunderten Mann vorwärts. Schnell wandelte sich der Stern in ein flackerndes Licht. Das Lämpchen aber erhellte ein kleines nischenartiges Kapellchen auf einer Anhöhe, eine „Buszamenka'" und warf zitternde Strahlen auf eine buntbemalte, flittergekrönte Holzmadonna und das gleichgeschmückte Christkind in ihrem Arme.

Beglückt standen die Geretteten vor dem lieblichen farbenstrahlenden Weihnachtswunder inmitten der grauen Einöde, dem freundlichen Wegzeiger zum nahen Dorfe, aus dem nun auch verwehte Klänge, Hundegebell, ein Ruf, das Brüllen einer Kuh, bis zu ihnen drangen.

Der junge Mann kauerte nieder, um die Schlittschuhe zu lösen, denn der Boden erhob sich zu bruchfreier Höhe. Wanda neigte sich und strich über Isbrands Wange. „Ich will deine Bräuche ehren, wie du's in deinem Hause für recht hältst," sagte sie zwischen Lachen und Weinen; „aber schilt mir auch nicht meine gute Heilige —

Die Madonna im Schnee."

B. L.

Marion Lenbach und Iphigenia Gysis. Doppelbildnis von Franz von Lenbach.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Die Mauer mit Wachturm an der Grenze der Mandschurei. Nach einer Photographie.

Zur großen Mauer von China.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

(Abdruck verboten.)

Von den Reisenden, welche China besuchten, drang nur ein geringer Teil über Shanghai hinaus nach Norden, um auch der Hauptstadt Peking einen Besuch abzustatten, und von den wenigen, welche Peking besuchten, unternahm kaum der zehnte Teil den Ausflug nach der berühmten großen Mauer von China, dem größten Werke, welches Menschenhände jemals geschaffen haben. Wegen dieser Abgelegenheit und der großen Schwierigkeit, die große Mauer zu erreichen, ist das Vorhandensein einer solchen vor Jahren in England sogar ganz ernstlich bestritten worden. „Es gibt keine große Mauer," hieß es; „was dafür gehalten wird, sind nur einzelne Befestigungen der nach der Mongolei führenden Pässe; der Phantasiereichtum der Chinesen und die Übertreibung von Reisenden haben aus diesen Befestigungen die große Mauer gemacht."

Aber die große Mauer besteht in Wirklichkeit, sie hat 22 Jahrhunderte bestanden, und wird möglicherweise noch ebenso viele Jahrhunderte weiterbestehen, denn niemand hat ein Interesse daran, sie zu beseitigen. Die wilden Mongolenscharen, gegen welche sie vor zwei Jahrtausenden errichtet worden ist, haben ihre leitende Rolle in der Völkergeschichte längst ausgespielt; es gibt keinen Dschingis Khan mehr, der sie zu großen Thaten, zu Welteroberungen führen würde, und würde ein solcher Mongolenfürst auch erstehen, so hat doch sein Volk die kriegerischen Eigenschaften vollständig verloren! Aus dem einst so tapferen, unbesiegbaren Reitervolk sind Hirten und Kameltreiber geworden. In früheren Jahrhunderten wurden Garnisonen von hunderttausend Kriegern längs der Mauer unterhalten, jetzt ist dort meist weit und breit kein Soldat mehr zu sehen; sogar die Thore und Türme sind nicht mehr bewacht, und die einst dräuenden Kanonen schlafen verrostet und unbrauchbar seit geraumer Zeit auf den Zinnen. Auch in den jetzigen Wirren hat die große Mauer keine Rolle gespielt.

Aber eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, ein Weltwunder ist die große Mauer doch geblieben; und ist ihr Besuch auch mit Schwierigkeiten verknüpft, so ist er doch in hohem Grade lohnend. Das wurde mir von verschiedenen Seiten versichert, und so

machte ich mich auch eines schönen Frühlingstages von Peking auf den Weg nach Norden an die Grenze des chinesischen Reiches.

Wie in ganz China, so ist auch in der Umgebung der Hauptstadt das Reisen keine so einfache Sache wie im Abendlande. Stände die große Mauer statt im Reiche der Mitte irgendwo in Japan oder Indien, Europa gar nicht zu erwähnen, dann würde längst schon eine bequeme Eisenbahn zu ihr führen, es wären dort große Touristenhotels entstanden und vielleicht sogar noch eine elektrische Bahn auf der Mauer selbst, um ein paar Kilometer davon kennen zu lernen. Aber China ist diesem abendländischen Fortschritt abhold, ja die Zopfträger können sich den Begriff „Vergnügungsreisender" gar nicht vorstellen, weil in China das Reisen überhaupt kein Vergnügen ist. Wenn ein Chinese wirklich eine längere Reise unternimmt, so thut er es nur aus den zwingendsten Gründen, und dann ordnet er vorher seine Angelegenheiten, denn er weiß nie, ob er wieder zu den Seinen zurückkehrt. — Die Reise von Peking zur großen Mauer ist weniger gefährlich als unangenehm und beschwerlich; mittelst der Eisenbahn wäre sie in wenigen Stunden auszuführen, aber diese große Weltverkehrsroute, auf welcher sich der ganze Handels- und Personenverkehr zwischen China, der Mongolei und Sibirien abwickelt, hat nicht einmal einen nach unseren Begriffen fahrbaren Weg! Seit einigen Jahren ist dieser Weg — ein in China unerhörtes Ereignis — ausgebessert worden, aber nicht etwa für Reisewagen und Postkutschen nach unserem Muster, sondern nur für die plumpen, federlosen, zweiräderigen Karren, welche auch in der Hauptstadt Peking die Equipagen ersetzen. Derlei Marterkästen hatte ich auf früheren Reisen im chinesischen Inlande, sowie in den Straßen Pekings hinlänglich zu meinem Schaden ausprobiert, um mich ihnen nochmals anzuvertrauen.

Die großen chinesischen Reitesel sind für Reisezwecke viel bequemer, und so wählte ich auch einen solchen. Begleitet von meinem chinesischen „Boy," der neben Chinesisch auch noch ein paar Worte Englisch verstand, machte ich mich auf den Weg. Schon in dem gewaltigen Nordthore, das durch die ungeheueren Stadtmauern Pekings führt, bekam ich Gelegenheit, den Umfang des Verkehrs kennen zu lernen, der zwischen der Hauptstadt Chinas und der Mongolei, beziehungsweise Sibirien das ganze Jahr über herrscht. Hunderte von schwer bepackten Kamelen drängten sich hinter- und nebeneinander durch die tunnelartige Thordurchfahrt, so daß Soldaten der Thorwache mir den Weg bahnen mußten. Aber auch jenseits des Thores, und auf dem ganzen Ritt bis zur großen Mauer, begegnete ich zahlreichen Kamelkarawanen mit zusammen Tausenden von Lasttieren, dazu Maultierkarawanen und lange Reihen von schweren Ochsenkarren, alles geleitet und gelenkt von schlitzäugigen, gutmütigen Mongolen. Nirgends im chinesischen Inlande habe ich einen so lebhaften Warenverkehr gefunden, wie hier auf dem aller Beschreibung spottenden, elenden Wege von Peking in die Mongolei, hauptsächlich deshalb, weil eben die große Mauer das chinesische Reich auf der ganzen Nordseite, vom Gelben Meere bis weit gegen die westliche Grenze einschließt, und nur das eine zwischen Nankou und Kalgan in der Mongolei gelegene Thor einen verhältnismäßig bequemen Durchzug gestattet; dann aber auch, weil sich ein Kranz von öden, steilen, weglosen Gebirgen hier auf Hunderte von Kilometern um die Ebene von Peking legt. Der ganze Verkehr muß also den Weg durch den Paß von Nankou nehmen, und er drängt sich in seiner ganzen Großartigkeit hier zusammen. Die reichen Theeernten von China, die Seidenstoffe, Stickereien, Porzellane, Industrieprodukte aller Art werden massenhaft nach Norden, bis nach Sibirien und von dort nach Rußland geschafft; aus der Mongolei kehren die Karawanen mit Steinkohlen, Tierfellen, Kamelhaar, Soda, Weizenkuchen und anderen Produkten nach Peking zurück, von wo sie nach Tientsin, Shanghai ꝛc. befördert werden. Es wird jetzt wohl nicht mehr lange dauern bis die Russen eine Eisenbahn nach Peking zur Ausführung bringen, inzwischen aber bleibt das Kamel das weitaus beste Verkehrsmittel. Eine derartige Kamelkarawane, wie ich sie nach Hunderten antraf, bietet einen ganz eigenartigen Anblick dar. Gravitätisch schreiten die acht bis zehn Tiere, welche durchschnittlich eine Karawane bilden, im Gänsemarsch hintereinander einher, stolz wie Hofmarschälle; bei jedem Schritt mit ihren schwammartigen, weichen Hufen sicher Grund fassend; den Kopf wagrecht, die schö-

nen schwarzen Augen träumerisch, fast könnte man sagen schwärmerisch, in die Welt gerichtet, als würden sie als süße Lasten die schönsten Haremsodalisken und nicht Steinkohlen oder mongolischen Käse auf ihren Höckern tragen. Auf den Warenballen des ersten Tieres sitzt gewöhnlich rauchend oder schlafend der Führer, und wenn die anderen Tiere so gehorsam und gewissenhaft dem Leittiere folgen, so liegt das nicht etwa in ihrer Folgsamkeit, sondern darin, daß sie mit einer durch ihre Nase gezogenen Schnur mit dem Kamel vor ihnen verbunden sind. Jede Störrigkeit ihrerseits hätten sie mit ihrer Nase zu bezahlen. Das letzte Tier des Zuges trägt eine Glocke am Halse, und kündet dadurch auch zur finsteren Nachtzeit dem Führer das Beisammensein der Karawane an. Die Reisen erfolgen nämlich im Sommer gewöhnlich in der Nacht, und während der Hitze des Tages ruhen die Tiere in den Karawansereien aus.

Während der ersten Stunden nach dem Verlassen von Peking ritten wir durch selten fruchtbare, wohlbebaute Gegenden — die berühmte Ebene von Peking, deren kaiserliche Lustschlösser und Parke, Klöster, Tempel, Pagoden ꝛc. mir schon von früheren Besuchen bekannt waren. Gegen Mittag übersetzten wir auf einer mit zahlreichen Löwenstatuen gekrönten Marmorbrücke das breite Bett des Scha ho-Flusses, und gelangten dann in das alljährliche Überschwemmungsgebiet der vielen Wildbäche, die, von den kühn gezackten Grenzgebirgen im Norden herabkommend, im Sommer die ganze Gegend und auch Peking selbst unter Wasser zu setzen pflegen. Jetzt war der Weg wohl trocken, aber die Sand- und Geröllmassen, welche hier auf weite Strecken den Boden bedecken, dazu die tief eingerissenen breiten Wasserläufe und der elende Zustand der spärlichen, steinigen Felder zeugen von den Verheerungen der Gebirgswasser während der Regenzeit.

Spät am Abend erreichte ich Nankou, eine mit hohen Mauern und Festungstürmen umgebene Stadt, welche am Südfuß des Gebirges, am Eingang in den berühmten Paß von Nankou gelegen ist, und die Route von Peking nach Sibirien vollständig beherrscht. Die Chinesen haben die wichtige Lage dieses fast nur aus Herbergen und Kamelkarawansereien bestehenden Ortes schon vor Jahrhunderten erkannt, das besagen die wohl erhaltenen, krenellierten Festungsmauern, die nicht nur die Stadt umgeben, sondern sich auch quer über das Thal bis auf die Berge zu beiden Seiten emporziehen. Sie würden einem von Norden vordringenden, mit modernen Feuerwaffen ausgerüsteten Feind heute gewiß nicht viel zu schaffen geben, aber zur Zeit der Ming-Kaiser, vor einigen Jahrhunderten, erreichten sie ihren Zweck gegen die mit Bogen und Pfeil, Lanze und Schwert bewaffneten wilden Tataren vollkommen. Zur Zeit meines Besuchs gibt es in Nankou keine willkommeneren Gäste, als die letzteren mit ihren Kamel- und Maultierherden, die hier auf dem Wege nach Peking die letzte, auf dem Wege von Peking nach ihrer Heimat die erste Nachtruhe suchen, aber — nur selten finden. Man darf sich nämlich die chinesischen Herbergen nicht vorstellen wie die unsrigen. Selbst das bescheidenste Dorfgasthaus in Deutschland ist noch immer besser, ruhiger, reinlicher, bequemer, als ein Mandarinhotel in China. So war auch die Herberge, in welcher ich hier nach langem Suchen Unterkunft fand, nur eine elende Maultiertreiberspelunke. Ein breiter Thorweg führte in einen großen offenen Hof, der ringsum mit niedrigen stallähnlichen Gebäuden umschlossen war. Auf der einen Seite der Einfahrt befand sich die Wohnung des Wirtes, auf der anderen die Küche, wenn man ein paar aus Lehm gebaute Kochherde unter einem Flugdach als Küche bezeichnen kann. Jeder Gast kauft sich vom Wirte etwas Stroh oder Kamelmist als Heizmaterial und bereitet sich nach Belieben seine eigene Mahlzeit, wenn er es nicht vorzieht, diese aus dem gemeinschaftlichen großen Kessel für ein paar Pfennige zu erwerben. Gewöhnlich besteht diese Mahlzeit aus einer Suppe mit Schaffleischstücken und langen Mehlnudeln, dazu Thee, für welchen das Wasser Tag und Nacht über in einem eigenen Kessel siedet.

In den niedrigen, finsteren Räumen zu beiden Seiten des Hofes finden die Fuhrleute, Kameltreiber, Diener, Geleitsoldaten der Mandarine u. dgl. Unterkunft, und das dem Thorweg gegenüberliegende Gebäude ist für vornehme Reisende bestimmt, Mandarine, Litteraten, Europäer. Als ich dieses Häuschen betrat, befand ich mich in einem kahlen Raum, dem durch zwei mit zer-

setzten Papierbogen beklebte Fenster Licht gespendet wurde. Die Thüre war von innen durch einen schweren Holzriegel verschließbar. An der ihr gegenüberliegenden Wand standen ein Tisch und zwei Stühle, die einzigen Möbel, denn die chinesischen Hotels besitzen keine Betten, Spiegel, Waschtische oder sonstige Bequemlichkeiten. In einer Ecke des schmutzigen, seit Wochen nicht mehr gekehrten Raumes erhebt sich der „Kang", d. h. die Lagerstätte der Reisenden, ein aus Ziegeln aufgemauertes, etwa kniehohes Bankett, auf welches der Gast seine eigenen Decken und Kopfkissen ausbreitet. Zur Winterszeit wird von außen unter dem „Kang" eingeheizt, so daß der Reisende wie auf einem Ofen schläft. Wasser muß er sich selbst besorgen. — Daß diese Kangs neben dem Reisenden auch noch ungezählte kleinere Gäste beherbergen, die ihm zur Nachtzeit Gesellschaft leisten, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Aber an dergleichen muß man sich in China gewöhnen.

Schon vor Tagesanbruch war ich wieder auf den Beinen, denn vom Schlafen war in meinem „Hotel" natürlich keine Rede. Die ganze Nacht tummelten sich die Maultiere, mit Glocken am Halse, im Hofe einher, Schweine grunzten, Esel schrieen, Hunde bellten, alle dicht vor meinen durchlöcherten Papierfenstern. Mein Esel war bald gesattelt, und mitten zwischen den Kamelkarawanen durch ging es nun wieder zum Stadtthor hinaus, in den 27 Kilometer langen Engpaß von Nankou, der in die Mongolei führt. Der Weg war hier besser, als ich mir ihn nach den Beschreibungen vorgestellt hatte. Der Engpaß ist reich an landschaftlichen Schönheiten, ein Gebirgsthal mit malerischen Ausblicken auf Seitenthäler, tiefen mit rauschenden Wildbächen gefüllten Schluchten, in die Wolken ragenden Felsnadeln und grünen Matten, auf welchen Schafherden weideten. Wo immer sich ein Plätzchen darbot, haben die Chinesen Wachtürme, Befestigungen oder auch Klöster, Tempel und ganz reizende Pagoden mit schön geschwungenen Dächern gebaut. Nach zweistündigem Ritt hatte ich die ebenfalls mit starken Mauern umgebene Festung Tschu-yung-Knau erreicht, welche wie Nankou, den Mittelpunkt einer Thalsperre bildet; und abermals zwei Stunden weiter durchritt ich eine dritte Thalsperre, die sich, verstärkt durch feste Steintürme, rechts und links vom Wege die steilen Berge hinanzieht. Diese hohen krenelierten Mauern, die Türme mit ihren Zinnen, die Pagoden auf den Bergspitzen verleihen dem Ganzen ein mittelalterliches Aussehen.

Die Höhe des immer steiler, immer enger werdenden Passes war beinahe erreicht, als mein Diener mich aufforderte, den Blick nach oben zu werfen. Dort, auf dem Kamm des Gebirges, etwa 700 Meter über dem Meere, zog sich die berühmte chinesische Mauer hin. Ich sprang von meinem Reittiere und, rasch die steile Rampe hinaufeilend, stand ich bald vor dem großen Thore, Pa-ta-ling genannt, das China mit der Mongolei verbindet. Der erste Eindruck, den die Mauer hier auf mich machte, war keineswegs überwältigend, denn sie ist an Höhe und Massenhaftigkeit nicht zu vergleichen mit den Stadtmauern von Peking oder gar mit jenen der einstigen Hauptstadt Chinas, Nanking. Aber als ich auf dem Thore stand und schließlich den nahen Thorturm erstieg und von seinen Zinnen aus den Lauf der Mauer verfolgte, da erkannte ich erst die ungeheuere Größe dieses gewaltigsten Werkes, das je von Menschenhänden geschaffen worden ist. Elf bis zwölf Meter hoch, am Fuße zehn, oben über sieben Meter breit, aus mächtigen Granitquadern aufgeführt, zieht sie sich auf dem Gebirgskamm dahin nach Ost und West, in unabsehbare Fernen, die steilsten Höhen empor, in tiefe Thäler hinab, manchmal in den die Bergspitzen verhüllenden Wolken verschwindend, streckenweise durch andere vorliegende Höhen dem Blicke entzogen, um dann wieder in ihrer Mächtigkeit für meilenlange Strecken hervorzutreten! Kein Hindernis war groß genug, um es nicht zu überwinden. Welche Riesenarbeit! Wie viele Millionen Menschen mußten Jahre über Jahre gearbeitet haben, um dieses Bollwerk zu errichten, das sich von den Küsten des Gelben Meeres bis weit in das Innere der Wüste Gobi hinzieht und mit seinen Abzweigungen eine Gesamtlänge von über 3000 Kilometer erreicht! Eine Mauer von 3000 Kilometer Länge! In Europa errichtet, würde sie von Schottland bis an die Dardanellen, oder von der Krim bis in das nördliche Eismeer reichen! Staunend habe ich wiederholt vor einem anderen

Riesenwerke, der Großen Cheops-Pyramide, gestanden, zu deren Erbauung nach Herodot 100 000 Menschen und 20 Jahre Zeit erforderlich waren, und die $2^1/_3$ Million Kubikmeter Mauerwerk umfaßt. Eine Flotte von 50 000 der größten Seeschiffe wäre erforderlich, um dieses Material fortzuschaffen! Aber dieses Werk verschwindet geradezu im Vergleich zu der chinesischen Mauer, die nicht zwei, sondern 300 Millionen Kubikmeter umfaßt, also so viel Material enthält, wie 150 Cheops-Pyramiden! Wer sich das vor Augen hält, kann sich einen Begriff von der Riesenhaftigkeit der chinesischen Mauer machen, die auf ein Machtwort des Kaisers Tschi-Hwang-Ti vor 21 Jahrhunderten aus dem Erdboden gezaubert wurde, um die Einfälle der wilden Tataren in das Chinesische Reich zu verhindern. Wie lange daran gebaut wurde? Wie viele Millionen Menschen dabei beschäftigt waren? Wer könnte das heute sagen! Und wie beschwerlich muß dieser Bau gewesen sein! Die Mauer liegt ja nicht in einer fruchtbaren Ebene, wie die Cheopspyramide, und es gab dort keinen Wasserweg, wie den Nil, zur Herbeischaffung des Materials. Auf dem größten Teil ihrer Ausdehnung führt sie über unwirtliche kahle Gebirge, durch unbewohntes Land, und jeder der Milliarden von Quadersteinen mußte durch Menschenhände herbeigeschafft werden, auf fast unzugängliche Höhen hinauf bis zu 2000 Meter über dem Meeresspiegel, in steile Schluchten hinab, über Wasserläufe hinweg!

Die Höhe und Breite der Mauer ist nicht überall gleich; wo immer die Bodenverhältnisse einen Einfall der Tataren erleichterten, auf Ebenen oder in Pässen, wie der Nankoupaß, ist sie stärker und höher, als auf den Bergspitzen; an der Küste bei Schan-Hai-Kwan, wo sie ihren Anfang nimmt, ist sie weit ins Meer hinaus gebaut, und ihr Fundament bilden Eisen- und Granitmassen, die in großen Schiffen auf den Meeresgrund versenkt wurden. Nach innen und außen bilden schwere Quadern die Bekleidung der Mauer, die Auffüllung aber besteht aus Geröll. Oben ist sie mit Steinquadern oder gebrannten Ziegeln gepflastert, und zwischen den Brustwehren auf beiden Seiten breit genug für vier neben einander fahrende Wagen!

Die Brustwehren sind aus massigen, anderthalb Fuß langen und fußbreiten Ziegeln aufgeführt. In Kniehöhe enthalten sie in Entfernungen von drei zu drei Metern Schießscharten für liegende Schützen, und über diesen Schießscharten befinden sich zwischen den Zinnen die Einschnitte für die Geschütze. Zur größeren Verstärkung erheben sich alle 200 Meter massive viereckige Wachttürme mit krenelierten Mauern. In früheren Jahrhunderten standen längs der Mauer Hunderttausende von Soldaten unter den Waffen, die Türme hatten feste, von Offizieren befehligte Wachen, Tag und Nacht im Dienst. Aber heute ist sogar hier, an diesem wichtigsten Thore, so nahe der Reichshauptstadt, keine Wache mehr, und die schweren Kanonen, deren Schlünde früher dräuend gegen die Mongolei gerichtet waren, liegen jetzt verrostet, umwuchert von Unkraut, ohne Lafetten auf der Mauer! Wozu auch Wachen? An die Stelle der Mongolen sind ja die Russen getreten, und diese bezwingen die chinesische Regierung nicht durch kriegerische Mittel, sondern auf diplomatischem Wege, und gegen die Russen würde auch eine dreifache chinesische Mauer keinen Schutz mehr bieten!

Das Bollwerk, das sich in solcher Kühnheit und Stärke quer über den Nankoupaß legt, ist nur eine Abzweigung der eigentlichen großen Mauer. Diese selbst ist um anderthalb Tagreisen weiter nördlich gelegen und bei weitem nicht so stark, wie die erstere. Der Reisende hat bei Kalgan, an der Pforte der eigentlichen Mongolei, die beste Gelegenheit, dies wahrzunehmen. Streckenweise besteht sie nur aus einem hohen Erdwall, weil die Herbeischaffung von Quadern in den ungeheuren lehmigen Ebenen des Hoanghogebiets mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre. Die Chinesen nennen die große Mauer Wan-li-tschang-tscheng, d. h. das 10 000 Li lange Bollwerk. Aber das ist eine Übertreibung, denn 10 000 Li entsprechen etwa 5000 Kilometer. Immerhin hat die Mauer durch viele Jahrhunderte ihren Zweck vollständig erfüllt, sie hat die Tatarenhorden von China abgehalten, und erst den Mandschuren gelang es in der Mitte des XVII. Jahrhunderts, nach China einzudringen, die angestammte Mingdynastie zu vertreiben, und sich zu Herren des chinesischen Reiches zu machen.

Pyche.

Roman von

Richard Voß.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Crescenz ſprach ſo leidenſchaftlich, dabei zugleich ſo hoffnungslos, daß der Geiſtliche von einer heftigen Unruhe ergriffen wurde. Er hatte ſich die Sache denn doch anders gedacht, weniger den ganzen Menſchen vernichtend. Es mußte wohl ſo ſein, daß er, der Prieſter, dieſe Dinge nicht in ihrem ganzen Umfange verſtand, ſie nicht verſtehen konnte. Aber dann ſpielte er ſeinen größten Trumpf aus.

„Er ſagte mir heute ſelbſt, daß die Fremde fort müſſe.“

„Fort?“

„Sie wird euer Haus verlaſſen.“

„Und das ſagte er Ihnen?“

„Ja, mein gutes Cenzl. Du ſiehſt alſo, daß er ſich inzwiſchen ſelbſt wieder fand, daß noch nicht alles verloren iſt, daß wir hoffen dürfen.“

Mit angehaltenem Atem ſagte ſie: „Wann ſagte er Ihnen das?“

„Erſt heute.“

„Als er mit Ihnen aus dem Sterbehauſe zurückkehrte?“

Richard Voß.

„Nun ja ... Aber wie ſonderbar du das ſagſt.“

„Sie wiſſen doch, daß die Frau dort oben ſtarb, um einer anderen Platz zu machen, daß ſie ſterben wollte?“

„Crescenz! Warum ſagſt du mir das in dieſem Tone?“

„Weil ich die Frau auf ihrem Totenbette beneide; weil ich mit tauſend Freuden ſterben würde, um ihn einer anderen zu überlaſſen, die ihn glücklich machen könnte, weil ich nahe daran war, mich aus ſeinem Wege zu ſchleichen.“

„Du, Crescenz?“

Wild rief dieſe: „Es iſt eine Todſünde, ich weiß es. Vielleicht hat die Frau dort oben Ihnen auf dem Sterbebette ihre Todſünde gebeichtet und Sie haben ſie ihr nicht vergeben. Könnte mein Tod ihn zum Glück führen, würde ich mich in den erſten beſten Abgrund ſtürzen und es wäre mir gleich, ob Gott mir

meine Schuld vergeben würde oder nicht. Aber mein Tod kann ihm nicht helfen."

Sie stöhnte auf vor Seelenqual. Der Geistliche trat auf sie zu, faßte ihre beiden Hände, streichelte sie, murmelte: „Mein Cenzl, mein armes, braves Cenzl ... Aber so besinne dich doch — so sei doch ruhig; so denke doch daran, daß sie fortgeht."

Tonlos kam es von ihren Lippen: „Auch das hilft ihm nicht mehr."

„Wie? Auch nicht, wenn sie erst wieder aus dem Hause ist?"

„Kommt sie damit auch aus seinem Herzen? ... Ich sage Ihnen: in seinem Herzen wird sie bleiben! Jede Stunde seines Lebens, jeden Augenblick wird er sie darin fühlen und wenn sie von ihm durch Meere getrennt würde. Ich muß etwas finden, das sie auch aus seinem Herzen reißt und wie soll ich das wohl?"

„Er wird gewiß noch erkennen, was sie ist und was du bist. Dann ist sie aus seinem Herzen gerissen."

„Erkennen, was ich bin?"

„Seine beste, treueste Frau!"

„Die unglücklichste Frau, wenn ich meinem durch mich unglücklich gemachten Mann nicht helfen kann."

Das war immer wieder ihr letztes Wort.

XXVII.

Nachdem die beiden Gatten aus der Christmette in ihr helles, behagliches Haus zurückgekehrt waren, sprach Alkibiades mit seiner Frau. Mit bleichem Gesicht stand er vor ihr, vermied sie anzusehen und sagte: „Du wirst mir helfen, für Domenika zu sorgen."

Frau Crescenz erwiderte: „Das will ich gern; aber ich werde dir nicht helfen können. Ich wollte dir bisher helfen und vermochte es nicht. Dafür half ich, ein Unrecht begehen: an dir sowohl, wie an dem Mädchen, für welches ich sorgen wollte. Ihr habt mir beide zu verzeihen."

Alkibiades dachte: „Sie weiß alles. Sie hat vom ersten Tage an alles gewußt." Zugleich wunderte er sich, daß er das so ruhig zu denken vermochte. Es war ihm recht, daß sie es wußte, immer alles gewußt hatte.

Es war nur eine Fortsetzung seiner Gedanken, was er jetzt aussprach: „Wie kommst du dazu, mich um Verzeihung zu bitten? Du weißt ja doch, daß von uns beiden ich der Bittende sein muß. Verzeih' mir auch, daß ich dazu nicht imstande bin — heute noch nicht. Es ist gewiß eine schwere Schuld; aber heute bin ich mir deren noch nicht in ihrem vollen Umfange bewußt. Mir ist, als hätte alles so kommen müssen, als wäre alles voraus bestimmt gewesen. Ich war machtlos dagegen."

Die Ruhe, mit der er sprach, hatte etwas Geisterhaftes. Jetzt sah er auch seiner Frau voll ins Gesicht, mit einem Blicke, der Frau Crescenz nicht mehr aus der Seele ging. Es war ein trostloser Blick.

So leidenschaftlich liebte er sie ... Selbst sie hatte das nicht gewußt! Und dann hatte sie ihm helfen wollen?

Beide schwiegen, als gäbe es nichts mehr, was sie nach diesem Einen sich noch zu sagen hätten, als wäre bereits alles gesagt. So war es auch.

Nach einer langen Weile begann er mit derselben ruhigen Stimme, demselben Blick der Entsagung:

„Sie geht also von uns ... Jetzt müssen wir nur überlegen, wohin sie geht. Ich weiß es nicht. Es ist dies die Sache, in der du mir beistehen mußt; mit dem anderen werde ich schon selbst fertig ... Also wohin mit ihr? Wir nahmen sie auf in unserem Hause, wir müssen sie daraus wieder entfernen — nachdem wir ihr erst heute ein Kleid angezogen, welches sie scheidet von den Menschen, denen sie bis dahin angehört hatte. Auch das Kleid müssen wir ihr wieder ausziehen. In diesem allen bin ich hilflos."

Frau Crescenz schlug vor: „Sollten wir sie nicht selbst fragen?"

„Wohin sie gehen will, wenn wir sie aus dem Hause weisen? ... Was sollen wir ihr nur sagen, warum wir sie wieder fortschicken?"

Jetzt bebte seine Stimme. Daran hatte er nicht gedacht: an das, was sie ihr sagen sollten. Er konnte ihr doch nicht sagen: „Du mußt fort, weil ich dich liebe, weil ich nicht von dir lassen kann, weil ich ein anständiger Mensch bleiben muß." ... Die bloße Vorstellung davon, daß sie von seiner Leidenschaft zu ihr Kenntnis erhalten könnte, erregte in ihm einen Sturm von Empfindungen. Seine Frau mochte es wissen; aber Domenika — niemals durfte sie erfahren,

warum sie aus dem Hause mußte. Er würde es nicht ertragen können. Ihm war's, als müßte er sich vor dem Kinde, welches ihm solche sinnlose Leidenschaft einflößte, zu Tode schämen.

Ganz plötzlich fuhr es Frau Crescenz durch den Sinn: „Biete ihr Geld an, viel Geld! Dann wirst du ja sehen, ob du ihr in deinen geheimsten Gedanken unrecht thust. Denn wenn sie das Geld nimmt; wenn sie es in einer gewissen Art nimmt: so ohne weiteres; dann — — ja, und wenn dann auch er erkennen sollte, erkennen müßte ... Vielleicht, daß ihm dadurch noch geholfen werden, daß ihn das noch retten könnte?"

Während diese Vorstellungen durch ihre Seele jagten, schämte sie sich derselben bereits. Ihre reine Natur empörte sich gegen ein solches Mittel, welches sie bei sich selbst ein schändliches nannte. Sie wußte in diesem Augenblicke nicht, was sie lieber wünschen sollte: daß ihr Mann in seiner Leidenschaft für das fremde, schöne Geschöpf beharren, oder von dieser Leidenschaft durch die Erkenntnis der moralischen Häßlichkeit des Mädchens geheilt würde, einer Häßlichkeit, die — so dachte das gute, brave Cenzl — alle ihre Anmut entstellte.

Die beiden Gatten, die zwei unglückliche Menschen waren, besprachen sich miteinander, bis der fahle Schimmer des ersten Weihnachtstages in das Gemach drang. Der Blick des Mannes blieb jedoch hoffnungslos traurig. Da entschloß sich Frau Crescenz zu jenem „schändlichen Mittel" ihre letzte Zuflucht zu nehmen und seine Folgen zu tragen — alle seine Folgen!

Ein solch' blutiges Mitleid mit ihrem Manne erfüllte sie, wie dieser empfunden haben mochte, als er das häßliche Kind der Blanen Genziane zur Frau nahm.

— — — — — — — — — — — —

Es war ein schwerer Gang, den Frau Crescenz gleich am nächsten Tage unternahm; da er jedoch unternommen werden mußte, so ging sie ihn ohne zu zaudern. Als sie dann vor Frau Amaranth stand, als sie die Summe nannte, welche sie von ihren Eltern haben wollte, als sie sogar ganz ruhig blieb, ohne einen Ausdruck von Verzweiflung, oder doch zum mindesten von Jammer; da bekam sie es dann von ihrer vortrefflichen Mutter zu hören:

„Du hast dich in das Elend gebracht; und nun du drin bist, sollen wir dich wieder herausbringen. Aber so ist es immer! Immer verschulden es die Kinder und immer sollen die Eltern schuld daran sein. Wer wollte den langen Menschen mit aller Gewalt zum Manne haben? Wer wurde todkrank, als man ihn nicht gleich bekam? Wer hat nun das Unglück? Du nicht; aber deine armen Eltern. Wer hat dir vom ersten Augenblick an abgeredet? Wer hat dich mit aufgehobenen Händen gebeten? Wer alles vorausgewußt und gesagt? Ich wohl nicht, deine unglückliche Mutter wohl nicht?"

Aber nicht einmal um Verzeihung wurde die mütterliche Dulderin von ihrem undankbaren Kinde gebeten. Mit stark vermehrter sittlicher Entrüstung fuhr daher Frau Amaranth fort:

„Und das will ein gebildeter Mann sein? Ein Mann, dem eine Mutter ihr geliebtes Kind anvertraut! Nicht nur, daß er sich von seinen Patienten nicht einmal zahlen lassen will — was die Frau Doktorin ja wohl zuläßt? Außerdem nimmt er, mir nichts, dir nichts, ein welsches Frauenzimmer ins Haus — was der Frau Doktorin ja wohl ganz recht ist? — bringt er sein Haus und seine Frau mit der dahergelaufenen Person in aller Leute ungewaschene Mäuler — was die Frau Doktorin wohl gar nichts angeht? Aber so etwas kommt von der Bildung — die den Eltern ja wohl nicht einen Heller gekostet? So benimmt sich eine gebildete Frau; und diese Frau ist meine Tochter!"

„Mutter!"

Mit düsterer Emphase wiederholte Frau Amaranth: „Und diese Frau ist meine Tochter! Meine Tochter duldet, daß ihr Gatte sich in ihrem eigenen Hause eine Geliebte hält."

„Die Fremde ist nicht meines Mannes Geliebte."

Ein schrilles Auflachen war die Antwort.

„Ich schwöre dir, daß Domenika meines Mannes Geliebte nicht ist. Nicht meines Mannes, und auch nicht meinetwillen schwöre ich dir das; sondern lediglich des Mädchens willen, welches du mit deiner Verleumdung beschimpfst. Sie ist nicht meines Mannes Geliebte und wird es nie werden."

„Wozu willst du dann von uns das viele Geld?"

„Nicht um mit dem vielen Geld meiner

Eltern die Geliebte meines Mannes zu zahlen.“

„Also nicht darum? Wozu also sonst?“

„Um nach besten Kräften für ihre Zukunft zu sorgen, nachdem sie durch meine Schuld in unser Haus kam.“

„Laß doch deinen Mann dafür sorgen.“

„Das muß ich thun.“

„Vielleicht, daß dein Mann dann von seinen Patienten Geld nimmt, wenn er für die Zukunft der jungen Dame sorgen muß; obwohl er das gar nicht notwendig hat — da sie ja wohl seine Geliebte nicht sein soll?“

„Nein, Mutter.“

„Glaube das nur. Du wirst die einzige sein, die das glaubt.“

„Gebt Ihr mir das Geld?“

„Um sie von deinem Manne loszukaufen?“

„Mutter, gebt Ihr mir das Geld? Vielleicht nimmt sie es gar nicht.“

„O, die nimmt es.“

„Vielleicht thun wir ihr bitteres Unrecht.“

Frau Amaranths Antwort bestand wiederum in einem Hohnlachen. Als ihre Heiterkeit sich gelegt hatte, fragte sie: „Was willst du thun, wenn du sie von deinem Manne nicht loskaufen kannst?“

„Du meinst, wenn sie das Geld nicht nehmen sollte; wenn sie besser, viel besser ist als ich glaubte?“

„Ich meine, was ich sagte; und ich sagte laut und deutlich: loskaufen . . . Wenn sie lieber bei deinem Manne bleiben sollte, als deiner Eltern Geld zu nehmen, dann wirst du gewiß zu uns zurückwollen?“

„Dann weiß ich nicht, was ich thun soll; jetzt weiß ich es noch nicht.“

„Wenn du glaubst, daß du zu uns zurückkommen kannst, wenn es dir gerade paßt, so muß ich dir sagen: hat dich die Schande, die du über deine Eltern brachtest, vorher nicht gekümmert, so werden sich deine Eltern nicht darum bekümmern, ob du in deiner Schande im Hause deines Mannes bleibst — zusammen mit deines Mannes Geliebten. Jetzt weißt du Bescheid.“

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von R. Winckel.

Frau Amaranth sprach mit einem Nachdruck, mit einem Brustton moralischer Überzeugung, einer Empfindung ihrer Achtbarkeit und Würde, daß sie davon selbst ganz ergriffen ward. Alsdann erklärte sie sich bereit, ihrer Tochter das viele Geld zu geben, unter der Bedingung, daß damit ihre Tochter für allezeit von der Blauen Genziane abgethan sei.

Frau Crescenz nahm das Geld. Sie nahm es ohne Dank, ohne Wort.

XXVIII.

Jetzt kam es darauf an, das angefangene Unternehmen zu vollenden, Domenika das Geld anzubieten, sie zu bewegen, es anzunehmen und zu gehen. Und zwar wollte Frau Crescenz das „schändliche Mittel“ im Beisein ihres Mannes anwenden. Bei der bloßen Vorstellung dieses Auftrittes fühlte sie, wie sie erbleichte, im tiefsten Innern erbebte. Sie war jedoch zu dem Entschluß gekommen, daß ihr nichts anderes übrig blieb; und wozu sie sich einmal entschlossen hatte, das führte sie durch, bereit, sie wiederholte es sich selbst fort und fort, die Folgen auf sich zu nehmen, „alle Folgen!“

Die nächste Folge würde sein, daß ihr Mann ihres „schändlichen Mittels“ willens ihr bitter grollte, daß er sie verachtete, weil sie zu einem solchen Mittel ihre Zuflucht genommen. Da er sie längst nicht mehr liebte, sie niemals geliebt hatte, so mochte er sie immerhin verachten. Seine Verachtung würde jedenfalls den letzten Rest von Mitleid — wenn er solches für sie noch fühlen sollte, in ihm ersticken.

Am zweiten Weihnachtstage sagte Alkibiades zu seiner Frau: „Heute werde ich mit ihr reden; heute muß es ein Ende nehmen.“

Frau Crescenz erschrak, faßte sich, erwiderte: „Ich wollte dich bitten, mich mit ihr sprechen zu lassen.“

„Dich?“

„Ja; ich bitte dich, laß es mich thun.“

Alkibiades trat ans Fenster und schaute hinaus ... Winter, Schnee, Öde, eine kalte, eisigkalte Öde, gerade wie fortan in seinem Herzen, in seinem ganzen Leben sein würde.

Dann wandte er das Gesicht seiner Frau wieder zu: „Es ist besser, du sprichst mit ihr; es ist so am besten. Eine Frau macht so etwas zartfühlender, rücksichtsvoller. Du wirst es so rücksichtsvoll machen, wie keine andere es kann ... Aber, was willst du ihr nur sagen?“

„Du kannst ja dabei sein.“

Er überhörte ganz, was sie ihm erwiderte; er dachte nur an das, was er ihr hatte sagen wollen. Jetzt sagte er es seiner Frau: „Ich hätte ihr den Vorschlag gemacht, zu meinen eigenen Leuten zu gehen und dort zu bleiben, bis — bis ich etwas anderes für sie gefunden. Ich hätte dich gebeten, sie zu meinen Leuten zu bringen.“

„Was sollte ich deinen Eltern sagen, weswegen wir sie nicht behalten können?“

„Weil ich in sie verliebt bin ... Nein! Weil ich sie liebe, leidenschaftlich liebe.“

Er wußte zuerst gar nicht, daß er es sagte: laut und ruhig. Er hatte nur ausgesprochen, was er dachte. Dann erschrak er aber doch. Es war grausam gewesen gegen die Frau, die jetzt so schweres litt. Und das um seinetwillen. Ganz unnötig grausam war es gewesen.

Seltsam, daß sie ihm — obgleich er seine Grausamkeit sich selbst vorwarf — sehr seltsam, daß seine Frau ihm trotzdem nicht leid that. Also gar kein Mitleid mehr? ... Nein, gar keines! Er beobachtete diese so vollkommene gleichgiltige Empfindung mit einer Art dumpfen Staunens: wohin der Mensch gelangen konnte! Ein Mann, der doch sonst guter Gefühle fähig gewesen war. Jetzt stand er da, sagte es der armen Frau ins Gesicht, daß er eine andere leidenschaftlich liebte und fühlte dabei nicht einmal eine Regung von Mitleid.

So weit war es bereits mit ihm gekommen? Da war es denn wirklich höchste Zeit, ein Ende zu machen, wie er es vorhin genannt hatte.

„Also gut; sprich du mit ihr. Ich danke dir auch dafür, wie — für alles ... Nur denke daran, daß sie nicht ahnen darf, weswegen sie gehen muß. Hörst du wohl? Nicht einmal ahnen darf sie's; denn sonst —“

Er sprach in einer Qual, daß ihm die Worte fast versagten.

Wie er sie dauerte! Ihm nur helfen können; alles thun, vor nichts zurückscheuen, wenn sie ihm nur helfen konnte.

Dann bat sie ihn noch einmal: „Höre zu, wenn ich mit ihr rede.“

Er wäre am liebsten vom Hause fort gewesen, möglichst weit fort; bei irgend einem seiner Patienten, bei dem schwersten seiner Kranken. Aber er schämte sich seiner Schwäche und versprach, dabei sein zu wollen.

„Wann willst du mit ihr reden?“

„Noch heute.“

„Dann ist sie vielleicht morgen schon fort?“

„Vielleicht.“

Sie sah ihm voll ins Gesicht. Seine Lippen zitterten, als er ihr antwortete: „Es ist so am besten.“

— — — — — — — — — — —

Domenika, in ihrem neuen schwarzen Kleide, die goldene Kette mit dem Kreuz um den Hals, befand sich im Wohnzimmer. Sie hätte sich am liebsten auf dem Divan niedergekauert, wie ein Kätzchen in die weichen Polster sich schmiegend. Ihres neuen, festtäglichen Gewandes wegen wagte sie es jedoch nicht. Die Maskerade war ihr längst langweilig geworden. Überdies haßte sie die schwarze, häßliche Farbe von Stunde zu Stunde mehr. In dem unbequemen Rock konnte sie ja nicht einmal den Saltarello tanzen.

Ach, der Saltarello! ... Es war so lange her, daß sie ihn zum letztenmale ge-

tanzt hatte, getanzt mit dem Toten. Wie schön ihr Schatz den Saltarello tanzte. Jede seiner Bewegungen sagte ihr: „Ich liebe dich!“ Mit jeder Gebärde erklärte er ihr seine Leidenschaft. Das war eine andere Leidenschaft, als dieser lange, lächerliche Mensch für sie fühlte. Eine Leidenschaft war's gewesen, die das Dolchmesser des wachsamen Bruders nicht scheute. Wäre dieser nicht just zur rechten Stunde wachsam gewesen, hätte er nicht im rechten Augenblick zugestochen; dann — wer weiß, was dann geschehen wäre.

Wieder einmal den wilden, rasenden Saltarello tanzen! Wieder einmal in dem Schatten eines Ölbaumes liegen und von der Sonne sich bescheinen lassen, so recht sengend und brennend! Wieder den Gesang der in den Vignen arbeitenden Mädchen hören und darauf Antwort geben; wieder abends zum Brunnen gehen, am Brunnen schwatzen und zu den in der Ferne stehenden jungen Burschen hinüberspähen: ganz heimlich; aber den schönsten und keckſten von allen sogleich herausfindend.

Domenika, in ihrem neuen schwarzen Kleide, saß also steif auf einem Sessel, hörte den Schneesturm, der schon seit dem Morgen wehte, um das alte Haus toben und wurde von heftiger Sehnsucht nach Freiheit und Sonne, von leidenschaftlichem Heimweh ergriffen.

Wenn sie sich das düstere Gewand vom Leibe risse; wenn sie in ihrem Sabinerkleide das Haus verließe, aus dem Hause flöhe, fort von diesem verliebten Menschen, der eine Frau besaß; wenn sie liefe und liefe, bis dorthin, wo jetzt die Sonne schien und die Leute im Sabinergebirge die letzten Oliven ernteten.

Der Doktor würde ein Gesicht machen, wenn sie plötzlich fort wäre und nicht wieder käme. Ein zu komisches Gesicht würde der häßliche Mensch machen; zum Totlachen komisch! Schade, daß sie es nicht sehen, ihn nicht auslachen konnte. Aber die Frau? Die Frau würde der Madonna zwei hohe und dicke Wachskerzen opfern vor Freude, daß sie aus dem Hause war. Und zu den Wachskerzen ein silbernes Herz, ein seidenes Gewand, eine Wallfahrt auf bloßen Füßen, durch Disteln und Dornen dafür, daß sie die Sabinerin aus dem Hause bekam.

Aber zwei Wachskerzen und ein silbernes Herz, ein Gewand für die Madonna und eine Wallfahrt auf bloßen Füßen, hatte sie, die Domenika, der Madonna gelobt, wenn — die Frau des Doktors stürbe und sie eine Dame würde ... War sie eine Dame geworden, müßte er mit ihr fort aus diesem kalten, häßlichen Lande, so müßte er — sie wüßte schon, was er dann alles würde thun müssen.

Und den Saltarello würde sie dann auch wieder tanzen! Aber nicht mit ihm; nicht mit dem langen, häßlichen, toll in seine junge, kleine Frau verliebten Mann. O nein! Mit dem sicher nicht. Damit die Leute sie wohl mit ihm auslachen könnten?

Sie mußte bleiben, sie mußte noch länger aushalten, sie mußte ihr Gelöbnis erfüllen; denn — sie mußte Frau Doktorin werden!

XXIX.

Da hörte sie, daß sie fort sollte: die Frau wollte sie fort haben!

Vor Domenika auf dem Tische lag Geld, viel Geld. Das viele Geld sollte sie haben, wenn sie fortginge, wenn sie der Frau aus dem Wege käme, wenn der Mann der Frau sie nicht mehr sehen könnte.

Das hatte die Frau schlau angefangen! Domenika hätte ihr gar nicht zugetraut, daß sie so schlau sein könnte.

Gar nichts sich merken zu lassen, ihr noch das neue schwarze Kleid zu schenken und dann plötzlich das viele Geld vor ihr auf den Tisch zu legen, damit sie nur aus dem Hause gehe; nur fort von ihr!

Die Frau hatte eindringlich in sie hineingeredet, wovon sie nur das eine verstanden, daß sie das viele Geld nehmen und fort sollte. Mit dem vielen Gelde sollte sie in ihre Heimat zurückkehren, sollte sich dort das Haus kaufen, welches ihren Eltern gehört hatte, desgleichen die kleine Olivete, die zu dem Hause gehörte.

Totenblaß stand der Doktor daneben. Er sprach kein Wort. Als seine Frau das Geld hervorzog und vor Domenika auf den Tisch legte, machte er zuerst eine Bewegung, als wollte er das Geld nehmen und es seiner Frau vor die Füße werfen. Dann stand er von neuem wortlos, regungslos, und sah Domenika an, wandte kein Auge von ihr.

Vielleicht war sie froh, aus dem fremden Hause fortzukommen; vielleicht nahm sie das

Geld, von dem sie wußte — denn sie mußte es wissen! — daß es nur deshalb vor sie hingelegt worden war, um sie los zu werden. Und wissen mußte sie jetzt, daß er sie liebte, leidenschaftlich liebte. Ganz plötzlich mußte sie es gewußt haben: in dem Augenblick, als seine Frau das viele Geld für sie auf den Tisch legte.

Seine Frau hatte dem Mädchen seine leidenschaftliche Liebe verraten!

Noch anderes hatte seine Frau gethan: sie hatte das Vertrauen ihres Mannes getäuscht! Hätte dieser ihr gegenüber eine Schuld auf dem Gewissen gehabt, so wäre sie jetzt getilgt und wenn seine Schuld Ehebruch gewesen.

Jetzt war er fertig; mit seiner Schuld sowohl, als wie mit der Frau, der er den Namen, den seinen gegeben hatte.

Plötzlich begannen ganz andere Gedanken und Empfindungen durch seine in allen ihren Tiefen aufgewühlte Seele zu stürmen ... Wenn Domenika das Geld, welches seine Frau ihr bot, nahm, so — mochte sie es in Gottesnamen nehmen und alsdann gehen. Nahm sie es jedoch nicht, war dies Kind der wilden Sabina zu stolz, das Geld zu nehmen, fühlte sie die Schmach, welche ihr die fremde Frau durch dieses Angebot zufügte, war sie einer solchen vornehmen Empfindung überhaupt fähig, so war sie das Geschöpf, welches auch sittlich höher stand als jene; und dann —

Alkibiades wußte, was er dann thun würde ... Und als er wortlos, regungslos dastand, von seiner Frau fort, unverwandt auf das junge Mädchen schauend; da war, was er in diesem Augenblick dachte, ein stummes Gelöbnis.

— — — — — — — — — — —

Für ihr Leben gern hätte Domenika das viele Geld genommen. Es war Papiergeld. Aber die Kassenscheine flimmerten und funkelten vor ihren Augen wie ein Berg von Gold und Kleinodien. Mit zitternden Händen hätte sie am liebsten die kostbare Beute aufgerafft, hätte der Frau einen Blick voller Haß zugeworfen, hätte dem Manne ins Gesicht gelacht, wäre mit einem Laut wie ein gefangen gewesenes, wildes Tier aufgesprungen und, das Geld an ihre Brust gedrückt, aus dem Hause, in die Freiheit gelaufen.

Aber ein Instinkt, noch mächtiger als die Gier, welche sie drängte, das Geld zu nehmen, hielt sie davon zurück. Es war kein Gedanke, noch weniger ein Gefühl, was sie beherrschte; sondern es war ein Impuls, dem sie gehorchte.

Sie sprang auf und stürzte auf Alkibiades zu. Mit ausgestreckten, aufgehobenen Armen, mit der Gebärde und dem Ausdrucke einer jungen Mänade, warf sie sich an seinen Hals und küßte ihn auf den Mund; so heftig küßte sie ihn, daß er es wie einen Biß fühlte. Dann löste sie sich sogleich von ihm, schleuderte der Frau einen Blick flammenden Triumphes zu, eilte aus dem Zimmer. Nicht mit einem Finger hatte sie berührt, wonach ihre ganze Seele lechzte; aber sie hatte an der Frau *und* an dem Manne eine furchtbare Rache genommen; Rache dafür, daß sie das Geld, das herrliche, seligmachende, göttliche Geld liegen ließ.

— — — — — — — — — — —

Alkibiades, ohne seiner Frau ein Wort zu sagen, ohne sie eines Blickes zu würdigen, verließ das Zimmer und bald darauf das Haus. Er merkte draußen kaum, daß es stürmte und der Wind die Schneemassen aufwirbelte. Sie trieben wie ein weißes Gewölk um ihn her, als schritte er dahin, hoch über der Erde, von den Lüften himmlischer Regionen umbraust.

Seitdem er den jungen Leib an den seinen sich schmiegen gefühlt, seitdem die schlanken Arme seinen Nacken umschlungen, sie ihn auf den Mund geküßt hatte, befand er sich wie im Traum.

Sein Gesicht brannte, seine Pulse jagten, es überlief ihn wie Fieberschauer.

Auf seinen Lippen mußte von den ihren ein blutrotes Mal zurückgeblieben sein; und ein Mal mußte er in seiner Seele tragen, die fortan unlöslich dem jungen Weibe gehörte, welches ihn geküßt hatte, von welchem er also geliebt ward.

Erst jetzt war er sich seiner grenzenlosen Leidenschaft, seiner verzehrenden Liebe vollständig bewußt worden: erst seitdem er sie in seinen Armen gehalten hatte! Denn als sie auf ihn zuflog, ihn umschlang und küßte, hatte auch er sie mit beiden Armen umfaßt. Es war nur ein Augenblick gewesen; aber in diesem einen flüchtigen Moment hatte er die Gewißheit erlangt, daß ihre beiden verschlungenen Gestalten nichts

mehr zu trennen vermochte, wenn sie sich auch wieder voneinander gelöst hatten.

Sie liebte ihn, sie mußte ihn lieben! Niemals hätte sie sonst gethan, was sie that. Ihre Liebe war die größere, die machtvollere; denn furchtlos hatte sie sie ihm bekannt: in Gegenwart seiner Frau, in dem Augenblick, in dem sie aus dem Hause entfernt werden sollte, schlimmer, als hätte man sie hinausgejagt.

Wie schwach er sich gezeigt hatte, wie feige! Um nicht die Ehe zu brechen, um seiner Frau die Treue zu halten, um das zu bleiben, was die Leute einen anständigen Menschen nannten, hatte er seine Liebe verleugnen wollen, hatte er zugegeben, daß sie, die schutzlos war, die er in seinem Hause aufgenommen hatte, weil sie auf der ganzen Welt niemand besaß — geschehen hatte er es lassen, daß die Geliebte in seinem eigenen Hause beleidigt worden war und das von seiner eigenen Frau.

Aber jetzt war es geschehen, und jetzt war er frei. Die That seiner Frau, der Kuß und das Geständnis der Geliebten, hatten ihn frei gemacht. Frei von seiner Frau, frei von seinem Gewissen, frei von allem, was er bis zu jenem Augenblick als Fessel empfunden.

Was würde er thun, jetzt, wo er sich so vogelfrei fühlte? Was mußte er zunächst thun?

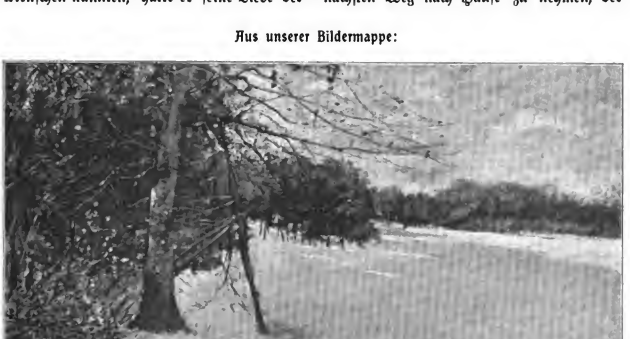
Nach Hause zurückkehren, zu Domenika gehen, mit Domenika das Haus verlassen, mit ihr fortgehen, ganz gleich wohin. Nur fort mit ihr, zusammen fort; da sie zusammen gehörten.

Also gleich nach Hause zurück!

Das wilde Wetter und der Orkan, der in seinem Innern tobte, hatten ihn in die Irre geführt. Als er stehen blieb, um zu sehen, wo er sich befand, und alsdann den nächsten Weg nach Hause zu nehmen, vermochte er sich nicht zu orientieren. Er war gelaufen und gelaufen; bald hoch hinauf, bald tief hinunter gestiegen und jetzt wußte er nicht, wohin sich zu wenden.

Immer noch wehte und wirbelte der Schnee, vom Sturm gejagt, der die Wipfel des Bergwaldes peitschte, daß sie sich neigten, ächzend wie ein Mensch im Todeskampf. Die Dämmerung brach herein, von dem weißen, wallenden Schneegewölk mit einem fahlen Schimmer erfüllt. Alkibiades suchte nach einem Weg oder Steg, eilte weglos weiter, irrte umher, konnte nichts finden, was ihn geleitet hätte.

Aus unserer Bildermappe:



Am Waldesrand. Ölstudie von Peter Paul Müller.

Schon war es dunkel geworden und schon hatte Alkibiades an die Möglichkeit gedacht, die ganze Nacht umherirrend im Freien zubringen zu müssen, als er dicht vor sich ein Licht aufleuchten sah. Er eilte darauf zu und erreichte nach wenigen Augenblicken ein Haus.

Er wollte gerade nach den Bewohnern rufen, um sich von ihnen einen Führer zu erbitten, als er im Hause laut reden hörte. Es waren die Stimmen von zwei Personen, die miteinander einen heftigen Wortwechsel führten. Die Stimme eines Mannes war's und die einer Frau; und zwar schien der Mann, seiner Stimme nach zu urteilen, schwer betrunken zu sein.

Alkibiades mußte hören, was die beiden einander zuschrieen.

„Vom ersten Augenblick an, wo du ins Haus kamst, hast du's darauf angelegt, in dem Hause Bäuerin zu werden, du schamlose Lotterin!"

Dem Berauschten antwortete mit schriller Stimme die Frau: „Drauf angelegt, in dem Hause Bäuerin zu werden? In einem elenden Steinhaufen, darin solch' Hungerleider Bauer sein will mit vier Kindern, die nicht ein Hemd auf dem Leibe hatten, als ich in das Moderloch kam, um darin Bäuerin werden zu wollen, du miserabler Lump du!"

Alkibiades empfand plötzlich in seinem ganzen Körper eine Schwäche, daß er sich gegen die Wand lehnen mußte. Alsdann besann er sich mit Anstrengung auf das, was in diesem Hause vorgefallen war, was er daselbst schaudernd mit erlebt hatte ... Am heiligen Abend war die Bäuerin in diesem Hause verschieden. Wann war doch gerade Weihnachts-Heiligerabend gewesen? Gewiß vor Wochen, vor Monaten ... Erst vorgestern! Vorgestern nachmittag war hier die Bäuerin gestorben, vorgestern nacht hatte er mit seiner Frau über Domenika gesprochen ... Es war wahr und wahrhaftig erst vorgestern gewesen! Und heute —

Die Bäuerin, die vorgestern ihrem Mann zuliebe gestorben war, sollte morgen früh begraben werden. Heute lag sie also noch auf dem Schragen in der Kammer.

Dort nebenan lag sie! Und hier nebenan der berauschte Mann und die junge kräftige Person, die vom ersten Augenblicke an, wo sie in dieses Haus kam, darin die Bäuerin werden wollte. Die Tote noch nicht begraben und die beiden, um derentwillen sie gestorben war, bereits einander beschimpfend.

Konnte das möglich sein?

Alkibiades lehnte gegen die Mauer und hörte die beiden reden. Das Weib schrie:

„Allen Heiligen kannst du auf deinen Knieen danken, wenn ich in der feuchten Hütte Bäuerin werden will, um deinen Kindern und dir selber die zerrissenen Hemden zu flicken. Mich kannst du auf deinen Knieen darum angehen, du Armenhäusler du! Wer bin ich denn? Jung und sauber bin ich und eine, die arbeiten kann. Und wer bist denn du? Sieh dich doch an, wer du bist? Ein besoffener Nichtsthuer und Vagabund! Das bist du, damit du's nur weißt."

Ein Gepolter, als stünde der Mann auf und wollte auf das Weib zu, taumelnd, weil er sich auf seinen Beinen nicht halten konnte.

„Ich dich auf meinen Knieen bitten, daß du Hochbäuerin werden sollst? Ich werde dich morgen aus dem Hause jagen. Erst morgen? Gleich heute noch!"

„Das ist gescheit. Gleich heute noch jag' mich hinaus, damit ich gleich morgen in aller Frühe aufs Gericht laufen kann."

„Willst mich beim Richter verklagen? Hast wohl etwas Schriftliches von mir, daß ich dich zur Bäuerin machen will, wenn es mit meiner Alten vorbei ist. Hast du?"

„Nichts hab' ich von dir, kein einziges geschriebenes Wort."

„Und willst doch aufs Gericht?"

„Und will doch aufs Gericht."

„Um dich auslachen zu lassen?"

„Um bei Gericht etwas anzugeben."

„Über mich?"

„Über den Hochbauern."

„Das möchte der doch auch wissen."

„Das bekommt der schon zu wissen: vom Gericht aus."

„Sag mir's vorher, daß ich mich mehr darauf freuen kann."

„Kann's dir auch vorher sagen ... Mein Gewissen will ich erleichtern bei Gericht."

„Hast du ein schlechtes Gewissen?"

„Freilich. Seitdem der Hochbauer mir gesagt hat, daß sein sieches Weib sterben muß, wenn es nicht sterben will, habe ich in meinem Gewissen keine ruhige Stunde mehr."

Ein tiefes Schweigen entstand nach diesen Worten der Magd. Alkibiades fühlte, wie auf seine Stirn kalter Schweiß trat. Dann hörte er den Bauern mit heiserer Stimme sagen: „Mein Weib starb von selbst. Das kann der Doktor ausweisen, der selber ein Weib hat, welches ihm auf der Bahre am liebsten wäre. Also lauf du meinetwegen morgen früh aufs Gericht."

„Jag mich heut zum Haus hinaus und ich lauf schon ohne deine Erlaubnis. Aber du bist froh, wenn ich bleibe. Ich brauch dich nicht einmal auf meinen Knieen zu bitten."

Es hörte sich an wie ein erstickter Fluch, dann wie ein dumpfer Fall, dem ein gellendes Auflachen des Weibes folgte. Der Betrunkene schien nach ihr einen Schlag geführt zu haben und dabei zu Boden gestürzt zu sein.

Und nebenan lag immer noch der arme verlassene Leichnam der Selbstmörderin . . .

Alkibiades, ohne nach den Bewohnern des Hauses gerufen zu haben, tastete in dem dunklen Flur nach der Thür, riß sie auf, ging langsam mit schweren, schwankenden Schritten hinaus und davon.

XXX.

Der Tag dämmerte, als Alkibiades sein Haus erreichte.

Das Schneetreiben hatte sich gelegt. Dem Aufruhr in den Lüften war eine tiefe Stille gefolgt, eine Grabesruhe lag über der winterlichen Erde.

Der ganze östliche Himmel erglühte. Von einem purpurfarbenen Hintergrunde hob sich das weiße Bild der Eiswelt des Hochgebirgs ab. Nebel füllten die Tiefe.

Es konnte ein klarer, schöner Tag werden. In die schwarze Gruft der Hochbäuerin konnte die Sonne scheinen, wenn sie den Sarg hinabgleiten ließen.

Das schwere Schweigen in der Natur lastete auch auf dem Hause des Doktors. Alkibiades wußte nicht, wer die Stille in seinem Hause mit einem fröhlichen Ton hätte unterbrechen sollen; es kam ihm jedoch vor, als wäre es darin noch nie so trostlos stumm gewesen.

Die Hausthür stand weit offen, aber von der Dienerin war nichts zu sehen. Wie um die allgemeine Lautlosigkeit nicht zu stören, ging er auf den Zehen die Treppe hinauf. Das Holzwerk knarrte unter seinen wuchtigen Schritten. Früher hatte er niemals gehört, daß das alte Holz knarrte. Es war ein widerwärtiger Ton.

Er wollte sich direkt in sein Arbeitszimmer begeben, als die Thüre geöffnet wurde und seine Frau ihm entgegentrat. Verstörten Gesichts rief sie ihm zu: „Sie ist fort!"

An diese Möglichkeit hatte er nicht gedacht. Aber plötzlich war's ihm, als hätte es anders gar nicht sein können. Deswegen erwiderte er gelassen: „Nun ja: Gewiß ist sie fort."

„Mitten in der Nacht muß sie das Haus verlassen haben," rief Frau Crescenz außer sich.

Darauf erwiderte er in seinem ruhigen, beinahe gleichgültigen Tone: „Wundert dich das?"

„Fort in dieser Sturmnacht, das zarte Geschöpf."

„Dauert sie dich?"

„Ich schickte sogleich Leute nach ihr aus. Sie wird nach allen Seiten gesucht. Ich wartete nur auf dich."

„Nun ja. Ich werde auch gehen und sie suchen."

„Ihr werdet sie gewiß finden."

„O gewiß."

„Finden müßt ihr sie!"

„Ich werde sie jedenfalls suchen."

„Inzwischen kommt sie vielleicht von selbst wieder zurück."

„Vielleicht."

„Du bist so ruhig!"

„Vielleicht bekommen wir sie ein zweites Mal ins Haus getragen. Dieses Mal tot: umgekommen im Schneesturm! Es wäre so am besten. Am besten für sie und —"

Er beendete den Satz nicht. Frau Crescenz flehte: „Sprich nicht so! Sei nicht so grausam! Sieh mich doch nur an! Sieh, wie ich leide."

Er sah sie an: gelassen, gleichgültig, fremd. Er sah nicht einmal den Ausdruck von Qual in ihren Zügen. Er, der in dem Gesicht eines jeden seiner Patienten den leisesten Schmerzenszug gewahrte und dann nicht eher Ruhe hatte, als bis er sein möglichstes gethan, um das Leiden zu lindern — er, der Arzt, der Helfer in der Not, sah nicht im Gesicht seiner Frau, daß diese wahre Todespein litt.

Sie stammelte: „Ich meinte es ja so gut! Ich wollte dir ja doch helfen! Ich glaubte ja doch —“

Aber da unterbrach er sie: „Du glaubtest, sie würde das Geld nehmen und die Hand küssen, die es so liebevoll für sie hinlegte? Sie nahm aber das Geld nicht, sie verachtete dein Geld, fühlend, weswegen du es ihr gabst. Sie verkaufte dir ihre Liebe nicht, denn sie liebt mich! Hörst du wohl: sie liebt mich, wie ich sie liebe. Sie wird mich bis zu ihrem letzten Atemzuge lieben, wie ich sie bis zu dem meinen lieben werde. Jetzt ist sie fort. Du jagtest sie fort, hinaus in die Sturmnacht. Wenn sie darin umkam, wenn ich sie tot wiederfinde — denn finden muß ich sie — so bist du ihre Mörderin.“

Er erhob kaum seine Stimme. Aber bei jedem leisen Worte zuckte sie zusammen, als wäre davon ihr Herz getroffen worden. Ihre mißhandelte Seele wand sich unter seinen leise und ruhig gesprochenen Worten wie im Todeskampf. Dann ging er an ihr vorbei, die mit einer Gebärde unaussprechlichen Flehens, unendlichen Jammers beide Arme nach ihm ausstreckte; die, als er gegangen war, mit einem Ächzen zu Boden stürzte, das wie ein Sterbeschrei klang.

Er vernahm den schmerzlichen Laut, aber er kehrte zu ihr nicht zurück.

Dahin war es schon mit ihm gekommen!

— — — — — — — — —

Er sagte es laut vor sich hin: „Dahin!“

Aber er empfand nichts mehr dabei; nicht eine Spur von Entsetzen und Grauen, daß es dahin mit ihm kommen konnte. Sogar die Erinnerung an das Erlebnis der letzten Nacht im Hause des Witwers vermochte ihn jetzt nicht mehr zu erschüttern; denn — jetzt war sie fort!

— — — — — — — — —

Er ging in das Zimmer, welches sie verlassen hatte . . . Wie ärmlich es ihm vorkam! Er hatte zuvor nie daran gedacht, daß sie solchen schlechten Raum bewohnte; er hatte die Kammer zuvor immer hell und behaglich gefunden.

Alles andere war wie sonst, und doch kam ihm alles verändert vor: seitdem sie daraus entwichen, daraus entflohen war, mitten in der Nacht, in der sternenlosen, winterlichen Sturmnacht!

Soviel Jugend, soviel Anmut und Schönheit hatten diese weißgetünchten Wände umgeben. So ärmlich sie sein mochten, waren sie gleich den strahlenden Mauern eines Tempels gewesen, die ein Götterbildnis umfingen. Das Heiligtum stand jetzt ohne Altar.

Sie hatte das neue Gewand ausgezogen, hatte ihre alten Kleider angelegt, hatte aus ihrer anderen spärlichen Habe ein kleines Bündel geschnürt. So bettelhaft war sie aus seinem Hause gegangen.

Ihr schwarzes Kleid hing, sorgfältig zusammengefaltet, über einer Stuhllehne. Ueberhaupt sah es in der Kammer aus, als hätte sie, bevor sie dieselbe verließ, darin aufgeräumt. Sie hatte in der Nacht Licht angezündet und die Kerze brennen lassen. Sie war tief herabgebrannt.

Was mochten ihre Gedanken gewesen sein, als das arme Kind in der Kammer so sorgfältig Ordnung gemacht, als es das schwarze Kleid so zierlich zusammengelegt hatte?

Ob sie wohl dabei seiner gedacht? Daß er sie liebte, daß er sie suchen würde, sie finden müßte? Daß er selbst nicht eher Ruhe fand, als bis er sie gefunden hätte? . . . Und dann? Ob sie wohl daran gedacht hatte, was dann geschehen würde?

Er forschte in der Kammer nach irgend einem Zeichen, welches sie für ihn zurückgelassen hätte, welches zu ihm von ihr reden könnte. Aber er fand nichts. Das dünne Goldkettlein mit dem kleinen Kreuz hatte sie mitgenommen. Was würde er wohl gethan haben, wenn sie den armen Goldschmuck zu dem schwarzen Kleide gelegt hätte?

Der Gedanke, sie wäre vielleicht dazu imstande gewesen, machte ihn fiebern. Im nächsten Augenblick bat er ihr den Verdacht ab, der sie für fähig hielt, sich von seinem Liebeszeichen trennen zu können.

Denn jetzt wußte sie, daß es ein solches war!

Niemals würde sie sich von seinem Geschenke trennen! Und wenn die Leute, welche die Frau ausgeschickt hatte, um sie zu suchen, sie draußen im Bergwalde fanden: zusammengekauert die kleine, feine Gestalt, erstarrt und tot der süße Leib, so würde sie in ihren steifen Händen sein Kettlein mit dem kleinen Kreuz halten.

Kurz vor ihrer Flucht aus seinem Hause

Gloria in excelsis Deo. Nach dem Gemälde von L. Max Ehrler.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)

(Copyright 1900 by Franz Hanfstaengl, Munich.)

mußte sie noch etwas geruht haben. Auf dem Bette war in den Kissen eine leise Spur zurückgeblieben: gerade dort, wo ihr Kopf gelegen. Alkibiades warf sich auf das Bett, preßte sein Gesicht in das Kissen und schluchzte auf.

Als er sich dann erhob, um zu gehen und sie zu suchen, sah er beim Bette am Boden etwas Weißes schimmern. Es schien ein kleines Blatt Papier zu sein, war jedoch die Rückseite einer Photographie seiner Frau. Alkibiades wollte sie mit einer hastigen Bewegung fortlegen, als ihm auffiel, daß das Bild durchstochen war: Die Brust des Bildnisses war durchbohrt! Dem Anschein nach war es mit einem scharfen, spitzigen Messer geschehen. Den Schnitt im Bilde betrachtend, überkam Alkibiades ein eigentümliches Gefühl. Ihm war's, als hätte der dolchähnliche Gegenstand, der die Photographie durchbohrt, das Herz des Urbildes selber getroffen.

— — — — — — — — —

Die Männer, die Frau Crescenz sofort nach der Entdeckung von Domenikas Flucht ausgeschickt hatte, kehrten spät abends zurück, ohne von der Vermißten auch nur eine Spur gefunden zu haben. Sie hatten sich nach allen Richtungen verteilt, hatten alle Häuser und Hütten, sowohl des Wildauer Thales, wie die der Seitenthäler, durchforscht, hatten in den höher gelegenen Höfen gesucht und waren bis jenseits des Passes, über welchen die von den Italienern angelegte Straße führte, vorgedrungen.

In keinem Hause, in keiner Hütte war das junge Mädchen eingekehrt; keinen Menschen hatte sie um den Weg gefragt, hatte sie um Obdach oder Labung gebeten; von niemanden war sie gesehen worden.

Die Leute, die sie gesucht hatten, wie alle, die des Wetters und des Weges kundig waren, behaupteten: das junge Mädchen müßte umgekommen sein! Alle rieten auch, das Suchen nach ihrem Leichnam zu unterlassen: es wäre unmöglich, diesen zu finden, da der Sturm der letzten Nacht den Schnee an manchen Stellen zu Hügeln aufgetürmt hatte. Wenn die Schneemassen schmolzen, würde man die Tote ja wohl finden — erst dann!

Alkibiades war am Morgen aufgebrochen, um Domenika nachzuforschen, und war auch beim Anbruch der Nacht nicht zurückgekehrt. Keiner der suchenden Männer hatte ihn gesehen.

— — — — — — — — —

Frau Crescenz befand sich in dem verödeten Hause allein. Um darin ganz einsam zu sein, hatte sie die Dienerin zu einer Nachbarin geschickt. Ihr war's, als könnte sie dann die Qualen des Wartens besser ertragen.

Was für ein Tag war das gewesen! Als ihr Mann erst frühmorgens nach Hause kam, als sie diesem sagen mußte: „Sie ist fort — in der Sturmnacht entflohen!“ als er kein Mitleid mit ihrem Jammer empfand, diesen nicht einmal sah; als er dann das Haus verließ, ohne ihr nur mitzuteilen: ‚Jetzt gehe ich‘; als sie nun wartete und wartete, einer der ausgeschickten Männer käme zurück und brächte Domenika; als Stunde auf Stunde in vergeblichem Harren verrann — wie hatte sie es nur ertragen können?

Sie war durch das leere Haus geirrt von Zimmer zu Zimmer; sie war aus dem Hause gegangen und einen der vielen Wege, auf denen die Männer zurückkehren mußten. Sie ging und ging, jeden Augenblick erwartend: ‚Jetzt kommen sie; jetzt bringen sie sie!‘ Plötzlich kehrte sie wieder um. Sie lief. Atemlos erreichte sie das Haus. Gewiß stand die Magd vor der Thür, sah nach ihr aus, rief ihr schon von weitem entgegen: „Sie ist da!“

Aber sie war nicht da ...

Jetzt wiederum von Zimmer zu Zimmer irrend, wiederum wartend und wartend, auf jedes Geräusch lauschend, bei jedem vernommenen Ton glaubend: ‚Jetzt ist sie da!‘

Sie kam aber nicht. Keiner der ausgeschickten Männer kam!

Dann vernahm sie Glockengeläute. Weshalb läuteten sie die Glocken? Es war Begräbnisläuten. Wen begruben sie?

Sie mußte sich erst besinnen, bevor es ihr einfiel: ‚Sie begruben ja heute die Hochbäuerin!‘ Gestern hatte sie für die arme Gestorbene einen Kranz aus Tannenzweigen und Christrosen gewunden, den wollte sie heute der Hochbäuerin ins dunkle Grab hinein nachwerfen.

Mechanisch nahm sie Mantel und Hut, holte den Kranz und ging auf den Kirchhof ... Da war noch die offene Gruft, viele Leute standen ringsum, der geistliche

Herr segnete sie ein, und der Sarg wurde soeben herabgelassen.

Frau Crescenz ging auf das Grab zu. Sie ging weiter und weiter. Plötzlich fühlte sie sich festgehalten. Sie stand dicht am Rande der Grube; sie wäre dem Sarge fast nach hinabgestürzt.

Jetzt stand sie davor, schaute hinunter und hörte den Geistlichen reden. Dieser war bewegt. Er sprach machtvolle Worte. An dieser offenen Gruft sprach er von der Liebe der Frau, von ihrer heiligen, gewaltigen Liebe zum Manne. Er pries die Frau um ihrer heiligen Liebe wegen selig. Und selig pries er diese Gestorbene, das arme, sieche Weib des Hochbauern, welche im Geiste Gottes gestorben war: in der Liebe.

Frau Crescenz schaute in die offene Gruft zu ihren Füßen und dachte: ‚Lägst du dort unten! O lägst du dort unten! Wärst du doch auch selig im Herrn gestorben! Zugleich glückselig in deiner Liebe. Auch du hast deine Liebe für heilig und gewaltig gehalten, für so gewaltig, daß du glaubtest, damit Berge versetzen zu können. Was hast du nun mit deiner heiligen, deiner gewaltigen Liebe Großes vollbracht? Deinen Mann hast du damit unselig gemacht und ein junges Geschöpf aus dem Hause deines Mannes in die Sturmnacht gejagt, vielleicht in den Tod. Lägst du, ach, lägst du wie diese Tote dort unten und würdest deines Sterbens willen selig gepriesen.‘

Der Geistliche sprach das Gebet. Dann läuteten wieder die Glocken, dann gingen die Leidtragenden.

Frau Crescenz blieb. Sie hielt noch immer ihren Kranz in der Hand. Hatte sie diesen der seligen Hochbäuerin nicht mitgeben wollen in die Ewigkeit? Ein Kranz weißer Christrosen von dem Jammer eines blutenden Frauenherzens durchflochten.

Ohne sich zu regen, öffnete sie ihre Hand. Der Kranz fiel herab. Schwer wie eine Erdscholle schlug er polternd auf den Deckel des Sarges.

Auch jetzt blieb sie noch. Was sollte sie zu Hause, wo es so öde und leer war? Dann hörte sie sich leise anrufen. Ihr alter Freund war's. Er faßte ihre Hand und führte sie langsam vom Rande des Grabes hinweg.

Wie gütig er ihr zusprach, wahrhaft väterlich gütig. Und so verständig! ... Wie war es nur möglich, daß sie sich über das Verschwinden der Fremden solche Gewissensbisse, solche Unruhe machen konnte? Was für ein Unrecht, welches Verbrechen hatte sie denn begangen? Daß sie dem Mädchen Geld bot? In welches Wirrwarr waren sowohl ihre wie ihres Mannes Empfindungen bereits geraten, daß sie beide eine derartige Handlungsweise so krankhaft sensitiv aufzufassen vermochten? Nichts war natürlicher gewesen, als Geld zu bieten — bei einem Mädchen solchen Schlages. Nichts auf der Welt so selbstverständlich! Was sahen sie beide denn nur in dem wilden Geschöpf? Etwas, was dieses gar nicht war, nicht in einer einzigen Regung! Seltsam, daß sie das Geld nicht nahm. Vielleicht kam sie doch von selbst wieder zurück, um das zuerst verschmähte Geld sich zu holen. Dann würde man ja sehen, in welchem Maße Frau Crescenz recht gehabt, wie groß ihre Menschenkenntnis gewesen.

So redete der milde, feinfühlige, gütige geistliche Herr.

Frau Crescenz hörte alles, was ihr gesagt wurde ... Ja, o ja! Der geistliche Herr hatte ganz recht: sie waren beide krankhaft in ihren Empfindungen geworden, überreizt und ganz unnatürlich, sie sowohl wie ihr Mann. Gott weiß, wie das gekommen sein mochte? Vielleicht weil sie beide nicht glücklich waren. Unglückliche Menschen werden leicht zu unnatürlichen Menschen — da das Unglück ja doch etwas Unnatürliches ist. So war denn auch bei ihnen alles so traurig seltsam gekommen.

Wenn die Männer sie nur fanden, wenn sie nur zurückkam, sie nicht tot war! Dann würde sich jetzt gewiß auch alles übrige finden: auf ganz natürliche Weise.

Sie sprach sehr ruhig, sehr verständig. Der geistliche Herr begleitete sie nach Hause. Von den Männern war immer noch keiner zurück.

Wiederum wartete Frau Crescenz von Stunde zu Stunde. Sie war froh, als ihr alter Freund sie endlich allein ließ.

Es ward dämmerig, ward dunkel; es ward tiefe Nacht. Dann kamen die suchenden Männer zurück: einer nach dem andern, ohne daß einer von der Vermißten auch nur eine Spur gefunden hätte. Dann teilten alle Frau Crescenz ihre Ansicht mit:

das Mädchen müßte in der Sturmnacht ihr Ende gefunden haben, müßte umgekommen, von den Schneemassen begraben worden sein.

Jetzt schickte Frau Crescenz die Dienerin fort, jetzt wartete sie allein. Von Stunde zu Stunde wartete sie auf ihren noch immer nicht zurückgekehrten, noch immer suchenden Gatten.

Gegen Mitternacht kam Alkibiades. — Auch er kam allein. Morgen wollte er wieder fort, wollte er wieder suchen; morgen mußte seine Frau wieder warten.

So ging es tagelang, wochenlang. — Auch nach Wochen keine Spur von der Vermißten!

Alkibiades sprach niemals von ihr; aber immer suchte er sie. Zuletzt blieb er wochenlang aus. Dann saß Frau Crescenz wochenlang in dem öden Hause und wartete von Stunde zu Stunde.

So lebte sie dahin.

XXXI.

In Italien suchte er sie, in Rom und im Sabinergebirge; und — fand sie nicht. Bei ihrem Bruder, dem Mörder und Zuchthäusler, forschte er nach ihr; und hörte von ihr nichts. Den fremden Arbeitern, die im Sommer die Straße gebaut, reiste er nach und erfuhr auch von diesen kein Wort über sie.

Jetzt wartete er auf den Frühling, der die Schneemassen zum Schmelzen brachte. Dann würde er sie gewiß finden.

Im Hochgebirge verging der Schnee fast einen Monat später als im tiefen Lande. So lange mußte er sich also gedulden. Als der Schnee endlich, endlich auch im Hochgebirge schmolz; als er sicher war, sie endlich, endlich zu finden; als er in jede Schlucht, in jedem Waldwinkel nach ihrem Leichnam suchen ließ, selber danach suchte, da — war es wiederum eine vergebliche Hoffnung gewesen! Denn zur Hoffnung war es bereits bei ihm geworden, sie wenigstens tot noch einmal wieder zu sehen.

Dahin war er bereits gekommen . . .

Und dahin war er gekommen, ein schlechter Arzt geworden zu sein! Er, der auf die Welt gesandt zu sein schien, ein Helfer und Retter der Leidenden und Kranken zu werden; er, dessen schönstes Glück es gewesen, nach Menschenmöglichkeit zu helfen und zu retten; er, dessen Leben aufgegangen war in Erfüllung dieser Pflicht, die bei ihm zur Natur geworden — derselbe Mann ein pflichtloser, ein schlechter Arzt!

Es kamen Stunden, in denen er von einer Selbstverachtung erfüllt ward, welcher nur noch die Selbstvernichtung folgen konnte; Stunden kamen, wo er dieses allerletzte nur deswegen immer wieder hinausschob, weil er die Geliebte vorher gefunden, sie noch einmal gesehen haben wollte.

Und dahin war er gekommen: nicht allein ein schlechter Arzt, sondern auch ein schlechter *Mensch* war er geworden! Wie hätte er wohl das eine werden und das andere nicht sein sollen? Wenn er seine ärmste Frau sah, für deren Qualen er kein Auge hatte, die an seiner Seite in einer Weise dahinlebte, daß es einem Sterben gleichkam, so konnte er dahin gelangen zu denken: ‚Sie lebt! Warum kann sie nicht tot sein? Und warum kann die andere nicht leben? Das Leben dieser einen bereitet so viel Elend, wie das der anderen Glück schenken würde . . . Warum ist das so und nicht anders? Es ist grausam, daß es nicht anders ist! . . . Ich wollte; o ich wollte —'

Dahin war er gekommen! Und ward er sich einmal dumpf und dunkel bewußt, *daß* er dahin gekommen war, so quälte ihn gleich das Gefühl seiner Selbstverachtung, als wollte sie ihn zermalmen.

Begegnete er in solchen Stunden jemandem und dieser wollte ihm die Hand geben, so hielt er die seine zurück; denn er sprach sich selbst das Recht ab, fürderhin einem anständigen Menschen die Hand zu reichen, und wäre dieser der ärmste Bauer der armen Gemeinde gewesen.

Wenn er nicht nach der Verschwundenen suchte, wenn er sich nicht auf einen seiner widerwillig gethanenen Gänge zu einem Kranken befand; wenn er einmal eine Stunde in seinem so trübselig und öde gewordenen Hause weilen mußte, so schloß er sich in seinem Zimmer ein und saß vor dem bleichen Bildnis der Psyche.

Das war ihr schlanker Hals, ihr zartes Köpfchen! Das waren ihre knospenhaften Schultern, ihre feinen Züge, ihre süßen Lippen. Wie hatte sie ihn nur mit solchen Lippen küssen können, daß ihn die seinen von ihrem Kuß schmerzten? Oder war es seine Seele gewesen, die sie blutig geküßt hatte?

Nachts stand er auf, ging in sein Zimmer, schloß hinter sich zu, zündete zwei Kerzen an, stellte die brennenden Lichter vor das Psychebild, setzt sich davor, schaute es an. Bisweilen war's ihm dann, als ob der tote Leib ein gespenstisches Leben gewönne; als ob die erloschenen Augen sich öffneten und ihn anblickten, die geschlossenen Lippen sich regten, seufzten, flüsterten: „Ich liebe dich!"

Als der Schnee geschmolzen war, der braune Rasen sich zu färben begann, Krokus, Primeln und Veilchen die Wiesen und den Grund der Wälder bedeckten; als an sonnigen Tagen und bei Föhnwind die Lawinen niedergingen, daß ihr Donner das Thal durchhallte; als der Auferstehungsodem des Lenzes alle Grabstätten der Natur aufschloß und diese allüberall Leben, sprießendes, blühendes, quellendes Leben aus ihrem Schoße hervorgehen ließ — in diesen glückseligen Tagen begrub Alkibiades seinen sittlichen Menschen.

Auf einem einsamen Ausgange begegnete ihm eines Tages ein Hochzeitszug. Die junge hübsche Braut sah dem Doktor frech in die Augen und lachte ihn an; der viel ältere verkümmert aussehende Bräutigam griff verlegen an seinen mit bunten Bändern und künstlichen Blumen verzierten Hut, grüßte scheu und schaute sofort zur Seite.

Es war der Hochbauer mit seiner jungen Frau, die nicht länger als bis Ostern warten wollte, um Hochbäuerin zu werden. Der geistliche Herr selbst hatte dem Mann zugeredet, die Hochzeit baldmöglichst zu halten, damit die sündhafte Wirtschaft auf dem Hochbauernhof ein Ende nehme. Die Braut trug nur einen halben Kranz im Haar. Ihr war es gleich.

Als Alkibiades den Hochbauern erkannte, wendete auch er sich hastig ab. Eigentlich hätte er auf ihn zugehen und ihm die Hand reichen müssen. Denn — diesem Mann konnte er sie getrost geben.

Dahin war es gekommen!

— — — — — — — — — — — —

Als der Schnee endlich, endlich geschmolzen war und die Welt auch rings um Wildau wieder grünte und blühte, kamen die Schwalben; und kaum waren diese da, so hieß es: „Morgen rücken die Italiener wieder an!"

Die Italiener! Die neue Straße! Die große Hoffnung der Wildauer, die vielgepriesene That ihres einstmals leidenschaftlich geliebten Arztes.

Die Hoffnung der Wildauer war die gute Landstraße denn auch mehr, als je; aber niemand — außer einem — nannte die neue Straße jetzt noch in einem Atem mit dem Namen dessen, durch den sie nach Wildau gekommen war.

Dieser eine war der geistliche Herr. Wenn er jedoch im Honoratiorenstübchen der blauen Genziane den Namen nannte, so entstand ein tiefes, schweres Schweigen; denn der Priester sprach den Namen eines Verlorenen aus.

Weswegen war der Mann verloren? Einer hergelaufenen Dirne wegen!

Und des verlorenen Mannes Frau war immer noch bei ihm? Ja! Die Cenz hielt aus, die erprobte sich, die bewies, was sie war: brav war die Cenz! Alle Achtung vor der braven Cenz, die Achtung von ganz Wildau. Jawohl, die Cenz, das Cenzl!

„Morgen rücken die Italiener an!"

Auch Alkibiades vernahm es, und ihn ergriff eine Bewegung, die ihn bis in seinem tiefsten Innern erbeben ließ.

Er wußte ja, daß die Vermißte, deren Leichnam nicht gefunden worden war, mit ihren Landsleuten unmöglich kommen konnte, daß sie verschollen war — tot. Aber gerade vor einem Jahre war sie, zugleich mit den Schwalben, in Wildau eingezogen, jung wie ein Maientag und holdselig wie dieser.

Das war nun vorbei — wie so vieles andere auch.

Einige wollten den Italienern entgegengehen; aber diese verspäteten sich, und die Wildauer mußten bei Anbruch der Dunkelheit umkehren. Da die Straße bereits eine große Strecke fertig war, so schlugen die Fremden in diesem Jahre ihr Lager nicht in der Nähe des Ortes, sondern in ziemlicher Entfernung davon auf, an einer Stelle, wo sie sich ihren jetzigen Arbeitsplätzen näher befanden.

Schon bei Tagesanbruch war Alkibiades auf den Beinen und unterwegs nach dem neuen Lagerplatz. Er machte einen weiten Umweg, damit er nicht durch Wildau zu gehen brauchte. Als er dann die neue Straße — seine Straße! — erreichte, ging er nicht diese, sondern er näherte sich auf

einem Herdenpfade dem Platz, wo, wie er gehört hatte, die Fremden das Lager, dem eine unwiderstehliche Macht ihn zutrieb, aufschlagen wollten. Als befände er sich auf verbotenen Wegen, schlich er dem Orte zu. Er wußte zwar, daß die Geschichte seiner unseligen Leidenschaft im Munde aller Leute war, schämte sich jedoch, gleich am ersten Tage auf diesem Gange betroffen zu werden.

Ja, wenn sie dagewesen wäre! Dann wäre es ihm gleichgültig, vollkommen gleichgültig gewesen, auf dem Wege zu ihr gesehen zu werden. Vor den Augen von ganz Wildau wäre er dann auf *seiner* Straße zu ihr geeilt, um mit ihr zu gehen, wohin sie wollte, wohin das Schicksal sie beide führte.

Wenn sie dagewesen wäre, wenn sie noch lebte —

Er trat aus dem hohen Bergwald auf eine Wiese, an welcher die neue Straße vorbei geführt werden sollte. Auf der schönen Alpenmatte schlugen die Fremden das Lager auf.

Ein geräuschvolles, fröhliches Treiben herrschte. Weiber und Kinder schleppten aus dem Walde Tannenäste herbei, die die Männer abgeschlagen hatten. Aus den Zweigen wurden die Hütten gebaut. Es sah sich lustig und zugleich festlich an, wie das fremde, braune Volk auf der mit gelben Primeln übersäten Flur am Rande des Hochwaldes sich die Stätte bereitete.

Alkibiades stand von ferne und schaute zu. Das Lachen und Sprechen der Leute drang bis zu ihm hinüber, vom Walde her ertönte Frauengesang. Die Mädchen sangen, während sie auf ihren Köpfen die abgeschlagenen Zweige nach dem Lagerplatz trugen.

Alkibiades schrie nicht auf, als er sie mit den anderen aus dem Walde treten sah, eine Last Tannengrüns auf dem Haupt. Lautlos stand er und starrte hinüber zu ihr, die eine Erscheinung, ein Geist sein mußte. Und wenn sein Leben davon abgehangen, so hätte er in diesem Augenblick keine Bewegung machen, nicht laut aufschreien, ihren Namen nicht rufen können.

Aus unserer Studienmappe:

Studie von H. Meyer-Cassel.

Wie in Entgeisterung stand er und blickte zu ihr hinüber. Sie hatte sich nicht verändert. Oder doch? ... Ja, sie war anders geworden: noch schöner, noch reizender! Und noch mehr glich sie dem Bilde der Psyche, jenem Idealbilde aller Jugend und Holdseligkeit.

Sie, die Totgeglaubte, lebte! Sie ging, bewegte sich. Sie sang. Jetzt unterbrach sie ihr schwermütiges Lied und lachte. Hell auf lachte sie! Von allem Wunderbaren schien ihm das Wunderbarste zu sein, daß sie lachen konnte.

„Domenika!"

Endlich hatte er die Sprache wieder gewonnen.

Es war ein heiserer Schrei gewesen, ein Laut, der Brust eines Menschen sich entringend, welcher, schon auf dem Sterbebett liegend, nicht sterben will und welcher plötzlich die Verkündigung seines Lebens erhält.

„Domenika!"

Er stammelte, lallte ihren Namen. Und dann zum drittenmale mit ersticktem Jauchzen:

„Domenika!"

Sie sah ihn in demselben Augenblick, als sie aus dem Walde trat. Sie wußte, daß er kommen würde: gleich am ersten Tage, frühmorgens! Als er nun wirklich in seiner ganzen Länge leibhaftig dastand, brach sie mitten in ihrem Gesang ab und lachte. Hell auf mußte sie lachen bei seinem Anblick.

Sie sagte ihren Gefährtinnen leise einige Worte und blieb stehen, während die anderen ruhig weitergingen.

Jetzt regte sich Alkibiades. Langsam schritt er auf sie zu, wobei ihm zu Mute war, als müßte er jeden Augenblick taumeln und hinstürzen. Zugleich überkam ihn eine Empfindung von Glück, so stark, daß es wie ein physischer Schmerz war.

Nun stand er vor ihr ... Beide Arme streckte er nach ihr aus, mit einer Gebärde, als wollte er sein Eigentum nehmen. Aber da sie keine Bewegung machte, da sie vollkommen gelassen blieb, sogar ihre grüne Last auf dem Haupte behielt, so ließ er unwillkürlich seine Arme wieder sinken.

„Domenika! Du bist es, Domenika? ... Wie habe ich dich gesucht. Ich hielt dich für tot. Für tot hielten dich alle ... Und jetzt lebst du, jetzt bist du wieder da! ... Wie hast du mir nur das anthun können?"

Sie antwortete nicht. Sie stand und lachte ihn an mit ihren flammenden Augen, ihren blutroten Lippen, zwischen denen die Zähne wie die eines jungen Raubtieres glänzten. Ach ja! Noch viel schöner war sie geworden.

Jetzt trat er dicht vor sie hin und nahm ihr sacht das Bündel Zweige vom Kopf. Die Äste fielen auseinander, daß die junge Gestalt plötzlich inmitten von Tannengrün stand.

Mit leiser, weicher Stimme fragte er sie: „Wo warst du so lange? Wußtest du denn nicht, daß ich dich suchen würde? Dachtest du denn nicht, daß ich dich für tot halten könnte, daß ich mich um dich zu Tode ängstigen müßte!"

Sie wußte es freilich. Aber seine Frau hatte sie aus dem Hause gejagt. Was hätte sie thun sollen?

„Wie kamst du aus unserer Gegend fort, daß niemand dich sah?"

Sie hatte es eben schlau angefangen. So leicht sah und fand man sie nicht, wenn sie sich nicht sehen und finden lassen wollte.

„Es muß dir ja elend ergangen sein, jammervoll!"

O gar nicht. Die Leute waren gut gegen sie gewesen. Nicht ein einziges Mal hatte sie zu betteln brauchen; immer war ihr von den Leuten gegeben worden. Auch Geld. Nicht ein einziges Mal hatte sie hungern müssen.

„Ich will wissen, wo du warst, während ich dich suchte, und fast verzweifelte, weil ich dich nicht fand."

Drüben war sie gewesen, in Italien. Sie war ganz leicht hinuntergekommen — da die Menschen so gut gegen sie gewesen waren und ihr sogar Geld gegeben hatten.

„Auch in Italien habe ich dich gesucht: in Rom und im Sabinergebirge. Auch in deiner Heimat fand ich dich nicht"

Sie war nicht zu Hause gewesen. Was hätte sie dort wohl anfangen sollen! Sie hatte etwas anderes zu thun gehabt.

„Was, was?"

Eine Wallfahrt, eine weite, mühselige Wallfahrt! Noch dazu auf bloßen Füßen. Er sollte ihre Füße sehen. Sie waren noch heute geschwollen und blutrünstig ... Zwei Wachskerzen hatte sie der Madonna gebracht,

recht hohe und dicke! Das Geld für die Kerzen hatte sie sich erbettelt. Sie hatte es leicht bekommen — da ihr die Leute immer gleich gaben, d. h.: die Männer! Sie brauchte einen Mann nur anzusehen, und gleich gab er ihr. Sie wußte selbst nicht, warum . . . Auf den Knieen war sie die hohe, steile Steintreppe zur Madonna von der heiligen Hilfe hinaufgerutscht. Jede Stufe der hohen Treppe hatte sie geküßt. Sie war davon im ganzen Gesichte blutig gewesen.

„Weshalb thatest du die Wallfahrt?"

Das durfte sie nicht sagen — heute noch nicht. Sie mußte ein Gelöbnis erfüllen. Aber jetzt — jetzt hatte die Madonna die zwei Wachskerzen von ihr bekommen; jetzt mußte die Madonna ihr dafür dasjenige geben, um was sie sie gebeten hatte. Erst nachher brauchte sie das übrige, was sie der Madonna gelobt hatte: ein silbernes Herz und ein neues seidenes Gewand der Himmelskönigin darbringen. Dafür konnte diese ihr recht gut beistehen.

„Worin?"

Er würde es schon erfahren — da die Madonna ihr gewiß beistehen würde.

„Und als du die Wallfahrt gethan hattest?"

Dann suchte sie die Leute auf, die, wie sie wußte, zum Frühjahr wieder nach Deutschland und nach Wildau gingen.

„Sagte dir denn niemand, daß ich bei ihnen war, um mich nach dir zu erkundigen?"

Freilich sagten sie es ihr. Sie lachten, als sie es ihr sagten.

„Sie lachten, weil ich dich voll Todesangst suchte? . . . Weswegen meldete mir keiner von ihnen, daß sie von dir wußten? Sie versprachen es mir ja doch."

Weswegen erst melden? Sie kam ja doch mit den Leuten; sie war ja doch da.

„Jetzt bist du da! Jetzt bist du da! Und du kamst, um mich wieder zu sehen?"

Ja, darum kam sie! Nur darum.

„Und jetzt bleibst du bei mir?"

Jetzt nicht — noch nicht. Später.

„Wann?"

Das würde er sehen. Sie kam zu ihm und sie blieb bei ihm, wenn erst — Aber das würde er schon sehen! Vielleicht bald.

„Inzwischen willst du bei diesen Leuten bleiben?"

Das wollte sie freilich.

„Am Bau der neuen Straße willst du arbeiten? Wieder Steine tragen, Lasten schleppen?!"

Das wollte sie freilich.

„Unmöglich! Das darfst du nicht!"

Aber wie er sie auch bat, wie er auch in sie drang: sie wollte durchaus im Lager bleiben, wollte durchaus Steine tragen und Lasten schleppen, bis — es Zeit war.

Von diesem Entschluß war sie nicht abzubringen.

XXXII.

Bereits denselben Morgen hieß es in Wildau: „Wißt ihr schon? Die Domenika ist auch wieder da! Das braune böse Ding, welches den Doktor verhext hat. Er ist auch bereits hinausgelaufen und soll vor Freuden ganz unsinnig sein. Um den ganz unsinnig zu machen, dafür brauchte es freilich nicht mehr viel. Jetzt wird's etwas geben; jetzt paßt auf; jetzt geschieht ein Unglück bei uns."

Dann erfuhr es auch Frau Crescenz: „Die Domenika ist wieder da!"

Sie wurde totenbleich, sagte kein Wort, ging in ihr Zimmer, wo sie auf einen Stuhl sank. Sie wollte glücklich sein, wollte Gott danken, weil sie das Mädchen nicht in den Tod getrieben hatte, weil es am Leben geblieben war. Aber das Gebet stockte auf ihren Lippen und wollte auch nicht stumm aus dem Herzen dringen. Es war schlimm gewesen, als sie und ihr Mann die Fremde für tot hielten; es hätte, wie sie glaubte, schlimmer gar nicht sein können, und jetzt war es doch noch schlimmer geworden; denn jetzt gab es für ihren Mann keine Hilfe mehr.

Was würde er jetzt thun, nun sie lebte, nun sie wieder da war? Was sollte sie, seine Frau, jetzt thun?

Von ihrem Manne sich trennen, wie sie es schon einmal im Sinne gehabt, nach Rom gehen, den heiligen Vater um einen Dispens bitten, auf ihren Knieen, mit aufgehobenen Händen?

Nein, nein, nein! Ihre Pflicht war, bei ihrem Manne zu bleiben. Gerade jetzt war das ihre Pflicht.

Aber trotz allem, was Frau Crescenz in den letzten Jahren und seit dem Verschwinden des Mädchens gelitten hatte — und es war fast mehr gewesen, als selbst sie tragen konnte — trotz ihres beständigen inbrünstigen Gebetes, daß das Mädchen am

Leben geblieben sein möchte, ihres heißen Wunsches, ihren Mann von dem Jammer einer solchen Ehe befreit zu sehen, rief ihr jetzt immer wieder eine innere Stimme zu: ‚Jetzt wird es noch schlimmer, als es war; jetzt ist dein Mann ohne Rettung verloren — wenn du nicht bei ihm bleibst.‘

An sich selbst dachte sie auch jetzt nicht. Das hatte sie allerdings niemals gethan.

— — — — — — — — —

„Sie ist wieder da!“

Mit diesen vier Worten teilte Alkibiades seiner Frau dies große Ereignis mit. Frau Crescenz antwortete: „Ich weiß es bereits. Was wünschest du, daß ich thun soll?“

Alkibiades sagte: „Wir müssen es wohl noch eine Weile miteinander ertragen.“

„Wie du willst.“

Mehr wurde darüber von den beiden Ehegatten nicht gesprochen.

Also lebten sie weiter nebeneinander dahin.

— — — — — — — — —

Alkibiades begann ein besserer Arzt zu werden, seitdem er ein weniger unglücklicher Mensch war. Schon in aller Frühe war er jetzt wieder auf dem Weg nach seinen Patienten, von denen er wieder häufig erst spät am Abend zurückkehrte. Er fand dann in seinem Hause jedesmal dasselbe tiefe Schweigen, dieselbe stille Sorgsamkeit, die ihm galt und für die er keinen Blick hatte. Längst schlief und wohnte er in seinem Arbeitszimmer, wo für ihn auch der Tisch gedeckt ward.

Wenn er seine einsame späte Mahlzeit einnahm, ging bisweilen leise die Thür auf, Frau Crescenz trat ein, brachte eine Arbeit mit und setzte sich zu ihm an den Tisch. Sie sprachen zusammen. Sie war so freundlich und gelassen wie immer; er — nicht unfreundlich, nicht abweisend.

Sie fragte ihn wieder nach seinen Patienten, und er erzählte ihr wieder davon. Oft, wenn er einen seiner schweren Kranken besuchte, hörte er, daß seine Frau dagewesen war. Die Leute sprachen noch immer von der Frau Doktorin wie von einem Engel. Aber die wenigsten thaten es mehr vor ihrem Manne; die meisten schenten sich, in des Doktors Gegenwart von den stillen Wohlthaten seiner engelsguten Frau zu reden. Er sah die Lente, die es trotzdem nicht unterlassen konnten, so sonderbar an. Das nächste Mal schwiegen sie dann.

Mit Domenika war es beinahe das Gleiche wie vor einem Jahre: er sah sie nur aus der Ferne. Sie hatte ihn nicht gebeten, sie zu meiden; sie hatte ihm einfach erklärt, daß sie ihn nicht sehen und sprechen wollte: nicht jetzt! Die Zeit würde schon kommen, wo alles anders sein würde, und auf diese Zeit müßten sie warten.

Alkibiades wußte nicht, worauf er warten sollte, er stand jedoch so vollkommen unter dem Banne seiner Leidenschaft, daß er wartete, daß er sich begnügte, sie jeden Tag aus der Ferne zu sehen und im übrigen zu Hause an der Seite seiner Frau so dahin lebte.

— — — — — — — — —

In einer erregten Stimmung — Domenika hatte ihm von ferne zugelächelt und mit einer leidenschaftlichen Gebärde auf das goldene Kreuz an ihrem Halse gedeutet — in einer eigentümlichen Anwandlung von Weichheit machte Alkibiades seiner Frau den Vorschlag, mit ihm eine Bergwanderung zu unternehmen. Wohin, war ihm gleich; nur sollten sie nicht zaudern, sondern das schöne Wetter benutzen und sofort am nächsten Morgen aufbrechen.

Frau Crescenz sah ihren Mann mit großen Augen an. Sie wollte ihm antworten: sie ginge nicht; sagte jedoch, ihr wäre es recht. Als er sie dann nochmals fragte, wohin sie gehen möchte, nannte sie die Partie über den Blaueisgletscher, die sie mit ihrem Manne am Morgen nach der Hochzeit gemacht hatte.

Die Erinnerung an jenen Tag erregte sie dermaßen, daß sie bald rot, bald blaß ward, und ihr, der niemals Weinenden, Thränen in die Augen traten. Seit ihrer Kinderzeit hatte sie nicht geweint.

Alkibiades schien jenes Tages und Ausflugs ohne jede Befangenheit zu gedenken. Er sprach mit großer Gelassenheit davon, erinnerte sich des Aufstiegs auf das genaueste und schickte sogleich die Dienerin nach dem Manne, welcher sie damals geführt hatte.

Die Magd kam nach einer Weile zurück und meldete: „Der Mann wäre auf seiner Alp, wo er bis Sonntag bliebe. Ob sie um einen anderen Führer gehen sollte?“

Nein! Alkibiades hatte die Tour zu gut im Gedächtnis. Für jemand, der sie schon einmal gemacht, war sie vollkommen

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Fidus.

gefahrlos. Überdies galten die Schnee- und Witterungsverhältnisse dieses Jahr als ungewöhnlich günstig.

Also beschlossen sie, sich vorzüglich auszurüsten und die Partie ohne Führer zu unternehmen. Beide waren ausgezeichnete Bergsteiger, und jeder erklärte, ohne Führer lieber zu gehen als mit einem solchen. Anseilen war nur an einigen Stellen auf dem Gletscher selbst nötig.

Im Morgengrauen brachen sie auf, beide in einer Stimmung, wie seit Jahren nicht. Es war, als ob beide vergessen wollten. Alles, was sie gelitten hatten, was sie noch leiden würden, vergessen! Alkibiades dachte immerfort an Domenika, an ihren Blick, an ihr Lächeln und wie sie auf sein Kreuz gedeutet hatte; Frau Crescenz fühlte nichts anderes, als daß sie diese Stunde festhalten mußte, wie wenn sie die letzte ihres Lebens

wäre. Und ihre letzte Lebensstunde sollte glücklich sein!

Der Tag wurde so herrlich, wie der Morgen versprochen hatte. Als das letzte Stück Bergwald hinter ihnen lag, schritten sie über Fluren, die goldig waren von der schönen Blume der Arnikapflanze. Mühsam war es dann, durch die Felder der Alpenrosen einen Pfad zu bahnen. Sie standen in voller Blüte und verwandelten weite Flächen des Felsenlandes in ein einziges Gartengefilde. Auch damals hatten die Alpenrosen geblüht!

Unmittelbar aus den Gluten der Blumenmassen stieg der Gletscher auf: ein bald tiefblauer, bald lichtgrüner gewaltiger Eisstrom mit haushohen Wogen, die erstarrt zu sein schienen, als gerade eine wütende Windsbraut sie peitschte. Abgrund neben Abgrund und alle Tiefen von einem unirdischen Glanze erfüllt.

O du wunder-, wunderschöne Welt, heilige Mutter Erde! Auf dir atmen und deine Mysterien schauen zu dürfen, das allein sollte dem Menschen Glückes genug sein. Wie herrlich, o wie herrlich war es doch, leben zu können — dachte Frau Crescenz.

XXXIII.

Sie hatten sich angeseilt.

Alkibiades ging voraus, die Steigeisen an den Füßen, den Bergstock in der einen, das Eisbeil in der anderen Hand. Er schlug Stufen in die Wände, die stellenweise so steil waren, daß sie wie auf einer Leiter hinanklimmten.

Frau Crescenz war ausgerüstet wie ihr Mann. Bisweilen rief dieser ihr zu, für sich eine Stufe tiefer in die Eismauer zu hauen.

Der Aufstieg der beiden war von herrlicher Schönheit. Rasteten sie einmal für Augenblicke an geeigneter Stelle, so war es ihnen, als schwebten sie zwischen Himmel und Erde. Die Tiefe füllte der goldige Dunst eines strahlenden Sommermittags; über ihnen spannte sich ein azurblauer Äther, zu welchem die Schneegipfel aufstiegen in leuchtender Klarheit wie der Gedanke der Gottheit; zu ihren Füßen lag ein eisiges Chaos. Zinken und Zacken, Spitzen und Schroffen, hundertfach durchfurcht und zerrissen; anseinander geborsten der gewaltige Leib des Gletschers zu strahlenden Schlünden, in eine indigo-blaue Unterwelt niederführend.

Jetzt erreichten sie die Stelle, welche sie als ihr Ziel bestimmt hatten. Sie war wie der funkelnde Thron des Alpenkönigs, der hier herrschte, von seinen in Mänteln ewigen Eises gehüllten Vasallen umgeben.

Ein weites Schneefeld führte von der Stelle, wo sie standen, in nicht allzu jäher Senkung hernieder. Silberweiß dehnte es sich unter ihnen, eine glatte, glänzende Bahn. Die steilste Strecke gedachten sie mit großer Vorsicht hinabzusteigen, dabei angeseilt bleibend; war dieses nicht gefahrlose Stück glücklich überwunden, so wollten sie sich frei machen, anstatt der Steigeisen die Schneeschuhe anlegen und dann, auf den Bergstock gestützt, mit diesem steuernd sausend hinabgleiten.

Alkibiades erspähte in dem lichten Dunst einen dunklen Punkt: die Waldwiese, auf welcher die Italiener ihr Lager hatten. Eine heiße Sehnsucht nach der fernen Geliebten stieg in ihm auf. Wann würde sie die Seine werden; wann würde die Zeit, die sie meinte, kommen; wann würde er frei sein?

Frei!

Gefesselt war er, wie mit einem Stricke, mit einer Kette an die ungeliebte Gefährtin gebunden. Und keine Macht, welche lösen konnte?

Nein, keine Macht! Ungelöst von der einen, mußte er die andere mit Gewalt an sich reißen, wenn — die Zeit des Wartens und Ausharrens zu lange dauern sollte.

‚Frei sein, frei sein, frei! Die Fessel zerreißen, durchhauen . . .‘

Er hatte keinen anderen Gedanken.

— — — — — — — — —

Frau Crescenz stand auf der eisigen Klippe und schaute in die Sonne, als wäre sie der Erde und ihrem Dunst auch in der Seele hoch entrückt, aus der Tiefe auf eine himmlische Höhe gehoben. Sie gedachte des Tages, an dem sie zum erstenmal inmitten dieser furchtbaren Herrlichkeit stand, neben dem Manne, den sie liebte, dem sie sich angelobt hatte, dem ein getrenes Weib zu sein sie vor dem Altar geschworen. Wo war das Glück, welches sie für ihn am liebsten vom Himmel herabgeholt hätte? Wo war es? . . . Dort, wo sie nicht war!

Sie stand und schaute in die Sonne,

bis ihre Augen wie geblendet waren, bis eine flimmernde Nacht vor ihren Blicken emporwirbelte.

Alkibiades begann jetzt den Abstieg.

— — — — — — — — —

Sie war ausgeglitten, niedergesunken und unter der Wucht ihres Falles war eine Schneekruste gebrochen, die einen Spalt im Gletscher bedeckte. Lautlos war sie in die Tiefe gestürzt.

Das Unglück ging so schnell vor sich, daß sie keinen Laut thun konnte, daß Alkibiades ihr Verschwinden nur daran merkte, daß das Seil plötzlich heftig angezogen wurde und ihn nach der Stelle riß, wo sie verschwunden war, wo sich plötzlich ein Abgrund geöffnet hatte, ein Grab.

Dahin konnte er kommen!

Als das Seil plötzlich sich so eng um seinen Leib zusammenzog, daß er auf einmal nicht mehr zu atmen vermochte, daß der scharfe Strick ihm den Leib einschnürte, als würde ihm mit einem Messer ins Fleisch geschnitten — *dahin konnte er kommen*, daß er nach seinem Beile griff, um das Seil zu durchhauen, von der erwürgenden Fessel sich zu befreien. Zugleich blitzschnell eine Reihenfolge furchtbarer Gedanken:

‚Wenn du das Seil *nicht* durchhaust, so stirbst du mit ihr! Zerschneide also das Seil! Denn du willst nicht mit ihr sterben. Zerhaue das Seil! Du willst am Leben bleiben. Zerhaue das Seil! Dann bist du frei, frei, frei. Zerhaue das Seil! Dann ist Domenika dein. Zerhaue, zerhaue das Seil!‘

In einem Augenblick alle diese Gedanken ... Während das Seil wie eine Schlinge sich enger und enger um ihn zog, während er unaufhaltsam dem Abgrunde zugerissen ward, dem offenen Grabe, darin sie lautlos versunken war, an dessen Rand er jetzt anlangte, in dessen Tiefe er jetzt stürzte.

Nein — er wollte nicht hinab! Er wollte nicht mit der ungeliebten Frau sterben; er wollte mit dem geliebten Mädchen leben, von der anderen befreit, leben im Sonnenlicht: *er wollte das Seil durchhauen!*

Da wurde es durchhauen: drunten in der Tiefe, von einer anderen Hand, gerade in dem Augenblick, als er sein Beil bereits erhoben hatte, als er bereits zuhauen wollte.

Am Rande *ihres* Grabes lag er, lebend, gerettet, befreit durch ihre Heldenthat, ihren Liebestod.

Und *er* hatte das Seil durchhauen wollen, um am Leben zu bleiben ...

— — — — — — — — —

Er lag am Rande des Gletscherspalts. Weit darüber gebeugt, starrte er hinab in eine strahlende Tiefe, die in schwarze Nacht sich verlor. Er rief ihren Namen hinunter und horchte, ob sie ihm antworten würde? Er wußte, es müßte ein Wunder geschehen, wenn auf seinen Ruf eine Antwort kommen sollte. Es geschahen aber immer noch Wunder! Ein Wunder war soeben geschehen, als er die Hand mit dem Seil bereits erhoben hatte, als er bereits zuhauen wollte; da war ein Wunder geschehen. Oder vielleicht nicht? Vielleicht war das Seil gerissen? ... Es würde gewiß gerissen sein, oder an einer scharfen Kante zerschnitten.

Nein! Er wußte, daß sie das Seil durchhauen hatte. Er wußte es so genau, als wenn er es gesehen, als wenn sie ihm zugerufen hätte: ‚Ich durchhaue das Seil und sterbe im Dunkeln, damit du leben sollst im Sonnenschein!‘

Immer wieder schrie er ihren Namen hinab; immer wieder lauschte er auf Antwort; immer wieder wartete er, daß sich ein zweites Wunder begeben sollte und er in der Tiefe ihre Stimme vernehme.

Aber kein Ton, kein Laut in dem Grabesschweigen! Nur ein Bergfink pfiff in den leuchtenden Lüften sein Lied.

„Du mußt dennoch versuchen, ob sie noch gerettet werden kann.“

Am Rande des Abgrundes sagte er es laut zu sich selbst und wurde von dem Ton seiner eignen Stimme von Entsetzen gepackt. Sie klang auch so schaurig, diese laute Menschenstimme, inmitten des ungeheuren Schweigens.

Er wußte, daß sie nicht mehr zu retten war; er wußte, daß sie zerschmettert in der eisigen Kluft lag, wußte es so genau, als befände er sich neben ihr und sähe ihr starres, fahles Totengesicht.

Trotzdem raffte er sich jetzt auf, um hinunter zu steigen und Hilfe zu holen: Rettung, für sie, die sich aus diesem Leben, in dem ein Mensch *dahin* kommen konnte, klugerweise gerettet hatte. Sie hatte ihre große Liebesthat für ihn schließlich doch wohl nur für sich selber gethan?

Ja, ja — so hing es zusammen! Sie durchhieb das Seil, um sich selbst von der Fessel des Lebens zu erlösen, um selbst von aller Qual frei zu sein.

Gott sei Dank, daß sie es darum vollbracht hatte, auf den Knieen Gott Dank dafür! Dann brauchte er ihr doch nicht zu danken, daß sie es für ihn gethan hatte. Sein Dank wäre für ihn so tödlich gewesen, wie das Seil, welches bei ihrem Absturz um ihn sich zusammenzog; gerade so würgend, wie ihr Leben für ihn geworden war.

Lieber, als seine Freiheit ihrer That danken zu müssen, würde er, anstatt jetzt befreit von ihr zu leben, in das Grab zu seinen Füßen ihr sich nachwerfen. Ihr sein Leben danken zu müssen, wäre für ihn schlimmer gewesen, als sein Tod; denn seine Dankbarkeit gegen die Tote hätte ihn auf ewig von dem Wesen getrennt, für welches er fortan leben wollte.

Aber — *sie starb für sich selbst!* Erst diese feste Überzeugung gab ihm in Wahrheit das Leben wieder.

— — — — — — — — — — —

Er wollte hinunter.

Die Steigeisen band er los, warf sie von sich. Er legte die Schneeschuhe an, stieß den Bergstock in den festen, glatten Firnschnee, und mit Windeseile ging es hinab.

Sie, die jetzt so still und regungslos im Abgrunde lag, hatte sich darauf gefreut, neben ihm in der Tiefe wieder zu sausen. Das konnte sie nun nicht mehr.

Während er pfeilschnell hinabglitt, heftete sich sein Auge unwillkürlich auf den dunklen Flecken im Thal, auf die Waldwiese. Heute noch würde sie hören, daß die Zeit des Wartens vorüber, daß die Erfüllung sich näherte, daß ihm die Freiheit geschenkt worden war.

Da nahm das Schneefeld ein Ende. Jetzt warf er die Schuhe von sich, faßte den langen Stecken fest mit beiden Händen, schwang sich über Gestein und Geröll in gewaltigen Sätzen.

Hilfe mußte er holen, Rettung mußte er bringen! Zugleich fühlte er sich voll solcher Jugendkraft, solcher Lebensmacht.

Auf einmal blieb er stehen, als wäre er mit beiden Füßen am Boden gefesselt ... Wenn man sie fand, tot, zerschmettert im Gletscherspalt; wenn man das durchhauene Seil sah; wenn man ihn lebend erblickte — jedermann wußte, wie es mit ihm und ihr stand, was ihr Tod für ihn bedeutete: die Freiheit, das Glück! Er würde für ihren Mörder gelten; man würde glauben, er hätte das Seil durchhauen; man würde ihn anklagen —

Wollte er das Seil nicht durchhauen, *wollte* er sie nicht morden? Mußte man ihn nicht verklagen, vor Gericht schleppen, ihn schuldig sprechen?!

Und wenn es die anderen unterließen, mußte er dann nicht sich selbst anzeigen als des Todschlages schuldig — *da er das Seil ja doch durchhauen wollte!*

Er ermannte sich, schüttelte das Grausen von sich, nahm alle Kraft zusammen und eilte weiter, um Hilfe zu holen, Hilfe für eine Tote.

In einer fast unmöglich kurzen Zeit erreichte er das Thal. Die ersten Menschen, denen er begegnete, wollte er anrufen, wollte er zur Hilfeleistung auffordern. Aber als er sah, wer diese ersten waren, versagte ihm die Sprache.

Es waren Gendarmen, die zwischen sich einen Gefesselten führten, einen Mann. Alkibiades erkannte ihn kaum wieder. Das Gesicht aschfahl, die Augen wie aus ihren Höhlen hervortretend, die Kleider zerfetzt und mit Blut bespritzt — mit Blut bespritzt der ganze Mensch.

Alkibiades rang nach Worten.

Keuchend stieß er hervor: „Was that dieser Mann? Weswegen führt ihr ihn gefesselt fort? Laßt ihn los! Ich kenne ihn! Es ist ja der Hochbauer!“

„Er hat sein Weib erschlagen.“

„Erschlagen?“

„Heute früh mit der Axt. Seine eignen Kinder haben ihn angezeigt.“

„Er hat sein Weib mit der Axt erschlagen!“

Er wollte hinzufügen: ‚Das wollte ich ja auch thun. Ihr müßt auch mich gefesselt fortführen!‘ Aber er brach neben dem gefangenen Mörder bewußtlos zusammen.

XXXIV.

Erst am nächsten Tage gelang es, den Leichnam der Abgestürzten zu bergen. Ein Mann wurde am Seile in den Spalt hinabgelassen. Alkibiades stand unter den ande-

ren droben im warmen Sonnenlicht und wartete, wartete ...

Nicht er war's, der dann in die blaue, eiſige Tiefe herabrief: „Lebt ſie noch?“

Dumpf ſchallte es hinauf: „Tot!“

Dann wartete er wiederum mit den anderen, um ihren toten zerſchmetterten Körper aus dem glanzvollen Abgrund aufſteigen zu ſehen; und während er wartete, fühlte er fort und fort, wie warm die Sonne ſchien, wie herrlich der Tag leuchtete.

„Auf! Zieht an! Auf!“

Da ſtieg Frau Crescenz aus ihrem Grabe noch einmal in den Glanz des Tages empor.

— — — — — — — — —

Die Männer, die mit Alkibiades hinaufgeſtiegen waren, breiteten ſogleich eine Decke über ſie aus und legten ſie auf die Bahre, die ſie, ehe ſie die eiſige Höhe erreichten, aus den Zweigen der letzten Latſchen hergeſtellt hatten. Nur das Seil zeigten ſie ihm. Es mußte mit einem einzigen ſtarken Schlage durchhauen worden ſein; denn es war wie von einem ſcharfen Meſſer zerſchnitten.

Ihre Hand war ſtark geweſen, als ſie für ihren Gatten die letzte Liebesthat vollbrachte.

Sie trugen ſie auf der Bahre hinunter. Alkibiades wollte mittragen. Aber plötzlich ließ er ſeine Hände von der Stange los, daß die Bahre mit der Toten faſt hingeſtürzt wäre. Die Laſt ihres Leichnams war zu ſchwer für ihn.

Er ging hinterdrein, wollte nicht denken, wollte gedankenlos, dumpf und ſtumpf, hinter ihrem Leichnam herſchreiten. Aber eine Gewalt zwang ihn fort und fort den einen Gedanken zu haben, immer ein- und denſelben:

‚Der Hochbauer hat ſein Weib mit der Axt erſchlagen! Sein zweites Weib, welches er nahm, nachdem ſeine erſte Frau deswegen geſtorben war. Und jetzt hat der Mann mit der Axt das Weib erſchlagen, um deſſentwillen die erſte aus dem Leben geſchieden ... Die erſte ſoll eine brave Frau geweſen ſein, eine brave Frau! ... Wirſt du dein zweites Weib auch einmal mit der Axt erſchlagen, nachdem du um ſeinetwillen nahe daran warſt an der erſten einen Mord zu begehen? ... Und die erſte war eine brave Frau, eine brave Frau ...‘

In den Lüften ſang wieder der Bergfink. Die Alpenroſen blühten, die gelben Arnikablumen legten einen Goldſchein über die Wieſe, ein Duft von Kräutern ſtieg vom Boden auf, als wäre die Welt hier oben eine Weihrauchſchale.

Und wie die Sonne ſchien! Es war, als wenn der Tag, an dem ſie Frau Crescenz hinabtrugen, immer leuchtender würde.

Dann kamen dem traurigen Zuge aus dem Thale Leute entgegen. An ihrer Spitze ging der alte Pfarrer. Höher hinauf konnte er nicht. Aber ſo hoch er konnte, wollte er ſeinem Cenzl entgegen, ſeinem braven Cenzl. Denn brav war ſie im Leben geweſen; und ſie war's gewiß auch im Sterben noch.

Wie viele Leute aus dem Thale Frau Crescenz entgegenkamen! Lautlos kamen ſie heran. Als ſie die Bahre ſahen, als ſie das Zeichen erkannten, welches die Träger ihnen machten, da war's wie ein tiefes Aufſchluchzen aller derer, die Frau Crescenz entgegenkamen.

Alkibiades hatte gar nicht gewußt, daß die Leute ſeine Frau ſo geliebt hatten. Sie mußte doch eine ſehr gute Frau geweſen ſein, eine ſehr gute Frau ...

Am Saume des Hochwaldes ſtellten die Träger die Bahre nieder. Der geiſtliche Herr trat hinzu und ſprach ein Gebet für die arme, jäh in den Tod gegangene Seele. Seine Stimme zitterte, und er fühlte, daß er ein alter Mann war, ein recht alter Mann.

In den Wipfeln der Tannen rauſchte es und der Fink pfiff noch immer ſein Lied.

Es klang ſo luſtig.

— — — — — — — — — —

Auch das war vorüber.

Sie hatten Frau Crescenz auf ihr Bett gelegt und mit einem weißen Tuche zugedeckt. Ihre Hände hatten ſie gefaltet und das Sträußlein Alpenroſen hineingeſteckt, welches ſie ſelbſt noch droben gepflückt hatte. Die Blumen waren ſo friſch, als wären ſie eben erſt gebrochen worden.

Alkibiades hatte alle aus dem Zimmer geſchickt, darin die ſtille Frau lag; er hatte auch die Thüre verſchloſſen und hielt jetzt allein die Totenwache.

Es ward dunkel.

Zu Häupten der Leiche brannten zwei Kerzen und durch das weitgeöffnete Fenſter drang die ſternenhelle Sommernacht ins Totengemach.

Es würde eine ebenso schöne Nacht werden, wie der Tag herrlich gewesen war, eine rechte Hochsommernacht.

Er hatte noch nicht die Kraft gehabt, noch nicht den Mut besessen, seiner toten Frau ins Gesicht zu sehen. Als sie noch lebte, hatte er es seit einem Jahre auch nur gethan, indem er sich gewaltsam dazu zwang. Er hatte sich ihr gegenüber immer rein und schuldlos gefühlt; aber ins Gesicht konnte er ihr trotzdem nicht recht sehen. Sie hatte gar so gute Augen!

Nun waren diese geschlossen; nun konnte er es wagen, ihr in die geschlossenen Augen zu sehen.

Sie würden doch wohl geschlossen sein?

Ja! Sie waren zugedrückt, so fest zugedrückt, als wäre eine Hand von Blei darauf niedergesunken. Keine Gewalt würde die geschlossenen Augen je wieder zu öffnen vermögen.

Aber — was war das? Was geschah ihm?

War diese Tote denn seine Frau? ... Die Gestorbene mit diesem Gesichte sollte seine Frau gewesen sein? Mit *diesem* Gesicht!

Seine Frau war häßlich gewesen, in jedem Zuge häßlich. Nur die Augen hätte man vielleicht schön nennen können — weil es gar so klare, reine und gute Augen waren. Aber jetzt hatte sie ja doch die Augen fest geschlossen.

Oft, wie oft hatte Alkibiades seinen Blick von ihrem Gesicht rasch abwenden müssen, weil es ein gar so häßliches Gesicht war; weil er diese Häßlichkeit zu tief empfand; weil er zu leidenschaftlich sich sehnte, ein schönes Menschenantlitz zu schauen.

Jetzt stand er und konnte seine Augen von dem Gesicht seiner Frau nicht abwenden, weil es — ein gar zu schönes Totenantlitz war.

— — — — — — — — — — — —

So oft er sich auch von dem Anblick losriß und fortging, er mußte immer wieder zu dem Lager der Toten zurückkehren. Immer wieder mußte er bei ihr stehen und ihr unverwandt ins Gesicht schauen, staunend, die Wandlung nicht fassend, an ein Wunder glaubend.

Wie konnte ein im Leben so häßlicher Mensch im Tode so schön sein?

Eine Feierlichkeit lag auf dem marmorweißen Antlitz, eine Erhabenheit, eine Verklärung, die bereits von jener Welt war. Als hätte die scheidende Seele dieser Toten noch auf ihrem Antlitz verweilt und hätte einen Hauch ihrer Unsterblichkeit darauf zurückgelassen. Und die Seele war schön gewesen, die holdseligste, süßeste, heiligste Frauenseele.

Da erkannte es Alkibiades! An ihrem Totenbette erkannte er die *himmlische Schönheit der Seele der Frau*, die ihn bis zu ihrem letzten Augenblicke geliebt hatte — trotz allem und allem.

Er hatte sie nicht geliebt, nicht lieben können, weil er beständig nur ihre äußere Unschönheit gesehen, an ihr nichts anderes zu sehen vermochte. Er war ihr treulos geworden, weil er die Schönheit, die sie nicht besaß und die für ihn eine Gottheit war, bei einem anderen jungen Weibe gefunden. Sie schien nur deswegen gestorben zu sein, um ihre Schönheit, von der sie selber nichts wußte, ihrem Mann durch ihren Tod offenbar werden zu lassen. Und jetzt — Gnade ihm Gott! — jetzt erkannte er sie.

In ihm schrie es auf: „Psyche!“

Es war ein Sterbeschrei seines ganzen inneren Menschen.

XXXV.

Sie war am Abend ungesehen ins Haus geschlüpft, war unbemerkt an dem Gemach, darin die Tote aufgebahrt lag, vorübergeschlichen und in des Doktors Arbeitszimmer getreten.

Hier fand er sie in der Nacht, als er endlich in sein Zimmer floh, weil er den Anblick des wunderschönen Angesichts seines gestorbenen Weibes nicht länger zu ertragen vermochte.

Sie kauerte auf einem niedrigen Polsterstuhl, unter der Säule, darauf der Torso der neapolitanischen Psyche stand. Der Schein der Lampe — die Dienerin hatte sie wie jeden Abend angesteckt und an ihren gewöhnlichen Platz auf den Schreibtisch gestellt — der blasse Lichtschimmer fiel gerade auf ihr Gesicht, voll die reizenden jungen Züge beleuchtend.

Sie fürchtete sich vor der Toten im Hause, wagte nicht sich von ihrem Platz zu rühren, saß in zitternder Angst und wartete auf ihn.

Endlich kam er!

Er sah sie unter dem Psychenbild kauern,

blieb stehen und blickte zu ihr hinüber. Da er gewiß von der Toten kam, so scheute sie sich vor ihm, verharrte daher, wo sie war, hob nur ihr Gesicht zu ihm auf.

Da sie nichts sagte, so mußte er endlich reden: „Meine Frau ist tot.“

Er sprach so leise, als ob die Tote ihn hören könnte . . . Da sie auch jetzt noch stumm blieb, so wiederholte er:

„Meine Frau ist tot. Du wirst es wohl wissen.“

War es möglich, daß er so zu ihr sprechen konnte? So gelassen, so vollkommen leidenschaftslos, mit solcher erloschenen Stimme, solchem toten Etwas in seiner Seele, welches nicht einmal durch sie wieder zum Leben gebracht wurde.

Jetzt stand sie auf und näherte sich ihm langsam. Er mußte sich zwingen, vor ihr nicht zurückzuweichen. Und wiederum dachte er: ‚Ist es denn nur möglich?‘

Es war, als stünde zwischen ihr und ihm die Gestorbene, welche doch langausgestreckt unbeweglich auf ihrem letzten Lager ruhte, die von ihr gepflückten blühenden Alpenrosen in den gefalteten, blassen Händen, die Augen geschlossen und auf dem kalten Gesicht den Glanz ihrer unsterblichen Seele.

Endlich sprach auch Domenika:

„Nun ja! Sie ist tot. Ich weiß, daß sie tot ist. Ich wußte, daß sie sterben würde.“

„Das wußtest du?“

„Sterben mußte sie ja doch.“

„Damit wir glücklich sein sollten?“

„Freilich! Damit ich deine Frau werden könnte.“

„Ja, darum starb sie. Aber, daß du es gewußt hast? Und daß sie sterben mußte, wie du doch sagtest.“

„Die Madonna ließ sie sterben.“

„Ach nein, Domenika! Ihre Liebe ließ sie sterben.“

Das verstand die Sabinerin nicht. Sie behauptete hartnäckig:

„Die Madonna ließ sie sterben — mußte sie sterben lassen.“

„Aber Kind!“

„Ich habe ja doch der Madonna darum die beiden Wachskerzen geopfert.“

„Darum?“

„Als ich zu ihr die Wallfahrt that. Den ganzen weiten Weg auf bloßen Füßen. Es that weh.“

Alkibiades wiederholte mechanisch:

„Darum?“

„Darum gelobte ich das silberne Herz und das seidene Kleid. Also mußte die Madonna sie erst sterben lassen. Das Herz und das Kleid muß ich der Madonna jetzt geben. Es kann ein ganz kleines Herz sein, und das Kleid braucht ja nicht aus Seide gemacht zu werden.“

Sie lachte in sich hinein, leise, ganz leise. Aber sie hatte doch gelacht.

Sie gewahrte nicht die Veränderung, die mit ihm vorging; sah nicht, wie seine Züge sich verzerrten, wie seine Augen einen Blick annahmen, als schaute er etwas, das ihn entgeisterte, etwas Furchtbares, Gräßliches, Grausiges, das den, der es erblickt, um seinen Verstand bringt. Sie sah nicht, wie ein Schauer seinen Leib durchlief, wie seine Hände sich ballten, auf seine Lippen ein Blutstropfen trat.

Sie triumphierte weiter:

„Sterben mußte sie! Und hätte ich auch keine Wallfahrt gethan, der Madonna keine Wachskerzen geopfert, ihr kein Herz und kein Gewand gelobt — sterben mußte sie doch.“

Mit heiserer Stimme fragte er:

„Warum mußte sie doch sterben?“

„Weil ich ihr Bild durchstochen hatte. Ich stach sie mitten durch das Herz auf ihrem Bilde. Es dauerte lange, bis sie daran starb. Ich mußte lange darauf warten. Aber jetzt ist sie tot.“

„Ja. Jetzt ist sie tot.“

„Jetzt darfst du mich auch küssen.“ Sie eilte auf ihn zu, schlang beide Arme um hin, schmiegte sich an ihn, hob ihr Gesicht zu ihm auf, bot ihm ihren Mund dar.

Mit einer Bewegung machte er sich von ihr frei. Er schleuderte sie von sich, wie man ein häßliches Gewürm abschüttelt.

Plötzlich begriff sie. Alles begriff sie in einem Augenblick. Sie stand ihm feindselig gegenüber, starrte ihn böse an, lauernd, was er jetzt thun würde.

Vielleicht ermordete er sie? . . . Er würde sie sicher töten, wie sie die Frau getötet hatte.

Er führte keine Waffe bei sich; aber mit seiner mächtigen Hand hätte der lange Mensch sie wie mit einer Keule zu Boden schlagen, sie würgen können.

Sie erwartete, jeden Moment von ihm

niedergeschmettert zu werden und seine erdrosselnden Hände an ihrer Kehle zu fühlen. Aber sie schrie nicht um Hilfe. Sie fürchtete sich zu sehr vor der Toten, daß diese auf ihren Hilferuf herbeikommen und zusehen würde, wie er sie tötete. Lieber schrie sie nicht, lieber mochte er sie ermorden. Wenn er die Hand nach ihr ausstreckte, wollte sie ihm zurufen, wie abscheulich sie ihn fand; wollte sie ihm ins Gesicht lachen und dann von ihm sich töten lassen, ohne nur einen Seufzer zu thun.

„Warte!"

Er konnte das Wort kaum hervorstoßen; aber sie verstand ihn und rührte sich nicht. Jetzt kam Bewegung in ihn. Hart an ihr vorüber, ging er zu der Thüre, durch die sie gekommen war, schloß ab, nahm die Schlüssel zu sich. Darauf verließ er das Zimmer durch die andere Thür, die nach dem Raume führte, wo die Tote lag.

Gewiß holte er jetzt ein Pistol oder ein Dolchmesser. Wenn er zurückkam, würde er sie niederschießen, erstechen.

Sie ging zum Fenster, öffnete es, schaute hinaus ... Es war zu hoch! Sie fürchtete sich vor dem Sprung, der sie hätte retten können. Und sie fürchtete sich zu schreien, was die Tote gewiß geweckt hätte.

Langsam kam sie zurück, stand mitten im Zimmer, regte sich nicht, sah steif auf die Thüre, durch die er zurückkommen mußte, erwartete ihn jeden Augenblick mit der Mordwaffe wieder eintreten zu sehen.

Ihm ins Gesicht lachen würde sie doch! Das traf sein Herz so sicher und so mörderisch, wie seine Kugeln das ihre treffen würde.

Jetzt kam er. In der einen Hand hatte er einen Revolver, in der anderen ein Päckchen.

Domenika bereitete sich zum Sterben vor.

Die Psyche von Capua.

— — — — — — — — — — — —

Geld!

Er hatte ihr das Päckchen vor die Füße geworfen, und es enthielt Geld — Geld — Geld!

Und das Geld gab er ihr!

Wie eine Katze auf ihre Beute, so sprang sie darauf zu und riß es vom Boden auf.

Es war viel Geld!

Sie nahm es mit beiden Händen, preßte es gegen ihre Brust, wo an der Kette das kleine goldene Herz hing.

Er ließ sie am Leben, er gab ihr Geld, er schloß die Thür wieder auf.

Einen flammenden Blick voller Haß — nein, voller Verachtung! — warf sie noch auf ihn; dann, mit einem gellenden Hohnlachen, war sie bei der Thür und im nächsten Augenblick zum Zimmer hinaus.

— — — — — —

Alkibiades erhob den Revolver und zielte. Er zielte auf das süße Antlitz der neapolitanischen Psyche, welches das Licht der Lampe bestrahlte. Er drückte ab.

Zertrümmert sank das Götterbild von seiner Säule herab, ein Häuflein gelber, häßlicher Scherben.

Dann ging er in das Totengemach, trat zu der Leiche seiner Frau und sagte mit lauter, klarer Stimme:

„Crescenz, denke dir: sie nahm das Geld! Du im Tode Geliebte, vergib mir. Teueres Weib, ich darf dir nicht nachfolgen in deinen himmlischen Frieden; denn ich habe deinen Opfertod durch ein langes Leben voll guter Thaten zu sühnen. Heiliger Schatten meiner unsterblichen Toten, hilf mir dabei."

Also hattest du doch einen Tod, um den dein alter Freund dich selig preisen kann, braves Cenzl.

Eine Frage. Nach dem Gemälde von Hans Borchardt.
(Münchener Secession 1900.)

Die Weſtminſter-Abtei im XVII. Jahrhundert.

Von der engliſchen Freiheit und ihren Hütern.

Von

Edmund Schüler.

Mit einundzwanzig Abbildungen.

(Abdruck verboten.)

Es gibt in Deutſchland noch ſo manchen, dem engliſche Freiheit ein Begriff, engliſche öffentliche Zuſtände ein politiſches Ideal ſind. Nun erſt in England! Wie bald vernimmt man, als Fremder jenſeits des Kanals gelandet, daß man nun in „the land of the freedom“ ſei! Wie oft wird, wenn preiſend ihrer Länder Wert und Zahl Ausländer und Inländer beiſammen ſitzen, dieſer höchſte Trumpf dem unfreien Nichtengländer gegenüber ausgeſpielt. Politiker, Privatleute, Dichter, alle wetteifern in ſeiner Betonung. Wie gern ſingt man's nicht:

There's a land, a dear land, where the rights of the free,
Though firm as the earth, are as wide as the sea;
Where the primroses bloom and the nightingales sing,
And the honest poor man is as good as a king!

Ob die Primroſes, die Schlüſſelblumen, und die Nachtigallen ſpecifiſch engliſche Einrichtungen ſind, ſoll hier unerörtert bleiben. Aber der „ehrliche arme Mann“, der ſo gut iſt, wie ein König — und die meereswiten Rechte des freien Mannes, wie ſteht's mit ihnen? —

Es iſt im freien England volkstümliches Axiom der allgemeinen Bildung, daß dort der Abſolutismus, wie er noch im XVII. und XVIII. Jahrhundert den Kontinent beherrſcht habe, ſchon mit 1215 ein überwundener Standpunkt geweſen ſei. 1215 iſt das Jahr der Magna Charta. Das abſolute Königtum der erſten Normannen ſeit 1066 war ein gerechtes und feſtes Regiment geweſen. Aber die ſpäteren Herrſcher hatten nicht verſtanden, das Erbe Wilhelms des Eroberers und Heinrichs II. zu erhalten. Schon Richard Löwenherz wußte England, in dem er ſich faſt nie aufgehalten hat, nur im Intereſſe perſönlicher Neigungen zu brandſchatzen. Die Regierung Johanns, mit dem Morde des eigentlichen Thronfolgers beginnend, iſt eine Reihe grauſamſter Erpreſſungen

und willkürlicher Entsetzungen. Dabei gehen die französischen Erblande an Philipp II. ohne Schwertstreich verloren; als sich Philipp im Auftrage des Papstes anschickt, auch England zu erobern, gibt Johann sein Land an Innocenz, um es als dessen Lehen zurückzunehmen, so die Gefahr abzuwenden und sein Schreckensregiment nur um so wüster fortsetzen zu können. Kein König ist er, sondern ein Landesfeind; der gerechte Unmut und der geschlossene Widerstand des ganzen Volkes in der Notwehr zwingen ihn, die Charta zu geben. Ist doch ihre wichtigste Bestimmung der Artikel 39, der allen „freemen“ (gemeinfreien Grundbesitzern) Sicherheit vor Vergewaltigung und Beraubung verspricht. — Johanns unmündiger, abenteuerlicher Nachfolger Heinrich III., von Frauen und französischen Günstlingen geleitet, stellt fast ebenso unerträgliche Anforderungen an das ausgesogene Land für fremde Zwecke.

Unter den vielen Versammlungen der Barone während Heinrichs Regierung, alle berufen zur Bewilligung außerordentlicher Kriegshilfsgelder, ist eine vom Jahre 1246 von frühen Historikern zum erstenmal „parliamentum“ genannt worden; die wichtigste jedoch ist die von 1265, zu der Simon von Montfort, Schwager des Königs, aber Führer der Opposition und des Heeres derselben, nach Besiegung und Gefangennahme des Königs „in dessen Namen“ zwei Ritter aus jeder Grafschaft, zwei freie Bürger aus zwanzig Städten und einige andere berief, die ersten Gemeinfreien, die ersten ‚Commons‘.

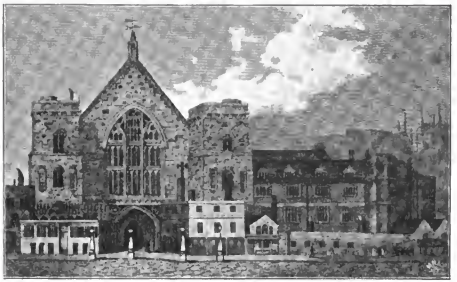
Hier wie später handelte es sich natürlich zunächst nicht um ein Recht, sondern um einen Befehl, zur Geldbewilligung beim Könige zu erscheinen. Noch lange entzog man sich, schon der Kosten wegen, gern der unangenehmen Pflicht. Ja, es sind später sogar Rufe zur Beschickung eines parliamentum an Städte ergangen, die sich dem Könige mißliebig gemacht hatten und denen eine versteckte Strafe zugefügt werden sollte. — Auch waren die Versammlungen bald größer, bald kleiner; sie tagten in den verschiedensten Städten; es stand natürlich beim Könige, wann er und ob er seine Getreuen zur Geldbewilligung zu sich beschied. — Aber das Gemeinsamkeitsgefühl der Berufenen, der großen wie der kleinen Vasallen, die Anlehnung aneinander zum Schutze vor Wiederholungen ausgestandener Verfolgungen, dies ist der Erfolg jener Zeiten gewesen.

Freilich waren die Kleinen, die Commons, wenn sie auch zusammen mit den Großen tagten, diesen nicht gleichgestellt. Die „Großen“ waren, außer zu diesen Versammlungen, zu weiterer Thätigkeit im „großen Rat“ des Königs berufen. Hierzu zogen sie sich in des Königs Räume zurück. Und endlich trennten sie sich dauernd, nur bei Meinungsverschiedenheiten sich wieder vereinigend. 1370 wählten die Commons ihren eignen Präsidenten, ihren ersten „Sprecher“, der für sie mit dem Könige sprach, und bekamen zu ihren Versammlungen ein besonderes Haus, das noch stehende Kapitel der Abtei von Westminster, angewiesen. —

Das große Siegel des Common Wealth aus dem Jahre 1651.

Westminster war von Anfang an die Residenz der englischen Könige gewesen; in seiner so berühmt gewordenen Abtei wurden sie gekrönt. Fern

der City, im Freien an der Themse, hatten schon Knut, Edward der Bekenner, Wilhelm der Eroberer ihre festen Schlösser erbaut. In den Räumen der königlichen Residenz tagten denn auch jene ersten Versammlungen, die der König „zu sich“ beschied. Noch heute nennt man das Parlamentshaus „Westminster Palace“; es ist, als sollte äußerlich sichtbar bleiben, daß das Parlament den König aus seinem Hause verdrängt hat. Schon 1530 vertauschte Heinrich VIII. das alte Schloß mit einem anderen, und Westminster war von da ab nicht wieder königliche Residenz. 1550 zogen denn auch die Commons wieder um in den Palast; St. Stephens Chapel, eine gotische Kapelle des Palastes, wurde ihnen angewiesen; ein länglicher Raum, in welchem zu beiden Seiten eines Mittelganges je fünf Reihen Bänke standen und an Stelle des Altars der Chair für den Sprecher, vor ihm der Tisch mit drei Schreibern. An die Kapelle stieß das „Gemalte Zimmer“ und jenseits von diesem lag die Chamber der Großen, der Lords. Wenn in der Folge beide Körperschaften vereint beraten wollten, so kamen sie in der „Painted Chamber“ einander entgegen.



Die Westminster-Hall. Stich von Owen aus dem Jahre 1813.

Bis 1834 ist diese Anordnung bestehen geblieben. Eine Feuersbrunst zerstörte 1834 die gesamten Gebäude des alten Palastes bis auf die „Great Westminster Hall“ und die Krypta unter St. Stephens Chapel. Beide bilden Teile des 1852 vollendeten neuen Parlamentshauses.

„Great Westminster Hall“, ein gewaltiger gotischer Bau (73 m lang, 21 m breit, 28 m hoch), eine Art Kirche ohne Turm, ist von Richard II. 1397 erbaut worden. Mitten in die schöne graue Fassade des neuen Palastes Barrys und Pugins mit ihren feinen geradlinigen Teilungen, mit ihrem reichen spätgotischen Detail, mittenlängs hinein ist sie aufgenommen worden. Ihre roheren, schmuckloseren Formen und ihre ungefüge Gestalt würden das schöne Gebäude wohl noch unangenehmer unterbrechen, wenn nicht die beiden gewaltigen Türme, der Victoria Tower (103 m) am Westende und St. Stephens Tower (97 m) am Ostende der fast 300 m langen Häusermasse alles Unregelmäßige zwischen sich zu einem einheitlichen Bilde zusammendrängten.

Es ist ein eigenartiger Zufall, daß fast gleichzeitig mit der Zerstörung der alten Häuser auch in den Institutionen der englischen Verfassung eine grundlegende Wandlung vor sich ging. In das neue Haus zog ein neues parliamentum ein.

Nach der großen Regierung Eduards I. (1272—1307) war es wieder Unfähigkeit und Verblendung seiner Nachfolger, die eine Stärkung der Macht des Parlaments herbeiführte. Des schwachsinnigen Eduards II. Absetzung durch die Barone (Lancasters), des habgierigen Eduards III. Geldnöte, Richards II. an Johann ohne Land erinnernde Regierung, die mit seiner Gefangensetzung endigte, — die Schwäche des Hauses Lancaster (von 1399 an), das als Usurpator von dem sich gleichberechtigt fühlenden Adel bedrängt wurde und nur durch den Glanz der französischen Kriege sich erhielt, — die Schreckenszeit des Kriegs der beiden Rosen um die Krone, in dem fast der gesamte hohe englische Adel in gegenseitigem Kampfe dahinsank, — das alles bewirkte, daß zur Zeit des Regierungsantritts der Tudors die niedere Ritterschaft und die Commons ganz wesentlich an politischer Macht und Bedeutung gewonnen hatten.

Die glücklicheren Tudors (1485—1603)

Das Haus der Commons. Stich von Wallis aus dem Jahre 1815.

hatten vom hohen Adel, der sich verblutet hatte, nichts mehr zu fürchten. Und da sie auch des Geldes der Commons nicht so sehr bedurften, so konnte 1593 der Lord Siegelbewahrer ihrem Speaker erklären, die Commons hätten Ja oder Nein zu sagen, aber nicht das Privilegium zu reden, was ihnen in den Kopf komme. Weise ließen die Tudors den Commons ihr Ja und Nein. Aber im XVII. Jahrhundert suchten die verblendeten Stuarts das einmal Errungene umzustoßen; sie trachteten danach, der Commons zu entraten; sie schickten sich an, die Freiheit der nationalen Kirche von päpstlicher Einmischung, die durch soviel Blut erreicht war, aufzugeben; schlimmer noch, auch sie die hochmütigen, von Schmeichlern umgebenen, gottbegnadeten Jacobs und Karle scheuten nicht willkürliche Verfolgungen und schamlose Erpressungen, und so ereilte auch sie das Schicksal Johanns und Richards II. Wilhelm von Oranien aber mußte der ihn wählenden Convention vorerst die „Declaration of the Rights“ geben, in der die Rechte des Königs und des Parlaments festgelegt wurden. Schon 1714 ging die Krone ans Haus Hannover über; wieder eine fremde Dynastie! Georg I. und II. sprachen nicht englisch, sie kümmerten sich kaum um England: ist's verwunderlich, wenn bei all diesem Unverstand und Unbestand der berufenen Herrscher ganz allmählich die in der Politik doch unentbehrliche einheitliche Leitung in die Hände der regierenden Klasse, des Parlaments und des aus ihm gebildeten Kabinetts überging? Gelegentlich der Wahl Wilhelms von Oranien bildeten sich in England jene zwei großen Parteien, die seither miteinander sich in dieser Führung der englischen Politik abgelöst haben, die „Whigs“ und die „Tories“; letztere waren damals für die Beibehaltung der Stuarts, für „church and crown“, — erstere für „resistance!“, für den Oranier. Ursprünglich gegenseitige Schimpfnamen, wurden Whig und Tory allmählich officielle Bezeichnungen, verlieren sich jedoch zu gunsten von „liberal“ und „konservativ“.

War aber nun jenes Parlament oder jenes Unterhaus eine Vertretung des „freien Volkes“ im modernen Sinne? Davon war es weit entfernt. Es war eine Vertretung gewesen, im Anfange, der niederen Ritterschaft und der Gemeinfreien; im Laufe der Jahrhunderte war ganz bestimmt festgelegt worden, wieviel Grundbesitzertrag ein Grafschaftsangehöriger haben mußte und auf welche Weise er zu dem Grundbesitze, dem „freehold“, gekommen sein mußte, um an der Wahlversammlung teilnehmen zu dürfen, in der durch gemeinsame Acclamation gewählt wurde. Die Zahl der Städte, welchen das Privilegium der Beschickung zustand, stand ebenfalls fest. So war es gekommen, daß im Anfang des XIX. Jahrhunderts eine ganze Reihe jüngerer blühender Städte und ihre vielen Tausende von Bewohnern unvertreten waren, während jene alten privilegierten Ortschaften ruhig weiter ihre Abgesandten schickten, — daß die wenigen alten „freeholders“ der Grafschaft weiter wählten, während für die wirtschaftlichen Verhältnisse dort jenes Erfordernis längst jede Bedeutung verloren hatte. So war es gekommen, daß im Anfang des XIX. Jahrhunderts 350 Mitglieder

des Hauses, weit über die Hälfte, durch 180 Individuen gewählt wurden! Da war das berüchtigte Old Sarum, eine gänzlich vom Erdboden verschwundene Ortschaft — „rotten borough“ war der technische Ausdruck für solche —, für welches ein einziger Mann 40 Jahre lang zwei Abgeordnete ins Parlament entsandte, und andere ähnliche! Die Folge dieser Zustände war, daß die Mandate allmählich Handelsobjekte der verarmten Privilegierten wurden, denen ehrgeizige Reiche sie abkauften. Ein ganzer Maklerstand hatte sich für diese Geschäfte gebildet, und die Preise eines Mandats schwankten zwischen 20 000 und 200 000 Mark. Unter Georg I. und II. verfügte der whigische Adel allein über 140 „Flecken“, — Georg III., der erste der Hannoveraner, der thätig in die Regierung einzugreifen bemüht war, begann dies auf dem besten Wege, indem er offen fabelhafte Summen anwandte, um möglichst viele Wahlkreise für Abgeordnete zu erstehen, die ihm zu folgen verpflichtet wurden.

Diese Zustände sind dem damaligen England nicht so ungeheuerlich erschienen, wie uns. Sie entsprachen der inneren Entwickelung auch ganz gut. An Stelle der alten grundbesitzenden Aristokratie war durch den gewaltig emporkommenden Handel die kapitalbesitzende Klasse tonangebend und mächtig geworden. Ihr rein kaufmännischer Geist ertrug es dabei ganz gut, daß auch die Parlamentsmandate gehandelt wurden. Aber gerade an diesem Vorgange wird zu erkennen sein, daß es sich in der damaligen englischen Volksvertretung nicht so sehr um die Freiheit des „honest poor man“ handelte, als um eine Machtfrage; aus dem Absolutismus des Grundbesitzes wurde der des Kapitalbesitzes. —

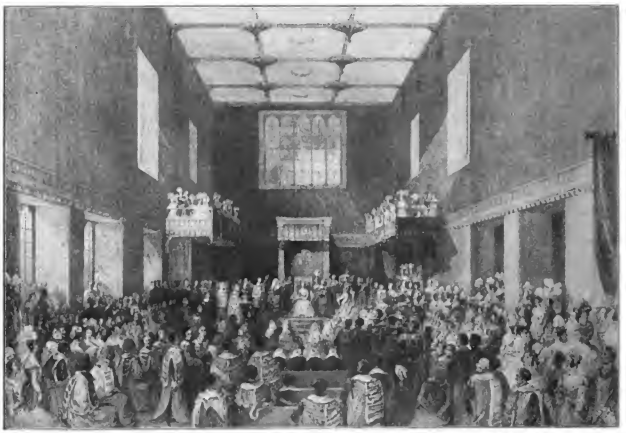
In drei großen Reformgesetzen hat das neue Jahrhundert hier Wandel geschaffen, 1832, 1867 und 1884/85; allerdings bleibt das letzte immer noch zurück hinter den „Freiheiten“ der deutschen Reichsverfassung von 1871.

Zwar ist seit 1871 wie bei uns geheime Wahl eingeführt. Aber das Wahlrecht ist noch immer an eine uns unbekannte Reihe von Bedingungen geknüpft, ganz abgesehen davon, daß von den etwa $6^1/_2$ Millionen Wahlberechtigten außer anderen Privilegierten (Universitäten ꝛc.) noch 160 000 je zwei Stimmen besitzen. Da muß auch in den ländlichen Wahlkreisen der Wähler Eigentümer oder Pächter von Land mit bestimmtem, wenn auch geringem Minimalertrage sein, in den städtischen Kommunalsteuern zahlen, oder allgemein Wohnungen von

Der König redet das Parlament an, im April 1831. Stich von H. Melville.

bestimmtem Mietswert innehaben und zwar zwölf Monate ununterbrochen bis zum 15. Juli, dem Tage der Aufstellung der Wahllisten; da sind eben diese Wahllisten oder Register, in die der Wähler bei Verlust seines Wahlrechts für das betreffende Jahr eingetragen werden muß, eine zeitraubende, mit allerlei Weiterungen verknüpfte Eintragung, derentwegen viele kleinere Leute nicht in der Lage sind, ihre Rechte auszuüben; andererseits sind gerade die beiden großen Parteien eifrigst bemüht, Mitgliedern jederzeit ein angenehmer Aufenthalt, auch Logierzimmer, Essen und Trinken, Bad, Billard, Bibliothek, Zeitungen und daneben der so wichtige Anschluß an Gleichgesinnte und Gedankenaustausch über politische Fragen im privaten Kreise geboten wird. Hier werden die Traditionen der Partei gepflegt; hier wird zuerst bekannt, wer ein party-leader oder gar Minister werden mag.

Jene Wahlbeschränkungen und der Vorsprung der alten Parteien haben es zum



Das frühere Haus der Lords. Die Königin eröffnet die Session des Parlaments. Stich von H. Melville.

das Register, von dem ihr Schicksal abhängt, mit zuverlässigen Angehörigen zu füllen.

Liberal und Konservativ beherrschen auch sonst, äußerlich wenigstens, das Wahlfeld ausschließlich. Von den beiden Centren in London, der National Conservative Union und der National Liberal Federation aus leiten die beiden Parteien ihre in fabelhaften Dimensionen betriebene Agitation. In der Provinz stehen ihnen neben den eigentlichen Parteiagenten besonders die auch in den kleinsten Ortschaften bestehenden konservativen und liberalen Klubs zur Seite, jene in Deutschland fast unbekannte Sitte der politischen Klubhäuser, in denen den größten Teil bewirkt, daß es die ärmeren Arbeiterklassen bisher nicht, wie in Deutschland oder Frankreich, zu nennenswerter eigner politischer Vertretung brachten. Dem Stimmkauf und der Bestechung ist zwar noch 1883 durch ein besonderes Gesetz ein Riegel vorgeschoben worden; man hat z. B. für die Wahlunkosten eine Maximalsumme von allowable expenses festgesetzt. Aber die Kosten eines Mandats betragen, außer der vom Kandidaten zu hinterlegenden Kaution von 20000 Mark, auf die Stimme berechnet etwa 6 Mark — in Deutschland 50 Pfennige.

So ist es erklärlich, weswegen man recht

Brand des Parlaments im Jahre 1834.
Nach einem farbigen Stich.

landläufig in England vom Parlament als vom „finest club“ redet. In der That hat für den, der oft in seinen Räumen geweilt hat, der Name viel Richtiges.

Noch heute gibt's im „house of commons“ „baronets-debates“: Gutsbesitzer, Rechtsanwälte, junge ehrgeizige Adlige, Eisenbahn- und Bankdirektoren, Industrielle und ausgediente Beamte — wenige Mitglieder werden nicht zu einer dieser Kategorien gehören. Alle aber umgeben sich mit der gleichen Art exclusiver Atmosphäre.

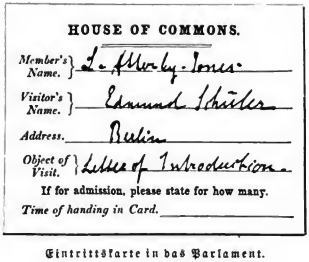
Ein Mann, der die Buchstaben M. P. auf seiner Karte stehen hat, bedeutet auch ungleich mehr in England, als ein Reichstagsabgeordneter bei uns. Er ist der gesellschaftliche Mittelpunkt seines Wahlkreises; er ist im Umsehen Ehrenmitglied einer Unzahl von Vereinen aller Arten; er muß bei Wohlthätigkeitsveranstaltungen dem Feste die Feier durch seine Anwesenheit verleihen; er spricht bei Gastmählern und Einweihungen; er ist oder wird Direktor von Gesellschaften; er verteilt die Preise bei Sportfesten; an ihn wenden sich Scharen von stellungsbedürftigen Klienten: so wirkt noch in die Zeit des individuellen Wahlrechts die uralte Stellung des früheren englischen Parlamentsmitgliedes als eines seiner Grafschaft angehörigen patriarchalischen Gesamtvertreters nach.

Kein Wunder, wenn so der Auserwählte, seiner politischen Würde sich noch bewußt, den Weg nach Westminster stolzeren Schrittes, stets im feierlichen langen Rock und glänzenden Seidenhut antritt. Ja, er hält soviel auf Würde, daß er selbst im Hause dort den Hut nicht abnimmt; — erstaunt wird jeder Neuling von der Tribüne auf die Versammlung leuchtender Cylinder hinabsehen!

Westminster-Palace, das englische Parlamentsgebäude.

Und wie schwer ist es dem „honest poor man“ in England, der Gunst teilhaftig zu werden, einmal auf jene Hüte hinabsehen zu dürfen! Es ist eine berechtigte Eigentümlichkeit des englischen Parlaments, daß es überall zu klein ist und meist unzugänglich.

Im „house“ selbst ist gegenüber 670 Parlamentsmitgliedern nur Sitzgelegenheit für 360 vorgesehen. Auf den längeren Seitengalerien sind zwar noch zwei enge Reihen mit zusammen 124 Plätzen für Members, — jedoch sind sie der Fiktion nach nicht „in the house“, und niemand darf von hier aus sprechen. — So mag sich des Platzes wegen der honest poor stranger auf seiner unbequemen winzigen „Strangers Gallery“ trösten. Aber auch, gesetzt, das Haus sei unbesucht: unbehindert gelangt er nur in die Westminster Hall. Ein „letter“ für ein Parlamentsmitglied wird auch noch den Cerberus an der Stephens Hall ködern, eine Eingangshalle, durch deren offenen Bogen er andächtig eintreten darf in die Central Hall, den Mittelpunkt des ganzen Palastes; eine 23 m hohe, reich gerippte und vergoldete gotische Wölbung, in deren Feldern venezianische Glasmosaiken mit heraldischen Figuren eingelegt sind, erhebt sich über ihm. Aber bis hierher und nicht weiter! Hier schreibt man an einem offenen Pult mit Gänsekiel auf eine Karte den Namen seines Parlamentsmitglieds, eignen Namen und Begehr — und wartet mit vielen anderen


HOUSE OF COMMONS.

Member's Name. L. Allsby-Jones.

Visitor's Name. Edmund Schüler

Address. Berlin

Object of Visit. Letter of Introduction.

If for admission, please state for how many.

Time of handing in Card.

Eintrittskarte in das Parlament.

in Reih und Glied, von Schutzleuten gemaßregelt, stundenlang, oft ganz vergeblich, — um am nächsten Tage wiederzukommen. Ja, wer in Begleitung einer Dame ist! Er hört wohl schneller frohlockend seinen Namen rufen und sieht elastischen, gönnerhaften Schrittes sein Parlamentsmitglied aus den Tiefen des Korridors auf sich zuschreiten, gnädig ein weniges den Seidenhut lüftend. Er wird von den ehrfurchtstriefenden und neidischen Blicken der noch Wartenden verfolgt, wie er nun für zehn Minuten politisierend oder konversierend lustwandeln darf. Er bekommt seine Einlaßkarte, sein „pinkticket“ für die Strangers Gallery. Devot bedankt er sich, um die kleine eiserne Wendeltreppe dort hinauf zu steigen. Seine Dame jedoch wird vom Parlamentsmitglied huldreich in obere Regionen an der anderen Schmalseite des Hauses geleitet, wo — Frauen dürfen das house nicht betreten — über der Gallery der Presse die Wand aus einem zierlichen engen, bronzeartig schimmernden, blumengeschmückten Drahtgeflecht besteht, durch dessen Maschen den ladies vergönnt ist, dem house zu lauschen, ohne sich in ihm zu befinden. Von der Strangers Gallery ist es ein eigentümlicher Anblick, die hellen Toiletten der Damen

The Right Hon. The Lord Chancellor on the woolsack.
Zeichnung von Curt Agthe.

von Zeit zu Zeit sich an jene geheimnisvollen, feinmaschigen Gitter drängen zu sehen, und oft mag's dem unglückseligen Stranger auf seiner Gallery interessanter erscheinen, als die Reden der Weisen unten im Hause.

Wie in der alten St. Stephens Hall stehen die Bänke zu beiden Seiten eines Ganges parallel den Langseiten des rechteckigen Raumes, der nur 19 m lang, 14 m hoch und 14 m breit ist. Wie von alters, sitzt am Ende des Ganges auf seinem gewaltigen Chair, einer Art Thron mit Baldachin, den er auf drei Stufen ersteigt, der Speaker in langer weißer Allongeperücke. Wie von alters vor ihm, ihm den Rücken drehend, am Tische des Hauses die drei Clerks. Quer über dem anderen Ende des Tisches jedoch liegt das lange, reichgoldene Scepter, die „mace", Wahrzeichen der Macht des Hauses, solange der Speaker ihm präsidiert, — das dem Speaker bei seinem Einzuge vorangetragen wird. Welch ein Bild dieser tägliche Einzug! Das Spalier der devot an der Thür mit gelüfteten Hüten wartenden Abgeordneten, — die Vorgänger in seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen, — der Serjeant-at-Arms, der kniehosen- und degengeschmückte Ordnungsbeamte des Hauses, mit dem schweren Scepter über der Schulter, — der Speaker im langen Talar, dessen Schleppen Pagen tragen, — der Kaplan des Hauses, auch im Talar, — weiteres Schließergefolge. An seinem Chair angekommen, verbeugt sich der Speaker tief und demütig vor diesem Möbel; der Kaplan verliest drei Gebete für König, königliche Familie und Parlament vor den stehenden Abgeordneten. Bei einem vierten haben alle sich umzudrehen und zur Wand zu sehen. Dann erst besteigt der Speaker seinen Chair, während der Kaplan sich rückwärts, immer mit dem Gesicht zum Chair, unter zahlreichen Verbeugungen hinaus begibt, hie und da mit hereinkommenden Abgeordneten unsanft kollidierend. —

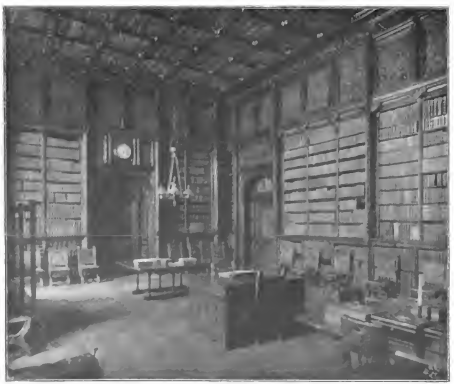
Der Einzug geht um drei Uhr nachmittags vor sich, vor welcher Zeit die Commons nicht zu tagen belieben. Daher die meisten Sitzungen bis in die Nacht, — bei wichtigen Gelegenheiten bis an den Morgen währen. Dabei ist die Zeit bis etwa zehn Uhr abends die im ganzen unwichtigste. Von drei bis vier Uhr etwa ist die interesselose Stunde der Privatbills, der Eisenbahnfragen und Landkonzessionen; gähnende Leere, trost-

Einer der Speisesäle im Parlament.
Aufnahme von Russell & Sons, London.

lose Reden! Dann beginnt eine aufheiternde Episode, die Interpellationszeit, „question-time", von der das Haus so gern Gebrauch macht, um große und kleine Sorgen, entrüstete oder gehobene Stimmung in Form einer Frage an die Regierung anzubringen. Zwischen vierzig und achtzig Fragen werden so an einem Tage in etwa $^5/_4$ Stunden erledigt; die Luft ist elektricitätsschwanger; hie und da lösen sich Spannungen und kleine Animositäten. Hier glänzt die Schlagfertigkeit und der Witz; hier ist auch die

beste Gelegenheit für das Parlamentsmitglied zu — Verstößen gegen die so schwere Sitte des Hauses, jenen ungeschriebenen Kodex, der dem Parlamentsmitgliede soviel Vergnügen wie Angst bereitet. Wehe dem Parlamentsmitglied, das bedeckten Hauptes am Eingang vor der „Bar", der ideellen Schranke des Hauses gegenüber dem Chair, die nur Mitglieder passieren dürfen, zu stehen wagt! Wehe dem, der nach Passieren der Bar auf dem „floor of the house" zwischen Bar und Bänken stehen bleibt, wer hier Gruß und Verbeugung zum Chair vergißt, — wer hier den Hut nicht aufsetzt! Wehe dem Parlamentsmitglied, das sich zwischen Chair und Redner bewegt! Der gar ein Buch mit ins Haus brächte! Wehe endlich dem Neuling, der zum erstenmal im Hause reden will: stets ist das spottfrohe Haus neugierig auf „Neue", auf ihren „maiden-speech", die Jungfernrede; leicht „haścht ein solcher das Auge des Speakers", catches the Speakers eye, d. h. bald nimmt dieser Gelegenheit, ihn zu „sehen", wenn er, den Hut lüftend, aufsteht, um ihm das Wort zu erteilen. Hat er nun das Wort, den Hut wieder auf, ist er ohne einschüchternden Order-Ruf bis hierher gekommen, wieviel Klippen lauern auch hier noch auf den Ärmsten! Da heißt es nicht zu vergessen, niemals das Haus oder einzelne anzureden; der Redner spricht nur zum Speaker und beginnt seine Rede mit „Sir". Da heißt es, wenn über Vorredner gesprochen werden muß, nicht ihre Namen zu gebrauchen, sondern nur vom „Abgeordneten für Bristol", vom „Member for Durham" ꝛc. zu reden . . . Nein! Welche Nachlässigkeit! Nicht vom Member, sondern vom „Honourable Member for X" muß ganz allgemein gesprochen werden; vom adligen Parlamentsmitglied heißt es „the noble member", vom militärischen „the galant", vom Juristen „the learned", vom früheren Minister „the right honourable baronet the member for the University of Oxford, das Wirklich Oberhochwohlgeborene baronliche Mitglied für die Universität Oxford hat soeben gemeint . . .," habe ich einen Redner beginnen hören!

Unwillkürlich wird man sich bei diesen feinen Unterscheidungen des honest poor man as good as a king aus dem Liede erinnern. Dies mit um so mehr Recht, als auch im house of Commons selbst die noble members, wenn irgend sie Fähigkeiten haben, in viel schnellerer Carriere es zu Parteiführern bringen, als andere. Es sind im freien England nicht weniger Angehörige des Adels Minister, als bei uns. Nur ein Unterschied ist insofern vorhanden, als bei uns Fürst Hohenlohe so gut wie jeder andere Regierungsvertreter vor dem Reichstag spricht, in England jedoch der hochadlige Minister, der also Peer ist, es unter seiner Würde hält, im house of Commons zu erscheinen, wo das Höchste ein Baron ist; er spricht nur vor seinesgleichen im house of Lords. So kommt Mr. Chamberlain oder Mr. Goschen, der Marineminister, ins Unterhaus, der Marquis of Salisbury und der Kriegsminister Viscount of Lans-



Die Bibliothek im Hause der Commons.
Aufnahme von Russell & Sons, London.

bowne nur ins Oberhaus.

Dort sitzen sie nicht auf dunkelgrünen Polstern, sondern auf den feierlichen roten Saffianledersitzen der Lords; nicht des Speakers Chair ist dort höchste Gewalt, sondern das Haus selbst; dort sprechen sie zu den noble lords und nicht zum Mr. Speaker; an Stelle des Chair steht auf erhöhtem Boden unter einem roten und goldenen Himmel der gold- und edelsteinstrotzende Königsthron; davor erst, im Gange, auf jenem so berühmten „Wollsack", einem viereckigen, sehr breiten rotbezogenen, lehnlosen, unförmlichen Sitz, sitzt der Lord Chancellor mit riesiger Perücke; er leitet nur, er hat kein Ordnungsrecht über seinesgleichen, — nie geschieht etwas wider die Ordnung. Gleichmaß und höchste Würde herrschen in diesem feierlichen Raume. Von dem hohen eichenen Wandgetäfel mit seiner wunderbaren Schnitzerei und dem feinen goldenen Schmuck darauf, von den kostbar gearbeiteten, zart durchbrochenen gülbenen Geländern der ringsumlaufenden schmaleren Galerie, von den feingerippten gotischen bunten Fenstern über den Galerien oder bei Abend durch die gerade, in neunzig Felder durchbrochene goldglänzende Decke — geht ein abgetönter, reicher, doch ruhiger Glanz aus, wie ein verklärender Schimmer um die Häupter der Großen des Landes. Zwischen den Fenstern oben in 18 Nischen aber stehen die Statuen der großen Barone von 1215, die Johann die Charta diktierten: Warum stehen sie wohl im house of Lords? Kaum, weil die Freiheit gerade des honest poor man in der Charta errungen werden sollte!

Wie im alten Westminsterpalace zu beiden Seiten der Painted Chamber, liegen sich auch heut Upper und Lower House gegenüber. Wenn die Thüren der beiden geöffnet ständen, so könnte der Sprecher der Commons durch sein Haus, den Korridor, die Central Hall, den Korridor jenseits, das Haus der Lords, über den woolsack hinweg bis zum Königsthrone sehen. Aber die beiden Häuser kommen nicht mehr zu gemeinsamer Beratung etwa in der Central Hall zusammen. Die hohen Lords von heute haben sich von den Commons immer weiter entfernt. Und so haben sie Rückhalt und Initiative verloren.

William Ewart Gladstone.
Aufnahme der London Stereoscopic Co.

Der Gang der englischen Gesetzgebung ist heute im allgemeinen der, daß das Unterhaus eine Bill in den nötigen drei Lesungen (erste und dritte im Plenum, zweite im Committee) passieren läßt, — daß der erste Clerk sie dann an die Bar der Lords hinüber bringt, — daß sie das Oberhaus passiert, worauf die königliche Zustimmung gegeben wird.

Letztere muß im Oberhause erfolgen und zwar in Gegenwart auch der Commons. So wird denn vor Beginn des Aktes der „Gentleman of the Black Rod", der im Oberhause etwa dem Serjeant-at-Arms drüben entspricht, hinüber zu den Commons entsandt. Angethan wie jener mit Kniehosen, Schwert, Schnallenschuhen und schwarzer Tunika, bewaffnet mit dem Black Rod, dem Ebenholzstabe, von dem er seinen Namen hat, macht er sich auf den Weg. Wenn die Schließer des Unterhauses sein Kommen bemerken, rufen sie laut den Serjeant-at-Arms; schleunigst schließt dieser die schwere Eichenthür des house, wie um seine Unnahbarkeit für Abgesandte von Lords und König darzuthun. Dreimal schlägt Black Rod gegen die Thür. Sie öffnet sich. Der Speaker erhebt sich von seinem Thron. Dreimal sich verbeugend und tiefernst naht Black Rod dem Tisch des Hauses und spricht von hier aus seine Ladung an das Haus. Dann zieht er sich zurück. Gleich darauf begibt sich der Zug der Gemeinen, Serjeant-at-Arms mit dem Scepter und der Speaker voraus, durch die Central Hall zur Bar der Lords, an der sie stehend der königlichen

Erklärung beizuwohnen haben. Recht wenig feierlich geht es hierbei nur zu oft her; faßt doch der Raum an der Bar der Lords höchstens 80—100 Personen; da heißt es denn stoßen und ellbogenstemmen, um einen Platz zu ergattern, und wenn auch hie und da einmal Speaker, Serjeant-at-Arms und Scepter zu Boden gerissen werden. Um so feierlicher wird es gleich darauf: einer der Clerks des Oberhauses verliest zunächst aus einem Riesenpergament die königliche Botschaft, daß die Königin die fünf Royal Commissioners, die in ihren scharlachroten Roben und Dreimastern auf einer Bank vor den Stufen des Thrones Platz genommen haben, mit der Erklärung in ihrem Namen beauftragt habe. Der „Clerk of the Crown" an der rechten Seite des Tisches verliest sodann das beratene Gesetz, verbeugt sich vorher und nachher zu den Commissioners und überreicht die Bill dem „Clerk of the Parliament" auf der linken Seite. Auch dieser verbeugt sich zum Thron, dann zum Speaker an der Bar und verkündet ihm in normannischem Französisch: „La Reyne le veult", oder bei Geldbills: „La Reyne remercie ses bons sujets, accepte leur bénévolence, et aussi le veult."

Joseph Chamberlain,
P. C., M. P., Minister des Kabinetts.
Aufnahme von Elliott & Fry, London.

Und so geht's fort mit tausend Verbeugungen.

Mutet's nicht befremdlich an, dies Bemühen doch ernsthafter Männer, in strenger Befolgung dieser inhaltslosen Formen zu excellieren? Inhaltslos sind sie, so gewiß des Königs Zustimmung seit 1700 schon nicht mehr daran gedacht hat, zu mangeln. Aber des Königs so devote und prunkvolle Verehrung im Parlament ist eben auch ein Teil jenes Codex von schwierigen geheimnisvollen Formen, mit denen das stolze Parlamentsmitglied seine eigne Stellung zu schmücken und mit unnahbarem, ceremoniellem Nimbus zu umgeben sich bemüht hat, eben weil vielleicht unbewußt die Vorstellung von dem unsicheren Grunde, auf dem in modernen Zeiten die Parlamentsherrschaft beruht, ihm vorschwebt.

Doch zurück zu den nun herrschenden Commons: Question-time war angegangen. Noch immer ist das Haus jedoch nicht annähernd gefüllt. Es ist die Zeit, wo die Members eine ihrer Hauptpflichten erfüllen und Freunde und Wahlkreisangehörige durchs Haus geleiten, welches sonst gewöhnlichen Sterblichen nicht zugänglich ist. Da ist der Queen's robing room, die Royal Gallery, und das Princes Chamber, Räume, durch die der feierliche Einzug der Königin bei Eröffnung und Vertagung des Parlaments im house of Lords stattfindet und durch die nun der beglückte Provinziale neben seinem Parlamentsmitgliede wandelt. Da ist die großartige Bibliothek der Commons, deren fünf üppige Säle nach der Themse hinaus liegen und deren reiche behagliche Sessel vielleicht der komfortabelste Platz des Hauses sind. Schwere

Lord Arthur J. Balfour,
P. C., M. P., erster Lord des Schatzes.
Aufnahme von Elliot & Fry, London.

Marquis of Salisbury,
P. C., Premier-Minister und Staatssekretär für die Ausw.-Angelegenheiten,
Führer der Konservativen.
Aufnahme von Elliott & Fry, London.

Teppiche dämpfen hier den Schritt; kostbare Schreibtische laden zur Arbeit ein; von den Wänden ringsum leuchten die bunten Lederrücken der meist mit verschwenderischer Pracht gebundenen Bücher. Da sind die dining-rooms, tea-rooms, smoking-rooms der Abgeordneten, die sich jedoch in nichts von der üblichen steifen Solidität staatlicher Räumlichkeiten unterscheiden. Nur einer Stelle des neuen Westminsterpalace sei noch besonders gedacht: zwischen zwei vorspringenden, halbhohen Ecktürmen und der einige Meter zurückliegenden Fassade längs der Themse liegt, durch eine Brüstung an der Wasserseite geschützt, die Westminsterterrace. Hier, von „seinem" Parlamentsmitgliede geladen, den berühmten tea on the terrace einzunehmen, ist gewiß ein Herzenswunsch alles Englischen, was überhaupt Ehrgeiz und Wünsche hat. An schönen Frühlings- und Sommernachmittagen entwickelt sich hier ein reiches und vornehmes Bild großstädtischen, hochgesellschaftlichen Lebens. Welch eine Farbenpracht eleganter und kostbarer Damentoiletten; zwischen Blumen, Fächern und Schirmen in allen Koloriten die aristokratischen langen schwarzen Röcke und Seidenhüte; um stilvoll gedeckte Tische wird bei Thee und Biskuit eifrig konversiert, gelacht und viel kavaliert, während draußen auf der Themse die endlose Reihe der Schiffe vorübergleitet und die Insassen neidvolle Blicke zu ihrer Volksvertreter Pracht hinüberſenden.

Earl of Halsbury, P. C., Lordgroßkanzler und Lordsiegelbewahrer.
Aufnahme von Elliot & Fry. London.

Doch, da ertönt plötzlich das Läuten einer elektrischen Klingel, — auf der Terrasse, in der Bibliothek, in den Gängen, in den Speisezimmern. Welch veränderter Anblick! Plaudernde Gruppen auf der Terrasse zerstieben wie vom Blitz getroffen, — in der Bibliothek springen behagliche Leser zu den Thüren, — im smoking-room fliegen die Cigarren in den Kamin, — Rennen überall, — hin zum house! Rufe: Division, Division! Und in die Chamber zu ihren Bänken stürzen die Abgeordneten. Was geht vor? Die Beratung einer Vorlage ist zu Ende. Der Speaker hat sich erhoben und „die Frage gestellt", put the question, z. B. that this Bill be now read a second time; wer die Bill zur zweiten Lesung kommen lassen will, soll „Aye" sagen. Die Befürworter haben ein gewaltiges Aye unisono ertönen lassen. „Wer nicht will, möge ‚No' sagen!" Ein ebenso gewaltiges No erschallt von der anderen Seite des Hauses. Drauf der Speaker, der zunächst nach Ohrenmaß zu entscheiden versuchen muß: „Ich denke, die Ayes haben es." „No!" ruft der Chorus der Gegenseite. Und dies ist das Zeichen zur „Division". Der Speaker läßt die Läutewerke rufen; im Sandglas des Clerks rinnt der Zweiminutensand, die Frist für Members, sich zur Stimmabgabe einzufinden. Dann werden alle Zugangsthüren abgeschlossen. Der Speaker ersucht die Ayes, den Raum durch die rechte, die Noes, ihn durch die linke Seitenthür zu

verlassen; dort geht es in die schmale „lobby“, an deren Enden die Mitglieder im Gänsemarsch bei den je zwei Zählern (tellers) vorbeipassieren müssen. Hier wird die Zahl der Ayes und Noes (scherzhaft auch eyes, Augen, und noses, Nasen, genannt) festgestellt. Durch die entgegengesetzte Seitenthür treten die Members einzeln wieder ein. Die tellers verkünden am Tisch des Hauses das Resultat. Und lautes Beifallsrufen der siegenden Partei beschließt den Akt. Ist dann etwa das Programm der Sitzung erschöpft, so stellt der Speaker die letzte Frage des Tages: „that this house do now adjourn“; das Haus vertagt sich. Und hoch auf St. Stephans-Turm erlischt gleichzeitig das weit durch die Nacht strahlende, mächtige Bogenlicht, das den Völkern bis dahin verkündete: Noch beraten die Commons!

H. Campbell Bannermann, erster Führer der Liberalen. Aufnahme von Elliot & Fry, London.

Die größten und bewegtesten Verhandlungen der Commons im letzten Jahrhundert mögen die über die Reformgesetze von 1832, 1867, 1884 gewesen sein. Auch die mancherlei schwierigen Fragen der Wirtschaftspolitik und auswärtige Verwickelungen spiegeln sich natürlich in erregten Parlamentssitzungen. Am höchsten sind wohl die Wogen in der Neuzeit gegangen bei den Verhandlungen über Gladstones irische Gesetze.

Die Bedeutung der irischen Frage für England ist bei uns viel weniger bekannt, als sie verdient. Gerade sie wirft ein grelles Schlaglicht auf die englische Freiheit; gerade sie auch veranlaßt durch ihre Entwickelung zu Gedanken über die gefährdete Zukunft.

Die Geschichte Irlands seit den Eroberungszügen Heinrichs II. ist eine unendliche Reihe grausamster nationaler Kämpfe um die Selbständigkeit, der Unterdrückung und Aussaugung und der Empörungen gewesen. Auch nach der seit 1801 gewaltsam zustande gekommenen Union ist das tief verarmte und zerrüttete Land vom Eroberer mit Ausnahmegesetzen regiert worden; noch bis heute dauert unvermindert der Haß der Eroberten.

Nach Inkrafttreten des neuen Wahlgesetzes von 1883 zogen unter Führung Parnells 85 irische Abgeordnete ins englische Parlament ein. Von jener Zeit an datiert jene Machtstellung der Iren im Unterhause, mit ihren 85 Stimmen das Zünglein für die eine oder die andere Partei zu wenden oder aber durch die von ihnen so unerbittlich angewandte Obstruktion den Gang der Gesetzgebung aufzuhalten.

Lord Rosebery, Sir William Harcourt und Sir Herbert J. Gladstone, Führer der Liberalen. Nach Aufnahmen von Elliott & Fry, London.

Im Jahre 1885 brachte Gladstone, der sich überzeugt hatte, daß mit Gewalt nichts zu erreichen war, seine berühmte Home Rule Bill ein, die den Iren einen Landtag und Verwaltung unter der Königin geben wollte; kein irisches Heer, keine irische Polizei; also eine der jetzigen Stellung Bayerns im Deutschen Reich nicht entfernt gleichkommende Selbständigkeit. Wochenlang ging die Debatte. In vier gewaltigen Reden führte der große liberale Parteiführer und Ministerpräsident dem Unterhause sein Werk vor Augen. Ununterbrochen sprach beim letzten Male der „große Alte“ drei Stunden lang von der „Ehrensache“ Englands, von der Notwendigkeit, Früheres wieder gut zu machen. Zum Schlusse rief er mit ausgestreckten Armen den Commons zu, — wie in der Tragödie etwa plötzlich den Geist erblickend, den nur der sieht, dem er erscheint: „Dort, Sir, dort an der historischen Bar der Commons, dort steht flehend Irland und bittet um Gehör!“ Und der Sprecher gab das Zeichen. Unter schwülem Schweigen ging die Division vor sich. Als die Zähler den Sturz Gladstones und seines Werkes verkündeten, als es bekannt wurde, daß mit Chamberlain und anderen ein Flügel der Liberalen als neue „Unionists“ zu den Konservativen abgeschwenkt waren, brach ein ungeheurer Tumult los. Nach dem minutenlangen Triumphgeschrei der konservativen Union aber erhoben sich die Iren, um „three cheers for the Grand Old Man“ auszubringen und alsdann in schweigendem Zuge wie voller Verachtung das Haus zu verlassen.

Eine zweite Home Rule Bill Gladstones scheiterte 1893 am Oberhause. Home Rule ist nicht geschaffen, und die ewig verneinende Partei sitzt noch heute im Parlamente des, wie ihr heutiger Führer jüngst meinte, „sogenannten vereinigten Königreiches“.

Schon jetzt verbergen sich unter dem noch gemeinsamen Namen Konservativ und Liberal in England auch eine Menge weiterer Spaltungen wirtschaftlicher, socialer, konfessioneller Natur, wie sie bei uns als Parteien bestehen. Wenn die Wirkungen des ausgedehnteren Wahlrechts von 1885 erst noch tiefer ins Volk eingedrungen sein werden, dann werden diese Spaltungen deutlicher werden und radikaler. Wünsche und Willen der Massen werden stärker nach Berücksichtigung verlangen. Beginnen doch auch schon heute die inneren Gegensätze der Wahlprogramme der beiden großen Parteien sich bedenklich zu verwischen: jede von ihnen ist bedacht, durch Aufnahme „volkstümlicher Punkte“ die größere Beliebtheit zu gewinnen. Die Reform von 1867 ist ein „konservatives“, die von 1884/85 ein „liberales“ Werk! Wenig ernst ist's im übrigen gemeint: da ist noch immer keine Altersversicherung, keine zureichende Aufsicht der Gesundheitsverhältnisse in der Industrie, der Kranken ꝛc. Recht armselig sind die Rechte des honest poor man.

Wenn dieser aber sich seiner im neuen Wahlrecht schlummernden Macht erst bewußt geworden sein wird, wird dann das Unterhaus, das neue — in dem nicht nur Leute mit aristokratischen Gewohnheiten sitzen werden — mit der ihm durch die Geschichte zugefallenen Regierungsgewalt umzugehen wissen?

Ohne Neid kann der Deutsche auf diese Frage hinübersehen. Früher, als sein freier Vetter, ist er zum allgemeinen Wahlrecht gelangt, früher zum Verständnis für das Nebeneinander gleichberechtigter Konfessionen, größer und gerechter ist das Maß der Selbständigkeit, welches im Deutschen Reiche seinen Mitgliedern zugefallen; eifriger ist man darauf bedacht gewesen, die Stellung des honest poor man zu sichern. Aber so gewiß wie wir diesen Vorsprung nicht einem regierenden Parlamente verdanken, so gewiß liegt in der starken Hand des deutschen Kaisertums die bessere Gewähr, daß die radikaleren Elemente, die äußerlichen und momentanen, die rein utilitarischen Interessen in ihrem unbeständigen Wechsel nicht selbstherrschend den Staat in Gefahr bringen, sondern nur gemäßigt, als Komponenten, zur Geltung gelangen werden.

Wenn der Engländer es sich nach seiner Vergangenheit nicht vorstellen kann, daß die königliche Leitung das beste Korrektiv der Sonderbestrebungen im Staate ist, so wird der Preuße und Deutsche lächelnd und dankbar des großen Kurfürsten, des großen Friedrich und des großen Wilhelm gedenken, in deren Namen sich für ihn der Glanz und die Größe einer wahrhaften Monarchie verkörpern und das Vertrauen zu seiner Herrscherfamilie. — Cuique suum!

Das vergessene Lied.

Eine Weihnachtsgeschichte von

Karl Erdm. Edler.

Das Kind lauscht dem Teufel," sagte Ännchens Pflegevater, wenn sie schweigsam dasaß. Und dann schlug er sie. Die Stille vertrug er nicht. Das Tosen der Fabrik ging ihm ab, seit er dort seinen Posten als Maschinenschlosser verloren hatte. In seiner Werkstatt aber gab es zumeist Feiertage: wer braucht einen Schlüssel in diesem Wirrsal armseliger Hütten, die sich in Scham ob ihrer Verkommenheit scheu hinter dem Städtchen zusammenducken! „Das Kind windet sich wie eine Natter durchs Haus," schrie er, sobald Änncheu durch die Dämmerung der Hütte hinhuschte, lautlos, leicht, wie ein Geistchen. Und dann schlug er sie. Das Herumgehen vertrug er nicht und mißgönnte jedem die geraden Glieder, seit er im Rausch ein Bein gebrochen hatte. Freilich mochte es als ein Zauber erscheinen, daß Änncheu bei dem Biegen um die schiefen Ecken des finsteren Winkelwerks nicht selbst schiefeckig ward. Nur sehr blaß war sie, hatte eine durchscheinende Haut und blaue Schläfenäderchen. „Das Kind kann einen nicht grad' ansehn," rief er, wenn sie mit gesenkten Lidern dastand. Und dann schlug er sie. Er vertrug das nicht, seit ihm ein Zechgenosse erklärt hatte, weshalb jeder abseits an ihm hinblicke: „Du hast halt im Zorn die Augen von einem wütigen Wolf, und ohne Zorn das zuwidere Geschau vom Geier — glasig und grausam." „Das Kind singt zum Gehämmer — ganz wie der Teufel, der Franz", sagte er, wenn sie vor sich hinsummte. Und dann schlug er sie. Das Singen vertrug er nicht. Der Franz sang nämlich auch, als derselbe noch sein Gehilfe in der Fabrik war. Seither hatte sich dieser zum Hausbesitzer emporgearbeitet, indes er im Trunke verkam, und den Groll hierüber ließ er an dem singenden Änncheu aus.

Und es war nicht einmal ein Singen, sondern das verzagte Zwitschern eines Waldvögleins, das mit triefenden Flügeln, hungernd, müde, im Regenplätschern sein Stimmchen erhebt. Auch waren es keine Melodien, sondern Einzelklänge, wie sie der Wind zerpflückt, auseinander weht, zeitweise herüberhaucht. Es mahnte an das Flattern eines Falters von Blume zu Blume, wenn er sich zu jeder herabsenkt und auf keiner herniederläßt. Bei solchem schwebenden Suchen hätte ihr nur die Mutter helfen können. Aber diese war eines Tages langgestreckt in einen schwarzen Kasten gelegt worden, ein paar Papierblumen zu Füßen. „Die Mutter schläft," hatte man Änncheu gesagt, da sie erstaunt auf die gebräunten schwieligen Hände starrte, die auf der Brust ruhten, während sie sonst nicht rasteten, zu arbeiten, Änncheu zu tragen, ans Herz zu drücken. Ja sie schlief wohl nur; sie lag ja auch sonst bei Nacht so schmal da, die Lippen entfärbt, das Gesicht gebleicht, die Wangen gehöhlt. Bloß eines war anders: sie lächelte. Oder kam dies vom Lichtglanz der Kerze zu ihren Häupten? Sie war nicht krank gewesen; sie hatte sich nicht einmal Zeit gegönnt zum Sterben. Mit Änncheu auf dem Arm kam sie am Weihnachtsabend heim, streckte sich hin und war tot. In der Christmette hatte sie Änncheu zum letztenmal an ihr vergehendes Herz gepreßt. Kerzen flammten, den Altar umschritten schimmernde Gestalten, Weihrauchgewölk und Murmeln der Beter verschwebte im Dunkel der Wölbung. Es war spät, und an der Mutterbrust lehnte es sich so warm, daß Änncheu einnickte. Es war kein Schlummer, nur ein Eindämmern —

Mater Dei. Nach dem Gemälde von Ad. Echtler.

ein Flämmchen, das sich unter der Asche zusammenduckt, aber weiterglimmt.

Und da hatte sie es gehört. Es klang so süß, rauschte herrlich auf, verhauchte in Entzücken, um abermals wunderschön anzuheben. Es kam von oben und sank langsam herab — es mußte im Himmelsgarten sein, wo weiße Engel zwischen roten Blumen schweben und auf Goldharfen spielen, wie die Mutter erzählt hatte. Gewaltsam zwang sie die Lider auseinander: da waren sie ja! Auf dem Altarbild beleuchtete die Ampel ihre Silberflügel, ihr blondes Haargelock, den Goldschein darüber, das Antlitz anzusehen wie Schnee im Morgenrot, die Gewandung wie Wölkchen im Sonnenglanz. Das Schönste aber waren die Augen: blau und gut und liebevoll — ganz die Augen der Mutter. Annchen rührte sich nicht, auf daß die Engel nicht davonflattern wie aufgescheuchte Vögel. Bei solchem Stillhalten sank das Seelchen wieder zusammen und glomm matter und matter. Das Lied tönte leiser, verschwebte in der Höhe, verhauchte in der Ferne.

Als sie die Augen öffnete, lag sie daheim im Bette, die Sonne zwängte sich durch die schmalen Scheiben, Leute kamen, legten die Mutter in den schwarzen Kasten, trugen sie fort. Die Gemeinde gab das Waisenkind dem Schlosser in die Pflege. Er war ein Unmensch, aber er that es billiger. Es wurde das langsame Sterben einer Märtyrerin. Vielleicht wäre es ohne das Lied schneller gegangen. Dieses tönte abgebrochen in ihr weiter, Augen schimmerten darein, blau und gut und liebevoll — ganz die Augen der Mutter. Das Dahinleben in solcher Traumwelt stumpfte sie gegen äußere Qualen ab, zehrte aber innerlich an ihr — ein Lämplein, das durch grause Finsternis gleitend sein Öl aufbraucht.

Denn sie hatte das Lied vergessen.

Sie versann sich, grübelte, hart rückten die Brauen aneinander, bis es über die farblosen Lippen emporrieselte: Tröpfchen, die aus kargem Boden hervorsickern und nie zum Bächlein werden. Entmutigt schauten die Augen mit einem heißen Zitterschein in die Weite. Und wieder stückelte sie Endlein einer Melodie an, ließ sie betrübt fallen und hob dafür andre auf, um auch diese zu verwerfen. Sie bohrte die Blicke in die Himmelsglocke, ob etwa diese das Lied läuten werde, oder wollte es aus den spärlichen Gesängen des Armenviertels herushören, aus Schwalbenzwitschern und Finkenschlag; sie lauschte ihm nach im Glockenhall, im summenden Wind. Es war nirgends.

Nur nächtens erinnerte sie sich daran. Da sangen die Engel und gaben den Takt mit den säuselnden Fittichen, bis einer nach dem anderen dieselben kreuzte und darunter einschlummerte. Mit fieberndem Herzschlag wartete sie, bis alle unter den Silberschwingen schliefen. Und dann sang sie ihnen das Lied nach. Aber beim Erwachen war es wieder vergessen. Darum ließ sich auch das Seelchen tagsüber nur so vorläufig von den müden Gliedern dahintragen: schließlich trugen sie es ja doch der ersehnten Nacht entgegen, in der sie nicht von Hunger, Kälte, Schmähungen, Schlägen litt, sondern sich hineinbrüten konnte in eine gute lichte tönende Himmelswelt.

Und so selbstvergessen harrt sie wieder der Nacht entgegen. Es ist Weihnachtsabend. Sie darf nicht früher schlafen gehen als der Pflegevater, sie darf die Lampe nicht anzünden, bevor er nicht aus dem Wirtshaus heimkommt. Fröstelnd kauert sie auf der Bank und wartet. Ihr ist, als müsse sich die Thür aufthun und die Mutter hereintreten, in der gebräunten schweligen Hand einen kleinen Tannenzweig. Diesen steckt sie in einen Topf mit Erde, hängt beiderseits einen Apfel, eine Nuß, ein Johannisbrod, spießt obenan ein Lichtstümpfchen und zündet es an. Dann hebt sie Annchen empor, küßt sie und weint. Und doch ist alles so wunderschön — Annchen erinnert sich daran wie an die Engel und deren Sang. Aber die Thüre thut sich heute nicht auf. Statt des feuchten Schimmers im Mutterauge, statt des Lichtglanzes auf dem grünen Reis ist nichts da als Graus der Finsternis. Es hungert sie, es friert sie, es schläfert sie. Da schlägt es tosend wider die Thür — der Pflegevater humpelt herein, taumelt wuchtig auf die Bank hin und befiehlt dem Kind, einen Trunk aus dem Wirtshaus zu holen. Er feiert so den Weihnachtsabend, erst in der Schenke, jetzt daheim. Und weil sie nicht schon hinausgeeilt ist, holt er zum Schlage aus.

Sie geht. Über dem zerschlissenen Hemd hat sie nichts als ein fadenscheiniges Kattunfähnlein von verwaschenem Rot mit weißen Blümchen, das ihr noch die Mutter aus dem eignen abgetragenen Rock gemacht hat. Seitdem ist sie herausgewachsen, so daß es weder oben noch unten mehr langt. So tritt sie den Nachtgang an durch den Sturm in das endlose Weiß hinein, wie es über der Erde als Decke lagert und vom Himmel unstillbar geschüttelt niederkreiselt. Es scheucht ihr den Atem zurück, schneidet wie Glasscherben in das blutlose Gesichtchen, schlägt mit eisigen Klauen in ihren Nacken, faßt sie bei den Haaren, zerrt wütend am Kleidchen — immer dasselbe brüllende schlagende umkrallende Weiß vor ihr, hinter ihr. Endlich biegt sie in die Wirtshausgasse ein. Aus dem Eckhausfenster strahlt Licht. Da ragt ein mächtiger Baum, überspannen mit Goldfäden, beladen mit Kinderherrlichkeiten, besteckt mit flammenden Kerzchen. Sie muß vor dem blendenden Funkeln die Augen schließen, und dann noch einmal, da ein Lufthauch den Schnee vom Dach weht und das Gestäube als goldener Sprühregen vor dem erleuchteten Fenster niederflirrt. Das ist so schön, und doch ist sie so traurig. Und es schläfert sie. Sie merkt nicht, daß sie am Wirtshaus vorübergeht, dann an andern hellstrahlenden Fenstern — alles ist nur noch ein Traum: auch die Glocken, die zur Weihnachtsmette rufen, auch der Kirchturm, der sich hoch und schwarz aus den niederen weißen Friedhofshügeln reckt, und die vielen Kreuze, welche alle die beiden Arme weit öffnen, sie zu umarmen. Wie Traumgestalten quellen die Menschen durch die Friedhofspforte, vom Mondlicht überflutet und wider einer vom anderen verschattet, vorbei an den Kreuzen, welche die Arme auch zu ihrer Umarmung weit öffnen, vorüber an den Hügeln derer, die einst vor und dann mit ihnen zur Weihnachtsmette gegangen sind. Neben ihnen wandeln dunkel ihre Schatten über die erstarrten weißen Wellen dieses Totenmeeres. Und wenn dies Schattenspiel vorbeigehscht ia, spielen über den Gräbern die Silberstrahlen des Mondes mit den Goldstrahlen stus den Kircheufenstern.

Und in der Kirche, in die sie widerstandslos mit dem Zuge geschoben wird, spinnt der Traum weiter. Dort schweben sie wieder mit den geweiteten Silberschwingen, die blonden Locken strömen auf die Schultern, darüber strahlt sonnengleich ein Goldschein. Und sie singen. Da ist es, das wunderschöne Lied, nach dem sie gesucht, gelauscht, sich gesehnt hat. Sie tastet nach der Altarkante, um die zusammenbrechenden Füße aufrecht zu erhalten. Der Frost durchschüttert den schwankenden Leib, das Gesichtchen ist glühendheiß, glühendheiß auch kommt der Hauch stoßweise aus der Brust. Die Augen brennen. Groß aufgethan starren sie zu den Engeln empor. Und diese blicken auf sie nieder mit Augen blau, und gut, und liebevoll — oder ist es die Mutter, die sie so ansieht? Leiser klingt das Lied, sanfter singt es Änuchen mit, tiefer sinkt der arme Leib mit dem abschwellenden Gesange zusammen. Und mit den Tönen verschwebt das Kindesseelchen hinüber, wo gebräunte schwielige Hände ihm entgegenlangen, wo weiße Engel zwischen roten Blumen stehen und zu Goldharfen das vergessene Lied singen.

Als sie erwachte, lag sie in einem schneeweißen flaumenweichen Bettchen, flirrende Sonnenstrahlen blieben an allerlei märchenhaften und wunderschönen Dingen hängen, silbernes Schimmern zwängte sich durch leuchtende Farben, hier glühte es feurig auf, dort gleißte es wie Gold — ganz wie die Mutter ihr das Paradies geschildert hatte. Nachdem sie sich indes weidlich umgesehen, vermeinte sie, dieses Himmelreich sei doch noch schöner, als sie sich es gedacht hatte. Dann schaute sie nur noch erwartungsvoll auf die blinkende Thüre, bis sie sich aufthäte und die Mutter inmitten singender Engelscharen hereinkäme, in den gebräunten schwieligen Händen einen kleinen Tannenzweig vom himmlischen Weihnachtsbaum. Aber es kam bloß die Frau des Fabrikherrn herein, die sich in der Christnacht des ohnmächtigen Kindes erbarmt und es in ihrem Wagen mit sich genommen hatte. Danach war Änuchen in schwere Krankheit verfallen und hatte in der Fieberglut fortwährend das Weihnachtslied gesungen. Damit sang sie sich in das sehnsuchtsschwere Herz ihrer Pflegerin hinein, die ihr einziges Kind verloren hatte. Das Stimmchen klang so weich, so süß, so silberglockenhell, und die Frau, die neben dem

Bettchen saß, weinte still vor sich hin. So kam es, daß das vergessene und wiedergefundene Lied dem verwaisten Kind eine Mutter, der verwaisten Mutter ein Kind ersungen hat. — —

Annchen ist eine große Sängerin geworden, deren Ruhm die Erde durcheilt. So gewaltig aber auch ihre Kunst die Menschenmassen der Weltstädte hinreißt — herrlicher, ergreifender hat sie nie vorher, nie nachher gesungen als auf dem schmalen Chor ihres Geburtsstädtchens, da sie wieder einmal ihre Adoptivmutter und das Grab ihrer leiblichen Mutter besuchte. Es war am Weihnachtsabend und ganz wie einst: die Glocken, die zur Christmette rufen, der Kirchturm, der sich hoch und schwarz aus den niederen weißen Friedhofshügeln reckt, die vielen Kreuze, welche alle die beiden Arme weit öffnen, sie zu umarmen. Wie Traumgestalten quellen die Menschen durch die Friedhofspforte, neben ihnen wandeln dunkel ihre Schatten, über den Gräbern spielen die Silberstrahlen des Mondes mit den Goldstrahlen aus den Kirchenfenstern.

Und dann sang sie — sie allein. Und doch durchfloß der Sang in einem breiten vollen Strome den Kirchenraum und quoll in seiner Überfülle mächtig durch Fenster und Thüren hinaus, über alle die Gräber dahin, den weiten Friedhof entlang, bis in den entlegenen Mauerwinkel, wo man einst die arme Frau mit den schwieligen abgearbeiteten Händen begraben hatte. Dort verklang er und verhauchte mit dem Duft der Blumengewinde, welche den Schneehügel über und über bedecken.

Unten im Herrenstuhl der Kirche kniet eine Frau und weint leise vor sich hin — aus stolzem Glück, aus seliger Mutterfreude. Die Stimme dort oben klingt bei aller Machtfülle noch so weich, so süß, so silberglockenhell, wie einst, und es ist auch dasselbe schlichte Weihnachtslied, dem sie zum erstenmal an dem Bettchen des kranken Kindes weinend gelauscht hatte.

Hast Du den Riesen Schmerz bezwungen,
Der soviel tausend Herzen bricht,
Ist Dir ein hoher Sieg gelungen,
Doch war es noch der schwerste nicht!

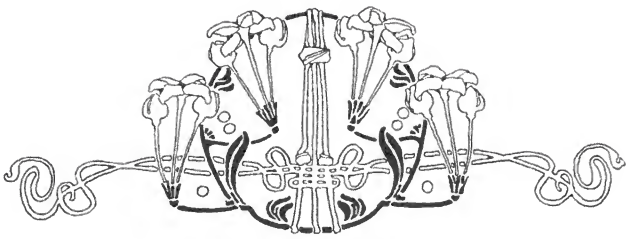
Als edler Gegner reicht zum Lohne
Der Schmerz Dir der Erkenntnis Gold,
Und keinem ward des Lebens Krone,
Der nie der Welt und sich gegrollt!

Wälzt schwer, wie sich auf blüh'nde Wälder
Die Lava senkt, aufs Herz das Leid, —
Einst grünen neu die Schlackenfelder
Und tragen Frucht der Ewigkeit.

Doch wanden jahrlang sich die Sorgen
Dir, natterngleich, ums müde Hirn;
Grub jeder Abend, jeder Morgen
Dir tiefre Furchen in die Stirn.

Hast Tag für Tag die Kraft zerrieben
Im Kampf Du Dir ums karge Brot;
Hat jeden Gang Dir vorgeschrieben
Ein Leben lang die harte Not:

Und gabst Du dennoch nie verloren
Empor zum Licht den reinen Drang,
Dann grüß' ich Dich als auserkoren,
Held, dem der schwerste Sieg gelang!



Erziehung und Zeitgeist

Von

Professor Dr. Richard Richter-Leipzig.

(Abdruck verboten.)

Jedes Zeitalter eines Volkes hat seinen eigenen Geist, sonst wäre es eben nicht ein Zeitalter für sich. Und dieser Geist besteht in der Summe und dem Zusammenwirken vorherrschender allgemeiner Ideen und Grundsätze, die das Denken und Streben des Volkes wesentlich bestimmen und bewegen, Strömungen in einem großen Seebecken vergleichbar, die breiter oder schmäler, stärker oder schwächer, mehr in der Tiefe oder mehr an der Oberfläche, in verschiedener Richtung und oft einander entgegengesetzt das Wasser durchfluten und in eigentümliche Bewegung bringen.

Die Jugenderziehung hat als ein wichtiger Teil des Volkslebens mit den Strömungen des Zeitgeistes zu rechnen: es fragt sich nur, wie? Mit dieser Frage, bezogen auf die Gegenwart unseres Volkes, lade ich die Leser ein, sich jetzt ein wenig zu beschäftigen. Nicht als ob wir die Frage, wie sich die jetzige deutsche Jugenderziehung zum Geiste unserer Zeit verhält, so beiläufig in wenigen Spalten erschöpfen könnten; das wollen wir lieber nicht erst versuchen. Ich möchte nur einzelne Erscheinungen herausgreifen, um an diesen in etwas eingehenderer Betrachtung das Verhältnis anschaulich zu machen und einige praktische Lehren daraus zu ziehen.

Auch bei flüchtigem Hinsehen drängt sich die eine Beobachtung sofort auf, daß unsere Erziehung in vielen Stücken hinter der Zeit zurückgeblieben ist: sie erscheint rückständig, altväterisch, zopfig, ja voll thörichter Mißbräuche und überwundenen Aberglaubens früherer Zeit.

Im öffentlichen Leben haben wir ein hochentwickeltes Rechtswesen, das die peinlichste Gerechtigkeit mit der Menschlichkeit zu vereinigen sucht, die alte Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? sehr ernsthaft nimmt und durch eine Reihe von Instanzen verfolgt bis unter die Kuppel des Reichsgerichts; aber in der Erziehungsjustiz stehen wir noch auf erzväterlichem Standpunkte; hier gelten noch salomonische Urteile der gewagtesten Art, und ein sehr summarisches Verfahren bis hinauf in die Lehrerkonferenzen der Gymnasien ist im Schwange. Auch das Gottesurteil gibt es noch, z. B. in der Form, daß aus einer Gruppe Verdächtiger der als der Verbrecher zur Bestrafung herausgegriffen wird, der am meisten errötet oder erbleicht; und in der Strafvollstreckung der Erziehung sind trotz jahrhundertelangen Widerspruchs der Humanität die Hiebe mit Rute und Stock noch nicht verschwunden, auch die Ohrfeige nicht, ja sie am wenigsten, trotz ihrer endgültig festgestellten Unwissenschaftlichkeit. Mit ihr steht es ähnlich wie mit dem Duell; jedermann weiß, daß sie in verschiedener Beziehung verwerflich und gefährlich ist, aber jedermann hält sie für unentbehrlich und findet sie im gegebenen Falle anerkennenswert, nicht am wenigsten der Betroffene selbst, der sie oft als eine Art Gnadenakt, als rasche Erledigung des strafrechtlichen Falles zu schätzen weiß. Und weiter: unsere fortschreitende naturwissenschaftliche Erkenntnis zerstreut im großen Leben die letzten Nebel des Aberglaubens; aber in der Erziehung legt der Osterhase noch immer seine Eier, bringt der

Storch noch immer die kleinen Kinder, und der Knecht Ruprecht ist noch nicht verschwunden, den Übergang vom Spielleben zum Lernleben vermittelt unseren Kindern noch immer die Hexe des Pfefferkuchenhäuschens und Rotkäppchens Wolf. Und werfen wir einen Blick auf die Bildungsmittel der Schule, und zwar gleich auf die der höheren Schule: in den hundert und zwei Jahren seit 1798 sind Tausende und Abertausende neuer Gedichte erschaffen worden, aber der Kampf mit dem Drachen und die Kraniche des Ibykus von dazumal werden noch unermüdlich deklamiert. In Wirklichkeit gibt es kaum noch echte Rothäute, aber die Indianergeschichten gehören zu den abgegriffensten Büchern unserer Schulbibliotheken. In Deutschland spricht kein Mensch mehr lateinisch, aber unentwegt treiben wir das Lateinische weiter, neun Jahre lang, in den Gymnasien beider Linien, mit saurem Bemühen, harter Arbeit und unvollständigem Erfolg, und daß das Quadrat der Hypotenuse der Summe der Quadrate der beiden Katheten gleich ist, beweisen noch jedes Jahr im Schweiße ihres Angesichts die künftigen Theologen und Juristen und viele andere, ohne alle Aussicht darauf, jemals im Leben von dieser Erkenntnis Gebrauch machen zu können.

Bei diesen wohlfeilen Beispielen für das Altmodische in unserer Erziehung haben alle meine Leser den Gedanken: das ist doch selbstverständlich, unreife Kinder und reife Erwachsene, das ist eben zweierlei. Ja gewiß, aber man halte nur diesen Gedanken auch immer hübsch fest in der Praxis der Erziehung, wenn der Geist der Zeit, zu dessen wesentlichen Merkmalen die Hast und Ungeduld gehört, doch dazu verführen will, die Kinder wie Erwachsene zu behandeln und mit allerhand Verfrühung, mit vorzeitiger Aufklärung und vorzeitig dargebotener unverdaulicher geistiger Nahrung heimzusuchen.

Aber es wird sich auch empfehlen, daß wir uns den Unterschied zwischen jung und alt für den Erziehungszweck noch deutlicher machen und tiefer begründen, um ihn nicht nur gefühlsmäßig und im dunklen Drange bei unserer Pädagogik zu berücksichtigen. Das neugeborene Kind vom Beginn des XX. Jahrhunderts ist dem Neugeborenen des Zeitalters der Teutoburger Schlacht sehr viel ähnlicher als der reife Mann unserer Tage dem reifen Manne jener Urzeit. Wohl mögen unsere Neugeborenen ein gewisses Teil unseres reichen Kulturerbes in der Beanlagung ihres Gehirns mit auf die Welt bringen, während sie andererseits in der Beanlagung des Knochengerüstes und der Muskulatur und in der Dicke der Nerven gegen die neugeborenen Ingo und Ingraban zurückstehen dürften; aber jedenfalls stehen sie im allgemeinen noch immer unter dem Naturgesetze der Allmählichkeit und der langsamen, wachstumweise erfolgenden Entwickelung auch der geistigen Kräfte wie die Kinder unserer Ahnen vor zweitausend Jahren, so daß sie in der Wiege auch nur lallen wie jene, im zehnten Jahre zwar schon eine viel reichere Welt gesehen haben als jene, aber sich auch nur kindische Vorstellungen von dieser ihrer Welt bilden und kindische Anschläge für ihr Leben darin machen; und wenn sie das fünfzehnte Jahr erreicht haben, so verstehen sie zwar unter Umständen schon in vier Sprachen zu lesen und zu schreiben, die schwierigsten Brüche zu rechnen und die Kongruenzfälle zu behandeln, wozu noch allerhand andere Wissenschaft kommt — von alledem hatte der fünfzehnjährige Urgermane keine Ahnung —, aber auch die unsrigen haben sich das meiste doch nur gedächtnismäßig angeeignet, ihr eigenes Urteil ist noch sehr beschränkt, ihr Denkvermögen, ihre Fähigkeit, eine Gedankenreihe festzuhalten und einen Schluß zu ziehen, ist noch sehr wenig ausgebildet, und auch ihre Moral ist in der Hauptsache nur eine angewöhnte, noch nicht eine klar erkannte und mit Bewußtsein gewollte.

Jeder unserer Söhne muß gewissermaßen die ganze Geschichte seines Volkes in seiner eignen kleinen Person wieder durchleben, freilich in sehr abgekürzter und zusammengedrängter Weise, von der nebelhaften Urzeit an, wo sich die Sprache bildete, durch die Periode des phantasievollen Anschauens der Natur, wo sich das jugendliche Volk seine Götter- und Märchengestalten schuf, weiter durch das Zeitalter des naiven Heldentums, das wir in der Erziehung die Flegeljahre nennen und das hier seinen Höhepunkt in einer Tertia zu erreichen pflegt; dann durch eine Periode der Empfindsamkeit und des zarten Minnedienstes, die bei unseren werdenden Jünglingen häufig mit der Tanzstunde zusammenfällt, und durch eine an-

dere der alles bezweifelnden und weltverbesserungslustigen Stimmung, die der Primaner und der Student durchzumachen hat, bis endlich die Reife eines ruhigen und klaren Denkens, eines wissenschaftlichen, künstlerischen oder sonst berufsmäßigen Schaffens und des pflichtbewußten Dienstes in Staat und Gesellschaft nach dem kategorischen Imperativ erreicht ist.

In diesem von der Natur selbst vorgezeichneten Werdegang des Jugendlebens, der einen plötzlichen Sprung vom Keimen und Knospen zum Fruchttragen und Samenspenden ausschließt, liegen hauptsächlich die guten Gründe dafür, warum die Jugenderziehung so gern streng konservativ ist und so zäh festhält an alten Bräuchen und Regeln, die draußen als überwundene Vorurteile erscheinen; warum sie so wenig geneigt ist, die sogenannten Errungenschaften der Jetztzeit in ihren Bereich aufzunehmen und das Allermodernste an Glaubensbekenntnissen, Weltanschauungen und Bestrebungen im Geistesleben mitzumachen. Nicht immer freilich beruht diese spröde Ablehnung auf so gutem Grunde, manchmal auch auf einem minder anerkennenswerten Beharrungsvermögen, das man auch Faulheit nennen könnte und eitlen Wahn, der tief eingefleischt sich durch die Familien- oder Schulüberlieferung forterbt, gleich einem alten Fluche, wie z. B. die Gewohnheit, die Kinder auch bei ganz ersichtlichem Mangel an Begabung und Lust zum Klavierspielen anzuhalten — solch ein Lied, das Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann! — oder die oft zu beobachtende Erziehungssitte, wenn im Theater ein abgeschmacktes Zugstück zum zwanzigsten Male aufgeführt wird, die halbwüchsigen Mitglieder der Familie das Abonnement absitzen zu lassen, als wenn nicht gerade im Theater für die Jugend das Beste eben gut genug wäre.

Doch das sind nebensächliche, untergeordnete Vorkommnisse: bestehen bleibt, wie ich es eben angedeutet habe, das Naturrecht der Erziehung, sich in mancherlei Hinsicht gegen den Zeitgeist möglichst zu verschließen, ja nach Kräften gegen ihn zu wehren und so wider den Strom zu schwimmen. Das mag an einzelnen hervorstehenden Zeiterscheinungen dargelegt werden.

Ein charakteristisches Kennzeichen des Geistes unserer Zeit ist die Polymathie, zu deutsch die Vielwisserei, oder, höflicher ausgedrückt, das Streben nach vielseitiger Bildung, das Verlangen, von den allmählich in unserer Kultur aufgespeicherten ungeheuren Wissensmassen möglichst viel sich anzueignen, gewiß an sich ein begreiflicher und löblicher Drang. Und eng verbindet sich mit ihm ein anderer, den man den Kritizismus unserer Zeit nennen kann, das Streben nach verstandesmäßiger Lösung aller Zweifel und Rätsel, die vernünftige Prüfung der Dinge, die Abneigung gegen das Glauben, Ahnen, Empfinden, gegen das Hinnehmen auf Treu und Glauben, auf Autoritätszeugnis, das Bedürfnis, mit eigenen Augen zu sehen, durch Experimente, durch mikroskopische oder teleskopische Untersuchung, durch statistische Zahlen festzustellen und nichts gelten zu lassen, was man nicht im eigentlichen oder uneigentlichen Sinne begreifen und fassen kann. Wer aber wollte vollends dieses Streben an sich bemängeln, auf dem die großartigsten Schöpfungen und Leistungen unseres ausgehenden Jahrhunderts beruhen und das sich uns in den ersten Meistern unserer Wissenschaften verkörpert?

Aber wenn wir die beiden mächtigen Ströme, den der Polymathie und den des Kritizismus, auch unaufgehalten, unabgedämmt in die Jugenderziehung hereinfluten lassen, dann gefährden wir bei den nächsten Geschlechtern durch das Übermaß der Befrachtung des Gedächtnisses und der Verstandesausbildung zwei andere edle Organe des menschlichen Seelenlebens, die sich, wenn man sie in der Jugendzeit hat verkümmern lassen, im reiferen Alter nicht leicht nachträglich auswachsen und auf deren kräftigem und gesundem Wirken doch vornehmlich das Glück des Lebens beruht, ich meine das Gemüt und die Phantasie.

Ich will hier beim Gemüt stehen bleiben. Nicht trotzdem daß, sondern eben darum, weil unsere Zeit dem Gemütsleben in der Welt der Erwachsenen nicht günstig ist, müssen wir mit besonderer Beflissenheit das Gemütsleben in der Jugendwelt pflegen, damit es recht widerstandsfähig wird, und unsere Jugend nicht schon aus Schule und Haus hinaus tritt durch und durch nüchtern, trocken, kalt, unempfänglich für kräftige höhere, reinere, edlere Lustgefühle. Dieses geflissentliche Bemühen wird hoffentlich auch seine günstige Rückwirkung auf uns

Alte selbst ausüben, daß wir für unsere Person wieder etwas gemütvoller werden, wir, das Geschlecht des thränenarmen Verstandesmenschen, bei denen es auch mit dem Lachen nicht weit her ist: denn unser Lachen hat zu oft einen spöttischen, satirischen oder sonstwie bitteren Beisatz; so recht in seinem Gott vergnügt zu sein, so aus ganzer Seele fröhlich zu sein und sich mit voller Harmlosigkeit des Lebens zu freuen, das ist dem modernen Menschen selten gegeben.

Wie aber soll die geflissentliche Gemütspflege betrieben werden? Die Schulerziehung ist sich der Verpflichtung dazu gerade heutzutage wohl bewußt; jedes neuere pädagogische Buch betont diesen Punkt nachdrücklich. Aber unsere Mittel dafür sind beschränkt. Wir haben ja reichlich Anlaß, das starke, echt pädagogische Lustgefühl des Wetteifers anzuregen, das nur Leute mit verworrenen Vorstellungen als Überreizung des Ehrgeizes beanstanden können. Auch die einfache Lust der überwundenen Arbeitsschwierigkeit ist nicht zu verachten und die der neugewonnenen Erkenntnis, die jüngeren Schülern in so liebenswürdiger Weise aus den Augen strahlt. Wir können in unserem Unterrichte auch mannigfach gute religiöse und ethische Gefühle hervorrufen; nur genügt dazu nicht eine feine Lehrkunst, es bedarf auch der vollen Wahrhaftigkeit der eigenen Empfindung des Lehrers und einer gewissen Macht seiner Persönlichkeit. Wir können ferner in verschiedenem Zusammenhange ästhetische Gefühle wecken, die freilich für unsere derben Jungen oft zu zart sind, um recht lebendig zu werden. Es gelingt uns wohl auch dann und wann, eine allgemeine tiefe Rührung oder eine helle Begeisterung bei einer ganzen Klasse oder einem ganzen Schülercötus zu erzeugen, so namentlich eine patriotische Begeisterung. Nur soll man ja nicht etwa wünschen, daß für diesen Zweck zu den schon bestehenden regelmäßigen patriotischen Schulfesten etwa noch mehr angeordnet würden. Die Menge bringt es in diesem Falle nicht. Die vorhandenen sind schon eher zu viel als zu wenig. Hier kann man leicht das Gegenteil von dem, was man will, erreichen, nämlich abstumpfend wirken, namentlich wenn die Absichtlichkeit zu sehr bemerkbar wird und wenn man mit dem schweren Geschütz starker Rhetorik zu erobern sucht. Gelingt aber einmal eine solche allgemeine Wirkung gut, dann ist sie um so bedeutender, weil sie Massenempfindung erregt, Hunderte von gleichgestimmten Seelen, das hat für jede einzelne eine vervielfältigende elementare Kraft. Aber bei allen diesen Bemühungen sind wir in der Schule sehr behindert, durch die engen Regeln unserer Disziplin, die ein unmittelbares, frisches Hervorbrechen der Gemütsbewegung sehr einschränken, und durch den vorherrschenden lehrhaften Ton, der gewöhnlich bald wieder angeschlagen wird und rasch die Bewegung dämpft und abkühlt.

Viel wichtiger und einflußreicher für die Pflege des Gemütslebens ist die Familienerziehung. Die zahlreichen Gelegenheiten, wo in dieser Richtung gesorgt werden kann, lassen sich auch nicht annähernd angeben. Ich will nur an einiges wenige erinnern, zunächst an die in einem guten Familienverhältnis an und für sich, in den Pietätsbeziehungen zwischen Eltern und Kindern und unter den Geschwistern enthaltenen Gemütsanregungen, eine unendliche Fülle wechselnder Gefühle der edelsten und fruchtbarsten Art; um etwas einzelnes daraus hervorzuheben: die kleinen, bescheidenen Leistungen und Handreichungen der Fürsorge und Anleitung, die ältere Geschwister — und zwar solche, die auch noch in den Kinderschuhen stehen — den jüngeren bieten, sie schaffen den älteren das Wohlgefühl der Überlegenheit im Guten und eine erste frohe Ahnung von der Wahrheit des goldenen Spruches

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Man könnte die Familien beklagen, wo die Menge der Dienstboten solche Liebesdienste, solche Miterziehung zwischen Geschwistern überflüssig macht. Denken wir ferner an das Spielleben in der Familie; das ist ein unendlich weiter und des mannigfaltigsten Anbaues fähiger Fruchtacker der Gemütsbildung; ich lasse ganz beiseite das Spiel der Kleinen, das schon so viel und schön geschildert worden ist in seinem Wert und Reiz; ich will nur anmerken, daß wenig Geschick und guter Wille der Erwachsenen, insbesondere der Hausväter dazu erforderlich ist, um auch Primaner und

Studenten und ihre Altersgenossen beiderlei Geschlechts am winterlichen Feierabend beim Familienspiele festzuhalten und zur lebhaftesten Teilnahme anzuregen; ich meine dabei nicht die Karten, obgleich auch mit diesem angeblichen Gebetbuche des Teufels allerlei harmlose und zweckmäßige Unterhaltung beschafft werden kann, und eine derartige unschuldige Verwendung vielleicht eher vor einem späteren bösen Gebrauch behütet als dazu verführt. Ich meine aber vielmehr die vielfältigen geselligen Frage-, Rate-, Vexier- und Kombinationsspiele, bei denen die ältesten Formen immer noch die besten zu sein pflegen, bei denen Witz, Scharfsinn, Schlagfertigkeit und alle Arten des geselligen Humors zur Auslösung kommen und im heiteren Wettkampfe die Gemüter befreien vom Alltagsdrucke. Und nicht bloß der junge Goethe, sondern jeder normale junge Mensch pflegt auch daran ein Wohlgefallen zu haben, sich einmal in eine andere Person zu verkleiden und zu maskieren und mit fremder Zunge und künstlicher Gebärdensprache ein wenig zu schauspielern; es hat einen natürlichen Reiz, einmal aus seiner eigenen alten Haut herauszufahren und sich doppelt zu fühlen: das soll nicht bedeuten eine mühsam monatelang vorbereitete Aufführung der Perser des Äschylus in geborgten Kostümen vor den Spitzen der Behörden feierlich und verantwortungsvoll dargeboten, sondern häusliche Stegreifkomödien und improvisierte lebende Bilder mit ungeschriebenem Texte und einer aus dem nächsten Kleiderschranke zusammengestoppelten Garderobe.

Und wie ist es mit der Hausmusik? Ich komme mit meiner oben ausgesprochenen Verwahrung gegen die Klaviermarter nicht in Widerspruch, wenn ich die Frau Musica als eine der besten Vermittlerinen der Gemütsbelebung und edler Lust in der Familie preise; ich thue das freilich mit dem Gedanken: wenn doch wieder mehr gesungen als gespielt würde in den Häusern. Der schlichteste, kunstloseste Kindergesang ist eine schöne Gabe Gottes: wie er aufs junge Gemüt wirkt, weihevoll und andächtig und zur vollen Hingabe der Seele an die Macht der Töne stimmend, das können wir leicht abgespiegelt sehen in manchem rührenden Bilde der Wirklichkeit und der Kunst.

Die Erinnerung an den Kindergesang führt auch leicht hinüber zu etwas anderem, das in den Kreis unserer Betrachtung gehört, zum Weihnachtsfeste. Eine gute und einigermaßen feinsinnige Hausmutter schlägt aus dem einen Weihnachten im Jahre für drei ganze Monate Gemütskapital, von Anfang November bis Ende Januar, in der Zeit vor dem Feste namentlich auch dadurch, daß sie ohne Überbürdung und ohne großen Geldaufwand die bescheidene Handfertigkeit ihres Völkchens in Bewegung setzt und mit der Entstehung der ebenso lächerlichen wie rührenden Kunstwerke dieser Industrie bei den Künstlern selbst das doppelte Hochgefühl entstehen läßt, daß sie mit ihren Händen etwas Gutes schaffen können und daß Geben seliger ist als Nehmen.

Nun aber kommen wir zu zwei uralt bewährten Mitteln der Pflege des Gemütslebens, in deren Anwendung namentlich die Großstädter sehr beeinträchtigt erscheinen, das ist der Verkehr mit den Tieren und der Verkehr in und mit der Natur. Ich selbst habe das Glück gehabt, bis zu meinem dreizehnten Lebensjahre auf dem Lande aufzuwachsen, und zwar auf einem Pfarrhofe, der stark belebt war von allerhand vierfüßigem und geflügeltem Getier; und meine Mutter hegte und pflegte dies ihr Tiervolk mit teilnehmender und verständnisvoller Sorgfalt und zugleich mit einem köstlichen Humor, der jeder Henne ihren für ihr Wesen bezeichnenden Spitznamen beilegte. Und sie wies uns Kindern, jedem nach seinem Alter und seiner Art, unseren Anteil an dieser Pflege zu, nicht zum Schaden unserer Menschlichkeit. Die freundlichsten Bilder sind mir aus diesem Treiben in der Erinnerung geblieben; ich habe es noch vor Augen, wie die Mutter uns Kindern die gutgehaltene und darum friedsame und zutrauliche Hauskatze mitten auf den Tisch setzte und ihr ein enghalsiges Töpfchen mit Milch vorhielt, wie das Tier nach einigen komisch-fruchtlosen Versuchen, den dicken Kopf in den engen Topf zu zwängen, auf das kluge Auskunftsmittel der Katzenlogik kam, mit der einen Vorderpfote unter zierlichsten Bewegungen die Milch säuberlich und gründlich bis auf den letzten Tropfen auszulöffeln, und wie sich bei jedem Eintauchen der reizende Konflikt wiederholte zwischen dem katzenmäßigen Widerwillen gegen das Naßmachen des Sammetpfötchens

und dem unwiderstehlichen Milchappetit, der natürlich immer wieder siegte. Wir Kinder haben eine unbändige Freude gehabt über das Schauspiel und das kluge und feine Tier, ebenso wie bei der anderen Scene, als ihm ein bis an den äußersten Rand mit sehr heißem Hirsebrei gefülltes Tellerchen vorgesetzt wurde und das Tier zunächst wieder unter lächerlichen Grimassen dem dampfenden Genusse unmittelbar beizukommen vergeblich versuchte, bis es das physikalische Gesetz der Abkühlung begriff und sich sachte vom Rande an ringsherum in konzentrischem Kreise bis in den mittelsten Kern des Schlaraffenbreis hineinleckte. Ich habe seitdem weit über vierzig Jahre nur in Städten gelebt; aber noch heute, wenn ich an einer wohlkonditionierten Katze vorübergehe, wird es mir schwer, sie nicht zu streicheln.

Ökonomiehöfe können wir uns nun allerdings in der Großstadt nicht halten, um darin pädagogisch wertvolle Tiere zu züchten. Die zoologischen Gärten bieten wenig Ersatz; denn Tiger, Eisbär und Affe sind keine pädagogischen Tiere. Aber Hund und Katze sind auch in der Stadt noch möglich, und für manche, die es haben können, das Pferd, das nur leicht zum Sport verführt; selbst einen Kanarienvogel zu füttern, ist ein gemütliches Geschäft; ein naturwissenschaftlich gebildeter Freund empfahl mir auch einmal die Ringelnatter als ein gut an die Hand zu gewöhnendes Haustier, ich habe es aber damit noch nicht versucht.

Enge Grenzen sind den Großstadtkindern auch gezogen für den nicht bloß körperlich gesunden, sondern auch dem Gemüt wohlthätigen Verkehr mit der freien Gottesnatur. Wir haben gewöhnlich in unseren Städten schöne Parkanlagen, aber sie sind zu sehr kultiviert, zu voll von schönen und unschönen Menschen, und hinter jeder Eiche kann plötzlich ein Schutzmann vortreten. Das ist nichts für Entdeckungsfahrten und Eroberungszüge im Walde, wie die Jugend sie braucht zur herzlichen Erquickung und Erhebung. Es ist eine gelinde Thorheit, wenn man etwa einem zwölfjährigen Knaben sagt: „Geh' eine Stunde im Stadtpark spazieren" — ja wohl, dreimal um eine große Wiese herum, im langsam abgemessenen Schritte, mit vorsichtiger Einhaltung der Kieswege. Dann müssen wenigstens wir Alten mitgehen: in unserer Gesellschaft und nur so können die Knaben spazieren gehen und thun es gern, je weiter, desto lieber, auch wenn nicht eingekehrt wird.

Da nun die Gelegenheit zu freier Bewegung in Wald und Flur so sehr beschränkt ist, haben wir den Notbehelf der geordneten Bewegungsspiele eingeführt. Das ist einmal etwas Neues in der Erziehung, für uns in Deutschland, in England bekanntlich etwas sehr Altes; man sieht, daß sich unsere Erziehung nicht hermetisch abschließt gegen jede Neuerung, daß wir nach der biblischen Regel verfahren wollen: Prüfet alles und das Gute behaltet. Auch an meiner Schule sind jene Spiele eingerichtet: die Stadt gibt den Platz, der Staat trägt die Kosten — und der Prozentsatz der Teilnehmer an den Spielen ist gering, namentlich fehlen die, die es am notwendigsten brauchen, die Bleichgesichter, die Stubensiechen. Die Familien kümmern sich allem Anschein nach gar nicht um die Sache, bedauerlicherweise, und lassen sich wohl gar vom trägen Sohne einbilden, daß er vor lauter Arbeit nicht abkommen könnte, was selbstverständlich nicht wahr ist, wenn er sich nur ökonomisch einrichten und seine Zeit einteilen wollte.

So sollte man nun wenigstens, was noch in diesem Bereiche übrig bleibt, gehörig ausnützen, die Sommerfrischen und ähnliche Gelegenheiten zum Aufenthalte in schöner, freier Gegend. Nur wollen wir ja nicht denken, daß unsere Jugend beim Naturgenuß dieselben Interessen haben müsse, wie wir. Unser physisches Behagen daran, reine Luft und Fichtennadeldunst und dergleichen einzunehmen, teilt sie zwar, aber unbewußt, ohne über diesen Genuß zu reflektieren. Unsere sentimentalische Naturbetrachtung nach dem Motto:

„Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur,"

diese Empfindsamkeit versteht die Jugend gar nicht, weil sie selbst noch naiv ist. Auch für schöne Aussichten und Rundblicke hat sie keinen Sinn: das Auge vermag erst in reiferem Alter ein so vielfach zusammengesetztes Bild zu umfassen; der Blick der Jugend haftet am Einzelnen und Nahen, in der Ferne sieht sie höchstens hier den

auffallenden Turm und dort die groteske Bergnase; Gesamteindrücke kann sie noch nicht verarbeiten. Ihre Freude ist ein absonderlicher Baumriese, ein wunderliches Felsgebilde, eine überraschende Wendung des Weges; höchste Naturgenüsse bieten der Jugend solche Stellen, wo wir Alten nur mit gemischten Gefühlen mitkriechen, wie der Hockstein mit der Wolfsschlucht und die Schwedenlöcher an der Bastei in der sogenannten Sächsischen Schweiz oder die Felsenenge des Annathals bei Eisenach oder vollends der höchste von allen Genüssen, eine Höhle, wie die Baumannshöhle im Harz. Und wenn sich am Ziele der Wanderung etwas Lebendiges regt, die Kuhherde auf der Alm oder gar ein Stück Wild am Waldrande, manchmal thut's auch schon ein bunter Käfer, dann muß die tote Natur zunächst auf die Teilnahme des jugendlichen Wanderers für ihre Schönheit verzichten. Auch Wasserfall und Echo haben als etwas Lebendiges für diese Reisenden hervorragendes Interesse. Vor allem aber wollen sie steigen, klettern, die unruhige, lebensfrische Jugendkraft will sich irgendwie bethätigen oder bei Kleineren der Spieltrieb, für dessen Befriedigung ja der Sand des Seestrandes ein unvergleichlich günstiges Terrain ist.

Wollen wir unsere Jugend in dieser närrischen Art, ihre Lust an der Natur zu haben, um deswillen stören, weil das nicht nach unserem eigenen Geschmacke ist? Wollen wir's versuchen, ihr künstlich unsere Empfindungen einzuimpfen? Lassen wir sie doch sich selber treu bleiben: altklug sein ist nicht hübsch, altfühlend sein ist noch häßlicher, ist unnatürlich.

Damit könnte ich dieses Kapitel von der Gemütsbildung als ausreichend durch Beispiele illustriert, verlassen, wenn nicht eins noch fehlte, das ernsteste und wichtigste Bedürfnis, das ist die Pflege der religiösen Gefühle in der Familienerziehung. Wenn man diese Gefühle ersterben läßt unter dem erkältenden Reife der Gleichgültigkeit oder unvorsichtiger Vernünftelei und verfrühten rationalistischen Klugredens, ich wüßte nicht, wie man diesen Raub am Kindesgemüt vor seinem Gewissen verantworten wollte. Aber es ist hier ähnlich wie bei den patriotischen Gefühlen: die Menge und die Wucht der in guter Absicht versuchten positiven Einwirkungen ist nicht das Gute. Der kindlich fromme und gläubige Sinn ist ein zartes Pflänzchen, das mehr geschützt als getrieben sein will, und das am besten gedeiht unter der belebenden Wärme eines vorbildlichen Verhaltens der älteren Familienangehörigen.

So viel über die Pflege des Gemütslebens. Ein anderes Bedürfnis unserer Zeit ist die Pflege des Persönlichen in der Erziehung und im Unterrichte, ein drittes die Pflege des geschichtlichen Sinnes, beides betrieben im Gegensatze und bewußten Widerstande gegen starke Strömungen unserer Zeit.

Lied des jungen Dichters.

O süß ist das Leben und bitter der Tod —
Wo wohnst du, finsterer Reiter?
Hundert Meilen hinter dem Morgenrot
Oder noch weiter?

Ich höre dich nicht, ich sehe dich nicht,
Und muß sich auch alles dir geben,
Mein jung-jung Herze das tanzt im Licht
Und jauchzt noch ins Leben!

Unsterbliche Jugend durchläutet mein Lied
Und stürmend ergreif' ich die Stunde,
So bleib' ich, wie rasch die ergriffene flieht,
Mit dem brausenden Leben im Bunde!

O süß ist das Leben und bitter der Tod —
Wo wohnst du, finsterer Reiter?
Hundert Meilen hinter dem Morgenrot
Und noch viel weiter!

Carl Busse.

Blick auf Rio de Janeiro. (Liebhaberaufnahme von Herrn Paul Heyden in Sao Paulo.)

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Eine Vortragsreise durch Brasilien.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

(Abdruck verboten.)

Olha, que céo! que mar! que rios! que floresta!

I.

Von Pernambuco bis Petropolis.

Da stehe ich hinter einer Brüstung herrlicher, zum Teil niemals gesehenen Blumen — ein genialer und liebenswürdiger Einfall hat mir auf diese Weise aus einem einfachen Tisch ein entzückend schönes Rednerpult geschaffen. Ringsumher sind alle Fenster und Thüren weitgeöffnet, und mit leiser Bewegung flutet die weiche Tropenluft durch den Saal. Von der Straße glüht's wie ein Feuerschein durch die Fenster herein und mischt sich drinnen mit dem elektrischen Licht, denn die Fassade des Hauses ist mit Hunderten von kleinen bunten Flammen illuminiert, den Brasilianern auf landesübliche Weise zu verkünden, daß drinnen bei der deutschen Vereinigung von Pernambuco eine besondere Veranstaltung stattfindet. Und vom Balkon gegenüber blicken sechs jugendliche Senhoritas mit großen verwunderten Mischlingsaugen über die nicht breite Straße zu den im Saal versammelten Herren und Damen und zu dem merkwürdigen Orador allemão hinter dem Blumenpult herüber, von dessen Rede nur hier und da ein unverständliches Wort zu ihren vom Spitzentuch verhüllten Ohren schlagen mag und den sie gleichwohl mit der ganzen Paciencia, der passiven Ausdauer und wohlerzogenen Unbeweglichkeit des Brasilianertums, über eine Stunde lang anzustarren vermögen. Von fern aber aus den Hintergründen im Klubhause klingt gedämpft verheißungsvolles Anzapfen bis in den dürstenden Saal. Denn füllhornspendend wie das Mädchen aus der Fremde bringen die einlaufenden Hamburger Dampfer in diesen Landsmannskolonien ihre Gaben, dem Schwarzbrot, jenem Faßbier dar. . . .

Das war der Abend in Pernambuco, acht Grad südlich vom Äquator. Der Beginn zauberhafter Wochen für mich im Wunderlande jenseits des Meeres und der erste Vortrag in einer Dutzendreihe voll mannigfaltigsten Wechsels der geographischen Örtlichkeit und der lokalen Scenerie. Freilich das Vollgefühl überreichen und überschönen Erlebens läßt sich nie ganz in Worte fassen, schon weil es zu sehr persönlich, in das halbe Geheimnis des stillen Nachempfindens gebannt bleibt und selbst der freudige Dank den allzu herzlichen Ausdruck wie eine Aufdringlichkeit fürchtet. —

Der Gedanke, in systematischer Weise durch einen deutschen Reisenden bei den brasilischen Landsleuten Vorträge zu veranstalten, durfte durch mich zum ersten Male zur That gemacht werden, hatte aber schon eine längere Vorgeschichte. Herr Herm. Stoltz, jetzt in Hamburg, der Chef eines der bedeutendsten brasilisch-hamburgischen Handelshäuser, hatte ihn schon im Jahre 1877 als Vorstand des ersten deutschen Klubs in Rio de Janeiro, der Germania, betrieben. Wenn irgendwo, so steht das Motto: „Tages Arbeit, abends Gäste, saure Wochen,

frohe Feste" über dem Leben und an den Klubhäusern unserer rastlos thätigen, durch eigenartig weitläufige, vielverzweigte Unternehmungen vollauf in Anspruch genommenen Landsleute in den äquatorialen Ländern geschrieben. Es gehört schon ein besonderes Maß von innerer Energie und Erhebungsfähigkeit dazu, das Bedürfnis nach einem dritten Element zwischen heißer Tagesplage und Erholung, nach einer Verbindung von Geselligkeit und geistiger Unterhaltung lebendig zu erhalten. Indessen Herr Stoltz nahm sich selbst und seine Familie sowie eine Anzahl von Freunden zum Maßstab und legte seinen Plan auch nicht beiseite, als er übers Meer heimgekehrt war und sich seinen schönen, parkumgebenen Landsitz zu Reinbeck bei Hamburg schuf. Denn ein gut Stück seines liebsten Denkens blieb für immer bei den Freunden drüben und bei dem schönen Tropenlande zurück, das dem arbeitsfreudigen jungen Kaufmanne, welcher einst auf gut Glück und redliches Wollen hinübergegangen war, mit reifen Früchten gelohnt und ihm im Kreise der Seinen die Lebensfülle der besten Mannesjahre umgeben und bereitet hatte. Aber erst gegen das Jahr 1899 gewannen diese Pläne greifbarere Gestalt, als Herr Stoltz bei dem zu Besuch in Hamburg weilenden deutschen Konsul in Rio, Herrn Dr. Wever, das gleiche Bestreben fand, den Deutschen drüben auch über die Grenzen und oft unnötig starren Schranken der einzelnen geselligen Klubs hinweg einen gemeinsamen Vereinigungspunkt und eine Anregung durch das gesprochene Wort zu schaffen. Beide Herren fanden, als sie nun ans Ausführen gingen, doch viel Ermutigung. Insbesondere kam solche aus der geistig höchst regsamen Stadt São Paulo durch die Initiative des deutschen Konsuls Herrn Dr. Viktor Eschke — des bekannten früheren Oberrichters in Ostafrika — und die Zustimmung der dortigen deutschen Gesellschaft. Nun war eine Basis vorhanden, und mit einer aus ihrer kundigen Beurteilung der Verhältnisse abgeleiteten Taktik beschlossen die Herren, das Eisen nicht wieder über umständlichen, postalisch zeitraubenden Einzelabmachungen kalt werden zu lassen, sondern den Vorsprung mitwirken zu lassen, den die Thatsache, welche sich bereits vollenden will, in allen Fällen vor dem Entschluß voraus hat, der sich erst aus Anknüpfungen, Besprechungen, Aufmunterungen und dem Ausgleichen von Einzelstimmungen bilden soll. Mit anderen Worten, der betreffende Redner sollte nur erst einmal über den Rubikon des Atlantischen Meeres gehen und die Entwickelung des Gedankens durch sich selbst gesucht werden. Daß dem Pionier der Vortragssache das Protektorat der höchsten deutschen Instanz in Brasilien werde zu teil werden, war eine freundliche Gunst, auf die man von Hamburg aus in jenem Stadium von vornherein noch nicht zu hoffen und Bemühungen zu richten wagte.

Die Verhandlungen mit einer bekannten Berliner Persönlichkeit, welche naturwissenschaftliche Vorträge, unterstützt durch das wirksame Rüstzeug sinnfälliger Demonstrationen, geboten haben würde, zerschlugen sich diesmal noch. So dachte man an einen Historiker und wandte sich an Herrn Geheimrat Wilhelm Oncken. Professor Oncken sah sich verhindert, hatte aber die Güte, auf mich hinzuweisen, zumal die lebendig nationale Richtung, die diese Vorträge haben sollten, von vornherein außer Frage stand. Es war auch nicht unwesentlich, daß ich seit elf Jahren zu den Rednern des Deutschen Vortragsverbandes zähle, zu dessen ältesten und beliebtesten Vortragenden Wilh. Oncken gehört, und daß, wie der Vorsitzende des Verbandes, Herr Edm. Lotz in Koburg, die Vereine über mich Gutachten geben konnten. Auch Herr Geh. Legationsrat Dr. Krauel, der bekannte frühere Gesandte in Rio de Janeiro, dem ich durch die offizielle Palästinafahrt von 1898 bekannt geworden war und dem Herr Stoltz den für Brasilien gedachten Plan vorlegte, hatte die Güte, den Hinweis auf mich durch seine Empfehlung zu verstärken. So trug Herr Stoltz mir die Lage der Dinge in ausführlicher, offener und vertrauengebender Schilderung vor. Fortes fortuna adjuvat, so schloß er seine Darlegung über den Vortragspunkt; was gastfreundliche Aufnahme anlange, auf die der Reisende in Brasilien überhaupt noch mehr oder minder angewiesen ist, so kenne er den landsmannschaftlichen Sinn der dortigen Deutschen genug, um jede Gewährschaft einer für mich überaus angenehmen Reise auf sich zu nehmen.

Man kann vielleicht nachfühlen, wie mich dieser Brief im Innersten erregte. Auf der einen Seite die alte Dozenten- und Redner-

lust, die hoch emporflammte, der in mir wohl nie ganz verkümmernde Zigeuner- und Weltfahrersinn, dem eine solche Reise mit verführerischem Locken winkte; auf der andern Seite die Empfindungen eines Familienvaters, der sich einen ganzen Sommer von den Seinen trennen sollte und der die Unterbrechung mancher Verpflichtung erst herbeiführen mußte. Ich sprach mit meiner Frau, die von dem gleichen Dualismus herüber und hinüber gezogen wurde; dann gingen wir zu ihrem Vater, Wilhelm Jensen, in die Münchner Haydnstraße hinüber. In seinen Augen leuchteten die Zeiten auf, da er seinen berühmten Roman „Unter heißerer Sonne" schrieb; er ging mit der Pfeife im Arbeitszimmer auf und ab, wo die Kästen mit den phantastisch schönen Schmetterlingen hängen, die man ihm aus Südamerika gesandt hat, und schließlich sagte er: „In Deinen Jahren und in Deiner Lage — ja!" Nun wollte die Wagschale des Ja keinen anderen Gewichten mehr nachgeben. Frau und Kindern aber winkte es mit schönstem Ersatz, sich unweit des kleinen Jensenschen Landhauses am Chiemsee einzumieten und die Monate des Sommers in unmittelbarer Nähe der Großeltern, in der schönen Freiheit des Landlebens zu verbringen.

Dann kam der Abschiedstag rasch genug. In Hamburg resp. Reinbeck bei Herrn Stoltz überraschten mich zwei ganz unerwartete, soeben eingetroffene Botschaften: erstlich, daß die Hamburg-Südamerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft das dem brasilischen Deutschtum geltende Unternehmen durch Gewährung freier Überfahrt fördern wolle; zweitens eine gütige Einladung Sr. Durchlaucht des Fürsten Herbert Bismarck, welchem Herr Stoltz von unserem nationalen Plane Bericht erstattet hatte.

Zuletzt war ich in Friedrichsruh gewesen in jenen schicksalsschweren Tagen, da durch alle deutsche Welt der Schmerz um den Heimgang des Kanzlers bebte. Nun stand ich neben dem Sohne des Gewaltigen in der Ehrfurcht des Schweigens in der Gruftkapelle, durch deren Fenster der Sang der Vögel aus frühlingsgrünen Zweigen in den weihevollen Raum hineinklang. Und im Angesicht der, wenn auch auf geringes Thun beschränkten, so doch mich ganz erfüllenden nationalen Aufgabe, zu der ich auszuziehen sollte, stieg es mir aus dem Marmorsarge wie ein hoher Geistergruß empor, dessen Überbringer ich sein dürfe, zu den fernen Landsleuten da drüben, die erst durch Ihn des Namens Deutsche haben stolz werden können unter den Nationen und die es, wie in allen Weltteilen die Deutschen, in unvergänglicher Treue ihm danken.

Dann fuhr ich über das Meer. Drei unvergeßliche Wochen mit allem Farbenwechsel der Bilder, von lichtlos unheimlicher Nebelnacht bis zum Sirenenlächeln äquatorialer Sonnentage, und unterbrochen von reizvoll verbummelten Landungstagen an lusitanischen und kanarischen Küsten, wenn die „Pelotas" neue Ladung oder Kohlen nahm. Wochen zugleich eines phäakenhaften Behagens in allein beherrschter Kabine und in ungestörter Lesemuße auf einem Deck und Schiff, das Raum genug für alle bot, bei fast zu guter hamburgischer Verpflegung und im freundschaftlichen Verkehr mit dem Kapitän Herrn Häveler, seinen Offizieren, dem jungen frischen Schiffsarzt Dr. Poppe, mit dem vortrefflichen Kenner ganz Brasiliens, Herrn Repsold, und einem kleinen Kreise von weiteren Mitreisenden. Welche schöne, ruhende Pause im Lebensüberdrang! Freilich mitunter, wenn die dunkle Nacht hereinsank über das gestaltelose Meer, die fremdgewordenen Sternbilder herabblickten, alles zu Bett war, nur der wachhabende Offizier droben auf und abging und der Kapitän in seiner Kammer noch leise musizierte, ich aber an die Reeling gelehnt noch einsam in das millionenfache Funkeln und Sprühen des Meerleuchtens schaute, da schlich sich wohl ein Fragen ein: Wie wird es mit meiner Aufgabe werden? Wird es auch etwas Ganzes und etwas Rechtes sein, eine Leistung, die die Berechtigung erst erwirbt, die Wunder einer solchen Fahrt und Reise zu erleben?

Dann war es eines Frühmorgens, daß Jemand an meine Kammer klopfte: „Der Herr Kapteihn läßt Sie sagen, daß die brasilische Küste in Sicht is!" Da lag sie, schon ganz nahe, und wir fuhren gerade bei Olinda vorbei. Keine Überraschung war's. So trivial es klingt: dies Bild der smaragdgrünen Landschaft mit hellbunten einstöckigen Häusern und Kokospalmen war allzu oft in Wiedergaben, bis herab zu Cigarrendeckeln oder Liebigbildern gesehen. Was in allen fünf Weltteilen ist denn unserer Kenntnis und Vorstellung heute noch absolut fremd? Nicht der erstmalige Anblick überrascht; aber dem, der in ihnen zu leben und sich umzusehen beginnt, ihm entfalten dann die Tropen den ganzen verwirrenden Reichtum einer von der unseren in allem geschiedenen, nur in sich selbst verständlichen Wunderwelt.

Nachdem die Pelotas im Hafen von Pernambuco festgemacht hatte, kam alsbald, zusammen mit dem Agenten der Dampfschifffahrtsgesellschaft, Herrn Borstelmann, der Associé und Vertreter des nach Paris verreisten deutschen Wahlkonsuls an Bord, Herr Kröncke, ein schlanker blauäugiger Holsteiner, und frug nach mir. Herr Stoltz hatte mir nur als von einer Möglichkeit von Pernambuco gesprochen, wohin er jedoch geschrieben habe. In dieser bloßen Keimgestalt war Herrn Kröncke die Sache anheimgestellt worden, aber sie hatte Anklang gefunden, und mit kaufmännischer Raschheit und Bestimmtheit wurde alles glatt fix und fertig gemacht: also heute Abend Vortrag, um acht Uhr werde ich durch die Herren abgeholt; die österreichische und die bedeutende schweizerische Kolonie von Pernambuco sind schon verständigt und wollen mitmachen; als Thema wird ein durch die schwarzweißroten Grenzen nicht zu fühlbar beengter Vortrag über die geistigen Hauptentwicklungslinien des deutschen XIX. Jahrhunderts gewählt; Kapitän und Mitreisende sind freundlichst mit eingeladen.

Eine halbe Stunde später stand ich auf dem Boden Südamerikas unter den mächtigen Baumkronen der Figueiren am Hafenplatz. Da ging

mir doch ein volles Empfinden des neuen Erdteils durch die Brust. Und wie erst, als ich die Stadt, dieses brasilische Venedig, durchstreift hatte und staunend vor den Gärten der Villenviertel stand mit ihren Fächerbananen, Brotfrucht- und Kandelaberbäumen und hundertgestaltigen Merkwürdigkeiten, die ich in meiner etwas schwachen Botanik nirgendhin unterbringen konnte, und schließlich ganz hinausgelangte in die Urnatur der Umgebung! Was habe ich an diesem Tage in meiner Herzensfreude alles photographiert, Baumstudien, sitzende Urubús, kuriose Transportmethoden, Murillosche Straßenscenen, aus Lehm und Bambus zurechtgekleisterte Ranchos, Wäsche spülende Mulattensenhoras!

Mit Vorliebe denke ich an diesen ersten Vortragsabend in Brasilien zurück. Die Worte, die mir, als wir nach dem Vortrag beisammen saßen, der schweizerische Konsul, Herr Amstein, über den mehr politisch oder richtiger deutschvolklich angehauchten Teil meiner Rede und dann ganz spontan über das Deutsche Reich, über Bismarck sagte, wie thaten sie einem lebhaften deutschen Empfinden wohl und gerade, weil Herr Amstein dabei seinen Ausgangspunkt als deutscher Schweizer innehielt. Und wie anziehend für den Historiker klingt ein solcher patricisch-alter Name: „am Stein"! Wie deutsch aber unsere deutschen Brüder aus Österreich sind, bedarf nicht erst der Erinnerung! Nicht wenige Persönlichkeiten sind es, die mich an diesem frohgeselligen Abend herzlich interessiert haben und deren Gedächtnis ich treulich bewahre. An solchen Abenden wird's überhaupt spät, noch später aber wird's, wenn, wie hier, ein Tanz improvisiert wird — in tiefer Ruh lag Pernambuco, als wir über sein von unbändigem Unkraut durchgrüntes Straßenpflaster heimschritten. Anderen Morgens gab's, bei frühem Aufbruch, trotzdem (?) Damen mit waren, einen reizvollen Ausflug nach Olinda auf seinem Hügel am Meer, der ehemaligen, jetzt halb verlassenen und in Grün fast versinkenden Hauptstadt des Staates Pernambuco. Danach hatte ich der freundlichen Einladung der beiden Herren Krause, der Inhaber eines bedeutenden Gold- und Silberwarengeschäfts, zu einem stilgerechten brasilianischen Frühstück zugesagt, das im luftigen saalartigen Speisezimmer wohlthätig und heiter verlief. Dann noch ein paar Besuche, mancher herzliche Händedruck bei nur zu raschem Abschied, und als es zum Abend ging, furchte die Pelotas von neuem durch die tiefblauen Fluten des Oceans, und die sinkende Sonne übergoldete grünes Waldland der Küste, während die Häuser von Pernambuco schon ferne im Norden zu weißem Fleck am Strande ineinander geschwunden waren.

Wieder einige Tage später, ein früher Sonntagmorgen. Wir liegen vor Anker zwischen Kriegsschiffen und Inselforts, die noch vom Mellochen Bürgerkriege her zerschossen sind, im Hafen von Rio de Janeiro! Wie aber könnte ich diesen hier schildern? Das ist ja nicht ein grandioser Blick, wie bei Genua oder Neapel, das ist eine nach allen Richtungen hin in immer neue Bebuten und Perspektiven sich wandelnde, aber nirgend in ein Panorama zu fassende ganze Schönheitswelt. Dorthin schweift der Blick über freie Wasserflächen oder niedrige Robinsoninseln hinaus zu ferne den Horizont verschließenden Zackengebirgen. Hier schießen in der Nähe die seltsamsten Felsgebilde auf, als ob eine Kindheitslaune der Natur sie zu titanenhaftem Spielzeug benutzt, die einen Kegel aufrecht stehen lassen, die anderen wieder dazwischen geworfen habe, und um diese granitnen „Zuckerhüte" herum oder in fjordartige Felskulissen hinein entzieht sich der Wasserspiegel dem verfolgenden Blick. Von allen Seiten sind die Ufer bald nahe, bald weitentrückt, ja meilenfern; bald sind sie felsennackt, bald grünen sie wie Zaubergärten, und während unser Schiff im Sonnenschein liegt, schwebt hier und da hoch um die Berghäupter noch der Frühnebel oder leckt ganz niedrig über das Wasser hinweg mit feuchten grauen Zungen aus den Felswinkeln heraus. Und nun Rio selbst — wohl die tollverwirrteste Topographie, die irgend eine Stadt der Welt besitzt. Nirgends von einem Punkte zu überschauen; um den vielgestaltigen und vielunterbrochenen Küstensaum der Bai und um die starren Bergkegel sich herumziehend, in Thäler und Schluchten hineingestreckt: bald breit, bald bandartig schmal, unersteigene Felsen und — auf den Abhängen — jungfräulicher Urwald mitten in der Stadt, aber überall ein Anblick, wie einzigselfsam, so auch zugleich wunderbar und einzigschön.

Wohnung des Kaiserlich deutschen Gesandten Grafen E. Arco-Valley in Petropolis bei Rio de Janeiro.

Wir stehen an der Reeling, bald Backbord, bald Steuerbord, und schauen und schauen. Übrigens der Hafen selbst ist ziemlich leer, denn in Rio ist die Pest. Und das bedeutet Quarantäne für die ausfahrenden Schiffe und viel sonstige Unbequemlichkeit; dagegen Besorgnis eigentlich nicht. Die Pest ist wesentlich eine Krankheit für

geringes Volk, das sich nicht viel mit Wasser befaßt. Das gelbe Fieber ist schon anders, das sich mit unheimlicher Vorliebe die soeben mit den Dampfern angekommenen Nordeuropäer und gerade die gesundesten unter ihnen holt, aber auch unter den vermeintlich akklimatisierten so manches Mal noch seine schreckliche, rasche Mordlust übt.

Zugleich mit den Hafenbehörden naht der Pelotas eine Lancha (Dampfbarkasse), von der ein blauer Wimpel flattert: H. St. & C., „Hermann Stoltz und Cie." Das ist freundliches Willkommen, ich weiß, Herr Künning, der derzeitige Vertreter der Firma in Rio, befindet sich darin. Aber ehe die Gesundheitsbehörde uns freigibt, darf die Lancha nicht anlegen. Da naht mit eiligem Schritt der treffliche erste Offizier, Herr Frielinghaus: „Der deutsche Gesandte kommt auch, das muß Ihnen gelten!" Ich kann's nicht recht glauben, wie sollte das sein? Eine Lancha mit der deutschen Flagge schießt heran, und Graf Emmerich Arco-Valley springt auf die Fallreeptreppe an Steuerbord herüber.

Im Verhältnis der Kaiserlichen Gesandtschaft und der deutschen Kolonie zu Rio rührt seit den Zeiten des unvergessenen Herrn Dr. Krauel eine Wendung her, die beide in Beziehung gesetzt hat, wie sich Geheimrat Krauel ja auch als erster die Pflicht auferlegt hat, die übrigen deutschen Kolonien in Brasilien und ihre Angelegenheiten durch eignen Besuch, ungeachtet aller gewaltigen Wegestrecken und vielfach noch vorhandenen Unbequemlichkeiten, kennen zu lernen. Und dem Grafen Arco, dem Sproß des uralten, ehemals landesherrlichen tirolisch-bayerischen Geschlechts, dem noch heute die phantastische gleichnamige Felsenburg nördlich vom Gardasee zu eigen ist, gehören alle Herzen. Er ist nicht bloß die gütigste Persönlichkeit von kunstloser und dadurch doppelt vornehm wirkender Liebenswürdigkeit, sondern auch der energische und treubesorgte oberste Anwalt aller großen und kleinen deutschen Angelegenheiten in Brasilien. So hat er auch das Unternehmen deutscher nationaler Vorträge mitten in der brasilischen Hauptstadt in seine eigene Hand und Protektion genommen und dadurch dem als Neuling in die Verhältnisse eintretenden Redner nicht bloß wertvollste Förderung, sondern zugleich erwünschtesten autoritativen Rat gesichert.

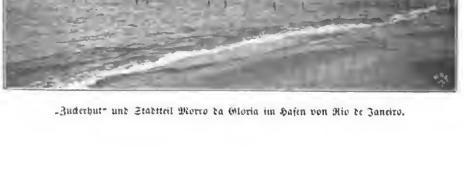
Graf Arco war es auch, der mich nachmittags in eigner Person bei meinen Besuchen geleitete und vorstellte. Hoch droben am Berghang liegt das Haus Herrn Künnings und unweit davon das des Herrn Dr. Gruel, des verehrungswürdigen und hochverdienten Geistlichen der deutschen evangelischen Gemeinde. Aus beider Gärten schweift der Blick zu der Stadt in den Thälern hinab und besonders schön zu dem von Palmen überragten, auf einem Bergvorsprung in die Bucht hinausgerückten Stadtteil Morro da Gloria. Der Präsident des Germanialubs, Herr Mattfeldt, wohnt mit seiner Familie in Petropolis; wir treffen ihn aber in der altberühmten ersten Buchhandlung von Rio, Lämmert und Cie., deren Chef er ist. Weitere Besuche bei den führenden deutschen Persönlichkeiten reihen sich daran, im Konsulat begrüße ich den stellvertretenden Nachfolger des nach Chicago versetzten Herrn Dr. Weyer, Freiherrn Ostmann von der Leye, mit welchem ich später mehrere stimmungsvolle Abende auf der Terrasse des Hotel Internacional auf ragender, aussichtsherrlicher Höhe über Rio verbracht habe, wo er wohnte. Und weiter habe ich die ganz besondere Freude, in dem alkundigen und allverehrten Konsulatssekretär Herrn Max Leonhard den Bruder Heidelberger Freunde persönlich kennen zu lernen. Schließlich am Abend, während an den Zinnen und Zacken der Berge die Farben des Sonnenunterganges erglühen, trägt uns, da die Güte des Herrn Gesandten mich zu meiner Überraschung auch eingeladen hat, bei ihm während der Rio-Zeit zu wohnen, die rasche Dampffähre über die Breite der Bucht hinüber. Von dort geht's mit der Zahnradbahn die steile Berglehne empor. Denn 800 Meter hoch im Orgelgebirge, da liegt wie ein zwischen Felsenwände eingebettetes Paradies Petropolis, der Gartensitz des einstigen Kaisertums von Brasilien, seit alters der Sitz der bei der Regierung von Rio beglaubigten Diplomatie.

Wie wir an die deutsche Gesandtschaft kamen, hingen im Garten schon die Lampions, die den Zugang beleuchteten, der letzte an einem ragenden Säulenkaktus, der gegenüber der Hausthür Schildwache steht. Sie galten der Gesellschaft, die der Graf für diesen Abend eingeladen hatte: Herrn Legationssekretär von Flöckher mit seinen Damen, einen Teil der fremden Diplomaten und sonstige Herrschaften aus Petropolis. Indessen, ich kann hier die zwei Wochen nicht schildern, die so begannen und die ich in der thronenden Bergstadt habe verbringen dürfen. Es wäre unmöglich, ihren Reichtum an schön Erlebtem und Gesehenem, den mir auf so freundliche Weise eröffneten Verkehr mit interessanten Persönlichkeiten und liebenswürdigen Familien, die Ausflüge in die landschaftlichen Herrlichkeiten der Umgebung und alles übrige an dieser Stelle nur en passant zu skizzieren. Natürlich wurden sie öfter durch die Fahrt nach Rio hinab unterbrochen. Hier hatte Herr Mattfeldt im Namen der Germania die nähere Organisation der Vorträge in die Hand genommen. Über diese Abende in eigener Person zu berichten und sie zu kommentieren, geht nun ja schlecht an, und ich kann auch die Zeitungsberichte über Wesen und Aufnahme der Vorträge nicht wohl citieren, weil diese fast beschämend freundlich gehalten waren. Ihr stofflicher Inhalt war nacheinander: die geistigen und politischen Strömungen und Kämpfe in Deutschland seit dem Erwachen einer öffentlichen Meinung bis zum Siege Bismarcks; eine versuchte Analyse der menschlichen und staatsmännischen Persönlichkeit des großen Kanzlers; das geschichtliche Verhältnis der Deutschen zum Meere und die Wechselfolge der Nationen in Seegeltung und Handelsmacht. Eine bedeutsame Ansprache des Herrn Gesandten am letzten dieser Abende schloß den Cyklus ab und wurde von der Presse in stenographischem Wortlaut gebracht. Sie sprach den Wunsch und die Zuversicht aus, daß die Vorträge eine dauernde Einrichtung bleiben möchten und fügte hinzu: „Diese Vorträge sind ein Beweis dafür, daß man uns in der Heimat nicht vergessen hat; sie beweisen aber auch, daß

wir Deutsche in Rio fest zusammenhalten und fest halten an deutscher Bildung, deutscher Kultur und deutscher Wissenschaft. Wenn wir Deutsche im Auslande die Anhänglichkeit an die Heimat, unsere enge Verbindung mit unserem Deutschland erhalten, so treten wir niemandem zu nahe und werden niemand verletzen. Wir werden vielmehr gerade dadurch die Achtung der Nationen erwerben, bei denen wir wohnen; insbesondere werden wir uns auch hier in Brasilien die Achtung erhalten der liebenswürdigen und ritterlichen Nation, in deren Lande wir leben und deren Freundschaft und Gastlichkeit wir dankbar genießen."

In Petropolis droben bereitete mir der Herr Gesandte noch die weitere Ehre und Freude, daß er die Diplomatie und die deutsche und österreichische Gesellschaft zu einem Vortrage einlud. Als Thema war eine Schilderung des heiligen Landes und der dortigen Kaisertage von 1898 gewählt, für mich eine unschwierig wiederholte Improvisation aus früher niedergeschriebenen und im Gedächtnis lebendig gebliebenen Erinnerungen — eigentliche Manuskripte halte ich nebenbei gesagt nur für eine Fesselung des impulsiven rednerischen Wortes, das aber der sorgfältigen gedanklichen Vorbereitung niemals entbehren darf. Es war ein festlich angehauchter, freundlich-geselliger Abend im geschmückten Saal. Ueberdies bot er die interessante Aufgabe, vor diesem Auditorium nicht bloß dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und das deutsche und evangelische Bewußtsein mit klarem Ton anklingen zu lassen, sondern zugleich einzuflechten, was die erschienenen außerdeutschen Gesandten und Diplomaten — die mit einer, für mich durch ihr geduldiges Zuhören rührenden Ausnahme alle des Deutschen mächtig waren — und die anwesenden deutschen Franziskanerpatres näher interessieren und ihnen sympathische Bilder bieten konnte. In dieser Petropolitaner Umgebung, gegenüber den offenen Fenstern des tropischen „Winter"-abends war es ein lockender und naheliegender Anfang, das äquatoriale Amerika und den palästinensischen Orient der alten Welt einander in Parallele gegenüberzustellen. Dort alles in der umgebenden Natur Fülle und sprießende Jugend, ein sich überdrängendes und überstürzendes Grünen und Blühen in feucht durchwehter Treibhausluft; hier ein Land, das mit seinen nackten Felsen und Sandflächen unter dem dörrenden Gluthauch zweier nachbarlicher Wüsten liegt. In Brasilien alles wie von gestern, die Gebirge wie soeben erst geboren, unausgeglichen, ohne Schutthalden, die Thäler noch nicht aufgefüllt, die zackigen Höhen noch unverwittert. In Baumwuchs und Vegetation noch nichts geordnet und in Klassen oder Gruppen gesondert, noch keine Wälder einer Art, alles bunt vermengt, jeder Baum ein völlig anderer als sein Nachbar; alles kämpft in sinnverwirrender Mannigfaltigkeit durcheinander um den Weg zur Sonne und zum Licht; so dicht steht aller Wald und Busch, daß an seinem Boden kein Raum und kein Strahl für schwächere und niedere Pflanzen bleibt und sie notwendig angewiesen sind, als Lianen oder Parasiten auf die Bäume emporzuklettern müssen, bis sie deren oberstes Geäst erklimmen. Nicht anders die beflügelte Natur der Insekten, wie ich es zu Petropolis in der Schmetterlingssammlung des liebenswürdigen Herrn Prof. Foetterle, der bedeutendsten Südamerikas, mir bewundernd hatte erklären lassen. Auch sie noch nicht in konstante Arten gebracht, noch mitten in der Anpassung und Differenzierung, in der Entstehung der Arten begriffen, eine schier unübersehbare Welt der Übergänge ineinander. Auf der anderen Seite der Orient der alten Welt mit seinen bis zur Armut klaren und wenigen Arten in Pflanzenwuchs und Fauna, mit seinen wie auf den Boden niedergedrückten Stachelgestrüppen, im Staub kriechenden Feigen oder Reben, seinen spärlich und weitgestellten Ölbäumen, deren Farbe sich, ebenso wie die der steinernen Häuser, aus dem allbeherrschenden Grau der Kalklandschaft gar nicht herauswagt: das ganze Ziel Monotonie, das ganze Wesen die stillruhende, greise Genügsamkeit des Alters. Und als ich so sprach, da huschte ein großer gelber Nachtschmetterling der Seidenspinnerfamilie in den Saal hinein, umflatterte wie mit der sorglosen Sicherheit des Urwaldkindes unausgesetzt den Kopf und die Hände des Redners und setzte sich schließlich gemächlich vertrauensvoll im vorderen Saal gerade auf das Haar eines der Herren zur Ruhe.

Wie freundlich war dieser Abend! Und als er zu Ende war, wie schön war's, ihn noch einmal durchzudenken und zu dem Kreuz des Südens emporzublicken, das hoch am Zenith über den im Nachtwinde leise flüsternden Bananen und Bäumen im Garten der Gesandtschaft stand . . .



„Zuckerhut" und Stadtteil Morro da Gloria im Hafen von Rio de Janeiro.

Aus Edam. Nach dem Gemälde von Klaus Meyer.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

Die Grande-Chartreuse und ihre Bewohner.

Von

Dr. Walther Genſel-Paris.

Mit zweiundzwanzig Abbildungen nach Photographien.

(Abdruck verboten.)

Im Jahre 1082 ſollte der aus Köln gebürtige, aber in Rheims wirkende Geiſtliche Bruno Hartenfauſt zum Erzbiſchof dieſer Stadt ernannt werden. Aber angeekelt von den politiſchen Wirrniſſen der Zeit, in tiefer Wehmut über die überhandnehmende Zuchtloſigkeit und aus dem unendlichen Bedürfnis, allein mit Gott zu ſein, entzog er ſich der hohen Würde und beſchloß, in der Einſamkeit, im Gebet und Studium der heiligen Schriften, in ſchlichter Handarbeit und Almoſenſpenden, ſein künftiges Leben zuzubringen. Mit ein paar Gefährten kam er im Frühjahr 1084 zum Heiligen Hugo in Grenoble, und dieſer willfahrte ſeinem frommen Wunſche mit Freuden, indem er ihm ein einſames Thal in der Nähe des Örtchens Carturiſſium mitten in einem den Alpen des Dauphiné vorgelagerten Bergmaſſiv anwies. Aus dieſen ſchlichten Anfängen entſtand der Orden der Chartreux oder Kartäuſer, der ſich nach und nach zu einem der allerbedeutendſten entwickeln ſollte. Wo wir auch reiſen, in Deutſchland oder in Frankreich, in Italien oder in Spanien, überall treffen wir noch heute auf Kartauſen. Viele von ihnen ſind größer und prächtiger als das Mutterkloſter, ſo vor allem die hochberühmte Certoſa von Pavia, deren überreiche Kirche in ſo merkwürdigem

Abb. 1. Blick auf Grenoble.

Gegenſatze zu den ärmlichen Zellen der Mönche ſteht. Wer aber für die Reize der Voralpennatur empfänglich iſt, wer klöſterliches Leben in ſeiner urſprünglichen Reinheit kennen lernen will, — und auch der, der den köſtlichen grünen und gelben Trank zu würdigen verſteht, den die Mönche nach dem Rezepte des Dom Garnier brauen, mag den Abſtecher nach der großen Chartreuſe nicht ſcheuen, wenn ihn ſein Weg einmal nach Südfrankreich führt.

Es iſt in der That ein wundervolles Stück Natur, in das ſich der heilige Bruno zurückgezogen hatte. Ihm ſelbſt mag es als eine ſchauerliche Einöde erſchienen ſein, für uns haben die ſteil abfallenden Kalkfelſen und die engen Schluchten mit den ſchäumenden Bächen nichts Abſchreckendes. Und zudem iſt die Düſterkeit gemildert durch eine unendlich reiche, ganz ſüdliche Vegetation. Am häufigſten ſind Buchen und Eichen mit Tannen und Fichten gemiſcht, aber dazwiſchen finden ſich Eſchen, Erlen und Weiden, und hier und da die prächtigſten Nußbäume. Sie reichen bis in Höhen hinauf, wo anderwärts ſich kaum das Nadelholz noch recht zu entwickeln vermag.

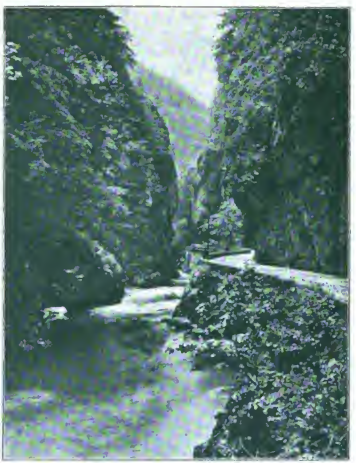


Abb. 2. Der Eingang zur Einöde.

Man kann von Lyon aus direkt zur Chartreuſe gelangen. Weitaus die meiſten Reiſenden aber machen mit Recht den kleinen Umweg über die herrliche Stadt und Feſtung Grenoble, den eigentlichen Mittelpunkt für alle Ausflüge in die franzöſiſchen Alpen. Dieſe ſind, wenn wir von Chamounix und ſeinen Umgebungen abſehen, bei weitem nicht in dem Maße erſchloſſen wie die Schweiz und Tirol. Aix-les-Bains iſt ja allerdings ein weithin berühmter Badeort, und auch in Annecy und in Moutiers hat mancher reiche Pariſer eine Villa zur Sommerfriſche. Aber für die Berge ſelbſt war bis vor kurzem wenig gethan worden, und darum fehlt es faſt gänzlich an deutſchen und engliſchen Touriſten. Jetzt ſucht man das Verſäumte mit doppeltem Eifer nachzuholen. Das Syndicat d'initiative zu Grenoble ſendet Broſchüren über Broſchüren in allen Sprachen in die Welt hinaus und erteilt mit der größten Liebenswürdigkeit jegliche Auskunft, es gibt Rundreiſehefte aus, ſorgt für Wagenanſchlüſſe und trifft mit den Gaſtwirten beſondere Abmachungen, es läßt Karten und Führer drucken und umſonſt verteilen. Natürlich verſäumt es auch nicht, die Schönheiten der Stadt Grenoble ſelbſt anzupreiſen.

Die Stadt verdient es aber auch wirklich, daß man ihr einen oder zwei Tage ſchenkt. In dem weiten fruchtbaren Thal des Iſereſtromes gelegen, der bei Valence in die Rhône mündet, rings von gewaltigen, bis zu 3000 Metern aufſteigenden Bergen umgeben, mit herrlichen Fernblicken bis zum Montblanc hin, kann ſie ſich kühnlich neben die ſchönſten Städte Europas ſtellen. An hiſtoriſchen Sehenswürdigkeiten iſt ſie freilich nicht übermäßig reich. Ganz wenige Bauten gehören dem Mittelalter und der Renaiſſance an, und noch viel ſparſamer ſind natürlich die Erinnerungen an das Allobrogerdorf Cularo und die Römerfeſtung Gratianopolis, die als die Stadt

mit den hundert Türmen weithin bekannt war. Aus der Frankenzeit stammt die Krypta der Kirche Saint-Laurent, die älteste in Frankreich erhaltene, aus dem XI. Jahrhundert die schwerfällige Kathedrale, aus dem XIII. das Kirchlein Saint-André, die ehemalige Schloßkirche der Herzöge des Dauphiné, die 1349 ihr Land unter der Bedingung abtraten, daß künftighin der Kronprinz von Frankreich den Namen Dauphin führen solle. Alle diese Bauten treten hinter dem unter Ludwig XI. (1461 bis 1483) begonnenen Justizpalaste im Renaissancestil zurück. Noch bemerkenswerter als seine graziöse Fassade sind die Holzschnitzereien in einigen Sälen, vor allem die um 1520 von dem deutschen Künstler Paul Jude ausgeführten, dann aber auch die von Lepautre, dem berühmten Zeichner Ludwigs XIV., entworfenen. Vor dem Palaste erhebt sich das Standbild Bayards von Raggi, eins der charakteristischsten Bildhauerwerke der französischen Romantik. Der „Ritter ohne Furcht und Tadel" war bekanntlich auf einem Schlosse in der Nähe von Grenoble geboren.

Abb. 3. Chartreuse grün und gelb.

Die Bürgerschaft von Grenoble hat immer einen freien und stolzen Sinn bewahrt. Die Stadt war eine der ersten, in die der Protestantismus siegreich einzog. Schon 1522 verkündete hier der Franziskanermönch Peter von Sébiville die neue Lehre. Freilich erwies die Gegenreformation sich übermächtig, aber heute noch besteht hier eine rührige Gemeinde. Im Jahre 1788 aber wurde hier einer der ersten Schritte der Revolution gethan, indem das Parlament sich dem Auflösungsbefehl erfolgreich widersetzte; 1815 endlich war Grenoble die erste Stadt, die dem von Elba heimkehrenden Kaiser ihre Thore öffnete. Natürlich sind die Bürger stolz auf diese Vergangenheit. Der Revolution ist bei der Jahrhundertfeier ein großes Denkmal gesetzt worden, das die Vertreter der drei Stände im Schwur vereinigt zeigt. Vielleicht ein wenig zu breit macht sich der Lokalpatriotismus in dem recht sehenswerten Museum,

Abb 4. Das Thal der Grande-Chartreuse mit dem Kloster.

dessen der neuen Kunst gewidmete Säle fast nur Gemälde von aus dem Dauphiné gebürtigen Künstlern enthalten. Allerdings befinden sich darunter Namen von sehr gutem Klange wie Hébert und Fantin-Latour.

Die Akademie von Grenoble ist vor einiger Zeit zur Universität erhoben worden, obwohl sie nur zwei Fakultäten besitzt. Da der junge Franzose im Gegensatz zum Deutschen die kleinen Hochschulen möglichst meidet, sucht man Fremde, insbesondere Deutsche, anzuziehen, und nicht ohne Erfolg. In allen Kaffeehäusern gibt es deutsches Bier und deutsche Zeitungen, und überall kommt man unseren Landsleuten mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen.

* * *

Zwei Wege führen nach der Grande Chartreuse, die Fahrstraße über Le Sappey und den Luftkurort Saint-Pierre de Chartreuse und der Weg durch die „Einöd'". Natürlich wird man hinwärts den letzteren wählen, um den rechten Begriff von der großartigen Abgeschiedenheit der Gründung des heiligen Bruno zu gewinnen. Auch hier hat man wieder die Wahl. Man kann die Partie ganz zu Wagen machen über La Placette — das Zweirad läßt man lieber zu Haus, wenn man es nicht stundenlang schieben will — oder man benutzt die Eisenbahn im Isèrethal bis Voiron und von da die Dampftram bis Saint-Laurent du Pont. Beide Wege sind gleich schön, nur muß man im ersteren Falle, wenn man die Diligence benutzen will, früh auf den Beinen sein. Das Seitenthal, in dem die Bahn von Voiron aus in starken Windungen rasch aufwärts führt, trägt einen völlig südlichen Charakter mit seinen Weinbergen, riesigen Nußbäumen, seinen munteren grellroten Ziegeldächern. Links grüßt die große kupferne Madonna eines berühmten Wallfahrtsberges herüber, rechts ragen hohe Felsen empor. Plötzlich biegt der Zug in eine enge Schlucht ein, die aus der sächsischen Schweiz hierher versetzt zu sein scheint, er durcheilt sie in raschem Laufe, und wieder befinden wir uns in einem weiten freundlichen Thale.

In Saint-Laurent ist Frühstücksstation. Wer schlecht zu Fuße oder bequem ist, wird auch von hier aus den Wagen benutzen, nicht aber der, der in vollen Zügen die herrliche Natur genießen will, und vor

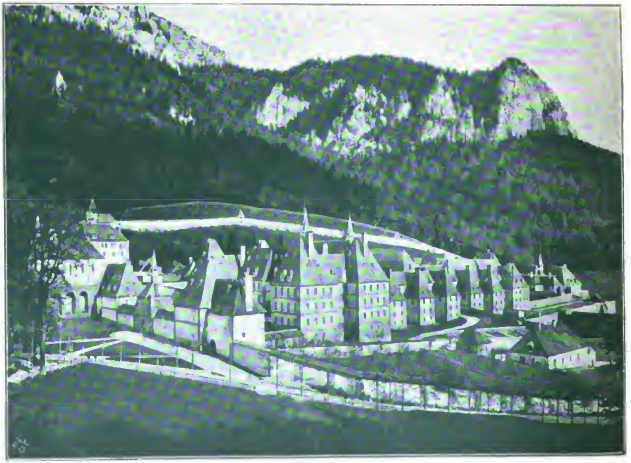


Abb. 5. Westansicht des Klosters.

allem nicht der, der unterwegs die Likörfabrik in Fourvoirie besuchen will. Die ist nun freilich „unzugänglich“, wie der FreundBaedeker ganz mit Recht schreibt. Allein wenn ihr einen recht liebenswürdigen Brief an den hochmögenden und verehrungswürdigen(vénérable) Père Procureur schreibt, wird er euch die Erlaubnis wohl ebenso bereitwillig erteilen wie uns. Oder sollte er bei uns eine ganz besondere Ausnahme gemacht haben, sollte die Macht der Presse sich auch bis auf die frommen Mönche erstrecken?

Abb. 6. Der alte Kreuzgang.

Kloster und Likörfabrik, fromme Litaneien und Alkohol, wie reimt sich das wohl zusammen? Der krausbärtige Bruder Kellermeister, der uns in seiner weißen Kutte empfängt, ist ein gutmütiger Kauz mit fidelen Äuglein, der die seltene Gelegenheit zu einem Schwätzchen mit Behagen ergreift und selbst vor einem unschuldigen Scherzwort über die gegenüber liegende Korsettfabrik nicht zurückschreckt. Leider sind seine historischen Kenntnisse nicht übermäßig groß, ich hätte gern von ihm erfahren, zu welcher Zeit die Chartreuse zuerst hergestellt worden ist. Natürlich würden die frommen Patres wenig erbaut sein, wenn man ihren Trank als Schnaps bezeichnete; er ist eine Arznei und nichts anderes. Sie selbst trinken nie etwas davon, für die Fratres dagegen scheint diese Vorschrift nicht zu bestehen. Es ist übrigens ein starkes Tränklein; enthält doch die gelbe Mischung gegen 45 und die grüne gar über 50 vom Hundert reinen Alkohol. Das Geheimnis der Herstellung wird noch immer streng gewahrt, obwohl sein Verrat der Fabrik schwerlich viel schaden würde. Die Hauptbestandteile haben unsere Chemiker ja längst festgestellt, und auf ein Kräutlein mehr oder weniger wird's bei hundertundachtzig — so viele Sorten werden angeblich für die grüne verwendet — schwerlich ankommen. Das Wichtigste ist der vorzügliche Alkohol, der aus vom Kloster selbst gekauften Weinen von zuverlässigen Leuten hergestellt wird, und außerdem die Frische der Kräuter. Beides können ihnen andere und insbesondere kleinere Betriebe nicht so leicht nachmachen. Nun wird freilich andererseits behauptet, daß die Qualität infolge des mächtigen Anwachsens der Produktion in der letzten Zeit ein wenig nachgelassen habe oder doch wenigstens nicht mehr so gleichmäßig sei. Mag sein. Uns selbst kam es vor, als bestünde ein merklicher Unterschied zwischen dem Willkommentrunke, den uns unser Frère kredenzte, und dem, der uns später oben im Kloster vorgesetzt wurde. Trotzdem ist und bleibt die Chartreuse die Königin aller Liköre.

Ein starker ätzender Geruch empfängt uns, als wir den ersten der großen Räume, den der „mise en bouteilles“, betreten. Wir sind hier wirklich in dem Lande, in dem Milch und Honig fließt. Eine starke Röhre leitet die Flüssigkeit aus einem der Riesenfässer des Kellers hierher. In gewissen Abständen befinden sich an ihr Hähne und Schläuche und aus diesen ergießt sich nun der gelbe oder grüne Strom, so zwar, daß man seinen Mund unterhalten könnte, in

Abb. 7. Das Unterkunftshaus der Damen.

die kleinen Fässer, aus denen er dann abgefüllt wird. Der zweite Raum ist das Lager. Zu Tausenden liegen sie hier neben- und übereinander, die grünen, gelben und weißen Flaschen — denn es gibt auch eine weiße Chartreuse, einen milden Damentrunk, der aber nur in ganz geringen Mengen hergestellt wird. Weiter kommen wir in die Destillerie und zum Schluß in den Keller, dessen Riesenfässer mehr als 1200 Hektoliter enthalten.

Als wir von unserem wackeren Wirte Abschied genommen haben, mit dem lebhaften Bedauern, daß wir kein Konterfei von ihm erhalten können, ist es Mittag geworden, und die Sonne brennt tüchtig hernieder. Aber schon sind wir am Anfang des schönsten Teiles unserer Wanderung angelangt, an der „Einöde". Langsam steigt die Straße bergan. Immer näher treten die Felswände, fast senkrecht abfallend. Und immer höher erheben wir uns über den Bach, der zwischen mächtigen Steinblöcken hindurchhüpft. Hin und wieder überschreiten wir ihn auf schwindelnd hohen Brücken mit prächtigen Ausblicken. So geht es zwei Stunden lang in immer gleicher und doch stetig wechselnder wundervoller Scenerie. Da hört der Wald plötzlich auf, und mit einem Male befinden wir uns in einem von grünen Matten durchzogenen Thalgrund. Unmittelbar vor uns aber liegt der ungeheure von Mauern umschlossene Gebäudekomplex des Klosters.

Die heutigen Bauten stammen zum weitaus größten Teile aus dem Jahre 1676, in dem das alte bereits siebenmal nach Feuersbrünsten erneuerte Kloster fast vollständig ein Raub der Flammen geworden war. Die Architektur ist höchst einfach, weißgetünchte regelmäßige Häuservierecke mit hohen grauen Schieferdächern. Durch das Hauptthor gelangt man in einen großen Hof mit Rasenplätzen und Springbrunnen und von da zum Hauptbau. Hier befinden sich rechts die Zellen der Würdenträger, auf die ich noch zu sprechen kommen werde, links das Refektorium, die Küche und die Kapellen. Das obere Stockwerk enthält den Kapitelsaal, die große Galerie und die Fremdenzimmer. Daran schließt sich das aus zwei mehr als dreihundert Meter langen Kreuzgängen gebildete eigentliche Kloster. Einer dieser Kreuzgänge stammt noch aus dem XIV. Jahrhundert.

Wer noch am selben Tage nach Grenoble zurückkehren will, wird sich mit einem raschen Imbiß und einer Führung durch das Kloster

Abb. 8. Mein Frühstück im Kloster.

begnügen müssen. Wer aber einen dauernden Eindruck von der Chartreuse und ihren Einwohnern mit hinwegnehmen will, wird sich damit nicht zufrieden geben. Er wird die köstliche Ruhe eines Sommerabends in dieser feierlich ernsten Gegend und das Wiedererwachen der Natur am nächsten Morgen genießen wollen, er wird dem merkwürdigen, ganz nach mittelalterlicher Art abgehaltenen Gottesdienste beiwohnen und eine Nacht die einfache Lagerstatt der Mönche teilen. Nimm dir also Zeit, lieber Wanderer, laß dir vom Bruder Hausmeister deine Zelle anweisen, wirf dein Reisegepäck ab und erfrische dich mit einem Trunke Weins, ehe du zu weiterem Schauen dich anschickst. Das Kloster ist nämlich wie vor alters eine Herberge, gratis für den Bedürftigen, gegen mäßiges Entgelt für den, der's bezahlen kann. Allerdings mußt du dich in allerlei fügen. Du darfst nicht singen und nicht zu laut reden, vor allem nichts, was die Moral und den Glauben deiner Mitgäste verletzen könnte, du mußt mit dem Menu ohne Fleisch vorlieb nehmen

Abb. 9. Korkbrand.

und darfst nicht rauchen. Ferner mußt du, wenn deine Frau oder Schwester dich begleitet hat, dich von ihr trennen. Denn kein weibliches Wesen darf auch nur den Hof des Klosters betreten. Für sie ist gegenüber ein Häuschen gegründet worden, in dem sie von Nonnen bedient und bewirtet werden.

Die Führung durch das Kloster geht ziemlich geschwind von statten, geschwinder, als man es wünscht. Allerdings ist es nicht eben reich an großen Kunstwerken, aber in die prächtige Kapelle Ludwigs XIII., die einzige, die während der Revolution vollkommen verschont geblieben ist, oder in den feierlichen Kapitelsaal mit den Bildnissen der Ordensgeneräle und den Kopien nach den im Louvre befindlichen Gemälden aus dem Leben des heiligen Bruno von Lesueur möchte man doch mehr als nur einen flüchtigen Blick thun. Natürlich führt uns auch hier ein Bruder, von den Vätern bekommen wir außer in der Kirche überhaupt nur den Père Coadjuteur zu sehen. Besonders eindrucksvoll wirken die unendlich langen Kreuz-

Abb. 10. Die Kapelle des heiligen Ludwig.

gänge, in denen jeder noch so leise Schritt wiederhallt, und jedes Geflüster vernehmlich wird, und die Bibliothek mit den mächtigen Folianten.

Am meisten wird unsere Aufmerksamkeit natürlich durch die Zellen der Pères gefesselt. Das Kloster enthält deren vierzig, aber nicht immer sind alle bewohnt. Je zwei bilden zusammen eins der Häuschen, die wir auf der Abbildung sehen. Vier Räume stehen jedem Mönche zur Verfügung. Vom Gang aus gelangt man durch ein kleines Vestibül in das Schlafzimmer, an das sich ein winziges Meditationsstübchen anschließt. Eine kleine Treppe führt hinunter in die Werkstatt und den Holzkeller. Denn da niemand seine Zelle betreten darf, muß der Mönch natürlich auch selbst einheizen. Endlich gehört zu jeder Zelle ein von hohen Mauern umgebenes Gärtchen, in dem er niemanden sehen und von niemandem gesehen werden kann. Einige Stühle, ein Tischchen, ein kleines Bücherbrett, eine in der Form an die Hindelooper Bettschränke erinnernde Lagerstatt mit dünnem Strohsack, zwei wollenen Decken und einem Keilkissen aus Haferstroh, ein Betschemel, ein Weihwasserbecken, ein Kruzifix und eine Madonnenstatue: das ist das ganze Mobiliar. Dabei ist alles von einer Einfachheit, die uns frieren macht. Die Höhlenbewohner der Urzeit haben mehr Komfort gehabt als diese Kartäuser.

Abb. 11. Fabrikmarke der Flasche.

Beten, studieren, dazwischen hier und da etwas mechanische Arbeit, so geht das Leben hin, einen Tag wie den anderen. Aber verfolgen wir einmal den Tageslauf dieses Klosterlebens, das, wie es in den Statuten

Abb. 12. Die Bibliothek.

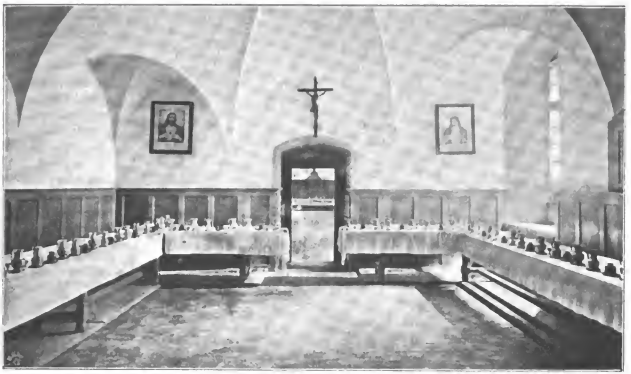


Abb. 13. Das Refektorium.

heißt, die Vorzüge des Anachoretentums mit denen des Cönobiates verbindet. Mitten in der Nacht um zehn oder elf Uhr, ertönt die Klosterglocke. Der „Excitator“ geht von Zelle zu Zelle und weckt die Brüder, die etwa vier Stunden halb angezogen auf ihrem harten Lager geschlummert haben, zum Gebet. Wenn alle anderen Menschen schlafen oder sich vergnügen oder dem Laster nachgehen, beten sie wie der Psalmist für ihr Heil und das der Sünder. Etwa nach einer Stunde ruft sie ein zweites Läuten in die Kirche zu den Matinees, die mindestens zwei, oft aber über drei Stunden dauern. Dem Fremden ist es gestattet, von der Tribüne aus diesem Nachtgottesdienst beizuwohnen. Und wahrhaftig, es gibt nichts Seltsameres, Eindrucksvolleres, als diese weißen Schatten mit ihren düster brennenden Laternen in der fast schmucklosen Kirchenhalle, als dieser eintönige lateinische Gesang ohne Orgelbegleitung. „Da wir lieber beten und seufzen als schöne Harmonien ertönen

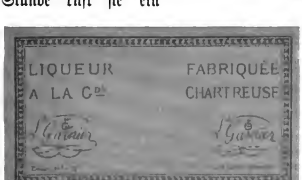


Abb. 14—16. Wasserzeichen der Etikette und Flaschenetiketten grün und gelb.

Abb. 17. Der Kirchhof.

lassen sollen, suchen wir durch einfache und demütige Gesänge Gott zu gefallen." Und doch wird niemand in den Orden aufgenommen, der keine Stimme besitzt, und es gilt ihnen jeder falsche Ton als eine Sünde. Alle Riten, die in der Kirche beobachtet werden, stammen noch aus dem ersten Jahrtausend. So geht die Zeit hin bis zwei oder drei Uhr, dann folgt eine zweite Nachtruhe bis $5^3/_4$ Uhr, und wieder heben die Gebete und Messen an bis etwa um zehn Uhr. Sie beten für die, die nicht beten, für die Unfrommen und die Ketzer, für die Kranken und die Toten, um die Güter der Welt und das Heil des Vaterlandes. Bis zur Vesper d. h. bis $2^1/_2$ Uhr schweigen dann, mit Ausnahme eines kurzen Gebetes zur Nona, die religiösen Übungen. Ja noch mehr, sie sind geradezu verboten. Denn, so oder so ähnlich heißt es in den Statuten, sie sind gerade so reichlich bemessen, daß Körper und Geist dabei gesund bleiben können. Durch übermäßiges Kasteien wird nur dem Teufel der Weg geebnet. Man sieht, in dem ganzen uns so unbegreiflich und fast widersinnig erscheinenden System behält doch auch die Vernunft ihr Recht. Dazu gehört auch der Spielraum, der der körperlichen Arbeit gegönnt ist. Die Mönche drechseln, schnitzen, bestellen ihr Gärtchen ꝛc. Doch soll diese Thätigkeit nie zur Leidenschaft werden, sondern eine Erholung bleiben. Eine kurze Zeit wird auch täglich der Lektüre der heiligen Schrift und der Werke der Kirchenschriftsteller gewidmet. Zur Vesperzeit beginnen dann wieder die geistlichen Übungen und der Gottesdienst.

Vormittag um zehn Uhr wird die Hauptmahlzeit eingenommen, die dem Mönche durch eine Luke in seine Zelle geschoben wird. Milch- und Eierspeisen, Gemüse, Früchte und Käse, selten Fisch, lösen einander ab, dazu wird stark verdünnter Wein getrunken. Niemals gibt es Fleisch oder Fleischbrühe, selbst für die Kranken wird keine Ausnahme gemacht. Nur im Frühjahr und Sommer wird eine zweite Mahlzeit gereicht, von der Kreuzeserhöhung (23. September) bis Ostern nehmen sie des Abends nur ein wenig Wein und Brot. Freitags ist strenges Fasten bei Wasser und Brot.

In dieses einförmige Leben bringen nur die gemeinsame Mahlzeit am Sonntag, der darauf folgende Spaziergang, bei dem die Gedanken über die Lektüre der Woche ausgetauscht werden, das einmal wöchentlich stattfindende Colloquium und die großen Kirchenfeste ein wenig Abwechselung. Einfach, klanglos und bescheiden wie das Leben ist auch der Tod. Alle versammeln sich um den Sterbenden und beten mit ihm bis zur letzten Stunde. Dann wird bei dem Leichnam Totenwache gehalten, und am nächsten Morgen wird er ohne Sarg auf dem kahlen von hohen Mauern umschlossenen Friedhof beigesetzt, wo ein bald verwitterndes Holzkreuz ohne Inschrift die Stätte bezeichnet. Nur die Ordensgenerale bekommen ein einfaches Denkmal . . . .

Nun noch ein Wort über die Verfassung des Klosters. An der Spitze der Grande-Chartreuse steht der von den Patres erwählte Prior, der zugleich der General des gesamten Ordens ist. Kein äußerliches Abzeichen unterscheidet ihn, aber alle müssen sich vor ihm verneigen. Neben ihm stehen als weitere „Würdenträger" der Vikar, der Prokurator, der sich mit den weltlichen Angelegenheiten zu befassen hat, der Sakristan und der bereits genannte Koadjutor. Nach vierjährigem Noviziate werden die Mönche durch die einfachen Gelübde zu jeunes Pro-

fès, dann wieder nach vier Jahren durch die feierlichen Gelübde zu grands Profès. Ihre Tracht ist ein weißes wollenes Gewand mit Kapuze und Gürtel aus weißem Leder. Darüber hängt das ebenfalls weiße Skapulier. Eine wollene Tunika, weiße Strümpfe und lederne Schuhe vervollständigen den Anzug. Das Gesicht ist vollkommen glatt rasiert, vom Haupthaar bleibt nur ein dünner Kranz von der Schere verschont. Die Fratres oder dienenden Brüder sind Köche, Bäcker, Schuster, Schlosser und dergl. Als Frères donnés tragen sie ein braunes Gewand, als Frères convers, was sie nach drei Jahren werden können, das weiße. Doch lassen sie den Bart wachsen. Auch sie wohnen in abgeschlossenen Zellen und essen nur Sonntags gemeinsam, aber ihre geistlichen Übungen sind viel beschränkter, und außerdem sind sie nicht an das Schweigen gebunden.

Gar merkwürdige und widerstreitende Gefühle bewegen uns, wenn wir das Kloster verlassen. Wir können das alles unverständlich, unvernünftig, mittelalterlich finden, und doch können wir den Männern nicht unsere Achtung versagen, die aus Überzeugung, für ihr Seelenheil und das ihrer Mitmenschen, ein so entsagungsvolles Leben führen. Und diese Hochachtung steigert sich, wenn wir hören, mit welcher Liebe und Verehrung die weltlichen Diener des Klosters von den Vätern und Brüdern reden.

* * *

Die Mahlzeiten der Fremden finden in der einfachen, mit Stichen nach Rubens gezierten Gaststube neben dem Refektorium statt, das unsere Abbildung veranschaulicht. Auch hier gibt es im ganzen Jahr kein Fleisch, aber man hält es ganz gut ein oder zwei Tage bei der katholischen Fastenspeise aus, die ja nichts mit dem Vegetarismus zu thun hat, sondern bei der Fische und Eier mit den Suppen und Gemüsen angenehm abwechseln. Überdies gibt es Wein, soviel man nur trinken will, und am Schlusse der Mahlzeit sogar ein Gläschen Chartreuse. Eigentümlich berührt den Magen nur das Frühstück mit Suppe, Käse, getrocknetem Obst und Wein. Das Tischtuch ist grob, das Geschirr sehr einfach, alles aber peinlich sauber. Jedenfalls ist's eine Kost, die den Magen nicht beschwert und den Schlaf nicht stört. Und das haben wir sehr nötig. Denn unser winziges Gaststübchen ist gar jämmerlich einfach eingerichtet. Wir liegen auf einem Strohsack und ebensolchen Kopfkissen unter einer geblümten Decke. An den weißgetünchten Wänden hängen ein paar billige vergilbte Stiche. In einer Ecke steht

Abb. 18. Das Gastzimmer (Salle de France).

ein Betschemel und darüber hängt ein Kruzifix. Ein Tischchen mit einem Lilliputaner Waschgeschirr, ein Nachttischchen und ein Stuhl ergänzen die Einrichtung, gegen die die Küchenmöbel unserer kleinen Leute luxuriös zu nennen sind. Die Decke ist aus Holz, der Fußboden aus Stein und eisigkalt. Aber wir schlafen doch gut, so gut, daß wir leicht die Glocke zum Mitternachtsgottesdienste überhören.

Den nächsten Morgen benutzen wir, um zu den historisch berühmten Kapellen hinaufzusteigen — wenn wir nicht eine Besteigung des so großartig das Thal abschließenden Grand Som vorziehen, von dem sich die herrlichste Aussicht über das gesamte französische Alpengebiet darbietet. Schreiber dieses hat übrigens die Kapellen nicht am Morgen, sondern am späten Abend gesehen. Als er nämlich den Führer bestellte, der zum Aufschließen unbedingt nötig ist, wurde ihm bedeutet, daß der nächste Tag ja ein Sonntag sei und man die Leute unmöglich vom Gottesdienste abhalten könnte. Nun, es war auch so schön, ja vielleicht noch schöner und sicher eigenartiger. Wie die Nacht immer undurchdringlicher wurde in dem dichten Tannenwalde und wir zum Schluß kaum mehr den weißen Kies unter unseren Füßen erkennen konnten, und wie dann mit einem Male beim Austritt aus dem Walde die untere Kapelle unter einem strahlenden Sternenhimmel vor uns lag, einem solchen, wie sie nur in den Sternschnuppennächten des August vorkommen, das wird mir unvergeßlich sein. Und auch für das Innere der Kapellen ist die Nachtstimmung vielleicht gar nicht ungeeignet. Künstlerische Eindrücke sind ja doch nicht viel zu holen. Wenn aber der Schein des Lichtstümpfchens über die alten Bilder und Altäre hinhuscht und der Führer uns erzählt, daß auf diesem Steine der heilige Bruno zuerst gepredigt habe, daß da die ersten Hütten gestanden haben und dort eine Schneelawine die erste Ansiedlung zerstört habe, dann wird unsere Phantasie kräftiger getragen, als am hellen lichten Tage.

Abb. 19. Der Tod des heil. Bruno, † 6. Oktober 1101.
Gemälde von Eustache Lesueur.
Nach einer Photographie der Maison Ad. Braun & Cie. in Paris.

Die obere Kapelle steht auf einem Felsen, an dessen Fuße eine prachtvolle Quelle entspringt. Sie wurde 1640 von Jacques de Merly zu Ehren des heiligen Bruno erbaut. Ihr Altar in durchbrochener Arbeit erhebt sich über der einfachen dunkelgrauen Marmorplatte, die dem Heiligen als Altar gedient hat. Dahinter erblicken wir ein Bild mit dem die Madonna verehrenden Heiligen, während sich an den Seitenwänden die Bildnisse seiner sechs ersten Genossen befinden. Die untere Kapelle Notre-Dame de Casalibus oder zu den Hütten, wurde 1440 vom Ordensgeneral François de Marômes an der Stelle gegründet, wo sich das erste Kloster erhob. Eins der oben erwähnten Gemälde von Lesueur zeigt uns St. Bruno, wie er den Plan zu diesem Kloster, einer unschein-

Abb. 20. Kapelle des heiligen Bruno.

den Ereignissen in der Kammer, nach den Attentaten auf König Humbert und den Schah, nach dem Präsidenten Loubet und dem Deutschen Kaiser. Und ich bemerke zu meinem Erstaunen, daß die tägliche Lektüre einer ganz einseitigen klerikalen Zeitung das Urteil dieses Burschen nicht zu knechten vermocht hat. Groß ist aber seine Ehrfurcht vor den frommen Vätern der Chartreuse und seine Bewunderung dieser Männer. Als wir aus dem Walde heraustreten, zeichnet sich die mächtige Silhouette des Klosters ganz klar vom Himmel ab. Eine feierliche Stille umfängt uns. Nur die Grillen zirpen, und durch die Tannen rauscht leise der Abendwind . . . .

Am nächsten Tage fuhren wir mit einem Postwagen munter nach Grenoble zurück. In Saint-Pierre de Chartreuse stiegen Sommerfrischler zu uns ein, recht weltliche Leute nach den welten-fernen Mönchen, und in der Stadt herrschte ungebundenstes südliches Sonntagstreiben, an

baren Kapelle mit sieben Hütten, mustert. Erst nach ihrer Zerstörung im Jahre 1133 wurde die Chartreuse an die heutige Stelle verlegt.

Er ist ein munterer Bursche, mein Führer. Beim Heruntermarsch — im Walde ist es nun völlig dunkel geworden — leuchten wir uns gegenseitig mit unseren Cigarren, — ein seltener Genuß für ihn —, und er erzählt mir von dem Winterleben im Kloster, von den Vätern und fragt mich nach den Dingen der großen Welt, nach Paris und

Abb. 21. Kapelle Notre-Dame de Casalibus.

Abb. 22. Bei Saint Pierre de Chartreuse.

dem wir uns nicht satt sehen konnten. Das brachte uns bald in andere Stimmung. Noch oft aber fliegen die Gedanken in jene Welt zurück, die aus einer längst entschwundenen Zeit so märchenhaft in unser XX. Jahrhundert hereinragt.

Vierblättriger Klee.

Von

A. von Berchthold.

Er geht des Wegs den Blick gesenkt,
Von all' der Pracht rings abgelenkt,
Den ragenden Berg — er sieht ihn nicht,
Sieht nicht der Sonne goldnes Licht,
Und nicht vom Bach durchrauscht die Matten,
Im kühlen Walde nicht die Schatten,
In stillem Glücke nicht den Steg . . .
Vierblättrigen Klee sucht er am Weg.

Susa Salaï.

Nach einer ungarischen Bänkelsängerei von

Georg Busse-Palma.

Ein wildes Kind von Jugend her,
Doch schön war Susa Salaï.
Sie sprach: und wenn's ein König wär',
Der um mich freit, ich nähm ihn nie.
Will lieber Jungfer bleiben
Und Jahr um Jahr, Tag aus und ein,
Die Spindelspule treiben,
Als unterthänig sein. —

Die Freier gingen arg verstört.
Doch einer hat sie still verlacht.
Das war der Wind, der sie gehört
Tagaus, tagein um Mitternacht.
Dann war in ihrem Zimmer
Ein Jubel bis der Morgen schlug,
Und vor der Thür stand immer
Ein Roß, das keine Eisen trug.

Doch kaum, daß müd im Frührotschein
Nach ihrem Nest die Eule schrie,
War wieder einsam und allein
Die schöne Susa Salaï.
Es hört der Wind sie sagen:
Nun ist er weit, der bei mir war.
Sein Roß ist unbeschlagen
Und er ist ein Bedyar.*)

Hei, fuhr er da ins hohe Gras
Wo ein Pandur im Schlafe lag
Und weckte ihn und sang ihm das
Und sang ihm das den ganzen Tag.
Der ritt vergnügt von hinnen
Und nachts, da pocht er an die Thür.
Der eine Mann war drinnen,
Doch draußen standen vier . . .

O weh nun, Susa Salaï.
Und dreimal Wehe abermals! —
Rot ward die Finsternis um sie
Von Blut und Blitzen blanken Stahls.
Sie focht an seiner Seite
Und schwang den Dolch, den er ihr gab,
Bis daß er wund vom Streite
Und bleich bis in den Bart hinab.

Schnell fuhr um die gebrochne Kraft
Der Ketten blauer Schlangenleib.
Da bog in jäher Leidenschaft
Sich tief zu ihm das junge Weib.
Du sollst in Schmach und Schande?
Mein Falk, mein wilder Weih! —
Der Tod trägt keine Bande,
Halt still, ich mach' dich frei. —

Und tief ins Herz biß ihn der Stahl.
Die Kette fiel, frei lag er dort.
Sie küßte ihn zum letztenmal,
Dann band man sie und trug sie fort.
Der Richter sprach vom Stuhle:
Den Galgentod für sie! —
Am Boden lag ihr Buhle,
Doch hoch kam Susa Salai. —

So hat im hies'gen Komitat
Ereignet sich die Schauermär.
Viel Fromme beten früh und spat,
Daß Gott der Herr ihr gnädig wär'.
Ihr Leib war schön geraten,
Doch trutzig ihr Gemüt. —
Vor Trutz und bösen Thaten
Uns all der Herr behüt! . . .

*) Entspricht ungefähr dem deutschen „Räuber".

Der Veilchenmann.

Stimmungsbild aus den Festtagen.

Von

Kaethe Cajetan.

(Abdruck verboten.)

Er kommt! Da kommt er wirklich! Wie wundervoll! Ja, ja, er ist's!"

Eine jauchzende Stimme rief es, und zwei kleine Fäuste trommelten ungeduldig an die Fensterscheiben.

Die junge Frau rührte sich nicht und las ruhig weiter. Sie saß in einen Lehnsessel geschmiegt, hatte die Füße mit den roten, goldbestickten Lederpantoffeln in ein Fell gegraben und blickte nicht einmal auf. Ihr Herz zuckte nicht in bangen Ahnungen bei dem Worte „Er" aus dem Munde ihrer Tochter. Sie sah im Geiste keinen blonden Assessor, keinen schnurrbartdrehenden Leutnant oder sentimentalen Opernsänger vor sich, hatte sie selber doch nicht allzu lange die Zeit überwunden, wo solche Heroen noch Eindruck auf ihr eigenes jugendliches Gemüt machten. Für ihre Tochter brauchte sie dieselben vorläufig nicht zu fürchten, deshalb las sie ruhig weiter.

Zwei weiche, nackte Kinderarme schlangen sich um ihren Hals, ein zierlicher Kopf legte sich auf ihr Buch, und sie war gezwungen, in ein paar schöne, flehende Augen zu blicken, die zu ihr emporsahen.

„Heute darf er's doch, Mutty, nicht wahr, heute darf er's?"

„Ja; heute darf er's", sagte sie lächelnd. Ein Jauchzen antwortete ihr. Wie ein Wirbelwind flog die kleine Person durch das Zimmer, zur Thür hinaus. Gleich darauf ertönte ihre jubilierende Stimme im Hausflur.

„Tag, guten Tag! Heute darfst Du's, Du darfst es wirklich! Weil's Weihnachten ist, darfst Du's. Nun bleib aber auch nicht mehr so lange da stehen. Hier herein mußt Du kommen und dann dicht ans Feuer! Extra viel Holz ist für Dich aufgelegt! Ich habe Mutty schon so oft gebeten, sie solle Dich doch mal ganz dicht an den Ofen lassen, damit Du warm wirst. Heute hat sie's erlaubt, weil's Weihnachten ist. Ich hatte es mit auf meinen Wunschzettel geschrieben."

Im Nebenzimmer ertönten schlürfende Schritte und das Getrippel von Kinderfüßen.

„Gott gesegen's Euch, Fräuleinchen, viel tausendmal gesegen's Euch der liebe Herrgott!"

„Nein, nein! Du mußt näher herankommen. Die Hände ans Feuer halten! So! Laß mal fühlen, ob sie warm sind! Nein, ganz kalt sind sie noch! Hu! Und wie sie zittern!"

„Ist auch a sakrisch Kält draußen; aber das thut gut shier, sehr gut thut's. Gott segegn's!"

„Nachher kriegst Du auch Handschuh und was für Deine Frau und fürs Mariechen. Sag mal, wie geht's dem Mariechen? Erzähl doch!"

„Es friert halt auch, es zittert ordentlich in seinem Bettchen vor Kälte."

„Es — friert — auch —! Das Mariechen friert?"

Langgezogen, voll unglaublichen Entsetzens, wurde diese Frage hervorgestoßen.

„Das Mariechen friert auch! Hast Du's gehört, Mutty?"

Die junge Frau hatte es gehört. Das Buch lag auf ihrem Schoß. Die Unterhaltung in der Nebenstube begann sie zu interessieren.

„Weshalb friert denn das Mariechen?"

„Weil wir halt nur a ganz kleins Feuer haben und sei Decken gar so dünn sind. Dann haben wir auch a feuchten Lehmboden in unsrer Hütten. Die Dielen, die es früher d'rauf hatte, sind nach und nach als Brennholz verstocht worden."

„Nicht viel Warmes zum Zudecken hat

das Mariechen! Ich habe zwei Decken auf meinem Bett mit Federn drin, da kannst Du eine von haben."

„Und dann hat's auch nicht immer a warme Suppen, wie ich gern möcht. Freilich bringe ich ihm jede Woch' für drei Groschen Zwieback mit aus der Stadt, den kriegt's dann in die Milch gebrockt. Da solltet Ihr mal sehen, wie es ampelt mit Händen und Beinen, wenn ich mei Blechkasten aufmach und die Blas heranskrieg! Es ist so a goldig Ding, das Marieche! Aber vorgestern hab ich nichts anders daheim gehabt, als a Kas, und da hat's a halben Kas gegesse. Ei ja, das hat ihm geschmeckt, ordentlich geschnalzt hat's."

„Einen Kas? Einen Käse meinst Du — Käse hat Mariechen gegessen! Mutty, hörst Du, Mariechen hat Käse gegessen! Das dürfen wir beide erst, wenn wir groß sind. Wie alt ist denn Dein Mariechen?"

„So an die zwei Jährche wird's haben."

„Und da hat's Käse gegessen? Ich bin sechs, und Hilde ist vier, aber wir dürfen keinen Käse essen."

„Ist ihm aber auch schlecht gegangen, dem armen Tierche. Mei Frau hat gleich gesagt: ‚Gibst dem Kind den Kas, kannst was derleben die Nacht'. Und recht hat se gehabt, s'Kind hat Leibschmerzen gekriegt, o Du mei lieber Herrgott, solche Leibschmerzen! Und s'hat mich so erbarmt, daß ich's rumgeschleppt hab die ganze Nacht — und geschrieen hat's! — aber ich bin halt a guter Großvater, und hab's in die Wiegen gelegt und ‚Hucke hucke' gemacht."

„Ist's denn nun wieder gut?"

„Ja, nun ist's wieder gut, aber sein Lebtag kriegt's ka Kas nich mehr zu esse!"

„Weshalb bist Du denn sein Großvater?"

„Ja, hast Du denn kei Großvater mehr?"

„Nein, wir haben nur Vater und Mutter."

„Dann ist Dei Großvater schon unter der Erden?"

„Nein, der ist im Himmel."

„Na ja, siehst's. Mariechen sei Mutter ist auch im Himmel, und sei Vater ist halt so gut wie tot. Da muß es denn bei sei Großvater und Großmutter bleiben, weil es sonst niemand nich hat auf der Welt. Aber es macht uns gar so viel Freud. Es ist so a goldigs kleins Würmche."

„Was ist das? — ‚so gut wie tot'?"

Verwundert und neugierig klang diese Frage.

„Nu, ich mein halt so, wenn einer herumvagabundiert und sei paar Groschen versäuft und nicht arbeiten thut für sei Kind, da wäre er viel besser schon tot, Fräuleinche, viel besser."

Hierauf folgte keine Erwiderung, aber gleich darauf ertönte die helle Stimme im Hausflur: „Hilde, komm herunter! Der Veilchenmann ist da! Mariechen hat Leibschmerzen gehabt, es hat einen Käse gegessen! Sein Vater ist so gut wie tot, und der Veilchenmann ist ihr Großvater. Komm herunter, hörst Du?"

Ein Jubelruf von oben antwortete ihr, dann stampften kleine Füße die Treppe herunter, und gleich darauf ertönte im Nebenzimmer eine zweite Kinderstimme, die einige Accorde tiefer gestimmt war.

„Tag, Veilchemannn, hat Mariechen wirklich solche Leibschmerzen?"

„Ach, da ist ja auch das Engelche! Tag, liebs, kleins Fräuleinche, gib mir Dei Händche, so's recht, ja — ja, das Marieche —" und nun wurde die Käsegeschichte von neuem erzählt.

„Sag mal, Veilchenmann", fragte die tiefe Kinderstimme, „weshalb sitzt Du hier am Ofen?"

„Weil's Mutty erlaubt hat," rief die Ältere dazwischen, weil er warm werden soll und weil es Weihnachten ist! Faß mal an! Seine Hände sind schon ganz viel wärmer."

Die junge Frau erhob sich von ihrem Sessel, schritt leise durch das Zimmer und sah durch die offene Thürspalte. Das Blut gerann ihr förmlich in den Adern bei dem Anblick, der sich ihr bot.

Am Kamin hockte zusammengekrümmt auf seinem blechernen Tragkorb die alte, verwitterte kleine Gestalt des Hausierers, der jeden Sonnabend ins Haus kam und seine Schätze feil bot. Und an diesen überaus schmutzigen, übelduftenden Haufen Elend schmiegten sich in weißen Spitzenkleidern, mit seidenen Bändern und seidenen Schuhen angethan, ihre beiden Kinder. Jede hatte einen Arm um seinen Hals geschlungen. Auf seinen Schultern lag auf jeder Seite

ein Kinderkopf. Das zarte, liebreizende Gesicht der Aelteren sah mit unendlicher Zärtlichkeit an der gebrechlichen Gestalt hernieder, während ihre kleine Hand die knochigen, verkrümmten Finger des Alten streichelte. Wie goldene Schlangen lagen die blonden Locken der Kleinsten auf seiner schmutzigen Jacke, und die großen, dunklen Augen sahen träumerisch in den Kamin.

Einen Augenblick war es ihr, als müßte sie die Kinder fortreißen, aber dann fiel ihr ein, daß es sehr viel Wasser und Seife im Hause gab, daß man sie später bis über die Ohren in die Badewanne stecken könne, und daß die weißen Spitzenkleider auch zu ersetzen seien. Sie fing an, die Flammen des Kamins zu beobachten, wie sie in den Augen ihrer Kinder glänzten, wie die nackten Arme rosig von ihnen beleuchtet waren, und wie sie dann zitternd über das runzlige Gesicht des Alten huschten, wie der Lichtschein fortwährend spielend von einem zum anderen tanzte, alle drei verklärend.

Ein Diener trat ein und brachte einen Teller Suppe und einen Packen alter Kleider.

„O, da sind sie, das sind Deine Weihnachtsgeschenke!“

Sie stürzten sich auf das Paket und begannen die Sachen durch einander zu wühlen.

„Nein, Hilde, aß nur, Du bist noch zu klein, ich muß es thun, ich will alles erklären.“

„Ich will aber auch dem Veilchenmann etwas schenken!“

„Na ja, Du auch! So. Paß mal auf. Dies hier ist ein dicker Rock für Deine Frau; dies hier sind Hosen von Vater, die er immer auf der Jagd anzieht, die sollst Du tragen, aber immer, hörst Du, auch wenn Du nicht auf die Jagd gehst. Hier, da sind Handschuhe für Dich, nachher mußt Du sie anprobieren, ob sie auch passen, sie sind auch warm, da brauchst Du nicht mehr so in die Hände zu blasen und jetzt“ — die Stimme wurde laut und jauchzend — „guck! Jetzt kommt was für Mariechen! Faß mal an, wie weich das Jäckchen ist, und in die Decke wirst Du sie einwickeln, dann kriegt sie keine Leibschmerzen mehr, dann brauchst Du auch des Nachts nicht mehr aufzustehen und nicht so ‚Hucke, Hucke‘ machen, und den Pfefferkuchen gibst Du ihr, dann braucht sie keinen Käse mehr zu essen, und untern Weihnachtsbaum mußt Du ihr alles anbauen, hörst Du, Veilchenmann, untern Weihnachtsbaum.“

Der Alte löffelte seine Suppe. Sie schien ihn jetzt allein zu interessieren. Da wurde er ungeduldig am Arm gerissen und: „Untern Weihnachtsbaum,“ schrieen ihm beide Kinder in die Ohren.

„Wenn i einen hätt,“ knurrte er.

„Was, Du hast keinen Weihnachtsbaum? Dann mußt Du Dir einen beim Christkind bestellen.“

„Dazu langt's nicht, so viel Bäum hat das Christkind nimmer. In so a schmutzig Hütten bringt's halt ka Bäumche.“

Sprachlos blickten sie ihn an. Die Aelteste überlegte. Sie huschte aus dem Zimmer und kam einen Augenblick später mit einem großen Tannenzweig wieder, an dem ein Apfel und eine vergoldete Nuß hing. In der anderen Hand hielt sie eine Kerze.

„Da nimm! Das ist der Tannenbaum von meiner Puppe. Wenn Du ihn in einen Blumentopf steckst, dann geht es. Aber, warte mal, so läßt sich das Licht gar nicht fest machen. So hängt es schief und drippt Dir alles voll.“

Sie zog die Stirn ein wenig in Falten und überlegte.

„Ja, ja, ja — so geht es — guck mal her! Du mußt, so lange das Licht brennt, den Zweig in der Hand halten. Sieh mal, so. Ganz gerade, nicht wackeln! Dann drippt die Kerze nicht. Aber halt gut fest, bis das Licht ausgebrannt ist, damit Mariechen ordentlich alles sehen kann. Du mußt nicht so mit den Händen zittern, hörst Du!“

Der Alte hatte seine Blechkiste unter sich hervorgezogen und geöffnet. Sofort knieten beide Kinder neben ihm.

„Ja, ja, da packen wir alles hinein. Aber erst müssen wir Deine anderen Sachen herausholen. Laß nur, wir können schon.“

Die vier Kinderarme tauchten in den offenen Kasten und brachten einen Wirrwarr von Gegenständen zum Vorschein. Zuerst Schwefelholzschachteln, von denen eine für Vater zurückgelegt wurde, dann kam Schmirgelpapier und Schuhwichse,

trockenes Brot, Buttersemmel und ein langes, unkenntliches, buchähnliches Etwas, das die Älteste vorsichtig zwischen zwei Fingern emporhob und von allen Seiten betrachtete.

„Was ist das, Veilchenmann, puh, was ist das?“

„Mei Gewerbeschein,“ war die lakonische Antwort.

„Sind da Bilder drin?“

„Nein.“

„Wären mir auch zu schmutzig. — Aber da — da kommen sie!“ und aus dem Grunde der Kiste wurden einige zerdrückte Veilchensträuße an das Tageslicht befördert.

„Da sind die Veilchen für Mutty.“

Sorgfältig wurden sie neben die Schwefelholzschachtel gelegt. Dann senkten sie die Geschenke für Mariechen mit großer Sorgfalt in die Vertiefung. Die übrigen Gegenstände wurden hinein gestopft und gepreßt, so gut es irgend ging. Zuerst kam die Schuhwichse und das Schmirgelpapier, dann die Jagdhosen und die Buttersemmel und alles übrige. Die Blechkiste erwies sich nicht eingerichtet für so viel Schätze, der Deckel wollte nicht mehr schließen, und die kleinen Mädchen setzten sich darauf, um den Inhalt fester zusammen zu pressen. Dieser Gewaltakt nützte jedoch nichts, und erst als ihnen der Hausierer wenigstens zehnmal versichert hatte, er würde nichts daraus verlieren, durfte er seine Blechkiste wieder auf dem Rücken befestigen. Dann mußte er sich noch einmal niederbücken, die Kinder stellten sich auf die Zehenspitzen und trommelten energisch mit ihren Fäusten auf den Blechdeckel. Sie drückten ihm den Tannenzweig in die Hand und begleiteten ihn bis zur Hausthür.

„Gott geseg'ns Euch, Fräulein chen, und ich wünsch Euch allen a frohe Weihnacht.“

„Ich wünsche Dir auch einen toll frohen Weihnachten,“ sagte die Kleine, die Ältere fügte hinzu: „Halt auch Deinen Weihnachtsbaum gerade, so wie ich's Dir gesagt habe, damit das Licht nicht drippt; vergiß es ja nicht.“

Als er schon durch den Vordergarten geschritten war und auf die Straße hinaustrat, öffnete sich noch einmal die Hausthür, und die beiden Kinder riefen ihm nach: „Denk auch dran, wenn Sonnabend ist, dann kommst Du wieder und bringst Veilchen mit, recht viele! Grüß auch das Mariechen!“

Sie winkten ihm nach mit ihren seidenen Schärpen, bis sie ihn nicht mehr sehen konnten. Als sie zu ihrer Mutter kamen, saß diese wieder im Sessel und las. Den einen roten Ledерpantoffel balancierte sie auf ihrer Fußspitze und ließ ihn vergnügt hin und her tanzen. Da wurde ihr von jeder Seite ein Veilchenstrauß unter die Nase gehalten, und mit dem Brustton der Überzeugung ertönte es: „Es war wundervoll, Mutty! Voll warm ist er geworden am Ofen, die Handschuhe passen ihm ganz gut, — so schrecklich hat er sich gefreut, aber wie dumm, ich habe ganz vergessen, ihm zu sagen, daß die Schuhe, die wir ihm geschenkt haben, Hausschuhe sind, er wird sie doch nicht auf der Straße anziehen! Mariechen wird keinen Käse mehr essen, weil sie Leibschmerzen danach gekriegt hat, und einen Weihnachtsbaum hat er jetzt auch . . . aber sag mal Mutty, weshalb hältst Du Dir immer das Taschentuch vor die Nase? Hast Du einen Schnupfen?“

„Ja, hm — so ein bißchen. — Ich will Euch mal was sagen, Kinder. Ihr geht jetzt hinauf und laßt Euch gründlich waschen, aber recht gründlich, bitte, und andere Kleider laßt Euch anziehen.“

„Ja, aber wir sind erst gewaschen, Mutty — vorhin erst — und unsere Kleider haben wir heute morgen rein angezogen.“

„Ja, aber trotzdem wascht Euch und laßt Euch umziehen. Ich möchte es gern.“

„Ja, aber warum denn, Mutty?“

„Weil's Weihnachten ist.“

Da trollten sie ab.

Lächelnd steckte sich die Mutter die zerdrückten Veilchensträuße in ihren Gürtel.

Schneeflocken.

Von

Marx Möller.

Die Flocken fallen weiß und dicht;
Die Stürme brausen und rauschen.
In der kleinen Stube brennt ein Licht,
Die Kinder sitzen und lauschen.

Sie lauschen auf den heimlichen Ton
Der Äpfel, die prasselnd schmoren,
Und auf die Geschichte vom Gottessohn,
Der in Bethlehem geboren.

Großmutter hat zu Ende erzählt,
Wie alles sich zugetragen.
Nun wird die gute Alte gequält
Mit tausend dringlichen Fragen:

„Wie kam denn das? Und wie kam denn dies?
Was schenkten denn die Hirten?
Was sagte Maria den Königen? Ließ
Sie die Müden reich bewirten?

Gingen die Könige königlich
Mit Kronen, in Samt und Seide?
Ließen die Hirten denn ganz im Stich
Ihre Lämmer des Nachts auf der Weide? —

Gab es denn für die Gäste all
Tische und Bänke und Stühle?
Wozu war ein Esel im Stall?
Hatte Joseph denn eine Mühle?

Du weißt doch sonst so gut Bescheid,
Und kannst uns alles sagen:
Wieviel Hirschhornknöpfe auf grünem Kleid
Rotkäppchens Jäger getragen;

Wie groß die komische Nase war,
Die den König Drosselbart zierte;
Mit was für greulicher Salbe ihr Haar
Schneewittchens Stiefmutter schmierte;

Warum das häßliche Schwanenkind
Die Enten und Gänse haßten;
Und was das für Stiefel gewesen sind,
Die dem klugen Kater paßten.

Großmutter — sage — wir bitten sehr,
Wir können es nicht verstehen:
Wo kommen nur jetzt die Flocken her
Die in den Lüften wehen?

Sie sind wie Sterne, so weiß und nett,
Und greift man sie, werden es Tropfen.
Sind es Daunen aus Christkinds Bett,
Welches die Engel klopfen?

Wenn es aber Daunen sind,
Die aus den Kissen fliegen —
Sage, wie kommt's, daß jedes zerrinnt,
Wenn wir's zu fassen kriegen?“ — — —

„Kinder, lernt von den Flocken, die
Wirbelnd da draußen schweifen,
Was von droben kommt, können wir nie
Sicher und fest begreifen.

Schauen dürfen wir's wohl mit Scheu,
Aber: versagt ist den Sinnen,
Es zu fassen, wie immer aufs neu
In der Hand die Flocken zerrinnen.

Nach dem Wunder soll nimmermehr
Tastend die Hand sich recken.
Da habt ihr Äpfel! Setzt euch her!
Laßt die Äpfel euch schmecken.“

Elisa von der Recke.

Die Jugendgeschichte einer „schönen Seele“ von

Th. H. Pantenius.

Der Name „Elisa von der Recke“ ist uns allen von der Litteraturgeschichte her bekannt. Aber auch fast nur der Name. Wir erinnern uns vielleicht auch noch, daß die Dame eine Gönnerin von Tiedge war und daß dieser ein Gedicht „Urania“ verfaßt hat, gelesen aber haben wir weder die „Urania“ noch ein Buch von Elisa von der Recke. Erst jetzt werden wir in die Lage versetzt, sie näher kennen zu lernen, und zwar durch eine außerordentlich interessante Publikation, die Professor Paul Rachel in Dresden unter dem Titel „Elisa von der Recke“ (Dietrichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 1900) veröffentlicht hat. Das Buch enthält eine bis zu Elisas Verheiratung reichende Selbstbiographie und eine Anzahl Briefe, die die sehr unglücklich vermählte junge Frau an eine Freundin geschrieben hat. Es gibt gewiß nur sehr wenige Romane, in denen die psychologische Entwickelung einer Frauenseele so reizvoll geschildert ist wie in dieser Selbstbiographie und diesen intimen Briefen. Außerdem sind beide von großem kulturhistorischen Interesse. Ist auch der Schauplatz der Handlung das Herzogtum Kurland, so waren doch die Verhältnisse dort von denen Norddeutschlands damals nicht so verschieden, wie manche mit jener Zeit nicht näher vertraute Leser anzunehmen geneigt sein werden. Auch in Norddeutschland rang sich in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die einzelne Persönlichkeit von den Banden los, in denen eine allmächtige Sitte sie bisher gefangen gehalten hatte, entstand eine neue Bildung, die sich in bewußten Gegensatz zu den bisher herrschenden Vorstellungen setzte. Eine gute Zeitlang liefen diese beiden Ströme, die kraftvolle aber auch brutale Anschauung der alten Zeit und die verfeinerte, aber auch sentimentale der neuen in demselben Bett nebeneinander her, ohne sich zu vermischen. Daraus ergaben sich denn in dem Leben der einzelnen oft genug tragische Konflikte.

Kurland war im XVIII. Jahrhundert noch ein deutsches Herzogtum, doch war der Herzog ein Vasall der Krone Polen, und das Beispiel der polnischen Adelsrepublik mit ihrer zügellosen Freiheit des einzelnen wirkte auf den deutschen Adel Kurlands höchst verderblich. Unwillkürlich trachtete er danach, die Macht dem Herzog aus den Händen zu winden und eine Adelsherrschaft aufzurichten nach dem Muster der polnischen. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hatte er infolge einer Reihe für ihn günstiger Umstände dieses Ziel so ziemlich erreicht. Es gab zwar noch einen Herzog, aber er übte nur noch ein Scheinregiment und auch das nur unter erbitterten Kämpfen mit dem Adel. In diesen selbst aber war viel von der Zuchtlosigkeit der polnischen Pane und Schlachtizen eingedrungen. Immerhin war der geistige Zusammenhang mit Deutschland noch ein sehr lebendiger. Die jungen Leute wurden von aus Deutschland kommenden Hauslehrern erzogen und studierten später auf deutschen Hochschulen oder nahmen in deutschen Heeren Kriegsdienste; es fand eine starke Einwanderung von deutschen Gelehrten statt; die gebildeten Kurländer nahmen an dem geistigen Leben Deutschlands regen Anteil.

In diesem Lande wurde am 20. Mai 1754 Elisa als die Tochter eines Herrn von Medem, der später Reichsgraf wurde, geboren. Ihr Vater war einer der reichsten Männer des Landes. Die vier Herrschaften, die er besaß und von denen drei noch im Besitz seiner Nachkommen sind, gewähren heute drei gräflichen und einer fürstlichen Familie einen standesgemäßen Unterhalt. Herr von Medem war ein ausgezeichneter Landwirt und eine feine vornehme Natur, aber er scheint den Frieden im Hause über alles geliebt zu haben und seinen Frauen gegenüber — er hatte drei — fast willenlos gewesen zu sein. Er war in erster Ehe mit einem Fräulein von Korff vermählt, einer jungen Dame, die ebenso fromm und gut, wie schön war. Sie starb schon 1758, nachdem sie außer der Tochter Charlotte — so hieß Elisa eigentlich — noch einen Sohn geboren hatte, und ihre Großmutter, die Frau Starostin Korff, nahm die kleine Charlotte zu sich und erzog sie bis zu ihrem achten Jahre.

Diese Frau von Korff war eine sehr merkwürdige Dame und war auch auf eine sehr merkwürdige Weise eine Frau von Korff geworden. Herr von Korff, der einen wahrhaft fürstlichen Grundbesitz hatte, wurde, als er schon in den vierziger stand, sein Junggesellentum überdrüssig und beschloß zu heiraten. Da man ihm gesagt hatte, die Töchter eines mäßig begüterten Herrn von Ganzkau auf Grafenthal zeichneten sich durch große Schönheit aus, so teilte er diesem Herrn bei einem gelegentlichen Zusammentreffen in der Residenz mit, er würde an dem und dem Tage nach Grafenthal kommen und sich dort eine der Töchter des Hauses zur Frau wählen. Eine Mitgift beanspruche er nicht. Hochbeglückt durch die Aussicht, den mächtigen Magnaten zum Schwiegersohn zu bekommen, eilte Herr von Ganskau nach Hause und alarmierte die Seinigen. Der Gast hatte sein Eintreffen für den Nachmittagskaffee angesagt, und die jungen Damen erwarteten ihn in schönstem Schmuck auf der Freitreppe.

Nun hatte Herr von Korff, wie sehr reiche Leute nicht selten, die Neigung, für seine Person ostentativ einfach zu sein. Infolgedessen benutzte er bei seinen Fahrten einen altfränkischen Wagen,

dessen Verdeck nur aus überhängenden Matten bestand. Er hatte ferner die Gewohnheit, es sich überall ganz nach seiner Neigung bequem zu machen. Nun liegt Grafenthal mehr als vier Meilen von Mitau, und der Julitag, an dem Herr von Korff sich ihm näherte, war sehr heiß. Da legte dieser sich denn ganz nackt in seinen Wagen und befahl dem auf dem Bock sitzenden Diener, ihn am nächsten Kruge vor Grafenthal zu wecken, damit er sich dort ankleiden könne. Der Tag war, wie gesagt, sehr heiß, und der Diener schlief auch ein, der Kutscher aber scheint nicht gewußt zu haben, in welchem Zustande sein Herr hinter den Matten schlummerte. Er fuhr jedenfalls bis nach Grafenthal und hielt dort unmittelbar unter den Ganzlaus. Der Diener erwachte, sprang vom Bock und öffnete die Matten, worauf sein Herr, in der Meinung vor dem Kruge angekommen zu sein, sich ebenfalls aus dem Wagen schwang. Als er seinen Irrtum gewahr wird, besteigt er ihn wieder und ruft dem Kutscher zu, schleunigst weiterzufahren. Die Reise geht nun nach Brucken, einem Gut, das einem Korff befreundeten Herrn von der Wahlen gehört. Während Korff diesem sein Grafenthaler Abenteuer erzählt, tritt ein ungewöhnlich schönes Mädchen ins Zimmer und macht Wahlen eine Mitteilung. Korff findet Wohlgefallen an ihr und fragt den Freund, ob er ihm die Tochter zum Weibe geben wolle. „Von Herzen gern", erwidert dieser.

„Meine Großmutter," erzählt Elisa, „zitterte bei dieser Äußerung, denn sie liebte einen jungen schönen Mann, der aber dem alten Wahlen zum Schwiegersohn viel zu neumodisch und nicht reich genug war. Als sie ihre Augen gegen ihren Vater bittend aufhob, fand sie den zornig drohenden Blick, der Gehorsam ohne Widerrede von ihr zu erzwingen wußte. Ängstlich schlug sie ihre Augen nieder und gefiel meinem Großvater um so besser. Dieser erhob seine Stimme mit der Beteuerung, daß das schöne Konstanzchen ihm sehr wohl gefalle, aber er müsse doch noch sehen, ob sie auch folgsam und geduldig sei, denn er wolle eine fromme Frau haben. Bei diesen Worten holte er aus seinem Stiefel ein Pfeifenrohr, aus der Tasche einen Pfeifenkopf und einen schmutzigen Tabaksbeutel und sagte: ‚Da Constanze, stopfe mir diese Pfeife, denn wenn du meine Frau bist, so mußt du dies immer thun'; Constanze überreichte die gestopfte Pfeife und das Licht. Mein Großvater zündete seine Pfeife an, nahm Konstanzens Hand und sagte zu ihr, seine künftige Frau müsse auch mit fröhlichem Sinn Schmerzen aushalten können. Darauf stopfte er seine brennende Pfeife ganz kaltblütig mit ihrem Finger zurecht. Meine Großmutter zuckte aus Furcht vor ihrem Vater kaum mit der Hand und verzog keine Miene. Nun sagte mein Großvater: ‚Wahlen, Deine Konstanze ist ein braves Mädchen; sie soll meine Frau werden, und ich will sie recht glücklich machen.'

Er richtete ihr denn auch einen Haushalt auf fürstlichem Fuß ein, hielt ihr zwölf Livreebediente, vier Gespanne schöner Pferde, zwölf Musikanten und erlaubte ihr, eine Geselligkeit im größten Stil zu üben. Da sie eine sehr kluge Frau war, sah man über ihre Unbildung hinweg, und sie blieb auch nach dem Tode ihres Mannes eine sehr einflußreiche Dame. Obgleich sie überaus hart sein konnte, jede tiefere Bildung, wenigstens bei Frauen, verabscheute und mitunter ihrem gewaltthätigen Temperament einen überaus rohen Ausdruck gab, wurde sie doch von ihren Kindern und Enkeln fast ebensosehr geliebt wie gefürchtet.

In das Haus dieser Frau kam also das vierjährige Lottchen Medem. Die Großmutter hatte die Mutter Lottchens sehr geliebt, aber dieser Umstand sollte dem armen Kinde zum Unglück werden. Eine seiner Tanten, eine Frau von Kleist, die zugleich mit einer Tochter im Hause der Korff lebte, fürchtete, Lottchen könnte der Großmutter ans Herz wachsen. Da sie nun ein arges Weib war und ihre Tochter ihr an Herzenshärtigkeit nichts nachgab, so boten sie alles auf, um Frau von Korff gegen diese Enkelin einzunehmen. Sie wiederholten nicht nur immer wieder, daß die schüchterne Kleine im höchsten Grade unbegabt sei, sondern suggerierten der Großmutter auch, daß Lottchen, falls man ihr Gehirn durch Lernen anstrengen wollte, wohl gar ganz blödsinnig werden könnte. Infolgedessen mußte das Kind den größten Teil des Tages völlig müßig am Lehnstuhl der Großmutter verbringen. Die kleinste Unart aber wurde möglichst aufgebauscht, um der Großmutter die Vorstellung beizubringen, daß Lottchen nicht nur stockdumm sei, sondern auch einen sehr schlechten Charakter habe.

Aber auch an und für sich war die Erziehung des Kindes wunderlich genug. Es durfte nie das Haus verlassen, damit es nicht etwa die Weiße der Haut einbüße. Fuhr es einmal über Land, so wurde es hermetisch von jedem Luftzug abgesperrt. Sobald es den Unwillen der Großmutter oder der Tante erregte, wurde es unbarmherzig mit Ruten gestrichen, von irgend einer moralischen Anregung aber war keine Rede. Diese kam der armen Kleinen von einer Seite, von der man sie nicht erwarten konnte.

Die Wärterin Lottchens war eine Leibeigene namens Sophie. Sie war schon, wie es scheint, die Pflegerin von Lottchens Mutter gewesen und trug jedenfalls das Andenken an die edle Frau in liebendem Herzen. Sie nun ermahnte Lottchen immer wieder, einmal zu werden wie die Heimgegangene und nicht etwa wie die Großmutter oder die Tante.

Der Einfluß dieses Mädchens war um so größer, weil es mit heißer Liebe an dem Kinde hing und diese Liebe erwidert wurde. Hatten doch auch beide unter der Korff und ihrer Tochter Kleist gleich sehr zu leiden. Einmal stieß Sophie Lottchen versehentlich eine Haarnadel, mit der die Nachthaube befestigt war, in den Kopf. Die Kleine schrie auf, erklärte aber dann, um die Magd zu schonen, gleich, sie habe sich selbst verletzt. Sie erhielt dafür von der Großmutter ein paar Ohrfeigen und nahm sie willig hin. Unglücklicherweise aber hatte Frau von Kleist den Vorgang beobachtet und denunzierte Sophie. „Nun fuhr meine Großmutter meiner Wärterin in die Haare, zerprügelte sie und schickte sie nach

einem Bündel Ruten. Meine Wärterin, die aus Liebe für mich in Thränen zerfloß, mußte mich halten und sehen, wie meine Großmutter mich mit Ruten strich; als dieses vorüber war, mußte ich wieder Augenzeuge sein, wie meine Wärterin niedergestreckt wurde und zwanzig Hiebe bekam."

Frau von Korff ließ ihre Enkelin nur äußerst wenig essen, damit sie einen schlanken Wuchs, eine feine Haut und eine blühende Gesichtsfarbe behalten sollte, Sophie aber brachte ihr abends von der Gesindekost und trug dabei natürlich ihre Haut zum Markt. Das vergalt ihr denn Lottchen damit, daß sie die gleiche Gefahr auf sich nahm. Sophie liebte einen deutschen (also freien) Jäger, aber Frau von Korff ließ diese Heirat nicht zu. Nun hatte Lottchen seit ihrem achten Jahr eine Lehrerin, die ihr notdürftig das Lesen und Schreiben beigebracht hatte. Sophie bat jetzt die Zwölfjährige, für sie an den Bräutigam zu schreiben. Sobald am Abend das Schnarchen von Frau von Korff bewies, daß diese eingeschlafen war, weckte Sophie Lottchen, diese schlich sich zur Wärterin in das Nebenzimmer und schrieb dort den Brief. Ein volles Jahr versah sie so das Amt eines Sekretärs, ohne daß ihr Treiben entdeckt worden wäre.

Während Lottchen im Hause der Großmutter heranwuchs, hatte ihr Vater eine zweite Frau genommen und wieder verloren. Jetzt heiratete er zum drittenmal. Lottchens neue Stiefmutter trat ihrerseits auch in die dritte Ehe. Sie hatte zuerst als vierzehnjähriges Mädchen einen Herrn von Torck geheiratet, einen Gewohnheitstrinker. Sie war in der Weise mit ihm ausgekommen, daß sie ihn um die sechste Stunde in ein entlegenes Zimmer führte und ihm dort Gesellschaft leistete, bis er betrunken war. Dann ließ sie zwei „treue, redliche" Wächter bei ihm und ging ihrer Wege. Ihr zweiter Mann, ein Oberst von der Recke, war ein arger Raufbold, sie wußte ihn aber zu bändigen und verlebte mit ihm zwanzig glückliche Jahre. Aus diesen beiden Ehen war die überaus kluge Frau mit einem starken Hang zur Intrigue und mit der Vorstellung hervorgegangen, daß eine Frau nichts Unsinnigeres thun könne, als ihren Mann zu lieben. Sie müsse einen möglichst reichen und vornehmen Herrn zu gewinnen streben, sich von diesem mit Grazie lieben lassen und ihn möglichst zu beherrschen suchen. Nach diesem Rezept verfuhr sie auch Herrn von Medem gegenüber und hatte den durchschlagendsten Erfolg. Ihr dritter Gatte war bald ihr willenloses Werkzeug.

Es war der Dame ganz willkommen, Lottchen, die mittlerweile ein bildschönes Kind geworden war, zu sich zu nehmen und nach ihren Ideen weiter auszubilden. Eines Tages holte sie die Stieftochter aus dem Hause der Großmutter ab, und das Mädchen wurde, eingehüllt in Tücher, um die Sonne von ihrer weißen Haut abzuhalten, wie ein kleines Kind vom stärksten Diener in den Wagen getragen. Es hat etwas unendlich Rührendes, wie beseligt das zwölfjährige Mädchen dadurch wird, daß ihr die Stiefmutter wider alles Erwarten erlaubt, die Hüllen abzustreifen und freien Antlitzes aus dem Wagenfenster zu blicken.

Es gibt Naturen, die nicht zu verderben sind. Alle Roheit ihrer Großmutter und alle Bosheit ihrer Tante hatten es nicht vermocht, die edel geartete Seele dieses Kindes ernsthaft zu schädigen, und es war neben den schlimmsten Vorgängen ahnungslos geblieben. Ihr kleines Herz war voll Güte und Verlangen nach Liebe, und sie schloß sich jetzt eng an die Stiefmutter, die ihr als der Inbegriff aller Güte erschien. Diese meinte es wohl auch in ihrer Weise wirklich gut mit Lottchen. Sie richtete zunächst ihr Selbstgefühl auf, das im Hause der Großmutter systematisch untergraben worden war; sie sorgte dann dafür, daß das Kind die Bildung erhielt, die ihr für eine künftige Dame der großen Welt erforderlich schien; sie war endlich bemüht, ihre Erfahrungen der Stieftochter zu gute kommen zu lassen, indem sie sie möglichst früh aller Illusionen zu berauben suchte. Mit ihren selbstsüchtigen Lehren hatte sie freilich keinen Erfolg, denn die Herzensgüte und der Idealismus Lottchens waren unverwüstlich. Im übrigen erwuchs diese zu einem der schönsten Mädchen des Landes. Sie wurde eine überaus graziöse Tänzerin, wußte anmutig zu plaudern und war sich — das hatten die Lehren der Stiefmutter doch bewirkt — dieser Vorzüge auch bewußt geworden. So lebte sie in dem Hause ihres Vaters, in dem es überaus gesellig herging, fröhlich in den Tag hinein.

Frau von Medem war fest entschlossen, ihre schöne Stieftochter, die, sobald sie sich in der Öffentlichkeit zeigte, das größte Aufsehen erregte, möglichst bald an einen möglichst reichen Mann zu verheiraten. Das Medemsche Vermögen sollte der Familie erhalten bleiben und Lottchen doch in die Lage versetzt werden, einmal als große Dame ein Leben nach den Wünschen ihrer Stiefmutter zu führen. Nun war damals mit der adligen Jugend Kurlands im allgemeinen nicht viel Staat zu machen. In einem Brief des Reichsgrafen Heinrich Christian von Keyserling, eines hochgebildeten Mannes und warmherzigen kurländischen Patrioten an den großen Philosophen Kant (vom Dezember 1782) wird sie so geschildert:

„Die 40 oder 50 Edelleute, die in den beyden Provintzen (gemeint sind Kurland und Semgallen) bemittelt genug sind, um ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben, bekümmern sich wenig um die Erziehung ihrer Kinder, theils weil sie auch so von ihren Eltern erzogen worden, theils weil sie sich mit ihrer Wirtschaft, oder mit Vergnügungen beschäfftigen, welche ihnen die lange Weile vertreibt. Sie glauben also die Elterliche Pflicht im höchsten Grad erfüllt zu haben, wann sie ihren Kindern einen HoffMstr halten, oder selbige bei einem Land-Priester, der für einen sehr wohlfeilen Preiß sich den Namen eines grundgelehrten Mannes erworben hat, in pension geben, wo der hoffnungsvolle Jüngling bloß durch den Umgang mit dem HErn Pastor ein Gelehrter werden soll. Wie viel sich ein Mann der eine Gemeinde von 1500 biß 2000 Seelen hat, der alle Sonn und Fever Tage predigen soll und gar öffters eine oder zwey Meilen zu Kranken fahren muß,

überdem eine ordentliche LandWirtschasft, wie ein Gutsbesitzer, hat, sich mit seinen jungen Zöglingen abgeben kan, überlasse ich einem jeden zu beurtheilen. Inzwischen wächßt der junge Herr heran und der Vater beurtheilt nicht nach denen Fähigkeiten und erlangten Kenntnissen seines Sohnes, sondern nach dessen Jahren oder Wuchß, die Frage ob er ihn nunmehro auf eine hohe Schule schicken soll, wobey er den Einschnitt des Jahres oder die Preise des Getreydes hauptsächlich in Erwegung ziehet. Fällt nun die Entscheidung affirmative aus für die Verschickung auf die Academie, und sollte der HE Professor Mangelsdorff jemahls einen solchen Jüngling im Hause bekommen (Kant hatte den Grafen gebeten, das Pensionat Mangelsdorfs zu empfehlen), so mag er sich vorbereiten einen jungen Menschen zu bekommen, dessen Gemählde ich Ew. HochEdelgeb. schildern will, indem ich ihn redend aufführe und sich selbst schildern lasse, wie folget:

Ich gehe in mein 17tes oder achtzehendes Jahr, und kan weder recht lesen noch recht schreiben noch auch gut rechnen. Ich denke mich aber doch klug genug. Mein Vortrag im Teütschen ist schlecht, vom lateinischen habe ich nichts gelernet. Ich brauche es auch nicht, denn wenn ich einmahl in Landes Angelegenheiten nach Pohlen verschickt werde, so nehme ich einen Studenten oder noch besser einen Advocaten mit, warum soll ich mir also den Kopf mit der dummen Sprache zerbrechen. Französisch kan ich auch nicht, aber das kan ich leicht lernen. Mein Vater muß mich auf ein Jahr in Französische Dienste gehen lassen.

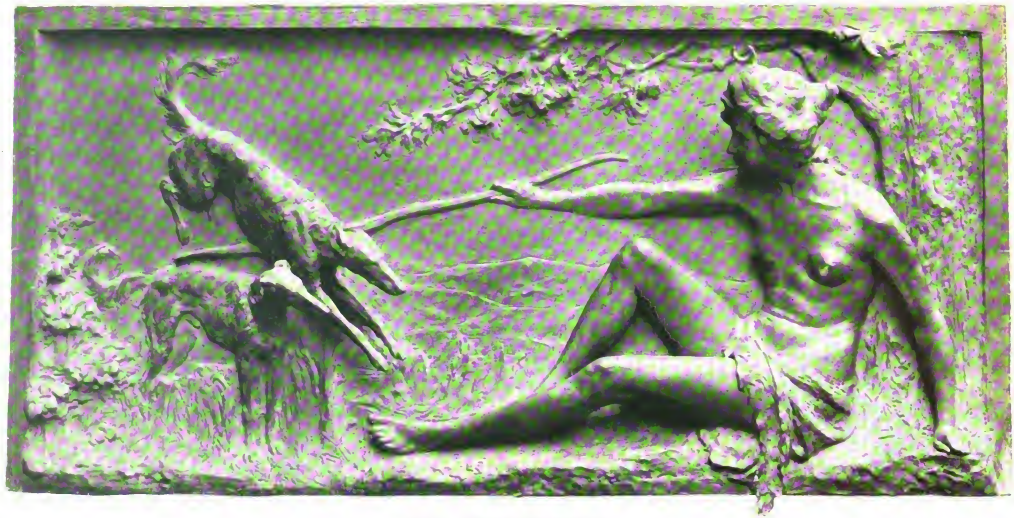
Ich habe viele Begierden, davon einige schwach, einige stark sind. Von der Mäßigung weiß ich nichts. Ich esse, was mir schmeckt und trinke so viel ich kan. Der Eigennuß gehört vornehmlich zu dem Caracter meiner Denkungs-Art. Die Ueberlegung kan diese Fehler nicht schwächen, weil ich mit dem vielen Ueberlegen mich gar nicht abgeben will. Wann mein Vater und meine Mutter einmahl sterben, so werde ich wohl ein schönes Gut bekommen, aber das ist fatal, daß ich an meine Geschwister werde auszahlen müssen. Wann diese mögten sterben, so könte ich recht reich und glücklich seyn. Gegen alle Hochachtung, die man durch Witz und Schein des Verdienstes erlanget, bin ich gleichgültig, wenn ich nur Geld habe oder auf den Land-Tägen werde brav schreyen können, wird man mich schon achten. Die Religion ist eine Neben-Sache, von der ich werde Gebrauch machen wann sie mir was einbringt z. B. bey meiner alten Tante, will ich mich recht andächtig stellen, vielleicht vermacht sie mir das Capital, was bey meinem Vater steht.

Wann ich alleine bin wird mir die Zeit sehr lang. In gesellschasften führe ich gerne das Wort und rede nicht von etwas lieber, als von Pferden, Jagdhunden, Jagd-Flinten und von Maegden. Spielen vertreibt mir auch die Zeit und die Pfeiffe Toback ist mit eine große ressource. Ich bin so lange Freund von einem, als er mir nützlich seyn kann. Von meinen ersten Regungen bin ich nicht Meister und suche auch nicht es zu werden. Wann ich mich beleidigt glaube, so schimpse ich oder schlage gleich loß. Dann Point d'honneur habe ich recht viel. Wann meine Vorgesetzte meine Fehler mir vorrücken, so lasse ich sie reden und lache über sie. Ich lobe nicht gerne etwas außer meinem Vaterland, wo ich alles besser halte. Das Andenken eines geleisteten Dienstes verliehret sich bald bey mir, und ich hüte mich davon mit andern zu sprechen. Ich scherze gerne, weil ich glaube, daß ich den erforderlichen Witz dazu habe. Ich kenne keine große Traurigkeit, weil mich Gott lob nichts so außerordentl. rührt, daß es auf mein Gemüth einen wehmütigen Eindruck macht. Sehe ich bey andern Gebrechen oder Fehler, sie mögen moralisch oder Physisch seyn, so freue ich mich, weil ich meinen Witz anbringen kan. Geschmack habe ich an nichts. Doch möchte ich wohl gut drechßeln können, oder sonst etwas von einem Handwerk wissen. Ich habe gesehen, daß mein Vater und meiner Mutter Bruder sich damit die Zeit vertreiben, wenn sie alleine sind.

Hier haben Sie lieber Freund die Squizze eines jungen Edelmannes den man auf Universitaeten oder wann die Eltern das Vermögen nicht haben, in fremdde Militair Dienste schicket. Was eine solche Erziehung auf die menschliche Gesellschafft im Staat und auf den Staat selbst für einen Einfluß hat, zeiget die innerliche Lage des Landes, die ohnmöglich zu bleiben kan. Herr Haman sagte einmahl, daß die Curländer keine Seele hätten, bey ihnen wäre alles Magen. Ich muß ihm in der That beypflichten: Allein stellen sie sich nur einen Staat vor, der von lauter Magen regieret wird, dann auf unsern Kirchspiels und Land Tägen, bringt ein jeder Edelmann und Deputirte seine portinenciam Majestatis mit sich. Nun aber genug von dieser Materie."

Immerhin gab es unter den jungen Edelleuten auch einige, die sich mit Recht anders hätten ausdrücken können. Zu einem von diesem, einem jungen Herrn von der Brincken, faßte Lottchen eine heiße Liebe, die auch erwidert wurde. Die Stiefmutter wußte aber diesen Bund wie ein zweites Eheprojekt, das Lottchen mit einem sehr reichen Grafen Kettler verbinden sollte, äußerst geschickt zu hintertreiben. Sie verfolgte einen eignen Plan. Es scheint, daß sie für ihren zweiten Gatten ein der Liebe ähnliches Empfinden gehabt hatte. Ein Neffe des verstorbenen Obersten nun war der Besitzer der Herrschaft Neuenburg, die heute noch ein sehr großes Gut ist, damals aber vielleicht noch doppelt so groß war wie heute.

Georg von der Recke-Neuenburg war an sich keine Persönlichkeit, die einem jungen Mädchen, das in der heiteren und vornehm getönten Geselligkeit des Medemschen Hauses aufgewachsen war, Liebe einflößen konnte. Es hatte zwei Generationen hindurch kein guter Geist in dem alten Schlosse geherrscht, aus dem er stammte. Der Großvater hatte seine Frau „fast bis zum Wahnsinn" gequält, die Eltern hatten in Unfrieden miteinander gelebt. Er war während des siebenjährigen Krieges in Preußen Offizier gewesen und in die Gefangenschaft der Russen



Diana Bronzerelief von Otto Lang.
(Münchener Jahresausstellung, Glaspalast, 1900.)

gefallen. Seit er aus dieser entlassen war, lebte er auf seiner Herrschaft. Er ging weder an den Hof, noch nahm er sonst an der Geselligkeit seiner Standesgenossen teil. Er suchte und fand Erholung von der mit Erfolg betriebenen Landwirtschaft in den Freuden der Jagd und dem Umgang mit den leibeigenen Mägden. Zweiunddreißig Jahre alt, hauste er so in Gesellschaft eines cynischen Arztes in seinem alten Schloß, das einst eine Burg des Ordens gewesen war und von dem man oft als von dem „wüsten Schloß" sprach. Seine Art war rauh und ungelenk, sein Gemütsleben nie gepflegt worden, und das Leben hatte ihn Selbstbeherrschung nicht gelehrt. Er war übrigens kein eigentlich schlechter Mann. Er hatte einen gesunden Menschenverstand, war als Landmann sehr tüchtig, hatte ein gewisses Verständnis für den Wert der Bildung und war auch großherziger Anwandlungen fähig.

Diesen Mann faßte Frau von Medem als Gatten für ihre Stieftochter ins Auge. Eines Tages erschien er bei den Medems. Lottchen beschreibt viele Jahre später sein Äußeres so: „Er war etwas über dreißig Jahre alt, groß, breitschultrig, von starkem Knochenbau, ein großes, breites, rotbraunes Gesicht, dünnes, schlichtes, gelbliches Haar in einem kleinen Zopfe hoch am Kopfe gebunden. Sehr große, feurige, hellgraue Augen, eine stark gebogene Habichtsnase, sehr starke, scharfe Augenknochen und daher etwas Finsteres in der Gegend der Augenbrauen, die weder dunkel noch stark waren, aber wegen des tiefen Einschnittes beim Übergang der Stirn zur Nase dem ganzen Gesicht den Ausdruck von streng gebietendem Ernst, der an Trotz grenzt, gaben, sobald die Augenbrauen bei dem oft wildfeurigen Blick zusammengezogen wurden. Ein kleiner Mund in einem wohlgeformten männlichen Kinn konnte, wenn er lächelte, diesem gebietenden Gesicht etwas Gefälligeres geben. Aber nahmen diese bisweilen ganz geschlossenen Lippen die Miene des höhnenden Spottes an, so wurden der Blick und das ganze Gesicht schreckhaft finster. Gang, Stellung, Ton der Stimme hatten etwas Gebietendes, doch verriet alles eine beständige Unruhe und eine Verlegenheit der Seele, die jeder Mann in Gesellschaft mit sich bringt, der mehrenteils in Wäldern, auf dem Felde und mit Männern lebt, ohne durch den Umgang mit gesitteten Frauenzimmern sein rauhes Äußere abzuschleifen."

Die Toilette des Herrn wirkte auf die Medemschen Damen durchaus erheiternd.

Lottchen empfand, als sie Herrn von der Recke zum erstenmal sah, einen sie ganz erfüllenden Abscheu vor ihm, und dieses Gefühl hat sie im Grunde nie verlassen, obgleich sie sich dessen nicht bis zuletzt bewußt blieb. Trotzdem gelang es der Stiefmutter, sie dazu zu bewegen, ihn zu heiraten. Hauptsächlich dadurch, daß sie ihn als einen ungeschliffenen Edelstein schilderte und es der jungen Idealistin als eine herrliche Aufgabe hinstellte, den wilden Jäger zu einem gesitteten großen Herren zu erziehen.

Herr von der Recke fand seinerseits Gefallen an dem bildschönen jungen Mädchen, von dessen Herzensgüte und Liebenswürdigkeit gemeinsame Freunde nicht genug zu erzählen wußten. Es wird ihm wohl auch geschmeichelt haben, daß er die Vielumworbene heimführen konnte. Andererseits war auch er nicht ohne böse Ahnungen. Das großspurige Wesen von Großmama Korff war ihm durchaus unsympathisch, und er erkannte vollständig die Herrschsucht, die Oberflächlichkeit und den intriganten Charakter von Lottchens Stiefmutter. Ahnte er wohl auch noch nicht, welche Gefühle er der Braut selbst einflößte, so mochte er doch immerhin durchfühlen, daß ihr Herz ihm nicht entgegenschlug. Noch unmittelbar vor der Hochzeit wollte er zurücktreten, konnte sich aber doch nicht dazu entschließen. Am 20. Mai 1771 — an Lottchens 17ten Geburtstage — fand die Hochzeit statt.

Seit dem Tage, an dem Georg von der Recke sein junges Weib nach Neuenburg brachte, haben vier Generationen seiner Familie, von freundlicherer Gesinnung als ihre Vorfahren, sich bemüht, die alte Ordensburg zu einem behaglichen Landsitz zu machen. Trotzdem macht das Schloß noch heute einen plumpen unschönen Eindruck. Der jungen Frau, die es 1771 zum erstenmal betrat, erschien es „fürchterlich", und und sie hatte, als der Wagen im Thorweg hielt, das Gefühl, in eine Strafanstalt abgeliefert zu werden. Aber auch sonst erhielt sie bald Eindrücke, die wenig geeignet waren, die Abneigung, die sie gegen ihren Mann empfand, abzuschwächen. Gleich in den ersten Tagen hetzte ihr Gatte seine Hunde auf ihr Kätzchen und ließ es von ihnen zerreißen; der Ton, indem er und sein ärztlicher Freund sich bei Tisch unterhielten, mußte sie bitter kränken; ihre Kammerjungfer wurde absichtlich schlecht behandelt.

Noch schlimmer war, daß die kleinen Knaben, die die Gänse und die Schweine hüteten, Herrn von der Recke sprechend ähnlich sahen und man dessen Frau einfach sagte, sie wären seine Kinder. Wohl unter dem Einfluß der weltklugen Lehren ihrer Stiefmutter nahm die junge Frau übrigens diese Thatsache verhältnismäßig gleichmütig auf und war nur bemüht, den armen kleinen Geschöpfen wenigstens zu Schuhen und Strümpfen zu verhelfen.

Immerhin war die Siebenzehnjährige in einer entsetzlichen Lage. Sie kam aus einem Hause voll heiterer vornehmer Geselligkeit, in dem man sie nicht nur auf Händen getragen, sondern auch systematisch eitel gemacht hatte und in dem sie von den elegantesten jungen Leuten ihrer Kreise umworben worden war. Nun lebte sie allein an der Seite eines von Natur verschlossenen und rauhen Mannes, der ihr unfreundlich begegnete, in der „fürchterlichen" alten Burg, ausgesetzt dem Spott des alten ärztlichen Cynikers und der Insolenz von Dienstboten, die bald bemerkten, daß ihr Herr seine Frau schlecht behandelte. Welch' ein Maß von natürlicher Herzensgüte mußte ihr eigen sein, wenn sie trotzdem eifrig bemüht war, sich die Liebe und die Achtung ihres Gatten zu erwerben!

Sie suchte und fand in dieser Zeit Trost in einer eifrigen geheimen Korrespondenz, die sie mit der Erzieherin ihrer jüngeren Schwester,

einem Fräulein Stolz, führte. Sie wußte, daß dieses junge Mädchen, das nur drei Jahre älter war, mit hingebender Liebe an ihr hing, und gab sich ihr ganz rückhaltlos hin.

Wenn man diese Briefe zum erstenmal liest, ist man geneigt, Herrn von der Recke für ein wahres Ungeheuer von Roheit und Herzlosigkeit zu halten. Prüft man sie näher, so ergeben sich doch allerlei mildernde Umstände. Der Mann, der die Kinder, die er von seinen Viehmägden hatte, auf dem eigenen Hof ohne Strümpfe und Schuhe, hinter den Gänsen und Schweinen herlaufen ließ, und sie nicht einmal entfernte, als er heiratete, mußte in der That ganz unfähig sein, ein so edelgeartetes und zartbesaitetes Geschöpf, wie diese junge Frau irgend zu verstehen. Er stand wie vor einem Rätsel, wenn sie immer wieder in Thränen zerfloß, und es mußte ihn empören, wenn er sie nur bei den Ihrigen fröhlich sah. Die Demut, mit dem sie ihm begegnete, erschien ihm, der ihre Stiefmutter durchschaute, äußerst verdächtig, und er war sehr geneigt, in ihr eine Komödie zu sehen, die darauf abzielte, ihn unter das Joch seines Weibes zu beugen. So erklärt sich wohl die Rauheit, mit der er seiner jungen Frau gleich anfangs begegnet. Allmählich gewinnt er sie aber sichtlich lieb und ist bemüht, ihr auch seelisch näher zu kommen. Er bringt ihr Bücher, liest ihr sogar vor und bemüht sich, Leute in sein Haus zu ziehen, von denen er annimmt, daß sie ihr willkommen sein werden. Aber das macht die Sache nur noch schlimmer. Ein junger Professor Hartmann, den er ihr zuführt, ein junger Schwarmgeist aus der Schule Lavaters, ganz und gar männliche „schöne Seele", gewinnt ihr Herz, und der geistreiche sentimentale Schöngeist stellt von der Recke erst recht in den Schatten. Unverzogen, wie dieser ist, gibt er dem Mißbehagen, das ihn erfüllt, nun stets von neuem einen rohen Ausdruck.

So wird denn das Verhältnis immer unerquicklicher, und auch die Geburt eines Töchterchens ändert daran nichts. Die junge Frau kommt endlich zu dem Entschluß, die Ehe thatsächlich aufzuheben und nur noch vor der Welt die Frau ihres Mannes zu bleiben. Und sie führt diesen Entschluß mit dem unbeugsamen Eigensinn durch, der sehr sanften Menschen, wenn sie zum Äußersten gebracht werden, eigen zu sein pflegt. Das Bemühen ihres Gatten diesen Thatbestand vor ihren Verwandten zu verhüllen, entfremdet ihn ihr erst recht, denn sie sieht darin, gewiß mit Unrecht, einen Akt von Falschheit.

In seinem Ärger kehrt er nun wieder zu den rohen Genüssen seiner Junggesellenjahre zurück und setzt dabei jede Rücksicht auf seine Frau, die doch immer noch unter seinem Dache weilt, aus den Augen.

Alle Vermittelungsversuche erwiesen sich als vergeblich. Im Oktober 1776 verließ Frau von der Recke Neuenburg, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Ihr Gatte scheint mittlerweile von einer starken Liebe zu ihr ergriffen worden zu sein. Er hoffte noch lange, sie sich schließlich wieder erobern zu können, aber er konnte das nicht erreichen, obgleich die Frau sich durchaus freundschaftlich zu ihm stellte. Im Jahre 1781 wurde das Paar — das Töchterchen war schon vorher gestorben — auch offiziell geschieden. Herr von der Recke hat nicht wieder geheiratet.

Am 25. März 1793 schrieb Frau von der Recke in ihr Tagebuch: „Recke hat durch eine Reihe von 17 Jahren alles das, was er in seinen Briefen von 1776—1778 sagte, wahr gemacht (NB. in den Briefen, in denen er sie zur Rückkehr in sein Haus zu bestimmen suchte) und hätten Mißtrauen in seinen Charakter und die Wahrheit der Versicherungen seiner Liebe gegen mich mich nicht so verblendet, daß ich alle seine Bemühungen, meine Liebe zu gewinnen, nur gerade für so viele Schlingen hielt, in die er mich fangen wollte, um mich nachher noch mehr zu quälen, dann wäre ich gewiß zu ihm zurückgekehrt. Und ich bin jetzt überzeugt, in meinem reiferen Alter wäre es mir geglückt, Recke durch die Verbindung mit mir froh und zufrieden zu sehen, und auch ich wäre durch ihn nicht unglücklich gewesen, denn mehrere Welt- und Menschenkenntnis sagt es mir jetzt, daß in keiner Ehe und in keiner menschlichen Lage vollkommene Glückseligkeit zu finden ist."

Ich glaube, daß die Dame sich in dieser Annahme täuschte. Hätte sie dem Drängen ihres Gatten nachgegeben und sich wieder mit ihm vereinigt, so wäre die Abneigung gegen ihn gewiß wieder in alter Stärke erwacht.

Frau von der Recke, die sich später immer „Elisa" nannte — unter diesem Namen hatte sie zuerst ein Buch veröffentlicht, — hat noch lange Jahre gelebt — sie starb erst 1833 in Dresden — und in ihnen viel geschrieben, aber nichts, was diesen intimen Jugendbriefen an Reiz gleichkommt.

Das Buch des Herrn Professor Rachel bringt außer Stammtafeln und sonstigen Erläuterungen zum Text auch Porträts von Elisa, ihrem Vater, ihrem Bruder, der Großmutter Korff und Bilder von Schloß Neuenburg.

Zu unsern Bildern.

Königin Wilhelmine der Niederlande. Bildnismedaillon von Pier Pander. — Adolf von Menzel bei Paul Heyse. — Kunstgewerbliche Revue: Kronen und Lampen für elektrische Beleuchtung; Neue Kunststickereien; Bucheinbände; Geräte aus Kayserzinn; Englische Ziergläser; Bronzen.

Die Königin der Niederlande.
Medaillon-Bildnis von Pier Pander.

Die jugendliche Königin der Niederlande, deren Verlobung mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin jüngst weit über die Grenzen ihres Königreichs hinaus mit herzlicher Anteilnahme begrüßt wurde, dürfte, neben unserem Kaiser, die am meisten photographierte, gezeichnete, gemalte, von Bildhauern verewigte Persönlichkeit unserer Zeit sein. Die neueren Photographien aber geben, will uns scheinen, den eigenen Liebreiz der Herrscherin nicht recht wieder; es ist fast, als suchten sie mehr deren junger Würde, als ihrer Anmut gerecht zu werden. Das veranlaßt uns, nebenstehend ein außerordentlich schönes Relief zu reproduzieren, das aus dem Atelier Pier Pander hervorging. Das Medaillon-Porträt bringt, trotz des Krönchens auf dem leicht gewellten Scheitel, die ganze mädchenhafte Lieblichkeit der Königin in glücklichster Weise zum Ausdruck und spiegelt doch auch die Festigkeit ihres Charakters, von der alle, die sie kennen lernen durften, zu erzählen wissen, in trefflicher Weise wieder. —

Excellenz Adolf von Menzel weilte vor Kurzem in München, besuchte fleißig die Kunstausstellungen und noch fleißiger seine großen Vorbilder in der Alten Pinakothek — wobei er übrigens einmal beinahe über Nacht versehentlich eingeschlossen worden wäre —, plauderte beim Leinfelder mit Professor Corrodi aus Rom und spazierte jugendfrisch zwischen dem lustigen Treiben

Excellenz von Menzel bei Paul Heyse in München. Aufnahme von B. Dillmar in München.

Elektriſcher Beleuchtungskörper. Aus dem Salon von R. Bellair & Co. in Berlin.

auf der Thereſienwieſe herum. Auch bei Herrn Dr. P. Heyſe war er zu einem Theeſtündchen. Unſer Bild zeigt ihn, den Hausherrn und deſſen Gemahlin in dem ſchönen Dichterheim in der Louiſenſtraße im eifrigen Geſpräch. Für diejenigen, die beide Herren perſönlich kennen, dürfte beider Haltung auf dem Bildchen beſonders intereſſant ſein. — Weihnachten iſt vor der Thür, das Gabenfeſt! Wir bringen daher eine kleine, bunte Zuſammenſtellung neuer kunſtgewerblicher Gegenſtände, von denen der eine oder der andere vielleicht eine paſſende Anregung für die ſüßen Sorgen der Geſchenkauswahl bieten mag.

Noch iſt die elektriſche Beleuchtung in Privatwohnungen zwar eine Ausnahme, aber die Zahl der mit ihr ausgerüſteten Häuſer iſt doch in ſteter ſtarker Zunahme begriffen und zwar keineswegs nur in den Großſtädten. Viele kleinere Orte ſind bereits — oft unter Überſpringung der Gasbeleuchtung — zum elektriſchen Licht übergegangen, noch mehr ſtehen inmitten der Umwandelungsperiode, und ſelbſt auf dem Lande mehrt ſich die Zahl der elektriſchen Centralen. Die Induſtrie für Beleuchtungskörper, in Deutſchland ſonſt auf einer recht hohen Stufe ſtehend, hat in Bezug auf Kronen und Lampen für elektriſches Licht anfangs viel geſündigt. Sie erkannte nicht rechtzeitig, daß ſie neue Formen ſchaffen mußte, anſtatt die neue Lichtquelle in die alten gewaltſam hineinzuzwängen. So fabrizierte ſie maſſige, ſchwere Körper, denen man noch immer die früheren Gasröhren anzuſehen meinte, wo doch das neue Licht durch einen dünnen Kabel bis zur Leuchte ſelbſt geleitet wird; ſo ſetzte ſie, in ſchauderhafter Weiſe, die gläſernen Glühlämpchen oben auf imitirte Stearinkerzen!

Moderne elektriſche Tiſchlampe. Von Carl Rakenius & Co. in Berlin.

Krone für Gasbeleuchtung. Von Carl Rakenius & Co. in Berlin.

Neuerdings iſt das beſſer geworden. Man iſt zu leichten anmutigen Formen übergegangen, man verwendet die Glühlampe gern hängend, man hat gelernt, ſie in dem Auge angenehmer Weiſe zu blenden. Von allen dieſen Errungenſchaften geben unſere Vorlagen ein deutliches Bild. —

Den Damen unter unſeren Leſerinnen werden die muſtergültigen Stickereien, die wir vorführen, willkommen ſein. Auch hier muß man ſagen: die ſchöne Stickkunſt lag, mit ſeltenen Ausnahmen, lange Zeit recht im argen, die Dutzendware dominierte in den Fachzeitſchriften und in den Magazinen. Wie immer man zu den Formen der neuen kunſtgewerblichen Bewegung ſtehen mag,

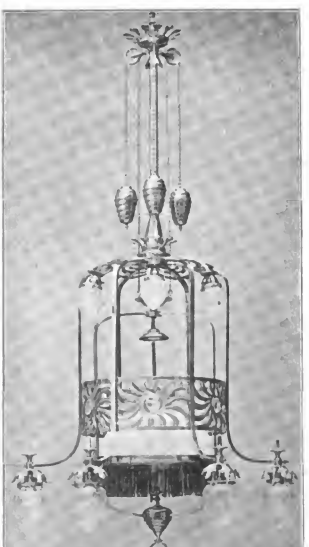
Krone für elektrisches Licht.
Von Schäffer & Walcker in Berlin.

das müssen auch ihre Gegner zugeben, daß sie uns frischeres Leben gebracht hat, der persönlichen Eigenart Bahn brach, die Schablone beseitigen half. Gerade die Entwickelung der Stickereikunst in den letzten Jahren beweist dies. Namhafte, tüchtige Künstler — allen voran der Münchener Obrist — nahmen sich ihrer erfolgreich an. Wer heute z. B. die großen Berliner Magazine besucht, die Vorlagen der Frauenzeitungen kritisch betrachtet, sieht die einschneidenden Wandelungen, die sich hier vollzogen haben: an die Stelle geschmackloser Nichtigkeiten ist eine zielbewußte (vielleicht freilich der Gefahr der Einseitigkeit ausgesetzte) Richtung getreten, die das Pflanzenornament auf ihre Fahne schrieb; an die Stelle schreiend bunter Farben eine satte Harmonie. Auch Herr und Frau Wille, unseren Lesern (als Frl. Dietlein) keine Fremden, gehören zu den letzten Vorfechtern der neuen Kunst, die die armselige Künstelei in Wolle und Seide aus dem Felde geschlagen haben.—

Ein paar Bucheinbände, in den bekannten Werkstätten von H. Sperling in Leipzig ausgeführt, mögen den jetzt mit Recht beliebten geschmackvoll einfachen dekorativen Buchschmuck charakterisieren, der dem überladenen prunkenden Goldornament auf dem Buchdeckel mehr und mehr den Garaus macht; einige formenschöne Geräte in sogenanntem Kayserzinn, das dem prächtigen Metall wieder zu seiner früheren und wohlverdienten Bedeutung und Beliebtheit im Kunstgewerbe, für den Schmuck des Speisezimmers, der Tafel verholfen hat; schöne Ziergläser aus englischen Etablissements, und ein im Entwurf höchst originelles, in seiner Ausführung in Bronze musterhaftes Schreibzeug bilden den Schluß unserer diesmaligen Neuheiten-Serie.

* * *

Als Titelblatt des Heftes bringen wir ein prächtiges Werk von Matthias Gasteiger, dem Schöpfer des bekannten reizenden Brunnenbuberl, das jetzt in den Anlagen vor der Protestantischen Kirche zu München eine dauernde Stätte gefunden hat. Das neue Werk des hochbegabten Münchener Bildhauers verkörpert den „Sieg". Die schöne ernste Siegesgöttin trägt die Fahne in der Linken; in der Rechten, die hinter dem Fahnentuch herumgreift, hält sie einen goldenen Lorbeerkranz. Gleich dieser Statue befand sich auch das Kinderdoppelbildnis von Franz von Lenbach (zwischen S. 400 und 401) auf der diesjährigen Ausstellung im Münchener Glaspalast. Das, vom Beschauer gesehen, links stehende Mädchen mit den wallenden Locken gibt Marion, des Künstlers zärtlich geliebte älteste Tochter wieder, die wieder und



Krone für elektrisches Licht.
Von Carl Rakenius & Co. in Berlin.

Tischdecke für einen Berandatisch. Von F. und R. Wille in Berlin.

wieder zu malen er nicht müde wird; das zweite Kind ist ein Töchterchen des Professor Gysis in München. — Als drittes Werk von der Ausstellung im Glaspalast geben wir das weihnachtlich anklingende Gemälde von L. Max Ehrler wieder (zwischen S. 416 und 417), „Gloria in excelsis Deo", während das Borchardtsche Bild „Eine Frage" (zwischen S. 432 und 433)

Kissen nach dem Entwurf von F. und R. Wille.

in der Münchener Sezessions-Ausstellungdieses Jahres durch eigenartige Technik die Aufmerksamkeit auf sich zog. —

Man spricht den Modernen nicht selten die Fähigkeit ab, Madonnenbilder von ergreifender Innigkeit zu schaffen. Ich glaube, die Mater Dei von Ad. Echtler erbringt den Beweis des Gegenteils. Zu dem edelschönen Frauenangesicht mit dem rührenden, in Glück und Schmerz zugleich verklärten Ausdruck liegt eine Tiefe der Empfindung, die an die größten Vorbilder aus klassischer Zeit heranreicht. Vielleicht dürfen wir an dieser Stelle aber auch auf den wunderbaren Holzschnitt hinweisen, in dem die Reproduktion des Gemäldes für uns in dem Atelier von H. Gedan in Leipzig ausgeführt wurde; der Kunstfreund mag an diesem Schnitt einmal der erstaunlich zarten Linienführung des Grabstichels nachgehen und dann die satten tiefen Töne beachten, die der überaus geschickte Holzschneider, den Intentionen des Künstlers gemäß, hervorzurufen wußte.

Der seinen Kunst von KlausMeyer, der vor etwa 15 Jahren in München mit seinen Beghinen in die erste Reihe der Mitschaffenden rückte, begegnet man jetzt nur zu selten; vielleicht daß seine Lehrthätigkeit in Düsseldorf

Tischdecke in Applikationsarbeit von M. Helbig und E. Oesten in Berlin.

Kissen, entworfen von F. und R. Wille.

Cape mit Stickerei, entworfen von F. u. R. Wille in Berlin.

und 489), das die jugendschlanke Jagdgöttin im Spiel mit ihren Hunden darstellt; die graziösen Linien des Körpers der keuschen Göttin, seine anmutsvolle Haltung weisen dem Werke einen hervorragenden Platz unter den in den letzten Jahren entstandenen Schöpfungen der Plastik an. — An kleineren Abbildungen veröffentlichen wir im vorliegenden Heft Studien und Zeichnungen von Winckel (S. 409), — ein Ansichtspostkarten feilbietendes Mädchen); von Peter Paul Müller, dem Münchener Landschafter, der uns diesmal anstatt des von ihm stets mit Virtuosität dargestellten herbstlichen Buchenwaldes eine feine Schneelandschaft gab (S. 413), Meyer-Cassel (S.

Buchumschlag, ausgeführt v. H. Sperling in Leipzig und Berlin

Buchumschlag, ausgeführt v. H. Sperling in Leipzig und Berlin.

ihn mehr in Anspruch nimmt, als seinen vielen Freunden lieb ist. Das wieder auf einem niederländischen Motiv aufgebaute Interieur-Gemälde „Aus Edam" — der berühmten Käsestadt bei Amsterdam — klingt ganz an seine besten älteren Werke an (zwischen S. 464 und 465). — Die Reihe unserer größeren Einschaltbilder schließt mit der Wiedergabe des schönen Langschen Diana-Reliefs ab (zwischen S. 488

Bowle mit Jagdstücken. Von E. Kayser in Köln.

421) — den prächtig charakteristischen Kopf eines hessischen Bauern; auf Seite 425 schalteten wir endlich eine kleine Zeichnung von Fidus ein, ein „Geschwisterpaar"; unter dem Pseudonym Fidus verbirgt sich bekanntlich der Berliner Maler Hugo Höppener, der sich in den letzten Jahren ganz besonders durch seine originellen und reizvollen Illustrationen einen weithin bekannten Namen

Englische Zier- und Glasvase (in der Mitte) mit vergoldeten Beschlägen.
Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin.

gemacht hat; auch unsere Leser sind in diesen Heften seinen schlanken, zierlichen Mädchengestalten bereits öfters begegnet.—

In dem Roman „Psyche" von Richard Voß, den wir im vorliegenden Heft zum Abschluß bringen, spielt die Psyche von Capua (oder Neapel) eine bedeutende Rolle. Es wird unsere Leser, die den fesselnden Roman ja mit regem Anteil verfolgten, interessieren, ein Bild dieses antiken Meisterwerks kennen zu lernen, das wir deshalb auf Seite 432 bringen. Wie treffend charakterisierte der Dichter es doch! „... das Figürchen eines zarten, blutjungen, sylvenhaften Wesens. Von dem holdseligen Geschöpf war nur der Oberkörper vorhanden und selbst dieser jammervoll zugerichtet. Beide Arme fehlten gänzlich, und das Haupt war dicht über der reizenden Stirn wie mit einem scharfen Messer glatt abgeschnitten. Gleichsam in tiefer Trauer über die gräßliche Verstümmelung ihres jungen Leibes hielt das Persönchen das süße Antlitz geneigt..." Das schöne Werk stammt nach dem Urteil der meisten Kunstgelehrten aus dem IV. Jahrhundert vor Christi Geburt. H. v. S.

Schreibzeug von E. Kayser in Köln.

Gehörnkanne von E. Kayser in Köln.

Biertrug; Zinnbeschlag mit Hopfen- und Gerstenornament. Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin.

Tintenfaß in Bronze. Von R. Bellair & Co. in Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Dachauerin. Ölstudie von Joseph Kriwer.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 5, Januar 1901.

Das Königtum der Hohenzollern.

Ein Rückblick zum 18. Januar 1901.

Von

Professor Erich Marcks in Leipzig.

Am 18. Januar 1701 setzte sich Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg zu Königsberg die preußische Königskrone auf das Haupt. Er zog damit aus der Entwicklung zweier großer Menschenalter das Ergebnis; er selber hatte die neue Würde durch Verhandlungen, durch Hilfsversprechen an den Kaiser, errungen, und seine Erhebung ist von keinem Strahle des heldenhaften Glanzes beleuchtet worden, der 170 Jahre später die Kaiserproklamation Wilhelms I. umfloß. Das Ereignis hatte vielmehr etwas Äußerliches und Kleines, wie die Persönlichkeit des ersten Königs selbst. Dennoch richtet die Nachwelt mit Recht ihre Blicke auf diesen Tag und feiert in ihm den Ausdruck einer Epoche. An der Schwelle des XVIII. Jahrhunderts, dessen staatliches Leben nichts Größeres sehen sollte als sie, steht dieser Geburtstag oder Tauftag der preußischen Monarchie des Hauses Hohenzollern; ihr als Ganzem gilt das Gedenken, das sich an diesem 18. Januar erneut, und eine lange Kette leuchtet uns auf, indem wir dieses eine ihrer Glieder berühren. Die Geschichte des altpreußischen Königtumes ist unseren Gebildeten, auch den Nichtpreußen, von Jugend auf bekannt; aber vielleicht doch den einzelnen auf ziemlich verschiedene Art, und namentlich nicht jedem in lebendiger und einheitlicher Kenntnis. Das Stoffliche dieser Geschichte zu wiederholen, kann die Aufgabe eines Aufsatzes nicht sein; aber nützlich mag es auch heute noch und mag es gerade in diesen Wochen sein, einem weiten Leserkreise die Zusammenhänge, die innerliche Bedeutung, den geistigen Inhalt des stofflich Bekannten von neuem zu entwickeln und zu erläutern — reizvoll für den Historiker ist es jederzeit.

Die Gesichtspunkte freilich, unter denen das geschichtliche Interesse und die Geschichtsschreibung dieser Königsgeschichte gegenübergetreten sind, haben sich in den beiden letzten Menschenaltern, entsprechend den veränderten Verhältnissen und Bestrebungen der jeweiligen Gegenwart, mehr als einmal verändert. Kurz vor der 48er Revolution hat Leopold Ranke die Geschichte des preußischen Staates und seiner europäischen Machtstellung in seiner ruhigen und großen Weise, wenn auch vielleicht nicht in einem seiner vornehmsten Meisterwerke, geschrieben. Dann folgte das Zeitalter der Begründung unseres Reiches mit all seinen Vorkämpfen, seiner langen Sehnsucht, seiner siegreichen Begeisterung; da lag man im Streite mit Österreich, und auch die Historiker, die Führer der kleindeutschen Schule, die Droysen, Häußer, Sybel, griffen in den Tageskampf ein: sie wiesen aus der Geschichte die deutsche Mission Preußens, die deutschen Leistungen Preußens,

den künftigen Triumph ihres Staates nach, sie feierten ihn mit aller Liebe und allem Zorne als den Träger der Einheit. Auf den höchsten Gipfel ist diese Auffassung und ihre künstlerisch-politische Darstellung bei dem Genialsten dieser Gruppe, bei Heinrich von Treitschke, gestiegen: seine Deutsche Geschichte wie sein ganzes Wesen und Wirken wurde ja zum hinreißenden Hymnus auf Preußen und Preußens Geschichte und sein Königshaus. Dieser Strömung hat sich seit den 70er Jahren die andere zugesellt, die von der inneren Arbeit des neuen Reiches, den sozialen Reformbestrebungen, zumal dann von denen des Fürsten Bismarck herkam, und auch in der Vergangenheit die innere, die soziale, die wirtschaftliche Arbeit des Staates und seiner Herrscher vornehmlich aufsuchte und sie zeitweilig wohl auch ein wenig idealisierte: der nationalpolitischen und wesentlich äußergeschichtlichen und verfassungsgeschichtlichen Betrachtung trat so die verwaltungsgeschichtliche, die sozialpolitische zur Seite — zugleich ein starker rein wissenschaftlicher Gewinn, der über Ranke und Droysen hinausführte, und der mit Gustav Schmollers Namen ruhmvoll verbunden bleibt. In den jüngsten Jahren hat man sich bemüht, die historische Anschauung von den unmittelbaren praktischen Gegenwartsinteressen nach Möglichkeit freizuhalten, nicht die eigenen Ideale in der Vergangenheit wieder zu suchen, diese Vergangenheit nicht zu idealisieren, sie weder mit einem nationalen noch mit einem sozialen Schimmer zu übergießen, der ihrer Wirklichkeit fremd gewesen sei; man hat den Widerstand gegen jede Art preußischer „Legende" aufgenommen und an realistischer Nüchternheit und mißtrauischer Kritik des Guten wohl manchmal reichlich viel gethan. Andere suchen, von anderen Bestrebungen unserer Tage geführt, in Preußens Geschichte überall die sachlichen Elemente, die Massenkräfte zu erfassen, die Wirkungen nicht der Politik, sondern der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Landesgestaltung; sie drängen wie das politische so vollends das persönliche Element zurück; die Bethätigung des Hauses Hohenzollern verschwindet halb hinter dem natürlichen Gange einer von selber laufenden Entwicklung. Ich werde mit allen diesen Auffassungen zu rechnen, gelegentlich auch abzurechnen haben und trachte keiner neuen, besonderen These nach, die sich den älteren anreihen und entgegensetzen möchte: es sei mir gestattet, einfach das hier zusammenzustellen, was mir richtig und wichtig zu sein scheint; ob darin ein eigener Standpunkt zu Tage tritt, das beurteile der Leser. Eines allerdings scheint mir gewiß: auch wenn man die Hohenzollern nicht künstlich steigert, auch wenn man ihre natürliche und notwendige Selbstsucht ruhig als Selbstsucht und nicht als ideales Bestreben erklärt, auch wenn man in ihrem Staate den hart und herbe ringenden, der sich behaupten und sich erweitern will, erblickt, und nicht den geweihten Träger allgemeiner Gedanken: auch ohne Heiligenschein ist diese Geschichte an Wunderbarem reich, und unsern Anteil darf sie allezeit für sich fordern, stärker fast als irgend welche andere. Nicht bloß, weil es *unsere* Geschichte ist und weil auf dem Boden des Preußentums, das hier erwuchs, noch unser bestes gegenwärtiges deutsches Leben, mindestens das staatliche, ruht, sondern auch, weil sie in sich selber so groß, so klar, und weil sie so jung und uns deshalb so dicht vor dem Auge, so wohl erkennbar ist, von so hellem historischem Lichte bestrahlt, wie kaum die Geschichte eines anderen großen Gemeinwesens, außer etwa dem der Nordamerikaner. Und wie mächtig die Leistungen dieses Staates! wie probehaltig die leitenden Männer! auch wenn man beide realistisch sieht; wie stark und wie unabweisbar deutlich tritt der Einfluß der Persönlichkeiten hervor, auch wenn man die sachlichen Gewalten ganz zu würdigen strebt! Je näher unserem Jahrhundert, um so greifbarer zeichnet sich diese Mitwirkung, diese führende Wirkung der Hohenzollern und ihres politischen und persönlichen Wollens ab; unzweifelhaft bleibt sie im Zeitalter der eigentlichsten preußischen Monarchie, der absoluten Regierungen, die wahrhaft maßgebende Kraft.

Seit der Höhe des Mittelalters hat sich der Schwerpunkt der deutschen Staatsbildung mehr und mehr in den Osten verschoben: aus der Enge der älteren, westlichen Schauplätze und Staaten in die Weite der jüngeren, östlichen hinüber, nach Baiern und Österreich hier, nach Sachsen und Brandenburg dort; und Brandenburg-Preußen wurde für den Norden und zuletzt für das ganze Deutschland unter diesen neuen Staaten

der bedeutsamste. Man hat mit gutem Rechte auf die zentrale Lage der Mark inmitten der norddeutschen Tiefebene, auf die Möglichkeiten hingewiesen, die gerade diese ununterbrochene Ebene einer breiteren, sich immer weiterdehnenden Herrschaft darbot. Freilich, von solcher Erwägung geographischer Möglichkeiten für einen großen Flächenstaat bis zu dem Satze, daß hier ein solcher Flächenstaat sich bilden mußte, oder gar, daß dieser Flächenstaat von der Mark Brandenburg und von Berlin ausgehen mußte, scheint mir der Weg noch recht lang zu sein. Mußte es wirklich diese Landschaft sein, die ärmste beinahe von allen, um die sich der neue norddeutsche und deutsche Großstaat schlösse? Hatten ihm die geographischen Bedingungen, mechanisch und unausweichlich, diese Bestimmung in seine Wiege gelegt? Konnten wirklich nicht Mecklenburg oder Pommern, oder gar Kursachsen oder etwa die Welfenlande die Rolle an sich bringen, die Brandenburg zugefallen ist? Aus bloßen geographischen Gründen möchte ich dies Wachstum doch nicht abzuleiten wagen. Wie ist es denn mit der Ausdehnung der hohenzollerischen Macht wirklich gegangen? War es so, daß sie, rings an ihren Grenzen weitergreifend, wachsend, sich abrundend, die nächsten Gebiete, Landschaft um Landschaft, wie man es doch postulieren müßte, an sich brachte? Nein, ganz und gar nicht! Wohl hat sie sich, wie jeder Staat, in der Nähe zu vergrößern gesucht, aber das Entscheidende für ihren Zug zum Großstaate sind thatsächlich gerade zwei weitentfernte Erwerbungen an Pregel und Rhein gewesen, die ihr durch den Zufall des Erbganges in den Schoß fielen! Und auch diese sind ihr geraume Zeit fast mehr zum Unsegen als zum Segen geworden: erst als ein Mann kam, der sie zu packen und auszunutzen verstand, verwandelte sich dies zum Bessern, und erst nach vielen Menschenaltern, nach Jahrhunderten ist der Drang, diese Flügellande mit dem Hauptlande nun auch territorial zu verbinden, zu seinem Ziele gelangt. Das freilich ist dann durch eine Art logischer Weiterführung des früh begonnenen Werkes geschehen; daß man aus den in Ost und West zerstreuten Stücken nun ein Ganzes machen wollte, war ein natürliches, ein gewissermaßen notwendiges Bestreben. Aber die eigentliche Grundlegung der hohenzollerischen Größe ist etwas durchaus nicht durch Bodenverhältnisse und natürlichen Erweiterungsdrang des brandenburgischen Gebietes Gegebenes: höchstens mit nachträglicher Konstruktion kann man es dazu machen wollen; nimmt man die Dinge, wie sie wirklich in ihrer Zeit zugegangen sind, so zeigt sich, daß vielmehr die Dynastie mit ihren zufälligen äußern Beziehungen und ihren einzelnen großen Söhnen die Größe Brandenburgs ermöglicht hat. Sicherlich wirkte auch die Ebene, die zur Ausdehnung lockt und ihr die Grenzen weit steckt; die natürlichen Verhältnisse bilden allemal die Voraussetzung, ohne die der historische Verlauf sich nicht begreift; aber unmittelbar leitend und wahrhaft entscheidend sind für die preußische Staatsbildung das Herrscherhaus und seine Persönlichkeiten gewesen; sie, so werden wir sehen, sind es auch gewesen, die diesem Staate wie sein Dasein, so seinen Charakter gaben. Wer für das sonderbare Werden dieses Preußens eine tiefere Erklärung sucht, wem es nicht genügt, den Gang wie er thatsächlich war, in seinem Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte, zu verfolgen und zu begreifen, wer vielmehr auch für jenes Anknüpfen im weiten Osten und im weiten Westen, das Preußens Zukunft bedingt hat, einen allgemeinen und höheren Grund verlangt, der wird ihn von der Landkarte jedenfalls nicht ablesen können. Ich verstehe sehr wohl, wenn er ihn in einem Plane überirdischer Gewalten sucht; die historische Wissenschaft selbst aber, auch wenn sie, so weit sie es kann, die Dinge zu erklären und nicht nur toten Stoff zu sammeln trachtet, hat mit dieser Erklärungsweise nichts zu thun. Sie macht einen Schritt vorher Halt.

Aber folgen wir dem wirklichen Entwicklungsgange zunächst durch seine Hauptphasen bis an die großen Zeiten Brandenburgs heran.

Seit dem XII. und XIII. Jahrhundert flutet der Strom deutscher Eroberung und Kolonisation in den Osten; eine Menge deutscher Stämme ist an ihm beteiligt; noch beschienen vom Abendglanze des Kaisertumes, aber bereits in ganz selbständiger Bethätigung, haben deutsche Fürsten, deutsche Edelleute, deutsche Geistliche, deutsche Bürger und Bauern das Werk vollbracht und die Reihe ihrer Siedelungen und neuen Staaten, von

der Ostsee bis nach Schlesien, breiter und breiter, immer vorwärts dringend, gegründet und befestigt. Recht im Herzen dieser kolonialen Lande lag der brandenburgische Staat der Askanier; festgeschlossen um die markgräfliche Gewalt, die hier, im Grenzgebiete, die Zügel mit kriegerischer Straffheit anzog und hielt; das Herrschergeschlecht kühn um sich greifend nach allen Seiten, nach Norden und Osten zumal. Aber dieses Staatswesen zerfiel. Die Festigkeit der Organisation vermochte sich nicht zu behaupten; äußere Schicksale und innere, überall wiederkehrende Entwicklungen drückten das Markgrafentum herab und hoben auch auf diesem östlichen Boden die Macht der Stände. Adel, Geistlichkeit, Städter kamen als selbständige Gewalten neben dem Landesherrn empor, die Einheit zersplitterte, der Umfang des Gebietes verringerte sich, landschaftliche und ständische Sonderkräfte gewannen die Oberhand. Besonders ungünstige Umstände haben diesen Zersetzungsprozeß in den Marken besonders weit gedeihen lassen: aus einem Chaos hatten die Hohenzollern, seit sie von 1411 und 1415 ab als Erben der Askanier, der Wittelsbacher und Luxemburger in die Marken einzogen, ihren neuen Besitz herauszuheben. Sie haben es, ein Jahrhundert hindurch, mit Konsequenz, Kraft und Erfolg gethan, ganz im Sinne des neu aufsteigenden Fürstentumes, das am Ende des Mittelalters sich überall durchzusetzen rang; sie haben ihr Gebiet wieder gedehnt, vor allem die Unruhstifter und die Selbständigkeiten daheim, adlige wie städtische, gebrochen und als rechte Territorialfürsten auch in die Reichspolitik eingegriffen. So liefen die Dinge von den Adelskämpfen Friedrichs I. bis zu denen Joachims I. nach 1500 fort. Ein neu gefestigter territorialer Staat bildete sich aus, mit Fürstentum und Ständen, unter fürstlichem Übergewicht; die Erbordnung von 1473 bestimmte die Einheit der Marken für alle Zukunft, sie bezeichnete den vollen Durchbruch des Gefühles von dem Zusammenhange und der Geschlossenheit des brandenburgischen Sonderstaates. Dann aber — etwa von 1530 ab — folgte eine Stockung, die wieder ungefähr ein Jahrhundert gedauert hat. Der märkische Staat blieb bestehen; aber in ihm sank das Fürstentum von neuem, und das Ständetum stieg auf. Diese beiden wetteifernden Mächte beherrschen damals die neuen deutschen Territorialstaaten überall; sie setzen sich auseinander; hier siegt die eine, dort die andere. Der Fürst ist an vielen Stellen noch nicht stark genug, die sich erweiternden Aufgaben des Staatslebens allein zu lösen, es mangelt ihm an Mitteln, an Geld; die Stände, die dieses bewilligen sollen, bringen ihn dadurch unter sich und verwalten und regieren zum guten Teile mit ihm, ja über ihm. Hier im kolonialen Osten wuchs diese Bewegung besonders hoch empor; der Adel erhob sich mit zunehmender Stärke über dem Bauerntum, dehnte seine herrschaftliche Gewalt und sein eigenes Gut aus, wurde wirtschaftlich, rechtlich und politisch der Herr des flachen Landes. Die Städte waren klein und unbedeutend und gingen noch immer tiefer herab; vornehmlich adlig war die Ständemacht, die mit ihren Landtagen und Ausschußtagen, mit ihrer besonderen Steuer- und Schuldenverwaltung, mit ihren Privilegien und Machtansprüchen den Kurfürsten in die Enge trieb, ihn einschnürte, ihn überall überragte. Andere deutsche Territorien haben damals andere Entscheidungen erlebt; in Baiern bändigte der Herzog seine Stände; im Osten waren sie wohl überall besonders stark, aber kaum irgendwo ihr Übergewicht so ununterbrochen und drückend wie in Brandenburg — nicht in Sachsen, nicht in Pommern, nicht einmal in Ostpreußen, wo gelegentlich doch ein kraftvoller Regent die ständische Allmacht zurückwarf. Offenbar hat auch die persönliche Fähigkeit der Fürsten in diesem Ringen ihr großes Gewicht geübt, und die Hohenzollern haben nach Joachim I. fast ein Jahrhundert lang keine bedeutende Persönlichkeit hervorgebracht. Ihnen fehlte das eigentlich Entscheidende, das, was die bairischen Herrscher jener Tage daheim wie in der Reichspolitik groß machte: der nach außen gerichtete energische Ehrgeiz, das klare politische Ziel, der Drang, zu wachsen, und zugleich der lebendige religiöspolitische Impuls, der in diesem Zeitalter der Religionswirren in allen starken Staatsmännern und Staaten vorwärts treibend, belebend, erhöhend wirkte. Die Hohenzollern blieben im Kleinleben stecken und deshalb zumal auch in der Abhängigkeit von ihren Ständen.

Und in der That ist dann der belebende Anstoß von außen gekommen. Um 1600 eröffnete sich der Dynastie der jülich-klevische

Erbanspruch am Niederrhein, und gleichzeitig die künftige Nachfolge auf dem Königsberger Herzogsstuhle; Aussichten auf Pommern, später auf Schlesien folgten nach; zu alledem trat die immer, bereits in den matten Zeiten, festgehaltene Bewerbung um das Magdeburger Erzbistum. Eine große Anregung aber haben lange Zeit hindurch nur die entfernteren Lande, die niederrheinisch-westfälischen hier, die ostpreußischen dort, auf die Hohenzollern geübt. Sie zwangen das in enge Grenzen eingeschlossene ostdeutsche Fürstenhaus, in die Weite zu blicken; sie hoben es über die Marken hinweg, auf einen höheren Standpunkt. Sie erschlossen ihm einerseits den Sinn für die großen Weltfragen und Weltgegensätze des Westens, wo Holland, Spanien, Frankreich in die jülicher Erbfrage eingriffen, und des Ostens, wo Schweden und Polen sich um die baltischen Lande stritten. Sie machten es überdies auch im Innern zu etwas anderem als einer bloß brandenburgischen Landesgewalt: ein Herrscher, dem auch Kleve und Preußen gehörten, mußte den natürlichen Drang besitzen, über seinen verschiedenen Gebieten eine einheitliche Macht zu errichten, in Brandenburg etwa mit klevischen, in Preußen mit brandenburgischen Kräften aufzutreten, seine Nebenbuhler überall, die Stände der Einzellandschaften, niederzuzwingen durch die Wucht seiner allgemeineren, fürstlichen Macht. Diese Impulse haben von Anfang an, sagen wir von 1600 an, thatsächlich gewirkt, innen wie außen. Dazu kam, daß Kurfürst Johann Sigismund 1613 zum reformierten Bekenntnisse über- und damit in die kalvinistische Weltgemeinschaft eintrat, in die Gruppe des kämpfenden, von weitem und hohem, europäischem Geiste berührten Protestantismus.

Aber freilich, zunächst gab das alles nur Anregungen, und noch lange keine Erfolge. Gerade die Fülle neuer Aufgaben, die jetzt in den Kreis der hohenzollerischen Politik einströmte, wirkte zunächst erdrückend, niederdrückend; die heimatlichen Stände, die Geld für ferne Unternehmungen bewilligen sollten und die dem Kalvinisten zwiefach mißtrauisch entgegenstanden, wurden um so widerspenstiger und um so allmächtiger; die Persönlichkeiten der Hohenzollern blieben auch bis 1640 unglücklich und unbedeutend. Neue Samenkörner waren ausgestreut; die Früchte sind noch lange nicht gereift. Und vollends den furchtbaren Fragen des 30 jährigen Krieges erwies sich Kurfürst Georg Wilhelm nicht gewachsen. Sobald man alle diese Zeiten aus der Nähe betrachtet, begreift man die Schwächen und Mißerfolge gut genug, und unter den Gestalten der brandenburgischen Herrscher und ihrer Minister wachsen einige immerhin zu stattlicherer Höhe empor, als man früher annahm. Graf Adam Schwarzenberg, der Minister des 30 jährigen Krieges, ist kürzlich als ein Vorarbeiter des Großen Kurfürsten, als ein Vorläufer des Absolutismus gewürdigt worden, und diese Rettung des Vielgescholtenen scheint wenigstens der Hauptsache nach gelungen zu sein. Aber man darf nicht übertreiben; was haben denn schließlich auch diese tüchtigsten unter den Staatsmännern vor 1640 geleistet? Sie haben festgehalten, was Brandenburg an Ansprüchen und Gebieten besaß, in Ost, West und den Hauptlanden; das war etwas wert; erreicht, gethan haben sie aber doch recht wenig. Alle Einzelankäufe und -Verdienste gehen in den Strudeln der inneren und äußeren Kämpfe unter. Die Schwierigkeiten waren groß; nirgends aber begegnet auch eine starke Natur, eine klare Entscheidung, ein großer Zug: Gesinnung und Kraft sind überall klein. Dem entsprach das Ergebnis: der Staat und seine Leitung standen höchstens mit dem Durchschnitte der damaligen deutschen Territorialpolitik auf gleicher Linie, und hinter so manchem standen sie zurück. Aus der Möglichkeit einer Machtentwicklung zu deren Wirklichkeit ging — das muß man doch nach allen Analogien, nach den Schicksalen etwa auch Baierns, Kursachsens sagen — der Weg einzig und allein durch die lebendige That, die die Kraft des schöpferischen Einzelnen hindurch. Erst sie kann auf dieser Erde wirklich etwas gestalten: wer sie aus seiner Rechnung ausschalten oder sie herabdrücken will, der rechnet nicht mit organischen Kräften, wie er sich wohl einbildet, sondern in Wahrheit mechanisch, mit einem falschen Rationalismus.

Begreiflich nur im Zusammenhange mit all dieser Vorgeschichte, im Zusammenhange mit dem Boden, mit den Antrieben, die in seinem Staatenkomplexe lagen, aber er selber doch erst der Wirkende, der Könnende, der Schaffende — so tritt in die lange Reihe der erste Große hinein, der Große Kurfürst. Er begann als ein halb Vertriebener, im

fernen Königsberg; nach allen Ansätzen hat erst er den brandenburgisch-preußischen Staat gemacht. Ich erinnere an den Inhalt seines Lebens: die schweren Anfänge im letzten Jahrzehnt des 30jährigen Krieges; die mühsame Besitzergreifung, die Herausbildung einer eigenen Politik, einer eigenen Stellung in den Welthändeln, bis zum westfälischen Frieden 1648; daneben und danach die Arbeit an der Wiederbefruchtung seiner verwüsteten Lande; in den 50er Jahren, nach einem ersten auswärtigen Fehlschlage und ersten inneren Reformen, die Teilnahme am nordischen Kriege zwischen Schweden, Polen, Dänemark, Österreich, die Abschüttelung der polnischen wie der schwedischen Oberherrschaft; von 1660 ab die Neuorganisierung des so behaupteten und verstärkten Besitzes; noch einmal, seit 1672, eine große Kriegesära, die Auflehnung gegen Frankreich, die neuen Siege über Schweden, und nach manchen Irrgängen der Politik zuletzt 1688 ein reiner Abschluß am Ende eines großen Lebenswerkes.

Was ist nun dessen eigenster Stempel?

Einmal, das ist ja bekannt, hat sich der Kurfürst Friedrich Wilhelm von der überwuchernden Gewalt seiner Stände befreit, er hat sie zurückgeschoben, in den Marken und deren Nebenlanden und in Kleve und Ostpreußen; er hat an stelle eines Konglomerates von Einzellandschaften, deren jede sich aristokratisch selber regierte, und die nur in der Person des Herrschers ein lockeres gemeinsames Band vereinigte, einen Staat errichtet, der inneren Zusammenhang zu haben begann, den Eine Regierung und Eine Verwaltung, und zwar eine fürstliche, einte und führte: den weiten Fürstenstaat, der den engen Ständestaat ersetzt. Er hat das alte Recht der Lande und der Aristokratien gebrochen und seine Macht dafür stabiliert; daß es ein Fortschritt war, daß ein besseres, werdendes, lebendiges Recht das alte, veraltete bezwang, daß dieser neue Staat unendlich kraftvoller und auch unendlich gesunder und innerlich leistungsfähiger war: diese Erkenntnis ist längst allgemein geworden. Die neue Zeit war nicht nur größer, sondern auch besser als die alte: auch wer sich bewußt bleibt, daß hier Recht über Recht triumphierte, wer das Alte keineswegs blind verdammt, muß das anerkennen. Woran aber knüpft diese Neugründung an? Worin liegt die Eigenart, die Einzigartigkeit von Friedrich Wilhelms Leistung? Man hat von seinem inneren Werke, jener Gründung der Staatseinheit, dem Beginn einer neuen wirtschaftlichen Arbeit, gemeint, sie seien im Grunde nichts Besonderes; alle Fürsten seiner Tage hätten Ähnliches angestrebt und gethan. Ich glaube, daß eine Vergleichung gerade zeigt, daß er mehr that, intensiver, schöpferischer wirkte, als seine deutschen Zeitgenossen, wenn auch natürlich im Sinne der gleichen Zeitbewegung. Aber daß er mehr that, das hat allerdings seinen rechten Grund nicht in der inneren Politik selber, sondern in der auswärtigen. Er ist unter jenen seiner Zeitgenossen, die man äußerlich mit ihm zusammenhalten kann, der Einzige, der eine *große Politik* trieb. Und nicht was er in der Verwaltung und der Verfassung schuf, so gewichtig es ist, gibt ihm seine Größe: sondern, in jeglicher Hinsicht, jene *auswärtige* Politik. Das thut man gut, manchen Moden und Dogmen unserer letzten Jahrzehnte gegenüber mit aller Schärfe zu betonen. Daß die auswärtigen Rücksichten ihn vornehmlich beschäftigten, zeigt sein prachtvolles politisches Testament von 1667; da nennt er dem Nachfolger die Mächte, mit denen er zu leben hat, ermißt ihren Nutzen und Schaden für Brandenburg, entwirft ein System rein-brandenburgischer Politik und stützt es auf Allianzen, vor allem aber auf „eigene Kräfte". Und er gibt dem Kurprinzen den Rat, niemals, wenn die umgebende Welt in Bewegung kommt, stille zu sitzen, neutral zu bleiben: das wäre Selbstmord; eingreifen muß er überall! Diese Regel erklärt den ganzen gewaltigen Unterschied zwischen seinen ruheseligen Vorgängern und ihm selbst; sie birgt den Nerv seines politischen Charakters und seiner Erfolge. Gewiß, auf das Engste hing diese Aktivität mit seinem starkbewußten Protestantismus zusammen: er fühlte sich als Glied einer Weltgruppe, das reformierte Bekenntnis der Hohenzollern wurde in ihm zuerst zu einer politisch bewegenden, befreienden, hebenden Kraft, und er hat sein Brandenburg, an der Stelle des engherzigeren und erlahmenden Kursachsens, zur ersten protestantischen Gewalt in Deutschland gemacht. Aber diese Wirkung konnte sein Glauben auf ihn doch nur ausüben,

weil seine eigene thatkräftige Seele ihn feuriger und größer auffaßte als seine Vorgänger und als die Mehrzahl seiner fürstlichen Zeitgenossen ringsum. Und andererseits: gewiß mahnte ihn auch die Ausgestreutheit seiner Gebiete über ganz Norddeutschland zu jener Beteiligung auf allen Seiten, ebenso wie sie, ich wies darauf hin, im inneren Kampf die Monarchie über die Sonderstände erhöhte; aber sie bot eben doch auch nur den Anstoß. Sie konnte auf Schwächere ganz entgegengesetzt wirken, sie ängstlich und unsicher machen, sie stellte schwere Aufgaben, die nur der Starke positiv zu lösen vermochte, sie brachte Gefahren, durch die nur ein großer Mensch siegreich hindurchschritt. Wie leicht war jener Streubesitz zu verlieren! Friedrich Wilhelm hielt ihn fest und mehrte ihn. Der Mann erst brachte das Leben, die Seele in sein Erbe, in diesen Stoff zu einem künftigen Großstaat hinein; aus seiner Persönlichkeit stammte der große Schwung der nun beginnenden Entwicklung. Und das ist an Friedrich Wilhelm das Ergreifende, wie diese Größe seiner Natur sich in Verhältnissen bewegen mußte, die in sich selber noch klein waren, und wie sie sich daran stieß und sich bücken und winden mußte. Im Kerne seines Wesens ist er ein leidenschaftlicher Mensch, stürmisch, feurig, gebieterisch, so wie ihn Andreas Schlüters großes Standbild festhält, ein Fürst der Zeit Ludwigs XIV., mit dem Drange, rücksichtslos durch seine Welt dahinzubrausen. Und überall fesseln ihn die Verhältnisse; äußerlich Gegner überall, innerlich Mangel an Mitteln; er ist doch nur der Herr einer Zukunftsmacht, an sich noch kein großer Potentat. Er muß mit Schweden, mit Polen, dem Kaiser, den Franzosen anbinden oder verhandeln — da gilt es, durch Geschmeidigkeit zu ersetzen, was ihm an Macht fehlt, zu warten, sich blitzschnell zu wenden, da gilt es, neben dem Löwenfell stets das Fuchsfell bereit zu haben, neben der That und der Gewalt die Selbstbescheidung, die List, ja die Treulosigkeit. Der Kurfürst ist am meisten er selber, wenn er sich bei Warschau, bei Fehrbellin an der Spitze seiner Reiter heldenhaft in die Schlacht stürzt, wenn er kühn den Kampf aufnimmt gegen Ludwig XIV.; aber er begann 1640 mit peinlicher Vorsicht: er verstand auch das; er hat sich langsam selbständig gemacht; und wie selten durfte er seine Kraft frei gehen lassen! Seine Gegner haben die Mischung von Schwung und Selbstzügelung, von zusahrender, fast allzu eiliger Leidenschaft und von Kleinlichkeit oft festgestellt und bitter gerügt; wir begreifen sie aus seiner Lage und bewundern, daß er im ganzen dennoch stets groß geblieben ist. Und stand es mit den Bedingungen seiner inneren Wirksamkeit anders? Er mußte, wie als europäischer Fürst so auch als Landesherr, immer vorsichtig sein, seine Macht abwägen, mit seinen Ständen verhandeln statt zornig durchzugreifen; und er mußte sparsam sein. Der ostdeutsche Boden, vollends nach 1648, war bitter arm; da hieß es jede Ausgabe dreimal prüfen, seine Mittel zähe zusammenhalten, zähe steigern; da erwuchs unter einem Hofe, dem Glanz und Genuß nie Selbstzweck sein durften, ein Regiment der Knappheit, der Arbeit, der Zucht — kein Versailler Hof und kein französischer Reichtum; die bezeichnenden Grundzüge des preußischen Wesens gestalteten sich heraus. Andere deutsche Herrscher lebten im Weltgenusse; Friedrich Wilhelm hatte die Wahl, etwas zu scheinen, aber nichts zu sein, oder sich und seinen Staat knapp zu halten: er wählte die Macht und die Sparsamkeit. Oder war es ganz allein der Einfluß des Bodens, der so auf den Staat zurückwirkte? Gewiß, in einem reichen Lande hätte sich das spartanische Preußentum schwerlich entwickelt; aber waren diese Länder dazu prädestiniert, es ihrerseits wirklich hervorzubringen? Dieses Wesen von Einheit, Straffheit, Thatkraft und Staatskraft, von Selbstzucht und Entbehrung? Bis 1640 zeigen die Marken dazu wahrlich keine Neigung, und Ostpreußen mit seinem wilden und selbstherrlichen Adel stand in der Gefahr, in polnische Zuchtlosigkeit und Wüstheit zu versinken. Nein! die Hohenzollern seit 1640 sind es gewesen, die diesen Staat mit seiner harten, scharfen, großen Eigenart in diesen Boden erst eingepflanzt haben, der ihm natürlich entsprach; und was sie selber dazu befähigte, das war und blieb der Trieb nach Macht. Daß dies alles durchaus nicht einfach Naturprodukt war, sondern das Ergebnis menschlichen Willens, das hat die Reaktion unter Friedrich I. gezeigt, wo die Entwicklung geradeswegs umzuschlagen drohte. Auch hier wieder ist,

wie immer, nur die sittlich persönliche Kraft die wahre Trägerin und Schöpferin der großen Dinge.

Im Dienste dieses Machttriebes hat der Kurfürst sein Werk vollbracht, mit Mühen und Nöten; und von diesem selben Punkte gehen auch die inneren Neubildungen aus, die seine 48jährige Regierung zeitigte und die ich hier wenigstens aufzählen muß. Im unmittelbaren Dienste seiner Machtpolitik nach außen stehen jene inneren Kämpfe, das langsame Niederringen seiner ständischen Rivalen; sie knüpfen sich alle an das Heer an. Das Heer ist das Rückgrat der preußischen Staatsgeschichte: es ist es damals geworden und bis heute geblieben; fast alle großen inneren Neuerungen kommen von dem Heere und seinen Bedürfnissen her. Der Große Kurfürst hat seine Stände zu den ersten dauernden Bewilligungen für das stehende Heer vermocht: die moderne Armee wie das moderne Steuerwesen wie das moderne Beamtentum Brandenburg-Preußens wurzeln an dieser Stelle. Er schuf ein fürstliches, vom Fürsten abhängiges Heer; er brauchte dazu steigende Mittel; er entwickelte in langen Reformen die eine ältere Quelle seiner Einkünfte, das Domänenwesen, zu ungeahnter Kraft, zu einer großen und ergiebigen Administration. Er entwickelte daneben die Steuern; ihre Träger wurden gerade die Beamten, deren erste Aufgabe es war, für den Unterhalt des Heeres zu sorgen. Eine neue Steuerverwaltung ging aus diesen militärischen Bedürfnissen und Kreisen hervor, die sich allmählich mit einem besonderen, wohlgegliederten Beamtentume versah. Für Domänen und Steuern also bildeten sich neue umfassende Behörden; es waren die Domänenkammern und die Kriegskommissariate; sie bildeten sich in Jahrzehnten, schrittweise, dem Bedürfnis gemäß heraus; vor 1700 waren sie beide fertig. Und sie verdrängten nun die alten, ständischen, landschaftlich und aristokratisch abgeschlossenen Regierungen, mit denen die Einzelprovinzen sich selber verwalteten; sie ersetzten diese Gegner des Gesamtstaates und jeder lebendigen Neuerung durch staatliche Organe, durch Kollegien, die nur vom Fürsten abhingen und so dem Ganzen dienten, durch fürstliche Beamte anstatt einer Klassenherrschaft der privilegierten Gruppen. Dieser ganze Neubau aber war das Ergebnis der Machtbestrebungen der Krone; und sein eigentlichster Baumeister war, unterstützt von hervorragenden Fachmännern, in seinem Werke fortgesetzt durch Eberhard Danckelmann und manchen sonst, doch Kurfürst Friedrich Wilhelm.

Aus demselben Quell entspringt ein zweites: die Machtpolitik, die diese Staatsgründung im Gefolge gehabt hat, führte auch zu einer Wohlfahrtspolitik. Zuerst war es nur die Arbeit der elementaren Wiedererhebung aus der Zerstörung des 30jährigen Krieges; allmählich folgte dann, nach der Heilung der ärgsten Wunden, der Herbeirufung von Kolonisten, eine wachsende Pflege von Handel und Wandel. Der Rumpf des hohenzollerischen Staates, die um die Mark gruppierten Landschaften, wurden durch den Friedrich-Wilhelms-Graben, den Müllroser Kanal zwischen Oder und Elbe, in sich und mit der Nordsee verbunden. Und schon beginnt der werdende Staat nach einer Beherrschung der ganzen Oder, womöglich einmal der ganzen Elbe zu streben. Schon entfaltet in Stadt und Land der neue Gesamtstaat, der Absolutismus seine belebenden Kräfte. Er übernimmt von Westeuropa die wirtschaftspolitischen Maximen; er arbeitet mit den Mitteln des Merkantilismus, er will die Wirtschaft seiner Gebiete einheitlicher, stärker, vom Auslande unabhängiger gestalten. Die Kette ist stets: der Landesherr braucht Soldaten und Geld für seine Armee; deshalb die neuen Behörden-Organisationen; deshalb das Bemühen, das Land reicher, bevölkerter, thätiger zu machen; der Ausgangspunkt ist Macht, zur Wirkung werden innere Leistungen, und schließlich werden diese auch zu einem Selbstzweck. Wie sehr aber und wie lange bei Friedrich Wilhelm selbst alles noch von der Politik allein herkam und ihr allein diente, zeigt wieder jenes 1667er Testament — da ist noch die Macht sein einziges Thema; die vollere innere Arbeit mußte er da fast lediglich noch der Zukunft überlassen. Später hat er sie noch selber wenigstens begonnen: der Bahnbrecher, der Anfänger wurde er für alles; aber seine besondere Aufgabe war es, erst die Existenz überhaupt zu sichern, den Grundstock an Macht zu bilden. Was er da geleistet hat, das geht an Größe doch über alle zeitgenössische deutsche Leistung hinaus. Und wenn die Schwinge, auf der er sich erhob, die große Selbstsucht des Willens zur eigenen Macht ist und keinerlei

General Booth. Nach dem Gemälde von Hubert Herkomer.

innerpolitisches Ideal, übrigens auch kein deutsch-patriotisches Ideal: ist das für seine Erscheinung ein Verlust an innerem Werte? Oder that er nicht vielmehr nur ganz dasselbe, was auf jeden ganz großen Staatsmann zutrifft? Die Bedeutung dieses Machtwillens ist ja doch wahrlich keine Entdeckung des heutigen Tages, und mit Friedrich Nietzsche hat sie an sich gar nichts zu schaffen; nicht bloß Heinrich von Treitschke hat sie bereits gepredigt, Leopold Ranke schon hat sie immer in den Mittelpunkt seiner Begründungen gestellt, und Otto von Bismarck hat sie in Thaten und Worten uns hundertmal in die Seele geschrieben. Der große Staatsmann fühlt sich, selbst wenn er nicht Fürst und nicht absoluter Fürst ist, als die einheitliche Verkörperung seines Staates; er blickt vor allem nach außen, denn vor allem gegen die Außenwelt muß die Persönlichkeit des Staates, der Nation sich behaupten, wenn sie bestehen will; von da her am meisten entnimmt er die Aufgaben, die er seiner inneren Politik setzt. Andere mögen das Innere für sich betrachten, der große Handler muß von dem Auswärtigen ausgehen, von der Macht; und diese ist selbst etwas Lebensvolles, Individuelles, sie wirkt selber fort und gibt dem ganzen Leben ihres Staates ihr Gesetz. Der Staat, den Friedrich Wilhelm vertrat, der Staat, der Friedrich Wilhelm im vollsten Sinne war, war noch ein werdender, hundertfältig bedroht, unfertig, nur haltbar, wenn er wuchs, sich erweiterte, seine getrennten Glieder erst zusammenschloß. Der Große Kurfürst lebte in diesen seinen elementarsten und höchsten Aufgaben; er hat nach seinem pommerischen Erbe lebenslang gerungen mit aller Kraft seiner Leidenschaft, er hat es noch nicht zu erringen vermocht — aber alle Wege hat er gewiesen, alle Zukunft hat er bereitet, der preußischen Geschichte als einer Geschichte des Kampfes und des großen schöpferischen Ehrgeizes hat er ihre Sonderart vorgezeichnet. Und das Ehrwürdigste an Kurfürst Friedrich Wilhelm ist nicht der gütige Landesvater mit dem patriarchalischen Gefühle, das er gewiß in sich trug: es ist der Sieger von Fehrbellin, dessen Augen „schienen wie zwei funkelnde Kometen", der Kämpfer von Stettin und Rügen, der Schwedenjäger auf der Schlittenfahrt über das kurische Haff, der Grollende und Enttäuschte, den sein unverdienter Mißerfolg in Ludwigs XIV. Arme treibt, und den dann zuletzt doch sein Widerstand gegen die katholische Weltpolitik des Franzosenkönigs wieder auf sich selber, auf die Seite Wilhelms von Oranien und seiner deutschen Heimat stellt. Die Kraft, die ihn hinaus- und aufwärtsdrängte, ist sein Eigenstes, und um ihretwillen ist er der „Große" Kurfürst und der Gründer des hohenzollerischen und des deutschen Staats.

Ich habe hier bereits alle die Richtungen und die Elemente bezeichnet, die für die Zukunft entscheidend blieben: ich kann ihr weiterhin in rascheren Schritten folgen.

Eberhard Danckelmann habe ich schon genannt, den Vollender der Organisationen des verstorbenen Kurfürsten, den Träger seiner Überlieferung; er erlag im Jahre 1697 der höfischen Intrigue, der Feindseligkeit seines Zöglings Friedrichs III., dessen schwache Natur ans der vollen Hingabe an seinen Minister in unversöhnlichen und unentschuldbaren Haß umschlug. Und dann von 1697 bis über 1710 jene Zeit einer Reaktion, auf deren Bedeutung im Zusammenhange der hohenzollerischen Reihe bereits hingedeutet worden ist. Kurfürst Friedrich III., König Friedrich I. ist vielleicht manchmal allzu grimmig beurteilt worden; es ist auch unter ihm mancherlei Gutes geschehen, nicht nur im Sinne der geistigen Kultur, und der dynastischen Größe seines Hauses hat auch er auf seine Art gedient, Pommern hat auch er zu erwerben getrachtet, und auf den Schlachtfeldern des spanischen Erbfolgekrieges wuchs der Ruhm der Brandenburger. Aber seine Regierung als Ganzes war mittelmäßig wie seine Natur und die bittere Charakteristik seines Enkels von dem Manne, der in den großen Dingen klein, in den kleinen groß gewesen sei, besteht zu Recht. Weniger noch, daß er im spanischen, westeuropäischen Kriege sich dauernd festlegen ließ und die sehr viel näheren Anliegen seines Landes im nordischen Kriege darüber versäumte, daß er den Schwung und die starke Selbständigkeit seines großen Vaters in der auswärtigen Politik doch verlor — hauptsächlich das ist das Schlimme, daß er von der Strenge, von dem Pflicht- und Staatsgefühle seines Vaters abfiel, daß er den Staat überwuchern ließ durch den Hof. War eine Entgleisung dieser Staatsentwicklung

bereits unmöglich? Konnte nicht auch Preußen in die Bahnen der sächsischen Friedrich Auguste geraten? Auch diese sind gewiß in manchem besser gewesen als ihr Ruf, zumal August der Starke selbst; und doch, welch ein Bruch und welch eine Versumpfung für die preußische Zukunft! Das „Preußentum", wie wir es umschrieben haben, als Staats- und Volkscharakter, war noch keineswegs tief genug gefestigt; ein geistvoller und glänzender, aber allzu glänzender Hof, der sich zur Hauptsache wurde, mußte auch hier alle Bande lockern, die eben erst begonnene staatliche Erziehung, die des Adels zumal, gefährden und zerstören. Alle diese Gefahren haben bestanden; es war von unermeßlichem Werte für die junge Schöpfung des Großen Kurfürsten, daß die verwüstende Wirtschaft seines Sohnes nur kurz, nur ein Interregnum war, daß die Blutmischung, die uns Nachlebenden als die eigentlich althohenzollerische erscheint, jene Verbindung von Stetigkeit und Sparsamkeit und selbstüberwindender Hingabe des Einzelnen an den Staat mit den starken Impulsen persönlicher Kraft, daß diese Blutmischung bei dem Enkel wiederkehrte und nun für drei Vierteljahrhunderte die beiden großen Regierungen einsetzten, die vor allen klassischen Königsregierungen des XVIII. Jahrhunderts überhaupt: Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. Von ihrem ersten königlichen Vorgänger übernahmen sie die Königswürde: ein Erbe, das seine Bedeutung besaß; es hob sie über die Menge der deutschen Fürsten hinaus und stellte sie ihren halbdeutschen deutschen Nebenbuhlern, den polnischen Königen in Kursachsen, den englischen in Hannover im Range gleich; es war die Form für die Wirklichkeit der brandenburgisch-preußischen Macht und zugleich ein Antrieb für die Zukunft; und erkauft war diese Würde immerhin nur durch vorübergehende politische Opfer an den Kaiser — übrigens durch keine konfessionellen Opfer, auf welche die jesuitischen Beförderer dieser Königswünsche gerechnet haben mögen, ohne sie jedoch durch besonders wichtige Leistungen auch nur irgend verdient zu haben, und ohne daß man sie ihnen versprochen gehabt. Was König Friedrich I., als Gefolgsmann des Kaisers, im Sinne seines eigenen Staates versäumt hatte, hat noch sein nächster Nachfolger im nordischen Kriege eingebracht: er gewann 1720 Stettin, die Sehnsuchtsstadt des Großen Kurfürsten, und half die schwedische Großmacht, die einstige Herrin des Ostseekreises, zertrümmern; an der Ostsee gab es künftig wieder einen starken deutschen Staat. Vor allem, im Innern hat Friedrich Wilhelm I. die Spuren jenes Interregnums verwischt: der eigenartigste aller Hohenzollern, als Organisator und Erzieher der größte von ihnen allen.

Auch seine Blicke richteten sich stets auf die Weltstellung seines Staates; auch nach 1720 hat er eine bewegte auswärtige Politik getrieben und zwischen den großen Mächten, Österreich, England, Frankreich, seinen Platz gesucht und gewechselt. Es ist bekannt, daß die kaiserliche Diplomatie, der er sich seit 1726 anschloß, ihn ausgenutzt und seine Hoffnungen betrogen hat und daß der unbehilfliche Herrscher, der in die Diplomatie jeder Zeit schlecht hineingepaßt hätte und in die seiner Zeit, die Diplomatie der kleinen Virtuosen und der kleinen Mittelchen, am allerschlechtesten hineinpaßte, mit immer bittrerem Zorne empfand, wie man ihn nasführte und mißachtete. Er wußte es und vermochte sich doch nicht zu befreien; wohl schwenkte er in seinen letzten Jahren sogar auf die französische Seite hinüber; aber er konnte es doch nur seinem Sohne überlassen, zu thun, was ihm, dem Vater, über die Kräfte ging: Preußen innerhalb der großen Welt von neuem zu erheben. Von diesem obersten Ziele also ließ auch er nicht; und auch bei ihm hat sich, wie bei seinem Großvater, alles Innere vornehmlich an die Entwicklung seiner Armee angelehnt, die er so gewaltig steigerte: aber sie zu verwerten, war ihm nicht gegeben. Seine Leistung war innerlich und nur innerlich. Die preußische Macht konnte das jetzt für eine Weile ertragen, weil der Große Kurfürst mit seinem nach auswärts gekehrten Ehrgeiz ihr überhaupt das Dasein gesichert, die Grundlagen geschaffen hatte; und weil die Wucht, mit der sich Friedrich Wilhelms I. Wille auf die Organisation und die innere Anspannung aller Kräfte warf, so gewaltig war, daß sie für eine Weile den sonst unentbehrlichen Schwung der großen Politik ersetzte. In jedem Sinne knüpfte er dabei an das Werk des Kurfürsten an; aber er steigerte es zugleich und führte es erheblich weiter. Mancherlei allgemeine Einflüsse haben da auf den großen Verwaltungsmann ein-

gewirkt. Überall in der Welt war die merkantilistische, wirtschaftliche Arbeit des absolutten Staates glänzend entwickelt; von Frankreich hatten alle Nachbarn sie übernommen, auch Schweden, auch Rußland ahmte sie nach: die preußischen Verhältnisse wurden erst jetzt ganz reif für sie. In Preußen war ferner die neue Geistesrichtung der Zeit, der protestantische Rationalismus, bereits unter Friedrich III. eingepflanzt worden, er erfüllte die junge Universität Halle und machte sie zur leitenden Hochschule Deutschlands; dieser Rationalismus aber setzte auch dem Staate mit voller theoretischer Klarheit allgemeine Ziele der Befreiung und der Befruchtung im geistigen wie im wirtschaftlichen Leben. Brandenburg war stets protestantisch gewesen, und durch den Großen Kurfürsten in besonders eifrigem und, nach mancher Hinsicht, in besonders freiem Sinne; auch Friedrich III. hielt sich als Protestant, Friedrich Wilhelm I. war überall der Schirmer seiner Glaubensgenossen, sein Preußen neben England die Vormacht der Evangelischen in der Welt. Jetzt trat es, als der Heimatstaat der hallischen Universität, mit der neuen Belebung protestantischen Empfindens und protestantischer Kritik, die der pietistische Rationalismus bedeutete, in innige Fühlung; er wurde in neuem Sinne zum Träger der lebendigen Weiterwirkungen der Reformation. Auch Friedrich Wilhelm I. hat Wolffsche Bücher gelesen — obwohl er Wolff selber, bei einem Konflikte des Philosophen mit den Theologen, in jähem Entschlusse aus dem Lande trieb; und Wolffs Philosophie verkündigte die Grundsätze des absoluten, aufgeklärten, wohlwollenden Verwaltungsstaates, der in alles Leben seiner Unterthanen fördernd, aber auch befehlend hineingreift, nüchtern, gewaltsam, allmächtig: die Grundsätze, die Friedrich Wilhelms Praxis erfüllten. Die Universität Halle half dem Landesherrn so seine Beamten, Lehrer und Pfarrer, wie er sie brauchte, heranbilden: Theorie und Praxis befruchteten einander. Auch einen dritten Einfluß allgemeineren Charakters, den Einfluß der niederdeutschen, der nordostdeutschen Volksart auf den König wird niemand leugnen: seine derbe Nüchternheit, seine Schärfe, seine Prosa hat viel von dem Boden an sich, auf dem er geboren war. Aber ebenso unleugbar ist, daß er selber nun unendlich viel dazu gethan hat, den preußischen Typus erst wirklich klassisch auszuprägen, ihn in den preußischen Staat ganz hineinzuprägen und ihn so zu verstärken und zu bewahren für eine weite Zukunft. Der Organismus, den er, natürlich nicht voraussetzungslos und willkürlich, schuf, ist von seinem eigensten Wesen tief durchdrungen und ist, so wie er dann wurde, undenkbar ohne diesen König und seine persönliche Art. Friedrich Wilhelm war anders, nicht bloß als der höfische Vater, sondern auch als der fürstliche Großvater; er war ein derber Bürgers- oder Bauersmann der märkischen Erde, von dem alle französischen und geistigen Einflüsse des Elternpaares wirkungslos abgeprallt waren, die Verkörperung des Praktischen, des Grob-Gesunden, und dabei doch von einer sonderbaren Genialität sowohl des Staatsgefühles als der persönlichen Fähigkeiten. Als Mensch ist er von jeher nur dem Deutschen, ganz vielleicht nur dem Norddeutschen, unmittelbar verständlich gewesen, in seiner Unbehilflichkeit, der Mischung von weicher und tiefer Herzensgüte, von strenger Keuschheit des innerlichsten Empfindens, das es nicht wagt und nicht versteht sich zu äußern, mit schneidender Schärfe und polterndem Derbheit. Auf dem Boden seines Wesens die vollkommenste Frische und Gesundheit einfachen Menschenverstandes; und dennoch er selber, vollends bei zunehmenden Jahren, ein nervöser, hitziger, augenblicklichen Wallungen unterworfener Mann, ein „Cholericus“, krank, ein Mann der Schmerzen und dann der furchtbaren Ausbrüche, der leidenschaftlich fühlt und leidenschaftlich dreinschlägt, hart bis zur Roheit, jähzornig bis zur Haltlosigkeit und beinahe bis zum Verbrechen, abstoßend für jede feinere Natur, die mit ihm leben mußte, und doch in seinem Innersten warm und rein und in dem Ausdruck seiner Liebe, seiner Hilflosigkeit, seines sittlichen Ernstes von einer tief ergreifenden Schlichtheit, wahrhaftig und echt bis auf den Grund der Seele. Im ganzen ein großartiges Wirken und eine großartige Erscheinung, aber für seine Umgebung und seine Zeitgenossen, die unter seinen Fehlern litten, bitterschwer zu ertragen; eine moralische Macht von weitester Wirkung, aber zunächst der Schöpfer einer „eisernen Zeit“, die er verkörpert, mit seinem wuchtigen Schritte, seinen kurzen, treffenden, aber auch dröhnenden und vernichtenden Worten, der drastischen

Inkorrektheit seiner groben Randglossen, mit dem starken und scharfen Ausdruck der Augen in seinem grobgebildeten Gesicht und dem drohenden Stocke in seiner Hand. Er fährt wie ein Sturmwind in die Korruption oder die Faultheit hinein; alle vornehmeren Züge aus der Zeit Sophie Charlottes verschwinden; aber innerhalb der Lebenskreise, auf die er sich verstand und auf die es wirklich ankam, kümmert er sich um alles. Da ist er allgegenwärtig, wohl mit seinem Stocke und seinen Strafen, aber auch mit seinem Rate, seinem Wissen, seiner durchdringend klaren Einsicht; er knetet den Thon des ostdeutschen Wesens gewaltig durch und gestaltet aus ihm das Bildwerk, das ihm selber entsprach. Und was hat er so geleistet! Er führte den Kampf um die politische Vorherrschaft im Innern, den der Große Kurfürst begonnen und wesentlich entschieden hatte, erst ganz zu Ende. Er fügte den trotzigen Junker erst ganz in den Dienst seines Königsstaates ein, er zwang die Söhne der preußischen Edelleute hinein in sein Offizierkorps, erzog sie als seine Kadetten zur Mitarbeit. Er brach die letzten Auflehnungen des Ständetums; er reformierte die ländliche Grundsteuer, in Ostpreußen zumal, im Sinne der Gerechtigkeit; er stabilierte wirklich seine Souveränität als den Felsen von Erz. Er brach gleichzeitig in den Städten die Vetternwirtschaft der Oligarchien und gab ihnen eine reinere Verwaltung und Verfassung, die freilich der Staat zunächst überwachen, ja kommandieren mußte: aber auch hier vollbrachte er eine heilsame und notwendige Reform. Er stellte seinen Beamten, den Stenerrat, als Vertreter der Gesamtheit mitten in das bürgerliche Leben hinein; er führte so das staatliche Beamtentum nach unten hin weiter durch, und vor allem, er regelte dessen eigenen Bau in der Spitze und den wichtigsten Gliederungen. Er faßte die beiden, bisher noch getrennten Verwaltungen der Domänen und der Steuern, die wir entstehen sahen, in einer obersten, im Generaldirektorium, zusammen und ordnete und verstärkte so die zentralen Behörden in folgereichster Weise; er that das Gleiche für die Oberbehörden jeder einzelnen Provinz. Und diesem neuaufgerichteten Organismus setzte er, in der berühmten Instruktion, die er selber (1722 auf 1723) entwarf, seine Aufgaben, bestimmte das Verfahren, durchtränkte das Ganze mit seinem feurigen, gebieterischen sittlichen Ernst, mit dem kategorischen Imperativ seines Pflicht- und Staatsbewußtseins. Er gestaltete, als der Vollender alles bisher Begonnenen, dieses Beamtentum einheitlich aus: ein Beamtentum, das dem Könige, dem Staate dient, das seinerseits auf festen Unterlagen, Prüfungen, Berechtigungen, auf geregeltem Gehalte, auf sachlichen Beförderungsgrundsätzen sicher ruhen soll; dafür hat es sich aber anzustrengen bis auf das höchste, und wehe dem Säumigen oder Unredlichen! Der König wacht! der König, der selber das Haupt dieses Organismus ist und der in ihm arbeitet, mühselig, rastlos, wie keiner der andern. Ein neuer, vom Staate getragener Stand, der an sich nicht bürgerlich noch adlig sondern staatlich sein soll, wächst so empor. Daneben das Richtertum, dem Friedrich Wilhelms Begabung weniger kongenial war; daneben aber zumal der moderne Offizierstand mit seiner aristokratischen Geschlossenheit, seiner Sparsamkeit, Straffheit und Anspannung, die ganz an die der Beamtenschaft erinnert, seiner Königstreue und seinem Heldenmut. Auch die Ergänzung der Truppe, wie man weiß, wurde neu geregelt: nach langem Schwanken zwischen den beiden Principien der Auslandswerbung und der Aushebung im Inlande ist Friedrich Wilhelm da den Gewohnheiten, wie sie die Praxis seiner Hauptlente allmählich herausgebildet hatte, nachgefolgt und hat seit 1733 Werbung und Aushebung nebeneinander gestellt und die Aushebung schrittweise fester geregelt, sie in bestimmten Bezirken, in Kantonen, für jedes Regiment lokalisiert: auch dies mindestens ein Fortschritt zur Einheitlichkeit und Allgemeinheit hin, und eine sichere Fundierung für den Ersatz.

Alle die neuen Organe aber mußten zugleich der wirtschaftlichen Belebung dienen. Der König legte die Grundlagen einer stärkeren Gewerbe- und Handelspolitik; er stellte sein Heer als großen Konsumenten in den Dienst wirtschaftlicher Unternehmungen, er ließ die Soldaten wirtschaftlich mitarbeiten; er hat hauptsächlich auf dem flachen Lande, als rechter Fachmann, kolonisierend, lehrend, mustergebend gewirkt, die Brüche getrocknet, das verwüstete Litauen schöpferisch emporgebracht. Er hat auch Socialpolitik getrieben: seinen Adel gezügelt, seine Bürger, insbesondere seine Bauern zu heben gesucht,

den Kampf für die Erhaltung des bäuerlichen Standes und Landes begonnen, er hätte gern die Bande der strengen bäuerlichen Abhängigkeit gelockert. Zum mindesten die Anfänge gehören da ihm.

In allem, was er that, war Friedrich Wilhelm der Praktiker, ganz unsystematisch von Hause aus; und doch sahen wir ihn sich mühen mit Wolffischer Theorie. Und in der That: über die reine Praxis seines Großvaters, die vor allem erst einmal den Boden ebnen gemußt, ging der König bereits weit hinaus. Das Wohlfahrtsstreben wird in ihm wirklich bereits bis zu einem gewissen Grade Selbstzweck. Er bildet nicht nur das Ältere weiter und durch; er will bereits etwas Tieferes. Der Weg führt, so sahen wir, vom einfach thatsächlichen, dynastischen Streben in die bewußte Erkenntnis der eigenen Verpflichtung zur Fürsorge für die Unterthanen hinüber. Natürlich, der Kern bleibt das Bedürfnis der Fürstenmacht: der König braucht Soldaten und Geld, das mahnt ihn auch jetzt noch am mächtigsten zur Arbeit, zur Kolonisierung des Bodens, zur Steigerung der Steuerkraft. Aber die Schöpferfreude und der Gewissensantrieb wachsen; Friedrich Wilhelm trifft innerlich mit dem Philosophen nicht übel zusammen.

Hart und herb blieb dieser preußische Staat auch jetzt noch, nicht nur für seine Nachbarn, die seine Werber beunruhigten und die seine Handelspolitik bedrückte, auch für seine Unterthanen, denen er seine Hand schwer auf die Schulter legte. Er wirkte Heilsames für die Zukunft; seine Gegenwart war kraftvoll und innerlich schöpferisch — aber eine starke Beschränktheit ist unverkennbar. Es war ein mühseliges Arbeiten unter strenger Aufsicht; kein Blick in die Welt, kein heller Aufschwung, alles prosaisch und eng gebunden, das ganze Wesen einseitig, und durch diese Einseitigkeit doch auch geistig gelähmt. Eine vollere Entfaltung ist wieder durch den Wechsel in der Person des Herrschers gekommen; und was dies alte, absolutistisch straffe Preußen überhaupt in der Welt und auch in sich selber werden konnte, das wurde es nun doch erst durch die Wendung nach außen hin, die Friedrich II. ihm gab.

Sein Vater, der solch eine äußere Bethätigung ja selber herbeigesehnt hatte, hat von seinem Kronprinzen bekanntlich lange noch eine andere Art Wendung befürchtet. Wie, wenn dieser Knabe, der die üppigen Neigungen des Großvaters, die geistigen Interessen der Großmutter geerbt hatte, Sophie Charlottes, mit deren leuchtenden Augen er in die Welt blickte — wenn dieser Knabe dereinst das Lebenswerk des Vaters wieder bedrohte, wenn er in die Bahnen von 1700 zurücklenkte? Daß der Zug des jungen Prinzen darauf hinging oder doch dahin deuten konnte, ist unzweifelhaft. Es war die Frage, ob Friedrich die Arbeit seines Vaters ergänzen und bereichern, oder ob er sie zerstören würde. Darum hat sich, historisch angesehen, der tragische Kampf zwischen Vater und Sohn doch eigentlich gedreht. Jeder kennt die Ereignisse und weiß, wie furchtbar sie im einzelnen gewesen sind, wie bitter beide Gegner sich vergangen haben, wie auch der König die zartere und feinere Natur seines Thronfolgers mit grausamer Brutalität gequält hat. Dennoch hatte er auch hier recht; was er in Friedrich bekämpfen durfte, das war der unpreußische Zug, die Weichlichkeit, die Unsachlichkeit: die hat er gebrochen. Die Individualität des Sohnes jedoch, die er auch als ganzes nicht anerkennen wollte, hat er nicht zu brechen vermocht. Ihre Persönlichkeit haben beide Teile behauptet, auch der Sohn; sie haben einander zuletzt gezwungen, sich zu begreifen und zu schätzen. Auch Friedrich Wilhelm hat etwas einräumen und den andersgearteten Genius walten lassen müssen; aber was er von ihm gefordert hatte und fordern mußte, das hat er durchgesetzt, wenn auch in einem überharten Ringen, das der Sohn niemals mehr innerlich verwunden hat. Der 28jährige König Friedrich von 1740, wie bereits der Kronprinz-Oberst von Neuruppin, war, so sehr er das Kind einer andern Generation und einer andern Bildung blieb, doch Friedrich Wilhelms I. Schüler geworden: den preußischen Staatssinn, die Selbsteinordnung auch des Genius in das Gebilde seiner beiden Vorgänger, das Pflichtgefühl und die Sachkenntnis, sie hatte jener ihm eingeprägt, und so furchtbar die Kur war, das Ergebnis war der letzte und höchste Segen, den der sterbende Herrscher seinem Lande hinterließ.

Friedrich der Große ist auch für die Säkularfeier dieses 18. Januars der wahre persönliche Held. In ihm sammelt sich und in ihm gipfelt das Beste dieser Königsgeschichte: dem hellsten ihrer Genien, ihrem eigentlichen Genius. Weder im Persönlichen noch gar im Sachlichen kann ich hier daran denken, sein Leben und sein Wesen ausschöpfen zu wollen; unerschöpflich an Kräften, an Fragen, an Rätseln bliebe es, wie das des Genius überall, auch für die ausführliche Darstellung. Welch eine Laufbahn, von dem Dunkel seiner wirren Kindheit an bis in die abendliche Einsamkeit seines freudelosen Alters! Der Kampf mit dem Vater, die Flucht von 1730, der Eintritt in Verwaltung und Heer, in die Kreise seines tyrannischen Lehrers; die hellen Tage des Rheinsberger Aufenthalts, wo ihn jener endlich gewähren läßt, und wo Friedrich genießt, nach seinen eigenen Wünschen arbeitet, unermeßlich lernt; die Zeiten der beiden ersten Kriege mit ihrem jugendlichen Eroberungsdrang, ihrem Schlachtenlärm und strahlenden Triumph; und dann das volle Mannesalter, die Sonnenhöhe seiner Persönlichkeit und ersten innern Wirksamkeit, in dem Jahrzehnt, das 1746 beginnt; da ergreift er alles, Verwaltung und Wirtschaft, Politik und Geist als Meister, noch ungebrochen, obwohl bereits ernüchtert, noch freudig, mit siegreicher Zuversicht. Aber alsbald der neue Streit um das Dasein des Königs wie seines Staats, die grauenhafte Probe des siebenjährigen Kriegs, in der er allen Überreichtum seines Genius, alle Spannkraft seines Willens entfaltet und scheinbar hoffnungslos erschöpft; die übermenschlichen Mühen, die immer wiederkehrende und immer wieder überwundene Verzweiflung, das lange Harren und allmähliche Sinken, Auge in Auge mit dem Tode, mit dem Selbstmorde, bis ihn, einen Frühgealterten, ein kaum noch erwarteter und doch schließlich zumeist durch seine eigene Standhaftigkeit dem Schicksal abgetrotzter Friede erlöst. Und von da ab, von 1763 bis 1786, das Vierteljahrhundert des „alten Fritz“: eine Arbeit ohne Pause, aber ohne Glück, innerlich gesammelter, äußerlich allseitiger noch und auch erfolgreicher als je zuvor, bewunderuswert, der Gipfel der persönlichen und der sachlichen Leistungen des absoluten Staates, bis dem Niederschlafften und Niebefriedigten, dem harten Greise von Sanssouci, bereits inmitten des Emporsteigens neuer Zeiten und feindlicher Gedanken, der Tod die Lasten von den hageren Schultern nimmt und ihm seine erste und letzte Ruhe schenkt. Aber wechselvoller noch als dieser Lebensgang der Wanderer, der ihn durchschritten hat: ein heißer, von schneidenden Widersprüchen ganz erfüllter Mensch, Widersprüchen, wie sie zum Teil wieder dem Volkscharakter seiner berlinischen Heimat eigen sind, bei ihm jedoch zugespitzt zu haarscharfem Kontrast, gesteigert in das Übergewöhnliche, in das Geniale. Weich und hart zugleich, frivol und bitter-ernst, ewig zweifelnd und doch ganz positiv in all seinem Eigensten, alles in unvermittelten Übergängen, in jähen Sprüngen, und doch eine granitene Einheit. Er arbeitet in seiner Jünglingszeit mit feurigem Bemühen an seiner Weltanschauung, von Kindheit her ein Suchender, den keine Überlieferung bindet, dem der Hauch der Aufklärung die Seele früh und unvergeßlich berührt hat; er geht zu Wolff in die Schule und vertauscht dann dessen schwerfälliges System gegen den Empirismus und die sprühende Kritik Voltaires: die hält ihn sein Lebelang fest. Er aber gestaltet sie sich aus nach seinem eigenen Bedürfnis; er bleibt Determinist und Fatalist. Es ist ihm innerlich notwendig, an ein Schicksal zu glauben, das alles irdische Wesen überragt und fesselt, an ein Schicksal, das niemand ändern könne: auf dieses lädt er, der Glaubenslose, die ungeheure Verantwortung des Staatsmannes, des Regenten ab, über die er nicht, wie Bismarck, mit einem lebendigen persönlichen Gotte abzurechnen weiß. Es befreit ihn und er atmet auf, wenn er meinen kann, daß das Ende nicht ihm selber gehöre: um so freier kann er thun, was er vermag und muß. Neben dieser eigentümlich inkonsequenten und doch so überaus charakteristischen Selbsttröstung des großen handelnden und wagenden Menschen, die Friedrich mit anderen, mit den Cäsaren aller Geschichte, teilt, hat er noch seinen besonderen Trost für sich: er ruht sich in den Stunden der Erholung wie in denen der unerträglichen Beängstigung bei seinen guten Genien aus: der Philosophie, der schönen Litteratur, der Musik; er unterhält sich mit sei-

ner geliebten Flöte, er liest und liest vor, er disputiert, er schreibt, er dichtet. Aus einer überwältigenden Fülle vielfältigen inneren Lebens schöpft er dann, der Gehetzte, ringsum Bedrohte, neue Spannkraft, und die feindliche Welt liegt unter ihm in wesenloser Tiefe. Dann hilft ihm das Ideal seiner Generation, der freie Gedanke, die elegante Form, das Spiel des Geistes, des Witzes, des zarten Gefühls; und er idealisiert sich, im Lichte der optimistischen Aufklärung, und wieder dem eigensten Herzensbedürfnis gemäß, die Menschen, die er lieb hat, mit denen er plaudert, an die er schreibt. Auch das alles ersetzt ihm die Religion; er labt sich am schönen Schein, am Aufschwunge des Verstandes und der Empfindung: unschätzbare Dienste hat dieser Labetrunk dem halb Verschmachtenden immer wieder gethan. Und er spielt keineswegs bloß mit diesen geistigen Kräften; er lebt in der Theorie, im Allgemeinen, im Kultus des richtigen Denkens und der Moral. Und dicht daneben der unbarmherzige Realismus eines schneidenden Hohnes, für den es nichts ganz Ehrwürdiges, nichts Unverwerfliches gibt, des schneidenden Willens, den keine Regel zurückschreckt, eine furchtbare Strenge, die keine Rücksicht und keine Nachsicht kennt, die alle übrigen, ihn selber, die Welt der Dinge und der Menschen in kahler Nacktheit vor sich sieht, sie richtet und in ihr handelt nach den rein thatsächlichen Geboten der eigenen Kraft und des eignen Staates. Ein tiefer Ernst, der jeden Selbstbetrug und jedes bloße Spiel, jede bloße Form, jede Halbheit, jede Leichtlebigkeit doch wieder verwirft: neben aller graziösen französischen Geisteskultur der stets auf den Kern der Sache, stets auf das Sachliche allein gerichtete große und scharfe Zug des deutschesten Wesens, ganz wahrhaftig gegen sich selbst und gegen das Leben. Dabei, welch ein Reichtum der Seelenkräfte im Dienste seines Amts! Der schärfste Verstand, die eindringende und umfassende Kenntnis der Welt und der Menschen, die rastloseste Arbeitsamkeit, der zusahrende Wille, und über allem eine majestätisch weite und schnelle Phantasie und zumal das lodernde Feuer einer Leidenschaft, die alle die Gegensätze seiner Natur überwindet und in Eins verschmilzt. Der Leidenschaft, die den Genius in den Dienst des Höchsten zwingt, das sie überhaupt kennt und anerkennt: seines Staates. Der steht über ihm; er betet ihn beinahe an; in seinem harten Dienste wird Friedrich von allen Schlacken persönlicher Wünsche gereinigt und setzt sich ihm gleich. Es ist *sein* Staat; jener, so hoch er über dem sterblichen Einzelnen schwebt, gewinnt dennoch in ihm Fleisch und Blut, der Mann und die Sache sind in Wahrheit Eins. Wer will da von außenher trennen und unterscheiden? Jene Leidenschaft, die bei Friedrich das sachliche Interesse seines Staatswesens als oberstes aller Gebote ergreift und sich ihm hingibt, sie ist doch zugleich die eigentliche persönliche Triebkraft des Genius überhaupt: der Drang des großen Menschen, *sich selbst* durchzusetzen, seine eigenen Kräfte auszuleben, auszuwirken, in die Welt zu übertragen und die Welt mit ihnen zu bezwingen, der Stolz und das Feuer einer dämonischen Natur. Er selber will er sein und sich bethätigen: daraus quillt zuletzt alles, auch jene sachliche Arbeit, die das eigene Ich überwinden und einordnen will; dicht neben dem aufgeklärten Philosophen und dem kühlen, nüchternen Verwaltungsmann steht immer der Mann der überschwellenden Gluten, der Dämon, der den Erdteil erschüttert. In dieser Macht des Irrationellen, des immer neu ausströmenden Feuers, ruht seine höchste Bedeutung als Feldherr; er hat seine Kriege mit den Mitteln und deshalb auch im Sinne und innerhalb der Schranken seiner Zeit geführt, aber der Überlegenheit einer Welt doch nur siegreich trotzen können dank jenen unbezähmbaren Gewalten seines Temperaments. Er ist auch als Staatsmann, in Tugenden und Fehlern, immer von diesem inneren Feuer vorwärts getrieben worden. Am unmittelbarsten dringt es in dem jugendlichen Herrscher seines ersten Königsjahres zu Tage, der unbefangen in den Eroberungskrieg hinauszieht als „zum Rendez-vous des Ruhms". Später kühlt es sich wohl ab, es wird eingeschränkt durch die klare Berechnung, durch die nur allzu selbsterlebte Erkenntnis von den Grenzen seiner Macht, durch die Selbstbeherrschung des reifen Mannes, es schien zu allerletzt erstarrt unter der dicken Kruste der Weltverachtung und der Skepsis. Aber immer wieder brach es doch in jähen, kurzen

Stößen hervor. Es hat ihn zu diplomatischen Übereilungen, zu überraschem Wechsel der politischen Stellung, zu Unzuverlässigkeiten verführt, die auch Unklugheiten waren; aber es nährte auch seine Widerstandskraft wieder und wieder und erhielt ihn groß. Hinter der Bescheidung, daß er nach Schlesien wohl nichts Neues mehr erobern werde, stand sicherlich immer nicht nur die Einsicht, daß sein Preußen noch unvollständig sei und der Erweiterung bedürfe, sondern zugleich immer der ganz persönliche Wunsch, es doch noch selber erweitern zu können, und der Entschluß, dies im günstigen Augenblicke ganz gewiß zu wagen. Der siebenjährige Krieg freilich ist nicht durch diese Unterströmung in Friedrichs Plänen, sondern durch seine Gegner herbeigeführt worden ,aber die Absicht war gewiß in ihm, und Westpreußen gewann er 1772 doch wirklich noch. Ich darf ihm hier nicht durch seine Kriege, durch seine spätern diplomatischen Windungen hindurch nachfolgen. Mühselig hat er sich stets behaupten müssen: auch er war, trotz allen Wachstums seit dem großen Kurfürsten, doch immer noch ein kleiner Gewalthaber inmitten einer bedrohenden Welt, und nur seine Persönlichkeit stellte ihn und sein Preußen den Österreichern bereits gleich; und dauerud schuf ihm sein Emporkommen wie die geographische Lage seines mitteleuropäischen Staates Feinde auf allen Seiten. Was er da, in 46jährigen Mühen, erreicht hat, ist wahrlich genug. Wenigstens das Allgemeinste seiner Wirkung deute ich hier an. König Friedrich rundete seinen Staat derart ab, daß er nun erst wirklich in Europa als eigene Macht einigermaßen bestehen konnte — wenngleich eben noch immer auf Anspannung jeden Muskels angewiesen; er verlieh ihm iu seeleuerschütternden Nöten das innere Gefühl des Zusammenhanges: im siebenjährigen Kriege erwuchs den Preußen erst das volle Bewußtsein ihrer Staatseinheit, der Stolz auf ihren Staat, das Gefühl einer „preußischen Nation“: ein Erbe, unverlierbar und unschätzbar für die Zukunft. König Friedrich hat das als Preuße geleistet und für Preußen. Daß jemals sein Streben Deutschland gegolten hätte, ist nicht richtig. Er wie seine Vorgänger, und wie seine Nachfolger in geraumer Zeit, haben nur für ihren Sonderstaat arbeiten können: alles andere wäre unmöglich und wäre pflichtwidrig gewesen; nur jenes haben sie auch gewollt und gethan. Daß dabei Preußen deutsche Grenzen wahrte, deutsche Lande zurückgewann, daß es durch seinen notwendigen Egoismus zwar das alte deutsche Reich weiter zerstörte, aber dem Reiche der Zukunft und der deutschen Nationalität erst die Daseinsmöglichkeit schuf: das ist nicht minder gewiß. Und wie der Heldenkampf des Königs das deutsche Bewußtsein auch außerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle hob und stärkte, ja es erst erweckte, wie er dem Befreiungskampfe unseres Geistes vom französischen Geiste und damit wiederum der zukünftigen Einheit zu gute kam, das wissen wir von Lessing und von Goethe. Und so hart partikularistisch Friedrich gehandelt hat, zu jeder Zeit, so sicher es immer zugleich Deutsche waren, gegen die er die Waffen trug, seine Selbstbehauptung gegen das halbdeutsche Österreich und gegen das undeutsche Ausland war doch, sogar im welthistorischen Sinne, ein Sieg der gesamten deutschen Art und wirkte als solcher in ferne Menschenalter hinaus. Er hat, im siebenjährigen Kriege, mit dem protestantisch-germanischen England vereint, der germanischen Rasse und ihrem Glauben das Dasein in der weiten Welt, den Sieg in Amerika, in Indien, die Möglichkeit der Behauptung und der Vorherrschaft sichern geholfen, er, der Ungläubige, er, der Weltbürger, der Schüler der Franzosen: unendlich weit über sein eigenes Bewußtsein und sein unmittelbares Wollen, über sein persönliches Leben und sein Zeitalter reicht seine Wirkung hinweg. Und damit erhebt sich sein stolzer Flug doch hoch über die treue und schöpferische Arbeit seines wahrlich großen Vaters; er steht in Weltzusammenhängen, die er selber nicht ahnte; er ist eine weltgeschichtliche Gestalt. Daß wir ihn besitzen, das ist ein Stück unsres nationalen Reichtums für alle Zeit. Nicht bloß für den Preußen, dem es, ob unmodern oder nicht, wohl gestattet bleiben muß, daß ihm sein Lebelang beim Dröhnen der fridericianischen Schlachten das Herz höher schlägt und daß ihn die Siege wie die Leiden des Königs in tiefer eigener Seele erheben und erschüttern. Wie den deutschen Zeitgenossen, so ist Friedrich II. auch den nachlebenden Deutschen, die keine Preußen sind,

Studienzeichnung von H. Meyer-Cassel.

auch zu ihrem Helden geworden. Er blieb, in seiner handelnden Stärke und seiner sittlichen Widerstandskraft, mit allen den lebendigen Antrieben des großen Menschen-, des wahren Heldentums, eine persönliche Großmacht, die niemals stirbt. Preußen hat seinen Segen in trüben Tagen wieder und wieder erfahren; wir dürfen ihn heute alle empfinden; und nur der kleine oder der geblendete Mensch spürt von solcher Nachwirkung der Größe nichts und weiß nicht an sie zu glauben.

Für diesen Überblick über das Königtum der Hohenzollern ist Friedrichs inneres System fast noch wichtiger als seine gewaltige äußere Wirksamkeit. Seine Regierung, so sagte ich, bedeutet da den Gipfel einer europäischen Epoche, die man wohl eine Weltepoche nennen darf: des aufgeklärten Despotismus, ja des Absolutismus überhaupt, jener Regierungsweise, die unsere Völker vom XV. bis mindestens an das Ende des XVIII. Jahrhunderts geführt und emporgeführt hat, und deren Bethätigung seit 1640 wir in Preußen verfolgten. Ihre Aufgaben hat Friedrich tiefer und voller empfunden und ergriffen, als irgend ein zweiter, und sie allseitiger und großartiger erfüllt. Er ist der letzte und der höchste, der höchste, aber auch der letzte einer langen europäischen Reihe. Als Organisator steht er, um kurz das Entscheidende zu nennen, hinter seinem Vater zurück; er hat dessen zentrale Behörden wohl weitergebildet und neue, einheitlichere neben sie gestellt; aber er hat alte und neue Behörden nicht ausgeglichen, er ließ Verschiedenartiges und Widersprechendes nebeneinander bestehen und überließ es, in der Hast seines Schaffens, der Zukunft, das zu schlichten und neu zu ordnen. Er selber hielt durch seine Persönlichkeit noch alles Alte im Gange; und er trieb die alte Maschine durch seine Energie zu gesteigerter Thätigkeit: die Arbeiten, die er ihr zuwies, waren reicher als unter Friedrich Wilhelm I. Denn Friedrich seinerseits verfolgte eine ganz und gar bewußte, ganz umfassende Wirtschaftspolitik: nicht nur auf dem Gebiete der Landwirtschaft, die er im Sinne seines Vaters wundervoll pflegte und vorwärts leitete; sondern zumal auf dem Gebiete der gewerblichen Arbeit, das sein Vater im Vergleiche mit ihm doch mehr nur gestreift hatte. Friedrich bante es an, als voller Schüler des Merkantilismus; er gab der mittel- und ostdeutschen Hauptmasse seiner Länder durch seine Zollpolitik erst feste Einheit, hob sie erst ganz aus den Nachbarländern heraus, schloß sie in sich als einen Bereich gemeinsamer Produktion und Konsumtion, als einen eigenen Verkehrs- und Wirtschaftsbereich zusammen: er vollendete so wirtschaftlich die Bildung eines preußischen Staatsgebietes, das die Macht der Hohenzollern sich erobert hatte. Darin kam er über seinen Vorläufer weit hinaus. Und er pflanzte auf diesem zusammenhängenden und geschützten Felde neue Gewerbe rastlos ein; er regte an, lehrte, unterstützte, leitete, beobachtete die europäische Konjunktur, half Fabriken errichten und Arbeiter holen und anlernen, er sicherte den Absatz, förderte so mit staatlicher Allgewalt, nach dem Verfahren des Zeitalters, die Industrie und zugleich das arbeitende Bürgertum; er bereitete den armen ostdeutschen Boden für die Konkurrenz innerhalb Europas erst wirklich vor, er zog neue Schichten von Unternehmern wie von Arbeitern für die Zukunft heran. Und dabei glich er zugleich, wie es der absolute Herr eines begrenzten Staatsgebietes vermochte, zwischen dem neuen Gewerbe und der altherrschenden Landwirtschaft aus; er bildete im Kornhandel mit seinen großen königlichen Magazinen zwischen Produzenten und Konsumenten die vermittelnde, beide Teile zügelnde und beiden helfende, die Preise regelnde Macht.

Auch eine soziale Politik betrieb er, und zwar systematischer, bewußter, als sein mehr vom einzelnen ausgehender Vater. Und darin freilich zeigte sich nun, daß König Friedrich am Ausgange eines Weltalters stand; die alte Zeit vollendete sich in ihm — aber eine neue drang bereits herauf. Seine Vorfahren hatten den politischen Trotz des Adels gebrochen und diesen Adel in ihren Staat eingefügt; sie hatten ihn wirtschaftlich und sozial gewähren lassen müssen, und in der That war er in beiderlei Beziehung immer stärker geworden; erst Friedrich Wilhelm I. hatte eine unmittelbare Unterstützung des Bauerntumes gegen den Adel versucht; er, der derbe Bürger auf dem Throne, hatte seinen Adel mannigfach mit Bewußtsein eingeschränkt. Bei Friedrich stieg die Fürsorge für den Bauern noch; er hat, gründlicher, umfassender und erfolgreicher als sein Vater,

das Bauernland gegen die Aufsaugung durch das Herrengut, gegen das „Bauernlegen“ geschirmt, den „Bauernschutz“ im großen Maße geübt; er hat neben dieser Fürsorge des Steuer- und Kriegsherrn für seinen eigenen Bedarf an zahlenden und an dienstuntauglichen Menschen auch die prinzipielle Fürsorge des aufgeklärten Regenten geübt, und an der Befreiung des Bauern gearbeitet: in dieser Hinsicht auch er noch mit begrenztem Erfolge. Er hat ferner das Bürgertum, wie wir sahen, wirtschaftlich gekräftigt und es damit wenigstens für die Zukunft auch sozial gestärkt. Aber er war weit davon entfernt, seinen Adel deshalb befehden zu wollen; im Gegenteil, er liebte und hegte ihn ungleich mehr als sein Vater. Er war adelsfreundlich bis zur Einseitigkeit; er war von Natur selber ein Aristokrat, und er wußte zu schätzen, was seine Edelleute seinem Heere bedeutet hatten. Der ältere Gegensatz des Königtums gegen die Aristokratie wirkte bei ihm nicht mehr, er hatte ihn nicht mehr nötig und wollte ihn nicht: denn politisch war er ja unbedingt und anerkanntermaßen der Herr; sozial und wirtschaftlich aber hat er, mit einer Weitherzigkeit, die über den fiskalischen Eifer seines ringenden Vorgängers hinausging, seinen Gutsbesitzern vielmehr geholfen als gegen sie vorzubringen getrachtet. Und sein Hauptbestreben war Ausgleich: die Stimmung des Epochenschlusses! Der Bürger sollte gar nicht neben den Edelmann treten; der König wollte, daß die alten Ständegliederungen bestehen blieben, in seinem Stande sollte jeder bleiben und wirken, die Vorrechte mochten fortdauern, und über allen Ständen thronte, als Wahrerin des Gleichgewichts, allen gemeinsam, aller Herrin, sozial durchaus konservativ, die absolute Krone. Dieser ständische Aufbau also und der Vorrang des Adels im Offizierkorps, ja in der Verwaltung, vereinte sich bei Friedrich mit dem alles regelnden Befehle der Königsgewalt. Diese selbst blieb in allem die Spitze. Sie übte ihre Befugnisse stärker, aber auch reicher als irgendwo und irgendje sonst; sie strömte Belebung aus, sie war selbst voll sittlicher Kräfte; sie beugte sich im Sinne der aufgeklärten Philosophie vor ihrer Pflicht, aber sie behauptete dabei ihre absolute Unumschränktheit; ohne sie und gegen sie war ihr keine Bewegung denkbar. Aus seinem Kabinett heraus, also ganz persönlich, leitete König Friedrich dies allumfassende staatliche Wesen. Die sachlichen Oberbehörden, die Ministerien, wurden durch sein persönliches Schwergewicht, sein stetes Ein- und Übergreifen desorganisiert, zerdrückt; was that es? Er allein regierte ja, und er erhielt durch seine Allthätigkeit das Räderwerk in sausendem Getriebe. Er brachte die Wirkung seines Systemes auf das Äußerste. Aber wenn er, der Genius, ausschied und unersetzt blieb? Wenn zudem die neuen Mächte im Denken und in der Gesellschaft sich gegen die Allmacht des alten Staates kehrten? So lange Friedrich lebte, blieb alles unverändert. Das alte Preußen, als historisches Ganzes, gipfelt in diesen Jahrzehnten: die Königsgeschichte im intensivsten Sinne vollendet sich hier. Und ihre Erbschaft auch an künftige Tage war gewaltig; ein weitgedehnter Staat, von königlichen Organen umklammert, ein großes, ruhmreiches Heer, ein gefüllter Schatz, vor allem jenes Gefühl der Zusammengehörigkeit und des Stolzes, ein Gefühl von Leben, Geist, Größe. Die Monarchie hatte das alles gebildet, herangezogen, geleitet, nur durch sie und unter ihr waren die Kräfte des deutschen Ostens zu so breiter, einheitlicher und starker Entfaltung gelangt.

Jedoch die neue Zeit brach herein und löste sie ab. Auf allen Lebensgebieten hatte sie sich vorbereitet. Der neue Mittelstand, vom merkantilistischen Staate heraufgebracht, begann selbständig und des gestrengen Lehrmeisters überdrüssig zu werden. Eine neue Wirtschaftspolitik, die der Freiheit, des Gewährenlassens der persönlichen Kraft, stellte sich, in England und in Frankreich, derjenigen der staatlichen Allwirksamkeit entgegen und stützte sich auf die Bedürfnisse des Unternehmertumes und auf die Theorien der Aufklärung selbst. Die Forderung politischer Mitregierung des neuen Standes und der Nationen überhaupt, die Forderung also konstitutioneller Freiheit, und überdies die der persönlichen Freiheit treten, auf vielfältigen Wegen, vom Boden der besten Ideale des Jahrhunderts aus, jener wirtschaftlichen zur Seite. Der einzelne will auf sich selber stehen, über sich selber bestimmen, auch an den Angelegenheiten seines Volkes mitarbeiten, zum

mindesten nicht willenlos geleitet sein durch eine unbeschränkte Autorität. Der Absolutismus hatte dieser liberalen Weltanschauung selber die Wege geebnet; er hatte die alte Gesellschaft gelockert, die neue vorbereitet und erzogen: jetzt wollte diese alles werden, auch ohne und gegen ihn. Der Liberalismus übernahm vieles aus der Erbschaft des alten, vollends gerade des friedericianischen Staates: das Staatsgefühl selbst, die Einheit und Souveränität des Staates, die Weltlichkeit, den Drang zur Aufklärung. Aber die Macht des Alten mußte er zunächst brechen, und das hat er überall erstrebt und gethan.

In Preußen hat sich die Umbildung langsam, wenn auch keineswegs ohne einzelne Katastrophen, vollzogen. Von Friedrich Wilhelm II. erwarteten die Zeitgenossen, daß er die allzu straffen Bande der Herrschaft seines Oheims löse; er hat sie bald enttäuscht; bei vielem gutem Willen ward es ein Regiment der schwachen und unproduktiven Willkür, das lockernd, zersetzend, nicht erneuernd gewirkt hat. Unter Friedrich Wilhelm III., von 1797 ab, drangen die Bestrebungen der jungen Schule schon lebhafter vor. Aber auch er blieb bis 1806 in allem Wesentlichen auf den Bahnen des alten Staates. Er brachte dessen bäuerliche Reformpolitik bereits vor 1806 der Vollendung nahe; überall einzelne Leistungen, neue Ansätze; aber erst der Sturz von Jena verlieh ihnen die Einheit und Kraft einer vollen, systematischen, in die Tiefe grabenden Reform. Wieder war es, nach überlanger Thatlosigkeit, das Auswärtige, dem das Innere diese Belebung dankte; von der äußeren Notlage und von der Reform des Heeres ging sie wiederum aus: alle weiteren Bestrebungen hingen mit der Begründung des Volksheeres innerlichst zusammen. Allgemeine Dienstpflicht, also auch Allgemeinheit und Gleichheit des Rechtes, Freiheit der Person, Reform der ländlichen Rechts- und Besitzverhältnisse; also auch Selbstverwaltung in Land und Stadt; also auch Selbstregierung; neben der Krone die Vertretung des Volks. Der Idealismus der großen Reformer von 1807 will „das Fundament des Staates tiefer legen", ihn aus seiner einsamen Höhe herunterführen in sein Volk, ihn stützen auf die freiwillige Mitarbeit Aller, zumal der mittleren Stände, und der freien, in sich unantastbaren Persönlichkeit; er will ihn ergänzen aus allen geistigen und sittlichen Kräften der ganzen Nation. Mit einem Reichtum alles umfassender Anregungen hat diese neue Bewegung das alte Preußen überschüttet: sie bleibt die eine, schöpferische Kraft der preußischen Geschichte im XIX. Jahrhundert. Die Ideale von 1807 bis 1815 haben zu einem guten Teile, sie haben vor allem in der Wehrverfassung und damit für die Zukunft, gesiegt. Ihr Werk ist damals nicht vollendet worden, aber die Grundlagen wurden gelegt. Auch die wirtschaftliche Freiheit, die Abwendung von dem merkantilistischen System der Staatswirtschaftspolitik wurde erreicht. Aber neben diesem Neuen behauptete sich gleichberechtigt doch das Alte. Das alte Königtum bestand fort; es bildete sich um und schränkte sich ein, das Erbe der persönlichen Kabinettsherrschaft fiel zum großen Teil dem hohen Beamtentume zu, und dieses enthaltete noch einmal, unergänzt durch eine Verfassung, aber belebt durch reichliche moderne Anschauungen, in veränderter, freierer Zeit die alte administrative Größe. Von 1815 bis über 1830 hinaus hat noch einmal neben dem Heere das Beamtentum Gewaltiges für den Zusammenhalt und die Befruchtung des erweiterten preußischen Staatsgebietes gethan. Erst mit den 30er Jahren verfiel das Alte sichtlich; die Mitwirkung des Bürgertums wurde unentbehrlich, der Drang der Zeit unwiderstehlich stark. 1848 ist das alte System endgültig zusammengestürzt; in Preußen erhob sich der Landtag nicht über, aber immerhin neben der Krone; in Deutschland erscholl der Ruf der souveränen Nation nach ihrer Einheit und ihrer Selbstbestimmung. Das bürgerlich-liberale Zeitalter kam überall zum vollen Durchbruch, in Wirtschaft, Gesellschaft, Geist und Staat, im Verfassungsleben und im Werke der Einigung. Aber freilich: nicht die populären Kräfte, nicht der nationale Wille allein haben die Einheit Deutschlands zu schaffen vermocht; erst der preußische Sonderstaat, der für seine eigene Behauptung und Erweiterung kämpfte, hat die deutschen Entscheidungen herbeigeführt. Und die Kronmacht dieses Staates war es gewesen, die im Verfassungskonflikte den Parlamentarismus abgewehrt, die 1864 und 1866 aus eigenem Entschlusse, im Zwiste mit ihrem Landtage, das Schwert geführt hatte, das

sie sich selber zuvor geschmiedet. Auch jetzt wieder schloß sich drinnen und draußen Alles an das Heer, das im vollen und besten Sinne der preußischen Geschichte vom Königtum fortgebildete, vom Königtum geleitete Heer. Seine Reorganisation, Wilhelms I. wahrhaft eigenstes Werk, war die Voraussetzung und gab den Anstoß und das unentbehrliche und entscheidende Mittel für alles Weitere, in Verfassung und Welt. Durch den ehrwürdigsten der Herrscher, durch König Wilhelm und die Seinen, durch Roon, durch Moltke, durch Otto von Bismarck zumal gewann die Monarchie die alte innerliche Führerschaft wieder; auf den Fittichen einer großen, stolzen Machtpolitik hob sie sich selber und die Nation empor. Mit tiefem Sinne wies der 18. Januar 1871 auf den von 1701 zurück; in der Verfassung des deutschen Reiches wirkte das preußisch-monarchische Element, wenn auch mannigfach umgebildet, lebendig und bestimmend fort. Und dann kam die Vorherrschaft des Liberalismus, wenigstens soweit sie einseitig gewesen war, um 1879 zu ihrem Ende: der Staat griff wieder nach stärkerer Bethätigung seiner sozialen und wirtschaftlichen Rechte und Pflichten; die staatlich-nationale Wirtschaftspolitik des Fürsten Bismarck knüpfte sichtbar an die merkantilistische Friedrichs II., der Ausgang des XIX. Jahrhunderts sichtbar an die Höhe des XVIII. an, Kaiser und Kanzler reichten dem großen Könige über den Zwischenraum der liberalen Epoche hinweg die Hand. Und auch die geographisch-politische Lage in Mitteleuropa hat das neue, mächtigere Reich von dem Staate des Großen Kurfürsten und des alten Fritz geerbt: Nachbarn und Rivalen allerseits; an allen Grenzen gleichzeitig muß es Ausschau halten. Diese äußeren Bedingungen aber schlagen zugleich immer wieder auch auf unser inneres Leben in der gleichen Weise zurück: allseitig bedroht, bedarf Deutschland der stark zusammenhaltenden, waffenbewehrten, monarchischen Kraft, das Äußere bleibt ihm immer eine ausschlaggebende Erziehungsmacht für das Innere, wir stehen allezeit unter dem Drucke, der einst Altpreußen in sich selber zusammenzwang und ihm Anlaß gab, seine Kräfte zu sammeln, zu spannen und zu steigern. Vollends haben es uns die allerletzten Jahre wieder gelehrt, wie unendlich bedeutsam die große Politik auf alles nationale Dasein einwirkt; auch die Veränderungen der Weltlage aber, die Ausdehnung über den Erdball, die moderne Meeres- und Weltpolitik üben wieder jenen selben monarchischen Einfluß, wie ihn die engeren, deutschen und europäischen, Gegensätze und Aufgaben früher auf uns geübt haben und immer zu üben fortfahren. Der Herrscher, der diese neuen Verhältnisse verständnisvoll und schöpferisch ergreift, fügt sich unmittelbar der hohen historischen Reihe der alten Hohenzollernfürsten an. Und auch dieser neue Antrieb auswärtiger Machtpolitik im großen Stile muß wieder, so hoffen wir, zugleich unser innerliches Leben dehnen und beflügeln. —

Wohl hat sich unser Dasein beispiellos verbreitert; aus den 2 Millionen Preußen von 1740 sind die 52 Millionen Deutsche von 1895 geworden, und hinter dem Throne steht heute der Drang und Wille einer demokratischer gewordenen Nation. Dennoch ist uns das alte, staatliche und monarchische Preußentum nicht bloß historisch; in jeglichem Sinne lebt es unter den neuen Formen fort. Immer noch bietet die veränderte Welt der lebendigen Persönlichkeit, die zu leiten berufen ist, die weitesten Möglichkeiten, ja die Notwendigkeit dar, sich zu bethätigen; auch heute noch machen die Dinge sich nicht von selbst, und es bleibt die Stärke oder die Schwäche der Monarchie, daß ihr persönlicher Träger dem Ganzen so unendlich wichtig ist. Ein Vierteljahrtausend hindurch hat ein einheitlicher Zusammenhang, ein stetes Steigen, ein mächtiges Leben diese hohenzollerische Monarchie durchwaltet; der Blick auf ihre Vergangenheit, auf die Bande, die das Neue mit dem Alten verknüpfen, darf auch den Enkeln, inmitten neuer Größe und neuer Gefahren, den Mut und die Zuversicht heben. Sie dürfen es als ein segenverheißendes Zeichen ansprechen, daß dieser Feiertag des alten Königtums, der einst den Preußen den Reichtum ihres XVIII. Jahrhunderts einleitete, jetzt für die Deutschen am Eingange des XX. steht.

Abb. 1. Gesims mit dem Bildnis König Friedrichs I. Von A. Schlüter im Schloß zu Berlin. (Photographie von H. Rückwardt in Gr.-Lichterfelde.)

Die Krönung zu Königsberg am 18. Januar 1701.

Von

Dr. Arend Buchholtz-Berlin.

Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Von dem Kurfürsten Friedrich dem Dritten von Brandenburg hat Leibniz gesagt, er habe alles gehabt, was königlich sei, König aber sei er erst dadurch, daß er König heiße. Dieses Ziel seines Ehrgeizes, seines auf die Erhöhung des Ansehens seines Staates unabläßig gerichteten Sinnes, die allerdings nur auf Preußen gegründete Königswürde und die Anerkennung der Mächte hierzu, war zu Ende des Jahres 1700 erkämpft, und nun vollzog er seine Krönung mit einer Würde, einer Pracht, die bei aller Überladung der Zeremonien durch die Kraft und Festigkeit, mit der der Monarch auftrat, viel Imposantes hat.

Die Krönungszeremonien wurden bereits in Berlin von einer eigens hierzu bestellten Kommission entworfen, als deren vornehmster Sachverständiger in allen die Wissenschaft von den Äußerlichkeiten einer Hofhaltung erschöpfenden Fragen der Zeremonienmeister und bekannte Hofdichter Johann von Besser fungierte. Sein Lebensgang hatte ihn in merkwürdigen Windungen aus einem kurländischen Pfarrhause an den Hof des Kurfürsten von Brandenburg gebracht. Er hatte, wie die meisten Edelleute und Litteratensöhne seiner Heimat, in Königsberg studiert und war als Mentor eines Herrn von Maydell auf Reisen gegangen. In Leipzig traf ihn und seinen Schutzbefohlenen das Mißgeschick, daß sie in einem Zweikampf von ihren Gegnern hinterrücks überfallen wurden. Maydell büßte dabei sein junges Leben ein, und Besser hatte die Pflicht, den Prozeß gegen die feigen Mörder zu führen. Aber der lange Aufenthalt brachte ihm im Unglück doch wie-

Abb. 2. Johann von Besser, Oberzeremonienmeister.

der ein Glück: er lernte in der Tochter des Bürgermeisters Kühlewein seine spätere Frau kennen. Ihr bedeutendes Vermögen half dem stattlichen Mann mit den vornehmen Allüren und dem weltgewandten Auftreten zu seinem Fortkommen. Durch Beziehungen, die sein verstorbener Freund Maydell zum Dessauer Fürstenhause gehabt hatte, wurde Besser an den brandenburgischen Hof empfohlen. Der Große Kurfürst verwendete ihn zu diplomatischen Missionen, und sein Nachfolger erhob ihn in

Abb. 3. Das Königsberger Schloß mit der Schloßkirche und dem Blutgericht.

den Adelstand, machte ihn zum Zeremonienmeister, bei seiner Krönung zum Oberzeremonienmeister, später noch zum Geheimen Rat und überschüttete den brauchbaren, biegsamen und geschickten Beamten mit Beweisen seiner Huld. Sie galten dem Hofmann und Hofdichter, von dem sein Kollege Canitz gesungen hatte:

„Und nehm' ich Bessern aus, wem ist's wohl mehr vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?"

Er dichtete im Geschmacke seiner Zeit; die meisten seiner tönenden, oft läppischen und täppischen Verse, in denen er nicht müde ward, seinen Herrn und dessen Gemahlin anzusingen, können unserm Geschmacke nicht behagen, aber es ist doch auch manches anmutige Produkt dichterischer Begabung darunter, und wie ritterlich und anmutig verherrlicht er seine hohe Gönnerin Sophie Charlotte in einem einst viel bewunderten Gedicht!

„Noch hat die deutsche Poesie
Vor dir, durchlauchtigste Sophie,
Sich nimmer dürfen sehen lassen ...
Allein, was sie verwegen macht,
Ist, daß sie aller Sprachen Pracht
Für dich doch mangelhaft gefunden.
Sie sieht, daß keiner möglich ist,
Es auszusprechen, wie du bist,
Drum hat sie sich's auch unterwunden."

Wir haben hier Bessers eingehender gedacht, weil er nicht nur die Krönungszeremonien, auf deren geschickte Anordnung der König ein großes Gewicht legte, geplant und inszeniert hat, sondern weil er der Verfasser zweier Prachtwerke über die Krönung und den Schwarzen Adlerorden ist. An seiner Hand berichten wir über die Feierlichkeiten. Bessers Rolle am preußischen Hofe war nach dem Tode seines Protektors ausge-

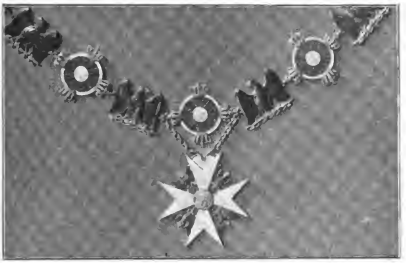


Abb. 4. Der Schwarze Adlerorden.
(Von Godet & Sohn in Berlin.)

spielt. Als Friedrich Wilhelm I. auf den Thron kam, strich er Bessers Namen als ersten von der Liste der Gehalte, und der zu Jahren gekommene, in seinen Vermögensverhältnissen reduzierte erste Oberzeremonienmeister des preußischen Hofes mußte seine Dienste an anderen Höfen ausbieten. Er starb in Dresden als Geheimer Kriegsrat im Jahre 1729, fünfundsiebzig Jahr alt. —

Am 17. Dezember 1700 brach der König nach Königsberg auf. Ihn begleiteten die Königin, der Kronprinz, die Brüder des Königs, der ganze Hof und ein glänzendes militärisches Gefolge, so stark an Zahl, daß man, um schneller vorwärts zu kommen, in vier getrennten Abteilungen reiste. Zu ihrer Beförderung waren gegen dreißigtausend Vorspannpferde erforderlich, abgesehen von den Pferden des königlichen Marstalls. Wie vier verschiedene Kriegsheere zogen sie ihres Weges dahin, das Herrscherpaar an der Spitze mit einem Gefolge, das in zwei- bis dreihundert Karossen untergebracht war. Das inzwischen eingetretene Tauwetter und die Ungewißheit, ob die Weichsel zu passieren sein werde, waren der Anlaß, daß die Reiseroute geändert und der Weg über Danzig genommen wurde. Nach zwölftägiger Fahrt war der Weg von achtzig deutschen Meilen zurückgelegt, und das Königspaar und der Kronprinz langten am 29. Dezember in Königsberg an; in den folgenden Tagen traf auch die Begleitung ein, und die Vorbereitungen zu dem feierlichen Akte, den Friedrich erst in Königsberg auf den 18. Januar 1701 festsetzte, wurden mit doppeltem Eifer wieder aufgenommen.

Am 15. Januar verkündeten Herolde in blausammetenen Wappenröcken, mit weißen Federn auf den schwarzsammetenen Hüten, mit goldenen Kronen gezierte Stäbe in den Händen, gefolgt von den Obermarschällen, dem Zeremonienmeister v. Besser, den Hofmarschällen und dem Oberschenk und anderen Kavalieren auf den öffentlichen Plätzen, daß

Abb. 5. Eosander von Göthe.
Stich von J. G. Wolffgang.

Abb. 6. König Friedrich I.
Wachsfigur im Königl. Museum zu Berlin.

das Herzogtum Preußen „zu einem Königreiche aufgerichtet und desselben Souverän, der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friederich König in Preußen geworden" sei, worauf dann unter Pauken- und Trompetenschall das Hoch des königlichen Paares ausgerufen wurde.

Über das sonst so stille Königsberg war ein so lauter und allgemeiner Freudentaumel gekommen, daß der sehr sachliche Berichterstatter, der sich von Übertreibungen ferngehalten hat, verzeichnete: „ein so unverhofftes und in den preußischen Grenzen nie erlebtes Frohlocken" hätte sich von Gasse zu Gasse, von einer Stadt zur anderen verbreitet.

Am 17. Januar stiftete der König den Schwarzen Adlerorden. Auch hierbei leitete ihn das Bestreben, es anderen Staaten gleichzuthun. Wie Polen einen Weißen Adlerorden hatte, so sollte der neue preußische Orden ihm an Vornehmheit nicht nachstehen. Für das Band wurde die Orangefarbe gewählt, teils ihrer Schönheit wegen, mehr aber

Abb. 7. Königin Sophie Charlotte.
Gemälde im Königl. Schloß zu Berlin.

noch, weil es ein Ordensband in dieser Farbe noch nicht gab. Die Devise „Suum cuique" sollte die Richtschnur der Regierung des Königs sein, in der den Guten wie den Bösen nach Recht und Billigkeit das Ihre werden solle. Der Lorbeerkranz und die Donnerkeile in den Fängen des Adlers, der die Mitte des Ordens bildet, bedeuteten Lohn und Strafe, und seine Schwingen die Schnelligkeit, womit beide gehandhabt werden sollten. Ranke bemerkt in seiner „Preußischen Geschichte" hierzu: „Der Gedanke wenigstens ist großartig und eines Herrschers würdig." Die ersten Ritter des Ordens waren der Kronprinz, die Brüder des Königs, sein Neffe, der achtjährige Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland, der mit seiner Mutter, der verwitweten Herzogin Sophia Elisabeth, an den Krönungsfesten teilnahm, ein Herzog von Holstein, mehrere hohe Militärs, Minister, Hofbeamte, die vier obersten Räte des Landes Preußen. Auf dem Throne sitzend, mit bedecktem Haupte, von seinen Garden umgeben, ließ der König als Souverän und

Großmeister des Ordens die Ritter vor den Stufen niederknien und hing ihnen Kreuz und Band um. Die Ritter küßten dem König die rechte Hand und zogen sich unter tiefen Verneigungen zurück.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Januar hatte es bis an den Morgen geschneit und gehagelt. Erst kurz vor Beginn des Kirchgangs klärte sich der Himmel auf, und die Feier hatte unter den Unbilden der Witterung nicht zu leiden. Sie fand in der alten, Erbauer der Schlösser von Charlottenburg und Monbijou.

Aus der Kirche war, um einen hinreichend großen Raum für die heilige Handlung zu gewinnen, das Gestühl entfernt worden. Ein besonderes Hindernis bot der, nicht am Ende der Kirche, sondern mitten drin gelegene Altar, der unter einem auf zwei Pfeilern ruhenden Bogen stand. Dadurch wurde der Raum sehr beengt, und es kostete Mühe, die beiden Throne für

Abb. 8. Der König im Krönungszuge. Stich von J. G. Wolffgang.

ehrwürdigen Schloßkirche statt, um deren Ausbau sich schon der erste Herzog in Preußen, Albrecht von Brandenburg, verdient gemacht hatte.

Die Herrichtung des Innern der Kirche für die Krönung war dem aus Schweden nach Berlin an den kurfürstlichen Hof übergesiedelten Baudirektor von Eosander übertragen worden, demselben Architekten, dessen Namen noch heute das dem Denkmal Kaiser Wilhelms I. gegenüberliegende Portal des Berliner Schlosses trägt; er ist auch der König und Königin so anzuordnen, daß sie von allen Seiten gesehen werden konnten. Aber die Geschicklichkeit des Baumeisters überwand auch diese Schwierigkeit. Die beiden Throne wurden auf diesem Platze schräg gegeneinander dem Altar gegenüber gestellt und blieben an der dem Publikum zugewandten Seite zum Teil offen.

Die Wände, Chöre, Bänke, der breite Gang in der Mitte der Kirche waren scharlachrot ausgeschlagen oder mit kostbaren Tapeten bekleidet. Vor dem Altar stand

ein hoher sammetener Baldachin, der mit gestickten Kronen und Adlern überschüttet war; der Altar selbst aber und der Fußboden waren mit goldgestickten persischen Teppichen bedeckt. Die Thronhimmel, rund und mit karmoisinrotem Sammet ausgeschlagen, trugen in einem Schilde den Namenszug des Königspaares und waren mit goldenen Kronen und Adlern bestreut. Über jedem Thronhimmel schwebte ein großer ausgestopfter Adler mit ausgespreizten Flügeln: auf

Abb. 9. Die Königin im Krönungszuge. Stich von J. G. Wolffgang.

dem Thron des Königs hatte er Blitze, auf dem der Königin ein Szepter in der rechten Klaue.

Die Stühle unter den Thronhimmeln waren aus stark vergoldetem Metall. In dem reichen bildnerischen Schmuck hatte auch hier die verständnisvolle Kunst des Zeremonienmeisters eine beziehungsreiche Symbolik geschaffen: auf den Lehnen des dem Könige bestimmten Thrones hielten Weisheit und Stärke, auf dem Throne der Königin Gottesfurcht und Gerechtigkeit, von geschickter Künstlerhand modellierte weibliche Gestalten, goldene Kronen über den Häuptern. Unten, außerhalb der Schranken zu beiden Seiten des Altars, wie oben auf den Chören war den geladenen Gästen der Platz angewiesen.

Schon gegen acht Uhr morgens versammelten sich die zum Krönungszuge befohlenen Personen in den königlichen Vorgemächern; zu derselben Stunde zog die Bürgerschaft auf und besetzte die Straßen, um einen zu starken Zulauf zur Schloß-

kirche und ein übermäßiges Gedränge zu verhüten.

Der König ließ sich in seinem Schlafgemach den Krönungsornat anlegen; er war scharlachrot, reich mit Gold gestickt; der kostbarste Schmuck daran waren die Knöpfe, die aus großen Diamanten bestanden, deren jeder dreitausend Dukaten wert war. Der Mantel war aus Purpursammet, mit goldenen Kronen und Adlern bedeckt und mit Hermelin gefüttert. Im Audienzsaal setzte sich der König die Krone selbst aufs Haupt. Sie war,

Abb. 10. Die Krönung. Holzschnitzerei im Hohenzollernmuseum.

wie die andern königlichen Insignien neu gefertigt, aus Gold, auf den Bügeln mit vielen großen Diamanten besetzt. In die Hand nahm der König das goldene Szepter, das von Diamanten und Rubinen funkelte; an seiner Spitze schwebte ein Adler mit ausgebreiteten Fittigen; besonders schön war ein Rubin auf der Brust des Adlers, ein Geschenk, das Peter der Große bei einem Besuch in Königsberg dem damals kurfürstlichen Gastfreunde gemacht hatte, und das dadurch noch besonders an Wert gewann, daß der wunderbare Stein vorher am zarischen Szepter gefunkelt hatte.

Die anderen Insignien, Siegel, Schwert, Reichsapfel, wurden den zu deren Trägern bestimmten Würdenträgern übergeben. Mit dem Reichsbanner aber, dem Symbol der höchsten Gewalt im Kriege, folgte dem Könige der Generalleutnant und Oberhofmeister Graf Alexander von Dohna.

Hierauf begab sich der König zu seiner Gemahlin, die ihm mit ihrem Gefolge bis an die Thür des Vorgemaches entgegengekommen war, und setzte ihr die Krone aufs Haupt — wie Besser hinzufügt, gleich einem Ahasverus, der seine Esther krönte und dadurch zur Königin erhob. Die Königin hatte ein Kleid aus Goldbrokat mit Ponceaublumen und einem Brillantschmuck, der die Nähte des Kleides und die Brust zwischen den Stickereien bedeckte, und mit ungewöhnlich schönen Perlen. Im tiefschwarzen Haar leuchtete die goldene Krone in hellem Glanze.

Der eigentliche Krönungsakt hatte sich somit nur in dem kleinen Kreise der höchsten Würdenträger vollzogen, in den inneren Gemächern des Schlosses. Hier nahm das Königspaar auch die Glückwünsche entgegen und ließ sich zum erstenmal als König und Königin grüßen. Der Präsident des preußischen Hofhalsgerichts, der die Glückwünsche seines Kollegiums überbrachte, machte der hohen Frau das Kompliment, er wünsche nicht sowohl der Königin zur Krone, als vielmehr der Krone zur Königin Glück.

In der Schloßkirche, zu der sich nunmehr der Zug in feierlichem Schritt bewegte, ging die Salbung vor sich. In derselben Kirche war der König vor 43 Jahren getauft worden. Obwohl dem reformierten Bekenntnis angehörend, hatte der König zu der kirchlichen Feier auch einen lutherischen Prediger hinzugezogen, was ihm bei der damals bestehenden starken Spannung zwischen beiden Konfessionen als Zeichen besonderer Toleranz ausgelegt wurde. Die beiden hohen Geistlichen, die Oberhofprediger Ursinus und Dr. von Sanden, vollzogen die Salbung als Bischöfe ihrer Kirche — diesen Titel hatte der König ihnen verliehen —; in langen schwarzsammetenen Talaren und damastenen Unterkleidern, umgeben von drei reformierten und drei lutherischen Predigern, erwarteten sie den Krönungszug an der Kirchenthür.

Voraus schritten zwei Herolde, Lakaien und Pagen, Pauker und Trompeter, ihnen folgten Hofmarschälle, die Behörden, die Deputierten der Städte, Ritterschaften und des Adels, die Minister, dann wiederum

Herolde, Trompeter und Hofmarschälle. Jetzt schlossen sich im Zuge die Träger der Regalien an: der Kanzler von Creuz mit dem Reichssiegel, der Landhofmeister von Perband mit dem Reichsapfel, der Oberburggraf von Dohna mit dem Reichsschwert. Ihnen folgte der Kronprinz in einem reichen goldgestickten Kleide, hinter ihm ging der Oberhofmeister des Prinzen Graf Dohna. Dann erst kam der König mit Krone und Szepter. Er ging unter einem karmoisinsammetenen Himmel, dessen Stangen und Schnüre von zehn der vornehmsten Edelleute getragen wurden. Zu beiden Seiten ging die Leibgarde von hundert Schweizern, deren bunte Tracht ins Auge stach: sie trugen bunte Pumphosen und bunte Wämser, Krausenkoller, schwarzsammtene Federhüte, Rosetten an den Schuhen, in den Händen große Partisane. Die Knebelbärte, die sie alle hatten, gaben ihnen ein besonders martialisches Äußere.

Des Königs Schleppe trugen der Oberkämmerer Graf von Wartenberg und zwei Kammerherren. Ihnen folgte der Feldmarschall Graf von Barfuß, der die Brandenburger beim Sturm auf Ofen befehligt hatte, als Reichsfeldherr.

Die Königin, die gleichfalls unter einem Thronhimmel ging, wurde von ihren beiden Schwägern, den Markgrafen, geführt. Die Schleppe ihres Krönungsmantels trugen die Herzogin von Holstein und zwei Oberhofmeisterinnen. Den Zug schlossen die Damen der Königin.

Bischof Ursinus begrüßte das Königspaar mit einer kurzen Ansprache. König und Königin nahmen auf ihren Thronen Platz, umgeben von den ersten Würdenträgern. Ein Choral wurde angestimmt, ein Gebet gesprochen, worauf „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" gesungen wurde. Der Krönungspredigt des Bischofs Ursinus lag der Text aus dem 1. Buch Samuelis zu Grunde: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren." Der Geistliche faßte sich in ungewöhnlicher Kürze. Nach nochmaligem Gemeindegesang trat der König unter Pauken- und Trompetenschall an den Altar, legte Szepter und Krone nieder und beugte das Knie. Unterdessen überreichte der Oberkämmerer dem Bischof Ursinus ein Jaspisgefäß mit dem Salböl; der Geistliche empfing damit die Ermächtigung des Königs, die Salbung an ihm zu vollziehen. Graf Wartenberg schob die Perücke des Königs in die Höhe, der Konsekrator, Bischof Ursinus, goß sich einige Tropfen Öls auf die Finger und salbte den König an der Stirn und den Pulsen beider Hände. Hierzu hielt der Geistliche eine kurze Ansprache. In derselben Weise wurde die gleiche Zeremonie an der Königin vollzogen. Daß die Salbung der Krönung nicht vorausging, sondern ihr folgte, darin liegt ein besonderes bedeutsames, vielleicht das wichtigste Moment der ganzen Zeremonie; es sollte die Unabhängigkeit der weltlichen Macht von der

Abb. 11. Die preußische Königskrone.
Stich von J. G. Wolffgang.

geistlichen zum Ausdruck bringen, wie sie kaum jemals bei einer andern Krönung hervorgetreten war. Pauken und Trompeten fielen ein. Mit einem Tuche aus sehr feinem Gewebe wurde inzwischen das Öl wieder abgewischt. König und Königin begaben sich zu ihren Thronen zurück, die Geistlichkeit aber stellte sich vor den Thron des Königs und der Königin und begrüßte sie mit den Worten: „Glück zu dem Könige Friderico! Könige in Preußen ... Glück zu der Königin Sophien Charlotten! Königin in Preußen“... dann aber hielt der Konsekrator noch eine Anrede an „das Volk“, d. i. die Versammlung als Vertreterin des Volkes. Mit Gesang, Gebet und Segen schloß die heilige Handlung.

Vor der Kirche wurde verkündet, daß der König eine allgemeine Amnestie erlassen habe, nur die Beleidiger der göttlichen und weltlichen Majestät, die Mörder und die in Schuldhaft saßen, waren davon ausgenommen.

Von den Wällen ertönte der Donner der Geschütze, von den Kirchtürmen läuteten die Glocken, und die Regimenter schossen Salut. Das Volk aber riß die roten Läufer, die den Schloßplatz bedeckten, in kleine Fetzen, um sie als Andenken an die denkwürdige Feier zu bewahren, und kämpfte um die Krönungsmünzen, die auf dem Schloßplatze unter die Menge gestreut wurden.

Um zwei Uhr begann im Moskowitersaal die Hoftafel. Auch hierzu erschienen König und Königin in vollem Krönungsornat. Die Fenstervorhänge waren zugezogen, aber Tausende von Wachskerzen verbreiteten Tageshelle. Berliner Hofmusikanten besorgten die Tafelmusik. Es wurden vier Gänge auf hundert Schüsseln aufgetragen. Sobald der König oder die Königin tranken, ertönten neun Kanonenschüsse. Eine Stunde hatte die Prunktafel gedauert, worauf sich die hohen Gastgeber und Gäste zurückzogen. Auf dem Stallplatz hatte sich inzwischen ein lärmendes Volksfest entwickelt. Den Mittelpunkt der Freuden bildete ein am Spieße gebratener ganzer Ochse, dessen Inneres mit Schafen, Rehen, Ferkeln, Hühnern, Gänsen und andern schönen Leckerbissen gefüllt war. Von dem Ochsen wurde dem König ein Stück serviert, alsdann wurde er der Menge preisgegeben. Zu Seiten des Ochsen waren zwei Fontänen in Form von Adlern errichtet: aus ihren Schnäbeln flossen Weiß- und Rotwein. Auch der gebratene Ochse hatte eine symbolische Bedeutung — so belehrt uns wenigstens Herr von Besser —, er sollte das Psalmwort illustrieren, daß zu der Könige Herrschaft auch die Tiere gehören, „Schafe und Ochsen allzumal, dazu auch die wilden Tiere und die Vögel unter dem Himmel“.

Abb. 12. Hofprediger und Bischof Benjamin Ursinus.
Stich von P. Schenk.

Am Abende des unruhvollen Tages hatte die Stadt eine Illumination veranstaltet, wie sie das alte Königsberg noch nicht gesehen hatte. Auf den Märkten und Plätzen brannten Pechtonnen und hochgetürmte Holzhaufen, und die Häuser schwammen in einem Feuermeer. An demselben Abend leuchteten aber auch in vielen andern Städten und Dörfern des Landes die Freudenfeuer, von Cleve bis zur Memel, indessen Königsberg und Berlin als Residenzstädte es allen andern zuvorthaten.

Auch die folgenden Tage waren von festlichen Veranstaltungen erfüllt. Unter anderm stand eine Tierhetze auf dem Pro-

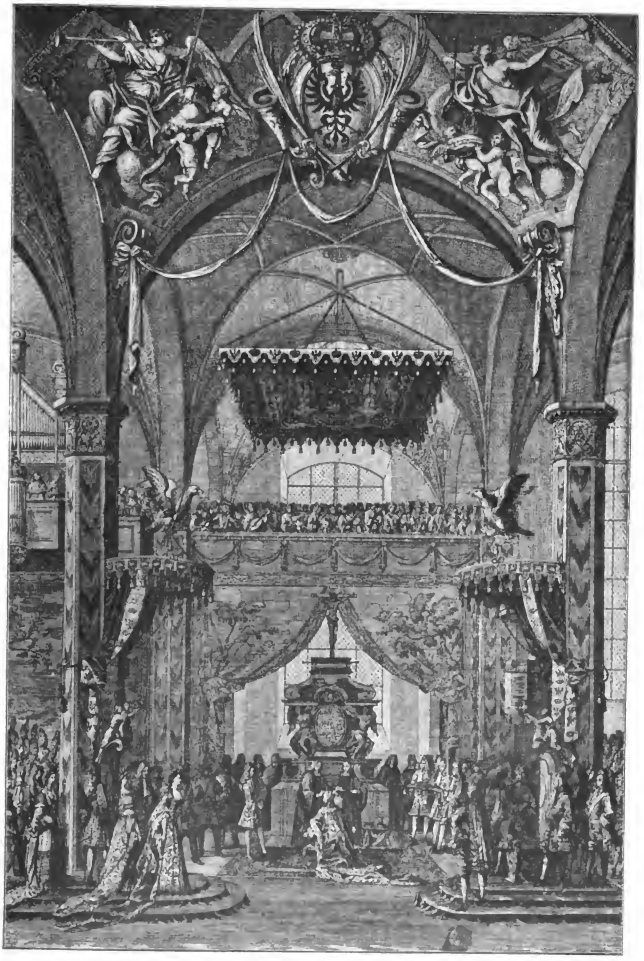


Abb. 13. Die Zeremonie der Salbung. Stich von J. G. Wolffgang.

gramm: im Hetzgarten wurden Bären und Wölfe von Hunden zu Tode gejagt, ein Zugeständnis an den rohen Geschmack des niedern Volks. Die Großwürdenträger gaben Gastmähler und andere Festlichkeiten, der Herzog von Holstein einen Maskenball, denn man war in die Fastnachtszeit hineingeraten. Die Königsberger Studenten brachten dem König eine Serenade; unter den unzähligen, nur allzu schwülstigen poetischen Erzeugnissen jener Festzeit ist ein von den Studenten dargebrachtes noch eins der erträglichsten; es klingt in folgende begeisterte Strophe aus:

„Vivat König unser Vater,
Vivat unsre Königin!
Vivat unser Heilberater,
Kronprinz, geistentstammter Sinn!
Euch läßt man zum Wohlgefallen
Tausend, tausend Vivat schallen."

Der König ließ sich nicht nehmen, einem Redeakt in der Universität beizuwohnen, und hörte bei der Einweihung der neuerbauten reformierten Kirche geduldig und vielleicht auch wohlgefällig die Rede des Predigers an, der ihn mit König Salomo verglich, da beide nach ihrer Krönung das von ihnen erbaute Gotteshaus eingeweiht hätten.

Die Krönungsfeierlichkeiten waren so prächtig und glanzvoll verlaufen, daß es, wie ein gleichzeitiger Berichterstatter verzeichnet, „in dieser Sterblichkeit noch nicht prächtiger sein kann". Erst am 8. März hielt der König seinen feierlichen Auszug aus der Krönungsstadt, aber er mußte nochmals nach Königsberg zurückkehren, denn das Eis in der Weichsel war aufgegangen; am folgenden Tage brach er wieder auf, und nun ging die Reise glücklich von statten. In den Städten, die er passierte, waren überall Vorbereitungen zu festlichem Empfang getroffen worden. Der König hielt sich noch einige Wochen in den nahe Berlin gelegenen Schlössern auf und empfing die Gesandten der fremden Souveräne, die deren Gratulationen überbrachten, bis endlich am 6. Mai der feierliche Einzug von Schönhausen aus vor sich ging. Der König ritt im langen Zuge auf einem stolzen Pferde, von seiner Leibgarde umgeben, die Königin saß in einer Kutsche, die von acht Pferden gezogen wurde. Es dauerte vier volle Stunden, bis der König die vielen, von den einzelnen Städten, aus denen Berlin damals bestand, errichteten Ehrenpforten passiert und die Begrüßungen überstanden hatte. An der vom Berliner Rat an dem neuen Königsthor aufgerichteten Ehrenpforte ging es besonders festlich her: da wurden die Majestäten von jungen

Abb. 14. Umritt und Proklamation des Preußischen Königtums.

König Friedrich I. von Preussen. Nach dem Gemälde von F. Weidemann.

Abb. 15. Das Auswerfen von Krönungsmünzen.
Stich von J. G. Wolffgang.

Berlinerinnen in römischer Tracht mit einigen Versen angesprochen. Am Wege aber, den der Zug nahm, eine Viertel Stunde vor der Stadt bis zur heutigen Kurfürstenbrücke, bildete die Bürgerschaft Spalier.

Erst um sieben Uhr abends traf das Königspaar im Schloß ein.

Auch Berlin veranstaltete eine Illumination, die alles bis dahin Gesehene an Glanz und Pracht weit übertraf. Erst am 22. Juni fanden die Krönungsfeierlichkeiten nach fünfmonatiger Dauer mit einem Buß- und Bettag ihren Abschluß. Das neue Königreich hatte von sich reden gemacht, sich würdig in die Reihe der größern

Abb. 16. Der gebratene Ochse beim Krönungsfest.

Staaten eingeführt, und der König hatte erreicht, was er gewollt hatte. Ein Transparentbild an der Berliner Post stellte Merkur mit dem Posthorn dar, darunter standen die Worte, die so recht das Ziel dieser lärmenden, rauschenden Feste zeichneten:

„Sein Reich und seinen Königsstand
Mach' ich der ganzen Welt bekannt."

Schaumünze auf die Krönung.

Narben.

Von

Dora Stieler.

Frisch wächst nach Unkrautart
In grünen Weiten
Mein junges Leben auf. —
Und wie vor Zeiten
Halbreif die Bürschlein schon
Wunden erwarben,
So trug ich durch die Welt
Auch meine Narben.

Eine, die sitzt und lacht
Im Hochmutswinkel.
Hat ihn geschickt durchquert
Den feinen Dünkel.
Und von der Ungeduld
Zum stillen Tragen
Hat eine Narbe die
Brücke geschlagen.

Auch jenem Eigensinn
Der gar so eigen . . .
Predigt solch kleines Ding
Ducken und Schweigen.
Doch der Wehleidigkeit,
Der ewig wunden,
Der schuf ein scharfer Hieb
Kräft'ges Gesunden.

Nur eine Narbe blieb
Ein ernster Zeiger.
Die schlug mit schwarzem Schwert
Der kühle Schweiger.
Die liegt im Herzen tief.
Der bleibt ihr Schauer,
Sie fordert stumm ihr Recht:
Schweigende Trauer.

So lauf ich durch die Welt
Durch grüne Weiten,
Und die Zufriedenheit
Bleibt mir zur Seiten.
Wünsch mir kein Märchenglück
Sternthalerregnen . . .

Möchte dem Herrgott nur
Einmal begegnen!
Wenn ich im tiefsten Tann
Einsam ihn fände;
Küßte dem Güt'gen dann
Dankbar die Hände.

Das rote Auge.

Roman von

Ernst Remin.

I.

Überheiß die Eßstube und dumpfe Luft — nach der draußen von der See her! — und das grüne Kachelungetüm pustete ordentlich um sich. Aber bei dem Sturm, da ist ja kein Fenster aufzustoßen oder einzuhaken! Und dann war Helge auch müde und wollte ihr Warmbier nehmen. So ließ sich das lange Mädchen in ihren Schaukelstuhl fallen zwischen dem weitläufigen Eßtisch und der Wand und that einen Riß am Klingelzug.

Die blonde Miken kam herein.

„Miken, mein Bier und eine handliche Mußstulle!“

Als die Thür wieder zu war, streckte sich Helge lang aus, froh und faul, der Stuhl knackte unter ihr; dann schloß sie die Augen und horchte auf den Sturm. Die Buchen im Park brausten wie Orgeln, die Föhren kreischten ab und zu auf, die Fensterscheiben thaten, als drückten Hände von außen auf sie, und es war jeden Augenblick, als wollten sie samt der ganzen wilden Herrlichkeit draußen in die Stube geflogen kommen.

Ja, nun kriegte man endlich wieder Atem.

Ah, das lange Fauchen draußen in all den hohen und tiefen Tönen durcheinander, ja, wenn man da so lag und dem nachhorchte, da ging die ganze Seele mit, wie ein Fregattenvogel, so scharf hoch und los und hin über das Haus und über die Insel und das Fließ und die ganze weite Welt dahinter ... Übrigens, warum ließ das Warmbier auf sich warten?

Da scharrt es auf den Fliesen im Küchengang und Miken kommt.

„Das dauert ja ewig und drei Tage, Miken, und eingekachelt hast du auch wie unklug!“

„Nä, dat war nu Karlin, gnä' Fräul'n! Und dauern dauert dat wohl, aber fizer ging't Fräul'n Viola nich von Hand!“

„Nanu? Mein' Schwester kocht?“

„Jaa ... hüt is Fräul'n Viola in de Küch'!“

„Was kocht sie uns denn?“

„I dat mag wohl ganz wat Schönes sein, aber klug wird einen da nicht recht aus ...“

„Nu, Gott gnade euch allesamt da draußen heut mittag, wenn das nicht klappt!“

Helge war hungrig, durstig und durchfroren. Das sah man nun, als sie aß und ihr in der Wärme die Backen aufquollen.

Und dann kam ein schlürfender Schritt von der Inspektorstube her über die Vorderdiele, der alte Cegadelo machte die Thür auf und sagte herein: „Ja schön, gnä' Fräul'n, daß Sie da sind — die Flagge drüben ist hoch!“

Helge fuhr wie ein alarmierter Soldat in die Höhe: „Teufel noch eins, was ist da wieder los? Bei dem Sturm kann doch keiner zu uns über den Strom wollen!“

„Nä, das woll nich. Es ist man de oll Briefträger aus Köldemunde. Er sitzt neben dem Flaggenmast und wartet. Ja, und seine große Tasche hat er auch gar nicht um unter sein' Mantel. Dat sieht einen. Ich mein', er hat man ein kleines Telegramm für uns und möcht' uns das nu 'rübertelegraphieren!“

„Ja, dann helpt dat nich ...“ und Helge goß ihr heißes Bier hinunter.

„Da ist sie! Nu Helge, Helge! Sag', wo steckst du bloß?“ rief da Viola von der anderen Schwelle und brach ins Zimmer. „Den ganzen endlosen Morgen — und war dein Warmbier gut so?“

Dabei kam sie heran und hielt der

Schwester das liebe Gesicht zum Morgenkusse hoch.

„Nun, weißt du, Püppchen," sagte Helge, „was das Bier anlangt, ja, wenn der König von Dänemark das mal so zum Frühstück kriegte, so würde er sagen: ‚Alle Achtung vor meinem Königlich Dänischen Küchenchef.' Übrigens war's angebrannt."

„Oh — angebrannt?" fragte Viola betrübt und streitfertig; da sah sie, wie ihre lange Schwester sie mit all ihren großen Zähnen anlachte. „Helge ... du — Schuft du! Na! ... Und wo warst du? Und wo willst du nu wieder hin?"

„Wohin? — an den Strom. Die Flagg' ist auf. Und wo ich war? Ja, da danzten alle Teufel!"

„Gnä' Fräul'n", fragte der alte Cegadelo von der Thür, „war'n ja wol nach unse'm neu'n Deich sehen?"

„Ja, Cegadelo", antwortete Helge in schwerem Tone, „nach dem hab' ich gesehen ..."

Der Alte machte auf diesen Ton ein Gesicht, als müsse er Doktor oder Advokaten bezahlen oder hätte Magenkrampf. Das Gesicht blieb auch stehen, und er ging damit hinaus.

Helge griff nach dem Ölmantel.

„Du, ich komm' mit," sagte Viola. „Heut is' fein draußen!"

„Na, danke! Und ich denke, du kochst?"

Viola riß die Thür auf: „Miken — oder he, wer da ist, Ihr draußen, sagt oll Sumsen, oll Sumse soll allein weiter kochen. Ich muß mit Fräul'n Helge fort ... du, Helge, eigentlich, wie gut, daß ich nicht weiter zu kochen brauch'! Steck du den Arm ins Fuchsloch und greif Reinecke, da hat er dich! Ich war so auf eine Art sauren Hasengoulasch mit Champignons aus, aber wie ich da 'reinsah, roch das mehr, als wollte es Apfelmus werden."

„Champignons — hast du denn welche?"

„Oh — das! Die hätten wir extemporiert! Nu' hör' einer bloß: Wwwwhhuijjjj!" Mit vollen Backen machte sie den Novembersturm nach.

„Fix, Deern', wenn du noch mit willst — ‚extemporier'!"

— — — — — — — — —

Die Thür auf der Rampe drückten hinter ihnen nun wol Miken und Karlin mit vereinten Kräften zu. Die Schwestern standen, ehe sie losmarschierten, unter dem Überbau und blickten die Buchenallee hinunter nach Strom und Fährstelle.

„Ja, da kluckt er!" sagte Helge. „Siehst das Häufchen alter Mann da jenseit unten am Mast in seinem Mantel kauern?"

„Nichts seh' ich," Viola beschattete die zusammengekniffenen Augen. „Es ist, als ob da See oder Nebel wär'"

„Na — alte Cegadelo sieht das noch von seiner Stube aus. Sogar, daß er unter dem Mantel keine Tasche um hat."

„Ja! Und jetzt seh' ich sogar, er hat ein Schnäpschen im Magen. Habt ihr Augen! Bitte, Helge, dreh' dich doch mal nach der See um und sieh' nach, ob Andree überm Nordpol schwebt."

„Ja, der eine hat eben bloße ‚Sehaugen' und der andere die hübschen feinen zum drein Verlieben!"

„Hm, hast du hübsch gesagt, alte Helge. Zuckerchen kriegen. Als ob von uns beiden ich der verlobte Mensch wär'! Nu sag," sie hängte sich ein und es ging los, „ist das nicht drollig bei uns, Magnus und du, die langen, grauen Augen und die reinen Habichte, und wir kleinen beide, ich und Heine, braun und scharfsichtig, wie die Kuh, wenn sie schläft?"

„Vaters Kinder und Mutters Kinder," sagte Helge, und dann hörte alles auf, denn sie bogen um die Hausecke, und der Wind fiel über sie her.

Und als nun erst der Baumschutz der Buchen aufhörte!

Natürlich ging die Kleine dicht angedrängt in Helges Schutz. Aber es war ein wilder Kampf um die Röcke, die trotz der schweren langen Ölmäntel der Sturm so um die Knie 'rum ihnen abzureißen rein wie verrückt war, um Atem und Gleichgewicht, um die Kapuzen, deren Ränder auf den Backen trommelten — und Viola krümmte sich immer kleiner in sich zusammen, das Dämonengeheul um sie herum und der Luftdruck, das ging ihr auf die Nerven.

Mittwegs konnte sie nicht mehr, blieb stehen und klammerte sich an Helge fest.

„Na du, das gibt's jetzt nicht, vorwärts!" Helge mußte ans Leibeskräften brüllen, um gehört zu werden. „Krall' dich nur fest nachher, wenn wir an den Strom kommen, sonst weht's dich 'rein!" Aber sie nahm die Kleine in den Arm, machte eine Pause

und ließ sie erst an ihrer Brust ein wenig atmen. Dann lachte Viola zu ihr auf, aber kläglich, das Weinen war ihr wohl näher. — — —

„O Gott, der Strom!“

Sie standen nun im Schutz des oberen Fährschuppens. Ja, Viola war entsetzt, und das Ding sah auch nicht schön aus. Sonst strömte da unten die breite glatte Köldenaa friedlich zwischen sanftansteigenden Rändern aus dem Diep zur See, aber heut ging sie bis hier oben voll und schlug immer höher. Die Stöße von den großen Rollern draußen kamen bis hier herein, im steten Kampf mit dem Strom, und türmten das Stauwasser auf.

„Wo ist das Fährboot?“ fragte Viola.

Helge schlug mit der Faust gegen die Schuppenwand: „Da drin. Vorgestern abend aufholen lassen, als es losging.“

„Und Steg und das untere Landehaus?“

„Verreist nach Dänemark! Vielleicht spuckt uns etwas davon die See morgen hinten an Möensand vor die Füße.“

„Und wenn der Strom nun hier noch höher kommt und austritt?“

„Ja,“ sagte Helge lachend, „dann schluckt er die Insel über, und für uns vom Gränitz heißt das dann sich auf ein gedeihlich und erbaulich Sterben zurechtmachen.“

„O du, sag' nicht Sterben, Helge, nicht so leichthin. Aber es kommt ja wohl nicht so. Ich möchte zurück, ins Haus!“ Denn eine Woge Schaum und Schlamm war dicht vor sie hin auf den Sand geklatscht.

Helge warf drohend beide Fäuste hoch: „Ja, will Er wohl! Nein, der alte Mann ist ja wohl unklug genug und ruiniert mir bei dem Wind meinen Telegraphen.“

Drüben stand der Alte, schwenkte ein Papier in der Luft, hoch über ihm wehrte sich die Flagge, die ihn angekündigt, um ihr Leben, er wies am Gestell hoch nach den da oben sorgsam festgestellten Flügeln des alten optischen Telegraphen und wollte den nun spielen lassen, wie in Eisgangszeit, oder sonst wenn niemand nach dem Gränitz hinüber konnte.

„Laß ihn doch, Helge. Sicher hat er etwas Wichtiges?“

„Was ist heut wichtig?“

„So sprichst du. Aber wenn nun z. B. unserm Heine in Berlin ein Unglück zugestoßen wär'.“

„Gott helfe mir, so müßte das dann verschmerzt werden. Deswegen aber darf doch wohl der Telegraph ganz bleiben. Übrigens ist das nicht geschehen. Denn wenn so etwas bei uns geschieht, so spür' und merk' ich das.“

„So wie Cegadelo das Wetter in seinen Knöchelchen?“

„Just so. Nun aber sei still, Kind. Was denn? Was will denn der Alte damit sagen — er reckt sich den Arm aus,

Aus unserer Studienmappe:

Studienzeichnung von Emil Brack.

als woll' er hoch übern Strom weg säen, oder als woll' er mit dem Arm da weit hinten übers Diep segeln."

„Na ja, er will uns das Telegramm mit dem Kölder Dampfer übers Diep schicken."

„Täuw', ja, das ist's. Nun hält er Finger hoch: eins, zwei, drei — nu ja, jetzt versteh' ich schon, mit dem Dreiuhrdampfer. Nun, das möcht' er wohl. Oll Dösbart der! Als ob heut der alte Thießen mit der ‚Leontine' aufs Wasser geht. Und thät' er das und sie bräch' ihm auseinander, so wären sie sicher wohl im Recht, wenn sie nachher die Versicherung nicht auszahlten, der Witwe nicht und dem Kontor nicht, denn das war Mutwille. So jetzt hol' die Flagge ein und zieh ab! Adjes, alter Postschwede, hättest dich und uns nicht bemühen brauchen!"

„Nun, Helge, du scheinst ein rechtes Interesse an den Vorgängen dieser Welt zu haben. Und wozu habt Ihr eigentlich den ehrwürdigen grauen Galgen da drüben, wenn er grade im Notfall versagt? Die Gegend verschönt er ja wohl nicht. Flaggensprache würd' ich an dem Ding einführen. Unten 'n Kasten mit Flaggen, jede bedeutet was, wenn sie hochgeht, wie auf See, und die Köldemünder Post hat den Schlüssel dazu."

Helge sah ihre kleine Schwester eine kurze Weile mißtrauisch an. „Höre," sagte sie dann, „das ist eine gute Idee, und so wollen wir es auch machen. Gleich, wenn wir wieder übers Wasser können. Es ist so einfach — eigentlich hätte ich wohl all lang selbst darauf kommen können."

„Nun siehst du, wie schön, daß ich nun wenigstens wieder bei euch bin und bin an Land gewesen, und ihr habt mich da Bildung lernen lassen, und nun kann ich euch überall mit meiner überlegenen Intelligenz aushelfen und den Gränitz der Kultur erschließen und euch die Insel modernisieren . . . Aber nun, alte Helge, was steht in dem Telegramm? Sag', kann ich jetzt nicht verlangen, daß du das auch spürst und merkst?"

„Da hab' ich ja auch wohl meine Meinung über."

„Sag sie. Brat mich nicht, sei so gut. Landwirtschaft? Buchweizen? Wie?"

„Nun, das Telegramm ist vom Bruder Heine aus Berlin, von keinem anderen. Und 'was Gutes steht da nicht drin. Und wir müssen sehen, was es nun wieder durchzufechten gibt."

„Unk . . . unk . . . unk . ."

„Nun, sei gut, Kleine. Glaubst du nicht, daß du deine Lunge jetzt besser für den Heimweg sparteſt? Wir haben den Wind jetzt dreiviertel wider uns. Aber ich denke, du kannst nun wieder. Krall' nur im Anfang fest ein, bis wir vom Strom weg sind. Nein, schweig', sag' keinen Ton und witzle nicht, zieh noch ein paar mal Atem, und dann in Gottes Namen los!"

— — — — — — — —

Da waren sie wieder im Park zwischen den Buchen. Die bogen sich ja und schlugen verzweifelt mit den Ästen gegen den Wind, als ob sie Körper an Körper mit Riesen rängen. Die Schwestern richteten sich auf und schöpften tief Atem. Sie sahen vorwärts gegen das Haus: „O Gott, die Mutter!" schrie da Viola auf, und Helge voran fingen sie aus Leibeskräften an zu laufen.

Die große Figur der Mutter kam langsam und unbekümmert die Allee herunter. Sie schritt wie Helge, schwingend und weit, gerade aufgerichtet, so zwischen Kompaniechef und Tambourmajor. Sie war barhäuptig, im vollen Schmuck ihrer dicken schneeweißen Haare, hatte nur ein leichtes Seidencape um die Schultern, das ihr der Wind ab und zu über dem Kopf zusammenschlug und das sie vorn am Hals mit einer Hand hielt. Das Kleid bauschte bald um sie wie eine Glocke oder ein Urahnenreifrock, bald flog es wild hoch, und man sah dann das feine kräftige alte Bein im weißen Strumpf und dünnen schwarzen Seidenschuh.

„Was lauft ihr denn so, Mädel?" fragte sie ganz erstaunt, als Helge und Viola bei ihr waren.

„Ja, Mutter, was willst du denn hier draußen?"

„Was ich will, Helge?" Sie stutzte. „Hm . . . ja, was wollte ich doch . . .? Es war doch . . . hm . . . ja so, Kind, ich dachte, ich will einmal an die Dampferlandestelle. Ich meine immer, bei so einem Wetter, da könnte er wohl einmal heimkommen und nach uns sehen . . ."

„Nun, der Dampfer kommt doch erst um drei Uhr, Mutter . . ."

„Richtig! Und wir sind ja wohl noch vor Tisch. Nun weißt du, da komme ich wieder mit euch herein, nicht?“

„Ja, das thu nur. Siehst du, du hast dich doch eigentlich auch gar nicht für einen Ausgang bei dem Wetter gekleidet!“

„Nein, da hast du recht. Das habe ich eigentlich nicht. Es war mir so plötzlich eingefallen. Nun, das können wir nachholen. Ich werde einen Regenmantel anziehen, obgleich das sehr simpel aussieht, wenn man einen vom Dampfer abholt, und auf dem Dampfer sind vielleicht Badegäste aus Kölbemünde und Damen in Toilette. Ja, und Miken muß mir den Mantel bis unten dicht zuknöpfen. Denn der Wind kommt einem heut so unter die Kleider, wie ein Hase, der sich verkriechen will. Das macht einen ordentlich so von unten 'rauf schuddern. Übrigens wollen wir doch hier nicht stehen bleiben — wohin gehen wir jetzt, Deern's?“

Sie faßten sie links und rechts unter und brachten sie ins Haus zurück. Und dort ging in der Mädchenstube über Miken ein schweres Gewitter nieder, daß sie auf die gnädige Frau nicht besser achtgegeben.

„Ja, sie war mir mit eins so unter den Fingern weg,“ verteidigte sich Miken, „ich hab' doch auch zu thun und muß decken, und in die Taille kann ich sie mir nicht knöpfen!“

Da sah Helge sich das Mädchen eine kurze Weile mit starrem, bösem Blick an, dann schlug sie ihr hinter die Ohren und ging weg, und Miken setzte sich auf einen Stuhl nieder und begann laut zu heulen.

— — — — — — — — — —

„Der Inspektor läßt sich zu Tisch entschuldigen, gnä' Fränl'n — er woll' weg,“ kam dann Karlin in das Eßzimmer und meldete.

„s' gut. Hast ihn gehn sehn?“

„Ja woll, gnä' Fränl'n.“

„Wo ging er lang?“

„O, de oll Mann klabasterte an seinem Stock so über den Hof, achter 'raus durch den Garten und so quer gegen't Hünengrab los.“

„Hast ihm gut nachgeguckt, muß ich sagen!“

„Ja, ich dachte mir: wo hat man oll Gegadelo jetzt noch hinzuklabastern, so knapp vor Tisch, und ohne sein Deckelpfeifchen, als woll' er weit.“

„Die Deckelpfeife hatte er nicht?“

„Nä, de hatt' he nich.“

„Na, dann weiß ich. Kannst mein Gedeck auch abnehmen, esse nicht, muß weg.“

„Was heißt das, Helge?“ rief da Viola vom Salon aus herein, wo sie saß. „Nicht essen, weg, wohin denn nun wieder um Gottes willen?“

Helge trat in die offene Thür auf die hohe Schwelle zwischen beiden Zimmern: „Noch' mal hinaus!“ sagte sie.

„Nun, ich dachte auch nicht, du steigst etwa treppauf aufs Hausdach tanzen.“

Helge warf den Kopf auf, sah schweigend vor sich hin. „Ja,“ sagte sie dann, „ich muß hin.“

„Etwa noch mal quer über den ganzen Gränitz gegen den Nordostwind nach eurem Schmerzensdeich?“

„Ja! Der Alte an seinem Stock ist auch hin und hat das Essen in Stich gelassen, und nachher wird's dunkel.“

„Recht, Schulze, laß dein grot alt Baby nicht allein laufen. Is' 'ne Passion von euch!“

„Ja, Viola, ich muß un muß da jetzt hin und auf der Düne stehn und zusehen, wie mir das zerschlagen wird.“

„Sei doch ein Mensch, bleib, iß, sieh', was ich von dem Tanz draußen für einen goldenen Hunger hab'!“

„Essen kann ich jetzt nicht.“

„So, und vorhin schlemmtest du noch ganz fidel Mußstulle mit Warmbier.“

„Das that ich. Aber inzwischen ist es langsam gekommen, denke, nun zerschlägt mir jetzt das da oben meinen Damm, und über hundert Morgen Neuland sind hin!“

„Du — bring mich bloß nicht um mit deinem Ton. Ich weiß es ja nun. Der Ton geht einem auf die Nerven!“

„Spreche ja ganz ruhig.“

„Sprichst ja ganz ruhig — sieben Wochen Landregen sprichst du. Schön, also ist der europäische Kontinent jetzt hundert Morgen kleiner, was nun? Ich rate dir, iß was, vom Fasten verrückt der Mensch dieses neunzehnten Jahrhunderts.“

„Ach, Fasten, ich wollte, ich kriegte mit Fasten dies und das aus mir heraus, was in mir ist . . . Nun sieh, Viola, stell dir vor, du stehst jetzt auf der Düne und siehst

einen von uns da vor deinen Augen in See zu Grunde gehn, bald kommt er hoch und sieht dich um Hilfe an, bald geht's über ihn weg, und du kannst ihm nicht helfen; grade so ist mir das mit dem Deich."

„Nun hat dieser Deich schon Leben und Seele und ist mein Bruder!"

„Ja, es war fünf Jahr strenges Sparen für mich und diesen ganzen Sommer Arbeit. Ich dacht', nun hätt' ich das für euch erwirtschaftet, und nun ist's hin."

„Na, du langer Unverstand, jetzt kriech' ich wahrhaftig in meinen Ölpaletot und krabble wieder mit."

„Nein, bleib du nur hier bei Mutter!"

„Ach, ich ‚muß und muß' auch hin, das sehen . . ."

„Lütt' Dern, machst du mir das jetzt so nach: ‚muß und muß', so muß ich ja, wenn mir einmal wieder etwas ist, auch gegen dich schweigen."

„Nein, nein, artig sein, nicht wieder thun, komm," sie nahm Helge so von unten 'rauf um die Taille zärtlich in Arm, „will schon kuschen und hier bleiben, aber du mußt mir's abkaufen. Versprich mir was?"

„Was?"

„Ich darf heut nacht bei Helge im Bett schlafen, ja?" Sie blinzelte lächelnd dabei ein bißchen mit den halbgeschlossenen Lidern. „Zwei Nächte hab' ich gelegen und gefiebert vor dem Geheul und kein Auge zugethan. Bei dir, deinen Arm unterm Hals und so gegen dich, in dich eingekrümmt, da lieg ich warm und gut und ruhig und schlafe."

„Und mir ist morgens der Arm lahm."

„Nu, das macht dir doch nichts."

„Nein, das macht mir auch nichts."

„Kannst ihn ja ein andermal leise 'rausziehen."

„Nein, das mag ich dann auch nicht."

„Siehst du, alte Helge, nun machst du wieder ein ganz ander Gesicht. Nun kannst du gehen!"

„Und du läßt Mutter nicht aus den Augen, hörst du? Hörst du wohl?"

— — — — — — — — — —

Der alte Cegadelo stand auf der Düne oben, den Rücken gegen einen Fichtenstamm, neben ihm Helge, den Rücken gegen einen anderen. Die See vor ihnen ging hoch über ganz Möwensand und ihr eingedeichtes Neuland weg. Mit großen Rollern. Eine Wasserlast um die andere stürzte krachend auf den Strandsaum. Der Leuchtturm da hinten stand nun ganz im brandenden Wasser, und es leckte mit langen grauen Zungen an dem Mauerwerk hoch. Über die Kämme jagte der Gischt daher, schlug den beiden wie nasses Leinen ins Gesicht. Ab und zu kamen da vor ihnen aus einem tieferen Wellenthal Dammreste hoch, so nach der dritten, vierten Welle, sie sahen darauf hin, aber sie waren beide jetzt eigentlich ziemlich gleichgültig gegen den Eindruck. Das war nun so. Nur standen sie still, die Füße festgestemmt, wie mit dem Rücken vom Winddruck an die Stämme gekreuzigt. Übrigens ließ der Wind jetzt doch nach und kam dann nur noch in einzelnen Böen.

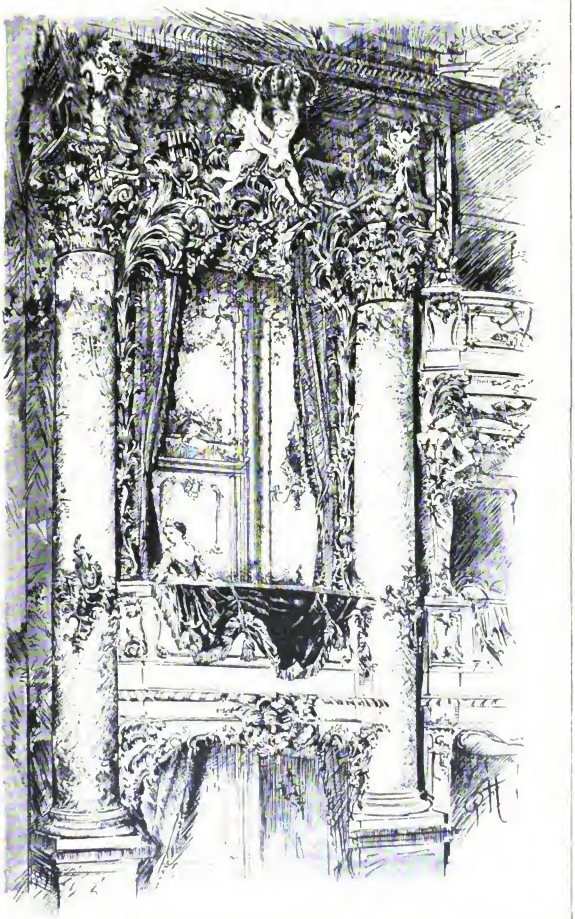
„Andreessen macht sich wichtig," sagte der Alte, „er hat uns gesehen, nu fängt er an, 'rum zu gehen und seine Scheiben zu putzen. Aber er thut, als sähe er uns nicht."

Helge warf einen Blick nach dem Glashause des Leuchtturms hoch. Da drinnen ging der Wärter hin und her. Mit ihren und mit Cegadelos Augen konnte man das von hier aus ganz gut wahrnehmen.

„Sein alter Schuppen unten is auch weg, gnä' Fräul'n. Verreist na' Dänmark. Nu, das prügelt er sich ja dann wohl morgen, wenn er 'raus kann und sich die Bescherung besieht, an sein lütt Lowising ab!" Alte Cegadelo sprach mit langen Pausen, Satz für Satz, baute sich jeden wohl erst ordentlich zurecht. „Ja, auf der prügelt er was zusammen. Letzt', als ich so sachting aus der Düne an ihren alten Stall 'rankamen war, da dacht' ich ja bald, da hätten sie nu Papagein und Kakadus in und sieben junge Mondkälber. Do sa't dat Dern da in und jaulte und blökte fürn ganz Affentheater. Und schrie eins auch so schrill los, daß mich vor Schreck um ein Haar de Stock aus der Hand fiel. Dann kam wohl de Oll und vertobakte ihr, denn nu sprangen sie da drin 'rum und fauchten, wie die Kater, und dann kam dat lütt Dern aus den Stall, lachte mich ganz freundlich an und grüßte. Und ich dachte bei mich: ‚Nu kuck, Lowising,' dachte ich, ‚nu siehst du ja soweit wieder ganz menschlich und nüdlich aus.'"

„Aus der wird nichts!" sagte Helge.

„Nä," sagte der Inspektor, „die's verpfuscht. Wer soll die heiraten?" . . .



Loge des Reſidenztheaters zu München. Nach der Federzeichnung von Peter Halm.

Nach einer Weile fing Helge wieder an: „Ja, oll' Fründ', da haben wir beide hier so'n beten wollen Heiligendamm spielen. ‚Nä,' sagt die Ostsee, ‚die Küsten arrangier ich, da laßt man die Hänn' von, muß da 'n Damm sin, so spuck ich ihn schon hin! und Möönsand bleibt mein, da will ich drauf tanzen, wenn ich Lust hab',' so sagt sie."

„Ja, so sagt sie, dat . . ."

„Und mit unsem Dammbauen, da ist das ja wohl bald so wie mit Kaiser Karl den Großen sein' neuen Stiefel. Der hatte eines Tags neue Stiefel an, und da ging einer von kaputt. Da sagte der Kaiser: ‚Stiefel, mußt sterben, und bist noch so jung!' Natürlich sagte er das nicht so schlechthin bürgerlich, sondern mehr so in der Art einer großen historischen Persönlichkeit und in der Sprache, die er konnte. Und ging dann hin, sich von einem anderen Meister Maß nehmen lassen . . . So war unse nene Damm auch man erst diesen Herbst fertig, und nu können wir schon wieder 'n paar Jahr lang uns das Salz vom Brot sparen, und dann neu los bauen . . . Übrigens soll der Nachfolger von des Kaisers neuem Stiefel auch nicht ewig gehalten haben. Aber, ich bin sicher, Kaiser Karl gab nicht nach und betrieb das immer so weiter, bis er drüber weg starb. Und deswegen nannten sie ihn dann ‚den Großen'. Uns aber muß dies ein Vorbild sein, auch Charakter zu zeigen, in unserer Sache, und ich bin doch neugierig, ob ich bei meinen Lebzeiten die Hände davon lasse."

So hatte der Alte das Fräulein eigentlich noch nicht reden hören, und bei dieser verqueren Weise zu reden wurde ihm auch ganz schlimm, zumal er recht gut wußte, ihr selber war ebensowenig wohl dabei. So nahm er die Hand vor den Mund und fing an gräßlich zu husten und auszuwerfen.

„So?" sagte er nachher mit dem denkbar treuherzigsten Gesicht. „War das Kaiser Karl der Große?"

„Ja, das war er, ganz sicher. Oder ein anderer."

„Gnä' Fräul'n snaken und spaßen doch jetzt akkurat, wie Fräulein Viola."

„Cegadelo," fuhr sie auf, „so sagt und und sagt doch nicht immer Viohla. Ihr habt doch Ohren. Alltags ist ein'm das ja gleich, aber . . ."

„Nu, ich sag' doch mal so . . ."

Helge warf den Kopf auf.

„Übrigens dürfen wir jetzt gehen. Mehr kann er nu nich!" sagte sie.

„Wer, er?"

Sie hob das Kinn gegen die See, mit Mundwinkeln, wie: ‚der Tümpel da!' Und die meinte sie auch vielleicht, vielleicht aber auch nicht.

„Er kann noch mehr!" sagte der Alte bedächtig.

„Hm?"

„Nu, ich denk' man, wie ich als Jungchen eins so an einem klaren schönen Pfingstsonntag um die Kirchzeit draußen in einem Fischerboot still über der Stelle von Vineta lag und hörte ganz deutlich die alten toten Glocken unten läuten . . . das war so schön weit da unten, da hätt' noch de ganze Gränitz Platz . . ."

„Ach, das sind Sagen."

„Und unse' junge gnädige Herr, Herr Magnus, der schwimmt jetzt auch da auf See!"

„Ja, auf einem großen kaiserlichen Panzer. Da weit unten bei China . . . dem hat das wohl so leicht nichts an . . ."

Der Alte studierte von der Seite ihr Gesicht.

„Nu' vielleicht noch ein'," begann er dann vorsichtig, „ein', den Gott der Herr über Länder und Meere spazieren führt und Gott der Herr weiß nu vielleicht kaum selbst mehr recht, wo . . ."

„Davon schweigt rein still!"

„Nu, gnä' Fräulein, bei jedwedem anderen, da würd' ich ja erst die Stimmung abpassen . . . bei Ihnen . . . und indem das doch eine Bestellung von ihm ist . . ."

„Bestellung von meinem Vater an mich?"

„Ja, gnä' Fräul'n, ich hab'n Brief von unse' arme alte gnädige Herrn bekommen . . . von Ihrem Herrn Papachen, Fräulein Helge . . . 'n Brief aus London . . . mit 'n englische Marke ‚Herrn Inspektor Cegadelo. Insel Gränitz u. s. w.' und hinten: ‚Zurück, wenn verstorben,' nämlich, wenn ich verstorben wär' inzwischen . . ."

Helge sah gerade vor sich hin.

„Ja, und er ist und bleibt doch gewissermaßen mein guter lieber alter gnädiger Herr . . . und ich meinte, hier so in dem Nordost auf der Düne allein, das wär' grad der paßliche Moment."

„Sie schreiben zurück — merken sich die

Worte, sonst kann ich sie Ihnen auch aufschreiben —: ‚Das gnädige Fräulein weigerte sich, mich anzuhören, und erklärte, sie würde auch in jedem etwaigen Wiederholungsfalle auf dieser Weigerung beharren.‘ So! Und nu los, Cegadelo, nach Haus! Und woll'n da was essen!“ und mit kräftigem Ruck half sie ihm auf die Beine.

„Na, dann is dat so!“ sagte er mit seinem Magenkrampfgesicht, wandte sich im Abgehen noch mal um und schneuzte in den moussierenden weißen Strandschaum zu seinen Füßen; ein Nasenloch hielt er dabei zu, durch das andere schoß er die Luft wie einen Pistolenschuß heraus; aber das war keineswegs ein schnöder Trutz gegen den Feind, die See, sondern einfach so seine Gewohnheit, jedesmal zuletzt, wenn er vom Strand wegging.

Durch die sandige Dünenschonung blieb nun Helge geduldig neben ihm, zum Zufassen bereit, wenn er stolperte.

„Ja, dat's grau Wetter hüt,“ fing er bald wieder an, „nich recht Tag, nich recht Nacht, man weiß nich, seggt Peter Murmann, soll man nu sein lütten Korn nehmen oder sich 'n büschen sein Schlummerpunsch anmachen . . .“

„Woll'n nu mal nicht reden,“ sagte Helge, da das Tempo zu langsam wurde, „sondern 'n bißchen machen. Ich meine, der Wind legt sich ganz, die Seen kommen schwerer von draußen, da möcht' ich doch noch an 'n Notsteg schicken, zum Dreiuhrdampfer, wer weiß, oll Thießen ist mit der ‚Leontine‘ am Ende doch unterwegs.“

„Ja, de hält ja wol kein' Ruh'! Wir haben eine feste geregelte Staatsordnung im Reich, denkt he, und darto hürt und da is 'n Hauptstück von, daß de oll Kölbedampfer sein' Kurse richtig abfährt un Klock drei an Station Gränitz anlegt. Sonst künn' de Welt am Enn meinen, bei uns in Deutschland klappt das alles jetzt nicht mehr so recht, un sie könnten nu wol wieder mit uns anbinden. Ich hab' man Angst, de Wind bläst ihm hüt raus aus'm Stichkanal und uns auf die Diepwiesen, und er fährt sich da fest, un das Wasser lauft ab, un oll Captain Thießen sitt uns denn da samt sein Dampfer auf unse' Wiese, wie Noah mit die Arche Noäh aufm Gebirge Ararat . . . Na, gnä' Fräul'n, wär he man blot irst da un hätt' dat Telegramm mit, un wir wüßten, wat dor in steiht!“

Helge stutzte und sah den Alten von der Seite an. Er machte so'n Gesicht, wie: ‚Man Mut, die Sache wird schon schief gehen . . .‘ Sie nahm ihn beim Arm und blieb stehen:

„Cegadelo, haben Sie etwa das auf sich genommen und hinter meinem Rücken nach London geantwortet?“

„Gnä' Fräul'n — ne, wo werd' ick? Nä, das hätt' ich ja denn doch wohl nich auf mich genommen. Und auf so 'ne heimliche Briefschreiberei, ne, da laß ich mich nich auf in. Aber . . . jedennoch . . . mich is so . . ., wenn de Herr man nich — ungeduldig und fix bei der Hand is er ja wohl — und setzt sich auf, ohne Post und Antwort abzuwarten, und fährt los.“

„Nun, davor bewahre ihn und uns Gott der Herr — daß er uns das anthut und kommt.“

„Ich sehne mich so von Herzen nach Weib und Kind, Cegadelo‘, so schreibt der Herr, ‚sag' ihr das, Cegadelo‘ . . . Un das is wohl sicher, gnä' Fräul'n, unse' arme gnädige Frau, die würde ja wohl beide Arme für ihn weit aufmachen.“

Helge ging weiter. Sofort humpelte der Alte eifrig nach und mit.

„Und würde uns dann auch mit einem Schlage wieder völlig hell sein, unse' gnädige Frau, das ist ganz sicher, da will ich Gift auf nehmen.“ Er fing furchtbar an zu krächzen und zwang dadurch Helge, wieder langsamer zu gehen. „Und dann, unse' Herr is da doch auch in reiche Länder un Kriege un Schlachten gewesen, zwischen die Holländer und Chinesen auf der Insel Indien und zuletzt so 'ne Art General oder Oberst in . . . ja, wo heit dat Ding nu? Nu hab ick dat Düwelsding doch nich behollen — bei 'nem Bürgerkrieg . . . in Ni-ca-rak-la . . .“

„Nicaragua.“

„Ja wohl, Nirak-karagua — ach, ich kann mich ja man bloß aus all dem allein nich recht vernehmen, wo un wie all' dat war, und möchte wohl gern 'mal gnä' Fräul'n den Brief zu lesen geben, damit gnä' Fräul'n mich das . . .“

„Nein!“

„Nu ja, in . . . in . . . dem Land da, da machen sie 'n alten deutschen vierzehner Jägeroffizier wohl bald zum General, 'n schönen, forschen Herrn und Edelmann, wie

unse' Herr, fast noch so in seine beste Jahre, nn stecken ihm dann auch die Taschen voll. Und indem daß wir hier wohl recht gut 'n paar Rollen Doppelfüchse davon brauchen könnten, so zum Beispiel für den Damm. Denn wenn wir da nu erst jahrslang wollen für sparen, geht uns ja indes der Rest von ganz sicher auch noch koppheister in die See." Dabei kuckte er Helge mit einem ganz furchtbar bedeutsamen und animirenden Gesicht an.

Sie zuckte mit den Mundwinkeln.

„Alter, wenn er jetzt kommt — dann weiß er sich doch sonst nicht mehr aus und ein und hat die Taschen schon längst nicht mehr voll, und der Gränitz ist seine letzte Zufluchtsstätte."

Der Alte kaute eine Zeitlang an seiner Antwort . . . „seine letzte Zufluchtsstätte . . ." wiederholte er dann nur so verloren. Aber eben darin schien so ein tiefer Vorwurf zu liegen.

Helge schwieg.

„Nun, ich denke," sagte sie nach einiger Zeit, „wir werden ihm den Tag ja wohl im Leben nicht vergessen, den Dienstag nach Lätare, vor neun Jahren . . . wie?"

„Ja wohl, den Morgen, als wir bei ihm immer anklopften und denn war die Thür gar nicht verschlossen und das Bett leer . . . und drüben war Fräulein von Nantrow beim Major auch weg, denselben Morgen . . ."

„Und Meyersteins kamen dann um elf mit den Wechseln . . . und Euer bißchen Kapital, Alter, hatt' er auch mit . . ."

„Nu, dat's dat wenigste. Das bringt er mir ja so sicher wieder, wenn er kommt, mit all den schönen Zinsen . . . Aber, ich mein' man, neunmal haben wir seitdem den ganzen Gränitz umgepflügt, da künn' dat nu heutigen Tags auch wohl all längst mit untergepflügt sein. Und dann sprechen guä' Fräulein auch man immer bloß von uns. Von seinen Zustand damals, da sprechen Sie gar nich. Denn so aus heile Haut thut das doch keinen lebendigen Menschen . . ."

„Nun ja. Mit uns das Leben, das mag ja wohl keine Existenz gewesen sein, für ihn. Ein flotter Jägeroffizier und die Landwirtschaft. Und meine Mutter — natürlich, so eine ehrliche hausbackene Liebe, einen Tag wie den anderen, so eine ruhige, gnte, treue Frau — das muß einen Mann ja auf die Dauer zur Verzweiflung bringen, ihn langsam in eine wahnsinnige Daseinsangst hineinhetzen, nie eine Abwechselung, Überraschung oder ein neuer Reiz . . . Und dann war nur noch die lange steife Helge da, das Zappeläffchen Viola, acht Jahr alt, und der Alte, der Cegadelo, wie . . .? Gewiß, so fuhr er denn im Land herum und amüsierte sich, und die berühmte, ‚fröhliche Yacht vom Gränitz' war immer mit vollen Segeln an der Küste unterwegs, und wo sie anlegte, wurde sie von allen Lustigen im Lande mit Halloh begrüßt. Wer eben nicht resignieren kann und sich nicht hingeben kann, warum soll der nicht ausbrechen? Verkümmern . . . sich erschießen . . . das kann man ja wohl von Mensch zu Mensch nicht recht voneinander verlangen. Aber steht das denn nun heut anders zwischen ihm und uns? Passen wir jetzt zu einander, er und wir? Er hat inzwischen das schöne, weite, ereignisreiche Leben da draußen in der Freiheit genossen! In Krieg und Tropenländern, und überall da unten gibt es ja wohl reizende Frauen, vor denen man den Kavalier machen, und Spieltische, wo man sein Geld mit Eleganz loswerden kann. Und wir hier haben inzwischen seine alten Schulden abgezahlt, uns dank dem Major den Gränitz glücklich erhalten und uns aus den größten Schwierigkeiten langsam herausgeackert und fangen nun an, einen Groschen für die Zukunft hinzulegen oder an eine verständige Unternehmung zu wagen. Und mein alter Cegadelo hat daran so treu geholfen, als wär's sein's . . . Und . . . Leute, die ein so verschiedenes Leben — neun Jahr lang hinter sich haben, die sollen nun zusammengehen können? Mußte er damals sein Selbst vor uns retten, wozu ich ihm sein Recht ja nicht bestreite, warum will er es nun wieder zu uns bringen? Nein, Alter, der Gränitz ist kein Hospital für alte Spieler, und ich denke, er und wir, wir sind damals für immer auseinander gegangen. Und jawohl, hier auf der Düne im Nordost, wir beide allein, da habt Ihr recht, das ist allerdings der paßliche Moment, das einmal zu besprechen. Versteht Ihr auch alles, was ich sage?"

„Ja, ja, ich hör' und versteh', und ick hür' den Düwel und versteih keen' Word. Die ollen Fichten sind ja wieder 'mal rein

doll. Ja woll, gnä' Fräul'n, ick hür, un mich is, as lief mich das helle Blut davon aus die Ohren!"

„Das helle Blut. Nun, Ihr habt angefangen! Und das merk' ich ja, wie das alles jetzt kommen soll. Am Herkommen kann ich ihn freilich nicht hindern. Ich kann keine Dampfschiffe umblasen und keine Eisenbahnzüge umstürzen. Und ist er erst hier, hat er euch alle im Handumdrehen wieder hinter sich, die Mutter, Viola und Heine — die sind so wie so Vaterskinder — und Magnus und der Major sind fern — da steh ich allein. Vom Hof jagen kann er mich dann sogar, füg' ich mich nicht. Das geschriebene Recht hat er für sich. Nun, ich denke mich nicht zu fügen. Ich denke, ich werde mir den Gränitz und all das nicht wieder aus der Hand nehmen lassen. Ich meine, wir haben hier vernünftige Zustände geschaffen und müssen sie nun auch verteidigen. Und Ihr, mein lieber alter Freund, müßt jetzt wissen, seid Ihr für mich oder wider mich? Und ist es das letztere, so müssen wir uns noch vorher trennen . . ."

„Nu, gnä' Fräul'n, ich un de oll Scheunenkater, wi beid' wer'n ja wol in dissem Leben nich mehr weg vom Gränitz . . . Und denn, so hatt ich mich das ja auch nich dacht, daß uns de Herr wieder in die Wirtschaft reinkommt. Denn dann verkauft er uns ja wohl den nächsten Roggen schon wieder vom Halm. Ich hatt' dacht, wir kündigen dem Herrn Major im alten Haus. Da wohnt denn der Herr, still für sich, nich bei uns, und verzehrt das Seine, das er mitbringt, in Frieden."

„Dem Major sein Haus kündigen, zum Dank für alles, was er an uns gethan? Und der Vater und Viola dann hier so auf der Insel zusammen? Und dann soll ich ihn da sitzen sehen und ein Ende nehmen, wie eine wunde Krähe? O nein — ein

Aus unserer Studienmappe:

Kohlestudie von Ferdinand Brütt.

Leben, wie das ſeine, das muß Stil haben. Auch im Schluß."

— — — — — — — — —

Und Klock drei lief der alte Captain Thießen wirklich mit der ‚Leontine' aus dem Diep in den Stickkanal ein, und dampfte langſam und vorſichtig zwiſchen den überſchwemmten Diepwieſen an den hochgebauten Notſteg heran. Und da ſtand auch das Fräulein ſchon mit den Knechten bereit, damit er beim Anlegen Hilfe hätte.

Alte Thießen war ſelbſt am Ruder, im Geſicht ſo einen ſtillen behaglichen Trotz, und die Figur daneben hatte Helge von weitem nach dem ganzen Zuſchnitt und der Größe wirklich zuerſt für die des Vaters gehalten. Aber nein, es war ja nur Bruder Heine aus Berlin, offenbar kam er zugleich mit ſeinem Telegramm, und das war freilich auch auffällig genug, daß der plötzlich ſo herſchneite, im Spätherbſt, mitten aus dem Rekrutenexerzieren heraus. Ja, da ſtand er, ein hübſches ſchlankes Kerlchen, Kragen hochgeſchlagen, Hände in den Paletottaſchen, einen eingekniffen Reiſefilz mit kecker Feder hinten feſt über den Kopf gezogen, der ſchief in den Wind bohrte, bißchen blaß und dunkel um die Augen. Und jetzt hob er die Rechte ſamt dem Taſchentuch gegen das Ufer und Helge und rief ihr ein fröhliches „Halloh" zu.

Die Taue flogen, die Gränitzer Knechte fingen und legten blitzſchnell um die Pfoſten feſt, der Dampfer aber zog gleich wieder ſtramm an, als wolle er fort, alles Holzwerk ächzte und knarrte und bog ſich. In ein paar leichten Sätzen über das Brett war dann der einzige Fahrgaſt am Ufer, ſchwerfällig ſtapfte der alte Thießen hinter ihm nach und überreichte Helge das Telegramm.

„Na Thießen, in dem Wetter!" ſagte Helge, nachdem ſie dem Bruder die Hand geſchüttelt.

„Ja, wenn ein' erſt anfangt und fürcht' ſich vor'm Wetter — da is dat Enn' davon da. Und indem daß de jung' Herr doch partout her wollte . . ! Und bis hier ging dat ja ſoweit, aber wenn wi' nu aus die Molen in See kommen, na, gnä' Fräul'n halten S' uns man den Daumen 'n beten ſteif!"

Dabei lachte er ſo offen und frei, als könne es ihm auch da gar nicht fehlen.

„Nun, das iſt doch ſträflich, Alter, heut in See und 'rum nach Kölbemünde."

„Ja, da künnt' ja wohl noch in eins von die Hotels 'n Korlin oder Fiken ſitten un hat ihr'n Schatz geſchrieben, ſie käm' heut mit'm Kölbedampfer und die Erſparniſſe vom Sommer heim. Na, da muß oll Thießen wol hin, die holen. Oder irgend ein' ſo verdreihte Schraube von Sommergaſt ut Barlin. Da bleibt ja jetzt manch ein' un ‚genießt den ſchönen Herbſt an der See' (als wie heut), ſo lang he dat man bei uns uthollen kann. Nu, den künn' ja hüt nu oll ‚Leontine' d' Seekrankheit ganz rechtſchaffen libren!"

„Alter Mann, wie wollt' Ihr denn bloß aus den Molen?"

„Nu — verſucht muß dat wer'n — un wenn wi all dabei zu Grunde gehn!"

„Schön. Aber eins will ich Euch ſagen, Thießen, laßt Ihr Euch jetzt etwa auf unſere Diepwieſen blaſen, ſo komm' ich und pfände Euch."

„Na, gnä' Fräul'n, um ein' da auf Ihre Wieſen heut zu pfänn'n, da muß ſich denn wol einer von unſe' beiden längſten im Land Waſſerſtiebel antrecken, das Fräulein Helge vom Gränitz oder de Sanitzer Kirchthurm!" Damit ſtieg er kräftig lachend wieder an Bord, nickte noch mal zurück und kommandierte dann: „Nu los, Jungens."

Die Tauſchlingen flogen von den Pflöcken, die ſich wieder aufrichteten und ordentlich aufzuatmen ſchienen, der Alte ſtand mit unternehmendem Geſicht breit da, recht ſtämmig hingeſtellt, beide Fäuſte am Ruder, Flanken und Bug des Schiffes glitten vorbei, und die ‚Leontine' kroch wie ein Krebs vorſichtig rückwärts den Stickkanal wieder hinaus.

Helge ſtand und ſah ihr nach. Neben ihr ihr Bruder. Dieſer mit eingezogener Bruſt, beide Schultern vorgekrümmt.

„Nu' komm', Helge, 's kalt hier, 's ſchuddert einen," ſagte er ungeduldig.

Helge wendete langſam den Kopf zu ihm um und ſah ihn mit ihren großen grauen Augen an. Ja, ja, armſelig ſah er wieder aus. Und ordentlich nervös wurde er unter ihrem ruhigen Blick.

„Ja, Heine," ſagte ſie, „du haſt man 'n dünnen Paletot an." „Na denn kommt!" fügte ſie zu den Leuten hinzu.

Nun ging es von dem Notſteg herunter, den Weg lang, auf den Park und das Haus

zu. Und Heine bot nicht der Schwester den Arm, sondern hing sich in sie ein. Er schob ihr die Hand so zwischen Brust und Oberarm durch und klemmte sich dann mit seiner Schulter gegen sie — eigentlich ging man ganz hübsch so, merkwürdig vertraulich, aber recht gefiel ihr diese Manier, miteinander zu gehen, nicht. Im letzten Frühjahr, als er auf Osterurlaub dagewesen war, hatte er das noch nicht an sich gehabt und sich nicht so führen lassen. Aber sie sagte nichts und machte sich ihre Gedanken darüber.

„Ach du alte Helge, bist du mollig und warm!“ Zum Teufel, was war da für ein melancholischer Unterton in seiner Stimme. „Siehste, das Geld für das Telegramm hätt' ich nu auch sparen können, wenn ich selber ebenso fix da bin.“ Dabei koste er ihr leise die großen elastischen Armmuskeln mit den Fingern. Sie fühlte diese Finger durch Jacke und Kleid und durch seine Handschuhe durch. Es war so seltsam. Aber er that es ja ganz mechanisch. Es war wohl auch eine neue Gewohnheit von ihm. Aber war er sich wohl in diesem Augenblicke bewußt, daß sie doch seine Schwester war?

„Ja,“ sagte sie, „sie haben das erst nach Kölbemünde gehen lassen, an unsre Post, und die hat es uns über den Strom hinübertelegraphieren wollen. Und da das nicht anging, so ist es nach Kölbe zurückgegangen und von da mit dem Dampfer gekommen. Und das dauert natürlich . . .“

„Nein, wie du das breit und gemeinverständlich auseinandersetzen kannst!“ Und sie fühlte einen ordentlichen Ruck an ihrem Arm. „Das weiß ich ja. Und was liegt daran?“

„Ja, Heine, was liegt daran?“ Nun wußte sie schon ungefähr, was los war, was so sichtlich auf ihn drückte, was ihn hergetrieben. Und sie hatte ihm das eben auch in einem so ruhig-herben Ton nachgesprochen, daß zwischen ihnen das Terrain jetzt so klar lag, wie ein abgeräumtes Festungsglacis und bis zum Hause kein Wort weiter fiel.

Nun traten sie auf die Rampe unter den Uberbau, und die kleine alte Hausthür machte allerdings so in der Dämmerung, tief in die dicke Mauer gebettet, schwarzbraun gebeizt, mit schwerem Eisenbeschlag, einen unheimlichen, kerkerhaften Eindruck. Für Helge freilich, die fast immer müde und hungrig bei ihr anlandete, hatte sie etwas tief Heimatliches — aber Heine, der sie doch auch von Kindheit auf kannte, schien diesmal plötzlich eine Art nervöses Grauen vor dem Eintritt zu empfinden. Er stutzte, schurrte tastend ein bißchen auf dem Boden mit der Sohle, die er weiter setzte und sagte tonlos: „Na, denn man-da-rin!“ mit einem jener fürchterlich blöden Witze, die ihm sonst nicht so geläufig waren. Und gerade da wurde die Thür von innen wild aufgerissen und wie ein herausspringendes Windspiel stürzte Viola auf ihn los, die Hände weit vorgeworfen: „Nu, Heine, Heine, da ist er! Alter Boy, nu komm' 'rein — und was hast du mir mitgebracht?“ Das war ein lieber, befreiender Eindruck, und Heine fühlte sich in dem Augenblick als einer, den eine Seele hier tief entbehrt und erhofft und sehnlich erwartet hat.

„Ja du! Ja du!“ sagte er, nahm ihre beiden Backen zwischen seine Hände und küßte sie auf die Augen, dankbar, langsam, und in seiner Stimme war so eine durstige Zärtlichkeit, daß es Helge war, als stände sie dabei und sei mit den beiden gar nicht mehr verwandt. Da drehte Heine sich zu ihr halb um, im andern Arm noch die kleine Viola, hielt ihr die langausgestreckte Rechte hin und lachte sie mit den weißen Zähnen unter dem braunen Bärtchen an: „Na denn, alte Helge — — noch 'mal guten Tag.“ Aber Helge gab es ihm nicht zurück. Sie konnte nicht. Sie war ja auch schon ganz in der schweren Vorstimmung dessen, was zwischen ihnen beiden nun heut abend kommen würde. Heine aber kehrte sich in dem Augenblick nicht dran und führte Viola wie ein Bräutchen ins Haus.

Auf den Tisch der Vorderdiele, an dem sonst der Briefträger abgefertigt wurde und wo jeder Besuch seine Reisetasche zuerst abzusetzen pflegte, hatte Miken schon eine Lampe gestellt.

„Ja, Donnerwetter, hat denn einer von den Kerlen mein' Koffer mitgebracht? Oder ist der noch auf'm Dampfer?“ fragte Heine, und Viola war schon im Fortstürzen.

„Christian hat ihn,“ sagte Helge, „bringt ihn eben auf dein Zimmer.“

„'s gut.“

Da machte die Mutter die Thür vom Salon auf und trat freundlich lächelnd auf die Schwelle.

„Nu sieh' mal an, Heine!" sagte sie. „Das ist ja eine Überraschung! Na, komm her, alter Junge . . ." und nahm ihn in die Arme. Das war alles so ganz richtig im Ton und ihre Augen ganz verständig und freudig und herzlich. Aber Heine hatte doch ein peinliches Unbehagen dabei. Der störende Eindruck konnte ja im nächsten Augenblick schon kommen. Helge sah das an seiner Haltung, und es schnitt ihr ins Herz. — Warum denn, es fehlte der Mutter ja nur im Verstande, im Gedächtnis, ihre Empfindung aber war doch echt, nicht etwas zufällig Geglücktes, warum wurde diese Empfindung denn nun auch nicht mehr für voll hingenommen und erwidert, sondern wie die Gabe eines verdächtigen, minderwerten Gebers?

Die Mutter spürte es übrigens sofort. Wieder stieß sie sich an dem Rätselvollen. Was hatte denn ihr Sohn? Warum hielt er zurück? War doch wieder etwas Störendes an ihr gewesen? Und diesmal hatte sie sich doch wirklich beisammen gehabt und auch das schöne Bewußtsein davon. Helge sah, wie ihr Blick mit herzzerreißendem Ausdruck in ihres Sohnes kalte Augen hineinfragte; wie ihre Freude erlosch, ihre Gesichtsmuskeln grau erschlafften, und sie sich hilflos wieder auf ihr einsames, schwankendes Selbst zurückgeworfen fühlte. Sie wollte ihr zu Hilfe kommen, denn nun mußte ja natürlich die Mutter wieder verwirrt werden und etwas anrichten, und schon öffnete Helge die Lippen dazu. Aber da drehte die alte Frau sich bereits um, ließ den Kopf sinken und sagte: „Na, Kinder, dann kommt man zu Tisch!" Und da war der gefürchtete peinliche Eindruck da, denn zu dieser Zeit war ja im Eßzimmer zu keiner Mahlzeit gedeckt.

„Bring die Lampe mit, Helge," sagte sie im Abgehen, „hier ist ja noch überall dunkel!"

An der Eßzimmerthür sah sie sich um, mit einem tiefgrüblerischen, argwöhnischen Ausdruck, ob ihre Kinder ihr auch folgten. Aber nein, die waren ja hinter ihr. Die folgten ihr in peinlicher Erwartung des Augenblicks, wo sie nun ratlos vor dem ungedeckten Eßtisch halt machen würde und sich die Sache nicht erklären könnte.

„Na, so wären wir ja wieder 'mal zu Haus!" sagte da Heine schneidend.

„Na, Heine," erwiderte Helge, „du wirst Hunger haben. Was, Mutting, wir lassen ihm gleich noch 'mal Kaffee kochen. Zum Abendbrot ist ja noch nicht Zeit."

„Sieh' mal" — sie leuchtete mit der Lampe hoch, sodaß das ganze dämmerige Eßzimmer hell wurde, — „hier haben sie ja auch noch gar nicht gedeckt. Na, ich geh' gleich 'raus, ihnen sagen, daß sie für Heine aufdecken sollen, nicht?"

Die Mutter fühlte mit unendlicher Erleichterung, wie all die schweren Dinge für sie plötzlich von einer hilfreichen Hand zurechtgeschoben wurden.

„Ja, das thu!" sagte sie ganz fröhlich. Dann fiel ihr etwas andres ein. „Und ich geh' so lang' und spiel'!" und sie ging in den dunklen Salon an das Klavier, setzte sich hin und fing an, so nach ihrer Art darauf zu spielen, alte Sachen, zu denen sie ein bißchen mitsummte.

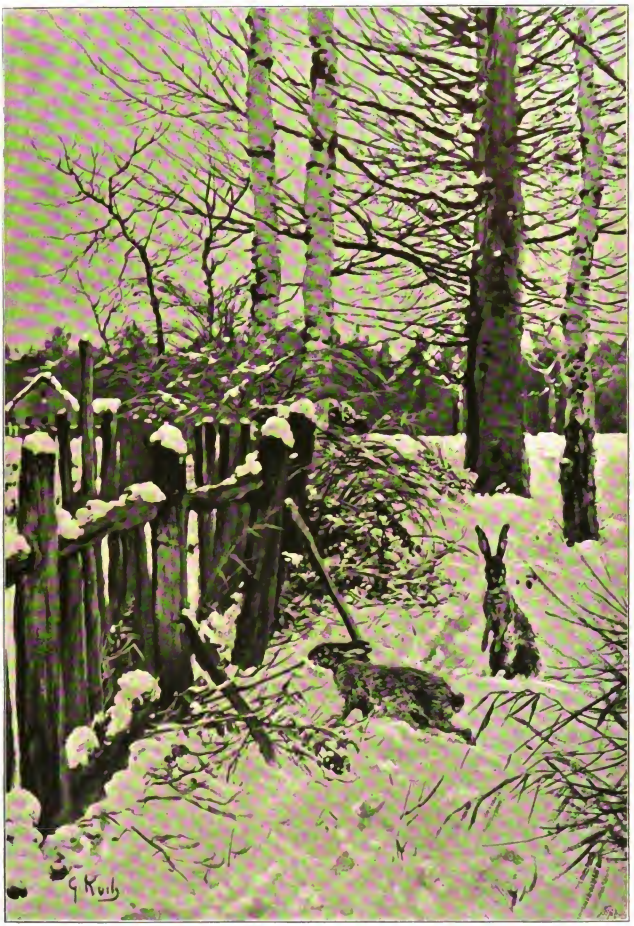
Nun waren Viola und Heine allein im Eßzimmer.

„Was machste nu?" fragte die Kleine. „Gehst du jetzt 'rauf zu dir, dich 'n bißchen waschen?"

„Ne — da 's ja jetzt noch kalt. Wer' mich hüten, durchgefroren genug unterwegs. Jetzt wärm' ich mich hier erst 'mal ordentlich aus."

„Du — Mensch —" sie kriegte ihn mit den beiden Fäustchen vorn an den Jackettklappen vor der Brust und wackelte an ihm, er war ja nicht viel größer als sie, „zu nett, daß du da bist. Is doch nu eine Men-schens-seele da! Bleibste lange? Übrigens" — mit leiser Stimme, furchtbar neugierig, die spiegelnden braunen Augen dicht in seine hoch, „was verschafft uns die Ehr', brat mich nich, rede, mir kannst du's ja sagen . . ."

„Hähä, Racker, das möcht'ste wohl wissen!" Er fing an, mit Daumen und Zeigefinger ihr weiches kleines Nasenspitzchen hin und her zu biegen, ganz vorsichtig und spielend, als könnt' es abbrechen, und mit den Fingerenden der andern Hand massierte er ihr wie ein Verliebter tändelnd ein bißchen über die Schläfenadern und Brauen und zog über das Ohr die einzelnen Haarsträhnen so etwas wellig zurecht, alles etwa wie eine Dame an schönen, wertvollen Blumen biegt und arrangiert, aber ganz bei der Sache, wirklich allmählich ganz in das Spiel auf-



Im Schnee. Nach dem Gemälde von Georg Koch.

gehend, während er bei allem andern bisher immer so etwas nervös ablehnend ausgesehen.

Die Kleine überließ sich ihm völlig. Nein, wie hübsch das war! Und wie hübsch er das alles machte. Ja, so einer! Sie nahm die Hände, als sie ihm im Weg waren, von seinen Jackettklappen, bohrte sie ihm unter den Armen durch nach hinten und hakte sich da von unten herauf an seine Schultern, vertraulich an ihn gedrängt, nur Büste und Kopf zurückgebogen für sein Spiel. Dabei sanken ihr die Lider halb zu, ihr Blick wurde weich und ruhig.

„Siehste," sagte sie, fast flüsternd, „nu hat er doch wieder sein altes liebes Boygesicht . . ."

Sofort spannten sich seine Gesichtsmuskeln. Aber nur ganz kurze Zeit. Dann war die hübsche weiche Schlaffheit wieder da.

„Woran hast'n eben gedacht, du Mensch?" fragte sie.

Er hörte auf, nahm sie um die Taille und fing an, sich mit ihr hin und her zu wiegen, so von einem Bein auf das andere, und wie nett das Püppchen gleich so willenlos mitging in die wiegende Bewegung. Ja, Viola! Sichtlich stritt ihr Bild in diesem Augenblick in ihm mit dem, das ihre Frage eben geweckt. Und da er es gerade so dicht unter den Augen hatte, behielt es sogar recht, hielt seine Gedanken noch 'n bißchen fest. Ja, die wurde, die Kleine, die machte sich. Schmale Lippen hatte sie ja man. Aber wie niedlich sie sie verzog, zu ihm auffletschte, alle Beißerchen 'raus und vor, die Lippen wie so'n feiner roter ovaler Randstrich drum herum, harte eckiggezogene Grübchen daneben in den schmalen Backen — hm, da lag was drin . . . Na ja, und woran er eben gedacht? Ja, sollte er antworten, sollte er reden? Eigentlich . . . Na, eigentlich zu Ostern schon das mit Hete, genau genommen hätte er davon auch nicht mit ihr reden brauchen oder sollen, aber Viola war ja nicht so.

„Na, was druckst er denn?" fragte sie. „Woran denkt er?"

„An ihr!" sagte er plötzlich mit lachenden Augen und mit Aplomb.

„Wer, ihr? . . . Hete?"

„Ach — Hete . . . das war Ostern. Die is, glaub' ich . . . tot . . ."

„Ach!" machte sie bedauernd. Sie dachte, das müsse ihm leid thun.

„Na, is nich so schlimm. Hete, ne, ich begreif' nicht, wie ich konnte. Kam dann so langsam dahinter. Weißt du, ihr Gesicht, die Mundpartie, das gefiel dir gleich nicht auf der Photographie. Vielleicht bist du Schuld dran. Hete ist tot für mich."

„Tant pis pour elle!" sagte Viola leise lachend. ‚Eigentlich, wie nett von Helge', dachte sie, der Gedanke kam ihr so dazwischen, ‚daß sie uns beide erst noch 'n bißchen allein miteinander läßt.' „Na, du kannst doch auch wirklich mehr verlangen, mein Boy, aber 'n erschreckenden Konsum hast du!"

„Kleine . . . dieses Mal ist es ernst!"

Ein Lachen stieß ihr hoch.

„Nein du, bei Gott, Viola, ganz verzweifelt ernst. Ich komme . . . mir von Helge . . . 'n Heiratskonsens holen . . ."

„O du mein Armes . . . na und wer, wie, wo, warum?"

„Nun, der Name thut ja nichts zur Sache. Übrigens — Marie. Furchtbar simpel, nich? Furchtbar solid . . . Marie Ziebinger, werd't ihr ja wohl aus der Zeitung kennen . . ."

Sie schüttelte den Kopf.

„Na, ihr lest auch rein gar nischt. Marie Ziebinger. Hat doch vorm Jahr auch in Schwerin gastiert."

„Schauspielerin?" Jetzt wurde die Sache romantisch. „Erzählen!" sagte sie, und sie fingen an mit verschränkten Armen im Zimmer auf und nieder zu gehen.

„Ja, Kleine, sag' man ganz ruhig ‚Schauspielerin'? Wie sie vermutlich bei ihr zu Hause jetzt mit langen Gesichtern sagen: „. . . Offizier?' Das sind man Worte. Eins wie das andere. ‚Mensch' und ‚Mensch', so heißt's. Und das ist einer!"

„Du, Heine, drück mich nich so, ich geh' kaputt."

„Na, ich freu' mich man bloß auf den Moment, wo Helge das nachher so sagen wird: ‚Schauspielerin'."

„Helge hat viel zugelernt, Helge ist jetzt . . ."

„Ach, als ob Helge überhaupt 'ne Ahnung hätte, was leben ist, und wovon 'n Mensch lebt!"

In diesem Augenblick kam die Stimme der Mutter aus dem Salon durch die offene Thür herein: „Junge — Heine, was schreist du denn so?" Aber dann vergaß die Mutter

wohl gleich wieder, daß sie gefragt, und fuhr fort, zu spielen und zu summen.

„Du, sprich leiser!“ mahnte Viola. „Übrigens, Helge, sie ist wirklich jetzt recht nett mit mir. Wir stehen ganz gut. Und glaube mir nur, Helge entwickelt sich. Ich glaube, wenn sie des Abends so allein sitzt in ihrer Stube vorm Fenster und 'raus starrt auf das rote Auge . . . ich meine den Leuchtturm . . . sie sagt immer das rote Auge . . . da überlegt sie sich wohl manches. Sieh' mal, sie ist doch auch nie weggekommen von der Insel, nie unter Menschen, so wie wir.“

„Wie wir? Na du, in deinem Pensionat . . .“

„I, da war'n auch 'n paar ganz flotte Mädel . . .“

„So. Sag' mal, hast du Helge etwa erzählt . . . von Ostern . . von Hete und so weiter.“

„Du neugebackenes Baby! Nu hat er angst!“

Brüsk knöpfte Heine sein Jacket auf und zog einen Packen Photographien aus der Tasche, die er auf den Tisch warf. Dort blätterten sie sich in den Lampenschein hin, wie ein Spiel Karten.

„Da, sieh sie dir an! Das ist sie!“

„Das alles? . . . zu Weihnachten schenk' ich dir 'n Taschenalbum, 'n Ziehingeralbum! I, auch Amateurphotographien? Von wem sind 'n die?“

„Vermutlich von Amateuren.“

„Na, das sind ja . . . allerhand Kostüme!“ Viola legte sich mit sicherem Takt die intimeren Bilder heraus, die, aus denen ihr der wirkliche Mensch zu schauen schien, namentlich einige vortreffliche Momentaufnahmen, den banalen Schaufensterkram schob sie gleich zusammen und gab ihn zurück.

Heine stand derweil am Ofen, wärmte sich, ihn fröstelte immer noch. Nun kam die unterdrückte Aufregung dazu.

„Na, gefällt dir deine Schwägerin?“

„Ja, Heine, die sagt mir 'was. Ich glaube, man darf dir gratulieren!“ Aber sie hob den gesenkten Kopf nicht von den Bildern. Es war ihr, als dürfe sie ihren Gesichtsausdruck nicht sehen lassen. ‚Schauspielerin!‘ dachte sie, ‚na, wir dürfen ruhig auf die Farce eingehen. Nette Schwägerin! Zum Glück scheitert das ja alles an Helge . . .‘

„Du wirst ja immer kurzsichtiger, Kleine,“ sagte Heine vom Ofen her. „Das ist ja 'n Jammer, wie du dich da drüber bücken mußt.“

„Ja, kurzsichtig bin ich,“ erwiderte sie. . . . „Ich finde man bloß 'n Kneifer zu affig, brauchen könnt' ich ihn schon. Übrigens, die Kostüme, die sie anhat, sind alle prima. Wer bezahlt'n das?“

„Donnerwetter — das verdient sie sich!“

„Verdienen — und dann will sie dich heiraten? Heine, daß der Mensch dich will, das 's ja 'n toller Torkel von dir!“

„Is 's auch!“

„Ja, wenn du nun aber quittiert hast — quittieren wirst du ja wohl?“

„Selbstredend, mit Freuden!“

„Wovon lebst'n dann mit ihr? Von dem Geld, das sie verdient?“

„Ne! . . . Ich kauf mir 'ne Presse. Es ist da eine zu haben. Fünfzehntausend Überschuß jährlich. Dann geht's. Denn natürlich, von die Bretter muß mir Marie 'runter.“

„Warum?“

„Ja, na weißt du, ich möchte sie . . . für mich haben.“

„Und thut sie das? Der Mensch hier sieht aus, als wüßt' er, was er will. Der ist vom Theater!“

„Ob sie das thut! Ins Wasser geht sie für mich! Aus'm Fenster springt sie für mich.“

„Nein — du Glücklicher!“ Viola legte sich ganz erstarrt in ihren Stuhl zurück. Ein schmerzliches, sehnsüchtiges Lächeln verschob ihre Lippen. Das sah übrigens eigen und reizvoll aus. Dann betrachtete sie ihren Bruder, wie er da am Ofen stand, blaß, wärmebedürftig, die Schultern gegen die Kacheln gedrückt, aber hübsch, beredte Augen, und sie wischte sich über die Schläfe, da waren plötzlich wieder so ein paar Nervchen unruhig, die träumten wohl noch von seinem weichen Fingerspiel vorhin. Nein, ihr Bruder Heine, der da, gar keine Kaiserfriedrichsfigur, komisch, für den faßte einer die berühmte „große Leidenschaft“. Wenn man an dem Ding nichts schief war!

„Du, Heinemännchen,“ sagte sie, mit so einem kosenden, fragenden Vogelstimmchen, „sag' doch 'mal, was glaubst du, werde . . . ich . . . hier 'mal auf der Insel . . . so sanft anjahren . . . oder meinst du, es kommt hier vielleicht auch 'mal einer und nimmt mich mit?“

„Du? Na, du hast doch wahrhaftig Zeit! Abwarten, Mädel!“

„Abwarten, Mädel — das laß ich mir einrahmen! Das häng' ich mir über die Waschtoilette! Nein, was so ein Mann doch alles denken und sagen kann!“

„Artig, Maus, sonst hetz' ich deine Erzieher auf dich. Sag' mal, war das von dir richtig citiert? Glaube nich!“

„Macht nichts!“

„Na, und das Gezirp da drinnen — macht das die Mutter immer so? Is ja gräßlich.“

„Ja, es ist bisweilen zum Wänderaufkriechen!“

„Na!“

„Überhaupt, Heine, die ganze Existenz auf der Insel . . . Ich begreife Papa, wahrhaftig . . .“

„Was weißt du denn von Papa!?“

„Allens. Hier bin ich ja Wickelkind. Aber anderswo reden doch die Leute mit einem . . .“

„Er hätte die Sache in 'n bißchen liebenswürdigerer Form machen können . . .“

„Nu, so 'was überlegt man sich doch nicht. Eines Morgens merkt man plötzlich, daß sie einen in die Räucherkammer gehängt haben und — wo soll man 'raus — es handelt sich ja nu bloß ums 'rauskommen, sonst um nichts und gar nichts mehr — alles is schön zu und auf klopfen reagieren sie nicht — also, bums, zum Schornstein 'raus und heidi, bonsoir, mon oncle . . .“

„Du, hast du das in die Schule gelernt?“

„Nein, über meinen Herrn Papa hab' ich mir so privatim meine Gedanken gemacht. Übrigens, die Sache liegt einfach so: es bekommt mir nich, wenn ich jemand was übelnehme . . . also . . .“

„Sag' mal, Kleine, was macht'n dein Ohr?“

„Ach laß man.“

„Schlimmer?“

„Ja. Auch 'mal Schmerzen . . .“

„Du braves Tierchen! Übrigens hörst du brillant.“

„Ja, auf dem andren . . . Na, und du, Heine, gesteh' mal, womit kaufst'n dir deine Presse?“

„Mit Jeld!“

„Nu sieh' mal! Hast du dir das von der Gage zusammen gespart? Von deiner, mein' ich!“

„Kleine, nu sei 'mal nicht so scheußlich rüdig! Helge muß 'rausrücken. Dazu komm' ich her.“

„Meine Ahnung', kreischte die Ahnfrau . . . Der kommt und will uns das Geld abholen. ‚Dazu komm' ich her'. Is ja furchtbar komisch. Na . . . Mut zeiget auch der lahme Muck . . . vielleicht red'st du 'mal mit Helge . . . Aber stell dir vorher 'n Cognac hin. Übrigens haben wir wirklich keines, Geld mein' ich. Na, Gott sei dank, nu gibt's wieder Stimmung in die Familie . . . Und es war hier doch auch so schon schön!“

„Ach, Quassel . . . Helge muß. Diesmal muß sie. Sie kann mich nicht sitzen lassen. Nächsten Donnerstag ist die Sache fällig. Das ist diesmal einer, der mich konsolidiert hat und der an den Obersten geht!“

Da machte sie nun doch ein ernsthaftes Gesicht und wiegte sorgenvoll den Kopf hin und her. Sie durchschaute des Bruders Lage viel klarer, als Heine selbst.

„Wie kann man! Spielschulden?“

„Ja auch. Und denn, so'n Brautstand! Kostet Geld. Juwelier und Gott weiß was. Und Marie, wie die einnimmt und ausgibt, für die fängt das Geld erst beim Hundertmarkschein an. Und sieh' mal, das ist doch nu die große Affäre meines Lebens, dies Mädel, da kann ich bei Gott nicht um Mark und Groschen rechnen.“

„Wenn man's aber nicht hat!“

„I den Deibel nicht hat, nichts kommt in Frage, drauf! Und wenn ich das Leben hinterher schmeiße, wenn's doch schief geht, bum, schön, in Gottesnamen, was hat man denn vom Leben? Aber, bitte Kleine, schneid' nicht solche Grimassen — Helge wird und muß und kann mir ja helfen. Sie macht 'ne Hypothek mit Meyerstein, schlimmstenfalls. Übrigens hat sie im Herbst ja immer Geld im Hause, schon für Löhne u. s. w. Und wenn Papa stirbt, krieg' ich doch so wie so. Da könnt ihr mich doch auch jetzt abfinden. Das ist denn ein Abwasch, die Anzahlung für meine Presse und meine . . . konsolidierte standesherrliche Anleihe . . .“

„Heine, ich fleh' dich an, geh menschlich mit mir um . . . Dein heftiges In-einen-'rein-Sprechen . . . du wirst doch nicht wollen, daß ich die Krämpfe kriege . . .“

Viola bat. Aber es stimmte sie übellaunisch, daß sie das mußte; die Sache machte ihr überhaupt keinen Spaß mehr.

„Sag' mal, Kleine," fing da der Bruder an, „für den schlimmsten Notfall, und ich muß es mir überall zusammenborgen, du hast doch vom Major so für deine kleine Ausgaben immer ganz hübsch 'n bißchen in die Finger gekriegt . . . wieviel könntest du'n mir etwa . . ."

„Ne, Heine," sagte Viola, „der kleine Viola ist gewiß 'n guter Kerl. Aber so muß man ihm nicht kommen. Geld rückt er nicht 'raus. Erstens hat er keins und zweitens braucht er's selber."

Das warf ja nun einen recht kalten Schatten zwischen sie. Viola stand auf, schob die Photographien, in denen sie immer noch ein wenig herumstudiert, vollends zusammen und hielt sie ihm hin.

„Da nimm. Helge muß gleich kommen."

Damit wollte sie abgehen.

„Sag' mal, Kleine, wie ist es eigentlich mit dem Major. Wann kommt er?"

„Ist in Salerno; glaube, er bleibt den Winter ganz weg. Frage Helge! Die schreiben sich ja . . ."

„Ob der alte Cegadelo einem nicht 'mal . . ."

„An dem ist schon Papa zum Schuft geworden!"

„Viola! Viola!!"

Sie flüchtete bis an die Thür vor ihm.

„Kleine, sieh' doch, das ist ja doch ganz 'was anderes! Papa . . . und ich jetzt!"

„Na, Papa hat sich doch auch gedacht, er schickt's ihm wieder . . ."

„Ach — meinst du?"

Da war Viola auch zur Thür hinaus. Sie lief über den Küchengang und flüchtete sich zu Helge. Heine stand mit seinen Photographien in der Hand da, und seine Lieblingsschwester Viola war ihm in diesem Augenblick plötzlich recht zuwider.

— — — — — — — — —

Übrigens fand Viola ihre Schwester in der Küche nicht.

Da saß bloß oll' Sunse, die Kätsch, beim Herd im Schein des Feuers und strickte. Sie hatte kein Licht an. Wenn sie sehen wollte, bückte sie sich mit dem Strickzeug an das offene Feuerloch. Aus einer Kasserole kochenden quackernden Wassers stieg Dampf, aus der Kaffeekanne Kaffeearom zu dem ungeheuren Kamin empor, und auf dem Fenstertisch stand das Tablett mit allem zum Decken drin parat. Oll' Sunse aber war sichtlich brummig.

„Wo ist Fräulein Helge?" fragte Viola.

„Je, Fräul'n Helge kam ja man vor'n Viertelstund' un' sagte, wir soll'n man Kaffee noch warm halten un' mit'm Aufdecken warten, bis Sie un Herr Heine im Eßzimmer mit Snaken aufhörten. Un denn ging sie durch die Schlafstuben wieder zur gnädigen Frau in' Salon, un da sitt'se denn nu wohl."

„In'n Salon?" — Viola hatte plötzlich einen metallischen Geschmack im Mund vor Schreck. Im Salon bei der Mutter. Nun, da hatte Helge ja alles mit angehört.

„Na — Miken kann nun bringen!" sagte sie tonlos und ging aus der Küche. Sie ging nun auch so herum, durch die Schlafzimmer, und als sie an der Salonthür war und nach der Klinke griff, kam Helge heraus. Viola trat zurück und stand schuldbewußt da. Es war ziemlich finster im Zimmer, nur durch die beiden Fenster kam eine ungewisse Helle von draußen herein; sie sah die große dunkle Figur der Schwester auf sich zuschreiten und retirierte plötzlich; sie hatte wahrhaftig diesen Augenblick Angst, sie würde ein paar Ohrfeigen bekommen. Da hörte sie Helge lachen.

„Na, laß sein, Lütting," sagte Helge ganz gemütlich, „ich wer' dir ja wohl nichts thun."

„Nu hat sie alles gehört und ist wütend, und wir zwei sind fertig miteinander, Helge, was?"

„Ja, gehört hab' ich alles!" Helge blieb stehen. „Es war mir soweit recht interessant. Ihr plaudertet ganz nett aus der Schule. Ich hatte das draußen bestellt und kam nun wieder nach der Mutter sehen, und da ich euch reden hörte, so dachte ich, ich will euch nicht dazwischen kommen und ging hier herum durch die Schlafstube, und saß dann die ganze Zeit still neben der Mutter. Aber warum ich nun deswegen wütend sein soll und mit dir fertig, das versteh' ich nicht. Sieh' mal, wer du bist, lütt' Dern, das weiß ich ja längst. Ich nehm' doch keinem Menschen übel, wenn er ist, wie er ist . . . Ich kann vom Marder nicht verlangen, daß er eine Taube werde und vom Schwein nicht Reinlichkeit."

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Philipp de Champaigne im Dresdener Museum.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

„Danke!"

„Damit bist du nicht gemeint. Das ist nur so ins allgemeine gesprochen. Und daß du nicht ganz aufrichtig gegen mich bist, ja, das fühl' ich dir doch all lange ab. Aber wer kann denn von seinem Mitmenschen verlangen, daß der sich ganz vor ihm auszieht. Etwas von seiner Persönlichkeit muß doch jeder für sich selbst und allein zurückbehalten dürfen."

„Helge mit die Schippe voll feurige Kohlen, die sie mir auf das Haupt sammelt. Du — ich habe nicht gern feurige Kohlen auf dem Kopf. Das ist man mäßig angenehm . . ."

„Na, soll ich dir jetzt 'ne Szene machen? Das würde uns auch nicht weiterbringen."

„Der Weise wirkt nur durch sein Beispiel."

„Ja, ja, ich hoffe ja, du armes kleines Tier lebst dir an mir so einige Dinge an, die dir zum Leben nötig sind, ruhige, gesunde, gewissermaßen moralische Nerven . . . Und was mir in der Seele weh thut, ist nur das eine, daß ich eben hören mußte, wie schwer dir das wird, dich hier wieder

einzuleben und wie unerträglich dir die Existenz hier ist, jetzt schon . . . seit Oktober! Und trotzdem, Kleine, möcht' ich dich bitten, setz' es — dir zu Liebe — durch, wenigstens diesen einen Winter. Du bist doch die Stärkste nicht, du hilfst dir damit 'n Stück weiter. Auch wenn du dich bei uns gründlich langweilst. Sieh' mal, gründlich auslangweilen ist manchmal gerade so gut wie sich 'mal gründlich ausfrieren."

„Gewiß. Dies ist, glaub' ich, die Psychologie des Zellensystems im Gefängniswesen. Sag' mal, Helge, wenn ich dir nun vorredete, ich will nach Berlin, mein Lehrerinnenexamen machen, mich da drauf vorbereiten . . . läßt du mich dann weg?"

„Dazu könntest du ja auch hier arbeiten."

„Ach, so allein, ohne Zwang, da bleibt man ja doch nicht bei. Schade, wenn ich wenigstens ein Affe wär' — das Ding da im Salon, auf dem die Mutter eben ihren Geist von sich gibt, sieht doch täuschend aus wie'n Klavier, wär' ich nu 'n Affe, so könnt' ich da drauf im Winter vierhändig spielen . . ."

„Lies! Ich lese doch auch!"

„Ja du, drei Wochen an einem Buch. Und dann womöglich noch 'mal die Rosinen 'von 'raus, und die muß man dann mit genießen. Und vernünftige Bücher kriegt man hier doch nicht. Na, ich wer' mich schon beschäftigen, ich zähle alle Tage bis hundert."

Viola ging ab. In gräßlichster Laune, eigentlich aber doch froh, daß sie so wegkam.

— — — — — — — — —

Zum Kaffee saßen sie dann alle um Heine herum. Auch die Mutter. Die war aber erst gekommen, nachdem sie zuvor ein paar Mal neugierig und wie nicht dazu gehörig an der offnen Thür vorbeigestrichen und Helge sie dann geholt.

„Na Papa, wie geht's?" sagte Heine, als Cegadelo hereinkam, das Gesicht in tausend zuthulichen Begrüßungsfalten, die Inspektorskappe in der Hand, und den Kopf zum Hören schief vor.

„Danke, danke, junge Herr! Na, dat ein' Jahr wird't ja wohl mit Gottes Hilfe noch zusammenhalten . . . dann meintwegen . . ."

„. . . Fort mit Schaden . . ." ergänzte Viola. Cegadelo richtete seine großen treuherzigen Augen auf sie und machte sie dann mit gutmütigem Lächeln bejahend zu, etwa wie ein alter Kater, der einem sein Vertrauen ausdrücken will.

„Warum denn bloß noch das eine Jahr?"

„Nu, Heine," sagte Viola, „in 'n Jahr ist doch seine Lebensversicherung fällig. Und der alte Geizkragen wird ihnen ja wohl den Tort anthun und ihnen das nicht lassen!"

„Ne, ne, gnä' Fräulein," meinte der Alte, „eh'r leb' ik noch 'n Jahr. Un wirklich, wenn man das noch vor sich hat, das hält einem ganz schön Leib und Seel' solang' zusammen. Und dann kann ich die zehntausend auch recht gut brauchen."

„Zu ein' neu' Deckelpfeifchen?" fragte die Mutter.

Das war der erste Brocken, den sie ins Gespräch zu werfen wagte. Und alle sahen sie ganz erstaunt daraufhin an, daß es so schön paßte, so schmunzelnd, wie sie es herausgebracht. Und davon bekam sie auf der Stelle ein ganz ängstlich gespanntes Gesicht.

„Je nu, gnä' Frau," sagte Cegadelo, der sie unentwegt wie eine völlig Gesunde behandelte, „für mich braucht' ich das ja eigentlich nicht. Wenn ich 'mal ein' Extrastulle will, so schneid't sie ja wohl am Enn' noch Fräulein Helge selbst für mich ab . . ."

„Ja, Helge, butter' ihm eine," sagte die Mutter.

„Ne, danke, gnä' Frau, jetzt nicht. Aber für mein Enkelkindchen, da kann ich die zehntausend schon ganz gut brauchen . . ."

„Enkelkindchen?" fragte die Mutter leise vor sich hin und sah dann unsicher auf Helge.

„Franz, der Student, Mutting," sagte Helge lachend, „nettes Enkelkindchen, was? Der Alte will ja wohl nicht alt werden — da sagt er immer noch Enkelkindchen dazu. Sein Franz wird wohl schon 'n ganz netten Schnurrbart haben?"

„Ja, gnä' Fräul'n. Dem Bild nach, wenn da nich vielleicht nachgetuscht ist . . . Un' ein' ganz verwegene Bitte hat he eigentlich auch. Aber damit trau ich mich ja gar nich 'raus."

„Na?" In dem ‚na' lag, wie ihr das ordentlich Freude machte, daß der Alte mit einer Bitte kam.

„Ja, er möcht' mich zu Weihnachten besuchen . . ."

„Gut, Cegadelo. Er kriegt das blaue Zimmer."

„Ja, ich weiß doch nich, gnä' Fräul'n. Es iſt doch auch . . . ich bin man nich ſo recht vorgerückt mit die Kultur un hab' ſo mein' Gewohnheiten . . . nu von weitem, da geht das ja, indem daß ich ihm immer ſein Geld ſchick' . . ."

„So — Ihr laßt ihn auf Ihre Koſten ſtudieren?" fragte mit einem Mal Heine dazwiſchen. „Da geht Euer Geld hin?"

„Nu, ein paar Groſchen, junge Herr, halt' ich ja wohl noch ümmer zurück . . ."

Wie der Alte weiter ſprach, fühlte Heine plötzlich Helges Blick auf ſich. Ja, er fühlte ihn ganz deutlich. Aber er ſah nicht hin. Seine Stirn krauſte ſich feindſelig, und er drückte die Kinnladen aufeinander. Zum Teufel, was ſpionierte ſie ihm in ſeine Gedanken hinein . . .

„Ja, ich mein'," ſagte Cegadelo, „kömmt er her und ſieht mich ſo, ſein' Mutter war ja ſoweit en' ganz feines Frauchen, und er iſt doch auch ſo unter ſeinen Kameraden aufwachſen, und da gefallen ihm am Enn' all mein' Manieren nich recht, die ich doch nu mal an mich hab'. Das kann ja kein'n wiſſen . . . un' am Enn' bin ich auf den Reſt dann man bloß noch ſein oll altmod'ſch leddern Geldbüdel . . ."

„Na, wagt's drauf," ſagte Heine, „laßt ihn kommen. Und iſt der Junge ſo, dann hau'n wir ihm hier die Jacke voll . . ."

Das war ganz friſch herausgekommen. Gleich darauf war es ihm peinlich. Er fühlte, daß Helge nun dachte, er ſei gerade der Rechte dazu, ſo verſtändig zu thun, gegen andere. Und mit einem Seitenblick ſah er auch Helges verwünſchtes ſtilles Lächeln. Da ſtützte er den Arm auf den Tiſch und die Kinnlade in die linke Fauſt und fixierte ſie. ‚So 'ne richtige Rammſpornnaſe hat ſie, wie'n Panzerſchiff . . . und Augen ſo zwiſchen Fiſch und Seevogel . . .' Helge aber fragte gemütlich: „Soll ich dir noch 'n Taſſe eingießen?"

„Mutter, ſchenk doch Bräſigen in!" rief Viola laut lachend dazwiſchen.

Die Mutter horchte auf und griff gehorſam nach der Kanne.

„Ach, dich meint ja keiner!" ſagte Viola.

„Nein, Helge, wirklich," begann nun die Mutter, „gieß ihm ein, verpfleg ihn gut. Er ſieht nicht glänzend aus. Er übernimmt ſich da wohl in . . . in . . ."

„In Berlin," half Helge ein.

„Ja, und er ißt ja immer haſtig, und dann ſorgt ſeine kleine Frau in Berlin wohl auch nicht ſo recht für ſeinen Tiſch, wie, Junge?"

„Seine kleine Frau — hat er denn eine?" fragte Viola in hellem Vergnügen.

Heine hielt noch einen Augenblick gut Stand. Sein Blick begegnete wiederum dem Helges. Er verſtand gar nicht, was in ihren Augen lag, aber er empfand es wie eine brutale, höhniſche Kritik ſeines ganzen Selbſt, ſeines ganzen Lebens. Seine Nerven gaben plötzlich nach. „Donnerwetter!" brach er los, „verfluchte . . ." behielt das Wort aber glücklich noch zwiſchen den Zähnen, ſprang auf, knüllte ſeine Serviette zuſammen, warf ſie hin und lief aus dem Zimmer.

Die Mutter wurde ganz blaß.

„Helge!" ſagte ſie tief vorwurfsvoll in langem, klagenden Laut, „nu' ſag', was richteſt du an . . ."

„Ja . . . dann trinkt wohl keiner mehr?" ſagte Helge „. . . und wir können dann wohl aufſtehen . . .?"

Da kam Heine haſtig wieder herein, beugte ſich zu der Mutter nieder und legte den Arm um ihre beiden Schultern.

„Sei nicht bös, Mutting!" bat er, wie ein zerknirſchter großer Junge. Und vorbei an dem glückſeligen zu ihm aufgerichteten Geſicht der Mutter ſah er auch Helge an, ſo ein bißchen trotzig bittend — aber in ihren Augen ſtand noch das Gleiche, wie vorhin, nur noch etwas entſchiedener. Und beide fühlten bei dieſem Blickaustauſch ganz gut, daß ſie von einander in dieſem Leben nicht mehr viel zu erwarten hatten.

— — — — — — — — — —

Und eine halbe Stunde ſpäter klopfte doch Helge an Heines Zimmer oben im erſten Stock, das Giebelzimmer, dem ihren gerade gegenüber, ſo von Thür zu Thür den langen dämmerigen Flur entlang. Sie hörte ihn drinnen auf und nieder gehen, und er beſann ſich erſt, ehe er „Herein!" rief.

„Nun, Heine," ſagte ſie eintretend, „ich hätte wohl eine Frage an dich. Etwas was mich angeht. Haſt du Luſt, jetzt mit mir zu reden?"

Das trieb ihm faſt die Thränen in die Augen, daß ſie kam. Ihre ruhige Stimme wirkte auf ihn wie ein Hunderttauſendmarkverſprechen.

„Darf ich mich in deine Sofaecke ſetzen?"

fragte sie, und er rückte sofort den runden Tisch ab, damit sie bequem hinein könnte. Dann warf er sich ihr gegenüber in den Polsterstuhl, griff nach den Cigaretten und begann zu rauchen. Sie wartete und sah ihm ruhig zu, wie er sich das Rauchzeug heranzog und alles bequem stellte und die Lampe zwischen ihnen aus dem Wege schob.

„Übrigens, Helge — von Adolf habe ich natürlich tausend Grüße an dich . . ."

„Danke. Ja von Adolf wollte ich eigentlich mit dir reden . . ."

„Nu," sagte er und sah lächelnd auf seine Cigarette, „Adolf, dein verlobter Bräutigam, was ist groß von ihm zu sagen? Drei Zimmer hat er sich in der Kochstraße eingerichtet, glaube zum Teil mit Leihmöbeln, Warte-, Sprech- und Schlafzimmer, alles tadellos modern . . . aber das Wartezimmer ist ja meist leer. Er redet davon, daß er vielleicht doch lieber wieder irgendwo eine Assistentenstelle annehmen wird, wir essen öfter bei Hausmann zusammen — aber das wird er dir ja alles geschrieben haben — ihr schreibt euch, wenn ich nicht irre, allwöchentlich?"

„Ja, das weiß ich alles. Und daß ich ja wohl noch etwas werde warten müssen . . ."

„Na, weiter wäre auch nichts zu sagen. Daß er ein patentes Kerlchen ist und deinem Geschmack unentwegt Ehre macht, brauche ich ja nicht hinzuzufügen."

„Also ihr steht leidlich miteinander?"

„Ausgezeichnet. Adolf ist wahrhaftig kein Durchgänger, aber auch kein Duckmäuser, Ansichten brauchen wir nicht auszutauschen, denn wir haben beide keine, oder ungefähr dieselben, was auf ein's 'raus kommt, und in Geldsachen hat er die vernünftigsten Grundsätze; will man ihn anpumpen, so sagt er, man begegne sich mit ihm auf halbem Wege, er wolle das eben auch, und holt eine, wie ich glaube immer ad hoc geschriebene Rohrpostkarte aus der Tasche, wo das drin steht. Aber darum geht ihm der Humor nicht aus — er hat immer frische Lindenwirtinverse."

„Was ist das?"

„Ach so . . . Nun, das sind so blödsinnige kleine Reimereien, Kneiptafelwitze, für vorgerücktere Fidelitas, nichts für Damen."

„So. Na davon schreibt mir ja Adolf Möllers nun nicht. Soll ich ihn 'mal darum bitten?"

Heine brach in ein tolles Gelächter aus.

„Thu's," sagte er, „dann macht er einige extra für dich, die du ohne Schaden genießen kannst. So was schüttelt Möllers nur so aus der Manschette. Und gegen Damen ist er ja nicht so."

„Seid ihr auch öfter abends zusammen?"

„Abends, Kind? Weißt du . . . Schwäger . . ."

„Nun, ich danke dir, Heine," sagte Helge, „und weiter brauchst du mir eigentlich nichts zu sagen. Wie steht er denn nun zu der Ziebingergeschichte? Hat er dir nicht davon abgeredet?"

Heine stand auf. Die Unruhe trieb ihn in die Höhe.

„Woher weißt du denn?" fragte er, brüsk im Gehen stehen bleibend und gegen sie Front machend.

„Du mußt entschuldigen, ich war im Salon bei der Mutter, als du mit Viola sprachst. Aber du kamst ja doch wohl her, um mit mir davon zu reden, und da ist dir denn die Vorrede erspart . . ."

Sobald der Name gefallen war, war Heine wie im Fieber.

„Ja, ich habe Möllers davon gesagt. Er war auch 'mal mit uns zusammen."

„Davon hat er mir nichts geschrieben."

„Hatte ihn drum gebeten. Er hat mir ja denn auch 'n verdammt verständigen Rat gegeben — aber ich bin nicht Mediziner genug, das so zu machen."

„Und welchen Rat?"

„Hm! Ich soll aus der Sache machen, was ich will, bloß keine Ehe, meint er. Und das kann nur ein Mensch sagen, der nie ein Weib wahrhaft geliebt hat."

„So? Nu sieh' mal, und Adolf Möllers und ich sind gewissermaßen miteinander verlobt."

„Ja, aber was wißt ihr, ihr beide, denn davon, was lieben heißt. Verlierst du den Verstand, wenn er dich küßt?"

„Nein, zu der Art Leute gehöre ich nun nicht."

„Art Leute. Gewiß, du und ich, wir sind von zwei grundverschiedenen Rassen."

„Vaters Kinder und Mutters Kinder."

„Ja wohl und Mutter hat den Verstand allerdings gerade über das Entgegengesetzte verloren . . ."

„Nun, Heine . . . das ist wohl nicht

Aus unserer Studienmappe:

Studie von Paul Neumann.

ganz richtig. Und es ist eigentlich nur ein Unterschied der Nerven, du hast sie feiner, ich gesünder, darum brauchen wir uns nicht gegenseitig zu verachten."

Sie hatte ihre Ruhe nun wieder.

„Sieh' mal," fuhr sie fort, während er auf und nieder lief und seine Cigarette jeden Augenblick über die Lampe hielt, „ich dachte vorhin, als ich kam, ich spreche nun mit dir zuerst über Adolf Möllers, gebe dir damit eine Gelegenheit, mich ... nicht zu schonen, das empfindest du vielleicht wie eine Art Satisfaktion und bist dann wieder etwas milder gegen mich, weil du denkst, du hättest mir vielleicht wehe gethan, und dann hättest du dein Gleichgewicht wieder und wir könnten ruhig über deine Sache verhandeln ..."

„Verzeih, Helge ..." Er lief mit ausgestreckter Hand auf sie los.

Plötzlich warf er die Cigarette hin und trat sie mit einem heftigen Fußtritt aus.

„Helge, meine einzige Schwester," er warf sich auf die Knie vor ihr und ergriff sie mit beiden Händen an der Taille, „sei doch ein Mensch, hilf mir. Ich kann ohne sie nicht leben ..."

Helge nahm still seinen Kopf in die Arme und drückte ihn gegen ihre Brust. Aber er sprang gleich wieder auf und fing von neuem an, hin und her zu laufen.

„Heine, darf ich sie einmal sehen?"

Er riß das Paket auf und warf das Photographienbündel gerade so vor sie auf den Tisch, wie unten vor Viola. Und das blätterte wieder so auf, und in allen ihren

Posen und Kostümen lag nun Fräulein Marie Ziebinger auch vor der anderen Schwester.

Dann wollte er nach einigen der Bilder greifen und die wieder an sich nehmen. Aber Helge sagte, seine Hand abwehrend: „Laß nur, ich bin ja wirklich nicht der Philister, für den ihr mich haltet.“ Und als er anfangen wollte, die Rollenbilder zu erklären, bat sie: „Sprich doch nicht, laß mich doch ruhig sehen, ich sehe mir ja bei Gott nur in all dem den Menschen an.“

Nach einer Weile schob sie alles still von sich, legte sich in das Sofa zurück und seufzte.

„Ja, Heine, das ist ein Unglück! Ein Unglück, daß du dich in diesen Menschen verlieben mußtest. Das ist ein schöner, genialer, kein treuer Mensch.“

„Ein Unglück?“ fuhr er dazwischen. „Ein Unglück? Nun, ich habe schon so viel Glück gehabt von ihr, und wenn es nur war unterwegs, wenn ich zu ihr ging und wußte, ich würde sie nun wiedersehen und freute mich drauf, und wußte, sie würde mich annehmen und gut zu mir sein. So eine jubelnde Glücksempfindung durch den ganzen Menschen, als könnt' ich und müßt' ich um mich 'rum Millionen verschenken, all den andren armen Leuten auf der Straße, die da armselig und nüchtern gingen und das nicht hatten . . . so viel Glück, daß das für siebzehntausend Brautpaare wie ihr auf ewig ausgereicht hätte! Und da sagst du Unglück! Wie sagst du?“ Jetzt erst hatte er ihren Schlußsatz gehört. „Dein treuer Mensch? Aber sie will mich ja sogar heiraten! Sie, die so weit über mir steht!“

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Fest.

Von

Frida Schanz.

Auf dem Fest, auf dem lichterblanken,
Hört' ich heute ein Paar — sich zanken!
Seltsam war die Sprache der beiden;
Konnten sich wohl auf den Tod nicht leiden,
Führten so schonungslos ihre Fehde,
Griffen sich an mit so spöttischer Rede,
Tauschten Hiebe, so hitzig lohend,
Sahen sich an, so mutig drohend,
Reizten sich mit so kühnem Necken — —
Ich vernahm es mit Angst und Schrecken,
Blickte die beiden an, gar flehend!

Aber plötzlich wurde ich sehend
Durch ein Licht, das den Blick mir hellte,
Sah ich, daß Liebe sich so verstellte!
Lachend hab' ich mich weggewendet;
Meine Seele hat mir's geblendet:

Unter feindlichen Offenheiten
Sah ich's wonnig und warm sich breiten,
Sah ich's selig und tief sich dehnen:
Heiße Liebe, mächtiges Sehnen,
Treue, durch keine Macht zu trennen,
Allertiefstes Einanderkennen,
Allersonnigster Glanz und Schimmer.
Lachen mußt ich den Abend immer! —

Auf dem Heimweg, beim raschen Wandern,
Unter Flocken, voraus den andern,
Dacht' ich mir die Schelme, die beiden.
Wie sie sich dann wohl erinnernd weiden
An dem fröhlichen frischen Witze,
An dem goldenen Wogengeblitze,
An dem funkelndeln Spiel der Stunde —
Über dem tiefen, tiefen Grunde!

Abb. 1. Blick auf Herbertshöhe.

Unbekannte Gebiete in der deutschen Südsee.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg.

Mit vierzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen.

(Abdruck verboten.)

Man würde es gewiß kaum für möglich halten, daß es auf dem Erdenrund noch leicht zugängliche Gebiete gibt, wohin von unserer europäischen Kultur noch nichts gedrungen ist, Gebiete, welche noch niemals von Weißen durchzogen, ja auch nur berührt worden sind; und deren Einwohner auch die gewöhnlichsten Erzeugnisse der Weißen, Streichhölzer, gewebte Stoffe, Eisenbestandteile, noch niemals gesehen haben!

Derlei Gebiete gibt es aber doch, sogar in der Inselwelt des Stillen Ozeans, in den Archipeln, welche seit dem Jahre 1884 unter der Schutzherrschaft des Deutschen Reiches stehen! Daß die gewaltige Insel Neu-Guinea, dieser dunkle Kontinent der Südsee, noch gänzlich unerforscht ist, kann man begreiflich finden; ebenso auch, daß die drei Hauptinseln des Bismarckarchipels, welche die anheimelnden Namen Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover führen, noch niemals durchquert worden sind. Werden sie doch von hinterlistigen, den Europäern feindlichen Menschenfressern bewohnt, und selbst in der unmittelbaren Umgebung der spärlichen Ansiedlungen der Deutschen, sogar in der Nachbarschaft von Herbertshöhe, der Hauptstadt und dem Regierungssitz des ganzen Schutzgebietes (Abb. 1—3), dürfte es nur wenige Eingeborene geben, welche noch kein Menschenfleisch gegessen haben! Dieser Kannibalismus ist nicht einmal in merklicher Abnahme begriffen, denn die Neu-Guinea-Gesellschaft, welche bis zum vergangenen Jahre die souveräne Regierungsgewalt in der großen unbekannten Welt der deutschen Südsee ausübte, verfolgte andere Zwecke, als die Zivilisierung der eingeborenen Kanaken, und die strengen Maßregeln, welche seit der Übernahme der Regierung durch das Reich seit einem Jahre getroffen wurden, haben die rechte Wirkung noch nicht ausgeübt. Um nur einige Beispiele hervorzuheben:

Eine Woche vor meiner Ankunft im letzten Frühjahr waren nur drei Stunden von Herbertshöhe nicht weniger als elf Menschen von den Kannibalen getötet und aufgefressen worden! Natürlich wurde sofort eine Expedition durch den Urwald der Gazellenhalbinsel unternommen, um die Schuldigen einzufangen, aber nur mit halbem

Erfolg, denn die ganze Einwohnerschaft der betreffenden Dörfer floh in den „Busch", wo eine Verfolgung geradezu unmöglich ist. Die Dörfer wurden verbrannt, eine Anzahl Kanaken getötet und etwa ein Dutzend eingefangen; dieselben wurden in Ketten gelegt und in Herbertshöhe ins Gefängnis geworfen, wo ich Gelegenheit hatte sie photographisch aufzunehmen (Abb. 5). — Aber schon wenige Tage nach dieser Strafexpedition wurden ebenfalls in der Nähe des Regierungssitzes drei Menschen gespeert, gebraten und aufgefressen! Diese Ereignisse wiederholten sich hier und dort während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes, und werden sich auch noch für Jahre hinaus wiederholen, denn die Regierung hat bei dem herrschenden Mangel an Schiffen, Polizeimannschaft und Verkehrswegen nicht die Macht, so energisch gegen die Kannibalen vorzugehen, wie sie es möchte. Ebensowenig war es möglich, eines anderen schrecklichen Lasters der Eingeborenen von Neu-Pommern Herr zu werden, des Tötens der neugeborenen Knaben. Nur in einigen Distrikten, in der Nähe der weißen Ansiedlungen und Missionen haben sich diese elenden Zustände einigermaßen gebessert, im Inlande und auf den entlegeneren Inseln herrschen sie und noch andere geradeso wie zuvor, weil die Einwohner allen Beziehungen mit den Weißen entrückt sind. In dem ganzen Schutzgebiet, das einschließlich Kaiser Wilhelms-Land etwa die Größe des Königreichs Preußen besitzen dürfte, und dessen Inseln auf eine Fläche verteilt sind wie ganz Westeuropa, von Petersburg bis Gibraltar, von Odessa bis Schottland, wohnen ja nicht mehr als vielleicht zweihundert Weiße! Die Beziehungen dieser entlegensten Kolonien des Deutschen Reiches zur zivilisierten Welt waren bis zum Jahre 1900 auf einen einzigen Dampfer beschränkt, den Norddeutschen Lloyddampfer „Stettin", welcher aller zwei Monate von Singapore kommend einzelne Häfen der Neu-Guineaküste anläuft, und in Herbertshöhe sein entferntestes Ziel erreicht. Alles was jenseits dieser kleinen, etwa vierzig Weiße zählenden Hauptstadt der deutschen Südsee liegt, hat überhaupt keine Post- und Passagierverbindung, und das ist ein Gebiet von der Größe Württembergs und Badens zusammengenommen! Weder Neu-Mecklenburg, noch Neu-Hannover noch die Salomons-Inseln haben ein Postamt, ja noch nicht einmal einen Regierungsvertreter, irgend eine Obrigkeit. Gilt es, Unruhen zwischen den Eingeborenen zu schlichten, Überfälle auf Stationen, Mordthaten, Kapern von Handelsschiffen durch die wilden Kanaken ꝛc. zu sühnen, dann muß einer der vier Beamten, aus denen die ganze Regierung dieser Inselwelt besteht, von Herbertshöhe auf einem Kriegsschiffe nach dem betreffenden Orte fahren, der vielleicht mehrere Tagereisen weit entfernt ist. Wenn nur immer ein Kriegsschiff da wäre! Aber wie selten ist dies der Fall, und mitunter müssen die dringendsten Angelegenheiten monatelang hinausgeschoben werden! Wohl verkehren zwischen Herbertshöhe und einzelnen Handelsstationen auf den entlegenen Inseln ganz unregelmäßig kleine den Handelsfirmen gehörige Schoner, doch sind sie keineswegs dazu eingerichtet, einen Beamten oder gar den Gouverneur mit seiner Polizeimacht durch die tückischen mit Korallenriffen gespickten Meere zu führen! Andere Gelegenheiten zum Besuch dieser großen, hochinteressanten, vollständig ursprünglichen Inseln sind im ganzen Archipel nicht vorhanden, — nicht einmal die kleinste Segelyacht kann dafür gemietet werden; es können Monate vergehen, ehe man nach Neu-Hannover oder den Admiralitätsinseln gelangen

Abb. 2. Die älteste Handelsniederlassung in der deutschen Südsee.

Abb. 3. Idylle in Herbertshöhe.

kann, weitere Monate, um von diesen keineswegs für Europäer eingerichteten wilden Ländern wieder fortzukommen, und das, sowie die mit einer solchen Reise verbundenen Entbehrungen und Gefahren für das Leben sind die Hauptursachen, warum dieses Neu-Deutschland in der Südsee bisher so unbekannt geblieben ist.

Ich hatte schon die Hoffnung aufgegeben, von Herbertshöhe, diesem Ultima-Thule des Dampferverkehrs, weiter nach den Salomonsinseln oder Samoa oder Australien fahren zu können, und schickte mich zur Rückreise nach den Molukken und Sundainseln an, als ich in Erfahrung brachte, daß S. M. Schiff „Seeadler", welches eben vor Herbertshöhe auf der Reede lag, eine Kreuzung nach den nördlichen Inseln antreten und dann nach Samoa dampfen würde. Rasch entschlossen, ließ ich mich nach dem stolzen, blendendweißen Kreuzer rudern, um seinem Kommandanten, Kapitän Schack, mein Anliegen vorzutragen, und fünf Minuten später hatte ich von diesem, auf allen Meeren erprobten Seemann und liebenswürdigen Kavalier die Erlaubnis, zum Studium der Verhältnisse in den nördlichen Inseln des Archipels die Kreuzung mitmachen zu dürfen.

Auf dem Wege nach dem ersten Ziele, der Sandwich-Insel (nicht zu verwechseln mit den amerikanischen Sandwichinseln), mußten wir noch an der Küste der Gazellenhalbinsel stoppen, um eine Abteilung der schwarzen Regierungspolizisten ans Land zu setzen.

Diese hatten die Aufgabe, eine neue Schandthat der kannibalischen Kanaken in Warangoi, einer Niederlassung der Neu-Guinea-Gesellschaft, zu sühnen. Eine andere Truppe als die sechzig bis achtzig Mann eingeborener Polizisten steht dem Gouverneur der Südsee nicht zur Verfügung. Achtzig Mann für ein Gebiet so groß wie Preußen! Glücklicherweise sind diese strammen jungen Leute für den Polizeidienst wie geschaffen, ja sie sind hier, wo dichter, fast undurchdringlicher Urwald das ganze heiße Tropenland bedeckt, die einzig möglichen Soldaten. Aus den verschiedensten Inseln stammend, werden sie von einem deutschen Wachtmeister gedrillt und lernen das Handhaben der Waffen mit erstaunlicher Raschheit. Ihre Uniform besteht aus ihrer dunkelbraunen Haut, einer Soldatenmütze und einem Patronengürtel mit der Devise „Gott mit uns“, dazu ein rotes Lavalava, d. h. ein Lendentuch; das ist verzweifelt wenig, aber praktisch. Sie wohnen in Herbertshöhe mit ihren schwarzen Marys (jedes Kanakenweib heißt im Archipel Mary) zusammen in einer Kaserne, erhalten ihre Nahrung und dazu monatlich Waren im Werte von fünf bis zehn Mark. Am liebsten nehmen sie dafür Tabak, Streichhölzer, Bonbons, Stoffe und billigen Talmischmuck für ihre Marys. Gemünztes Geld ist im Archipel nicht gangbar. Die Neu-Guinea-Gesellschaft hat wohl eigene Münzen zur Ausgabe gebracht, auf denen ein Paradiesvogel mit riesigem Schwanz prangt, aber den Kanaken ist ein Stück zähen zu Stangenform gepreßten amerikanischen Tabaks lieber. Dabei haben sie aber im ganzen Archipel ihr eigenes Muschelgeld, die sogenannte Diwarra, beibehalten. Diese Diwarra sind ein bis zwei Meter lange Stränge weißer kleiner Muscheln, jeder Strang im Wert von zwei bis drei Mark.

Abb. 4. Schönheit von Neu-Mecklenburg.

Die schwarze Schutztruppe hat seit ihrem Bestehen die etatmäßige Zahl von hundert Mann nicht erreicht, und es war hauptsächlich zum Zweck der Rekrutenanwerbung, daß

Abb 5 Gefangene Menschenfresser in Herbertshöhe.

der Gouverneur, Herr v. Beningsen, den „Seeadler“ die Sandwich-Insel besuchen ließ. Nach etwa zweitägiger Fahrt trafen wir vor den Korallenküsten dieser dichtbewaldeten, hügeligen Insel ein, die bisher von Weißen, wenn überhaupt, so doch nur äußerst selten besucht worden ist. Als wir nach langem Suchen eine Lücke in dem Korallenriff fanden und mit unseren Booten ans Land ruderten, kamen etwa dreißig der nackten Eingeborenen, mit Speeren bewaffnet, zum Vorschein. Diese Speere sind neben Schleudern und Keulen die einzigen bei ihnen gebräuchlichen Waffen; Pfeil und Bogen, wie sie ihre Nachbarn auf Neu-Guinea verwenden, kennen sie nicht, dafür handhaben sie den Wurfspeer mit erstaunlicher Sicherheit. Selten verfehlen sie selbst auf große Entfernungen ihr Ziel, und da wir mit der Stimmung unter ihnen gegenüber den Europäern nicht vertraut waren, näherten wir uns nur langsam, Soldaten mit scharf geladenen Gewehren in jedem Boote. Indessen, unsere Zahl und das große Schiff auf einen Kilometer Entfernung hinter uns, mochten ihnen doch Respekt einflößen, und sie dachten sich, daß Freundlichkeit in unserem Falle die beste Politik sei. Als wir auf einige Bootlängen herangekommen waren, sprangen sie ins Wasser, um die Boote ans Land zu ziehen, während, hinter den Bäumen verborgen, eine Anzahl Weiber die seltsamen, nie gesehenen weißen Männer anstaunten. Aber in vielleicht noch größerem Maße erregten sie unsere Aufmerksamkeit, denn diese Insulaner sind in der That ein merkwürdiges Naturvölkchen. Nahezu schwarz und von kräftigen Körperformen hatten die meisten Männer nichts anderes am Leib, als ihre Haut. Wie bei den Eingeborenen im Archipel allgemein üblich, waren auch bei ihnen Bart und Kopfhaare durch Kalk gebleicht und von schmutzig gelber Farbe, einzelne hatten ihr Haar noch mit dickem Kalk verschmiert (Abb. 8).

Abb. 6. Fischerhütte von der Nordküste in Neu-Pommern.

Bei den Weibern war das Haar kurz geschnitten und, ebenfalls eingekalkt oder durch Mennig rot gefärbt, der einzige Toi-

lettenluxus, den sie sich gestatten, denn mit Ausnahme eines Stückchens Matte oder eines Lappens, den sie mittels einer Lendenschnur vorne angebunden trugen, waren sie so, wie Mutter Natur sie erschaffen hat. Einige trugen dazu Hauben aus einem trockenen Bananenblatte wie unsere alten Ritterhelme geformt. Etwas mehr Kleidung wäre für sie entschieden von Vorteil, denn manche besitzen ganz regelmäßige Gesichtszüge, aber der Rest ihres Aeußeren ist selbst bei ganz jungen Weibern so verwelkt, die Haut so mit Wunden und Narben bedeckt, daß sogar die hübscheste von ihnen Ekel erregt. Die meisten trugen splitternackte Babies auf dem Rücken oder am Born der Natur saugend, am merkwürdigsten aber waren mehrere Weiber, welche diese Labsal an Stelle der mangelnden Babies — jungen Schweinchen zu teil werden ließen! Eine ältere Dame trug eines dieser Rüsseltiere mit beiden Armen, ganz wie ein Kindchen an der Brust, und erwies ihm allerlei Zärtlichkeiten (Abb. 11). In der That sind Schweine für die Bewohner Neu-Mecklenburgs und der umliegenden Inseln wertvoller als Mädchen, denn während junge Mädchen dort einen Kaufpreis von 3 bis 5 Diwarrastränge (8 bis 12 Mark) besitzen, kosten Schweine 4 bis 6 Diwarrastränge (10 bis 15 Mark)!

Abb. 7. Häuptling der Gazellen-Halbinsel.

Bei unserer Durchquerung der etwa 80 Quadratkilometer großen Insel — es dürfte das erste Mal gewesen sein, daß eine solche Durchquerung von Weißen unternommen wurde — kamen wir durch mehrere kleine Dörfer der Eingeborenen, aus den elendsten Palmstrohhütten bestehend. Ein paar roh geflochtene Matten, auf denen sie schlafen, Harpunen zum Fischen, Speere, Ruder und Gefäße aus Kokosnußschalen bilden die ganze Einrichtung. Ihre Werkzeuge bestehen aus spitzen Steinen und Muschelstücken mit scharfgeschliffenen Bruchkanten!

Die Nahrung der Insulaner beschränkt sich auf Kokosnüsse, Bananen, das Mark der Sagopalme, die sie mit solchen scharfen Muschelwerkzeugen fällen. Dazu kommen die im Archipel an Stelle von Kartoffeln allgemein vorhandenen Jam- und Taro-Knollen; ferner speeren sie Fische und schlachten bei festlichen Gelegenheiten zeitweilig ein Schwein. Würden sie mehr Kokospalmen pflanzen, dann würden sie innerhalb acht bis zehn Jahren Kopra ernten können, um mit den an der Küste des gegenüberliegenden Neu-Mecklenburg ansässigen Händlern Tauschgeschäfte zu machen. Aber dazu fehlt ihnen Unternehmungsgeist und Fleiß, und deshalb leben sie heute noch beinahe in demselben Urzustand wie zur Zeit der Entdeckung des Archipels.

Ich habe absichtlich etwas länger bei den Bewohnern der unbekannten Sandwich-Insel verweilt, weil ähnliche, stellenweise noch ungünstigere Zustände auf Neu-Mecklenburg, Neu-Hannover und den anderen Inseln herrschen. Davon überzeugten wir uns auf unserer Weiterreise nordwärts, als wir an verschiedenen Stellen ankegten, oder auf der kleinen Dampfbarkasse des „Seeadler" den Küsten der vielen namenlosen, unvermessenen, in ihrer Gestaltung noch ganz unbekannten Inseln der Neu-Hannover-Gruppe entlang fuhren. Die stellenweise senkrecht bis auf 20 oder 30 Meter Tiefe abfallenden Ufer sind mit der denkbar üppigsten Tropenvegetation bedeckt, die, so weit wir sehen konnten, auch das Innere der Inseln vollständig einnimmt und die Höhen bis auf die Gipfel emporzieht. Zwischen ungeheuren Mangroven mit ihrem weitverzweigten, vielgestaltigen Wurzellabyrinth erheben sich Pandanns, Kallophyllum und gewaltige Kasuarineen, bis in die turmhohen Kronen hinauf mit den üppigsten Schlingpflanzen überwuchert, die sie zu ersticken drohen. Wilde Tauben, Kakadus und buntgefiederte Papa-

geien flogen kreischend überall umher, und des Abends sahen wir auch fliegende Hunde in Scharen langsam durch die Lüfte ziehen. Hier und dort an den Ufern war das Urwaldsdickicht durch Palmen- und Bananenhaine unterbrochen, ein untrügliches Zeichen des Vorhandenseins von Eingeborenen-Dörfern, deren armselige Hütten wir bei der Vorbeifahrt auch wahrnahmen, mitunter auch besuchten, ohne daß wir Widerstand gefunden hätten. Die kleinen Segelschiffe der Händler können diese Küsten nicht so ungestraft besuchen, denn sehr häufig werden der Besatzung Wurfspeere nachgesandt, und geht es an, dann werden die Schiffe selbst gekapert und ausgeraubt, wird die Besatzung getötet. Kürzlich ist dies sogar einem Handelsdampfer auf den nahen Admiralitätsinseln widerfahren.

Etwas anderes als Kopra, Seemuscheln und Trepang werden diese zahlreichen Inseln wohl kaum jemals liefern können, und auch diese Produkte nur, wenn man die noch im vollsten Urzustande lebenden Einwohner zur Erzeugung resp. dem Einsammeln dieser Produkte anweist, wenn man ihnen den Wert der Arbeit, den Gewinn des Tauschhandels für sie erkennen lehrt. Damit wird man ihnen auch ihre schrecklichen Laster abgewöhnen und sie allmählich der Kultur entgegenführen können.

Kopra ist das wichtigste, ja das einzige wirklich einträgliche Produkt der Südsee, denn um Kopra zu gewinnen, bedarf es keiner großen Ausgaben und nur geringer Arbeit. Werden Kokospalmen gepflanzt, indem man keimende Kokosnüsse in den sandigen Boden längs den Meeresküsten einsetzt, so tragen sie nach acht bis zehn Jahren, mitunter auch schon früher, Kokosnüsse in großer Zahl. Die äußeren faserigen Hüllen derselben werden mit der Hand leicht abgerissen, die Nüsse mit einem Hammer oder durch Aneinanderschlagen aufgeklopft, um die im Innern befindliche Milch ausfließen zu lassen; dann werden die Nüsse mit einem Messer in unregelmäßige Stücke von der Größe halber Fünfmarkscheine zerschnitten und in die Sonne zum Trocknen gelegt. Das ist Kopra. Die Segelschiffe der Händler machen zeitweilig die Runde durch die einsamen Handelsstationen auf den Inseln, um diese von den Eingeborenen gegen Tabak oder andere Artikel eingetauschte Kopra abzuholen und nach Herbertshöhe zu bringen. Dort wird sie auf die Postdampfer verladen und nach Singapore oder Deutschland gebracht, um ausgepreßt zu werden. Das Produkt ist das Palmenöl. Der Wert einer Tonne Kopra beträgt etwa 200 bis 220 Mark.

Abb. 8. Kanaken der Gazellen-Halbinsel vor ihren Hütten.

Nächst der Kopra ist der Trepang, auch Bêche-de-mer oder Seewalze genannt, das Hauptprodukt. Diese Holothurien kommen auf den die Inseln des Archipels umgebenden Korallenbänken sehr häufig vor. Fuhren wir in unseren Booten über dieselben, dann erblickten wir unter den in wunderbarer Farbenpracht schillernden Fischen, die sich zwischen den einem unterseeischen Blumengarten gleichenden Korallen umhertummelten, auf dem gelben Sandboden fußlange schwarze Würste. Holte einer der Matrosen eine heraus, so zog sie sich zusammen wie eine Waldschnecke und spritzte einen klebrigen Saft aus, der die Umsitzenden veranlaßte, gegen jeden weiteren Wurstfang energisch Protest einzulegen. Die Eingeborenen in der Umgebung der Handelsstationen sind aber eifrige Sammler. In den Stationen werden diese wurstartigen Seewalzen der Länge nach auseinandergeschnitten und über Holzfeuer getrocknet, bis sie aussehen, wie handgroße getrocknete Zwetschen. So werden sie nach China gebracht, wo sie von den Zopfträgern für teures Geld gekauft und gerne gegessen werden, weil sie ihrer Meinung nach der Hebung der Manneskraft förderlich sind.

Das dritte Produkt des Archipels sind verschiedene Muschelarten, die in Europa zur Herstellung von Knöpfen, Schachfiguren und hunderterlei kleinen Artikeln verwendet werden.

Bis an die Nordspitze von Neu-Hannover, das etwa die Größe von Sachsen-Meiningen besitzt, bewegten wir uns in Gewässern, die wenn auch größtenteils noch unbekannt und unerforscht, so doch auf bestimmten Verkehrsrouten zeitweilig von den Segelschonern der Handelsfirmen mehrmals im Jahre befahren werden. Darüber hinaus sind aber seit der Entdeckung des Stillen Ozeans nur die wenigsten Schiffe gekommen, alle Jahrzehnte vielleicht ein Kriegsschiff. Nordwestlich von Neu-Hannover ist nun auf den Karten in ganz willkürlichen Umrissen eine große Insel, St. Matthias, angegeben, welche nebst einer zweiten kleineren als Squally Island (Sturm-Insel) bezeichneten, als wahre terra incognita noch zum deutschen Besitz gehört.

Diese St. Matthias-Insel war unser nächstes Reiseziel, und als der „Seeadler“ nach mehrtägigem Aufenthalt in den Handelsstationen des höchst merkwürdigen und interessanten Nusa-Archipels die Anker lichtete, um seinen Kurs nach dem sagenhaften St. Matthias zu nehmen, bemächtigte sich unserer eine begreifliche Erregung, denn diese Reise war im eigentlichen Sinne des Wortes eine Entdeckungsreise, wie sie auf dem Erdball wohl in früheren Jahrhunderten oder noch zur Zeit eines Cook oder Dumont d'Urville möglich war, aber nicht mehr heute, im XX. Jahrhundert!

So weit bekannt, hat bisher nur ein fremdes Schiff es versucht, St. Matthias anzulaufen, konnte indessen kein Fahrwasser durch die Klippenreihen finden, welche die Insel umgeben. Nach der Besitzergreifung des Archipels durch Deutschland gelang es

Abb. 9. Fischfang auf der Gazellen-Halbinsel.

einem Schoner, namens „Senta", wohlbehalten durch die Klippen zu kommen, er wurde aber bei einem Landungsversuche durch die Eingeborenen angegriffen und mußte unverrichteter Sache wieder abfahren.

Aus diesen Gründen ist auch die Lage von St. Matthias auf den Karten unrichtig angegeben, denn wir fanden die Entfernung von Neu-Hannover nicht 75 Kilometer, sondern 90 Kilometer, und auch dann war die Hauptinsel noch nicht erreicht, sondern eine der vielen kleinen Nebeninseln, welche auf der Karte gar nicht verzeichnet sind und der Hauptinsel im Süden vorliegen. Vor uns lag anscheinend ein ganzer Archipel von dicht bewaldeten Eilanden, die durch Meerstraßen von ein bis zwei Kilometer Breite voneinander getrennt sind, und deren Höhenzüge kulissenartig hinter- und übereinander aufsteigen, um in dem etwa 600 Meter hohen Gebirgsstock der Hauptinsel ihren Abschluß zu finden.

Abb. 10. Eingeborene der Sandwich-Inseln.

In Anbetracht des vollständig unbekannten Fahrwassers rings um die namenlosen Inseln, die sich vor uns ausbreiteten, fuhr der „Seeadler" nur langsam vorwärts und ging endlich in einer kilometerbreiten Straße zwischen zwei größeren Inseln vor Anker. Auf dem Ufer der südlichen Insel konnten wir deutlich eine Anzahl dunkelhäutiger, im wahren Sinne des Wortes splitternackter Kanaken wahrnehmen, die mit langen Speeren bewaffnet, aufgeregt zwischen dem Ufergestrüpp einherspringen oder, hinter den Stämmen der mächtigen Laubbäume Deckung suchend, unser Thun beobachteten. Weiber befanden sich nicht unter ihnen, ein schlimmes Zeichen, denn bei feindlicher Stimmung der Eingeborenen pflegen sie ihre Weiber in den Busch zurückzuschicken. Es war abends, und in Anbetracht der bald zu erwartenden Dunkelheit der Tropennacht heute noch eine Landung zu versuchen, schien zu gewagt. Wir blieben deshalb an Bord, in der Hoffnung, daß vielleicht einige Kanaken in ihren Kanoes zu unserem Schiffe kommen würden, wie wir es bei unseren Besuchen auf den anderen Inseln erfahren hatten. Aber kein einziges Kanoe erschien, im Gegenteil, die Kanaken zogen ihre am Strande liegenden Kanoes noch weiter aus Land und verbargen sie im Gebüsch.

Nach Sonnenuntergang und dem in den Tropen damit verbundenen Einbruch der Dunkelheit sahen wir im Walde einige Feuer aufleuchten, nackte Gestalten, deren dunkle Silhouetten wir durch den Feuerschein wahrnahmen, eilten auf und ab, und es war möglich, daß die Eingeborenen etwas im Schilde führten. Um darüber, sowie möglicherweise auch über die Zahl und Lage der Hütten oder Dörfer Aufschluß zu erhalten, gab der Schiffskommandant Befehl, die Inseln mit dem elektrischen Scheinwerfer zu beleuchten.

Als der mächtige weiße Strahl wie ein leuchtender Kometenschweif plötzlich durch die Nacht blitzte, konnten wir die geringsten Einzelnheiten auf den umliegenden Ufern wahrnehmen. Aber mehr noch als diese fesselte mich ein bis dahin noch nie ge-

sehenes Naturschauspiel. Fiel der blendende Strahl auf die spiegelglatte, schwarze Wasserfläche zwischen uns und dem Lande, dann tauchte vor unseren überraschten Augen eine Art leuchtender Geyser auf, von ähnlicher Wirkung, wie die berühmten fontaines lumineuses unserer jüngsten Weltausstellungen. Aufgescheucht durch das plötzlich einfallende weiße Licht sprangen aus dem großen durchlenchteten Wasserkreise Tausende von Fischen erschreckt empor, große und kleine, weiße, rote, grüne, gelbe Fische, hierhin, dorthin, um in weiten Sätzen über die Fläche schnellend, im umliegenden dunklen Wasser Zuflucht vor diesem seltsamen Ruhestörer zu suchen. Ihre bunten Körper strahlten und glitzerten selbst wie elektrische Lichter, und das von ihnen rieselnde oder tropfende Wasser, ebenso wie der bei jedem Aufschnellen und Eintauchen aufspritzende Schaum der aufgeregten Meeresfläche glänzten wie ein unausgesetzter Diamantenregen in unbeschreiblicher, blendender Fremdartigkeit. Waren die Fische von einem durchleuchteten Fleck vertrieben, dann brauchte der Scheinwerfer nur auf eine nächstliegende Stelle gerichtet zu werden, um dasselbe Schauspiel hervorzurufen. Bald hier, bald dort, in unmittelbarer Nähe, wie in weiter Ferne, wohin der Strahl auch traf, wiederholte sich dieses geradezu gespensterhafte Leuchten. Noch größer als auf uns, mußte dieses befremdende Schauspiel aber auf die Wilden wirken, es mußte ihnen übernatürlich erscheinen, und wir, von denen diese Hexerei ausging, versprachen uns davon nur Gutes für unseren bevorstehenden Besuch.

Dieser mußte in Anbetracht der Gefährlichkeit des Unternehmens mit großer Vorsicht durchgeführt werden. War es besser, gleich mit der ganzen Bedeckungsmannschaft in großer Zahl die Landung zu versuchen?

Abb. 11. Frau mit Schweinchen auf der Sandwich-Insel.

Der Gouverneur entschied, zuerst selbst, nur begleitet von wenigen Soldaten der schwarzen Polizei und einem mit den Kanakensprachen vertrauten Kaufmann an Land zu gehen. Gewehre und Revolver wurden scharf geladen, und der kleinen Expedition noch ein zweites, mit Soldaten bemanntes Boot nachgeschickt, das der Landungsabteilung in Schußweite zu Wasser folgen sollte. Wir alle waren in begreiflicher Aufregung, denn bis jetzt hatten die Wilden jeder Landung bewaffneten Widerstand entgegengesetzt, und noch im Jahre vorher wurde einem waghalsigen Händler hier durch Speere ein Bein zerschmettert.

Aber es ließ sich kein Kanake sehen, der Gouverneur und seine Leute stiegen unbehelligt ans Land und wanderten vorsichtig einen Kilometer weit der Küste entlang, die Waffen schußbereit, ohne auf ein menschliches Wesen zu stoßen oder eine Hütte zu sehen. Der Scheinwerfer mußte also in der That eine magische Wirkung auf die Eingeborenen ausgeübt haben, nicht nur hier sondern auch auf den anderen Inseln. Nun konnte die Durchforschung derselben gewagt werden. Wir nahmen unsere Gewehre und Revolver, dazu allerhand Tauschwaren, vornehmlich rote Tücher, Glasperlen, Messer, Streichhölzer und Tabak, und bestiegen, begleitet von Soldaten, die Boote.

Die Abteilung, zu der ich gehörte, wählte zwei jenseits einer weiten Bucht gelegene größere Inseln als Ziel. Die wackeren Ruderer vom „Seeadler“ brachten das Boot rasch vorwärts, aber etwa einen Kilometer vom Strande kamen wir an Korallenbänke, die ein Weiterkommen mittels Rudern unmöglich machten; Korallen in den verschiedensten Formen und Farben, ganze Gärten von steinernen Gewächsen, die sich wie üppige Blumenbeete ausnahmen, mit weichen Sandflächen als Wege dazwischen. Es blieb uns nichts übrig als ins Wasser zu steigen und

das Boot vorwärts zu schieben; bei dem drückenden Brande der Tropensonne kein besonderes Vergnügen.

Endlich war der Strand erreicht, auf dem wir schon aus der Ferne einige armselige Hütten wahrgenommen hatten. Etwa ein Dutzend Kanaken stand davor, gewaltige Speere in der Hand. Wir hielten auch unsere Waffen schußbereit, statt aber von ihnen, wie wir gefürchtet hatten, mit Speerwürfen empfangen zu werden, blieben sie mit aufgerissenen Mäulern stehen und betrachteten uns und unsere Kleider mit dem höchsten Erstaunen. So mag es den Truppen des Hernando Cortez bei den Azteken ergangen sein. Natürlich trachteten wir sie zunächst zu Freunden zu machen, sprachen sie freundlich an, zeigten ihnen unsere Tauschwaren ꝛc. Indessen, selbst die auf den bisher besuchten Inseln am meisten begehrten Artikel, Streichhölzer und Tabak, machten keinen Eindruck auf sie. Das Tabakrauchen und die Feuergewinnung durch Streichhölzer waren ihnen augenscheinlich unbekannt! Thatsächlich sahen wir später, daß sie Feuer noch durch Aneinanderreiben trockener Hölzer erzeugen und es wahrscheinlich unter der Asche tage- und wochenlang glimmend erhalten. In jeder der elenden Palmblatthütten am Strande befand sich ein derartiges Feuer. Auch unsere Messer, Beile und Eisenstücke fanden bei diesen Kanaken keinen Beifall. Sie kannten einfach ihre Verwendung nicht, und hatten Eisen oder überhaupt ein Metall noch nie gesehen! Ja, sie kannten nicht nur die Eisenwerkzeuge nicht, sie besaßen nicht einmal solche aus Stein, sondern nur aus Muscheln, deren Kanten auf Steinen scharf geschliffen werden!

In ihrem Äußeren (Abb. 12—14) erinnern die Eingeborenen eher an die Bewohner der benachbarten Admiralitätsinseln als an die Kanaken von Neu-Mecklenburg, erschienen mir auch größer und wohlgestalteter als die letzteren. Sie waren buchstäblich nackt, mit einer kleinen Muschel auf dem Schamteile. Die Hautfarbe ist dunkelbraun, fast schwarz, die Nase breit, das Gesicht aber sonst wohlgeformt und keineswegs häßlich. Schwarzes kurzes Kraushaar bedeckt den Schädel und umrahmt das Gesicht. Bei manchen waren auch der Körper und die kräftig entwickelten Gliedmaßen ziemlich dicht behaart. Die Unsitten ihrer Nachbarn im Archipel, das Färben und Einkalken der Kopfhaare, ist ihnen augenscheinlich ebenfalls unbekannt, ein weiterer Beweis, daß sie keine Beziehungen zu den benachbarten Inselgruppen unterhalten.

Ebensowenig wie Tabak kennen sie die Betelnuß, beides Reizmittel, die ich sonst überall in den Tropen, von Ceylon durch den Sunda- und Molukkenarchipel bis nach Neu-Guinea und Neu-Pommern gefunden habe. Die einzigen Schmuckgegenstände, welche diese entlegensten aller Unterthanen des Deutschen Reichs tragen, sind Armbänder, aus Perlmutterschalen in einem Stück geschnitten und am Oberarm getragen, dann winzig kleine, ungemein zarte Ringe aus Schildpatt. Es ist mir unfaßlich, wie die Eingeborenen mit ihren höchst primitiven Muschelwerkzeugen aus Schildpatt diese zwirnfadendicken, einen halben Centimeter weiten Ringelchen überhaupt herstellen können. Sie verwenden sie als Nasenzierat, indem sie zwei bis drei Dutzend davon in die Scheidewand zwischen den Nasenlöchern stecken oder auch an den Ohren tragen. Fast bei allen waren die Ohrläppchen durchbohrt und die Löcher so erweitert, daß man eine Kinderhand durch die Öffnung stecken könnte. Bei manchen bammelten die Ohrläppchen ohne jeden Schmuck fingerlang herunter, andere hatten einen zusammengerollten Blattstreifen von etwa sechs Centimeter Durchmesser darin stecken, wieder andere trugen den äußeren Rand des Ohrläppchens mit den geschilderten kleinen Schildpattringen buchstäblich bedeckt, daß ihrer an jedem Ohre hunderte stecken mochten. Ihre Hände und Füße sind verhältnismäßig klein

Abb. 12. Eingeborener von St. Matthias

und wohlgeformt, ihre Zähne blendend weiß.

Die sonst in der Südsee allgemein verbreitete Tättowierung scheint ihnen unbekannt zu sein, dagegen verzieren sie Gesicht und Körper dadurch, daß sie verschieden geformte, zumeist kreisförmige Einschnitte von drei bis sechs Centimeter Durchmesser in die Haut machen und die in Heilung begriffenen Wunden wieder mehrmals aufreißen, so daß die Narben mitunter bis zu einem halben Centimeter erhaben sind. Auffällig war mir die Abwesenheit aller Hautkrankheiten, sogar der fast allgemein verbreitete Ringwurm, welcher dem ganzen Körper ein aschgraues, beschupptes Aussehen gibt, scheint hier zu fehlen. Ihre Sprache war den uns begleitenden Polizisten aus Neu-Mecklenburg vollkommen unverständlich.

Das größte Entzücken äußerten unsere neuen deutschen Landsleute von St. Matthias als wir ihnen die mitgebrachten knallroten Stoffe zeigten, welche die Eingeborenen des Bismarckarchipels mit Vorliebe als Lendentücher tragen.

Ich hatte leider nur wenige mitgenommen, und ich zerriß sie deshalb in hand- oder fingerbreite, armlange Streifen, und bot sie ihnen in Tausch für die Speere an, die sie in den Händen hatten.

Mit sichtlicher Freude gaben sie diese kunstvoll aus sehr hartem Holz geschnitzten Waffen her, so daß sie bald keinen einzigen mehr zur Verfügung hatten. Endlich luden sie uns durch Zeichen ein, ihnen in den Busch, wahrscheinlich zu ihren dort verborgenen Hütten zu folgen.

Einige waren im Busch zurückgeblieben und verständigten sich mit den bei uns am Strande befindlichen durch verschiedene eigentümliche Rufe. Vorsichtig folgten wir ihnen auf dem vielverschlungenen, engen Pfade, im Gänsemarsch einherstolpernd, durch den dämmerigen feuchten Dschungel. Plötzlich waren sie aber alle verschwunden, und die seltsamen Rufe wiederholten sich. Es hätte uns gewiß ungemein interessiert zu erfahren, ob unsere Landsleute von St. Matthias auch Menschenfresser seien, indessen unser Selbsterhaltungstrieb war begreiflicherweise größer als unser Wissensdurst und wir hielten es für geraten, lieber an die Küste, in die Nähe unseres Bootes zurückzukehren.

Während ich noch in verzeihlicher Neugierde in den verlassenen Hütten am Strande nach ethnologischen Kuriositäten umherwühlte — wann kommt denn ein Europäer wieder einmal nach St. Matthias? — kamen die Kanaken wieder heran und brachten diesmal Gegenstände mit, die uns im höchsten Grade überraschten: Gürtel und Stücke von Stoffen, aus Bast recht kunstvoll gewebt! Diese Leute, denen das Eisen und jedes andere Metall unbekannt war, kannten den Webstuhl! Leider war es uns nicht möglich, einen solchen einzutauschen oder auch nur zu sehen.

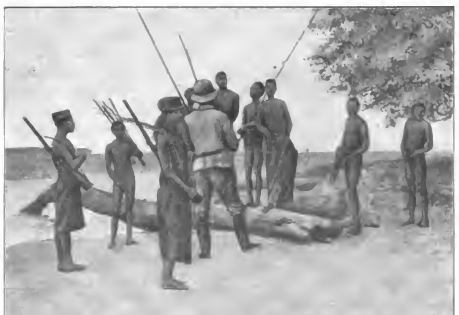


Abb. 13. Erste Begegnung Weißer mit Eingeborenen auf St. Matthias.

Als wir noch mit unseren neuen Freunden verhandelten, kam von der etwa einen Kilometer entfernten Nachbarinsel ein Kanoe mit sechs Männern, die uns ebenfalls prachtvoll geschnitzte Speere für unsere roten Lappen anboten und uns durch Zeichen einluden, nach ihrer Insel zu fahren. Wir ließen uns auch hinüberrudern, in der Hoffnung, die Leute durch Geschenke zu bewegen, uns ihre Wohnungen und vor allem

ihre Frauen zu zeigen. Aber als wir, dort angekommen, den Versuch machten, ins Innere der Insel vorzudringen, wurden die schwarzen Kerle plötzlich drohend, so daß wir unser Vorhaben aufgaben. Kaum waren wir wieder im Boote, so sahen wir die Weiber, die erwähnten Baststoffe um die Hüften geschlungen, schreiend mit ihren Männern am Ufer tanzen. Wie auf den anderen Inseln, so gelang es mir auch hier verschiedene photographische Aufnahmen zu machen, die ersten und einzigen, welche von St. Matthias und ihren Bewohnern existieren und nach welchen auch die hier beigegebenen Illustrationen angefertigt worden sind.

Abb. 14. Einwohner von St. Matthias, bei der Abfahrt Speere anbietend.

Als wir kurz vor Sonnenuntergang wieder an Bord des „Seeadler“ eintrafen fanden wir, daß die Expeditionen nach den anderen Inseln ähnliche Erfahrungen gemacht hatten. Auf dem Verdeck lag die Beute des ersten Tages aufgehäuft, Hunderte sehr schön geschnitzter und bemalter Speere, Muschelwerkzeuge, Matten, Gefäße und Gebrauchsgegenstände der verschiedensten Art. Überall hatten sich die Einwohner anfänglich scheu und argwöhnisch gezeigt, aber es war doch zu keinem blutigen Rencontre gekommen.

Am folgenden Tage wurden neue Expeditionen nach anderen Inseln mit demselben Erfolg unternommen. Unser freundliches Vorgehen und die kleinen Geschenke, die wir austeilten, hatten uns das Zutrauen der früher den Weißen so feindseligen Eingeborenen gewonnen, und als wir des Abends zum Schiffe zurückkehrten, fanden wir es von zahlreichen Kanoes umringt, deren splitternackte Insassen ihren ganzen Hausrat mitgebracht hatten, um sie den Matrosen gegen Bierflaschen, Glasscherben und Stoffetzen einzutauschen. Der „Seeadler“ war bald mehr mit Kanakenspeeren als mit Kanonen und Gewehren armiert.

Während die Offiziere am dritten Tage ihre kartographischen Aufnahmen der Inselgruppe fortsetzten, wiederholten wir unsere Besuche auf den Inseln, besonders auf der namenlosen nächstliegenden, nicht ohne bestimmte Zwecke dabei zu verfolgen. Bisher war St. Matthias für das Reich vollkommen wertlos gewesen, denn kein Weißer hat es wagen können, mit den Eingeborenen Tauschhandel zu treiben oder die Massen Trepang auf den Korallenbänken zu fischen. Es galt also, die Eingeborenen nicht nur an den Verkehr mit den Weißen zu gewöhnen, sondern auch die Errichtung einer Handelsstation hier vorzubereiten. Wir waren deshalb alle von hinreißender Liebenswürdigkeit mit den Wilden. Unsere Leute sangen und tanzten mit ihnen, gaben ihnen Zucker und Streichhölzer, manchem Kanaken wurden rote Stofffstreifen um Hals, Arme und Beine gebunden, daß sie vor Entzücken jauchzten, kurz es gab ein Verbrüderungsfest, einen Karneval, wie er zwischen Weißen und Kanaken wohl noch niemals vorgekommen ist. Zu gleicher Zeit machte sich auf Befehl des Kapitäns der Schiffszimmermann ans Werk, einen großen Casuarinenbaum zu fällen. Die Schwarzen stutzten und wurden plötzlich ernst. Unter den Älteren entstand lebhaftes Hin- und Herreden, Gestikulieren, und einige verschwanden rasch im Busch, um mit neuen Speerbündeln zu erscheinen, die sie unter sich verteilten. Wir waren auf unserer Hut und suchten mit dem Rücken Deckung an den Bäumen. Der Gouverneur aber trat lächelnd auf sie zu, verteilte Glasperlen und Stoffe, und ermunterte die jüngeren Kanaken, selbst Hand ans Werk zu legen, indem er ihnen Äxte gab und ihnen durch Zeichen bedeutete, die nächststehenden Bäume zu fällen. In der That machten sie sich an die Arbeit, stöhnten und ächzten wohl nach ein paar Schlägen, hielten wir ihnen aber die vielbegehrten roten Lappen vor die Nase, so setzten sie die Ar-

beit doch fort, und freuten sich schließlich, wenn die Bäume unter ihren Schlägen zu Boden fielen.

Auf solche Art hatten wir in den Eingeborenen die Lust zum Erwerb von Tauschwaren angeregt und ihnen gezeigt, daß sie solche nur erlangen können, wenn sie arbeiten. Gleichzeitig war auch eine Entente cordiale mit ihnen hergestellt worden, so daß sie in Zukunft Weiße wohl kaum wieder blutig zurückweisen, sondern eher herzlich bewillkommnen dürften.

Mittlerweile hatten die Offiziere ihre Aufnahmen beendet, und am nächsten Morgen wurden die Anker gelichtet, um noch eine Rundfahrt um die ganze Inselgruppe zu unternehmen. Damit war der Zweck der Expedition glücklich durchgeführt. Für Händler, die sich früher oder später auf St. Matthias niederlassen sollten, wird in der ersten Zeit freilich nicht viel mehr zu holen sein, als Trepang. Aber wie hier, auf dieser entferntesten Inselgruppe des Archipels, so lagen doch vor Jahrhunderten, zur Zeit ihrer Entdeckung, die Verhältnisse auch auf den Inseln im Karaiben-Meere und im Golf von Mexiko. Was sind aus den Bermudas, Bahamas und den Antillen für reiche, bevölkerte, einträgliche Besitzungen geworden! Mit Geduld, Fleiß und Unternehmungsgeist werden sich auch diese Antillen der Südsee, der deutsche Bismarckarchipel, allmählich entwickeln, und wie die Bewohner von Jamaica oder Martinique heute in ihren schönen Villen, umgeben von entzückenden Tropengärten und reichen Plantagen von dem ersten Verkehr des Kolumbus und seiner Zeitgenossen mit den wilden Karaibenstämmen lesen, so werden auch im nächsten Jahrhundert deutsche Pflanzer, deutsche Kaufleute in den inzwischen entstandenen und aufgeblühten Handelsstädten mit Staunen von den Zuständen dieser Inseln lesen, wie sie früher waren, und wie wir sie auf der ersten Expedition nach St. Matthias gefunden haben.

Zweitausendundzehn.

Von

Carl Busse.

Heut bin ich über den Burgwall gegangen,
Als droben die letzten Glocken verklangen
Und um die Türme von St. Marien
Mißtönig kreischend die Dohlen schrien.

Neben mir, hoch in den silbernen Flor,
Drängten die gotischen Pfeiler empor,
Und vor mir hellte der Mondenschein
Eine staubige Platte von weißem Stein.

Eingelassen in Straßenmitten,
Wohl liebe Worte darein geschnitten,
Doch längst verwaschen — nur deutlich zu sehn
Das Kreuz und: Sechzehnhundertundzehn!

Name, Wappen und Schilderein,
Alle vergaßen sie — selbst der Stein!
Staub und Asche, auch das verstiegt,
Niemand weiß, wer darunter liegt.

Kaum der Jahrhunderte zwei oder drei,
Dennoch vergessen und alles vorbei —
Meine Augen sind trüb', meine Augen sehn
Eine andere Zahl: Zweitausendundzehn!

Zweitausendundzehn — und keiner wird bleiben,
Nicht die den Pflug durch die Erde treiben,
Nicht die da mähten mit blitzendem Stahl,
Und nicht die Spielleut' beim Erntemahl.

Und wem sich das Wissen der Welten enthüllte,
Und Ihr, von seliger Liebe Erfüllte,
Und ich und du, und wir alle wir gehn,
Wem bleibt noch ein Kreuz — zweitausendundzehn?

— — — — — — — — — —

Bildnis. Porzellan-Statuette von Carl Bernewitz.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

Klub Germania zu Santos.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Eine Vortragsreise durch Brasilien.

Von

Prof. Dr. Ed. Heyck.

II. Im Staate Sao Paulo und in Bahia.

(Abdruck verboten.)

Da mir für die Brasilienreise nur wenige Monate zur Verfügung standen, konnte ich um so weniger Neigung haben, zehn ganze Lebens- und Reisetage durch Pestquarantäne zu verlieren oder mich an anderweitige Beobachtungsvorschriften fesseln zu lassen. Um von Petropolis in den Staat Säo Paulo zu gelangen, benutzte ich daher, anstatt über Rio zu reisen, den offen gebliebenen Ausweg, der mich ohnedies reizte, direkt von Petropolis mit meinem Gepäck, das übrigens bereits durchräuchert war, einen anderen Weg zu suchen. Dies ließ sich unter Benutzung verschiedener Eisenbahnstrecken ganz gut machen, nicht sehr bequem, aber desto interessanter.

Nun kam ich durch die Fahrt nach Westen aus der steilen Serraregion der Küste schon etwas heraus und in den Vorgeschmack des inneren Hochlandes. Pflanzungen tauchen auf, Zuckerrohr, Mandioca, auch schon Kaffee, aber noch nirgends im großen betrieben: kleine Ansiedelungsflecken, die nebst den zugehörigen Bauernhäusern oder Ranchos in den Buschwald eingesprengt sind. In den Ästen des schönen Seidenbaums, dessen glänzende weiche Baumwolle leider nicht gesponnen werden kann, kleben die seltsamen Nester des João de barro, des (rigoros ehrlich übersetzt) Dreck-Johanns oder Töpfervogels, der sich aus Lehm seine mit mehreren Kammern versehene Wohnung in luftiger Höhe erbaut. Die Brasilianer haben diese Nester gern in der Nähe ihrer Wohnungen und sehen den Töpfervogel für einen „christlichen" Vogel an, weil er Sonntags nicht arbeitet und jedenfalls sein Flugloch immer nach Osten verlegt — ex oriente lux! Der ganze Boden aber ist übersät mit den bienenkorbartigen, ebenfalls aus dem rötlichen Lehm errichteten Häusern der Termiten.

Die Strecke am mächtig stutenden, von Stromschnellen und kleinen Kaskaden unterbrochenen Parahyba entlang ist größtenteils voller, echter Urwald, dessen Äste und Zweige breit über die klare Flut hinabhängen. Orchideen, rote Bromeliaceen und andere Epiphyten leuchten aus dem Grün hervor; zu allem, was sonst von Lianen und Parasiten auf die Bäume klettert, zum Licht empor, gesellt sich eine Kakteenart hinzu. Hier und da liegt ein kleiner Marktflecken oder ein Städtchen am Wege und bringt gezwungen vielstündigen Aufenthalt — paciencia! Gute Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft brasilischer Speisen und Sitten zu machen. Gleichzeitig auf den Tisch gesetzt werden z. B. etwas Fisch, gebratene Vögel, von denen Jacú und Macucú die besten sind, Ragout mit Zwiebeln, Schweinebraten, gelbe Rüben, unbekanntes hirschartiges Fleisch mit harten Eiern gefüllt, eine Art Beefsteak, allerlei Salat, vor allem aber Hühnersuppe mit Reis, Carne secca, an der Sonne gedörrtes Rindfleisch, schwarze Bohnen und die heillos scharfe Pimenta. Brot und Kartoffeln haben ein Ende, die Farinha, das Mandiocamehl tritt nach allgemeiner Landessitte an ihre Stelle. Dazu

bekommt man — notabene in durchschnittlichen Wirtschaften; auf der Fazenda oder z. B. in Pernambuco und Campinas fand ich dies alles sehr ansprechend stilisiert — einen Teller und ißt, wenn man's ganz korrekt machen will, von diesem alles durcheinander herunter.

In Barra do Pirahy findet das Weiterkommen wieder einmal ein Ende. Es ist gerade der 14. Juli, und selbst in diesem mehr als friedlichen Örtchen feiert man die — Erstürmung der Bastille, welche die neue brasilische Republik sich aus irgend einem Grunde als vaterländischen Nationalfeiertag zugelegt hat. Am lichten Tage prasselt das Feuerwerk in die Lüfte empor, ein Hauptergötzen des in seiner Masse noch durchaus kinderhaften Volkes. In Italien sagt man zu grellem Spott: die Einwohner von Cuneo sind so thöricht, daß sie bei Tage Feuerwerk machen. Die Brasilianer halten's mit den Leuten von Cuneo. Und die Kellner sind heute doppelt nur „dignidad". Sie schleichen mit lethargischer Feierlichkeit umher, und man wundert sich thatsächlich, daß sie die petroleumtropfende Hängelampe anzuzünden geruhen, als um ½6 Uhr das Tageslicht erlischt. Es ist nicht verlockend, unter Dach und Fach zu bleiben, gerade der ruhende Abend ist in Brasilien so schön. Eine Straßenallee, aus jenen Blütenbäumen gebildet, die wir Stubenlinden nennen, führt mich wieder vor den Ort und an den Fluß. Dunkel ruhen mit ihren Waldkuppen die Berge des Westens, der Serra do Espinhaço, und unschuldige violette kleine Wölkchen schwimmen darüber im reinen Blau; vor dem letzten Hause steht in skulpturaler Ruhe eine Frau und säugt mit gelöstem Gewande ihr Kind; farbige Jungen, barfuß bis an den Hals, trotz der erstürmten Bastille, tummeln sich Zuckerrohr lutschend vorüber. Ein Abendlüftchen spielt in den feinen Blättern des Bambus, und ringsumher konzertiert das durchdringende vielstimmige Zirpen der Grillen. Auf die Brust des Wanderers legt sich ein seltsames Gefühl — ist es die seelische Abendeinsamkeit in diesem weltvergessenen Nest, oder ist es das Heimweh? . . . Rasch sinkt die volle Finsternis herein, und die Sterne funkeln aus nachttiefem Firmament. In eine Wirtschaft trete ich ein, aber dem Jüngling hinter dem Buffett fällt es gar nicht ein, sich um mich zu kümmern, und mir liegt nichts daran. Er studiert seine Parteizeitung, ich schreibe, was der Zweck dieser Einkehr war, eine mitgebrachte Postkarte nach Hause und gehe wieder fort — „obrigado, Senhor!" „Boa noite, Senhor!"

Andern Tags gegen die Mittagszeit erreiche ich endlich die Stadt São Paulo. Das ist die zweitbedeutendste und zugleich in ganz Nord- und Mittelbrasilien die am meisten europäische Stadt, ferner auch diejenige, die sich rühmen darf, das regsamste geistige Leben aufzuweisen. Von früh her sind die Paulistaner, die Bewohner des Staates São Paulo, die Aristokraten Brasiliens geworden. In den Eroberungszügen der alten Jahrhunderte hat sich ihre Energie gestählt, im XIX. Jahrhundert haben sie die Unabhängigkeitserklärung Brasiliens von Portugal (1822) auf ihrem Grund und Boden, auf der Hochebene Ypiranga erlebt, und haben ihren Staat durch redliches Vorwärtsstreben, durch Errichtung von Lehranstalten und modernen gemeinnützigen Instituten, durch Landwirtschaft und Industrie, durch thatkräftige Kolonisation und durch Förderung der Eisenbahnbauten, wenn diese auch zunächst von englischen Gesellschaften unternommen wurden, rühmlich in die Höhe gebracht. Die Deutschen haben seit mehr als fünfzig Jahren bei alledem thatkräftig mitgewirkt. Zahlreiche Landsleute nehmen in den öffentlichen Angelegenheiten des Staates und als Lehrkräfte an jenen Anstalten eine angesehene Stellung ein, kaum ein anderer brasilischer Bundesstaat hat sich der deutschen Hilfe bei seinen Schöpfungen und zum Frommen ihrer sachgemäßen Erhaltung in solchem Umfange bedient. Und ebenso stehen die deutschen Kaufleute, Handwerker und Kolonisten in hoher Achtung. Fast jeder maßgebende Paulistaner, mit dem ich verkehrte, sagte mir, und das war keine bloße Höflichkeit, vielmehr ein wahrer Stoßseufzer im Hinblick auf den v. d. Heydtschen Auswanderungserlaß, der für São Paulo noch nicht aufgehoben ist: Wenn wir nur noch mehr Deutsche im Lande hätten! Welche Tüchtigkeit, welcher Fleiß und vor allem, welche Ordnung! „Ich bin Republikaner von ganzem Herzen," sagte einer dieser Herren, „aber ebenso bewundere ich ohne jeden Rückhalt die deutsche Erziehung durch den Militarismus!" In der gleichen Verbindung mit einem formellen republikanischen Vorbehalt hatte ich mehrfach Gelegenheit, die laute Bewunderung des deutschen Kaisers, teils als Person, teils als des Trägers der deutschen Weltstellung, aussprechen zu hören.

Herr Konsul Viktor Eichle hatte die Güte, mich an der Bahn zu begrüßen und zu Herrn Dr. Schaumann zu geleiten, der sich zu meiner gastlichen Aufnahme freundlichst erboten hatte. Dr. Heinrich Schaumann ist der Sohn eines Mannes, der als Begründer der im ganzen Staate berühmten und die Apotheken versorgenden Pharmacia do veado d'ouro (zum goldenen Hirsch) und als deutscher Konsul in der älteren Zeit São Paulos eine bedeutende Stellung eingenommen hat; der Sohn hat das Erbe dieses Ansehens sowohl bei Deutschen wie Brasilianern durch gleiche Thatkraft und Tüchtigkeit ungemindert erhalten und unter anderem auch schon die Eigenschaft eines Deputierten bekleidet. Auf der schönen Avenida (= Avenue) Paulista liegt sein im europäischen Villenstile erbautes Familienhaus und blickt hinweg über die Stadt, die von sanften Bergkehnen in das Hochthal hinabflutet, weit in das schöne Land hinaus. Niemals habe ich irgendwo den Eindruck gehabt, so ungeheuer viel Land, eine solche Weite von Flächen, Niederungen und sanften Hügelketten mit dem Blick zu übersehen, als hier auf diesem etwa 800 Meter hoch gelegenen Plateau, ganz besonders, wenn diese Weite von einem Standpunkte aus, wie z. B. vom Dache des Schaumannschen Hauses, nach allen Seiten geschaut werden konnte. Nahe umher Gärten, zwischen denen noch der Mato, der für spätere Rodung aufgesparte Buschwald liegt; weiterhin nach der einen Seite die Stadt mit ihren gedehnten, durchgrünten Häusermassen, nach

den anderen hin die überall verstreuten, zwischen Bambus und Bananen halbversteckten Ranchos der gutenteils farbigen kleinen Bauern. Wieder darüber hinaus von niedrigem Buschwerk übergrimmelte Campos oder steppenartige Grassluren, aus denen das Silberband von Flüssen blinkt: vom Waldboden ferner Catingas steigt bläulicher Feuerrauch empor, und man denkt an die Cooperschen Ansiedlerromane der Knaben. Zu letzter bläulicher Ferne endlich begrenzen scharfprofilierte Gebirge den schweifenden Blick, nach Osten zu die Serra do Mar, an deren jenseitigen Fuß der Ozean spült, nach Westen zu der Zackenrand der Mantiquaira mit dem am meisten hervortretenden Gipfel der Jaragua. In der Stadt aber muß wohl wieder ein brasilischer Heiligentag oder ein sonstiges Fest sein, denn wieder sausen die Raketen und Leuchtkugeln in den hellen Sonnenschein empor, um droben mit seinen weißen Wölkchen zu verknattern.

In der deutschen Kolonie von São Paulo war der Gedanke der Vorträge von vornherein auf günstigen Boden gefallen, und die „Deutsche Zeitung" hatte ihnen schon während meiner Riotage durch ihre Berichte das freundlichste Interesse entgegengebracht. Zu ihrer Inswerksetzung und zu ihrem guten Gelingen in São Paulo vereinigten sich mit dem Herrn Konsul, abgesehen von Herrn Dr. Schaumann, insbesondere die Herren Karl Jeep, Besitzer einer bedeutenden Druckerei und Papierwarenfabrik — er wurde der eigentliche thatkräftige und fürsorgliche Mittelpunkt der Organisation —, und Herr Körner als Vorstand der Germania, in deren stattlichem Klubhause die Vorträge abgehalten wurden. In der „Deutschen Zeitung" von São Paulo verstand es deren Leiter, Herr de Meiering, durch die gehaltvolle Art, womit er die Vorträge besprach, auch dem Redner manches zu geben, was sich dieser daraus entnahm. Ähnliches war der Fall bei der von Herrn Eppenstein in lebhaft individueller Weise geleiteten „Germania", und wenn die radikal-demokratische, insbesondere gegenüber Seiner Majestät dem Kaiser eifrig kritische Richtung dieser Zeitung mit der nationalen und monarchischen Gedankenbasis der Vorträge und mit der Zustimmung, welche diese Haltung in der Paulistaner Gesellschaft fand, nicht vereinbar war, so wußte sich doch die Redaktion, soweit ich die Berichte gesehen habe, in einer ebenso humoristisch geschickten, wie für mich schmeichelhaften Weise aus der Affaire zu ziehen. „Es gibt Momente, in denen man seinen Verstand im Interesse des Herzens zum Satan jagen möchte," schrieb sie und diese Momente hätte sie im Zuhören erlebt; damit durfte ich sicherlich zufrieden sein, auch wenn bei gar manchem Punkte der Ausführungen der Verstand wieder rasch die Oberhand gewann. Die brasilischen Zeitungen der Stadt, der Estado de S. Paulo, der Diario popular, der Correio, die Platéa brachten nicht bloß spaltenlange Berichte über die Vorträge, sondern sogar Mitteilungen über mein tägliches Treiben und Ergehen. Es würde unbescheiden sein, nicht daran zu denken, daß wohl auch die pflichtmäßige Absicht mitgewirkt haben mag, dem zu deutsch-nationalen Vorträgen auf brasilisches Staatsgebiet gekommenen Redner auf alle Fälle Beachtung zu widmen. (Gerade damals war von Nordamerika aus die deutsche Reichspolitik in Brasilien in haltlosester Weise verdächtigt worden, übrigens nachgewiesenermaßen nur, um Abnehmer für überschüssig fabriziertes Kriegsmaterial zu finden, wie mir der hervorragende Parteiführer Herr Dr. Julio Mesquita mitteilte, welcher die Unterhaltung alsbald auf dies aktuelle Thema brachte.) Aber wenn es sich mit obigem so verhielt, so hat es die Presse jedenfalls verstanden, diese Absicht unter Rosen zu verbergen, und gerade dann auch sollte es mich doppelt freuen, daß meine Vorträge das Schlußergebnis gehabt haben, in Brasilien das Vertrauen zu der Art zu verstärken, wie das deutsche Volk seine Weltaufgaben auffaßt. Denn in diesen Akkord klangen die Berichte der Paulistaner Zeitungen und die nach Rio gerichteten Telegramme aus. „Wir Brasilianer gewinnen die Überzeugung," so schrieb die „Platéa", „daß wir dem deutschen Volke ohne Zurückhaltung und brüderlich die Hand reichen können in allen seinen gegenwärtigen Bestrebungen, die nicht auf die unhaltbaren Eroberungen einer ehrgeizigen Politik abzielen, sondern auf die Erleuchtung und Civilisation der ganzen Welt, die heute von Ost nach West, von Nord nach Süd aufgerüttelt wird von dem siegreichen Arm der friedlichen deutschen Eroberer und Apostel der Wissenschaft: „Ich kann und ich will!" (dos pacificos conquistadores allemães, dos apostolos da sciencia: „eu posso e eu quero!")

Das war die eine Seite meines Aufenthaltes: Diese freundlichen, geselligen beendeten Vortragsabende, der Gedankenaustausch mit so vielen trefflich auf ihrem Posten stehenden Landsleuten in der Fremde, wobei ich der Hörende und empfangende Teil war, der anheimelnde Verkehr im Schaumannschen Hause, dessen Kinder mich so gern an die meinen denken ließen, und in den mit Schaumanns befreundeten Familien, der Besuch der deutschen Schule und industrieller Anstalten. Mit besonderem Dank habe ich auch noch der Beziehungen zu dem hochangesehenen dänischen Augenarzte Herrn Dr. Gad zu gedenken, sowie zu Herrn Gustav v. Königswald, einem der trefflichsten Kenner Brasiliens und Verfasser grundlegender Bücher über die Staaten São Paulo und Rio Grande. Auf der anderen Seite wurden mir dadurch ungewöhnlich günstige Beziehungen eröffnet, daß ich die Ehre hatte, Sr. Excellenz dem Staatspräsidenten Herrn Rodriguez Alves und dem nicht minder liebenswürdigen Staatssekretär des Innern und Kultus, Herrn Bento Bueno, vorgestellt zu werden, einem noch jüngeren, aber schon höchst verdienten Beamten, dessen kluges, ernstes Gesicht etwas überaus Anziehendes hatte. Die beiden hochgestellten Herren ließen es sich angelegen sein, mir die sanitären und Unterrichtsanstalten des Staates zu eröffnen und deren Besuch durch die Begleitung der jeweils kompetenten Persönlichkeiten, welche mir in gütigster Weise ihre Zeit opferten, und durch sonstige Maßnahmen in dankbarster Weise angenehm zu machen. Das Gefühl der Genugthuung von seiten dieses tüchtigen und redlich strebenden Staates, seine Schöpfungen einem aus dem vielfach vorbildlichen Deutschland kommenden Ge-

lehrten und Schriftsteller zeigen zu können, wurde in der That durch das Gesehene sachlich vollkommen begründet. Leider reichte die starkbesetzte Zeit nicht, alles zu besuchen, was auf dem Programm stand. Die altberühmte Rechtsfakultät von São Paulo, das Polytechnikum, die große Escola normale in prachtvollem Gebäude, die Bibliotheken und das ethnographisch-naturwissenschaftliche Museum, das Instituto vaccinogenico sind Musteranstalten in ihrer Art. Das „Isolamento", wie das wunderbar gelegene, mit seinen Gebäuden und Gärten weit ausgedehnte Hospital für ansteckende Krankheiten (Pest, gelbes Fieber, Blattern 2c.) genannt wird, und seine einzelnen, übrigens fast leeren Krankenräume besuchte ich unter Führung des zu den leitenden Ärzten gehörigen Herrn Dr. Candido Espinheiro, die große Desinfektionsanstalt zusammen mit Herrn Carlos de Assis Moura. Ein Extrazug, welchen die Regierung angeordnet hatte, brachte die Herren und Damen, welche sich anschlossen, und mich zu den herrlich im Gebirge gelegenen Sammelbecken der Wasserleitung, wobei uns ein gebürtiger deutscher Landsmann, der brasilische Ingenieur und Professor Herr Kriegbaum aufs liebenswürdigste geleitete. Alle diese Anstalten rufen durch die Opulenz ihrer Anlage und ihre technisch-moderne Vollendung rückhaltlose Bewunderung hervor. Ebenso gehört die Ackerbauschule in der Stadt Campinas zu den vielversprechendsten Einrichtungen, die der Staat neuerdings, wiederum durch die Hilfe deutscher Kräfte, geschaffen hat. Auch hierher, bei meiner Reise ins Innere des Staates, dauerte die Gastlichkeit und Fürsorge der Behörden an, denen ich ebenso die einführende Empfehlung bei einem Plantagenbesuche auf der großen Fazenda des Herrn Branco verdankte. Dieser Ausenthalt auf der Fazenda Mato dentro, alles dort einerseits von einheimischem Wesen, anderseits von der Kultur und der technischen Behandlung des Kaffees Gesehene, und nicht zuletzt das Umherstreifen zu Pferd in den Pflanzungen und im Walde gehören zu den schönsten und interessantesten Erinnerungen der ganzen Reise und sollen, wie manches andere, gelegentlich für sich geschildert werden.

Zurückgekehrt nach São Paulo erhielt ich die Einladung des deutschen Konsuls in Santos, Herrn Fr. Höpfner, des Chefs der großen Firma Theod. Wille & Cie., auch dort in der „Germania" zu sprechen und im Hause des Herrn Konsuls zu wohnen. So fuhren wir — liebenswürdige Paulistaner Bekannte machten gleichzeitig einen Ausflug nach Santos zu Verwandten — die 800 Meter der Serra auf der englischen Drahtseilbahn hinab. Diese unmittelbar vom Meere zu Höhen von 1700 Meter aufsteigende Serra geral, welche die ganze südliche Hälfte der brasilischen Küste umsäumt und die Trägerin der ausgedehntesten Urwaldmassen ist — dieser Höhenzug ist es hauptsächlich, der die Erschließung des Landes trotz der im Süden durchaus günstigen klimatischen Verhältnisse erschwert, verlangsamt hat. Wie der Panzer die Schildkröte, so umschließen sie und die viel gewaltigeren Kordilleren vom Stillen Ozean her den Körper Südamerikas. Ist ihre Starrheit einmal besiegt, durch schwierige Eisenbahn- und Wegebauten überwunden, so ist nachher darinnen alles ganz bequem. Aber der Ansiedler kann nur vordringen und wirtschaften, sobald ihm die Verbindung im Rücken mit der Küste, die allein einen wirklichen Austausch und Verkehr hat, gesichert ist. Von einem brasilischen Eisenbahnnetz kann keine Rede sein. Von den hauptsächlichsten Küstenorten aus führen kurze oder etwas längere Sackbahnen streckenweise ins Innere. Im Gesamtbilde des ungeheuren Landes bleiben sie noch völlig auf die Randzone beschränkt, nichtsdestoweniger haben sie schon eine außerordentliche Bedeutung gewonnen.

Ein gewaltiger Personen- und Güterverkehr, unter letzterem der größte Kaffeetransport der Welt, rollt an den Drahtseilen der São Paulo Railway auf und ab und die Gesellschaft hat sich neuerdings zur Verdoppelung des Schienenweges entschließen müssen. So eigentümlich sind hier die topographischen Verhältnisse, daß es billiger wurde, das neue Geleise für sich an anderer Stelle durch den Bergwald zu legen, als die vorhandene Anlage zu verbreitern. Diese im Bau befindliche, neue großartige Bergbahn, welche fast ganz aus Tunneln und Viadukten besteht und ebenfalls das Drahtseilsystem beibehalten hat, zu besuchen, wurde ich durch Vermittelung von Herrn Jeep eingeladen. Ich benutzte hierfür einen Sonntag von Santos aus und verbrachte einen nicht bloß hochinteressanten, sondern auch geselligüberaus angenehmen Tag mit dem leitenden Ingenieur Herrn Kesselring, welcher einer schweizerischen Familie entstammt, und seinem Kollegen Herrn Finnison, einem sehr netten Schotten. Welche bewundernswerten Futtermauern und Wasserableitungsbauten, welche Maschineneinrichtungen hier geschaffen sind, wie wir über unfertige Viadukte balancierten, durch schräge Tunnel aufwärts klommen oder zurückkehrend auf der Draisine mit zwei Mulatten an den Bremsen die langen, noch seillosen Geleisestrecken hinabsausten, wie wir im Urwald bannfreie Höhen mit wundervollem Blick auf die Bucht von Santos und das Meer erkletterten, oder in dem kaum minder aussichtsschönen, von Grün umgebenen und trotz seines provisorischen Charakters höchst gemütlichen Hause, das sich die genannten Herren für die Zeit ihrer Bauleitung hergestellt haben, fröhlich tafelten, sogar mit Faßbier, das Herr Kesselring aus São Paulo hatte kommen lassen — das alles dürfte eigentlich gar nicht durch schnöde und stimmungslose Andeutungen gestreift werden, sondern erfordert für sich eine ausführliche und harmonische Schilderung, die ich auch noch vorzunehmen hoffe.

Santos liegt, umrahmt von dem gebirgigen Festlande, auf einer Insel, deren Kern der Berg Monserrate bildet. Diese Insel ist jedoch, wenn ich es richtig gesehen habe, durch allmähliche Zusumpfung der Bucht mit dem Festlande nahezu vereinigt, so daß von den ursprünglichen Meeresflächen bloß kanalartige Arme geblieben sind, die das Ganze wie ein Flußdelta erscheinen lassen. Die Stadt selbst liegt innerhalb dieses Deltas. Dagegen haben viele deutsche und andere wohlhabende Familien ihre Villen, ihre Characas draußen an der Barre des offenen

Meeres erbaut, schon aus klimatischen Gründen, da das gelbe Fieber die Stadt beständig heimsucht. Besonders im Jahre 1892 war es, daß der Tod mit schrecklich gierigen Händen in das voll pulsierende Leben griff. Im Klub zu Santos hängt ein Gruppenbild der älteren Mitglieder; von ihnen ist etwa die Hälfte in besten Mannesjahren oder in blühender Jugend vom gelben Fieber dahingerafft worden. Indessen kann man heute nicht mehr, wie ein 1899 erschienenes Buch über Brasilien thut, die Stadt eine internationale Begräbnisstätte nennen. Die ganz vortrefflichen Kaianlagen, welche in den neueren Jahren den Hafen von Santos zu einem der besten und bequemsten der Welt umgewandelt haben, haben auch in hygienischer Beziehung bemerkbaren Wandel geschaffen.

Obgleich Santos bereits südlich vom Wendekreis des Steinbocks, also in der gemäßigten Zone liegt, sind seine Gärten und der Sumpfwald seiner Umgebung von voller tropischer Pracht. Die Luft hier ist heißer, schwüler, dabei naturgemäß viel schwerer als die Höhenluft von São Paulo. Wer von dort die rasche Fahrt mit der Seilbahn an die Küste herabkommt, dem wird zu Mute, als ob er plötzlich in ein geheiztes Badezimmer trete, und der Dichtigkeitswechsel der Luft bereitet Ohrensausen.

Aber wunderschön ist der Blick etwa vom Monserrate, der selbstverständlich eine Wallfahrtskirche trägt, auf die Stadt an ihrem Meeresarm, wie sich dieser in langem majestätischem Bogen durch Gebüsche und Mangrowen der Niederung ins freie Meer hinauswindet, sowie auf das Meer selbst mit seinen Felsvorsprüngen und Inseln, und nach Westen zu auf das ragende Amphitheater der bewaldeten Serra. Santos ist kein solches Bravourstück der Natur, wie der Hafen von Rio, mit dessen Abenteuerlichkeit und kapriziöser Großartigkeit sich nur noch die Magalhäesstraße soll messen können, aber mit manchem vielgerühmten Hafen Südeuropas nimmt die Stadt es immer noch an malerischer und farbiger Schönheit auf.

Der Deutsche ist von seinen Küsten her gewohnt, auf ganze Strecken ins Land hinein die Vegetation vor dem Winde und dem Salzhauch des Meeres verkümmern oder vielmehr die Landflora durch eine eigene Strandflora abgelöst zu sehen. Das hat ja schon das Mittelmeer nicht mehr, und ebenso wie dort spült der Ozean Brasiliens seine Wogen unmittelbar an die schönsten und üppigsten Gärten heran, in welchen die wieder durchaus brasilischen, einstöckig-weitläufigen, von Veranden umgebenen Landhäuser liegen. An diesem Strande und in diesen Gärten, umfächelt von der weichen, warmen Luft, mußte ich wohl zuweilen an das antike Bajae der Römer und an Capua denken. Und vielleicht noch mehr an Akkon-Ptolemais, die wichtigste Handelsstadt der einstigen Kreuzfahrerstaaten, wo sich, wie ähnlich heute in Santos, auf engem Raume die Nationen drängten und der Warenaustausch zweier Erdteile aus- und einflutete. Nur dürfte ich nicht so verstanden werden, daß Santos etwa auch ein „Capua der Geister" bedeutet. Denn die deutschen Santisten stehen in der höchsten Achtung als Kaufleute von großem Stil, und selbst der leicht mit sich zufriedene Brasilianer wird dort durch das Vorbild ihrer rastlosen Thatkraft emporgezogen. Und was sonstige geistige Elastizität anlangt, so sind die Geselligkeit, die deutschen Feste von Santos und ihre — humoristischen Festzeitungen bis nach São Paulo hinauf und darüber hinaus mit Recht berühmt. Diese Santisten sind durchweg starke oder besondere Naturen und von zwangloser innerer Freiheitlichkeit. Das Leben rauscht in Santos in vollerem Rhythmen dahin, man arbeitet intensiver, aber man gibt sich auch verdoppelt den erholenden und genießenden Stunden dahin und ein horazisches Carpe diem, „das Leben blüht, darum nimm und gib!" scheint durch die feuchte Luft dieser Stadt zu wehen.

Schöne Tage habe ich hier verbracht. Bald in der Stadt, am Hafen oder durch die mächtigen Lagerhäuser wandelnd, wo riesenhafte farbige Arbeiter zwischen den endlosen Reihen der Säcke und Kisten hantieren, wo die Kaffeesorten in Parade stehen und der Kautschuk in großen Ballen liegt, außen und innen wie Speck anzusehen, wie ihn der indianische Seringueiro liefert. Bald wieder an der Barre draußen; über den festen Ufersand des Meeres in leichtem Gefährt dahin rollend, vorbei an wrackgewordenen Schiffen; das Mittagslicht glitzert auf der leicht bewegten Flut zur Linken wie tausend kleine Sonnen, in die es unmöglich ist hineinzusehen, und das Grün der Gärten zur Rechten ist wie in Gold getaucht. Oder im Kanoe, im wirklichen, veritablen Einbaum um die Zauberinseln der Küste herumplätschernd auf sanfter Flut. Oder wenn Meer und Gärten in Duft und Nacht sich hüllten, die fröhlichen Abendgesellschaften bei Herrn und Frau Höpfner oder in der Familie des Herrn Ernst Bormann. Als K. K. Konsul plagt sich letzterer zwar sonst mit Kroaten und Galiziern, ist aber nichtsdestoweniger, wie auch seine liebenswürdige Gattin Rostockerin ist, ein engerer mecklenburgischer Landsmann, dessen in meiner Heimatstadt Doberan das Gymnasium besuchendem Sohne ich ein paar Wochen später persönlich die Grüße von Eltern und Geschwistern bringen konnte. Wie eine rechte Stätte der Erholung und Ruhe liegt in der Stadt, nach allen Seiten von Gärten umgeben, das Klubhaus der Germania, wo ich neben anderem insbesondere die imposante Anlage der Kegelbahn und die überraschend reichhaltige und gutgewählte Bibliothek bewunderte. Und was nun den Vortrag anlangt: wieder das gewohnte Bild mit den weit geöffneten Thüren und Fenstern, die Freude, in solcher Stadt über deutsche Handelsgeschichte und Seefahrt zu sprechen, und zum Schluß frohes und geschmackvolles geselliges Treiben — kühler Trank und heiteres Geplauder; Lichterglanz und anmutige, heil gewandete Frauen; Walzerklänge und Tanz bis über die Mitternacht hinaus.

Wie bleibt doch das in diesen Zeilen flüchtig Erwähnte alles nur ein dürftiges Bruchstück aus gehäuft nachschimmernder Erinnerung! „Bei der Abreise fällt einem immer wieder jedes frühere Scheiden in den Sinn", sagt Goethe einmal, wie er in der italienischen Reise seinen Wanderstab weitersetzt. So ging es mir beim Abschied von

Santos. Erst jetzt schien ich mir endgültig auch São Paulo zu verlassen, und zugleich begrub ich die bisher als Gewißheit genährte Aussicht, noch nach Rio für ein paar eilige Tage zurückzusehren, die auch einen raschen Besuch in Petropolis erlaubt hätten. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft hatte Weisung gegeben, den Dampfer „Patagonia", dessen Kapitän Herrn Barrelet ich schon im Klub zu Santos kennen gelernt hatte, auf der Heimfahrt Rio de Janeiro wegen der dadurch entstehenden Quarantäne nicht anlaufen zu lassen. Den nächstfolgenden Dampfer unthätig abzuwarten, mochte ich bei mir nicht recht verantworten, schon weil ich Bahia nur als Passagier der quarantänefreien Patagonia besuchen konnte. Freilich mit dieser Stadt verband ich damals noch keine nähere Vorstellung und der Abschiedstag von Santos war mir wie der Abschied von Brasilien überhaupt. Nicht ohne Wehmut winkte ich zu dem fremden schönen Strande die letzten Grüße. Es galt nicht bloß einer Stadt und einem Hause allein, wenn ein Abschiedstelegramm in die Zeilen endigte:

Zur Heimat geht's mit frohem Blick —
Ein Stückchen Herz bleibt doch zurück.

Bei Kapitän Barrelet stand ich auf der hochumblickenden Kommandobrücke, während die „Patagonia" durch das große S des Hafenarms von Santos hinaustrauschte ins Meer und bald danach auch die gastliche Barre hinter Vorgebirgen verschwand. Noch hafteten die Gedanken in all dem Reichtum der letztdurchlebten Wochen und mochten sich noch für keine neue Gegenwart vorauswenden.

Am andern Vormittag fuhr die „Patagonia" mit festem Steuer weit draußen im Meere vor Rio vorbei. Wir konnten zwar die Stadt nicht, wohl aber ihre Berge ganz deutlich erblicken. Von weißen Nebelstreifen fein liniiert starrten die trotzigen Zinnen des Orgelgebirges empor, und zur Linken davon ward die krause, runde Kuppe des „Negerkopfes" sichtbar, hinter der ich Petropolis wußte.

Dann stieg nach weiteren Tagen lachender Fahrt eines Morgens Bahia vor uns auf. Und wieder sollte ich, nach allzugedrängt genießender Reisenden Art, geneigt werden, diese Stadt und den Aufenthalt daselbst für das Schönste vom Ganzen zu halten. Eine verkehrdurchwimmelte Geschäftsstadt am unteren Strande, darüber, auf langgestreckter Felsenbastei, die obere Stadt mit ihren großen Plätzen, ihren Regierungspalästen, ihren in Grün gebetteten Häusern und ihren 78 Kirchen, die fast alle im XVI. und XVII. Jahrhundert gebaut sind, daher den gleichen mit zwei Türmen flankierten Spätrenaissancestil aufweisen — so liegt Bahia, ein prangendes Farbenbild in Grün, Weiß und Rot, an seiner Bucht. Wie verschwindend sind diese Buchten, wenn man auf die Gesamtkarte des brasilischen Reiches blickt; wie gewaltig jede für sich in Wirklichkeit — wird doch der Seefersee an Wasserfläche von den größten weit überholt. „Bai aller Heiligen" ist der Name der Bucht, und die Stadt heißt eigentlich Ciudad de São Salvador da Bahia de todos os Santos. Wie ja fast alle diese Städte biblische und Heiligennamen tragen und alles, was an ihnen überhaupt Geschichtliches haftet, an die große Rolle erinnert, welche die Jesuiten in den Anfängen des portugiesischen Brasilien durch Mission und erste Kolonisation gespielt haben. Cabral, bei der ihm aufgetragenen Fahrt ums Kap der Guten Hoffnung nach Ostindien durch beständige Winde westlich abgetrieben, war bekanntlich im Jahre 1500 der erste, welcher in Brasilien landete, und 1900 ward überall das Andenken dieser Entdeckung begangen. Insbesondere sah ich Nachbildungen des mit Palmenzweigen geschmückten hölzernen Kreuzes, welches Cabral in Porto Seguro aufpflanzte, in Petropolis, wie in den Küstenstädten festlich neu errichtet. Drei Jahre nach Cabral landete Christovão Jaques — vom König von Portugal ausgesandt, um die von jenem im Vorbeigehen gemachte Entdeckung näher zu erforschen — zu Bahia, wo noch heute eine Oertlichkeit als die der ersten Indianerbekehrungen gezeigt wird und die älteste bischöfliche Kirche Brasiliens an schöner Stätte sich erhebt. Bahia ward die Hauptstadt des ganzen Landes und blieb es bis 1807, d. h. bis an seine Stelle Rio de Janeiro trat. —

Kaum war der Anker unseres Dampfers niedergegangen, so umdrängten das Schiff die Boote der Händler mit Papageien, Affen, Schildkröten und lebenden Riesenschlangen. Die „Patagonia" hatte außer ihrem Kohlenbedarf als Ladung viel Tabak und Kakao zu nehmen. Diese beiden Pflanzungserzeugnisse bilden nach dem Niedergange des Zuckerexportes die Hauptausfuhrartikel des Staates Bahia, dessen wirtschaftliche Bedingungen, weil näher dem Aquator gelegen, widerum ganz andere als die der südlicheren Staaten sind. So wimmelten denn alsbald auf dem Deck und in den Leichtern neben dem Schiff die fast nackten Prachtgestalten der schwarzen Arbeiter. Nicht lange, da brachte ein Boot die Herren v. d. Linde, welcher mein gütiger Gastfreund sein wollte, Ingenieur Heyn, welcher die von ihm eingerichtete Siemens & Halskesche Straßenbahn in Bahia — und das ist mit brasilischem Personal eine andere Aufgabe, als bei uns! — leitet und derzeit bis zur Ernennung eines neuen Berufskonsuls das deutsche Konsulat versieht, und Konsulatssekretär Wolff. Die zwei letzteren Herren, nebenbei gesagt, „alte" Korpsstudenten; und ich glaube aussprechen zu sollen, daß Korps und Burschenschaft im Philisterium sich wieder einmal vortrefflich verstanden haben, voran im sachlichen Zweck, der hier den deutschen Vorträgen galt, aber dann auch in der nachfolgenden Fröhlichkeit. Durch Briefe des Konsulats in Rio wie von Herrn Stoltz waren die Vorträge schon in bester Weise eingeleitet worden.

Nun ging's in rasch gegliedem Boote zur Stadt hinüber. Im Deutschen Klub ward flüchtig vorgesprochen, darauf dessen Vorstand Herrn Andresen und seiner Familie ein Besuch abgestattet, und dann durfte ich wieder einmal mein Quartier in schöner und liebenswürdiger Häuslichkeit auf brasilischem Boden aufschlagen, in Herrn von der Lindes Hause auf der wundervollen „Viktoria". So viel ich in Brasilien gesehen habe, steht doch nichts anderem in seiner Art der Blick nach, welcher aus dem weiten

Speisezimmer dieses Hauses, durch die Bäume am Gartenabhang hindurch, sich auf die Reede öffnet, die tief drunten nach rechts mit zahllosen Dampfern und Seglern gebreitet liegt, und freier hinaus auf die immense Fläche der schimmernden Bucht, aus welcher große, mit Urwald überponnene Inseln emportauchen. Kaum vermag der Blick von seiner Höhe das ferne jenseitige Festlandsufer der Bucht noch zu erreichen.

Schön vergeht der Tag, bald in angenehm plaudernder Rast, bald in unbegleitetem Umherwandern — der Reiz des Selbersuchens und unvorbereiteten Schauens ist allzugroß — durch die von etwa 100 000 Schwarzen und 80 000 Weißen und Farbigen bewohnte Stadt und durch ihre ins Grün sich verlierenden Außenviertel. Abends Vortrag im Klubhaus, danach Geselligkeit und Tanz: das unvergessene Bild von Santos in neuer Umgebung und mit neuem Reiz sich wiederholend. Spät ins Bett, aber immer noch ziehen aus dem nicht fernen Klubhause durch die nur von Jalousien verschlossenen Fenster die Klänge herüber. Gerade will ich einschlafen, da tönt's das stille Pflaster entlang wie Patrouillenschritt. Ich fahre wieder auf, schaue in den Mondschein hinaus, der hell auf dem seltsam aztekisch ornamentierten Dachfirst des gegenüberstehenden Hauses und auf den Laubmassen der Mangobäume liegt. Richtig, da marschieren strammen Schrittes zwei der jüngsten künftigen Handelsherren mitten auf der Straße, der eine den Spazierstock im Arm, der andere auf Schulter, links, rechts, links, rechts, Ach—tung! ... Glückliches Land, wo keine Polizei auf die harmlose Fröhlichkeit studentenhafter deutscher Jugend fahndet! Links, rechts marschiert's weiter zwischen den blühenden Gärten der Straße dahin und verhallt in der Ferne.

Ich erwache, als die Hufe der Pferde vor dem Gartenthor trappeln, welche Herr Heyn nach gestriger Verabredung in aller Frühe gesandt hat. Schnell heraus, mit dem Bademantel zur Douche, in die Kleider und Reitgamaschen, rasches Frühstücken, herzliches Verabschieden bis zum Nachmittag, fertig! Und nun folgen die langen Stunden eines ganz wundervollen Rittes mit Herrn Heyn und Herrn Bach zum äußeren Meeresstrande hinaus, diesen auf schmalen Klippenwegen entlang, dann auf kaum sichtbaren Fußpfaden der Farbigen durch die unbeschreibliche Pracht des feuchten Urwaldes, welcher hier durch seine massenhaften Baumfarren einen eigenartig vorgeschichtlichen, paläontologischen Reiz empfängt, durch das Rio-Vermelhothal, und so nach weitem Bogen wieder von der anderen Seite in die Stadt hinein zum lang verspäteten Frühstück. Abends Diner bei Herrn Andresen und dann abermals Vortrag, weil anstatt des ursprünglich nur beabsichtigten einen noch ein zweiter gewünscht worden war. Wie gerne steh' ich wieder auf dem Podium — zum Ausruhen ist später auf der „Patagonia" ja Zeit genug. Und nach dem Vortrag sitzen wir wieder in bunter Reihe in den fröhlichen Klubräumen beisammen, viele schöne Reden werden gehalten, die Kommersbücher klappern auf dem Tisch, meisterhaft leitet Herr Wolff, wie ein rechter alter Fuchsmajor, das improvisierte Bankett, und in die Studenten- oder Volksweisen, wie sie sich eines nach dem andern aus der Stimmung erheben, klingen die anmutigen Stimmen schöner Frauen und junger Mädchen mit hinein. „Hier in weiter, weiter Ferne" — wie seltsam das Lied uns allen, auch die im Kreise der Ihrigen glücklich dasitzen, die Seele ergreift!

Villa Schaumann in Sao Paulo.
Liebhaberaufnahme von Herrn Paul Henden in S. Paulo.

Zum letzten Male auf brasilischem Boden schlafe ich mich durch die Tropennacht. Noch ein weiterer Tag ist für Abschiedsbesuche und neues Umherstreifen im farbigen Gewirre der Stadt vergönnt, dann gilt es, wieder einmal Abschied nehmen an Bord, wohin eine Anzahl liebenswürdiger Bekannter das Geleite geben. Die Gläser klingen, aber das Reisemilieu um uns her macht mich einsilbig, vielleicht den Gefährten nicht ganz verständlich, die mir eher die frohe Heimkehr nachzufühlen vermögen, als dieses abermalige rasche und letzte Zerblättern des reich gewundenen Blütenkranzes brasilischer Tage, welche ich

so, wie sie sich in mir noch wirren, nie wieder erleben kann. Bei Dunkelwerden hebt die „Patagonia“ die Anker, die Gäste steigen am erleuchteten Fallreep ins Boot. Amerika und Europa scheiden uns wieder. In langsamer Fahrt gleitet der Hamburger Dampfer dem offenen Meere entgegen. Mit den glänzenden Flammenlinien ihrer Lichter liegen die obere und untere Stadt; ihre Bäume heben sich noch als Silhouetten ab, aber rasch wird es dunkler, und über den Rand des weiten Wasserspiegels der abendlichen Bucht glüht die Scheibe des vollen Mondes empor. Zugleich aber leuchtet es von zwei Villen der Viktoria mit bengalischen Lichtern auf, Fackeln werden geschwungen, und nach brasilischer Weise steigen kleine feurige Ballons in die Lüfte. Mit Raketen und leise aufpuffenden leuchtenden Signalkugeln antwortet der Dampfer und sendet dankenden Abschiedsgruß zurück.

Dann rauscht die Bugwelle stärker auf in gewonnener voller Fahrt, mehr und mehr schieben sich die Lichter Bahias hintereinander, und über die nächtlichen Wasser hinweg verschwimmt die Stadt. Eine halbe Stunde später ist alles verglommen. Nur ein greller Strahlenkegel im Westen blinkt alle Minuten auf und huscht ins Dunkel zurück, der Leuchtturm von S. Antonio, der den Eingang zur Allerheiligenbai behütet. Abermals ein paar Stunden später sagt uns die Welle, die außen an die eiserne Kabinenwand glückt, daß wieder einmal nichts mehr um uns ist, als Ozean, und nach der Fülle reichbewegter Tage gehen alle Gedanken in glückhafter Heimkehr zur Ruhe.

Begegnung.

Von

Hildegard von Hippel.

Zeichnung von Fidus.

Kleine Lacerte, flinkes Persönchen
Sage, wo hast du
Dein heimliches Krönchen?

Silbergeschuppte,
Verzauberte du,
Sage, wer herte
Dich um die Ruh?

Wende dein Köpfchen
Sonder Harm
Ringle dich furchtlos
Mir um den Arm —

Denn sieh, verzaubert
Bin ja auch ich,
Und auch ein Eidechschen
Heißen sie mich . . .

Heimliche Kronen
Die trag' ich im Herzen,
Drum züngeln viel Schlangen,
Das sind meine Schmerzen. —

Kleine Lacerte —
Ruh'loses Persönchen, —
Zertrat man auch dir
Dein heimliches Krönchen? —

Nach dem Ball. Gemälde von Franz Skarbina.
(Berliner Secession 1900.)

Aus den Berliner Theatern.

(Oktober – Dezember 1900.)

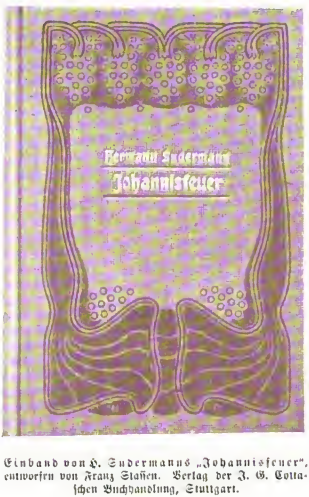
Von

Hanns von Zobeltitz.

„Johannisfeuer.“ Schauspiel von Hermann Sudermann (Lessingtheater). — „Rosenmontag.“ Eine Offizierstragödie von Otto Erich Hartleben; — „Die Macht der Finsternis.“ Drama von Leo Tolstoi (Deutsches Theater).

Von den männerwerdenden Gotenkämpfen, aus dem Lande Galiläa, aus dem phantastischen Nordreiche ist Hermann Sudermann wieder zur Heimat zurückgekehrt, aus der Vergangenheit und der Mystik zur Gegenwart und zur Wirklichkeitsschilderung. Wir durften uns dessen freuen, denn wir wußten: hier wurzelte allezeit sein bestes Können. In seinen drei großen Romanen zumal, dem „Katzensteg“, der „Frau Sorge“, „Es war“, hat er sich als trefflicher Kenner seiner engeren Heimat, Ostpreußens, und ihrer Bewohner erwiesen, originelle Gestalten aus diesem Kreise mit starker dichterischer Kraft geschaffen. „Heimatskunst“ ist ja außerdem — mit mehr oder minderem Rechte! — zur Zeit ein beliebtes litterarisches Schlagwort geworden, und solche Schlagworte sind nun einmal eine Macht. Man kam dem neuesten Sudermannschen Werke, dem Schauspiel „Johannisfeuer“, jedenfalls mit allseitigem Interesse, mit den günstigsten Erwartungen entgegen. Als ich dann freilich, einige Zeit vor der Erstaufführung im Lessingtheater, in der Tagespresse eine Inhaltsangabe des Schauspiels las, wurde ich bedenklich. Die Fabel kam mir entsetzlich dünn vor; es wollte mir scheinen, daß — um vulgär zu sprechen — „die Geschichte einen starken Knax habe“. Aber, sagte ich mir, wahrscheinlich ist diese Notiz von irgend einem übelwollenden Freunde des Dichters in die Zeitung lanciert worden: außerdem kommt ja alles darauf an, wie der Autor den kleinen Stoff behandelt und gestaltet! Laß dich nicht im voraus in deinem Urteil beeinflussen!

Leider brachte jedoch das Schauspiel selbst, von der Bühne herab, wie bei der Buchlektüre, nur, wie wohl den meisten ehrlichen Freunden Sudermanns, eine sehr herbe Enttäuschung. Aller äußerlicher Erfolg, der dem „Johannisfeuer“ zumal außerhalb Berlins beschieden gewesen sein soll, kann an der Thatsache nichts ändern, daß es ein ziemlich schwaches Werk ist, an Kraft und Eigenart hinter den meisten Sudermannschen Schöpfungen arg zurücksteht. Die Fabel ist wirklich recht arm und klein, mit einem gekünstelten, wenig logisch erfundenen und sehr brutalen Knalleffekt aufgeputzt; die Charaktere gerade der beiden Hauptträger der Handlung erscheinen in ihrer Entwickelung unklar und brüchig. Es ist sehr schade darum: denn trotz alledem verrät das Schauspiel in seinen ersten Akten,



Einband von H. Sudermanns „Johannisfeuer“, entworfen von Franz Stassen. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart.

in seiner Anlage durchaus die Klaue des Löwen, erweckt starke innere Anteilnahme. Dann aber ist es, als sei auf einen guten edlen alten Stamm ein schlechtes Reis aufgepfropft. Ich verstehe vollkommen, daß man auf den Gedanken kommen kann, Herr Sudermann habe eine ältere halbfertige Arbeit, deren Ausgestaltung er einst ganz anders geplant, unter starker Übermalung der vorhandenen Teile mit einem nachträglichen Schluß versehen, der nun unter allen Umständen besonders eigenartig sein sollte. Mir ist selten der Finch des Haschens nach dem absonderlichen so deutlich in die Erscheinung getreten, wie in diesem Schauspiel.

In dem ersten, dem besten Aufzug weht uns wirkliche Heimatsluft entgegen. Ganz in seiner alten trefflichen Art versetzt der Dichter uns gleich in medias res. Wir haben das behagliche Wohnzimmer eines ostpreußischen Gutes vor uns (die Einheit des Ortes hält Herr Sudermann diesmal streng fest; alle vier Aufzüge spielen in demselben Zimmer), wir lernen den Besitzer, den biderben, nicht sehr taktvollen Herrn Vogelreuter, seine Frau, die mit ihrem alten Polterer prächtig umzugehen weiß, sein niedliches, gesundes, geistig nicht gerade sonderlich bedeutendes Töchterchen Gertrud kennen; weiter den jungen heiteren, ganz von innerer Herzensgüte und Nächstenliebe beseelten Hilfsprediger Haffke, wohl die originellste, beste Gestalt des Stückes — und dessen eigentliche Träger, Held und Heldin, wie man ehedem gesagt hätte . . .: „die Notstandskinder“: den Baumeister Georg v. Hartwig und Marikke.

Die Hochzeit Georgs und Gertruds steht vor der Thür. Der Hilfsprediger erbittet sich einige Notizen für die Hochzeitsrede. Hierbei erfahren wir, ohne jede langatmige Exposition, die Vorgeschichte, auf der sich das Schauspiel aufbaut. In dem schrecklichen Notstandsjahr 1867 nahmen Vogelreuter und seine Frau zwei hilflose Waisen liebevoll in ihr Haus auf: ihren Neffen Georg, dessen Vater sich auf seiner Scholle nicht mehr halten konnte und freiwillig in den Tod ging; Marikke, die Tochter einer Landstreicherin, die sie halb verhungert vor ihrem Schlitten fanden. Auf beiden lastet der Druck der empfangenen Wohlthat. Bei Georg, den uns Herr Sudermann als einen „ganzen Mann“ glaubhaft zu machen sucht, ist das einigermaßen verständlich, denn der polternde Onkel hat ihn wohl ziemlich hart angefaßt und ihm nicht gerade zart zu verstehen gegeben, daß er das Andenken seines Vaters vor Schimpf und Schande bewahrte, indem er nach dessen Tode seine Ehrenschulden beglich; auch ist Georg frühzeitig aus dem Vogelreuterschen Hause gegangen und durch eigene Kraft geworden, was er ist, Stadtbaumeister im nahen Königsberg. Warum Marikke alles Gute, was sie hier empfangen hat, nur mit dem Gefühl erwidert, „es abarbeiten zu müssen“, ist nicht so klar, denn ihr ist wirklich nur das

Frau Rosa Bertens und Frl. Eysoldt als Landstreicherin (Mutter und Marikke (Tochter) in „Johannisfeuer.“

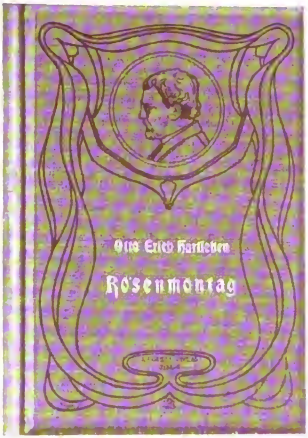
Frl. Enfoldt und Herr W. Grunwald als Marikke und Hilfsprediger Haffke in „Johannisfeuer."

Beste im Hause Vogelreuters zu teil geworden. Trotzdem ist, wie der sie liebende Hilfsprediger die gelungenste, die Landstreichertochter die mindestens der Anlage nach interessanteste Gestalt des Schauspiels. Ich meine, Herr Sudermann hat in ihr ein Seitenstück zu seiner freilich ungleich vollsaftigeren Regina im „Katzensteg" schaffen wollen. In ihr mischen sich alle möglichen guten und schlechten Eigenschaften. Sie ist das „Heimchen" des Hauses, von allen gesucht, aller Helferin, unermüdlich fleißig, sanft und liebenswürdig. Aber zugleich schlummern in ihr die ererbten schlechten Instinkte. Sie würde, sagt sie selbst, stehlen können wie ihre Mutter, sie lügt wie diese, sie wirft sich fort, wie es diese wahrscheinlich auch gethan hat. In einem Roman, wo die epische Breite eine feinere psychologische Motivierung erlaubt, hätte Herr Sudermann aus diesem durch Erziehung gemodelten Naturkind wahrscheinlich eine meisterliche Figur geschaffen. Im Drama ist ihm das doch nicht vollständig gelungen.

Georg von Hartwig und Gertrud also sind verlobt. Er trägt aber im tiefsten Herzen eine alte Liebe zu dem anderen Notstandskind, und als er sieht, daß Marikke diese leidenschaftlich erwidert, lodert sie hell auf. Und während draußen nach altem Brauch die Johannisfeuer lodern, erkennen sie, daß sie zu einander gehören. In der Johannisnacht, der alten heidnischen Freinacht — der Nacht vor der Hochzeit Georgs und Gertruds — wirft sie, die kurz vorher dem braven Prediger ihr Jawort gegeben hatte, sich Georg in einer meines Erachtens recht widerwärtigen, unpoetischen Scene an die Brust, und Georg, der „ganze Mann", der morgen zum Traualtar schreiten will, widersteht nicht. Nun gut: ist das, gelinde gesagt, nicht schön, so mag es doch möglich, psychologisch erklärlich sein. Was aber nun folgt, im letzten Akt, ist schlechthin unmöglich und unerklärlich.

Man mußte annehmen, daß das Schauspiel entweder tragisch schließen oder daß der „ganze Mann" Georg sein Marikken an der Hand nehmen und der Familie Vogelreuter erklären würde: uns beide Notstandskinder trennt nichts in der Welt mehr, wir lassen uns auch nicht weiter von der Pflicht der Dankbarkeit unterjochen. Aber Herr Sudermann hat sich einen anderen Ausgang herausgeklügelt. Er läßt den ausgezeichneten Herrn Baumeister zwar mit dem Gedanken spielen, ein anständiger Kerl zu bleiben; dann jedoch geht er wohlgemut mit seinem Bräutchen, das er ein paar Stunden vorher schmählich betrogen, zum Standesamt, und das brave Heimchen wird noch das Hochzeitsdiner mit kochen helfen, um dann irgendwo, irgendwie in der Stadt eine neue Existenz zu suchen. So verläuft das Schauspiel in der — ich kann mir nicht helfen — bösesten Alltäglichkeit. In einer Alltäglichkeit, die um so wunderlicher, verblüffender wirkt, als sie im schroffsten Gegensatz steht zu den, freilich

Frl. Clara Kollendt und Herr Ferd. Bonn als Braut und Bräutigam in „Johannisfeuer."



Einband von O. E. Hartlebens „Rosenmontag," entworfen von Peter Behrens. Verlag von S. Fischer in Berlin.

auch etwas geschraubten, geheimnisvollen Anspielungen auf die Johannisnacht, den sich immer wiederholenden Hindeutungen auf die ganz besonderen Schicksale der „Notstandskinder".

Die Aufführung im Lessingtheater war gut abgerundet, bot aber nur eine wirkliche Glanzleistung, den jungen Pfarrer des Herrn Willy Grunwald. Es war wirklich eine Freude, diese schlichte, warmherzige, echt ostpreußische Gestalt zwischen den übrigen Theaterfiguren zu beobachten. —

Das Deutsche Theater hat mit vieler Mühe zwei Schauspiele von der bösen Theaterzensur losgeeist, die ja sogar dem Berliner Theater die unglaublich harmlosen „Gestrengen Herren" der Compagniefirma Blumenthal & Kadelburg sperren wollte und damit für das unbedeutende Stück eine höchst wirksam ausgenutzte Reklame machte. Die böse Theaterzensur hat überhaupt in diesem Jahre viel Staub aufgewirbelt, ganze Liter Tinte und Kilogramm Druckerschwärze sind gegen sie verbraucht worden. Ich fürchte, der Kampf wird in falscher Richtung geführt. Man sollte ihn nicht mit dem, in solchen Dingen bei uns üblichen Übermaß von Phrasen gegen die Institution an sich richten, die — leider — unentbehrlich ist, wie selbst Herr Professor Mommsen bestätigen mußte. Man sollte vielmehr dahin wirken, daß die Zensur verständig gehandhabt wird. Daß dies z. B. nicht im wünschenswerten Maße geschieht, muß jeder Unvoreingenommene zugeben. Es wirkt denn doch außerordentlich wunderlich, wenn man hört, wie ein Stück nach dem andern erst feierlich mit dem Interdikt belegt wird, um nachher ebenso feierlich losgesprochen zu werden. Und es wirkt beinah komisch, wenn man liest, wie ein Schauspiel, das für Berlin in Acht und Bann gethan wurde, an anderen deutschen Hofbühnen, die doch sonst recht vorsichtig zu sein pflegen, anstandslos hatte passieren dürfen.

Das erste der beiden, dem so erfolgreichen Deutschen Theater freigegebenen Schauspiele ist „Der Rosenmontag" von Otto Erich Hartleben.

Eine „Offizierstragödie" nennt Herr Hartleben mit besonderer Betonung sein sehr interessantes Schauspiel. Die Bezeichnung mag insofern richtig sein, als es ganz in dem Milieu des Offizierskasinos, in der Kaserne spielt, in ihm überhaupt nur ein Zivilist und eine Frauengestalt vorkommen. Wenn der Verfasser aber mit der seltsamen Benennung glauben machen will, daß der Konflikt, der den Kernpunkt der Handlung bildet, nur in Offizierskreisen möglich wäre, so irrt er entschieden. Ein unüberlegt abgefordertes, noch unüberlegter gegebenes, dann — wie wir sehen werden — seiner Bedeutung nach ganz falsch verstandenes Ehrenwort kann in allen gesellschaftlichen Schichten, in denen ein Ehrenwort, ein Manneswort überhaupt noch Geltung hat, genau dieselbe unheilvolle Wirkung haben, wie unter Offizieren;

Herr M. Reinhardt als Kommerzienrat (Schwiegervater) und Herr R. Rittner (Leutnant Rudorff) in „Rosenmontag." Zeichnung von Curt Agthe.

ja ich meinerseits glaube bestimmt, daß gerade innerhalb eines gut geleiteten, gut erzogenen Offizierskorps durch kameradschaftlichen Einfluß, schließlich durch den Ehrenrat solch ein Konflikt leichter beseitigt werden würde, als in anderen Kreisen. Daß der zweite Kernpunkt des Schauspiels, die künstlich in Scene gesetzte Verleumdung eines jungen Mädchens, sich genau so, wie hier unter Offizieren, unter Studenten oder Assessoren oder Kaufleuten hätte abspielen können, bedarf überhaupt keiner besonderen Hervorhebung.

Nun muß man aber nicht etwa denken, Herr Hartleben hätte etwas wie eine Persiflage auf den Offizierstand schreiben, ihn verletzen oder auch nur verunglimpfen wollen. Bewahre: er steht ihm im Gegenteil augenscheinlich mit voller Sympathie gegenüber. Aus hundert kleinen, feinen, dem Leben abgelauschten Zügen spricht das, selbst dort, wo er seiner satirischen Ader freien Lauf läßt. Er hat seine herzliche Freude an dem fröhlichen Leben der Leutnants, an dem gelegentlichen Unfug, den sie treiben, an dem Übermut, selbst an der Leichtlebigkeit der frischen Jugend. Ich könnte mir Herrn Hartleben sehr gut vorstellen, wie er als Gast in irgend einem Offizierskasino, der lustigsten und durstigsten einer, gesessen und dabei gedacht hat: Das ist ja ganz famos hier! Die netten Leutchen müßt du mal auf die Bühne bringen — genau so wie sie sind.' Das hat er denn auch gethan. Er hat brillant beobachtet, er hat brillant gezeichnet. Trotzdem hat er aber nur einseitig gesehen, nur das Äußerliche. In das innere Leben des Offizierkorps, in seine wirkliche Kameradschaft, in das wohlwollend beratende Verhältnis des Älteren zum Jüngeren, in die verantwortlich leitende Stellung des Regimentskommandeurs seinem Offizierskorps gegenüber hat er keinen rechten Einblick gewonnen. Er hörte nur die Glocken läuten; vielleicht aus einzelnen Andeutungen heraus, wie sie im Kameradenkreise, wo man nicht jedes Wort auf die Wagschale legt, leicht fallen, konstruierte er sich ein ganz falsches Bild. Und so sind ihm denn in seiner „Offizierstragödie" all die zahlreichen heiteren Elemente prächtig gelungen — die Tragödie selbst aber beruht auf ganz unrichtigen Voraussetzungen und ist ein recht hohles, schwaches Ding geworden.

Herr Hans Fischer als Moritz Diesterbeg im Zimmer Rudorffs vor dem Bilde der Braut in „Rosenmontag."

Köstlich, erstaunlich echt ist gleich der erste Akt. Mittagstisch im Kasino, die Ordonnanzen bringen die Lichter, die Tafel wird aufgehoben, die Herren Fähnriche stehen stramm und dürfen gehen. Ein paar Herren setzen sich an die eine Ecke des Tisches, um noch schnell vor dem Dienst einen kurzen Skat zu dreschen, andere rücken gegenüber zusammen, branen ein Bövlchen. Sie erwarten einen lieben Kameraden, Hans Rudorff. Er hat so etwas wie eine „dumme Geschichte" gehabt, eine Liebelei mit einem kleinen Bürgermädchen. Die Tante ist ihm während eines Kommandos untreu geworden, das konnte er mit seinem empfindsamen Herzen nicht verwinden, erkrankte, mußte längere Zeit auf Urlaub gehen. Nun kommt er, von allen, zumal von seinen beiden Vettern vom Ramberg, mit Hallo begrüßt, zurück, noch im Gewande des friedlichen Bürgers. Es wird zugegossen, man kommt in Stimmung — schließlich hält Rudorff eine Rede und verkündet den Staunenden, daß er sich verlobt hat, mit der Tochter eines Kommerzienrats aus Köln.

Das alles ist wirklich ausgezeichnet gemacht. Auch das, wie der Dichter in kleinen Zügen bereits das Kommende, den Konflikt andeutet, vorbereitet. Trefflich sind die einzelnen Gestalten herausgearbeitet, alle auf einen Ton gestimmt und doch so fein differenziert: vom wirklich ernst angelegten Mann über den schwärmerischen Idealisten bis zum ausgelassenen Salontiroler und den harmlos lustigen jungen Dächsen. Echt und dabei liebenswürdig alles bis aufs Tippelchen, bis auf die kleinsten Späße, wie etwa den: „Ich habe übrigens neulich auf der Reise dein Bild gesehn." — „Mein Bild? Erlaube mal . . . Wo denn?" — „In Simplicissimus." —

Ebenso reizend, oft wirklich humorvoll sind die nächsten Scenen, in denen der Papa Kommerzienrat vom Offizierskasino mit Tschingderassassa auf Rudorffs Bude geleitet wird; durchaus ansprechend, sympathisch ist weiter dessen Auseinandersetzung mit dem alten Herrn, sein Geständnis an diesen, daß „an der alten Geschichte" doch etwas mehr gewesen sei, als sonst in ähnlichen Fällen, daß er Traute wirklich lieb gehabt hat. Als er dann aber durch seinen Kameraden Harold Hofmann, die unklarste Figur des Schauspiels,

erfährt, daß seine beiden Vettern von Ramberg Trautes Treubruch künstlich „gedeichselt“ haben, um ihn in seinem und im Interesse der Familie von der Neigung für das Mädchen gründlich zu kurieren, beginnt die Geschichte unlogisch zu werden. So wie Hans Rudorff von Hartleben selbst gezeichnet ist — ein wenig Schwärmer, aber doch auch passionierter Soldat, über die Unerfahrenheit der jüngsten Leutnantsjahre jedenfalls hinaus — hätte er sich unbedingt den Helm aufgesetzt und wäre zum Vorsitzenden des Ehrenrats gegangen, denn er hatte nicht nur das Recht, er hatte die Pflicht, die unehrenhafte Handlung seiner Herren Vettern zur Anzeige zu bringen. Was geschieht anstatt dessen? Der Regimentskommandeur hat ihm vor Antritt seines Urlaubs das Ehrenwort abgenommen, daß er mit Traute nicht wieder in Berührung treten wird — nebenbei bemerkt, halte ich nach meinen Erfahrungen preußische Regimentskommandeure für viel zu erfahrene Männer, als daß ich ihnen zutrauen sollte, in solch einer Angelegenheit ein Ehrenwort zu verlangen, ebensowenig wie sie einem Offizier etwa durch Ehrenwort zu binden versuchen werden, nicht mehr zu spielen. Aber gleichviel! Hans Rudorff fühlt das starke und erklärliche Bedürfnis, von Traute selbst die volle Wahrheit zu erfahren. Anstatt nun einfach zu seinem Kommandeur zu gehen, ihm den Fall vorzutragen, sich von seinem Ehrenwort entbinden zu lassen, — eine Bitte, die ihm kein Kommandeur abgeschlagen hätte, da die Prämissen, unter denen es verlangt und gegeben, überhaupt nicht mehr zu Recht bestehen —, anstatt dessen bestellt er sich Traute auf seine Kasernenstube. Sie kommt auch wirklich, er hört aus ihrem Munde, daß sie ihm überhaupt nicht untreu wurde, daß es nur bei dem schmutzigen Versuch blieb, sie zur Dirne zu stempeln. Die alte Leidenschaft erwacht in beiden aufs neue. In dem (eingebildeten) Bewußtsein sein Ehrenwort gebrochen zu haben, in dem, (ebenso eingebildeten) Bewußtsein, in keinem anderen Stande als im Offizierskorps Befriedigung zu finden, etwas Tüchtiges leisten zu können, beschließt Hans Rudorff in den Tod zu gehen. Der Karneval steht vor der Thür, noch einmal tollt er mit Traute im Rausch seiner Freuden. Am Rosenmontag aber, während im Kasino die Kameraden soeben eine übermütige Fastnachtsprobe beendet haben und der Schwiegerpapa, die Braut erwartet werden, endet er sein Leben durch eine Kugel und nimmt Traute, die sich auch im Tode nicht von ihm trennen mag, mit hinüber.

Herr Rudolf Ritter als Hans Rudorff in „Rosenmontag.“ (Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphotograph in Berlin.)

Diese ganzen letzten Aufzüge sind nun gar ganz um des theatralischen Knalleffekts willen gemacht, unwahr trotz aller in sie eingeflochtenen echten Details. Gerade hier zeigt es sich, daß Herr Hartleben den Offizieren wohl abgesehen hat, wie sie sich räuspern und spucken, daß er aber in den Geist des Offizierskorps nicht eingedrungen ist. Es wäre in Wirklichkeit ganz ausgeschlossen, daß all die Vorkommnisse nicht auch den älteren Kameraden, den Vorgesetzten bekannt würden. Es wäre ganz ausgeschlossen, daß nicht mindestens der eine oder andere von diesen sich in Wohlwollen gegen den allgemein beliebten tüchtigen Offizier in die Angelegenheit einmischte, die Fäden zu entwirren, ihn zu beraten suchte. Es wäre ganz ausgeschlossen, daß der Ehrenrat nicht sofort eine Untersuchung gegen die Herren von Ramberg einleitete.

In Wirklichkeit würde sich — jeder Kenner der Verhältnisse wird mir beipflichten — die Sache, soweit sie Rudorff betrifft, vielmehr wahrscheinlich so abgewickelt haben: der Vorsitzende des Ehrenrats oder der Regimentskommandeur selbst spricht die ganze Angelegenheit mit dem Leutnant Rudorff durch; er wird dem erregten jungen Mann Vorhaltungen machen, daß er die Beziehungen zu Traute wieder aufnahm, nachdem er sich verlobt hat; er wird ihn aber gleichzeitig zu beruhigen suchen, indem er ihn darüber aufklärt, daß seine Auffassung des Ehrenworts eine rein mechanische, äußerliche, daß von dessen Bruch gar keine Rede sein könne, da die Voraussetzungen, unter denen er es gegeben, mit der erwiesenen Schuldlosigkeit Trautes hinfällig geworden wären. Er wird weiter darauf dringen, daß Leutnant Rudorff die Beziehungen zu seiner Geliebten nun endgültig löse, daß er, wenn er sich — was ja wahrscheinlich — weigert, sofort seiner Braut das Wort zurückgebe (was im Stück der sonst immer in allen Ehrenfragen sehr pointillense Rudorff ganz unterläßt). Beharrt

Herr M. Reinhardt und Herr Bassermann als Vater und Sohn in „Die Macht der Finsternis."
Zeichnung von Curt Agthe.

der Offizier darauf, daß er seine Traute nicht aufgeben könne, fühlt er sich nun vielleicht verpflichtet, sie zu heiraten, so wird man ihm eine Bedenkzeit einräumen — erfahrungsmäßige in solchen Angelegenheiten eine sehr nützliche Sache — vielleicht auch durch eine Versetzung in andere Umgebung bringen. Nutzt auch das nichts, so wird man sich bemühen, ihm den Weg zu einem ehrenvollen Abschied zu bahnen, ihn auch jetzt noch vor unüberlegten Schritten zu behüten suchen; ich kenne einen ähnlichen Fall, wo der Vorsitzende des Ehrenrats einen unglücklichen jungen Kameraden persönlich bis nach Bremerhafen, bis an Bord des Lloyddampfers brachte. So leicht, wie Herr Hartleben es sich vorstellt, gibt jedenfalls kein deutsches Offizierskorps einen beliebten tüchtigen Kameraden auf! Ja noch mehr: sollte in einem ja immerhin vielleicht möglichen Einzelfall der eine oder andere Vorgesetzte nur streng, aber ohne das Wohlwollen sein, das jedem Leiter eines Offizierskorps zur Pflicht gemacht ist, dann würde die Stimmung innerhalb des Offizierskorps, die auch eine Macht ist, sich sehr bald geltend machen und die Aufmerksamkeit höherer Instanzen auf sich ziehen. Ein deutscher Regimentskommandeur ist kein türkischer Pascha.

Ich habe mich über das — ich wiederhole: sehr interessante — Schauspiel etwas eingehender geäußert, weil es in den Kreisen der Berliner Gesellschaft und gewiß ebenso außerhalb Berlins sehr viel besprochen wird, und weil ich bemerkt habe, daß es leider ganz falsche Vorstellungen über manche innere Angelegenheiten, über die Auffassungen unseres Offizierskorps wachruft. Ich kann nur nochmals konstatieren, Herrn Hartleben hat ganz gewiß die Absicht einer tendenziösen Färbung fern gelegen. Aber es darf doch nicht verschwiegen werden, daß er ein ganz verschobenes Bild entrollt hat — ein Bild, das uns auf der einen Seite unsere jungen Offiziere nur als flotte Zecher (— was wird in diesem Stück nicht gebechert! —) und als fidele Spaßmacher zeigt, von ihrer ernsten Arbeit und ihrem Streben nichts sagt, das uns aber auf der anderen Seite gerade das Gegenteil wahrer Kameradschaft und ein durchaus entstelltes Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen weist. Man sage nicht: Herr Hartleben habe nur einen üblen Einzelfall gezeichnet. Es ist möglich, daß er das gewollt hat. Die ungeheure Mehrzahl aller derer, die den „Rosenmontag" auf der Bühne sehen oder als Buch lesen, werden aber unter dem Eindruck stehen, daß die Verhältnisse, die er schildert, im gewissen Grade typisch sind, gerade weil allgemein der homogene Charakter unserer Offizierskorps bekannt ist.

Die Aufführung im Deutschen Theater war ausgezeichnet. Es war erstaunlich, wie sich die meisten der beteiligten Herren in ihre Offiziers-

Herr Hans Fischer (Knecht Mitritsch) und Frl. Seiten (Anjutka) in „Die Macht der Finsternis." Zeichnung von Curt Agthe.

rollen hineingearbeitet hatten, wie sie jedes Detail herausbrachten: charakteristisch und maßvoll. Am wenigsten befriedigten relativ die Träger der beiden Hauptrollen. Herr Rittner als Hans Rudorff erschien etwas schwer, zu wenig elegant — oder ich möchte sagen, zu wenig ritterlich; Frau Else Lehmann fand zwar vereinzelte rührende Töne, konnte aus der Traute aber doch nicht das anmutsvolle, liebe Geschöpf machen, als welche sie sich der Verfasser wohl gedacht hat. In der Ausgestaltung des Milieus hat es das Deutsche Theater zu einer Vollkommenheit gebracht, die wohl kaum noch zu übertreffen sein dürfte. Dieses Offizierskasino, diese Kasernenstube — das war echt bis auf die kleinsten Kleinigkeiten herunter, bis zu den Schnapsgläsern und zur Kohlenschippe. Nur des Scherzes halber erwähne ich, daß sich der bewundernswürdige Regisseur doch in einem vergriffen hatte: die Ordonnanzen im Offizierskasino sind ihm um einige Jahre zu alt geraten. —

Der zweite große Schlager des Deutschen Theaters war das Drama „Die Macht der Finsternis“ von Leo Tolstoi.

Das Drama ist keine Novität. Es ist, wenn ich recht unterrichtet bin, im Jahre 1887 entstanden und wurde in Berlin schon 1890 von dem Verein „Freie Bühne“ vor dessen Mitgliedern aufgeführt. Die Versuche, es öffentlich aufzuführen, scheiterten an dem Widerspruch der Zensur, den das Deutsche Theater erst jetzt besiegen konnte. Auch im Vaterlande des Dichters blieb jede öffentliche Aufführung untersagt, bis der regierende Zar vor kurzem das Verbot aufhob.

Herr Hans Fischer als Mitritsch in „Die Macht der Finsternis.“

Ich kenne kein Drama, dessen Inhalt auch nur annähernd gleich fürchterlich, gleich gräßlich ist. Noch niemals hat ein Dichter gewagt, eine solche Häufung von Verbrechen und Missetat auf die Bühne zu bringen, das grobe Laster in so ungeschminkter Form. Schwachnervigen Naturen ist der Besuch dringend zu widerraten. Daß das Drama nicht für junge Mädchen geschrieben ist, ist selbstverständlich. Ich kann an dieser Stelle auch nur ein sehr knappes Resumé über die Handlung geben.

Das Drama spielt in einer russischen Bauernfamilie. Der kränkliche reiche Bauer Peter wird von seiner Frau Anissja mit dem Knecht Nikita betrogen. Dessen Mutter stiftet die Bäuerin an, ihren Mann durch Gift aus dem Wege zu räumen. Als Peter tot ist und Nikita die Bäuerin heimgeführt hat, betrügt er sie mit ihrer Stieftochter Akulina, und dann bestimmen Mutter und Frau den Nikita, sein eigenes Kind zu tödten und im Keller zu verscharren. Schließlich bricht über den faulen, eitlen, lüsternen, leichtsinnigen Burschen die Reue herein, und er gesteht alle Verbrechen vor der versammelten Dorfgemeinde, er beichtet vor ihr. In dieser trockenen, noch nicht einmal alles Gräßliche erschöpfenden Aufzählung erscheint das Drama fast wie der Bericht über einen widerwärtigen Kriminalprozeß, und es war mir sehr interessant zu erfahren, daß Graf Tolstoi den Stoff in der That unmittelbar aus den Akten eines solchen geschöpft hat, der sich in Tula, unfern seines Gutes Jasnaja Poljana, abspielte.

Wenn sich ein Geringerer an diesen Stoff gewagt hätte, er wäre unbedingt gescheitert. Ich gestehe sogar offen: gerade die Häufung des Gräßlichen, Widerwärtigen, Gemeinen in der Fabel hat meine Schätzung der Dichtung beeinträchtigt. Zu allen Zeiten haben sich ja die größten Dichter nicht gescheut, Verbrechen und Laster als Motive menschlichen Handelns zu zeichnen, aber es sind bei ihnen doch große Leidenschaften, die den Hebel ansheben, während es hier nur häßlichste Habgier und niedrigste Sinnlichkeit ist. Immer wieder regte sich in mir ein Empfinden des Widerwillens, immer wieder drängte sich mir die Frage auf: was soll das auf der Bühne?! Aber immer wieder schlug mich die Gestaltungskraft des Dichters, seine bewundernswürdige Charakterisierungskunst aufs neue in Bann; immer wieder mußte ich mir sagen: hier ist die Sünde nicht um der Sünde, sondern um der Sühne willen dargestellt, und als der Vorhang zum letzten Male, unter dem atemlosen Schweigen des Hauses niederrauschte, war ich ganz von dem Eindruck erfüllt, einer gewaltigen, tiefergreifenden Bußpredigt beigewohnt zu haben.

Von all dem Extravaganten, Überspannten, Revolutionären, das den Greis Tolstoi für den nüchternen, nicht auf Schlagworte eingeschworenen Beobachter zu einer so seltsamen Gestalt macht, ist in dem Drama nichts zu spüren; kaum daß vielleicht, wenn man suchen will, bisweilen ein leiser kommunistischer Hauch erkennbar wird, wie in dem höchst

originellen Bauerngespräch über Kapital, Zins und die Banken. Auch von dem Sonderchristentum oder sonderlichen Christentum, das der Greis sich jetzt zurechtgelegt hat, spricht nichts in dem erschütternden Drama. Tolstoi hat eine der wundervollsten Gestalten, den alten schlichten Vater Nikitas — einen Mann, der kaum zusammenhängend sprechen kann, seine Worte immer wiederholt, sich durch fortwährendes Hüsteln unterbricht, und der doch die tiefste Ehrfurcht erweckt — zum einzigen Vertreter wahren religiösen Empfindens in dem Drama gestaltet gegenüber all der Heuchelei ringsumher. Und wie dieser Alte immer wieder den Sohn aufzurütteln sucht, wie er all das Gemeine, das er sehen und schaudernd mit erleben muß, beurteilt, wie er schließlich dem Reuigen bei dessen Beichte vor der Gemeinde zur Seite steht, ihn stützt, ihn kräftigt — das gehört zu dem Ergreifendsten, was ich je auf der Bühne gesehen habe.

Tolstoi ist kein Theaterkünstler. Alles andere eher, und die „Macht der Finsternis“ war außerdem sein erster Versuch, für die Bühne zu schreiben, ist auch sein einziges Drama geblieben; er hat später nur noch ein satirisches Lustspiel verfaßt. So fehlt — wenn man hier von „fehlen“ sprechen darf — dem Drama denn auch jeder kunstmäßige oder gar schulgerechte Aufbau. Es gibt sich fast wie eine dramatisierte Erzählung in seiner einfachen Aneinanderreihung der Geschehnisse, und anstatt mit herausgesuchten Pointen zu wirken, schlägt Tolstoi überall wie mit Keulen drein. Aber gerade das Ursprüngliche in der Anlage, die schlichte Durchführung geben dem Werk seinen Zug ins Große. Und wie plastisch klar treten die einzelnen Gestalten vor uns hin, nicht nur die Hauptträger der entsetzlichen Handlung, auch die Nebenfiguren. Wie sind sie, mit wenigen groben Strichen oft, charakterisiert: dieser alte Knecht Mitrilsch, in dem immer noch der frühere Unteroffizier spukt; der närrische Brautwerber, die rührende Marina, Nikitas erste Liebe, die kleine zehnjährige Anjutka, deren Kindergemüt von all dem Furchtbaren, das sie nicht weiß, aber unbestimmt ahnt, mit grauser Angst erfüllt wird!

Die besten Mitglieder des Deutschen Theaters hatten an die Aufführung ihre beste Kraft gesetzt. In Einzelheiten kam vielleicht manches zu geziert und geleckt heraus, nicht urwüchsig genug für dies echte Bauerndrama. Aber die Gesamtleistung war über alles Erwarten glänzend und wird ein Ruhmesblatt in der Geschichte dieser Bühne bleiben. Das Hauptverdienst fällt dabei Herrn Bassermann als Nikita zu. Vom ersten Augenblick an, wo er die Bühne betritt, fesselte er die Aufmerksamkeit: ganz der hübsche junge, von Grund auf nicht einmal schlechte, aber willensunkräftige Bursche, an den sich die Weiber hängen, um sein Verderben zu werden. Mit jedem Akt schien die schauspielerische Kraft dieses echten Menschendarstellers zu wachsen, bis zum Schluß. Wie er dann, von rasenden Gewissensqualen zerfleischt, sich vor der Gemeinde niederwarf, sein Bekenntnis herausbrachte, in angstvoll würgenden Tönen, sich selbst innerlich von einer Anklage zur anderen vorwärtsstoßend, war bewundernswert. Meines Erachtens ist Herr Bassermann mit dieser Rolle in die Reihe der ersten deutschen Schauspieler eingerückt. Aber auch die Mehrzahl der übrigen Mitwirkenden war hervorragend gut: Frau v. Pölnitz als die dämonische Alte, Frau Lehmann als Anisja, vor allem Herr Reinhardt in der Rolle des schlichten frommen Vaters, Herr Fischer in der des Knechts.

Graf Leo Tolstois Drama bietet keinen „Theaterabend“ für diejenigen, die nur das Glatte, Schöne sehen oder höchstens irgend einen leichten Nervenkitzel in den Kauf nehmen wollen. Sie mögen fortbleiben. Aber sie so wenig, wie die Vertreter unseres sogenannten modernen Naturalismus selbst dürfen ein Werk wie die „Macht der Finsternis“ mit anderen Hervorbringungen dieser Kunstrichtung in einen Topf werfen. So gewiß der Dichter in ihm vor der Darstellung des Gräßlichsten nicht zurückschreckt, so realistisch — bis zum Äußersten — er verfährt, eins unterscheidet ihn doch von fast allen, die im naturalistischen Sinne geschaffen haben: er zeigt uns wohl die schrecklichsten Tiefen der Menschheit, grausam und rücksichtslos, aber er hebt uns aus ihnen auch wieder empor in lichten Höhen. Wie schlicht und groß und herzenerschütternd ist der Schluß der Beichte Nikitas:

Nikita (beugt sich vor seinem Vater bis zur Erde): „Väterchen, Geliebter, verzeih' auch du mir, dem Unglücklichen. Von Anfang an hast du mir's gesagt, als ich diesen Weg des Lasters ging, hast du mir gesagt: ‚reich' dem Teufel einen Finger, und er nimmt dich ganz.' Ich hab' nicht gehört auf deine Worte, ich Unseliger, und es kam, wie du es vorausgesagt. Verzeih' mir, um Christi willen.“

Vater Akim (feierlich): „Gott wird dir verzeihen, mein liebes Kind! (Umarmt ihn.) Hast selber mit dir kein Erbarmen gehabt, darum wird er dir vergeben. Gott nämlich — Gott!“

Liebeswerbung.

Ich hatt' einen kostbaren Edelstein
Von strahlenspendender Kraft.
In einen Bergspalt fiel er hinein,
Dort liegt er in sicherer Haft.
Und wird er dort fest verwahrt auch sein
Bis an die Grenze der Zeiten,
So ist er doch immer und immer noch mein —
Nur frag' ich mich selbst: kann dies Wissen allein
Besitzesfreude bereiten?

Du sagst, dein ganzes Herz sei mein,
Und ich soll es dir glauben auf's Wort.
Was aber hältst du verschlossen den Schrein
Und kargst mit dem lieblichsten Hort?
Du meinst, ein Gnadenbild zu sein,
Doch wo sind die Wunder und Zeichen?
Mich lockt der Schatz und nicht sein Schrein —
Und so ist es vom Glück nur ein blasser Schein,
Den du spendest mir armem Reichen.

Ernst Behrend.

Zwei Lebenskünstler.

Von

Max Grad.

(Abdruck verboten.)

Auf dem mit Olivenbäumen, Ginsterbüschen und einer Menge Blumen bestandenen Abhange huschten blitzschnell glänzende Eidechsen, die unter den warmen Steinen geruht hatten, aufgescheucht davon. Wurzelwerk und Steine kollerten herab; ein graubraunes und ein rotes Bündel kamen, sich überkugelnd, nach. Vor der verblüfften Signora, die den Pfad zum Hügel hinaufzusteigen im Begriffe war, standen plötzlich Cesare und Favetta, wie fast immer Hand in Hand. Die andere bot jedes der Dame: „Buon giorno, Signora!“

Sie vergaß den Morgengruß zu erwidern, indem sie mit erschrockenen Augen die Höhe des Abhanges maß und dann die kleinen Gestalten besorgt überflog. Aber sie waren ganz heil geblieben. Noch etwas atemlos, blickten die Kinder der Dame vergnügt ins Gesicht. Von Zeit zu Zeit schielte Cesare auf die Tasche, in der erfahrungsgemäß stets Eßbares verborgen zu sein pflegte, und seine spitze Zunge glitt dabei wie vorkostend über seine schmalen, sehr ausdrucksvollen Lippen. Als aber die Signora in tadellosem Italienisch, ja sogar unter Anwendung des dort üblichen Dialektes, ihr Entsetzen ausdrückte über die ungewöhnliche und gefährliche Verkehrsart, brach der Junge in helles Lachen aus.

„Du lachst jetzt, aber ihr hättet euch das Genick dabei brechen können.“

„Dio! — Behüte, — behüte, — das machen wir oft so,“ — lachte Cesare weiter, und Favetta stimmte hell ein.

„Warum nahmt ihr nicht wenigstens den Ziegenpfad?“

„So ging es doch viel schneller,“ — meinte er, und „ging es viel schneller,“ echote die Kleine.

„Die Nonna war so wütend, daß wir uns verspätet hatten. ‚Dio, — Cesare, — Favetta‘, — rief sie vielleicht hundertmal, — ‚wollt ihr wohl Beine machen! Die Signora kommt schon den Weg herauf. Daß ihr erstickten möget an eurer Trägheit! Presto! Presto!‘“

Die Signora mußte nun auch lachen. Cesare ahmte die alte, zahnlose Nonna, deren Jahre niemand mehr, am wenigsten sie selbst, zu bestimmen vermochte, in wahrer Vollkommenheit nach. Die Schrillheit der schetterigen Stimme, das Zittern der Kinnladen, das Augenverdrehen, — nichts fehlte. Favetta nahm die Hand des Gefährten fester in die ihrige und sah in unsäglichem Stolze zu ihm auf, der sie um Haupteslänge überragte.

„Kommt jetzt aber!“ — mahnte die Dame.

Cesare nahm die kleine Staffelei, den Malkasten und den Feldstuhl, das Mädchen Plaid und Tasche. Ohne zu sprechen stiegen sie nun die Höhe weiter hinan; nur Favetta trällerte halblaut irgend ein lustiges Liedchen. Es klang fast wie das Zwitschern eines Vögelchens.

Langsam stahl sich die warme Frühlingssonne in den Hohlweg und ließ den goldgelben Ginster und die zahllosen lila Anemonen doppelt prächtig aufleuchten. Immer intensiver wurde deren süßer Geruch. Manchmal schossen einige der schillernden Eidechsen direkt über die nackten Füße der Kinder, und wenn der Junge sich durch einen raschen Blick überzeugt hatte, daß die Signora es nicht sehen konnte, schlug er mit dem leichten Feldstuhle danach.

Sie hatten den Gipfel erreicht. Ein wonniges Lüftchen, erfüllt von dem Salzgeruche des Meeres und dem der Fruchtbarkeit eines paradiesischen Landes, umwehte die heißen Stirnen. Während das Pärchen gewandt, genau am richtigen Platze Staffelei und Feldstuhl aufstellte, stand die Dame

am steilen Abhange und blickte in das Meer hinunter. Auf der einen Seite lag es so azurblau wie der Himmel oben ausgebreitet, auf der anderen schimmerte es silberig und milchweiß, wie die Felsen der Insel, deren scharf umrissene, zackige Konturen aussahen, als kämen sie als Metallarbeiten aus einer Kunstschmiede. Als sie sich wandte, bemerkte sie noch eben, wie Favetta rasch die Tasche wieder schloß und Cesare, mit vollen Backen kauend, ein Stückchen Kuchen eiligst zu bewältigen suchte. Der unergründlich tiefe Sack in dem roten Röckchen der Kleinen bauschte sich auch verdächtig; Cesare pflegte nie einen Genuß für sich allein zu beanspruchen. Sehr erzürnt blickte die Dame von einem zum anderen.

„Das war sehr, sehr häßlich! Pfui stehlen! Schämt ihr euch denn nicht?!"

„Nur ich nahm von dem Kuchen," — beeilte sich der Junge zu sagen.

„Und er ist so furchtbar gut, Signora, und wir bekommen niemals welchen," — suchte Favetta den Freund möglichst zu entschuldigen.

Cesare stieß einen wunderbaren Laut aus, der wie das unvermeidliche „voi" klang, es aber doch nicht war.

„Madonna, wie sie lügt! War nicht Besana, und hattest du, — hatten wir da nicht Kuchen?"

Favetta sah ängstlich auf die strenge Signora, die sich bereits an die Arbeit gesetzt hatte und nun die Kinder strafend ignorierte. In deren erzürntem Gesicht suchte sie zu lesen, ob diese, — o, wie klug Favetta war — wohl wußte, daß auch jener Kuchen gestohlen war. Sie — Favetta — hatte damals so furchtbar geweint, daß sie gar nichts auf der Welt hätten, wie andere Leute. Nicht einmal zu Befana; und Cesare war, wie stets, ihr Tröster gewesen. Bald darauf *hatten* sie Kuchen. Dem entsetzlich reichen, geizigen Giuseppe hatte der Freund ihn entwendet, und sie hatten vorher die Madonna recht herzlich gebeten, sie möge ihn auf dem gewagten Gange gütigst begleiten. Durch ein vergittertes Fenster war der Tapfere geschlüpft. Die eine Eisenstange war zum Glücke locker gewesen, — und er mit seinem schlanken Körper! Jawohl, — wie eine Schlange war er, niemand hatte ihn ertappt, und es war ersichtlich, daß die heilige Madonna ihn behütete. Sie verzieh ihm auch sicherlich und war ganz zufrieden damit, daß der böse, garstige Giuseppe nun bestraft wurde, indem er weniger Kuchen zum Feste zu essen hatte. —

Während die Malende emsig weiter arbeitete, gab sich das Paar mit demjenigen Genusse und der unnachahmlichen Grazie seinem „Dolce far niente" hin, zu denen nur der Südländer fähig ist. Mit wahrem Raffinement dehnte und reckte der Junge seinen überschlanken Körper den Sonnenstrahlen entgegen, die bei seiner äußerst mangelhaften Bekleidung überall Eingang zu der blütenweißen Haut fanden. Förmlich durchbacken ließ er sich, und von Zeit zu Zeit bewies ein wohliges Grunzen sein Behagen. Durch einen, auch heimlich vorher geraubten Schluck des „Vino dolce" aus der Feldflasche der Dame verspürte er außerdem ein gelindes Schlummerbedürfnis. Favetta lag neben ihm auf dem Rücken und stemmte die olivenfarbenen, fein gefesselten und anmutig gerundeten Beine gegen eine erwärmte Felsplatte. Das blauschwarze Gelock bauschte und breitete sich am Boden, und über das Gesicht und die langbewimperten Augen hatte sie eine Anzahl breiter, stark duftender Blätter gelegt. Darunter zitterten die schöngeschnittenen, beweglichen Nasenflügel im Einsaugen des betäubenden Geruches. — —

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, und ihre sengenden, mittäglichen Strahlen begannen über das vollständig ruhig gewordene Meer eine gewisse dumpfe Monotonie zu breiten. Über zwei Stunden waren vergangen. Die Malerin machte noch einen letzten Pinselstrich und blickte vergleichend vom Bilde auf das Stückchen herrlicher Natur, das sie festzuhalten bemüht war. Dann strich sie mit der Hand über die schmerzenden und geblendeten Augen und erhob sich. Es war, als erinnere sie sich erst jetzt wieder daran, daß sie nicht allein war. Bei dem Anblicke der beiden nun fest Schlafenden wollte zuerst wieder ein zürnender Ausdruck in ihr nicht mehr junges, aber angenehmes und kluges Gesicht treten. Dann aber wurde dies immer gütiger und sanfter. Mit einem lieben, nachsichtigen Lächeln sah sie auf die beiden Fröhlich-Sorglosen herab.

‚Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater ernähret sie doch.‘ Ärmste der Armen! Ein Rock — ein Gott, — aber den Schutz der Madonna!

Da lagen sie, die zwei Nichtsnutze! Auf Cesares zerfetztem Hemd und auf der weißen Brust, die daraus hervorsah, lagen noch einige Krumen des gestohlenen Kuchens. Seine kecke Stumpfnase ragte unternehmend in die Höhe. Die zahllosen Sommersprossen und das strohige, borstige Haar, das unter der Einwirkung von Sonne, Wind und Regen dreierlei Schattierungen bekommen hatte, einten sich zu einem wahren Goldtone, der den eigentlich häßlichen Kopf verschönte. Von Favettas bräunlichem Gesicht und den blühenden Bäckchen waren die Kräuter abgefallen. Die breiten Lider lagen fest über den schwarzen Sternen, und das Kirschenmäulchen schien trotzig geschlossen. Ganz leise, um sie ja nicht zu wecken, holte die Signora Bleistift und Zeichenbuch und entwarf rasch eine flotte Porträtskizze der Schläferin. Einmal war ihr, als hätten die schwarzbesäumten Lider gezuckt. Aber gewiß hatte bloß eine Mücke den sanften Schlummer der Kleinen stören wollen. Dann wurde das Buch zugeklappt und laut in die Hände geklatscht. „He! Cesare! — Favetta! — Ihr Murmeltiere! Munter jetzt!“

Sie fuhren auf. Er mit verschlafenen Augen, so als hätte er sich am liebsten gleich wieder hingelegt. Das Mädchen auffallend munter und frisch, um Mund und Augen zitterte ein Schelmenlächeln.

„Kommt jetzt nur. — Wie steht es übrigens mit euren Aufgaben? Cesare, sage du zuerst dein Pensum her. — Also:“

Das Alphabet ging wie am Schnürchen. Beim Zählen haperte es schon bedenklich, und beim Lesen in der zerfetzten und schmierigen Fibel, die der Junge aus der Hosentasche gezogen, stockte er unaufhörlich und blickte betreten auf die Signora und hilfesuchend auf Favetta.

„Also wieder nichts, — rein gar nichts gelernt! O, Cesare, welch ein Faulpelz du doch bist! Was soll denn daraus werden?“

Seufzend wandte sich die Dame darauf zu der Kleinen. Diese hatte einen Zipfel ihres roten Röckchens zwischen die spitzen, blanken Zähne gesteckt und stand, ein Bild des Schuldbewußtseins, mit gesenktem Gesicht und einwärts gebogenen Füßen da.

Das Fragen verging der Lehrmeisterin endlich ganz und gar. Besorgt schüttelte sie den Kopf und winkte, sich resigniert zum Gehen rüstend. Eilends sprangen die Kinder zu den Malgeräten und packten ein. Dann wandten sich alle drei einem Stück flachen, graugrünen Bodens zu, auf dem sich nach und nach ein kleiner Pfad abzeichnete. — Meckernd kam eine langhaarige, schmutzig-braune Ziege mit übervollem Euter getrottelt. Im Blitze lagen Staffelei und Stuhl auf der Seite, und Cesare breit auf der Erde unter dem Tiere, das, von Favetta nur leicht gehalten, ganz stille hielt. Gesättigt erhob sich der Junge dann, um der Kleinen Platz zu machen. — Das war fast das ganze Mittagmahl der Kinder.

Die Dame stand ruhig wartend dabei: ‚Sie säen nicht, sie ernten nicht!‘

Unter Lachen und Kosen trieb das Paar die Ziege bis zur Hütte. Auf deren Stufen saß die Nonna fröstelnd in der Mittagssonne und blinzelte den Ankömmlingen aus brennend-roten, entzündeten Triefaugen entgegen. „Daß die Madonna Sie behüte, edle Dame! Hinein Cesare, — Favetta, hole das Beil, — zerschlagt das Wurzelwerk, — knorrig und feucht ist es, — indessen besser wie nichts. Der Lukas Sero hat es mir geschenkt, — dank' der Himmel es dem elenden Schufte, — schlecht ist es, indessen gut genug für arme Leute! Favetta, laß doch die Ziege! Hinein mit euch, ungeratenes Volk, das ihr seid, — den wilden Husten möget Ihr bekommen, — zitto. — zitto. — welch ein Geschrei, — hinein!!“ —

Lauernd und heuchlerisch blickte sie der Dame ins Gesicht. „Arme Würmer, — verhungern könnten sie ohne mich. Santo Michelo, — segne es Ihnen die Madonna, welch ein gutes Herz die Dame hat!“ —

Diese schritt, nur kurz zum Gruße nickend, zu dem kleinen Schuppen, in dem sie die Malsachen öfters bewahrte, nahm sorgsam ihr Bild, Plaid und Tasche, und wandte sich zum Gehen. Wie Pfeile durch die Luft, sausten seitlich Favetta und Cesare daher. „Addio, Signora, addio, addio!“ — „A rivederci!“ Und Cesare fügte schlau hinzu: „Buon appetito, Signora!“

Sie verstand die Anspielung.

„Verdient habt ihr es heute in keiner Weise, aber ich will Gnade für Recht ergehen lassen. — Da!“

Sie leerte den Inhalt des Körbchens auf die Erde. „Grazie, grazie, tante grazie!“

Cesare saß schon dabei und teilte mit gierigen Augen, aber ehrlich die Schätze in zwei vollkommen gleiche Hälften. Die gütige Spenderin fühlte sich am Rocke gezupft.

„O, Signora, prego, ein paar Soldi.“

„Was fällt dir denn ein?“

Sehr erstaunt sah die Dame auf den Bettelsack herab. Favetta hob das Köpfchen, und die glänzenden Augen blickten, treuherzig und verlangend zugleich, daraus empor. „Nur ein paar Soldi, Signora, — ich habe Ihnen ja doch vorhin Modell gesessen — gelegen!“ —

* * *

Selten verirrten sich Fremde in das kleine Örtchen über dem Meere, dessen größter Teil aus zerstreuten Hütten bestand. Seit drei Monaten aber befanden sich doch mehrere Herren hier im Auftrage der Regierung, um Ausgrabungen zu leiten. Ein einfacher Mann hatte beim Bestellen eines mageren Stückchen Landes uralte Münzen und Gefäße gefunden, hatte sie dem Pfarrer von Ponvale gezeigt, und so kam es, daß, durch diesen angeregt, Archäologen und Numismatiker von Beruf sich in Orsola zusammenfanden. Weitere fachgemäße Ausgrabungen ergaben die überraschendsten Resultate. Durch Zufall hatte ein sich eben in Neapel aufhaltender alter Gelehrter auch davon gehört, der jedes Jahr mit seiner Tochter monatelang in Italien weilte. So kam es, daß Professor Hartwig und Fräulein Elisabeth gleichfalls nach Orsola gekommen waren und sich recht und schlecht, wie die anderen auch, in der Osteria des Ortes einquartiert hatten. Während der Vater sich eifrig an den Forschungen und Studien der Herren beteiligte, suchte die Tochter, eine talentierte Malerin, die hervorragenden Schönheiten dieser wilden Natur mit ihrem Pinsel auszubeuten und wiederzugeben. Als einzige Dame nannte man sie allgemein einfach die „Signora“. Daß sie eigentlich eine „Signorina“ war, darum kümmerte man sich nicht. Auf einer ihrer einsamen Wanderungen war sie bis zur Hütte der Nonna gekommen. Fast hätte sie sich gefürchtet vor dem wie mumifiziert aussehenden, verdorrten Geschöpf, das, auf den Stufen kauernd, in der Sonne schlief. Wie eine, an der der Tod tausendmal vorübergegangen und sie endlich ganz vergessen hatte sah sie aus. Eilig huschte das Fräulein vorüber. Allein, der Wege unkundig, kam sie nach einiger Zeit, wider Willen, abermals zu der Hütte. Schon von weitem hatte sie das Kreischen einer widerwärtigen Stimme gehört, und dazwischen eine ruhigere, männliche, die aber gegen die andere nicht aufkommen konnte. Wie erstaunte sie indessen, als sie sah, daß die schrillen Töne aus dem zahnlosen Munde der uralten Frau kamen, die vorher, mehr tot als lebendig scheinend, vor der Thüre gesessen hatte.

„Madonna mia, — wollt Ihr es glauben, ehrwürdiger Herr, die Rangen folgen nicht. Gott und die Heiligen sind meine Zeugen, ich schicke sie stets zur Schule, — jawohl, — auch Cesare, den Ingleſe, — was geht er mich an, — aber beim heiligen Giuseppe, — Favetta ginge nicht ohne ihn. O, diese Kinder! Habe ich noch Augen? Höhlen sind es, ausgebrannt von all den Kummerthränen! Und stets dieser Hunger! Heiliger Mann, — Dio mio, — auf meine alten Tage nichts zu essen! Wenn wir die Ziege nicht hätten und am Sonntage einmal etwas Latuga, — beinahe ohne alles Öl, — was würde aus der alten Nonna, und wenn sie stirbt, — wer sorgt für mein Urenkelchen, wenn nicht die heiligen Engel es thun?“ —

Wie ein Wasserfall, unaufhaltsam strömte es von den hängenden Lippen des Weibes. Kriecherisch näherte sie sich dann dem Priester und zog dessen schwarze Soutane an ihren zahnlosen Mund.

„Schon gut, schon gut,“ — bemühte sich dieser, sie zu unterbrechen. Schon öfters hatte er probiert, dies zu thun, es mußte aber beim Versuche bleiben. „Daß ich aber die Kinder nach dem Feste in der Schule sehe! Es ist ja so schönes Wetter und der Weg so gut nach Ponvale.“

Unwillkürlich war Elisabeth stehen geblieben. Nun aber wollte sie sich eilends zum Gehen wenden. Nicht ohne Neugierde und Überraschung grüßte der Pfarrer und fügte, als ob er wünschte, sie aufhalten zu können, eine Bemerkung über das Wetter an. Die Nonna aber humpelte sogleich herbei.

„Gelobt sei Jesus Christus und die Madonna! Ihr Heiligen, welch schöne, feine, fremde Dame! Seid Ihr nicht hungrig und müde? Arm, — so arm ist freilich die alte Nonna. Aber ein bischen Milch von der Ziege und ein Stückchen Brot, — Heda, Cesare, Favetta — herbei, — wollt Ihr wohl gleich? — O, da sind sie ja! Grüßt die schöne Dame, — habt Ihr dem ehrwürdigen Herrn die Hand schon geküßt? Cesare, du Lump —"

Sie gab dem Jungen heimlich einen verborgenen Fußtritt. „Rasch hole die Ziege, — Favetta, spüle einen Topf aus, — ach, schöne Dame, meine feinste Signora, — Glas haben wir keines. Wie wollt Ihr sagen? Ja, taub wird die alte Nonna, — nein, wie Ihr sprechen könnt im fremden Lande, wie Öl gleitet es Euch von den Lippen. Jawohl, diese da, — die ist mein Urenkelkind. Hat niemand mehr auf der Welt, wie mich, ihre Nonna. Der andere? Der Inglese? Die Pest über ihn! Schlecht ist er, stiehlt und lügt, — oh! ein Geschöpf — mich geht er weiter nichts an, — aber Favetta kann nicht leben ohne ihn. Der verdammte Junge hat sie vielleicht verhext. Daß die gütige Madonna das Kind behüte!"

Immer wieder aufs neue hatte unterdessen Favetta das Gefäß, das leidlich heil war, am Brunnen ausgewaschen, und die „Signora" konnte sich nicht satt sehen an der weichen Grazie ihrer Bewegungen. Dann holte die Kleine geschäftig einen Holzschemel, und eine fast saubere Schürze und breitete diese darüber. Noch unbefriedigt sah sie sich ratlos um. Eilig verschwand sie dann und kehrte gleich darauf mit abgepflückten Blumen zurück, die sie auf die Schürze streute. Mit ihr fast zugleich kam „l'Inglese" und zog die widerstrebende Ziege hinter sich her. Favetta melkte das Töpfchen voll und stellte es mit einem auffordernden Blick auf Elisabeth, glühend vor Eifer und Stolz, mitten in die Blumen. Diese konnte nun nicht anders, sie mußte jetzt von dem Gebotenen genießen. Mit großem Widerwillen nippte sie ein wenig von der scharfen, ihr ganz ungewohnten Ziegenmilch, und mit äußerstem Ekel brach sie pflichtschuldigst einige Krumen von dem steinharten Brot, das die unappetitliche Nonna gebracht.

Interessiert sprach die „feine Signora" dann mit den Kindern, die Hand in Hand vor ihr standen, und frug sie allerlei. Auch, ob sie schöne Wege und Plätze wüßten, und ob sie ihr die Malgeräte auf ihren Gängen manchmal tragen wollten. L'Inglese Cesare brach sofort in ein Freudengeheul aus und die Kleine nickte immer wieder mit strahlenden Augen so eifrig, daß das schwarze Kraushaar nur so um ihr liebliches Gesichtchen flog. „Si, si, Signora, — gewiß!" — „Wann sollen wir?" —

Elisabeth bestellte die Kinder an einen besonders bezeichneten Ort, warf der Nonna einige Münzen in die Schürze, verabschiedete sich und ging. Nach einigen Schritten hatte sie den Pfarrer von Ponvale, der wohl absichtlich langsamer gegangen war, eingeholt. Nochmals grüßte dieser höflichst, fing ein Gespräch an und frug, ob er sie auf einem kürzeren, ihm gut bekannten Wege zur Osteria geleiten dürfte? Das Fräulein bejahte, und bald wußte sie durch den redseligen Diener Gottes alles, was sie über die interessanten Kinder und die Nonna erfahren wollte.

Favetta war also wirklich das Urenkelkind der kreischenden Mumie. Die Eltern waren tot. Das Kind hatte schon das achte Jahr vollendet und war nie über Orsola und Ponvale hinausgekommen. Auch Cesare war elternlos; eine Art Gemeindekind, und der Sohn einer eingeborenen Orsolanerin und eines Engländers. Auf einem Schiffe geboren, kam er, vier Jahre alt, nachdem seine Eltern in Livorno an der Cholera gestorben, in den Heimatsort seiner Mutter. Dort lebte ein Onkel von ihm, der für ihn zu sorgen versprach. Nach zwei Jahren schon war dieser, ein Fischer, nachts in Ausübung seines Berufes gestorben. Nun war „l'Inglese" — wie man ihn nannte — völlig verlassen. Er lebte von dem, was mitleidige Leute ihm zukommen ließen, und nächtigte, wo er gerade Unterschlupf fand. Bisweilen, wenn es absolut sein mußte, „schaffte" er auch. Er half dem oder jenem bei irgend einer Arbeit, und, hatte er überhaupt damit angefangen, dann that er es sogar recht ausdauernd und mit den Kräften eines Mannes. Aber eben dieses Anfangen! — Wie schwer war es!

Sein Onkel, der Fischer, hatte die Nonna lange und gut gekannt. — So ge-

nau erinnerte sich Cesare, wie ihn jener zum ersten Male hierher mitgenommen hatte. Die Alte, die damals schon genau so wie jetzt ausgesehen, zeterte und schrie an jenem Tage zum Erbarmen. Ihr, — der gebrechlichen Nonna, der Armen, Kranken, — hätten sie gestern das Kind ins Haus gebracht. „Ihr Heiligen, daß ihr euch erbarmen möget! Auch meine Enkelin ist nun tot, — nun soll ich die Bambina hier ernähren, die sie zurückgelassen!" Die Stunde, da Cesare entzückt auf das reizende, winzige Wesen geblickt, das, in Lumpen gehüllt, daneben in einem zerlöcherten Weidenkorbe gelegen hatte, blieb ausschlaggebend für sein Leben. Immer öfter erkletterte er den Berg, und tagelang war er nunmehr Gast in der Fischerhütte unten. Als der Onkel gestorben war, blieb er immer länger und endlich ganz oben. Die schlaue Nonna forderte sich von der Gemeinde eine Entschädigung für das „Erhalten und Kleiden" des Inglese und schimpfte dazu den ganzen Tag, daß dieser ihr auch noch das bißchen Brot vom Munde wegstehle. Dabei verstand sie es ausgezeichnet, die junge Hilfskraft auszunutzen. Cesare war es eigentlich, der die kleine Favetta gehütet, gepflegt und aufgezogen hatte. Galt es, für diese zu arbeiten, war ihm auch nichts zuviel. Die Nonna haßte er aus tiefstem Herzen. Er belog und betrog sie, wo es immer anging, und, ließ die fluchende Alte ihn zu sehr hungern, so stahl oder bettelte er sich seine Nahrung irgendwo zusammen. Das Beste aber bekam stets die Kleine.

Der Pfarrer erzählte auch, daß beide ganz außergewöhnlich talentiert seien, und daß es wahrlich schade wäre, wenn die Kinder — was jedenfalls geschähe — hier verkommen müßten. Z. B. was alleine die Schule und das Lernen beträfe! Es bestehe ja wohl eigentlich ein Schulzwang, aber er sei kaum aufrecht zu halten. Die Alte vom Berge hindere auch die Kinder so viel als möglich, weil sie einesteils nicht begriff, was das Lernen für einen Wert haben könne, anderenteils deren Hilfe entbehre.

„Ja, ja, ich weiß wohl, wie bei uns das alles im Argen liegt. In Deutschland ist das freilich ganz anders. Ich weiß, — ich weiß! Aber, was thut die Regierung hier, und was thut sie bei Ihnen? — Wollen Sie, verehrtes Fräulein, einmal herüberkommen nach Ponvale und unsere Schule ansehen? Augen werden Sie machen, — Augen!!"

„Gewiß, Hochwürden, — bald, wenn es Ihnen recht ist."

Dann erzählte Elisabeth von der Heimat. Von den höheren und den niederen Lehranstalten, und von dem hübschen Schulhause, das man in ihrem Wohnorte, aus gesammelten Privatmitteln sogar, errichtet habe, damit die Kinder nicht mehr Winter und Sommer und bei Wind und Wetter einen dreistündigen Weg zu machen brauchten. Ein Lehrer und eine Lehrerin waren bereits angestellt, und 32 Kinder würden unterrichtet. Keines über sieben Jahre, das nicht schon nett im Lesen und Schreiben vorgeschritten wäre. Sie selbst erteile auch Unterricht; besonders den Größeren, die der Schule schon entwachsen seien, oder auch Kleineren, die krank und unfähig zum Schulbesuche seien.

„So thun Sie viel Gutes zur Ehre Gottes, Signorina," — sagte der Pfarrer bewundernd.

Elisabeth errötete tief und erwiderte einfach und bescheiden: „Ich habe ein großes Glück begraben, Hochwürden, und man vergißt am leichtesten in der Arbeit. Ich stelle meine bescheidenen Kräfte gerne in den Dienst meiner Mitmenschen."

Nach den zwei Festtagen, die dann folgten, ging Elisabeth wirklich nach Ponvale. Der Weg dahin war herrlich. Bald führte er ueben dem brandenden Meere, dann wieder hoch darüber. Es war warm, aber durchaus keine Hitze. Etwas Freudiges zitterte in der lauen Luft.

Die ersten terrassenförmig ansteigenden Gäßchen waren durchschritten, andere durchquert. Umsonst suchte Elisabeth über den Thüren der besseren und größeren Häuser die Aufschrift: „Scuola communale". Dann frug sie; man verstand sie aber nicht, und sie nicht die Leute. So irrte sie herum. Endlich kam ihr atemlos ein Junge entgegen gesprungen mit einer Schiefertafel in der Hand. Ohne erst zu fragen folgte sie ihm rasch. Allein eine Minute später verschwand er in einer elenden Hütte, mehr einem Stall, aus dem Grunzen von Schweinen und dumpfes Brüllen des Viehs drang. Schon wollte sie enttäuscht und

entmutigt umkehren. Mit suchenden Blicken aber kam gerade der Pfarrer das Gäßchen entlang und ihr direkt in den Weg.

„O, Signorina, so haben Sie sich doch hergefunden. Ich dachte schon, — weil ich vergaß, — aber bitte hier, — bitte hier einzutreten."

„Hier?"

Elisabeth machte entsetzte Augen. — „Hier?" wiederholte sie gedehnt.

Der Pfarrer zuckte die Achseln. „Ein Jammer, — gewiß, — aber, wenn man nichts Besseres hat!" — Er stieß die Thüre auf.

Ein betäubend scharfer Stallgeruch, seltsam gemischt mit der Ausdünstung vieler unsauberer Menschen, quoll ihnen wie eine dicke Wolke entgegen. Elisabeth verschlug es fast den Atem. Dicht an der Thüre, durch deren Spalte doch etwas frische Luft kam, blieb sie stehen. Der Raum, in welchem auf eingerammten Pfählen rohe Bretter gelegt waren, war nichts wie ein gewöhnlicher Stall, dessen eine Hälfte für die „Schule" geräumt war. Einige zwanzig Schafe, ein paar Ochsen, ein Esel, Ziegen und Schweine hatten in der anderen, hinteren Hälfte schlechtes Unterkommen gefunden. Und in dieser feucht-muffigen Luft unter Blöken der Hämmel, Brüllen des Viehes, Ziegengemecker und Hühnergegacker mußten etwa zwei Dutzend Kinder stundenlang leben und — lernen! Ein fahles, dunstiges Licht herrschte in dem Raume. Mit wahrem Grauen sah Elisabeth auf all die zerfetzten Bücher und Hefte voll Düngerflecken, und auf die stets beschlagenen Schiefertafeln; voll tiefen Mitleides aber in all die unlustigen Gesichter der Schüler und Schülerinnen, und in das verhungerte, halb resignierte, halb verbissene des mageren Schullehrers. Ein Gefühl der innigsten Teilnahme und zorniger Ohnmacht bemächtigte sich ihrer. Aber auch körperlich wurde ihr elend. Wie in einem rötlich-grauen Nebel sah sie noch weit hinten Cesares Strohkopf neben dem schwarzen Favettas. Eilig drückte sie sich hinaus und lehnte sich einen Moment an die Mauer. In der frischen Luft wurde ihr gleich besser; allein auf dem ganzen Heimwege war ihr, als trüge sie Blei an den Füßen.

„Arme Kinder, armer Lehrer, armes, schönes Italien! O, du gesegnete Heimat, du liebes, deutsches Vaterland!"

Eine halbe Stunde vor Orsola, als sie schon das neue rote Dach der Osteria durch die Steineichen schimmern sah, vernahm sie leichte, hüpfende Doppelschritte hinter sich. Das niedliche Pärchen von der Berghütte! Zutraulich schloß es sich ohne weiteres an. Sie forschte die beiden aus, horchte auf alles, was sie so originell vorbrachten, und lauschte, innerlich ganz entzückt, auf jede ihrer oft merkwürdig klugen Bemerkungen.

„Und möchtet Ihr gerne besser und anderswo lernen, als in dem Stalle von Ponvale?"

Sie sahen sich an. So etwas wie: Ja, kann man denn das?

Dann verzog Favetta das süße Mäulchen. „Lernen?" meinte sie gedehnt. „Warum? — Es ist so langweilig. Ich mag gar nicht gerne lernen!"

„So? Ja, was möchtest du gern?"

„O, Signora, so viel! Ganz groß, und sehr schön sein, — tanzen, feine Kleider haben und furchtbar viele Korallenketten, — so—o—o—o—o — lange" — sie spannte die kleinen Arme weit auseinander. „Und dann alles, — wie — wie die Reichen. — So, als wäre immer Befana oder immer Veglione!"

„Was kannst du von diesen Dingen wissen?"

„O, alles!" —

„Woher?"

„Hier, — l'Inglese, — von Cesare!"

Das Fräulein sah erstaunt auf den Jungen, der halb verschmitzt, halb verlegen lachte. „Wie weißt du davon? Warst du denn —?"

Er schüttelte energisch den Kopf. Aber die Kleine war voll Eifer. Jedes Glied ihres Körpers schien sich mit zu bewegen, während sie sprach. „O, Signorina, er hatte einen Onkel, und dieser kannte Einen, der in Rom wohnte, und der erzählte es dem Ohm, und dieser dem Inglese. O in Rom! Das Barberi-Rennen hat er selbst gesehen, — Zuppa Inglese hat er gegessen und Gelato alla napolitana, und entsetzlich vielen rosso dolce hat er getrunken. Die Damen seien dort alle reich und sitzen auf roten Sammetkissen in herrlichen Wagen, und, — und —"

„Und Perlenschnüre tragen sie um den Hals, und in den Haaren," — ergänzte Cesare wichtig. Zärtlich umschlang er die

Im Winterhafen. Nach dem Gemälde von Carl Saltzmann.
(Grosse Berliner Kunstausstellung 1900.)

Freundin. „Wenn ich erst ganz groß sein werde, sollst du das alles auch haben!“

Selig, und völlig überzeugt nickte Favetta. Wenn Cesare es sagte! O, er führte stets aus, was er vorhatte!

Elisabeth, die innerlich mit ihrer ganzen deutschen Gründlichkeit und nicht ohne Sentimentalität beständig nachdachte, wie aus diesen prächtigen Kindern wohl tüchtige Menschen zu machen seien, hatte einen glücklichen Gedanken.

„Das ist alles leicht für Euch zu erreichen, wenn Ihr Tüchtiges lernt. Wer viel weiß und kann und fleißig ist, vermag sich oft sehr rasch Reichtum zu erwerben.“

„So großen, daß Favetta eine feine Dame werden könnte?“ —

Cesares Interesse war geweckt. Gespannt blickte er der „Signora“ ins Gesicht. Auch der Kleinen runde, schwarze Augen hingen an deren Lippen.

„Verlaßt Euch darauf. Aber fleißig lernen, alle Eure Kräfte müßt Ihr daran setzen.“

Die Kinder seufzten wie aus einer Brust, faßten sich fester bei den Händen und gingen dann in tiefe Gedanken versunken neben der Dame her bis zur Osteria.

„Addio, Favetta, — addio Cesare!“

Da rang es sich bei dem Ingleseknaben los:

„Signora, könnt Ihr es beschwören bei der Madonna und allen Heiligen, — ist es wahr, — kann ein Armer reich, ganz reich werden durch Lernen?“

„Ich kann es beschwören. Aber Mühe und Fleiß sind dazu nötig.“

„Signora, — wie macht man es, viel zu lernen? Und anders als in Ponvole?“

„Soll ich dir, — Euch, — wollt Ihr bei mir damit anfangen?“

„Wir wollen, wir wollen, — wann? gleich?“ Wie aus einer Kehle kam es.

„Morgen, Kinder! Um acht Uhr morgens komme ich zur Hütte und spreche mit der Nonna, — und dann —“

„Lernen wir, — lernen wir,“ — jauchzte Cesare, — „und“ —

„Werden reich,“ — ergänzte Favetta.

— — — — — — — —

Ein kalter Wind, trübe Tage mit Regenschauern und besonders schlechte Laune der alten Nonna kamen der guten Absicht, die Elisabeth hatte, zu Hilfe. Cesare wie Favetta lernten mit Feuereifer täglich in dem kleinen Stübchen der Signora unten in der Osteria oder, wenn es besseres Wetter gab, auch draußen in der dichten Weinlaube. Allein selbst für die Geduldige und Geübte war es eine schwere Aufgabe, auf dem Wenigen, was von dem armen Lehrer in Ponvale auf allzu lockerem Boden erbaut worden war, die soliden Grundmauern eines festgefügten Gebäudes zu errichten. Da aber beide Kinder in der That außergewöhnlich begabt waren, konnten immerhin Fortschritte verzeichnet werden. Dabei bedurfte es allerdings einer eisernen, großen Strenge. Keines hatte auch nur eine Ahnung wirklicher Ausdauer und echten Pflichtgefühles. Außerdem waren beide im unverfrorenen Aussprechen direkter Lügen von geradezu verblüffender Naivität. Diese Naivität aber verhinderte auch, daß Elisabeth, die dem allerdings sehr strenge entgegentrat, dergleichen allzu ernst und zu tragisch nahm. Allein, dennoch war es ihr oft genug zu Mute, als müsse sie die Flinte ins Korn werfen. Nach einer weiteren Woche wurde die Sache noch schwieriger. Cesare sowohl wie Favetta begannen den Weg zum Reichtum, — und er war es einzig und allein, der ihnen zum Sporne diente, — äußerst lang, öde und steinig und den Lohn allzuweit hinausgerückt zu finden. Als sich auch noch das Wetter zu ändern begann und ein wolkenloser, blauer Himmel mit einer strahlenden Sonne sich im Meere spiegelte, schien eine Unlust und Zerstreutheit bei den Schülern einzutreten, die eine völlige Änderung des Lehrsystemes stürmisch erheischten. Resigniert und ihre zuerst etwas hochfliegenden Pläne auf ein Minimum einschränkend, beschloß Elisabeth, die Sache etwas weniger ernst und trocken anzufangen und das zu Erlernende den Kindern mehr spielend beizubringen. Eine Zeit lang war der Erfolg geradezu verblüffend. Diese Art und Weise, die deutschem Wesen durchaus unzuträglich gewesen wären, bewährten sich trefflich bei den leichtlebigen, sorglosen Kindern der südlichen Sonne.

So erstieg denn fast Tag für Tag das Fräulein, noch immer kurzweg die „Signora“ genannt, die schönsten Punkte des Berges und vereinte ihre wirklich ausgezeichnete Malkunst mit der einer pflichteifrigen Lehrerin. Bald da-, bald dorthin bestellte sie die Kinder, die ihr die Mal-

geräte trugen, um dann zum Schlusse nach allen Regeln deutscher Schulmeisterei in die Geheimnisse des Lesens, Schreibens und Rechnens eingeweiht zu werden. Jeder Tag brachte freudige Überraschungen für die Lehrerin durch die ungemein große Entwicklungsfähigkeit der Schüler und durch deren ungebrochene, freudige Lebenslust und Originalität. Allein, jeder Tag gab auch dem festgefügten Idealismus eines echtdeutschen Gemütes einen harten Stoß nach dem anderen. Aber zu erschüttern war dieser Idealismus doch nicht. Im Gegenteile! Elisabeth hatte große, umfassende Pläne. Allerdings stand sie damit nicht völlig auf dem spröden, harten Erdboden, sondern fußte zur Hälfte in den lichtblauen Höhen eines selbstgeschaffenen Traumlandes.

Eines Abends kam Professor Hartwig sehr müde, aber aufs freudigste erregt, von einer unerwartet erfolgreichen Expedition nach Hause. Diese Stimmung klug benutzend, teilte sich ihm Elisabeth mit. Die gütigen Augen des alten Herrn hatten, während er mit dem Kopfe nickend sagte: „Wie du meinst, handle nach deinem Gutdünken," — — einen Ausdruck, der bewies, daß er nur mit halben Ohren hörte. In einer vollkommen anderen Welt befand er sich. Sein Blick glitt zerstreut über das bittende Gesicht der Tochter hinweg und schien noch immer über die eben zu Tage geförderten tausendjährigen Schätze zu schweifen. —

— — — Wochen waren vergangen, seit Elisabeth jenes Bild vollendet, die Skizze der schlummernden Favetta entworfen und die kleinen Nichtsnutze den Kuchen entwendet hatten. Es war wirklich der letzte Diebstahl gewesen. Aber sie hatten eben dergleichen auch durchaus nicht mehr nötig. War es doch eine so schöne Zeit! Das Lernen allerdings, — ja, — das war sehr mühsam und langweilig! Allein, jetzt wurden sie immer satt; die Signora war so gütig zu ihnen, und die Nonna schimpfte und fluchte nur mehr halb so viel. Im Geheimen zählten die Kinder sogar sorgfältig verborgen gehaltenes Geld. Es waren allerlei verschiedene Münzen, die sie da oder dort, meist von Elisabeth, erhalten, und die sich sich zusammengespart hatten. Bald würden sie reichen, um eine Korallenkette für Favetta zu kaufen, wenn auch keine ganz neue und tadellose. Eine Frau im Orte hatte eine solche in der Truhe, die sie Cesare versprochen, sobald er erst das geforderte Geld bringen würde. —

Heißer brannte die Sonne. Mit täglich zunehmender, fast grausamer Helligkeit glitzerte das nun so oft reglos gebreitete Meer. Langen, langen Tagen, deren brütende Schwüle sie fast unerträglich zu machen begannen, folgten wunderbare Nächte. Nächte, die mit ihrem Mondscheinzauber alles Irdische in traumhaften Duft auflösen zu wollen schienen.

Die Ausgrabungen wurden, da nichts weiter aus Licht befördert worden war, für vollendet betrachtet. Einer der Herren nach dem anderen reiste ab, nur Professor Hartwig mit Tochter und ein junger Gelehrter waren noch in Orsola. Aber auch sie waren im Begriffe, ihr Bündel zu schnüren und über Neapel nach der deutschen Heimat zurückzukehren.

Unter einer kühlen Felsplatte, droben bei der Hütte der Nonna, saß Elisabeth mit Favetta und Cesare und sprach liebevoll und eindringlichst mit ihnen, während diese mit weit offenen Augen lauschten.

„Niemals mehr Hunger," — murmelte l'Ingleſe.

„Immer feine Kleider," — hauchte die Kleine.

„Ein Bett, — ein wirkliches Bett, wie die Reichen," — flüsterte ihr der Junge zu.

„Und reich würden wir sein, Cesare! Denk' dir, Cesare, — reich!"

Das Mädchen war wie vom Glücke überwältigt.

„Und dabei immer beisammen bleiben," jubelte l'Ingleſe. „Wir wollen! Wir gehen mit, — mit nach Deutschland!" —

Von einem wilden Freudentaumel waren sie erfaßt. Sie nahmen sich bei den Händen, tanzten und sprangen um die Signora herum und küßten endlich leidenschaftlich deren Hände und Kleider.

„Fort, — fort, — von der häßlichen, der abscheulichen Nonna, — fort, fort!"

„Fort — ganz fort!" — — —

— — Die alte Nonna konnte sich weder im Wachen noch im Schlafe von ihrem Schatze trennen. Tagsüber saß sie in einem Winkel und zählte und befühlte die schmutzigen Münzen und fettigen Scheine. Nachts barg sie alles in einem Beutel unter ihrem Strohsacke und tastete vor dem Einschlafen

noch ein Dutzendmal danach. Es war die Abstandssumme, die Elisabeth ihr für die Überlassung der beiden Kinder bezahlt. Diese sollten in Deutschland im Hause des Professor Hartwig zu ordentlichen, brauchbaren Menschen erzogen werden. Das hatte sich Elisabeth erträumt und sich von dem Vater erbeten. Diese prächtigen, jungen und bemitleidenswerten Geschöpfe! Nun würde sie doch einen Lebenszweck haben, außer dem, ihrem Vater eine gute, sorgliche Tochter zu sein. Wie tot schien ihr dagegen ihre Kunst, — alles andere überhaupt! Zwei bildsame Menschenkinder formen, heranziehen können! Und die deutschen, blauen Augen des Mädchens leuchteten in Schwärmerei und völliger Hingabe auf.

Es war der Vorabend der Abreise. Unten in der Osteria war das Pärchen noch gründlich gebadet und gekämmt worden, und ungerne sah es Elisabeth, daß sie für diese letzte Nacht noch in die Hütte der Nonna zurückkehren sollten. Aber die Kleinen wollten von dort allerlei kindliche Schätze mitnehmen, die noch einzupacken wären, und so war es ihnen erlaubt worden.

Auf Elisabeths fast so freudig bewegtes Herz legte sich's indessen an diesem Abend wie Meltau. Der junge Gelehrte, der mit ihnen zurückgeblieben war, hatte sehr ernst den Kopf geschüttelt, als er von dem Plane hörte. Dann meinte er: „Wenn Sie da nur keine herben Enttäuschungen erleben möchten, mein gnädiges Fräulein. Ich fürchte, Sie stellen sich das zu leicht und ideal vor. Bedenken Sie Geburt und vererbte Anlagen der Kinder. Sehr selten gedeihen die Pflanzen eines südlichen Landes in der blasseren, kühleren Sonne und in unsere spröde Erde versetzt. Haben Sie sich diesen Schritt denn auch reiflich überlegt?"

So lag das Mädchen denn mit offenen Augen und trotzig geschlossenen Lippen schlaflos in dem kleinen Stübchen und wälzte sich unruhig unter der vielfarbenen Decke.

So sind die Menschen! Im günstigsten Falle Theoretiker! Immer voll von Plänen und Ermahnungen, sich der minderbegünstigten Mitbrüder anzunehmen, nach Kräften Gutes zu thun und helfend beizuspringen. Gilt es aber endlich, all die schönen Worte und Phrasen in Thaten umzusetzen, dann — krebsen sie! Keiner hat dann Mut und Kraft. Ich aber will beides haben. Sollen diese Kinder auch verkommen wie Tausende? Sie sollen und müssen gerettet werden! —

Die gleichen Mondstrahlen, die sich in Elisabeths Schlafzimmer durch die Vorhänge stahlen, huschten auch zudringlich in den winzigen, lochartigen Raum, in welchem Cesare und Favetta, dicht aneinander geschmiegt, zum letzten Male schliefen. Allein die stille Sommernacht voll Schönheit und Wehmut und die von Düften erfüllte Luft schienen den Beiden solche Unruhe zu bringen und ihren sonst so ruhigen Kinderschlaf dermaßen zu beeinträchtigen, als wäre Gelärme und Toben ringsumher. Wie all die letzten Tage und Abende hatten sie, — heute noch mehr erregt durch die ihnen so ungewohnte energische Behandlung ihrer Körper und das warme Bad, — noch bis tief in die Nacht hinein nur von der bevorstehenden Abreise gesprochen. Mit freudigem Bangen, von den phantastischsten Erwartungen erfüllt, hatten sie sich gegenseitig das Leben in dem märchenhaft schönen Deutschland ausgemalt und den Reichtum, den sie sich dort zweifellos baldigst erwerben würden. Bereits auf dem Strohlager ausgestreckt, waren sie noch einmal aufgesprungen und hatten liebkosend über die neuen, feinen Kleider gestrichen, welche die Signora für sie aus Napoli hatte kommen lassen.

Ganz langsam nur meldeten sich der Sandmann und der Schlaf endlich. Einige verlorene Silberstreifen zuckten über Favettas Gesicht, das todtblaß aussah, und in dem die langen Wimpern wie tiefe, schwarze Schatten unter den Augen lagen. Immer unruhiger wurde ihr Schlummer. Sie stieß gequält unartikulierte Laute aus, zitterte und zuckte zusammen, und auf ihrer Stirne standen kleine Schweißperlen dicht nebeneinander. Eine Wolke verschob sich; voll und klar warf die Mondscheibe ihr Licht herein. Die Kleine erwachte, fuhr auf und sah erschrocken und verwirrt um sich. Aber da lag ja Cesare neben ihr und hielt noch ihre Hand, die feucht und heiß in der seinigen ruhte, fest umschlossen. Favetta seufzte erleichtert auf. So war ja schon vieles gut. An Stelle der Angst wirrer Träume trat nun ein dumpfes, unklares Wehgefühl. Sachte löste sie die Hand aus der des Freundes und setzte sich aufrecht. Schwerer und schwerer wurde es ihr um das immer wilder klopfende Herz. Da!

Da war der Mond, der gute, schöne Mond der Heimat. Wenn er nun ginge, vor dem kommenden Tag verschwand, dann würde sie ihn nie wieder sehen. Nie, — nie! Wie unsäglich traurig war das. Wo waren nun all die stolzen, freudigen Hoffnungen, mit welchen sie ihr Vaterland so leicht verlassen zu können geglaubt? Wo all die Zuversicht und die schönen Zukunftsträume? Etwas entsetzlich Ödes und Schreckliches tauchte vor ihr auf. Das erst so ersehnte, unter Jubel begrüßte Deutschland war sicher nichts wie ein wüstes, abscheuliches Stück Erde. Und jetzt, — daneben im Laubschuppen hörte sie leise, aber ganz deutlich die Ziege meckern, die treue Genossin und Ernährerin. Es klang langgezogen und wie ein Klagelaut. Ob sie diese wohl mitnehmen dürften? Aber, dann hätte ja die alte Nonna gar nichts mehr. Und ‚nichts mehr, gar nichts mehr' tönte ihr plötzlich höhnend und schrill von allen Seiten aus dem tiefen Schweigen der Nacht entgegen. Eine unsagbare Angst ergriff jetzt das Kind. Eine Angst vor diesem kommenden Tag, und was er bringen sollte.

„Cesare, — Cesare," — schrie sie laut und wild und rüttelte ihn. Im Gegensatze zu sonst erwacht l'Inglese sofort, völlig. Auch er hatte schlecht geschlafen und war von schlimmen Träumen geplagt worden.

„Ist es denn schon Zeit? Hast du die schönen Kleider schon an?

„Nein, nein, — aber bald, — ach, Cesare, mir ist so bange; hilf doch nur. Und ich glaube auch, die Madonna wird nicht mit uns gehen in dieses fremde, kalte Land."

Cesare zuckte die Achseln und sah bekümmert vor sich hin, während ihn im Stillen genau dieselben Erwägungen, Befürchtungen quälten, die Favetta so peinigten. Auch ihn überkam es wie ein unendlicher Schmerz, die Heimat nun wirklich verlassen zu sollen. Garnicht im Geringsten freute er sich, wie noch vor wenig Stunden, auf Deutschland, das ihm in unklarer Ahnung plötzlich nunmehr eine riesige Zwangsanstalt dünkte.

„Höre Cesare," — die Kleine schüttelte ihn ungeduldig hin und her, — „es ist furchtbar, daß wir fort sollen; fühlst du nicht auch so? Und die Ziege können wir auch nicht mitnehmen. Dio, da ist kein Zweifel! Laß uns zu ihr gehen, sie holen: sie hat eben so kläglich gethan. Ich glaube, sie fühlt, daß wir fortgehen sollen."

Dann öffneten sie den Schuppen und ließen das Tier zu sich ein, das sich an ihre warmen Körper drückte und das juckende, graubraun behaarte Fell an ihren Beinen rieb. Die Kinder umschlangen es, und in Favettas Augen stiegen helle Tropfen, während ein finsterer, aber entschlossener Ausdruck in Cesares Gesicht trat. Ohne zu sprechen stießen sie die Thüre der Hütte auf und standen nun Hand in Hand, wie umflossen von weichen silberigen Lichtwellen. Himmel und Erde schwammen im Vollmondglanze. Eine feierliche Herrlichkeit schwebte über dem Lande und senkte sich lind und verheißungsvoll über das stille Meer. Wie magnetisch angezogen fanden sich zwei Paar weit aufgerissene Augen. Fester umklammerten sich die Hände. Eine Sekunde wurzelten die Blicke ineinander, aber lange Rede und Gegenrede lagen darin.

‚Willst du?' schien das eine zu sagen.

‚Ich folge dir!' — das andere zu antworten.

Halblaut und undeutlich murmelte Cesare dann etwas; allein Favetta hatte ihn doch verstanden.

„Aber das Reichwerden," — meinte sie, doch noch zweifelnd und bekümmert.

„Es wird auch so gehen," — erwiderte der Junge zuversichtlich.

Schweigend standen sie dann noch eine Weile bei einander; die Ziege hatte sich gelegt und kauppperte halb verschlafen an dem betauten Boden herum. Ein leiser Wind erhob sich, der in den Oliven geheimnisvoll rauschte und die schmalen silbergrauen Blättchen durcheinander schüttelte. Eine helle Eule, deren Gefieder im Mondlichte erglänzte, umkreiste mit lautlosem Flügelschlage die Hütte, dann verschwand sie plötzlich, indem sie einen schrillen Ruf ausstieß. In die Kinder kam nun Leben.

„Also" — sagte Cesare bloß. Aber sein behender und schlanker Körper bebte in der ungeheuren Lebhaftigkeit, mit der er innerlich schon fest Vorgenommenes auszuführen beschloß.

„O, Cesare, aber wenn sie uns einfangen, und — und — sie werden uns schwer bestrafen, — und die Nonna —"

„Fürchte nichts, Favetta, — ich weiß einen trefflichen Platz. Wir verbergen uns

dort, bis die Signora und die anderen Tedeschi weg sind. Aber die schönen Kleider, die Bücher und Hefte nehmen wir mit uns und das gute Essen, das noch übrig ist und das wir der Nonna zurücklassen sollten. Auch weiß ich deren Geld. O, sie hat es für uns bekommen, — verkauft hat sie uns! Unser Erspartes dazugelegt, o, so könnten wir sogar bis Napoli kommen. Ich kenne einen Schiffer in Ponvale, der nimmt uns mit. Und die heilige Madonna, — bete zu ihr, Favetta, vor dem heiligen Bilde, — während ich alles bereite, — sie wird uns beschützen. Bete nur — bete!!"

Und die kleine Favetta betete mit heißester Inbrunst zur Madonna, während Cesare der Nonna das Geld unter dem Körper und dem Strohsacke wegstahl.

— — — — — — — — —

„Es wird zu spät, und wir erreichen den Hafen und das Schiff nicht mehr," — mahnte ungeduldig der Professor, während Elisabeth den steilen Pfad hinaufspähte, auf dem die Kinder und ein nach ihnen entsandter Bote herunterkommen sollten. Aber weder diese noch er wurden sichtbar. Eine weitere Viertelstunde verran. Die vier Muli, mit dem Gepäcke beladen, scharrten unruhig mit den Hufen und peitschten mit den Schweifen die immer frecher werdenden Fliegen weg. An dem roten Zaumzeng klangen hell die Glöckchen, als wollten auch sie noch zur Abreise mahnen.

Der junge Gelehrte sprach eifrig auf das Fräulein ein.

„Ich sage Ihnen, die Kinder haben den Entschluß bereut, sind von vorahnendem Heimweh ergriffen worden und haben sich nun verborgen. Verzichten Sie doch auf diesen, — seien Sie versichert — sehr schwer zu verwirklichenden Wunsch. Nehmen Sie mir es nicht übel, — er ist fast ein wenig thöricht. Besser, viel besser ist es, Sie lassen die Kinder ruhig, wo sie sind."

Heiße Thränen stiegen in Elisabeths Augen auf. Länger zu bleiben, abzuwarten, — war nicht möglich. Zwingende Gründe lagen vor, die ihres Vaters und ihre schleunige Heimkehr dringendst erforderten. So sollte und mußte alles kläglich zusammenfallen, was sie sich, von den besten Absichten erfüllt, so kühn aufgebaut hatte!!

Ein zweiter Bote, den man geschickt, kam atemlos vom Berge herunter.

Die Kinder seien in der That weg, mit allen ihren Schätzen, und hätten auch noch das Geld der Nonna mitgenommen. Diese zetere und schreie über die Räuber und Diebe, daß man es schon von weitem höre, und rufe Himmel und Hölle an. Die Alte wisse sicherlich nichts von dem Aufenthalte der Flüchtlinge, das sei gewiß. Bei dieser erneuten Hiobspost wandte sich Elisabeth ab. Die Herren traten zur Seite und warteten geduldig ab.

„Gehen wir also!"

Es klang ganz ruhig, aber zugleich wie ein tiefer Seufzer. Das Gesicht der „Signora" war verweint. Der Professor wie dessen Begleiter bemühten sich, doppelt liebenswürdig und heiter zu sein, — aber der alte Herr nahm sich den Kummer der Tochter mehr zu Herzen, als er sich merken ließ. Halblaut versprach er ihr, wie man ungefähr ein Kind über einen gehabten Verlust tröstet, dies und jenes. Der junge Gelehrte sah auf seine Uhr und überzeugte sich, daß sie die Zeit sehr reichlich bemessen hatten und es noch frühe genug zu einer kleinen Pfadabschweifung war.

„Ich muß Ihnen zum letzten Lebewohl von diesem herrlichen Stückchen Erde noch etwas Besonderes zeigen. Einen ganz zufällig entdeckten, ganz wundervollen Blick, den allerdings kein Verschönerungsverein dem Publikum zugänglicher gemacht hat. Wollen mir die Herrschaften folgen?"

Am Ziele angelangt, mußten sich alle drei platt auf die Erde legen. Nur auf diese Weise war es möglich, gefahrlos so nahe an den Rand des Abgrundes zu gelangen, um durch den herrlichen Blick in die Tiefe gelohnt werden zu können. Es war aber die kleine Mühe und die geringen Beschwerden der kurzen Steigung auch wert.

Als wäre ein breiter Kamin vollkommen symmetrisch aus dem Felsenmassiv ausgesägt worden, so teilte sich dieses hier und eröffnete eine prächtige Aussicht hinunter auf das Meer und eine ganz kleine Bucht. Weiche Wellen spülten schaumig hinein, und der weiße Gischt klebte den Zacken wie feine Spitzenarbeit an. Hoch darüber spannte sich das unendliche Azur des Himmels.

Elisabeth erkannte den Platz sofort wieder, obwohl sie, davor gewarnt, auf ihren Streifereien nie ganz bis hierher gekommen war. Dort lag die „Grotta di Vipera",

eine von jedermann gemiedene, wunderhübsche und geräumige, natürliche Grotte, in der giftige Vipern hausen sollten. Von dem Meereseinschnitte leuchtete das Wasser so klar herauf, daß man glaubte, Muscheln, Steine und jede rote Qualle auf seinem Grunde gewahren zu müssen. Schon im Begriffe, den herrlichen Aussichtsplatz wieder zu verlassen, entfuhr allen dreien ein Ausruf der äußersten Überraschung. Plötzlich waren, aus der Grotte kommend, zwei nackte, kleine Gestalten, im Wasser plätschernd, erschienen. Deutlich konnte man die blütenweiße Haut des einen und die elfenbeingetönte des anderen erkennen. Jetzt ein glockenhelles, munteres Lachen.

„Favetta" — flüsterte Elisabeth.

Eines von den beiden in der Tiefe, verschwand und kehrte mit einer Menge Papier zurück. Emsig machten sich die Kinder damit zu schaffen, während sie am Rande auf dem sonnenbeschienenen Felsen kauerten. Dann hörte man ein Jauchzen aus zwei Kehlen; lustig schwammen einige Schiffchen, immer wieder unter Jubel verhindert ins offene Meer zu treiben, in der kleinen Bucht umher. Das Falten derselben hatte Elisabeth den Kindern selbst gezeigt. Und das Papier dazu? Das mochten all die neuen, sauberen Hefte sein, die sie ihnen zu Lehrzwecken gestiftet. Die beiden Herren gebrauchten ihre Feldstecher, um genau beobachten zu können, was des Mädchens scharfe Augen unbewaffnet sehnsüchtig verfolgten. Dann aber sah sie eine Weile nichts mehr. — Ihr Blick trübte sich.

„Die Vipern fürchten sie weniger als das neue Land, — die Arbeit, — und — mich!" — dachte sie bitter.

Die beiden Gelehrten, in ein interessantes Fachgespräch anscheinend völlig vertieft und alles andere vergessend, gingen einige Schritte voran. Elisabeth war etwas vom Rande abgerückt, hatte die Arme um die Kniee geschlungen und blickte um sich. So, — wie man Abschied nimmt von einem Orte, an dem man Liebes zurücklassen muß.

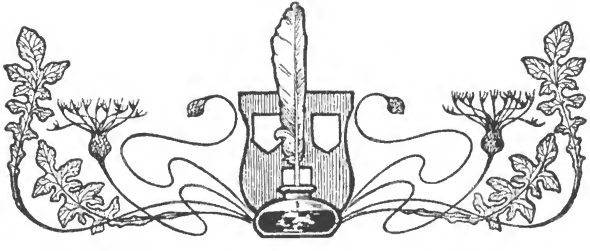
Feine, zierlich geformte, schon verblühte Pflanzen, nur mehr aus seidigen, weißen Fäserchen bestehend, schwankten auf dünnen Stielen. Auf dem ausgedorrten Boden krochen farbige, sammetige Raupen wie bewegliche Blumenköpfe. An den verblühten Ginsterfräuchern, die hier oben nur vereinzelt und niedrig wuchsen, klebte eine helle, flockige Masse. Trotz des Sonnenbrandes fröstelte es das Mädchen, und Herbststimmung schien ihr über der Landschaft zu lagern. — Aber, es war dennoch Sommer! Herrlicher, gesegneter! Saftig schimmerte ein Stückchen Feld, dessen Halme schön gefärbt und voll standen, von halber Höhe herauf. Daneben leuchtete eine Menge königsblauer Blumen. Winzige Falter, die fast farblos und nur wie silberüberhaucht schienen, schwebten in Scharen, eine schimmernde kleine Wolke bildend, empor. Höher, — immer höher!

Abermals helles Lachen und Jauchzen von unten herauf, dann Singen. — Ein deutsches Lied! Unermüdlich wiederholten die Kinder die wenigen Worte der ersten Strophe, gebrochen und falsch betont, aber die Melodie hatten sie richtig behalten.

Jede Gefahr schien von ihnen vergessen; die ganze Zukunft, — alles, was sie sich je von ihr freudig erhofft und stolz erträumt. Ganz der Gegenwart, der köstlichen, sonnigen Freiheit hingegeben, jubelten sie Hand in Hand die unbekümmerte Freude ihres jungen Lebens in das blauschimmernde Meer hinaus, und hinauf in den duftigen Äther.

— Grauweiße Wolken hatten sich inzwischen gebildet und das Firmament in einen leichten Schleier gehüllt. Ab und zu huschte ein Strahl ungehindert zwischen den Ballen hindurch und wob einen leuchtenden Streifen schräg über die Landschaft. Elisabeth hob die Hand zum Abschiedsgruß und wandte sich zum Gehen. Einen Augenblick war es noch, als ob sich eine goldene Brücke von ihr hinunter zu den Kindern zöge; dann brach sie plötzlich mitten durch.

Lebt wohl!!



Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

Es mag wunderlich klingen, aber es hat doch seine Richtigkeit: Ein großer Teil unsrer Romanlitteratur bildet nichts mehr und nichts weniger, als einen dichterischen Kommentar zur Statistik. Die matten, vielverschlungenen Umrisse, mit denen der Statistiker das sociale, wirtschaftliche, sittliche Leben der Zeit umzeichnet, erfüllt der moderne Schilderungsroman mit Farbe und plastischer Körperlichkeit, mit lebendigen Beispielen erläutert er die statistischen Zahlen. Und ebenso wie für die Statistik das Individuum als solches wenig bedeutet, sondern wesentlich als Glied einer größeren Masse in Betracht kommt, so hat auch für den Zeitroman der Einzelne hauptsächlich als Typus, als Vertreter eines bestimmten Volks- und Gesellschaftskreises Interesse. Auf diesem Punkte beruht der eigentliche Unterschied zwischen dem naturalistischen Roman und dem Idealroman, besser gesagt zwischen dem Massen- und dem Persönlichkeitsroman; die äußeren Stil- und Sprachverschiedenheiten stehen erst in zweiter Linie, sie sind eine notwendige Folge des Hauptunterschiedes. Während bei Goethe — im Werther, im Wilhelm Meister, in den Wahlverwandtschaften, — ebenso bei Viktor Hugo oder bei Spielhagen das Typische durchaus in den Hintergrund tritt und die Einzelpersönlichkeit, vielfach sogar der Ausnahmemensch das wesentliche Interesse des Dichters in Anspruch nimmt, erfüllt bei Zola die Masse den Vordergrund, und das Individuum spielt nur die Rolle eines personifizierten Einzelfalles unter tausend gleichen Fällen. Die eine Richtung wird durch das aristokratische, die andere durch das demokratische Princip beherrscht. Natürlich läßt sich der Unterschied — wie überall auf ästhetischem Gebiete — theoretisch schärfer feststellen, als ihn die Wirklichkeit die einzelnen Werke aufweisen; hier vermischen sich vielfach die Principien, und die Richtungen gehen ineinander über. Auch der Naturalist, mag er noch so sehr auf objektive Wirklichkeitstreue ausgehen, kann unmöglich seine subjektiven Neigungen und Anschauungen ganz verleugnen. Dieses Subjektive beeinflußt ja selbst den Statistiker, der aus seinen Zahlenreihen Schlüsse zu ziehen sucht; er deutet nur zu oft aus den Zahlen heraus, was er von vornherein zu erweisen wünscht. Wie jeder Künstler strebt auch der naturalistische Erzähler, bewußt oder unbewußt, nach Eindruck; infolgedessen gruppiert er fortwährend die Wirklichkeit, konzentriert sie und häuft sie, um starke Wirkungen zu erzielen; unwillkürlich mischt er die Farben greller und wählt entschiedenere Töne, als sie den Modellen der Wirklichkeit eigen sind. Weit öfter als in den Idealromanen, steckt in den naturalistischen etwas Überhitztes, schroff Übertriebenes, und das ist leicht erklärlich. Bei der Vertiefung in eine Einzelgestalt wahrt sich der Dichter unschwer seine künstlerische Ruhe und Besonnenheit, Massenbilder aber berauschen und verführen wie von selbst zu derben Linien, zu einem Streben ins Kolossale, statt ins Feine.

An einer derartigen Ueberhitzung leidet fraglos auch der Roman „Im Schlaraffenland" (München, Albert Langen) von Heinrich Mann. Mann ist kein Dichter, der neue Werke schafft, zu neuen Zielen emporführt. Von solchen Dichtern ist überhaupt in der neueren deutschen Litteratur nichts zu spüren. Es fehlt ihr an geistigen Pfadfindern, an überragenden menschlichen Persönlichkeiten; an die Bedeutung eines Tolstoi, Zola, Ibsen, Björnson ragt unter den deutschen Poeten keiner hinan, so viele auch das litterarische Durchschnittsmaß weit überschreiten. Gerade das Beste, was wir leisten, lehnt sich durchaus an das Schaffen des Auslandes an. Heinrich Mann steht geistig und stilistisch im Banne Maupassants und d'Annunzios. Stofflich erinnert sein Roman nur zu sehr an Maupassants „Bel ami", in der Sprache, in den Bildern, in den Schilderungen macht sich der Einfluß d'Annunzios deutlich merkbar. Aber darum ist der deutsche Erzähler doch nicht bloß Nachahmer und Nachempfinder, ein gut Teil Eigenart kommt immer wieder zum Vorschein, und eine starke künstlerische und dichterische Begabung offenbart sich in hundert Einzelheiten. Die Gestalten, die er vorführt, haben etwas ungemein Plastisches und Bestimmtes,

nur in der Zeichnung der Äußerlichkeiten stört vielfach eine verwirrende Häufung von Details. Die Sprache ist lebendig, voll Farbe und Kraft, wenn auch hier und da der Feuilletonist den Dichter bei Seite drängt. Das Beste jedoch an dem Werke sind künstlerisch die Gesellschaftsschilderungen; sie muten an wie gewisse Satiren, die das kaiserliche Rom in seiner ganzen sittlichen Verkommenheit zur Schau stellen. Sumpf an Sumpf und nirgends eine sonnige Lichtung, eine Höhe, von der eine Aussicht ins Helle und Weite zu gewinnen wäre. Mann hat nichts von einem Juvenal oder einem Tolstoi. Er zürnt und grollt nicht, wie der Römer, und er stellt nicht, wie der Russe, dem Gemeinen das Erhebende gegenüber, das den Leser schließlich über alles Widrige hinweg zu einer großen Weihestimmung führt. Mann spielt nirgends den Sittenrichter, über all die Niedrigkeiten, die er vorführt, tändelt er mit einer Art von Grazie hinweg, und das Einzige, was seine Schaustellungen auf die Dauer erträglich macht, ist ein gewisser Humor. Der reicht aber nicht hin, um dem Werke, was es auch künstlerisch bieten mag, eine ideelle, menschlich große Bedeutung zu verleihen.

Übertrieben und überhitzt erscheint das Werk weniger in seinen Einzelschilderungen, denn als Ganzes. Was der Verfasser von den Berliner Finanzkreisen, in die er den Leser einführt, ausplaudert und erzählt, beruht allem Anschein nach in den einzelnen Zügen auf ebenso boshafter wie genauer Beobachtung; der Prozeß Sternberg mit seinen Enthüllungen liefert ja den Beweis, daß auch der freimütigste oder selbst der cynischste Dichter es schwer hat, die Wirklichkeit zu erreichen. Aber das Gesamtbild läuft doch auf Übertreibung hinaus, weil es, so wie es ist, dazu verleitet, aus bestimmten Einseitigkeiten auf das Ganze des Lebens, aus Einzelzügen auf das Gesamtwesen einer Persönlichkeit, aus Sondererscheinungen auf einen allgemeinen Typus zu schließen. Aber auch in dieser und jener Schilderung, in dieser und jener Charakteristik sind die Farben allzudick aufgetragen; das empfindet und fühlt sich heraus, ohne daß man erst die Wirklichkeit in Vergleich zu stellen braucht. Eine Zeitung wendet sich an eine andre Öffentlichkeit als eine Gerichtsverhandlung. Und daher ist es nicht gut möglich, auf die Scenen, die der Roman entrollt, auf die Vorgänge, die sich abspielen, hier näher einzugehen. Die Gesellschaft, die Mann im Auge hat, gibt sich dem Gemeinen mit einer gewissen Naivität hin, ihr ist das sittlich Widrige etwas ebenso Selbstverständliches, wie dem Moralisten die Tugend. In einer Stunde allen zehn Geboten — vom fünften etwa abgesehen — allen auf einmal ein Schnippchen schlagen, das ist für diese Leute ein sinniger Hochgenuß; sie sind sämtlich wahre Gourmets des Lasters. Mit fröhlichem Behagen hört es der Generalkonsul Türkheimer an, als man ihn ganz offen zu den Fälschungen und Niederträchtigkeiten beglückwünscht, mittelst deren der skrupellose „Renaissancemensch", der Typus des „modernen Eroberers" einen Meisterstreich an der Börse vollführt und einige hundert arme Teufel um ihre Sparpfennige gebracht hat. Und während der Eroberer Millionen zu Millionen häuft, widmet sich seine runde kleine Frau den Freuden des Ehebruchs mit der stillen friedlichen Vergnüglichkeit eines Kindes, das mit seinen Puppen spielt. Und in der That, was diese Edlen von Mammons Gnaden an holder Gemeinheit leisten, ist nur ein Kinderspiel gegen die innere Nichtswürdigkeit des jungen Litteraten, der die zweifelhafte Ehre hat, Held dieses Romans zu sein. Gerade weil die Türkheimer und Genossen im Grunde gar nicht wissen, was sie thun, gar kein Organ haben, um zwischen Krank und Gesund, Korruption und Reinheit zu unterscheiden, weil ihnen das Laster fast zur Natur geworden ist, sind sie nicht halb so widerwärtig, wie der Geistesmensch, der sich mit vollem Bewußtsein prostituiert und um äußerer Vorteile willen zum Sumpfkameraden wird. Sollte dieser Andreas Zunser, dieser Herold der Immoralität, der nicht ruht, als bis er Einlaß findet in das Schlaraffenland der Mammonsdiener, wo man mühelos die goldnen Früchte vom Baume der Börse pflückt, freilich zumeist um den Preis jeder Menschenwürde, sollte dieser bel ami, oder auf ehrlich Deutsch, diese männliche Dirne, in Wahrheit nicht eine Einzelerscheinung, sondern wie der Herr Generalkonsul ein Typus sein, dann wäre unsre Kultur doch noch mit ganz anderen Krebsschäden behaftet, als sich die grollenden Idealisten in ihren verlorenen Weltwinkeln träumen lassen. Ein solches Schlaraffenland mitten im Lande der Arbeit wäre eine Gefahr, weit bedrohlicher für die „heiligsten Güter", als armselige Mongolenhorden, die man mit Mauserbüchsen bekriegen kann. Wenn man unversehens Schmutz berührt hat, so hat man das Bedürfnis, sich schleunigst die Hände zu waschen. So ähnlich empfindet man, wenn man sich durch die Schilderungen dieses Romans hindurchgearbeitet hat. Es ist einem zu Mute, als müsse man Phantasie und Empfinden säubern von all dem Unrat, der einem angeflogen ist, und zum Glück gibt es ja auch für den Geist Reinigungsbäder in Naturbetrachtung und seelenerfrischender oder weihevoller Lektüre. Wie ich hoffe, hat der Verfasser selbst, als er mit seinem Werke zu Ende war, diesen Wunsch nach Reinigung gehabt. Es mag ja nötig sein, daß sich Poeten finden, die den Mut haben, auch das Widerlichste nachzumalen, um mit ihren Bildern der Zeit einen Spiegel vorzuhalten; aber sie sollten dann jedesmal, um der eignen Reinlichkeit willen, sich einer andren Aufgabe zuwenden, die ihnen einen Aufstieg ins Lichtere möglich macht. Die Gefahr liegt sonst nahe, daß der Poet sich schließlich selbst wie als Künstler so als Mensch in den Niederungen wohlfühlt.

Aus dem Schlaraffenland in die Welt der Mühsal, aus der ersten Etage in den Keller steigen heißt es, wenn man die Bilder Manns genossen hat und gleich darauf an Klara Viebigs jüngsten Roman „Das tägliche Brot" (Berlin, Fontane & Co.) gerät. Klara Viebig hat eine starke Neigung, das Tiermenschliche zu schildern, im Gegensatz zum Ideal- und Geistesmenschlichen. In ihrem Roman „Das Weiberdorf" ist es der sinnliche Trieb, die wilde gierige Sinnlichkeit des von keiner Geistigkeit gebändigten Naturmenschen,

Verwundeter Faun. Studie von Wilhelm von Debschitz.

die dem Ganzen Farbe und Gepräge gibt. In ihrem neuesten Werk spielt die gleiche Rolle der Nahrungstrieb. Die Menschen, die sie zeichnet, werden von der Sorge um das tägliche Brot, um die Grundlage allen Lebens, ganz ausgefüllt; sie kommen daher im Grunde über das Tier nicht hinaus. In ihrer Vereinigung erfüllen die beiden Romane das Programm, das Schiller in seiner pathetischen Weise mit den Worten umschreibt:

So übt Natur die Mutterpflicht
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie sprenget.
Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Im Bereich des wahrhaft Menschlichen, in allen jenen Bezirken und Bestrebungen, in denen der Mensch das entfaltet, was ihn über das Tier hinaushebt, herrscht längst jene Geistigkeit, deren höchste Entwickelung Schiller mit Philosophie bezeichnet. Von dieser Geistigkeit sind die Menschen Klara Viebigs noch so gut wie unberührt. Und doch hat sie es diesmal verstanden, ihrem Roman, so naturalistisch seine Schilderungen sind, eine gewisse ideale Weihe zu geben. Fast könnte man sagen, daß das Werk in seiner Art zu einem Hohenliede auf das Weib sich ausgestaltet. So abseits allem Geiste die arme geplagte Kreatur steht, von deren Schicksalen die Dichterin erzählt, so dumpf sie im allgemeinen dahin vegetiert, so ist doch in ihr ein Wesentliches aller Weiblichkeit, die Mütterlichkeit, aufs kräftigste entwickelt. Und wie sie sich um ihrer Mutterschaft willen ablackt, wie sie alles duldet und auf sich nimmt, aber auch im Kampfe für ihr Kind die zäheste Energie entfaltet, so daß sie schließlich in ihrem engen Kreise zur Leiterin und Führerin wird, das hat doch einen Zug ins Große und Erhebende. Wie eine innere Erlösung empfindet man es zuguterletzt, wenn sich das gequälte Wesen am Ende jenen winzigen Platz am Lichte gewinnt, der ihrer flügellahmen Sehnsucht genügt. Dienstbotenroman würde ein Kritiker, der ganz äußerlich zu rubrizieren liebt, das Werk taufen. Zwei Mädchen vom Lande ziehen nach Berlin, um sich hier als Dienstboten zu verdingen; von der Weltstadt träumen sie wie von einem Paradiese. Natürlich merken sie bald, wie irdisch es in diesem Paradiese hergeht, wie hoch die Früchte hängen, kaum erreichbar hoch, die es im Weltstadt-Eden zu naschen gibt. Mit großer Kraft, in den lebendigsten Zügen ist der Gegensatz zwischen den beiden Landdirnen durchgeführt, zwischen der plumpen, täppischen Mine, die aber mit ihrer Gemüts- und Willenskraft sich durch alle Fährlichkeiten emporarbeitet, und der klugen, geweckten Bertha, die schließlich in ihrer Leichtfertigkeit verkommt. In gleicher Weise von Leben sprühen die Schilderungen aus dem Berliner Volksleben. Klara Viebig ist eine Meisterin des realistischen Stils. Es gibt unter den männlichen Erzählern kaum einen, der in dem gleichen Maße wie sie alle Vorzüge der naturalistischen Methode sich angeeignet hat. Die frische, ungezwungene Natürlichkeit ihrer Schreibweise zeigt sich vor allem im Dialog, der fast durchweg von dramatischer Beweglichkeit und Wirksamkeit ist. Freilich kommen auch die Schwächen der Methode zum Vorschein. Wie bei Zola äußert sich auch bei Klara Viebig ein gewisser Drang nach Übertreibung und nach jener Symbolistik, die das Leben schematisch ausdrücken sucht. Diesmal ist es der Keller, der die unheimliche, den Menschen bezwingende und niederzwingende Verhängnismacht repräsentiert. Wer im Keller haust, dem ist es so gut wie unmöglich, all das Kranke, Niedrige, Dumpfe, das sich im Dunkel erzeugt, zu überwinden, aus dem Kellerleben entwickelt sich mit Naturnotwendigkeit eine Art von Kellermenschlichkeit. Ohne Frage sind diese Beziehungen zwischen Örtlichkeit und Schicksal nicht zu unterschätzen, aber der Naturalismus legt ihnen eine Bedeutung bei, die über alle Erfahrung hinausgeht und dem „Milieu" eine fast mystische Rolle zuerteilt. Zum Glück geht Klara Viebig nicht so weit wie Zola, bei dem das Symbolistische infolge seiner Aufdringlichkeit nur zu oft in Gefahr steht, ins Komische umzuschlagen; direkt deutet sie die Beziehungen nur an vereinzelten Stellen ganz leise an. Und gegenüber dem Farbenreichtum, mit dem die Dichterin das Treiben im Keller malt, gegenüber der Gestaltungssicherheit, mit der sie die Kellerbewohner charakterisiert, kommt das kleine Bedenken gar nicht in Betracht. Jede dieser Gestalten, von der klatschfrohen Gemüsehökerin bis zu der frühreifen Göhre, die schon als Kind eine Virtuosin im Gassenhauer vorstellt, ist ein Kabinettstück realistischer Porträtkunst; man wird immer wieder an Meister wie Mieris, Metsu und Gerhard Dow gemahnt. Und so erweist sich Klara Viebig wie im „Weiberdorf", so auch in diesem Roman als eine Künstlerin, die in ihrer Art keinen Vergleich mehr zu scheuen braucht. Ihr Können ist zur vollen Reife herangewachsen. Aber wenn ihr neuestes Werk auch ideell mehr bietet, als der Schlaraffenroman Heinrich Manns, so gilt doch in gewissem Sinne auch von ihr, was diesem Erzähler gegenüber zu betonen war. Allzulange und mit Vorliebe in den menschlichen Niederungen zu verweilen, hat auch für den Künstler sein Bedenkliches. Für den Dichter weit mehr als für den Maler. Eine Bauernscene, wie sie die Kleinkunst der Altniederländer vorzuführen liebt, umfaßt der Beschauer mit einem Blick. Das bedeutet denn doch was ganz anderes, als stundenlang mit den Niederungsmenschen eines Romans verkehren. Alle Kunst, alle Technik hilft hier über das Gefühl der Geistesleere auf die Dauer nicht hinweg. Und das Gesetz, dem der Beschauer, der Genießende unterliegt, findet auf den Schaffenden, den Dichter noch weit schärfere Anwendung. Es hat ja etwas Rührendes, von menschlichen Wesen zu erfahren, die in einer Pförtnerstelle das Ziel aller Ziele, die Erlösung aus der Finsternis begrüßen. Aber allzu oft möchte man diesen Pförtnerseelen doch nicht begegnen.

Wie sehr der Stoff die Technik und den Stil bestimmt, das ersieht man deutlich, wenn man das Werk Klara Viebigs mit dem Roman Frieda von Bülows „Die Abendkinder" (Dresden, Karl Reißner) vergleicht. Frieda von Bülow ist ohne Frage eine Erzählerin, die an

realistischer Darstellungskraft den Besten auf ihrem Gebiete ebenbürtig ist. Aber da ihr neuestes Buch weniger auf die Schilderung der äußeren Verhältnisse, als auf das Innenleben der Heldin Gewicht legt, so zeigen Stil und Sprache im allgemeinen ein Gepräge, dem gegenüber die Frage: ob naturalistisch, ob idealistisch, kaum in Betracht kommt. Das rein Technische spielt hier durchaus nicht die Rolle, wie in den Schilderungsromanen, die vor allem das Seelische und Geistige gefangen nimmt. Auch die saftfrische, hochgemute Subjektivität, die in früheren Werken der Dichterin so keck und kraftvoll zu Tage tritt, macht sich in den „Abendkindern" wenig bemerkbar. Der Roman ist wesentlich objektiv gehalten, er hat etwas Reifes, Abgeklärtes, über dem Ganzen liegt es wie eine klare, stille Herbststimmung, die nur hier und da von lauteren Tönen, von bewegterem Leben durchbrochen wird. Daß zuweilen auch ein müder Hauch sich einschleicht, das liegt in dem Thema, das der Erzählung zu Grunde liegt, begründet. Es sind die letzten Sprößlinge eines altadligen Geschlechts, von deren Leben, Anschauungen, Empfindungen und Schicksalen die Dichterin berichtet. In welchem Sinne dieser Bericht gemeint ist, das deutet die Erzählerin selbst an einer Stelle des Romans mit klarer Bestimmtheit an. „Juliane hatte wenig Glauben an das Glück. Sie nahm und genoß den Augenblick mit wachen Sinnen, aber fast immer gab das Gefühl eines Verhängnisses, vor dem es kein Entrinnen gab, ihrer Stimmung einen schweren Unterton." „Wir sind Spätlinge eines alten Geschlechtes, das seine Kraft verbraucht hat — dachte sie — die Waffen, welche die Natur den Aufsteigenden mitgibt, die robusten, gesunden Instinkte, haben wir nicht mehr. Wir können uns nicht mehr wehren gegen die feindlichen Gewalten.'" Juliane ist noch die thatund lebenskräftigste ihrer Familie, sie erkämpft sich freilich kein Glück wie sie es ersehnt, aber ihr fällt doch zuguterletzt ein Los zu, an dem sich das Herz genügen lassen kann. Ein rechtes Abendkind dagegen ist die Schwester, der jede Energie zur Selbstgestaltung ihres Lebens fehlt, so daß sie schließlich nur in einer ebenso schwächlichen wie unbedingten Resignation einen gewissen Frieden findet. Am tiefsten auf der Stufenleiter steht der Sohn des Hauses, der als harmloser Idiot sein Dasein verdämmert. Mit großer Feinheit sind alle Gestalten des Romans gezeichnet, und ebenso fein ist der Nachweis, wie aus den einzelnen Charakteren sich mit Notwendigkeit das Schicksal ihres Seins gebiert. Daß aber diesen Charakteren ihre Eigenart von Geschlechtswegen vorausbestimmt ist, daß sie als Spätlinge unabänderlich zur Schwächlichkeit verdammt sind, das ist eine Behauptung, die an der Wirklichkeit ihren Anhalt finden mag, für die der Roman jedoch kaum einen Erweis bringt. Vielleicht auch gar nicht bringen soll. Künstlerisch und geistig bietet das Werk eine Fülle intimer Reize; daß er seiner ganzen Anlage nach keine großen und tiefen Erregungen auszuströmen vermag, liegt auf der Hand.

Der Zufall will es, daß ich diesen Abendkindern ein rechtes Morgen- und Sonnenkind gegenüberstellen kann.

Paul Heyse — kein andrer ist gemeint — hat endlich, nachdem er in einer kaum übersehbaren Reihe von Dichtungen seine unerschöpfliche Fabulierungskunst erwiesen, den Roman seines Lebens, genauer gesagt, seiner Jugend erzählt.

Schlichte Wirklichkeit ist es, was er gibt, ohne Zustutzung und Ausschmückung, aber sie wirkt doch ganz so reizvoll und so spannend wie ein Roman. Ein echter Paul Heyse wie nur irgend eins seiner Dramen und Novellen. Wer die berückende Persönlichkeit des Dichters noch nicht aus seinen Werken heraus empfunden hat, der wird sie sicherlich in diesen „Jugenderinnerungen" (Berlin, Wilhelm Hertz) finden; sie läßt sich hier unmöglich verkennen. Eine Künstlernatur in jedem Zuge, zugleich aber eine anima candida, eine harmonische, feingeistige Natur, die in dieser Zeit der Überreizung, der Zerrissenheit, der Kraftmeierei doppelt anziehend wirkt. Die Kunst bildet das innerste Lebensinteresse Heyses, und seine künstlerische Entwickelung gibt daher den wesentlichen Inhalt des Buches ab.

Ein Dichter des jüngeren Geschlechts würde vor allem seine Weltanschauung, seine socialen und politischen Ideen darlegen, Heyse ist es hauptsächlich um ein ästhetisches Bekenntnis zu thun. Und erfüllt von der Erkenntnis, was in der Kunst das Persönliche bedeutet, legt er wenig Wert darauf, Zeitbilder zu geben, sondern in erster Reihe eine Persönlichkeit in ihrem individuellen Werdegang und in Berührung mit anderen Persönlichkeiten zu zeichnen. Daß diese rein künstlerische Auffassungsweise eine gewisse Enge im Gefolge hat, ist unleugbar, aber sie erhöht dafür die intensive Wirkung des Buches. Es ist hier nicht der Raum, jenem Werdegang im einzelnen nachzugehen; nur die Umrißlinien sollen flüchtig angedeutet werden. Väterlicherseits entstammt Heyse einer Familie, die schon längst vor der Geburt ihres gefeiertsten Sprößlings zur Litteratur ein näheres Verhältnis gewonnen hatte. Heyses Großvater und Vater zeichneten sich auf dem Felde der deutschen Sprachwissenschaft aus und streiften dabei vielfach das engere schöngeistige Gebiet. Ein derartiger Litteratur- und Geistesadel findet aber nur in China, nicht in Mitteleuropa, öffentliche Beachtung. Die Mutter des Dichters war eine Jüdin; sie gehörte einer jener Familien an, die dem raßlosen Strome der Zuwanderer gegenüber eine Art von jüdischem Adel bilden. Vielleicht unterlucht noch einmal ein „Litteraturpsychologe", wie die interessante semitisch-germanische Blutmischung in Heyses Schöpfungen sich geltend macht. Der Idealismus des Dichters ist allem Anschein nach ein Erbe vom Vater her; von der Mutter hat er wohl die außerordentliche Reglaukeit und Vielgewandtheit in Geist und Empfindung. Daß die Mutter bei all ihrer Gemütsinnigkeit auch mit jenem treffsichren Witz begabt war, der ihrer Rasse so vielfach eigen ist, dafür zeugt eine Reihe origineller Worte, die Heyse mitteilt. Sie seien hier angeführt, um die Trockenheit, mit der ein kurzer Inhaltsbericht fast immer behaftet ist, ein wenig zu mildern. Als jemand die würdige Frau zu etwas bereden wollte und sagte: Die Sache ist doch an und für sich recht angenehm —

erwiderte sie: „Ja, aber nicht an und für mich!“ — Ein Bekannter fragte: „Ist Herr N. denn ein Jude?“ — Sie: „Das will ich meinen! Jude mit Jude gefüttert.“ — „Die Löschen Kinder sehen aus, als ob ihre Mutter sie beim Trödler alt gekauft hätte.“ — „Der X. macht immer ein Gesicht, als ob er sich's übel nähme, daß er auf der Welt ist. Ich kann doch nichts dafür.“ — „Wenn R. lacht, sieht es aus, als ob er zu lachen eingenommen hätte.“ — „Ist das Concordiatheater (ein neuerbautes Liebhabertheater) hübsch?“ — Nicht besonders; sehr eng und dunkel. — „Also recht passend für Liebhaber.“ — „Es thäte mir sehr leid, wenn ich nächstens abrutschte. Ich habe mich sehr gern gehabt.“ — „Wenn man mir am jüngsten Tag nicht Equipage schickt, bleib' ich liegen.“ — Als man sie bei einem munteren Essen, wo viele Toaste ausgebracht wurden, aufforderte, auch eine Tischrede zu halten, sagte sie: „Nein, Kinder, meine Reden sind nicht so schwach, daß sie gehalten werden müßten.“ Schon in früher Kindeszeit regte sich bei Heyse der dichterische Schaffenstrieb, doch entfaltete sich sein Talent erst dann in Knospen und Blüten, als der junge Poet mit Emanuel Geibel bekannt wurde und durch ihn in den allseitig angeregten und anregenden Familienkreis Franz Kuglers, des feinsinnigen Ästhetikers, eingeführt wurde. Kuglers Tochter führte Heyse späterhin, sobald er seine Studienzeit beendet hatte, als Gattin heim. Einige Sorge bereitete dem Dichter, der die Brotstudien weder zu anstrengend noch zu gründlich betrieben hatte, und der damals noch nicht vom Dichten „leben“ konnte, die Berufsfrage. Ehe er zu einer Entscheidung sich aufgerafft, überraschte den Zweifelnden die Glücksbotschaft, daß Maximilian, der Bayernkönig, ihn einlade, nach München überzusiedeln und dort mit einem Jahrgehalt zu leben, ohne weitere Verpflichtung, als an den geselligen Abenden des Königs, den sogenannten Symposien, teilzunehmen. Diese Wendung im Leben des Dichters hatte wiederum Geibel durch seine Empfehlung herbeigeführt. So konnte sich Heyse von nun an, ohne je durch ernstliche Brotsorge belastet zu sein, ganz der Pflege des Besten in ihm, ganz seinen poetischen und künstlerischen Neigungen hingeben. Erst in München, im eifrigen Verkehr mit mehreren der bedeutendsten Männer des Jahrhunderts, von den mannigfachsten Eindrücken, wie sie Natur und Kunst, wie sie das Menschentreiben darbot, immer wieder erregt und durchglüht, entwickelte sich Heyses Eigenart. Sein Schaffen nahm in mehr als einer Hinsicht ein wesentlich neues Gepräge an. Dem Könige gegenüber erniedrigte sich Heyse niemals zum Höfling, wurde seine Ansicht begehrt, so gab er sie unverhüllt und ungeschminkt; kleine Verstimmungen blieben infolgedessen nicht aus, doch bewahrte ihm der König bis in die letzte Stunde sein Vertrauen und seine Neigung. Der Tod Maximilians mit seinen Folgen bildet für Heyse eine wichtige Grenzmarke; er stand, als das Ereignis eintrat, im 35. Lebensjahre, er hatte sich inzwischen als Dichter zur Meisterschaft hindurchgerungen und errang sich nun auch die unbeschränkte Lebensselbständigkeit. Die Zeit des Werdens lag hinter, die Tage der Reife vor ihm. In einem Anhang „Aus der Werkstatt“ erörtert der Dichter seine Anschauungen über das Wesen und die Bedeutung der einzelnen dichterischen Gattungen, vor allem der Lyrik, der Novelle und des Dramas. Eine Fülle fesselnder Anregungen, die sicherlich noch reiche Frucht tragen werden. Bemerkenswerte Nachrichten über die eigene Schaffensweise des Dichters sind überall eingestreut. Auch hier klagt Heyse, daß er als Dramatiker nicht die Beachtung finde wie als Epiker. Die Thatsache ist unbestreitbar, sie erklärt sich zum Teil daraus, daß die Stoffe, die der Dichter wählt, vielfach für unser Bühnenpublikum nicht innerlich wichtig genug sind, nicht von vornherein packen und hinreißen. Als dramatischer Künstler hält Heyse zweifellos jeden Vergleich aus. Zum Teil liegt aber die Schuld auch daran, daß Heyse dem jüngeren Geschlecht, das im Theater nachdrücklicher seine Macht erweisen kann, als dem Lesepublikum gegenüber, als der Hauptvertreter der „alten Richtung“ galt. In dieser Ansicht ist bereits ein Umschwung eingetreten; ein Dichter wie Heyse kann für gewisse Zeiten in den Hintergrund treten, aber er darf auch gewiß sein, daß sein Schaffen so leicht nicht veraltet, daß „seine Zeit“ stets wiederkehrt.

Im Ofen.

Von

Georg Busse-Palma.

Die Scheite wurden eingeschoben,
Rot sprüht es durch die Ofentür —
Die erste Flamme zuckt nach oben
Und tausend Fünkchen folgen ihr.
Bis daß der Kien am harz'gen Stamme
Von allzu rascher Glut verzehrt,
Und sich gemach die wilde Flamme
Beruhigt und ins Innre kehrt.

Versprüht sind Funken dann und Feuer,
Ich aber glaub' der still'ren Glut,
Denn bald erwärmt sie das Gemäuer,
So tief sie auch im Dunkeln ruht.
Und so glaub' du auch meiner Liebe,
Die darum nur so stumm und still,
Weil sich das flücht'ge Glutgetriebe
Zu ew'ger Wärme läutern will . .

Zu unsern Bildern.

Ernst Eckstein †. — Adolf Pichler †. — „Papa Schmid“ und das neue Marionettentheater in München. — Moderne Blumenbindereien. — Das neue Künstlerhaus in Leipzig.

Ernst Eckstein,
† am 18. Novbr. 1900.

Ein treuer Mitarbeiter unserer Monatshefte, Dr. Ernst Eckstein, schlummerte am 18. November hinüber: wir haben aus der Feder des gefeierten Romanciers die großen, farbenreichen Romane „Hertha“, „Themis“, „Kyparissos“, dann die feinsinnige Erzählung „Willikald Manz“, zuerst veröffentlicht. Ernst Eckstein, geboren am 6. Februar 1845 in Gießen, hatte in seiner Vaterstadt, in Bonn, in Berlin und Marburg Philologie studiert, ging nach Paris und führte sich von hier aus 1868 mit seinem humoristischen Epos „Schach der Königin“ in der Litteratur ein. Den ersten großen, wenn auch mehr äußerlichen Erfolg errang er 1875 mit seinem drolligen „Besuch im Carcer“, der nahe an hundert Auflagen erlebte. Als die Zeitrichtung dann den historischen Roman hochtrug, stand er in der ersten Reihe derer, die neue Stoffe aus der antiken Welt schöpften: seine umfassende Gelehrsamkeit, seine rege dichterische Gestaltungskraft verhalfen ihm in den Romanen „Die Clavdier“, „Prusias“, „Nero“ zu starken Trimmphen, und der Erfolg ist ihm bis in die letzten, durch Krankheit schwer getrübten Lebensjahre treu geblieben.

Adolf Pichler,
† am 15. Novbr. 1900.

Ganz anders geartet als Ernst Eckstein war ein zweiter, kürzlich verstorbener deutscher Dichter, der Tiroler Professor Adolf Pichler, Ritter von Rautenkar. Während Eckstein gern in die Ferne schweifte, seine Motive in der Antike, in fremden Landen suchte, die Fabeln seiner Erzählungen künstlich zu spinnen liebte, war Pichler ein echter Heimatskünstler. Alle seine Werke fußen in seinem geliebten Tirol, in dessen Bergen und Thälern, unter ihren Bewohnern. Der am 4. September 1819 zu Erl geborene Dichter, der sich ursprünglich der Medizin, dann der Geologie und Mineralogie gewidmet hatte, trat zuerst 1846 mit seinen „Frühliedern aus Tirol“ vor die Öffentlichkeit. Es folgten, außer einigen, ziemlich unbeachtet gebliebenen Dramen und naturwissenschaftlichen Schriften, die Sammlungen „Aus den Tiroler Bergen“, „Allerlei Geschichten aus Tirol“, „Deutsche Tage“, „Marksteine“, „Spätfrüchte“ u. a. Pichler war ein Dichter von tiefer Empfindung, dabei ein Meister der Form — persönlich ein Mann von außerordentlicher Herzensgüte, der großen Verehrung würdig, die man ihm nicht nur in Österreich zollte, sondern über-

Das neue Münchener Marionettentheater.

Papa Schmid, der Leiter des neuen Münchener Marionettentheaters.

all, wo die deutsche Zunge klingt. — München ist wohl die einzige deutsche Stadt, die ein ständiges Marionettentheater besitzt. Seit dem Jahre 1858 ist es unter der Leitung des in ganz Isarathen bekannten und beliebten „Papa Schmid" dem verehrten Publikum geöffnet, nachdem es vorher geraume Zeit dem Ergötzen einiger vornehmen, dem Herzog Max nahestehenden Herrschaften gedient hatte. Keine geringeren als Franz v. Kobell und Graf Pocci haben für diese Bühne geschrieben; letzterer schuf sogar eigens für sie den berühmten Kasperl Larifari, den Liebling der gesamten Münchener Kinderwelt, eine köstliche komische Figur, die die fabelhaftesten Dinge erlebt, unter Türken und Chinesen, auf Sonne, Mond und Sternen, und selbst in den seltsamsten Situationen nie ihren Humor verliert — und den Durst nach „a Maß Bier". Papa Schmid hat mit seinen Puppen (er verfügt über mehr als tausend Bühnenmitglieder, die aber gottlob! keine modern hohen Gagen beanspruchen) viel herumziehen müssen, zuletzt kam der Weiterbestand seiner Bühne aus Mangel einer geeigneten Lokalität in Gefahr. Da faßte der Münchener Magistrat einen wirklich vernünftigen Entschluß: er ließ für Papa Schmid einen eigenen Kunstempel in der Blumenstraße durch den Bauamtmann der Residenz, Herrn Th. Fischer,

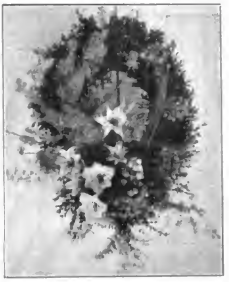
Der vom Kaiser dem Feldmarschall Grafen von Moltke zum 100jährigen Geburtstage gestiftete Kranz. In grünem und goldenem Lorbeer von Gustav Bock in Berlin ausgeführt.

Kranz für die Sieger des Schülerwettruderns, vom Kaiser gestiftet. Ausgeführt von Gustav Bock in Berlin.

errichten, der — reizend ausgeschmückt — vor Weihnachten, grad zur rechten Zeit mit einer glänzenden „Ehrenvorstellung" eröffnet wurde. Man gab ein wundersames Festspiel von Bruno Rauchenegger, darin die „mächtige Fee Phantastika", ein „Münchener Kindl", „Kasperl Larifari als Theaterdirektor" und andere schöne Dinge agierten, dann Poccis unverwüstliches „Das Glück ist blind oder Kasperl im Schuldturm", und schließlich „Des Kinderfreundes Gedächtnisfeier" von E. v. Destouches. Papa Schmid, heut ein Neunundsiebzigjähriger, war in bester Laune und sprach seine Kasperrollen womöglich noch schöner als sonst — so füllte denn der Jubel von alt und jung das neue Haus, das samt seiner Bühne zu den originellsten Sehenswürdigkeiten Münchens gehört. —

Die Blumenbindekunst hat in den letzten

Trauerkranz mit Wasserrosen und Gräsern. Aus dem Atelier von J. C. Schmidt in Berlin.



Trauerkranz aus Buchsbaum, Baumflechte, Amaryllis und Anemonen. Aus dem Atelier von Otto Möhrke in Berlin.

langstielig läßt. Während unsere Frauen wieder lernten, eine Vase mit einigen schönen Blüten — es brauchen durchaus nicht immer kostbare, fremde zu sein, die heimischen sind oft mindestens ebenso schön! — zu dekorieren, führte sich anstatt des ungeheuerlichen Tellerbouquets der lose Naturstrauß ein, und auch die Kranzbinderei löste sich aus der alten Schablone. Bei ihr finden jetzt neben dem Lorbeer vielfach Gaben des deutschen Waldes und

Jahren in Deutschland einen hoch erfreulichen Aufschwung genommen. Vor einem Vierteljahrhundert noch herrschte das steife Tellerbouquet mit der Papier- oder, wenn's hoch kam, -Spitzenmanschette, und das Blumenkissen galt als die Krone aller Leistungen einer geschickten Binderin. Man spießte die Blüten auf Draht und preßte sie möglichst eng aneinander, stellte eine Art Mosaik aus ihnen her — je bunter, desto besser. Von den Japanern, den großen Blumenfreunden, haben wir, wesentlich durch Vermittelung Englands, besseres gelernt. Heute sucht man, möchte ich sagen, die Blüten individuell zu behandeln. Man schätzt nicht mehr die Masse, sondern die Schönheit der einzelnen Exemplare, die man gern

Theaterkranz aus Lorbeer mit farbigem Band. Gebunden von Otto Möhrke in Berlin.

Feldes Verwendung. Wir geben heute einige mustergültige Arrangements großer Berliner Firmen, wollen aber nicht zu bemerken unterlassen, daß fast in allen größeren deutschen Städten ausgezeichnete Bindereien bestehen, die im künstlerischen Sinne arbeiten. — Dem Beispiel Berlins und Münchens ist nun auch Leipzig nachgefolgt: auch hier hat sich der Künstlerverein ein eigenes Heim geschaffen. Das schöne Haus in der Bosestraße ist, nach vorangegangener Konkurrenz, von dem Sieger in dieser, dem Architekten Fritz Drechsler, der

Modernes englisches Brautbouquet aus Rosen und langherabhängenden Myrtenzweigen. Ausgeführt von J. C. Schmidt in Berlin.

Moderne deutsche Brautkränze aus Myrten. Ausgeführt von J. C. Schmidt in Berlin.

zugleich Vorsitzender des Vereins ist, erbaut. Die originelle Fassade des Baues erhält eine besondere Zierde durch Reliefs von Johannes Hartmann, der auf diesen die Pflege der Kunst ver-

Blumenarrangement mit im Winter getriebenen Ulrich-Brunner-Rosen. Von J. C. Schmidt in Berlin.

herrlichte; der Säemann auf dem mittleren dieser Reliefs trägt unverkennbar die Züge Max Klingers — eine sinnige Ehrung für den größten der Leipziger Künstler. Im Innern des Hauses dient das Erdgeschoß Ausstellungs- und Restaurationszwecken. Das erste Stockwerk birgt die prächtig ausgestatteten Fest- und Klubräume. Die oberen Geschosse enthalten Ateliers, an denen in Leipzig bisher ein oft bitter empfundener Mangel herrschte.

* * *

Die Vollbilder unseres Heftes bringen dies-mal vorherrschend Werke Berliner Künstler. Zunächst eine vortreffliche Porträtstatuette von Carl Bernewitz (zwischen Seite 568 und Seite 569). Der bekannte Bildhauer, einer der Mitarbeiter von Reinhold Begas an dem Nationaldenkmal auf der Schloßfreiheit, hat den meines Erachtens sehr glücklichen Gedanken gehabt, die Statuette von der Königlichen Porzellanmanufaktur ausführen zu lassen. So wenig ich empfehlen möchte, etwa auf die überschwenglichen Versuche Kändlers, des großen Meißner Modelleurs, zurückzugreifen, der schließlich eine lebensgroße Reiterstatue August des Starken in Porzellan formen wollte — so wünschenswert würde es mir erscheinen, wenn unsere Plastiker sich mehr als bisher des so bildsamen, so überaus dankbaren Materials bedienen wollten, sobald es sich um Vorwürfe kleinen Umfangs handelt. — Eine Scene aus dem Berliner Gesellschaftsleben gibt Franz Skarbina wie-

Das neue Künstlerhaus zu Leipzig, erbaut von Fritz Drechsler.

Festsaal des Leipziger Künstlerhauses.

der: der Ball ist beendet, am Wagen vor dem Portal noch ein kurzes Abschiednehmen. Brillant sind die Lichteffekte auf dem Gemälde. (Zwischen S. 576 u. S. 577.) — Carl Saltzmann gilt neben Hans Bohrdt als der bedeutendste der lebenden deutschen Marinemaler. In einen kleinen Winterhafen läßt er uns diesmal einen Blick thun; ein paar Fahrzeuge sind auf den Strand gezogen, werden abgetakelt; weit dehnt sich rechts hinter ihnen die See, links schimmern die Contouren der Küste herüber. (Zwischen S. 592 u. S. 593). — Auch Professor Georg Koch gab uns ein echtes Winterbild: den schmalen Ausschnitt eines ländlichen Gartens mit einigen frechen Hasen darin, denen es nach dem nachbarlichen Kohl zu gelüsten scheint. (Zwischen S. 544 u. S. 545.) — Von Wilhelm v. Debschitz, einem jüngeren Münchner Künstler, bringen wir zwischen S. 600 u. S. 601 einen Faun, der von einem Pfeil getroffen laut aufschreit; die Bewegung der phantasti-

Detailansicht des Vereinszimmers des Leipziger Künstlerhauses.

Relief von Johannes Hartmann am Leipziger Künstlerhaus.

schen Gestalt ist vortrefflich erfaßt, überaus lebendig, wie auch der Ausdruck des schmerzverzogenen Gesichts. — Allgemein interessieren wird das Porträt des General Booth, des Schöpfers und Führers der Heilsarmee (zwischen Seite 504 und Seite 505). Der fesselnde Greisenkopf, aus dem ebensoviel Herzensgüte, wie Energie spricht, war offenbar ein äußerst glücklicher Vorwurf für die ewigjunge Meisterhand Hubert Herkomers. Unser farbiges Titelbild nach der Ölstudie von Joseph Kriwer stellt eine Bäuerin dar aus dem kleinen Dachau, dem beliebten Sommer- und Studiensitz Münchener Künstler.

H. v. S.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Somalimädchen. Ölstudie von A. Maier.

Velhagen & Klasings
MONATSHEFTE

Herausgeber:

Theodor Hermann Pantenius und Hanns von Zobeltitz.

XV. Jahrgang 1900/1901. Heft 6, Februar 1901.

„Leiden."

Blätter aus einem Lebensbuche.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Abdruck verboten.)

Leiden, den 1. November 1898.

— — — es ist ein furchtbares Unglück. Ich kann ohne Dich nicht weiterleben! Seit sechs Monaten ringe ich nun nach der Möglichkeit, ich will es auch noch einmal versuchen, aber es ist ja vergebens. — Entsagen, weil man entsagen *muß* — Gott! Das spricht sich so rasch aus — fünf kleine Worte — und ist eine Danaïdenarbeit: Wasser ins Sieb schöpfen. Mutter meint, tausend andre müssen ebenso darüber wegkommen; was hilft mir das? Bin ich denn nichts als ein Gemeinplatz — eine Nummer?

Gestern war Dein Hochzeitstag, und doch weiß ich, so gewiß wie es zehnmal mehr Schmerz als Freude auf Erden gibt, daß Dein halbes Ich mit mir nach Holland gereist ist und nicht mit der andren Hälfte und Deiner Frau nach Florenz. Ich sollte mich schämen und möchte triumphieren und Deiner Frau ins Gesicht rufen: „Was hast Du nun groß von ihm? *Hier* fühle ich ihn, bei mir und in mir! Wer von uns beiden ist die Betrogene?" — — Und wäre ich's wirklich allein, Konrad; hast Du mich betrogen oder ich mich selber? O, Klarheit haben!

Den Trunk Lethe will ich nicht; lieber verschmachten. Ich will nicht vergessen. Wenn ich mein Unglück ins Wasser stoße, so versinkst Du mit ihm, und davor zittert meine Seele. Ich will unsere ganze Vergangenheit wiederhaben, die himmlische, heißgeliebte. Zug für Zug soll sie hier auf dem Papiere stehen und mir Bibel und Gesangbuch werden. Mutter möge mir die Sünde verzeihen.

Mädchentagebücher habe ich immer so grenzenlos albern gefunden, aber ach — es ändern sich die Zeiten und wir in ihnen. — Nun sitze ich alte Person von Siebenundzwanzig selbst vor leeren Blättern wie ein Backfisch, weine und stürme mit Worten auf Dich ein, die Du niemals lesen und hören wirst.

„Zomerzorg" heißt das Kaffeehaus, in dem ich dies schreibe — neben mir steht ein leergegessener Teller, gegenüber am Büffet ein gähnender Kellner — ich der einzige Gast. Die Uhr im Saal schlägt jede Viertelstunde; gleich ist es halb Eins. Um elf bin ich in Leiden angekommen; wie „Packträger" auf holländisch heißt, wußte ich nicht. Mutter hatte mir ja Vokabeln aufgeschrieben, aber ich habe den Zettel irgendwo aus der Tasche verloren, und es war mir auch alles gleichgültig, wenn ich nur von Hause fortkam. — Ich trug mir also mein Handgepäck selber; der Rundreisekoffer schwer wie Blei und der Plaidriemen zu lose geschnallt, dabei ein rasender

Sturm, und der Regen goß nur so — es ging nicht, und ich mußte hier herein flüchten, dem Bahnhof schräg gegenüber, es hätte mich sonst einfach umgerissen. Dann lockte mich noch das Plakat in einem der Fenster: Erbsensuppe. Die macht satt und warm; Du hast sie immer so gern bei Mutter und mir gemocht, Winters, und ich war entsetzlich kalt und ausgehungert nach der langen Nachtfahrt.

So habe ich in dieser verödeten „Sommersorge" zwei Teller Erbsensuppe verzehrt und mir auf drei Uhr Thee bestellt. Zwei Stunden Schreibzeit erkauft, denn diesen ersten, elenden Tag meiner vollkommenen Einsamkeit will ich schwarz auf weiß festhalten, zum Schutz gegen nachträgliche Scheinmalerei und Scheinglück.

Eine Frau, die bis Zutphen mit mir fuhr und etwas deutsch sprach, hat mir für Leiden eine billige Pension aufgeschrieben: „Plaats Royaal, Noordeinde". Sie soll tief in der Stadt liegen, über drei Brücken vom Bahnhof aus. Solch ein Weg! Vielleicht wird das Wetter nach dem Thee besser, und dann brennen auch die Laternen. So kurz sind die Tage, leer und grau die Welt. Hart neben meinem Tische gehen weiße Glasthüren in einen eisigen Tanzsaal mit einer Musikgalerie und umgekehrten Stühlen. Das Haus steht ganz frei; der Sturm pfeift um die Ecken, der Regen fällt wie ein Tuch, die schwarzen Baumgerippe da draußen werden gebeugt und geschüttelt, als wären es armselige Besenreiser. Wie wir Menschen auch — gradeso! — — Nirgends eine Ferne, nichts als die trostlose, farblose Gegenwart; keine Hand, die winkt, kein Auge, das Gedanken liest. Ach, unerträglich, Konrad, und dazu mein Inneres voll Haß und Neid! Ich mißgönne Dich Deiner Frau — nie, nie will ich ihre Freundin werden, so wahr mir Gott helfe!

— — — — — — — — —

Damals in Stresa, als Du mir Deine Verlobung mitteiltest und ich meinen Schmerz nicht bezähmen konnte, sagtest Du mir: „Wer eine solche Mutter hat wie Du, der darf sich nicht verlassen fühlen."

O Konrad, in der Theorie hast Du ja sehr Recht — gewiß — allein in der Wirklichkeit stellt sich's doch anders, und Du vor allem solltest mir's voll nachempfinden können. Ich bin kein junges, lenkbares Ding mehr, sondern ein reifer Mensch. Du hast mich dazu geformt, und Mutter ist kindlich geblieben. Wir passen nicht mehr zu einander, das ist die nackte, traurige Wahrheit. Mutters höchstes Glück ist der banale Friede mit Händefalten und freundlichen Augen für jedermann, und sind die Kleinigkeiten des Lebens. Eine sogenannte „allgeliebte Frau" — das ist Mutter. Sie glaubt jeder Waschfrau und jedem Bettler — man soll doch prüfen. Sie hängt an den silbernen Spielsächelchen und den blauen Täßchen auf der Wohnstubenbord, als wären's wunder was für Kronschätze, und preßt Epheublätter in ihren Büchern und zieht Asklepia um Vaters gelecktes Pastellbild — die scheußliche Stümperei. Mit Ofenfeuer in der Dämmerung und einer fein getollten Mütze und weißem Kandis in den Thee ist sie zu beseligen, und wenn dann wieder eine von ihren Fensterblumen ausgeht oder der Vogel sich zur Unzeit aufplustert, sieht sie mich an, wie eine Dulderin. — Wärme, Stille, ein tadelfreies Strickzeug und Blumengeruch, damit ist Mutter charakterisiert; — nie scharf, nie bitter, und immer „liebes Kind" und „liebe Menschheit". — Das kann ich nicht aushalten; es reizt und erbittert mich, seit Du nicht mehr zum Guten sprichst, und wenn Du es auch nicht wahr haben willst: — es ist so. Solch ein harmloses Mückendasein soll man doch nicht aus dem schweren Leben machen.

Ich habe mich nicht selbst geschaffen; ich bin, wie ich bin, Vaters Tochter. Entweder fliege ich oder stürze in den Abgrund. Da liege ich jetzt und starre machtlos empor und quäle mein hartes Schicksal unablässig um die Fata morgana der Erinnerung an Dich. Ach, über meiner Tiefe gaukelt das geliebte Blendwerk jeden Tag vierundzwanzig Stunden lang, und immer wieder bilde ich mir ein, daß ich die trügerische Spiegelung noch ergreifen und halten könnte.

Wie ist es überhaupt gekommen, daß es so zwischen uns wurde, wie es gewesen ist, Konrad? War es, weil Du, trotz all der großen Verschiedenheit, in meinen Augen doch Vater so wehmütig glichest in der Art Deiner Lebensauffassung und Bethätigung? Weil ich mich Dir innerlich

verschwistert fühlte? — Weil ich mich nach dem Gestorbenen sehnte? — Sage mir's, erkläre mir's, Konrad. Siehst Du, solche Seelenvorgänge, die den Zusammenhang zwischen Diesseits und Jenseits in mir außer Zweifel stellen, waren mir früher tröstlich; jetzt erfüllen sie mich mit Schaudern. — Bis über den Tod hinaus bin ich mit Ketten an Dich geschmiedet — und deswegen vor Gott eine große Sünderin, denn: „Du sollst nicht begehren —“

Wie reimt sich das? Was ist Zweck und Nutzen davon, daß Du mich Dir zu eigen gemacht hast, nur damit ich elend und schlecht werden sollte? War das auch von der Allmacht vorgesehen und bestimmt? Unter welche christliche Rubrik fällt es? Gnade? — Prüfung? — Dunkle Wege? O, die Beneidenswerten, die aufblicken können wie Mutter und nicht grübeln! Mutter ist sehr, sehr glücklich. Ich verstehe Gottes Absichten nicht.

Wir versuchen, aus Trieb und Überlieferung, an die Allmacht zu glauben; zuweilen meinen wir sie klar zu sehen, ihren Hauch zu spüren, und dann wieder, in den bitteren Stunden, im Leiden, steht sie vor uns da als die ewig unlösbare Frage: das Bild zu Saïs, daß es einem ums Herz wird wie dem Juden, der seinen Gottesnamen nicht zu nennen wagt, — Irrgarten, und ich mitten drin!

— — — — — — — — — —

Sind es denn wirklich nur sieben Jahre, Konrad, seit Du zu uns nach Thüringen kamst und Dich über unser verwahrlostes Residenzmuseum erbarmtest und Deine ungeahnte Fundgrube im Wust entdecktest? Traurig sah's aus unter Vaters Nachfolger. Erst sieben Jahre, seit Du uns die Grüße aus Batavia brachtest und dann eigentlich alle Abend Thee mit uns trankst, wegen Mutters Assam zwischen dem Souchong — meine Abscheu, und eure Schwärmerei. Gott, was haben wir in den ersten paar Jahren doch über den sagenhaften Java-Onkel Pieter zusammen gelacht, Konrad, und wie oft hab' ich ihn insgeheim gebenedeit, weil er Dich in unsere Kleinstadtwüste gesteuert hatte zur Erlösung von Kaffeeklatsch und Fraubasengewäsch. Lieber Himmel, was haben die Fraubasen geklatscht und die ganze Prinzessinnenclique, und Mutters himmlische Unbefangenheit dabei: „Annchen, ich möchte dem lieben, jungen Manne so gern seine Socken ausbessern — ich habe es ihm schon gesagt. Seine Waschfrau macht gewiß keine Strickstopfen, und Gitterstopfen drücken den Fuß.“

Weißt Du noch, wie empörend ich das von Mutter fand, dies vertrauliche Ansinnen an Dich? Und Du fandest es rührend und brachtest gleich am nächsten Abend den Riesenpacken unterm Mantel mit: anderthalb Dutzend Paar, und Mutter schüttelte so ernst den Kopf, als wäre es eine kritische Staatsaffaire. — Weißt Du noch, was sie Dir alles aufgebaut hatte, vier Wochen später, zu Weihnachten? Das Körbchen mit Eiern von unseren Brahmaputras, jedes Ei einzeln reingeseift und in ausgezacktes Goldpapier gewickelt, und den Assamthee in der lächerlichen Blechdose und die kleine Kaffeemaschine, die gleich beim ersten Versuch in die Luft flog? — Ach, haben wir gelacht, Du und ich! — Und dann das komische, alte Reisewerk von Mungo Park aus Vaters Jugendzeit, und Du warst ganz außer Dir vor Wonne, Du, der Gelehrte: was hattest Du an dem Schmöker? Meine arme Cigarrentasche dagegen, und wieviel Liebe hatt' ich damals schon hineingestickt! Dann küßtest Du Mutter die Hände — (zu niedlich sah die kleine Mutter doch eigentlich aus, als sie so rot dabei wurde) — und mich hast Du mit einemmale um die Schultern gefaßt. Ich seh' es noch heute, wie wir beide darüber erschraken.

Mutter bemerkte nachher, als Du fort warst: „Es ist, als ob einer von Deinen Brüdern noch lebte — immer hab' ich Dir das gewünscht, Annchen.“ Ich schwieg still und dachte nur bei mir selber: „Ja wohl — Bruder! ein schöner Bruder!“ Mir bist Du niemals etwas anderes gewesen als der geliebteste Mensch auf Erden — was hab' ich für Hoffnungen daran geknüpft, — an den Vorschlag, daß wir einander „Du“ sagen wollten. Wie mich das ehrte — erhob! Noch tausendmal mehr Interesse hab' ich für Deine Interessen bekommen — und Du ließest mich den großen Katalog für den Druck abschreiben — und die entzückenden indischen Figürchen durfte ich mit bestimmen helfen: — o, die seligen Zeiten!

Gottlob; Du hast mich immer „Anna“ genannt, niemals „Annchen“. Ich hasse

die Diminutive. Mutter, mit ihren siebzig Jahren verlernt „Annchen“ schwerlich mehr; von ihr muß ich es nun schon hinnehmen. Und das ist wahr: wenn so eine arme Mutter, wie meine, alle ihre vielversprechenden, älteren Kinder begraben hat, und keine Enkel besitzt, dann darf das hartköpfige, jüngste Überbleibsel von bald dreißig Jahren sich im Grunde kaum gegen eine unschädliche Namensverkleinerung sträuben. —

Dennoch — ich hielt es schlichtweg nicht mehr aus, als Du mit Hoheit um die Welt gingest. Anderthalb Jahre sollt' ich da in unserer Enge verkommen ohne Dich und alle die unzähligen Anregungen, die Du mir gabst! — Mit den Philistern über mir, und jedes Gesichtverziehen rechneten sie mir nach; hinter jedem Worte suchten sie etwas, und Mutter erzählt jedem treuherzig, wieviel Du uns gewesen seiest. Damit gab sie den Neidischen gerade die richtige Losung aus. Nein, nein! Ich war wie erlöst, als mir der Oberforstmeister die Stellung verschaffte und ich fortkonnte.

— — — — — — — — — —

Konrad — hier und jetzt will Dir ein Bekenntnis ablegen. Ich habe Dich belogen, als ich damals in Stresa vor Dir auftauchte. Meine Stellung bei der Gräfin hatte ich nicht plötzlich durch einen Todesfall in Mailand verloren, wie ich Dich glauben machte — (Du hast es nicht geglaubt, Konrad, das sah ich wohl in Deinen Augen!) — sondern schon vierzehn Tage früher in München hab' ich sie aufgegeben, sobald ich nur sicher wußte, daß Dein Dampfer am dritten Mai in Brindisi sein würde und Du dann eine Woche am Lago Maggiore bleiben wolltest. Die Gräfin machte sich doch nichts aus mir; die ließ mich gehen, und das muß ich sagen: anständig hat sie sich gegen mich benommen und mir das Halbjahr voll honoriert. Mutter ahnte auch nichts davon, daß ich nicht mehr ruhig in Tutzing war, sondern allein nach Stresa reiste, aus lauter Sehnsucht und Ungeduld Dich wiederzusehen und wiederzuhaben. — Wie wir zwei dann zusammen am Seeufer saßen, vor uns das himmelblaue Wasser; die ganze Luft himmelblau, und in den Gärten die blühenden Kamelien — zu paradiesisch war's! Rings um den Horizont rötlich die Alpen, — gradeaus die Isola bella, links die Pescatori mit dem Abendglockenläuten und den bezaubernden, singenden Kinderstimmen aus der Ferne. — Drüben die Lichter von Pallanza und Du neben mir — Hand in Hand mit mir. Paradiesische Seligkeit, ja wahrhaftig, und ich verdiente sie nicht — ach Konrad! Konrad! — laß mich —!

— — — — — — — — — —

Drei Tage Paradies! Du der Verklärte darin und ich die lügnerische Schlange, und zum Schluß teilst Du „der liebsten Freundin“ Deine Verlobung mit. — So muß man der Lügenschlange den Kopf zertreten! —

O, diese Heimreise! Auf jedem Bahnhof wollte mich's vor irgendeinen brausenden Zug auf die Schienen niederreißen, und in elender Feigheit brachte ich's doch nicht fertig — und dann die Rückkehr! Mutters Grämen und Trösten und Händefalten und die ewigen Frühlingsblumen an meinem Bett in der Porzellanvase: schreckliche Erinnerungen!

— — — — — — — — — —

Weißt Du denn, daß Doktor Kuntze mich durchaus in eine Heilanstalt stecken wollte und Mutter auch schon von der Notwendigkeit überzeugt hatte? Um Gotteswillen, ich, die Unglückliche, mit meinen gesunden fünf Sinnen unter Nervenkranke und Blöde und noch Schlimmere! Nein — da hab' ich mich mit Gewalt zusammengerissen und mir selbst mein Heilmittel verschrieben: Menschenflucht — Einsamkeit mitten im Alltagsleben. Mit dem Reste vom gräflichen Sklavenlohn bin ich in die Fremde gegangen, hierher in Mutters Geburtsstadt Leiden. Ich kenne Holland gar nicht; aufrichtig gestanden hat die Wasserkante auch nur ein sehr blasses Interesse für mich und das um Mutters willen. Mutter selbst ist ja seit Vaters Tode mit keiner Macht mehr zum reisen zu bewegen, aber von Holland zu erzählen, das wird sie natürlich niemals müde. — So oft hat sie mir dieselbe Litanei wiederholt, daß Holland im Herbstnebel das wehmütigste Land der Welt wäre und Leiden die stillste, alte Stadt darin, bis es mich hierhergetrieben hat, willenlos, wie das Produkt einer fortgesetzten Hypnose. — Nun habe ich die feste Absicht, in Mutters Leiden zu bleiben, solange meine dreihundert Mark reichen — (das Reisegeld

hat mir Mutters Sorge, die mich immer noch als unselbständiges Kind betrachten möchte, aufgezwungen) — vorausgesetzt, daß ich hier eine bescheidene und anständige Unterkunft finde. Vielleicht dämmere ich mich in irgend ein tröstliches Nichts hinein. Gebe es der barmherzige Himmel, Konrad.

Mutter äußerte den wunderlichen Wunsch, ich möchte von hier aus hinauf ins Gelderland reisen und dort die Spuren ihres Urgroßvaters aufsuchen. Sie selbst ist niemals dazu gekommen; Vater liebte sie eifersüchtig, aber ihr Stammland war seiner lebensvollen Natur unsympathisch. — Dieser Urgroßvater ist vor hundertfünfzig Jahren orthodoxer Prediger in einem alten Dorfe gleich hinter Amersfoort gewesen, droben im öden Geestland, der Veluve. Von seiner Frau stammen, glaube ich, die blauen henkellosen Täßchen und das Silberspielzeug auf Mutters Wohnstubenbord. —

Konrad — ich kann Mutter den Wunsch nicht erfüllen; ich kann unmöglich in die Veluve reisen. Was soll ich mit Mutters Urgroßvater? Wozu toten Staub aufwühlen? Meine Vergangenheit reicht nur bis zu Dir. Selbst Vaters Bild ist verblaßt — alles — —. Die fünfzehn Mark, die mir Mutter noch extra für die Fahrt ins Geldersche zugesteckt hat, soll sie unberührt wieder haben. Wir können und dürfen nicht herumwerfen mit dem Gelde. Mutter ist viel zu weichherzig für unsere Verhältnisse. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es schlägt halb vier. Da kommt mein Thee, und Gäste kommen. Endlich zündet der Kellner das Gas an. Müßiges Dasein! Solch eine Drohne im Frack! Ich bin schon halbblind vom Schreiben in der Dämmerung. — Nach dem Thee will ich gleich fort und mich zu meinem Quartier hinfragen. Soviel Holländisch werde ich ja wohl zusammenbringen. Und schließlich — wenn ich in irgend einer Gracht stecken bleibe, so wäre es auch gut — alles zu Ende. — Mir ist's, als hielte mich das Leben an keinem einzigen Faden mehr fest, als triebe ich ins Dunkel hinein, wie da draußen die letzten Blätter im Winde. — Lebe wohl, Konrad — —.

* * *

Plaats Royaal, den 10. November.

Über eine Woche habe ich in dumpfen Schmerzen hingedämmert und weitergelebt ohne Lebenswunsch. Ich kam mir vor wie ein armer Hund, den ein grausamer Fuß in irgend einem Straßenwinkel gestoßen hat. — Zuerst an jenem Nachmittage mit dem schweren Gepäck durch den Regen geirrt — Straßen, Brücken — Wasser, immer Wasser rechts oder links am Wege, tanzende Laternenlichter, Baumreihen, die der Wind fegte. Ich darf nicht daran zurückdenken. Niemand, der mir geholfen hätte. Dann stand ich plötzlich wie durch ein Wunder vor dem Hause, das ich suchte, und die Kraft kam mir soweit zurück, daß ich sagen konnte, was ich wollte, und für vierzehn Tage habe ich vorausbezahlt. Die Wirtin machte erstaunte Augen und brachte mich die Treppe hinauf, krumm und eng und finster, dann ein langer, schmaler Gang — irgendwoher pfiff der Wind, und irgendwo tickte eine Uhr laut und langsam. Dann meine kleine Stube: nur das Bett darin sah ich noch deutlich, ehe alles um mich her verging.

So bin ich tagelang geblieben ohne mich umzublicken. Habe mich von Thee und Zwieback genährt, den Arzt abgelehnt und das Holländisch der Wirtin über mich ergehen lassen. Darauf das Englisch meiner Zimmernachbarin. Ein wunderliches, altes Geschöpf. Sie klopfte eines Morgens, kam herein, blieb eine halbe Stunde und kehrte mir dabei den Rücken. — Vor ihrer Abreise aus Leiden mußte sie notwendig noch den Blick aus meinem Fensterchen für ihr Skizzenbuch haben: ein alter Hausgiebel und zwei Baumkronen, das ist alles.

Als sie fort war, hab' ich mich im Bette aufsetzen und lachen müssen und nachher lange weinen, so schwach war ich doch noch. Aber meinen Kopf hatte es wenigstens freier gemacht — ich wurde mir über das Tapetenmuster klar und sagte mir mit Schrecken, daß Mutter ja meine Adresse haben mußte, allein ich fand keine Klingel in meiner Nähe, und als ich aufstehen wollte, wurde mir's schwarz vor den Augen. — So geduldete ich mich, bis es wieder anklopfte und sich abermals eine fremde Gestalt hereinschob.

„Kann ich Fräulein Merveldt mit etwas dienen?" fragte sie, machte einen höf-

lichen Knicks dazu und stellte sich als Mietje, die Haustochter, vor.

Ich wollte nichts als meine Handtasche, gab ihr meine Visitenkarte und bat sie, nach postlagernden Briefen für mich zu fragen. —

Nichts — keine Karte, keine Zeile! —

Aus der Heimat bin ich geflohen, von Mutter fort, weil ich ihre weichherzige Art nicht mehr aushalten konnte —, und als dann Mietje mit leeren Händen von der Post zurückkam, packte mich ein so fürchterliches Gefühl der gänzlichen Verlassenheit, daß — — — — —! Ich mag es nicht hinschreiben, wie ich mich da vor den beiden wildfremden Menschen benommen habe.

Sie waren gut und barmherzig zu mir und sagten sich richtig, daß meine Heftigkeit Krankheit sein müsse. Mevrouw ist sehr kühl und phlegmatisch, Mietje ein hübsches, nettes Kind und spricht Kölnerdeutsch, weil sie erst letzte Woche aus der rheinischen Haushaltspension heimgekehrt ist.

„Ich bin für Fräulein da, kann ich jetzt mit etwas dienen?“ fragte sie mitten in mein lautes Weinen hinein. Mevrouw war von unten her abgerufen worden.

Zuerst konnte ich kein Wort hervorbringen, und als ich mich mühsam gefaßt hatte, bat ich um eine Postkarte, um an Mutter zu schreiben.

Gleich lief sie hinaus und war wie der Wind zurück mit ihrem Stickrahmen und einer Ansichtspostkarte von Leiden, aber sie zeigte sie mir nur:

„Nein, Fräulein darf nicht schreiben, Ma'tje hat es eben verboten. Fräulein muß mir vorsagen, was ich an Ihre Ma schreiben soll; ich habe in deutschen Buchstaben eine gute Handschrift, bloß 'was klein. Aber dann kann viel auf der Karte stehen.“

„Nur die Adresse, und daß ich nicht wohl gewesen bin und bald selbst schreibe. — Und dann meine Adresse — und die Bitte um Nachricht.“

„Gern! Gern!“ sagte sie eifrig, setzte sich zu mir, sah mich mit den freundlichsten Augen an, als ich ihr unseren Namen buchstabierte, und schrieb darauf sauber und zierlich mit dem Tintenstift, was ich verlangt hatte. Als sie fertig war und noch ein winziger Raum übrig blieb, errötete sie wie eine kleine Mairose, und ihr Blick wurde förmlich zärtlich.

„Darf ich für Mevrouw Merveldt hinzufügen, daß Fräulein Merveldt sich bei uns in guter Pflege befindet? Es wäre mir lieb, wegen Ma'tje und wegen unserem Hotel.“ — ‚Ma'tje‘, das ist der holländische Kosename für ‚Mutter‘. Ein häßliches Wort, aber es klang nicht häßlich, wie die Kleine es aussprach. Es lag etwas darin — — ich konnte nur nicken; ich mußte von neuem weinen. Liebe, o, wahre Liebe — wo die nicht ist! Die Gedanken an Konrad schossen mir durch den Kopf und kreuzten sich mit den Gedanken an Mutter und drängten sie weg. So übermächtig wurde die schreckliche Empfindung des Verlassen- und Verlorenseins wieder in mir, daß ich aus dem Bette sprang — ich weiß nicht wie — und zu meiner Reisetasche stürzte und das Tagebuch heraussuchte, das ich in Zomerzorg angefangen hatte. Allein ich war wohl doch zu krank zum Lesen; als ich nur versuchte, die ersten Zeilen zu begreifen, kam mich ein solches Grauen, ein solcher körperlicher Ekel an, daß ich den Versuch aufgeben mußte. — Jetzt sind die zehn Blätter herausgeschnitten, und ich habe sie eingepackt und versiegelt und für alle Fälle Mutters Adresse auf das Couvert geschrieben. — Mütter sind meistens die Nachsichtigsten. — — — —

Den ganzen, langen Tagesrest — vorgestern war es — blieb die Kleine bei mir oben, sogar ihren Teller Mittagsessen und vorher den Zweitfrühstückskaffee brachte Mevrouw ihr hinauf unter langem Geflüster. Was das sollte, begriff ich nicht, lag auch ganz teilnahmlos, und nur der dunkle Schattenriß des hübschen Gesichtes ist mir erinnerlich und das regelmäßige Nadelgeräusch, wenn der harte Leinenstoff im Rahmen durchstochen wurde. Ein einziges Mal rief die Kleine mich an, daß ich aufschrak, und schob das Fenster in die Höhe:

„Jetzt muß Fräulein hören, wie schön der Carillon klingt!“

Es war sechs Uhr abends, der Mond stieg über die Dachgiebel, und in der stillen, kalten Luft klang das Glockenspiel vom Stadthaus her hell und deutlich. Ein rasches, feines Geklingel, — ich kannte die Choralstrophe. So oft, so oft hat Mutter uns Kindern den ‚Leid'schen Carillon‘ auf dem Klavier gespielt, mit zwei Fingern in der Terz, hoch im Diskant, und Vater legte dann einen silbernen Theelöffel quer über die

Tasten, damit es noch natürlicher klänge, und summte den Baß dazu. —

Alles tot und vorbei — Vater tot, die Geschwister — die schöne Jugend! Mutter und ich allein übrig geblieben, zusammengehörig und doch nicht.

Dann dämmerte ich wieder ein, schlief fest und schwer, und als ich mit einem großen Ruck jählings erwachte, suchte ich auf meiner Bettdecke nach dem Briefe von Mutter, den ich im Traume gehabt haben mußte. Eine lange Weile blieb ich überhaupt völlig verwirrt, meinte, ich wäre zu Haus in unserer Schlafkammer, in der, deren ich mich aus frühesten Kindertagen erinnerte, und konnte mich doch nicht mehr darin zurechtfinden. Ein so sonderbarer Zustand, wie man ihn kaum mit Worten erklären kann: nüchterne, unzweifelhafte Wirklichkeit vor meinen wachen Augen und dennoch mit soviel verschwommenen Bildern angefüllt, daß sie einer bloßen Illusion glich, — einer krankhaften Gesichtstäuschung.

Meine Wirtin hatte mir, vermutlich um Schlafenszeit, zu meiner Beruhigung eine Nachtlampe und abgegossenen Thee heraufgebracht. Auf dem Fensterbrette stand das altmodische kleine Blechgestell, seine Öffnung, mit dem ölgefüllten Glase und dem schwimmenden Wachslichtchen darin, mir zugekehrt. Genau dieselbe Nachtlampe, schon von Mutters Mutter her, hatten wir drei Kleinen, Gerd, Theodor und ich, einst in unserer Kinderstube. — Auf diesem meinem Leidenschen Trostes-lämpchen abermals der braune Steingutttheetopf meiner Kindheitstage, aus dessen Schnäuzchen der Wasserdampf als dünner Rauchfaden zog. — Daneben die Tasse zum Trinken und der Napf voll Kandiszucker, klargelb wie Topas im Licht. — — Wir Kinder hatten zwar niemals aus Tassen trinken dürfen, immer nur aus Henkelbechern, blauweiß gewürfelt und sehr plump, aber der unvergessene, gelbe Kandiszucker! Die größten Märchenschätze konnten uns nicht begehrenswerter locken, als die goldgelbe Süßigkeit beim matten Lichtschein.

So elend mir's auch war, ich konnte nicht anders. Ich mußte mich aus dem Bette herausmachen, in die Schuhe treten und zum Fenster hinschleichen. Da habe ich lange, lange gesessen, in meinen Abendmantel gewickelt, mich gesammelt und dann schwachen Thee mit Kandis getrunken, soviel, bis mir's wieder ein wenig warm wurde, denn ich fror. Und ach, sehr läppisch ist man in solcher Schwäche und Einsamkeit. Wie ein leckermäuliges Kind habe ich den Kandis zwischen die Zähne genommen und zerbissen, daß es knirschte und dabei immer nur an meine Brüder und an Mutter gedacht. Nicht an die gegenwärtige, die mich von Jahr zu Jahr weniger versteht und am allerglücklichsten ohne meine aufstachelnde Anwesenheit lebt, — nein, an die Mutter meiner ersten Erinnerungen, die, als ich zu denken anfing, schon drei ältere Kinder verloren hatte, und nun nur noch uns dreien gehörte, Gerd, Theodor und mir. Die beiden waren Zwillinge und ich ein Jahr jünger: eben vier. —

Ihrem Alter nach war Mutter damals längst keine jugendliche Frau mehr: eine hohe Vierzigerin. Das jedoch glaubte niemand ihrem Liebreiz. — So erschien sie mir wieder, ganz deutlich. — Im Nachtjäckchen und der eigentümlichen, halbklaren Haube, enganliegend, mit faltigem Spitzenstrich ins Gesicht, saß sie zwischen unseren Gitterbetten und hielt immer abwechselnd zwei der drei heißen Händchen. — Wir lagen schwer am Scharlach, und Mutter wachte bei uns. — Das Lichtchen der Nachtlampe sprühte und knisterte hinter dem vorgestellten Bilderbuche; das Öl ging auf die Neige.

Mutter aber redete uns vor, daß die Nachtlampe dem Theetopf und der Zuckerdose auf Holländisch Geschichten aus ihrer Heimat erzähle, und fing selbst eine hübsche Geschichte an von Grachten und Schiffen darauf, vom Glockenspiel auf dem Stadthausturm und der Windmühle hinter dem Festungswalle. Eine Weile lagen wir mäuschenstill und hörten Mutter zu; da warf plötzlich Gerd seine Decke ab, fuhr am Bettgitter in die Höhe und schrie mit seinem heiseren Stimmchen, so laut er konnte:

„Nachtlampe! Willst Du wohl stillschweigen? Oder Du sollst mir 'n Stück Kandiszucker schenken!"

Mutter erschrak, daß sie weiß im Gesicht wurde, aber sie schalt nicht. Freundlich wie immer deckte sie Gerd zu, ging und goß frisches Öl auf die Nachtlampe, damit sie nicht mehr knistern sollte. Dann gab sie in jedes der drei heißen Händchen

ein Stück Kandis; das sollten wir uns bis morgen früh aufheben. Zufrieden schliefen wir ein, und Mutter sang uns ganz leise dazu unser Lieblingslied: „Wilhelmus van Nassauwen."

Das hat sie nie wieder gesungen, soviel ich weiß. Zwei Tage später war Gerd tot und eine Woche nach Gerd Theodor. Warum nicht ich, die so wenig von Mutters Wesen hat wie irgend ein untergeschobenes Kind? Die Vater gleicht und doch kein Mann und kein Halt ist?

Jetzt hat Mutter hoffentlich ihren gewohnten Seelenfrieden ohne mich und kommt in ihrer kleinen Welt wieder zurecht nach dem bösen, halben Jahre um meinetwillen. Wäre ich jetzt da, wieviel nutzlose Thränen würde sie wohl weinen? Sie brauchte mich ja nur anzusehen, die arme, kleine Mutter. — — Und sind meine vielen Thränen etwa weniger nutzlos?

Ja, schlag' an Deine eigene Brust! —

Nach und nach seh' ich's ein: es gibt doch eine Art Schicksalsgerechtigkeit. Ich bin Mutters Zuchtrute, und meine Zuchtrute ist das Leiden. —

Wofür? frage ich. Wann und womit habe ich mich so schwer versündigt, um diese harte Strafe zu verdienen?

Ob Mutter denn gar nicht schreibt?

* * *

Den 12.

Ich sitze vor meinen eigenen Fragen und kann sie mir nicht so klar beantworten, wie ich sollte. — Meine letzte Vergangenheit fühle ich nur als Erlittenes und nicht als Verschuldetes. Was vor den sechs Qualmonaten war, das habe ich meiner Charakteranlage gemäß gelebt, schlecht und recht, habe in meinen Kopf an konkreten und abstrakten Dingen hineingepfercht, was sich hineinpferchen ließ, meine Nerven geschädigt und mein Examen mit „gut" bestanden. — Daß ich's nie praktisch verwertet habe, ist Mutters Schuld gewesen, und dann hätte ich mich auch vielleicht dauernd von Konrad trennen müssen. Meine Lebenshoffnung hing an ihm und mit Fug und Recht. Sein Wesen nährte sie. Ich habe vertraut und geglaubt und bin getäuscht und vernichtet worden. Das ist meine große Sünde!

— — — — — — — — — — —

Den 13.

Von Mutter noch immer nichts. O, niemals hätte ich Mutter für so kalt und lieblos gehalten. Es ist wahr: wen das Unglück trifft, dem dreht es den Dolch noch ein paarmal in der blutenden Wunde um! — Meine innere Unruhe wächst und wächst. —

Wenigstens aus der Einzelhaft droben in meinem öden, kleinen Schlafpalast habe ich mich selbst befreit, ehe Mevrouw ihre Drohung wegen einer ärztlichen Konsultation wahr gemacht hat. Das fehlte mir just noch: fremden Leuten so eine Art Generalbeichte ablegen! Ich stehe wieder leiblich fest auf den Füßen, und morgen will ich ausgehen. Für jetzt bin ich hinunter in die „Conversatie-Kamer" übergesiedelt, dem gemeinsamen Wohn- und Empfangszimmer der jeweiligen Hausgäste. Da außer mir jetzt keiner vorhanden ist, bin ich Alleinherrscherin. November: Nebelmonat; tote Saison.

Ach Gott — könnte ich nur einmal wieder ausgelassen lachen, wie früher vor ewigen Zeiten! Unsere Conversatie-Kamer gäbe solch kostbaren Stoff. Du müßtest sie sehen, Konrad! — Denke Dir, Lieber, sie erinnert mich so lebhaft an Signora Bianchi's „salone" in Stresa. Komisch, nicht wahr? Holland und Italien, die durch halb Europa voneinander getrennt liegen. Kleinstadt bleibt eben überall Kleinstadt und hat das nämliche Siegel, ob der Lack nun rot, blau oder grün ist. Mein hiesiger spielt in allen Regenbogenfarben und ist wirklich lustig zum Lachen. Versetze Dich also in einen ebenerdigen Raum, zwei Schiebfenster an der Längsseite, aus denen man geradeswegs ins Wasser der Korte-Rapenburgs-Gracht springen könnte; am äußersten ein Spionspiegelchen und ein Plüschsessel so dazu gestellt, daß Du Deiner Neugier frönen kannst, ohne ein Glied zu regen. Dies Spiönchen hat seine drollige Geschichte. — Vorher laß Dir noch den behaglich geheizten Amerikaner in der Kaminnische zeigen und diese Nische selbst mit den grellbunten, javanischen Kattunsarongs, den chinesischen Fächern und Pfauenfedern, die ihr schmales Spiegelglas über dem Simse unbanschen, umspreizen und umwedeln. Sieh Dir auch gleich den riesigen Papierblumenstrauß auf dem Mitteltische an und Signora Bianchi's Eckschrank-Zwilling, rechts

Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Tänzerin Camargo" von Lancret.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

von der Stubenthür. — Hier wie dort eine Andenkensammlung, aber anstatt der Glasvasen auf Korallenfüßen allerlei heimische Thonware und anstatt der kameenverunzierten Muscheln nachgemachtes Delftgerät: porzellanene Windmühlen und Kuhglocken und ein ganz altes, abgestoßenes Räucherhäuschen. — Das ist sicherlich eine Reliquie. — Es erinnerte mich an Mutters kleine, blaue Tassen auf der Bord. — — So läßt einen die Heimat nirgends los, man mag flüchten bis ans andere Ende der Welt. Für die meisten Menschen ist das ein Segen; für solche jedoch, die sich von Grund auf neu auferbauen müssen, untergräbt es das festeste Fundament.

Laß uns nicht philosophieren, Konrad; mein Denkvermögen hat noch Schwankungen und Schwächen. Lieber möchte ich Dich in den Plüschsessel drücken und dann sagen: nun biege Dich soweit zum hochgeschobenen Fenster hinaus wie möglich, atme die frische, feuchte Luft und betrachte Dir die schöne Fernsicht.

Sieh — was mir mein Schmerz auch angethan hat, meine Augen hat er mir nicht ausgestochen, und das ist der winzige goldene Saum um meine dunkle Leidenswolke. Ich sehe und fühle in mir noch die Kraft, mich an dieser einfachen Schönheit vor mir zu erquicken. Etwas Erhabenes, Großartiges könnt' ich jetzt nicht ertragen, denn mir fehlt der Trieb zur demütigen Anbetung — ich mag nicht im Staube liegen vor der unerfaßbaren Übergröße. Niederzwingende Saulusoffenbarungen — das sind fromme Fabeln, auf die nur kindliche Seelen harren. Was mir jetzt am wohlsten thut, das ist die vollkommene Harmonie zwischen der Natur und meiner eigenen Stimmung.

Alles grau abgetönt da vor uns, Luft und Wasser. Eine Tönung, die jeglichen Sonnengedanken ausschließt, und im Grau steht das fahle Braun regungsloser Segel, das fahle Rot der alten Hausgiebel, in langer Reihe, jenseits der mattsilbernen Wasserstrecke des Rheinarmes. Eine ferne Brücke verbindet die Ufer, und hinter den Satteldächern und Staffelgiebeln unbewegliche, entblätterte Baumkronen und darüber hinaus die Flügel einer stillen Mühle. Über die ferne Brücke wimmelt ein schwarzes Ameisentreiben hin und her. Man erkennt nichts und fühlt nur wie einen barmherzigen Trost, daß dies stumme Bild lebt, und daß vielleicht die eigene Lebensfähigkeit noch einmal wiederkommen mag, wenn man nur erst den Entschluß zu fassen versucht, als Ameise mit im thätigen Zuge vorwärts zu eilen. — — Ach! von Gedanken zu Thaten, das ist ein Hundertmeilenweg in meinem Falle. —

Genug. — — Ehe ich die Feder niederlege, sollst Du noch die drollige Geschichte von meiner alten Engländerin und dem Spiönchen an meinem Fenster hören. Die wunderliche Heilige nämlich wollte um jeden Preis den anziehenden Ausblick im Aquarell verewigen, und da sich's nicht anders ermöglichen ließ, brachte sie das verkehrte Bildchen im Spiönchen aufs Malpapier — nicht einmal umkomponiert. Ist das nun englisch oder chinesisch? Froh bin ich nur, daß sie glücklich fort ist und mich — —

* * *

Später.

Da kam der Briefbote, und ich warf die Feder hin. Mietjes Bonner Lokalblättchen und zwei alberne Backfischpostkarten für sie legte er auf den Tisch, und das ist alles. Wieder nichts von Mutter. Jede Fiber bebt an mir — dies ist Grausamkeit! — Wenn das einzige Kind in der Fremde krank liegt — — (meinen zweiten, beruhigenden Brief hat sie freilich auch schon) — — darüber soll ein Mutterherz sich doch Sorge machen! — So etwas von Verlassenheit! Mevrouw und Mietje haben anscheinend schon wieder Wichtigeres zu thun, als mir aufzuwarten. Zehumal klingelt man vergeblich, und nach dem elften Mal lassen sie sich erst noch viel Zeit, ehe sie kommen. Es ist eine schlechte Welt: nichts hat Bestand — das Beste und Heiligste nicht!

* * *

Den 14. früh.

Kalt und ruhig geworden nach einer schlaflosen Nacht. Gut also: — ich brauche niemanden von den Meinen; jetzt will ich a u c h meinen Trotz haben. Sowie ich mich ganz erholt habe, suche ich mir eine Stellung. Die findet man, so oder so, gewiß, wenn man englisch und französisch spricht, zur Not noch italienisch, und ein Diplom hat. Wie ich zu meinen Papieren gelange, das muß ich mir reiflich überlegen. — — Mutter zeigt mir ja, daß sie fertig mit mir

ist. Wäre K. noch bei ihr, — o, niemals hätte es soweit zwischen uns kommen können! — Ich weiß wahrlich nicht: ist meine Bitterkeit größer, oder mein Herzweh. —

Gerade heute vor acht Jahren habe ich meinen Vater verloren — — — — —!

* * *

Gegen Abend, vor Tisch.

Zwei Stunden bin ich in der Stadt herumgeirrt, weil ich nicht wußte, wohin mit dem ruhelosen Elend in mir, und habe dann zwei Stunden oben auf meinem unabgedeckten Bette geschlafen, wie ein Brett; nicht einmal meine Jacke ausgezogen und die Boa um den Hals behalten. Das Zweitfrühstück verschlafen. Als ich aufwache, ist mir's einfach zum Ersticken — ich reiße die Boa vom Halse, und da sehe ich das Petroleumöfchen brennend mitten im Stübchen bei mir stehen. Auf der Platte brodelt mein verabsäumter Kaffee, und am Fenster sitzt Mietje, macht ein gottergebenes Gesichtchen und stickt grauenvoll geschmacklose Pantoffeln zu St. Nikolaas für irgend einen Ohm.

Ich (vollständig verwirrt): „Was ist geschehen, Mietje? Weshalb sind Sie hier oben bei mir?"

Sie — (verlegen): „Ma'tje hat es gewollt — Ma'tje dachte, wenn Fräulein Merveldt wieder so schlimm angäbe, wie letzthin, so wär' es doch was ängstlich —"

„Herrgott, ich verstehe den Unsinn gar nicht! Was meint Ma'tje? Was ist ängstlich? Helfen Sie mir vor allen Dingen geschwind aus der Jacke, Mietje — so — und nun frisches Waschwasser, sehr kalt, bitte!"

„Ich will es wohl heraufholen, aber Fräulein Merveldt soll mir vorher ganz sicher versprechen —"

„Kleine Mietje, wer von uns beiden ist eigentlich übergeschnappt?"

Da kamen ihr die Thränen in die Augen und die Ängste über die Lippen. Sie gestand mir unter Winden und Drehen und Stottern: Ma'tje habe neulich fest geglaubt, daß ich mich aus dem Fenster werfen oder am Handtuchhaken aufhängen wolle; deswegen habe sie (Mietje) sogar zum Mittagessen nicht von mir fortgehen dürfen, und heute sei es Ma'tje abermals so bange geworden.

Wieder konnte ich nicht anders, als laut auflachen. Also dies der Grund vom Köpfezusammenstecken und Flüstern! —

„Warum sitzt denn Ma'tje nicht selber bei mir Wachtposten?"

Erröten und gekränkte Miene:

„Ma'tje ist 'was dick und so schwächlich im Griff — aber ich! — — Ich hätte Fräulein Merveldt wohl festhalten wollen!"

Dabei reckten sich mir die jungen, runden Arme aus den weiten Blusenärmeln bräunend entgegen, daß die Muskeln unter der schneeweißen Haut aufliefen.

Wahrhaftig! Niemand kann weniger für Zärtlichkeiten am unrichtigen Platze sein, als ich, aber diesen netten holländischen Backfisch, der mich, par ordre de Ma'tje, am Selbstmord hindern sollte und wollte, dem mußt' ich beim Kopf packen und ihm einen Kuß versetzen.

„Liebe, dumme, kleine Mietje! Sagen Sie der klugen Ma'tje von mir, daß ich der größte Hasenfuß auf Gottes Erdboden wäre, hören Sie? Und jetzt rasch mein kaltes Waschwasser — drehen Sie den Ofen aus, und den Kaffee bringe ich mit hinunter."

Sie strahlte vor Freude: „Nein, ich nehm' ihn gleich mit — o, was Fräulein Merveldt lieb ist! Heute mittag haben wir auch wieder Erbsensuppe, eigens für Fräulein Merveldt — und zum Nachtisch Krakelinge und Käse."

— — — — — — — —

Auf dies lukullische Traktement muß ich noch eine reichliche Stunde warten, und einstweilen sitze ich ungestört am Mitteltisch bei der Lampe und dem Kunstblumenstrauß und schreibe. — Der starke Eindruck meines kleinen Erlebnisses mit Mietje, das sich auf dem Papier wie eine Possenscene ausnimmt, streitet um den Vorrang mit den nicht weniger starken Eindrücken meiner heutigen Wanderschaft. — Diesen will ich mich hingeben; den anderen nicht. Möge ich vor der ferneren Sünde bewahrt bleiben, Hand an etwas zu legen, was nicht meine ist, sondern nur geliehenes Gut von Schöpfers und Todes Gnaden — — —.

Mein Gott, wie fremdartig und anziehend ist das alte Leiden! Wir drängen immer in den Süden hinunter und wollen kornblumenblauen Himmel und Treibhausblüten im Freien, und finden die italienischen Lumpen über alles poetisch. Oder

es soll gleich Mitternachtssonne und Polareis sein und Hamburger Beköstigung an Bord, um etwas Nennenswertes vorzustellen. Wir in Mitteldeutschland ahnen von Holland selten mehr, als daß Rembrandt und die Breughels und Frans Hals dort zu Haus gewesen sind, und daß Haarlem die berühmte Tulpenstadt aus dem „Lustigen Krieg“ ist. Wir denken uns die Holländer thranig, fischäugig und bodenlos prosaisch. Thee, Kanaster, Genever, Zwieback und Kannitverstaan, das sind bei uns die landläufigen Stichworte für die Nation: man wundert sich ungefähr, wie es möglich ist, daß solch einem Volke die liebliche, kleine Königin entsprießen konnte: „ons lieftalig Koninnetje!“ wie Mevrouw jedesmal mit Inbrunst sagt, wenn sie die bekrönte Photographie zwischen den Kattunsarongs und Papierfächern abstäubt.

Jetzt fange ich allmählich an, Mutters zähe Vaterlandsliebe zu begreifen — ach, Mutter!

Nein, — ich will mich nicht wieder elend und weich machen, wie diesen Vormittag an der Rapenburg. Thränenströme hab' ich da geweint — herunter vom Herzen mußte und mußte der schwere Druck. Gottlob — die qualvolle Angst in mir, die immer nur den Atem anhielt, hat mich verlassen, mit Dank erkenne ich's an, und ich habe mich nun entschlossen noch einen vollen Tag gelassen abzuwarten. — Mutter kann mich doch unmöglich ganz vergessen und verstoßen. Das wäre ja gar nicht wie sie!

— — — — — — — —

Wohl ist dies Leiden im Herbstnebel schwermütig; Mutter hat recht. Aber es ist eine anziehende Schwermut. Immer noch dieser feine, graue Lufttton. Die ehrwürdige Baukunst ist in weichen Duft gehüllt, der ihre Ecken und Kanten sänftigt, und der alte Vater Rhein, der sich hier müde auslebt, fern von seinen jugendlichen Schweizerbergen und seinen deutschen Burgen, schleicht unter Schleiern dahin.

Planlos fing ich meine Streiferei an, merkte mir nur, daß mein Plaats Royaal am Noordeinde liegt. Soviel Holländisch weiß ich allgemach gerade, daß ich mich zur Not heimfragen kann. Wie sich das geschriebene Wort so traurig ausnimmt. Habe ich denn noch eine Heimat, ich losgelöstes Blatt? Immer dasselbe —!

Dann nahm ich mir doch vor, die Rapenburg hinunter zu gehen und mir Mutters Elternhaus zu suchen. Zwar ist es, schon ein paar Jahre nach Mutters Verheiratung mit Vater, in andere Hände übergegangen, weil damals auch Onkel Pieter ganz nach Batavia auswanderte und das große Haus den zwei Alten, die wir Kinder nie mit Augen gesehen haben, zu leer wurde. — Die Hausnummer hat Mutter mir notiert, und so las ich Thür bei Thür.

Je weiter ich kam, desto mehr überwältigten mich die Schwermutsgedanken. Ernst und ruhevoll stehen die alten Patrizierhäuser diesseits und jenseits der breiten Gracht. Die kahlen Lindenwipfel betrachten ihr mattes Spiegelbild im nebligen Wasser. Das liegt schwarz unter den Brückenbögen herüber und hinüber. Als ich, die Nummern verfolgend, schon ganz nahe an Großvater Lorans Haus gekommen war, öffnete sich eine der großen Thüren ein Stück vor mir; daraus kam mir ein breiter, brünetter Herr langsam entgegen. Er las einen Brief, und so vertieft war er, daß er mich gegen einen der Baumstämme rannte, anstatt auszuweichen. Er griff an den Hut und sah mich groß an, weil ich weinte. Im Weitergehen fuhr er mit Lesen fort. — Ich schämte mich aus Herzensgrund, machte eine Willensanstrengung und raffte mich zusammen. — Gleich darauf sah ich, daß der Störer aus dem alten Loranschen „Herrenhaus“ gekommen war. Ein Namensschild hatte es nicht, aber die gesuchte Nummer neben der Messingklingel, und das Messingschloß der Thür blitzte, daß es spiegelte. Ein Schloß, das in lauter Arabesken ausläuft.

Großvaters Haus finde ich wunderschön und stattlich. Braunroter Backstein und über den beiden Mittelfenstern ein schwerer Fruchtkranz aus grauem Sandstein, an den Seiten von starren Schleifen aufgenommen und um Urnenschäfte gebunden. Durch das Ochsenauge über der Hausthür sieht man den bezaubernden Deckenstuck des Flurs. Die Fenster (wahre Kirchenfenster, zum Hochschieben eingerichtet) kaum zwei Fuß über dem Bürgersteig; die obere Hälfte von gestickten Rouleaux verhängt, die untere unverhüllt. Keine Spiegelscheiben, sondern kleine, hellgerahmte Rauten. Ohne weiteres

ließ sich das Innere übersehen, da die Palmen und blühenden Callas nur eine Gruppe rechts in der Fensterecke bildeten. Am Kamin saß eine dunkle Dame, das Gesicht in der Hand, einen Schirm über den Augen; ich sah nur ihren Rücken. Helle Feuerlichter tanzten auf dem Teppich; an den Wänden dunkle Ölgemälde. Unwillkürlich fragte man sich: ‚Ist das da ein Teniers? Und jenes ein Mieris? Oder Ostade? Oder Gerard Dow?‘ Auf moderne Maler verfiel man gar nicht. Die hohe Thür ins Nebenzimmer war weit auseinandergeschoben. Wenig Möbel: Wandschränke, so schien mir's, und Bücher bis zur Decke hinauf. Die Bibliothekleiter lehnte am Fenster. Abermals ein Kirchenfenster; es schenkte mir sogar noch einen Gartenblick: Tannen im Rasen und dahinter die Mauer, schwarzgrün von Epheu.

Dies also ist Mutters Jugendheim gewesen; so vornehm-geräumig und trotzdem so traulich. Arme, kleingewordene Mutter! — Und nie hat sie in unserem Kartenhause nach der Allerweltsschablone geklagt. — O, wenn ich an ihrer Stelle gewesen wäre — — —!

Ähnlich hatte ich mir in meinen verschwiegenen Hoffnungen immer unser eigenes Reich ausgemalt, Konrad. Nun sah ich es nach all den Hoffnungsjahren verwirklicht vor mir, und es war weder Dein noch mein. —

Merkwürdig, wie das Schicksal uns Menschen so oft das „Rückwärtserleben“ auferlegt, als Strafe, wenn wir seine harten Lektionen nicht von heute auf morgen am Schnürchen haben. — Ein paar Thüren weiter stand ich abermals still und dachte an Dich, Konrad.

Wieder ein Patrizierhaus mit den hohen Kirchenfenstern, die anscheinend der Rapenburg oder Leiden eigentümlich sind. Diesmal jedoch vergittert und anstatt des traulichen Einblicks die Notiz, daß sich hier ein zugängliches Museum für überseeische Völkerkunde befinde. Die Sehnsucht faßte mich nach Deinen verstaubten indischen Püppchen, die so oft, so oft durch meine vorsichtigen Hände gegangen waren; Dein Gesicht, das sich neben dem meinigen darüberbeugte, war mir ganz nahe; die Brille — unser Streitobjekt — hattest Du noch hinter den Kneifer gesetzt — Deine Stimme hörte ich im Ohr. — — Ehe ich wußte, ob ich richtig wollte, fand ich mich drinnen, legte meinen Gulden in die Beitragsbüchse und schrieb meinen Namen in das Besuchsbuch ein, das mir der Diener vorlegte.

Da, während ich durch die düstern, mit tausend Schätzen vollgepfropften Räume von Abteilung zu Abteilung schritt, ging etwas sehr Wunderliches mit mir vor. — Was ich so abgöttisch liebe: die greifbare Erinnerung an meines Lebens beste Stunden, — hier versagte es mir. — Gab mir weder Erhebung, noch Befreiung, noch Gram. Nein, es entglitt mir und umflorte sich, wie alles, was jetzt um mich her war. Ich hatte plötzlich meinen Maßstab verloren. Nur halb erkannte ich die Pracht, schemenhaft in den Tiefen der Glasschränke gleißend; nur halb fand ich mich zurecht durch die lange Reihe dämmeriger Gemächer, geradeaus, treppauf, treppab. Wie ich mich auch abmühte: Japan vermochte ich nicht mehr von China zu unterscheiden; die Buddhas verwechselte ich mit australischen Götzen. Umsonst suchte ich nach den Spuren meines Wissens: alles verschwommen. Von den Erklärungen des Museumsdieners verstand ich kaum ein Wort aus zwanzig. — — Schließlich beängstigte mich dies traumhafte Hin- und Hertappen und Augenanstrengen dergestalt, daß ich dem Himmel dankte, als ich wieder im Freien war, im natürlichen Tageslicht unter den kahlen Linden der Rapenburg. — Gegenwart und Vergangenheit, und die Zukunft im Herbstnebel.

— — — — — — — —

Was ich nach diesem heute noch gesehen habe, muß mir erst allmählich, beim zweiten Gange, ins Gedächtnis zurückkommen. — Meine architektonischen Kenntnisse sind gleich Null. Ich weiß nur, daß immer ein Giebel herrlicher als der andere war, daß ein entzückend leichter Glockenturm über dem Stadthause aufragt, und daß irgend ein interessantes Pförtchen mich in eine winzige, altmodische Welt hineinließ: saubere Häuschen, um den grünen Grasfleck mit dem Steinbrunnen geschart; — gleich beim Eingang das Kapellchen neben ein braunes Gebäu gedrängt, und in den Thüren standen zahllose Altchen, weiße Hauben um die runzligen Gesichter und freundlichen Augen. „Sankt Annas Hoofje“ heißt die milde

Stiftung. — „Eine von vielen", sagt Mevrouw.

Von den holländischen Hauben am Buttermarkt und den malerischen Schiffen will ich heute gar nichts mehr sagen — meine Zeit ist um, und nach Tisch kommt noch einmal die Wartestunde. Ob die Post mir etwas bringt? — Oder nie mehr von Zuhause?! —

Nur die „Doelenpoort", das eigentümliche, alte Steinthor, hier ganz in der Nähe, will ich nicht vergessen. — Zwischen einer Epheumauer und der schmalen Groenhagengracht ging ich darauf zu. Frei stand der graue steinerne Sankt Georg auf der Thorkrönung gegen den silberigen Ton der Luft, stach in lebhafter Bewegung vom Pferde herab nach dem Drachen; rechts und links hatte er Steinkanonen, und am Thorweg lehnten holländische Soldaten. Hübsche, schlanke Jungen in engen Reithosen; blaue Radmäntel um die Schultern und feuerrote Puscheln am Käppi. Ringsum das Grün des Kasernenhofes, das nahe Wasser, die fernen, schönen Hausgiebel — — ein Bild fertig zum Einrahmen.

Den heiligen Georg will ich mir nicht umsonst betrachtet haben. Ich muß *auch* kämpfen — mir eine Zukunft erkämpfen.

* * *

Den 15. früh.

Gestern Abend um acht Uhr zu Bett gegangen aus reiner Verzweiflung über Mutters Härte gegen mich. Ginge es ihr wie mir, d. h. wäre sie auch krank, so hätte sie mir durch Doktor Kuntze oder Pastor Siefers schreiben lassen. Das redete ich mir vor, bis ich nicht mehr aus noch ein wußte. So gut wie gar nicht hab' ich schlafen können, und da, heute morgen, als ich kaum ein bißchen eingedämmert war, weckt mich Mietje: ich soll einen Schein unterschreiben. Erst halb bei Sinnen thue ich das; sie stellt mir eine Kiste mit offengestemmtem Deckel auf den Bettschemel und rennt wieder von dannen mit Postschein und nasser Feder.

Von Mutter. Eine große Kiste für mich, und der Zoll vorsorglich schon in Deutschland bezahlt. — *Zu* stark war die Spannung in mir gewesen — ich habe geweint, daß es mir die Brust auseinandersprengen wollte.

Gott — — ich bin tief gerührt und doch auch wieder sehr böse auf Mutter. Wie kann sie so viel für mich verschwenden. Über den herrlich warmen Unterrock und die wollenen Jäckchen und Strümpfe will ich kein Wort verlieren. Mutter kennt ja das hiesige, feuchte Klima, und ich bin in solcher kopflosen Hast abgereist. Aber zwei Paar Dogskinhandschuh und die schöne, schwarze Spitzenbarbe um den Hals, weil es hier meistens zu lau für Boas und Tücher sei, — nein, das ist zu viel, das ist Luxus. Dazu hat Mutter mir noch eine Trommel voll von unseren Vanillekringelchen gebacken und schickt ein Canister Souchong (ohne Assam — ach, wie ich das einzig von ihr finde!) und eine von den beiden geräucherten Zungen, mit denen sie sonst von November bis März herumspart. Ein blaues Tuchkleid soll ich auch noch bekommen, sowie die Marks nur Zeit hat es, zu schneidern, und doppelsohlige Stiefel. Wahrhaftig — ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll! Von Heimkehr keine Silbe. Denkt Mutter sich, daß ich über Neujahr in Leiden bleiben werde? Meine dreihundert Mark reichen nicht ewig, und wie namenlos einsam sitze ich hier.

Zu unterst in der Kiste fand ich Mutters dickes, holländisches Gesangbuch von ihrer Mädchenzeit her. Was für einen Zweck soll das haben? — Im Gesangbuch lagen zwei Briefe, Mutters, und einer von Konrad. — Dessen bloßer Anblick versetzte mir den Atem, ich mußte das Gesangbuch darüber zuklappen und mich erst an Mutters Zeilen zu fassen suchen. — Ach — ganz wie *sie*, ihr Brief. Peinlichste Sorge um meine Gesundheit — alle die Worte, die ich kenne und so oft von mir abgewehrt habe. Liebe, immer mit Gott im Hintergrunde; sie bekommt so etwas Unpersönliches dadurch. — Das ist wohl höchst unklar ausgedrückt, allein mir sagt es, was ich meine: nämlich, daß Mutters Liebe, bei aller Innigkeit, nicht das rechte Brot für meinen Heißhunger ist. Vielleicht sollte ich mich einmal ernstlich daranwagen, die Hand danach ausstrecken — es ist doch meine gütige Mutter, die mir's immer wieder anbietet: — ja! wenn ich noch ein Kind wäre! — — — — — — — — —

Die Verspätung der Nachrichten ist mir nun natürlich erklärt. Konrad hat, durch Vermittelung seines Schwiegervaters, einen Ruf nach Petersburg erhalten, hat angenom-

men und ist nur eine einzige Woche mit seiner Frau auf der Hochzeitsreise gewesen. Dann hat Mutter, auf seine Bitte, ihnen am zehnten Rendez-vous in Erfurt gegeben — (Mutter, die nie zur geringsten Bahnfahrt zu bringen war!) — vor der Übersiedelung nach Rußland. — Dorthin sind sie bereits abgereist. — So ist Mietjes Postkarte in meinem Namen Mutter erst am elften zu Händen gekommen, und im ärgsten Schneegestöber ist sie gleich selbst nach all den Dingen, die sie mir schicken wollte, in die Läden gelaufen und hat bis Mitternacht mit unserer Elise an den Vanillekringeln gebacken. Diese gute, rührende Mutter!

Bezaubernd soll die junge Frau sein, noch ganz kindlich und blumenhaft, und sei untröstlich darüber, daß sie mich nicht schon jetzt als liebende Schwester umfangen dürfe. (Mutters eigene Worte.) Ich wollte dazu die Achseln zucken, da fiel mir, als ich im Couvert nach Mutters zweitem Bogen suchte, das Bild der Beneideten in die Hand. — Ob sich meine Herz auch noch so schmerzlich zusammenzieht — die Wahrheit läßt sich den Mund nicht verbieten. Wenn diese Photographie treu ist, so sagen Mutters Zeilen gewiß nicht zu viel, und da ich weder blind noch blödsinnig bin, kann ich — äußerlich betrachtet — Konrads Wahl unmöglich mehr verdammen. — Innerlich betrachtet? — — Aus den fünf Zeilen an mich, die, in zierlicher Mädchenschrift, unter Konrads langem Briefe stehen, redet die unbefangenste Herzlichkeit. Ein wenig zu ehrerbietig, dünkt mich. — Achtzehn Lenze zu siebenundzwanzig Sommern: die Nichte zur Tante, — so wird es kommen.

Ja, Konrad hat mir gleichfalls geschrieben, auch fast zwei Bogen lang, und ich sitze davor und fasse mich an die Stirn' beim Lesen und nochmals Lesen. Es wird mir unsagbar schwer, mein Empfinden in Worte und aufs Papier zu bringen, und doch muß und will ich das, weil alles in mir, mit der rückkehrenden körperlichen Gesundheit, auch nach seelischer Genesung und Ruhe lechzt, damit ich es doch ermögliche, meinem Leben — Gott allein weiß, wie lang es noch vor mir liegen mag! — irgend einen vernünftigen Zweck zu schaffen.

Als ich die reizende Photographie von Konrads Frau zuerst in der Hand hielt und mit heißen Thränen ansah, stand Mutters Versprechen, daß ich zu der wunderhübschen Spitzenbarbe auch noch mein längstgewünschtes, blaues Tuchkleid geschenkt haben soll, urplötzlich in einem anderen Lichte vor mir da. Ob Mutter nicht das Herz sehr weh um meinetwillen gethan hat, als sie Konrad zusagte, mir, der Verschmähten, eigenhändig seinen Brief und das schöne Bildchen zu schicken? — Ob sie mich nicht nur, in ihrem übergroßen Zartgefühl, äußerlich wärmen und schmücken möchte, um meine verarmte Seele mit neuem Mute und Selbstbewußtsein zu kleiden? — — Ich fürchte, meiner heftigen Natur fehlt die Fähigkeit, Mutters stille, feine nach ihrem Werte zu schätzen, und dann, glaube ich, daß Mütter mehr Sinne und innere Fühlfäden haben als wir anderen Menschenkinder.

— — — — — — — — —

Ich wollte eine logische Kritik über Konrads Brief schreiben und kann eigentlich, nachdem ich ihn nun zum drittenmal durchstudiert habe — ruhig, ohne Thränen — nichts weiter sagen, als den einen, kurzen Satz: „Ich bin entwaffnet."

Keine Spur, aber absolut nicht die geringste, hat sich sein Ton gegen sonst verändert; nirgends ein Atom von krampfhafter Wärme oder mühsam versteckter Kühle zwischen seinen Zeilen zu finden. Der alte, inniggeliebte Mensch und Mann, schlicht in seines Wesens Kern, trotz aller tiefen Gelehrsamkeit, teilt sich mir mit, so, als läge weder Traualtar noch Entfernung noch Entfremdung irgendwelcher Art zwischen uns. Von seiner Frau spricht er, wie wenn sie von je und je als dritte in unserem engen Zusammenleben vorhanden gewesen wäre. Er schildert sie nicht, und sagt nicht: mit der Zeit wirst Du sie kennen und lieben lernen, nein, er setzt stillschweigend voraus, daß ich sie kenne und liebe, als die Hälfte seines Ichs, in dem ich las, wie in einem offenen Buche. Darum macht es sich auch so ganz natürlich, daß sie mich in ihren Zeilen schlankweg: „meine liebste Anna" und „Du" anredet und sich: „Deine Schwester Eva" unterzeichnet. — —

Bei allem Schmerze — —: ich bewundere Konrads überlegene Klugheit aufrichtig, aber — liebe Mutter, dies möchte ich Dir wohl zu Deiner Beruhigung um mich sagen können — aber, sie ernüch-

tert mich merkwürdig, wenngleich ich nach wie vor dabei bleibe: er ist ein Prachtmensch. — Genau wie sonst berichtet er mir, im strengsten Vertrauen, über seine Petersburger Aussichten, Besoldung, Nebeneinnahmen, Pensionsberechtigung und Arbeitspläne, so daß nicht einmal eine strohhalmsbreite Lücke zwischen unserem letzten Gespräch in Stresa und dem heutigen Briefe klafft. Zum Schluß entwirft er, als dürfe und könne es gar nicht anders sein, Mutters und mein demnächstiges Reiseprogramm zu ihnen nach Petersburg. „Wir kommen Euch dann bis Königsberg entgegen, reisen langsam durch die Ostseeprovinzen, installieren Mutter gemütlich bei Evas Eltern in Strjelna, und wir drei fahren auf acht Tage hinauf an die finnischen Seen. Die muß ich Dir nun auch noch zeigen und eingehender als die oberitalienischen. Wundern wirst Du Dich, wie schön der Norden ist; jetzt empfinde ich es noch viel bewußter, als vor so und soviel Jahren mit meinem Kopfe voll von Studentenschwänken."

Noch einmal: ich bin gänzlich entwaffnet. Die Schuppen sind mir von den Augen gefallen. Was ich sieben Jahre lang verkannt habe, jetzt — heute erkenne ich's zum Lachen deutlich: die Bruderliebe von Anfang bis Ende. Es ist, als ob sich das ganze Gebilde in meinem Seelenkaleidoskop anders herumwürfe und schöbe. Natürlich ergibt die Verschiebung einen neuen Stern, aber das brennende Rot ist hinter das ruhige Blau zurückgeglitten. Das herrscht jetzt vor und stimmt auch harmonisch zum Hoffnungsgrün. So muß es nun bleiben, eine Farbenzusammenstellung, die kein Auge verletzt. — Es erleichtert, wenn man das richtige Gleichnis findet. —

Und darum mein Herzbrechen und meine tolle Spatzenflucht vor der Vogelscheuche meiner Einbildung? Alles ist beim alten geblieben, und ich sollte mich allein ändern und „Verlust!" schreien, wo gar keine Rede davon ist?

Ich will mit dem Besten in mir zu Rate gehen. —

Meinen Tagebuchsanfang aus Zomerzorg könnte ich nicht wieder lesen. — Ich schäme mich. — Hätte Konrads Frau mir nicht die lieben Zeilen geschrieben, wäre wohl alles schroff und bitter geblieben. Aber solch ein warmes, kleines Wesen, kann ich das hassen? Nein — wenn ich das Bild ansehe, kann ich's nicht. —

Ich muß aufhören, ganz zerschlagen bin ich. —

* * *

Nachmittags.

Die Erkenntnis der ungeschminkten Wahrheit. — — — Hier mußte ich abbrechen, weil mir ein Besuch angemeldet wurde. Wirklich, ich erschrak zum Tode und zitterte von Kopf zu Fuß. — „Konrad!" dachte ich nur. Die Karte, die Mietje mir abgab, war mir vollkommen unverständlich:

„Dr. W. H. Helder.
Hoogleerar."

— — — — —? Wer ist das? — Was will der von mir? Mir schoß es wahrhaftig durch den Sinn, ob ich irgend etwas gegen die holländische Polizeiordnung verbrochen haben könne. Da Mietje hinzufügte: „Mijuheer Helder hat einen Brief für Fräulein Merveldt," strich ich mein Haar glatt und ließ ihn eintreten.

Zu meinem ferneren Schrecken erschien der breite, brünette Herr von der Rapenburg, in schwarzem Gehrock und hohem Hute, grüßte höchst formell, zuckte ein klein wenig mit den Augenbrauen, wahrscheinlich weil er mich auch erkannte, und sprach mich auch in gutem Deutsch an; man merkte den Ausländer kaum. „Gestern erhielt ich einen Brief von Frau Merveldt. Bezüglich auf Sie, gnädiges Fräulein."

„Von meiner Mutter? Auf mich bezüglich?!"

„Ja, gnädiges Fräulein, und ich habe nun die Ehre, meine Aufwartung zu machen."

„Aber —? Aber — — dies ist mir unbegreiflich! — Mutter steht ja seit vielen Jahren außer aller Beziehung zu Leiden."

„So habe ich wohl vermutet. Frau Merveldts Brief ist nämlich an meinen verstorbenen Vater gerichtet. Im Jahr achtundachtzig ist er verstorben, bald nach meiner Mutter. Ich führe dieselben Vornamen wie mein Vater: Willem Hendrik, und bin auch Professor. Deshalb wurde der Brief mir abgeliefert; ich öffnete und las ihn in guter Meinung. Nur erst zum Schlusse verstand ich Frau Merveldts Beabsichtigung. Meine Karte ist Ihnen, gnädiges Fräulein, gegeben worden; bitte, vergleichen Sie mit diesem."

Verwirrt stand ich vor ihm und sah

auf Mutters Briefcouvert, das er mir hinhielt. Unverkennbar ihre Handschrift; die hätte ich ja nur von weitem zu sehen brauchen:

„Hooggeleerde Heer Dr. W. H. Helder.
Hoogleeraar
Leiden
Rapenburg."

„Diese Verwechselung ist ohne Bedeutsamkeit," sagte er und schob den Brief wieder in seine Brusttasche. „Unsere Großeltern sind nahe Freunde und Hausnachbarn gewesen, mein Vater und Frau Merveldt Spielgenossen. Solche Ereignisse soll das spätere Geschlecht in Ehren behalten. Dazu bin ich des Willens und freudig, gnädiges Fräulein, und bin zu Ihren Diensten, soviel Ihnen an meiner Freizeit angenehm sein wird. Die Stunden meiner Vorlesungen für die Studenten nehme ich die Ehre, Ihnen zu bemerken."

Eigentlich war es doch eine hübsche und liebenswürdige, kleine Rede, die er mir hielt, und auch drollig mit den einzelnen undeutschen Wendungen, — meine Verlegenheit aber wuchs und wuchs. Etwas Unliebsameres hätte mir heute kaum begegnen können. — Nicht einmal zum Sitzen habe ich ihn aufgefordert: so etwas von Tölpelei meinerseits! — Gut: er zog sich also selbst einen Stuhl unter dem Mitteltische hervor, und rollte mir den historischen Plüschsessel, vom Spiönchen weg, auch an den Tisch, rückte den Papierblumenstrauß beiseite und sah mir feierlich ins Gesicht. Dunkle Augen ohne Brille oder Kneifer. Nase scharf, das kurze Haar wächst spitz in die Stirn und ist zurückgestrichen, der Bart spanisch geschnitten. Die Gestalt von auffallender Breite und Mächtigkeit, ohne ungeschlacht zu wirken. Ein kühler, männlicher Mann, aber kein Holländer nach der mitteldeutschen Auffassung — oder doch? — Ich weiß nicht recht. — Er gleicht einem Rembrandt, und ich zerbreche mir den Kopf umsonst: welchem er gleicht. Jedenfalls ist es eine ganz frappante Ähnlichkeit; ich werde sie noch herausbekommen. — Dies nur in Parenthese; nun zurück:

Da saßen wir denn einander gegenüber, ich in starkem Unbehagen und er steif und ernsthaft, den Cylinder vor sich auf den Knieen, und sein Endzweck Dienstbereitschaft für mich:

„Nach dem Ontbijt (so nennen sie das Zweitfrühstück, glaube ich) bin ich Ihnen zur Verfügung bis vier Uhr. Dienstags und Freitags eine halbe Stunde mehr. Ist es interessant, die Sehenswürdigkeiten von unserer Stadt zu betrachten? Die Schildereien in der Lakenhal oder das Inwendige von Kirchen? Mir gefällt, was Ihnen angenehm ist."

Mit einem wildfremden Manne in der wildfremden Stadt herumziehen und mich von Gotik und Renaissance unterhalten und nach jedem Gange verbindlich danken zu müssen und dabei fortwährend die Vergleiche mit einem teuren Anderen zurückdrängen? — — „Lieber in Einsamkeit verkommen," dachte ich und redete mich heraus so gut und so schlecht ich konnte: daß ich noch zu angegriffen sei, zu leicht ermüde; daß ich gar keine künstlerische Vorbildung genossen habe u. s. w. u. s. w. — Was man eben in derlei Verlegenheit zusammenbringt wie Kraut und Rüben. (Schluß folgt.)

Rosen aus dem Süden.

Sie kamen aus des Südens Glanz,
Die Rosen, die dein Bild umstehen;
Umsich zu schmücken, mussten sie
Den weiten Weg nach Norden gehen.

Als sie Italiens Sonne rief,
Sie weckte unter Kussgewittern,
Da musste schon die Lieblichen
Ein Ahnen künftigen Glücks durchzittern.

Sie glühten so in Sehnsucht hin,
Bis sie der Gärtner kam zu pflücken,
Und jede brennt in Liebesglut,
Nun endlich sie dein Bild mir schmücken.

Gustav Falke.

Hirtenknabe. Statue von Ernst Waegener.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Blick auf Brig.

Im Simplon-Tunnel.

Von

Hanns von Zobeltitz.

Mit zwei Kartenskizzen und 26 Abbildungen nach Photographien von Oberingenieur Konrad Pressel, Karl Büdel, Roggeri Giovanni und Anderen.

(Abdruck verboten.)

Der längste Tunnel auf der Erde! Von den gewaltigen Alpentunneln ist der Haupttunnel der Gotthardbahn fast 15 Kilometer, der Montcenistunnel über 12, der Arlbergtunnel über 10 Kilometer lang. Der Simplontunnel aber wird, wenn er vollendet ist, eine Länge von etwas über 20 Kilometern haben; der Eilzug dürfte mindestens 20 Minuten gebrauchen, um ihn von seinem Nordthor unweit des schweizerischen Brig im romantischen Rhonethal bis zu seinem Südausgang bei dem italienischen Iselle im schluchtartigen Thal der Doveria zu durchmessen. Zwanzig Kilometer Wegesstrecke durch harten Fels gehöhlt!

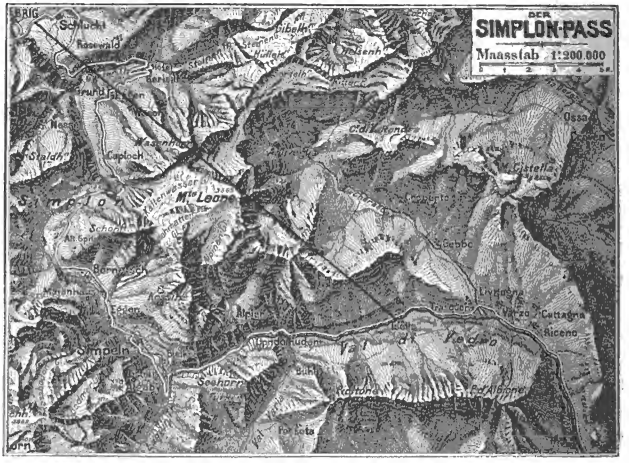
Das Schloß Stockalper zu Brig.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

Schritt um Schritt dem Gestein abgerungen, nicht im kleinen Durchschnitt eines Bergwerkstollens, sondern in dem mächtigen Profil, das der Lokomotive, den breiten und hohen Eisenbahnwagen freien Durchgang gewährt! Auf rund 55 Millionen Mark sind die Kosten dieses Riesenunternehmens veranschlagt, ohne die Anschlußlinien, welche den Tunnel mit den bestehenden Bahnlinien in Verbindung setzen werden, ihm den Westverkehr dienstbar machen sollen.

Es ist nicht unmöglich, daß der Simplontunnel der letzte große Alpentunnel, der gebaut wird, bleibt. Langersehnt von den interessierten Landesteilen, viel bekämpft, immer wieder zurückgeschoben, immer wieder in den Vordergrund gerückt, bildet er in gewissem Sinne das letzte Glied unter den möglichen und notwendigen Bahnverbindungen über die Alpen. Zuerst entstand die von dem genialen Etzel und dem hochverdienten Oberingenieur W. Pressel erbaute, 1867 vollendete Brennerbahn (ich sehe von der älteren Semmeringbahn ab, da diese doch eigentlich nicht innerhalb der Hochalpenkette liegt). Es folgte 1871 die Bahn über den Mont Cenis. Dient jene dem Verkehr Österreichs und des südöstlichen Deutschlands mit Italien, diese wesentlich den Relationen zwischen Frankreich und Italien, so erschloß die großartige, 1882 eröffnete Gotthardbahn neue Beziehungen zwischen der Mittelschweiz und Deutschland auf der einen, Italien auf der anderen Seite. Die Westschweiz war dabei leer ausgegangen. Zu ihrer Verbindung mit Ober-Italien soll die Simplonbahn dienen.

Aber nicht nur das. Die Simplonbahn wird zugleich die kürzeste und schnellste Verbindung sein zwischen fast ganz Nordwesteuropa und Italien. Sie soll — nach den Wünschen ihrer Unternehmer — den großen internationalen Verkehr an sich ziehen, der heute von England und Frankreich und Belgien, ja auch vom westlichen Deutschland aus über den Mont Cenis und über den Gotthard geleitet wird, soll mit beiden Bahnen über diese Paßhöhen in unmittelbare Konkurrenz treten. Daß das an sich nicht unmöglich ist, erhellt daraus, daß die heutige Betriebslänge z. B. zwischen Paris und Mailand sowohl über den Mont Cenis, wie über den Gotthard 1056 Kilometer beträgt, über den Simplon aber nur 979 Kilometer messen wird.

Freilich: diese Verkürzung des Weges



Installationsanlagen bei Brig.

ist auf eine Weise ermöglicht worden, die mindestens dem Laien etwas künstlich vorkommen will. Dadurch nämlich, daß man den Simplontunnel viel, viel tiefer gelegt hat, als die anderen großen Alpentunnel. Während der Montcenistunnel auf 1300 Meter Höhe über dem Meeresspiegel, der Gotthardtunnel auf 1155 Meter Höhe liegt, wird der Simplon auf 705 Meter Höhe durchbohrt. Es leuchtet ohne weiteres ein, was es ausmacht, ob ich eine Last auf 1155 oder nur auf 705 Meter Höhe heben muß, um sie zum Ziele zu bringen; es leuchtet auch ohne weiteres ein, daß jede Alpenbahn im Winter um so billiger und sicherer zu betreiben ist, je tiefer sie liegt. Aber — und das ist der Kernpunkt! — je tiefer ich den Haupttunnel solch einer Bahn lege, desto länger und desto teurer muß er auch werden. Um recht häßlich vulgär zu sprechen: Berge pflegen eben unten dicker als oben zu sein.

Gleichviel ob die Unternehmer der Simplonbahn (die Jura-Simplon-Eisenbahngesellschaft) richtig kalkulierten, jedenfalls verdanken wir ihrem Kalkül, daß der Simplontunnel der längste Tunnel der Welt wird — ein Riesenwerk, wie es nur durch die Errungenschaften der Technik der letzten Jahrzehnte, durch die Anwendung moderner Sprengstoffe, der ausgezeichnetsten Bohrmaschinen, durch die Summe all der Erfahrungen möglich ist, die am Bau der übrigen großen Alpentunnel gesammelt wurden.

* * *

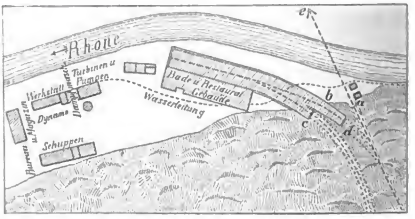
Es ist heut noch etwas umständlich, für den Norddeutschen wenigstens, zum Simplon zu gelangen. Man muß von der Gotthardbahn, von Göschenen aus, über die Furka ins Rhonethal hinabsteigen — eine herrliche Postfahrt — oder man muß den Umweg über Lausanne wählen. Ich schlug diesmal den letzteren Weg ein: am Ufer des blauen Genfer Sees entlang, im weinreichen Rhonethal hinauf dann, an Sions alten Burgen vorbei, wo die wunderbarsten Pfirsiche reifen, mitten durch die Walliser Alpenwelt, über Visp, die Einbruchstelle ins Zermatt, nach Brig. Ein kleines hübsches Städtchen. Ein komfortables Hotel mit elektrischem Licht, Lunch und Dinner und sonstigem Zuschnitt für die Engländer, an denen es auch heuer nicht fehlte. Engländer schlechtester Sorte: anspruchsvoll, breitspurig, laut, spuckend und schnaubend, schreiend bunt angezogen. Ich denke mir, die vornehmen Engländer sind des Krieges halber sämtlich zu Hause geblieben — jedenfalls die hübschen Misses auch. Ich habe wenigstens nur Vogelscheuchen zu sehen bekommen.

Über der Stadt ein uraltes Schloß, eine Burg mit riesigen Türmen und ungeheurem Gemäuer. Der berühmte Stammsitz der Stockalpers, der Freiherrn zum Turm, die

Auf der Spitze des Monte Leone, Triangulationspunkt des Tunnels.

Chronik berichtet: daß sie von Lyon bis Mailand auf eigenem Grund und Boden hätten schlafen können — sicher waren es sehr reiche, sehr mächtige Herren. Das Geschlecht existiert noch, auch das alte Briger Stammschloß ist noch in seinem Besitz. Aber der große Reichtum ist dahingegangen, und der heutige Älteste der Familie, ein früherer päpstlicher Offizier, mag es sehr willkommen geheißen haben, als ihm die Tunnelbau-Unternehmung den größeren Teil des feudalen Riesenschlosses zu Dienstwohnungen abmietete.

Die Jura-Simplonbahn übertrug nämlich den Bau des Tunnels einer besonderen ad hoc gebildeten Gesellschaft, der Firma Brandt, Brandau & Co. Erstere deutsche



Situationsskizze der Anlagen bei Brig. a. Eingang zum Richtungsstollen. b—d. Späterer Bahntunnel. c. Eingang zum Parallelstollen. e. Observatorium.

im ausgehenden Mittelalter die Schirmvogte des Simplonpasses waren, die Karawanen herüber- und hinübergeleiteten, längs der Straße Schutzhäuser und Besatzungen unterhielten und nebenbei wohl auch selbst große kaufmännische Geschäfte betrieben. Auch wenn es übertrieben sein sollte, was die

Meßungen an der Simplonstraße.

Ingenieure — der jüngst verstorbene Brandt ein Hamburger, Herr Brandau, wenn ich nicht irre, aus Kassel gebürtig; das „Co." umschließt die schweizer Firmen Locher & Co. in Zürich, Gebrüder Sulzer und die Nationalbank in Winterthur.

Ohne den Verdiensten, den vielseitigen Erfahrungen, der Umsicht der leitenden anderen Herrn zu nahe treten zu wollen: der verstorbene Brandt war wohl der genialste aller Beteiligten. Vielleicht zu wenig Geschäftsmann, vielleicht zu sehr Optimist, vielleicht sogar — besonders in den letzten Jahren, in denen bereits schwere Krankheit an seinem Lebensmark zehrte — ein wenig Phantast. Aber dafür ein geistreicher Finder und Erfinder, nie um Aushilfsmittel verlegen, ein Feuerkopf, der alle mit und unter ihm Arbeitenden mit sich fortzureißen, zu begeistern wußte. Mit Stolz nennen sich die jüngeren

Ingenieur Alfred Brandt.

Ingenieure am Tunnel heut noch seine Schüler, ihn ihren großen Meister. Für das Konferenzzimmer der Gesellschaft zu Brig haben sie in treuer Dankbarkeit sein Bronzerelief gestiftet.

Bei einem derartigen Riesenunternehmen lassen sich die Verdienste, läßt sich der Arbeitsanteil des Einzelnen selten genau feststellen, ausscheiden. Die zwei wichtigsten Faktoren aber, die hier das Gelingen ermöglichen werden, sind wohl doch auf Brandt zurückzuführen. Einmal ist er der Erfinder der durch Wasserdruck getriebenen Bohrmaschine, die im Simplontunnel ausschließlich angewendet wird; zum andern entschied er für den Bau mittels zweier parallelen, gleichzeitig in den Berg vorgetriebenen Tunnels, einen Doppeltunnel also gleichsam. Was diese beiden Faktoren bedeuten, werden wir erst später sehen können. Neben Brandt hat speciell Herr Brandau, der jetzt in Iselle, am Südausgange des Tunnels, residiert, für das Arbeitsprogramm der Tunnelarbeiten Hervorragendes geleistet, Oberst Locher die schwierigen Installationsarbeiten mit großem Geschick geleitet. —

Für den Nichtfachmann erscheint jedem großen Tunnel gegenüber stets eine Frage besonders interessant: wie ist es nur möglich, daß die beiden Arbeitsspitzen, von denen die eine in unserem Fall 20 Kilometer von der anderen entfernt ihre Thätigkeit beginnt, zwischen denen ein ungeheures Felsmassiv liegt, so haarscharf in der Richtungslinie vordringen, daß sie sich „auch wirklich treffen“? Die Frage ist erklärlich, denn es leuchtet ein, daß die geringste einmalige Abweichung der einen oder der anderen Arbeitskolonne sich auf eine Entfernung von 20 Kilometern schließlich zu einem Fehler vergrößern würde, der viele, viele Meter betragen, das Gelingen des Ganzen völlig unmöglich machen könnte. Dem Laien kommt es vor, als tappe man im dunklen Stollen auch wirklich „im Dunkeln“.

Der Tunnel-Ingenieur lächelt ein wenig über diese Laienansicht. Ach, er wäre sehr froh, wenn es für ihn keine größeren Schwierigkeiten gäbe! Die Hindernisse, die er wirklich fürchtet, liegen auf einem ganz anderen Gebiet.

Warum aber macht ihm „das sich Treffen“ seiner Arbeitsspitzen so wenige Bedenken?

Oberingenieur von Kager und Oberst Locher.

Wir müssen zur Beantwortung dieser Frage auf diejenigen Arbeiten zurückgreifen, die dem Tunnelbau vorangehen.

Nachdem man sich endgültig zur Durchtunnelung des Simplon entschlossen hatte, betraute die Tunnelbau-Gesellschaft einen erfahrenen Topographen mit einer ganz genauen Terrainaufnahme zwischen den beiden Eingangsthoren auf schweizerischem und italienischem Gebiet. Stellen wir uns das Resultat dieser Aufnahme, die mit den besten Instrumenten ausgeführt wurde, auf einem Plan niedergelegt dar und auf diesem weiter die hier geradlinige Achse, die Mittellinie des Tunnels eingezeichnet, so

Stolleneingang bei Brig.

haben wir damit die erste, wichtigste Grundlage gewonnen. Haarscharf in der Verlängerung der so planmäßig festgelegten Tunnelachse wurden nun bei Brig und bei Iselle, einige hundert Meter von den späteren Tunneleingängen entfernt, kleine, mit scharfen Fernrohren und Meßinstrumenten ausgerüstete Observatorien angelegt. Mittels der letzteren wird von Zeit zu Zeit kontrolliert, ob die Arbeit auch genau in der Richtung der Tunnelachse fortschreitet. Meist geht dies ohne jede Schwierigkeit, indem das Instrument des Observatoriums auf eine in der Mitte des vorgetriebenen Tunnels aufgestellte Acetylen-Laterne, deren Blende nur durch einen schmalen Spalt das Licht durchdringen läßt, gerichtet wird. Schreitet die Arbeit jedoch weiter vor, dann kann bisweilen trotz aller Ventilationseinrichtungen die Undurchsichtigkeit der Luft im Tunnel die direkte Beobachtung behindern. Aber auch das thut nichts: es werden dann Zwischenstationen eingerichtet; man mißt vom Observatorium also etwa bis zum Punkt A, 1000 Meter im Tunnel, von A nach B, 1500 Meter im Tunnel u. s. w.

Der Simplontunnel wird zwar geradlinig; er steigt jedoch von beiden Seiten gegen die Mitte an. Auch diese Steigung ist vorher rechnungsmäßig genau festgelegt, und auch ob sie richtig bei der Arbeit innegehalten wird, kontrollieren fortgesetzt Präcisionsnivellements. Übrigens macht, nebenbei bemerkt, es für den heutigen Tunnelbauer auch keine besonderen Schwierigkeiten, den Berg in beliebigen Kurven zu durchbohren; auf der Gotthardbahn fehlt es ja z. B. nicht an „Kehrtunnels“, bei denen das eine Eintrittsthor bisweilen direkt oberhalb des zweiten liegt, die Bahn innerhalb des

Wasserzuleitung im Rhonethal.

Berges also nicht nur einen mehr oder weniger vollständigen Kreis beschreibt, sondern auch zugleich steigt. Genaue vorherige planmäßige Feststellung der Tunnelachse und ein haarscharfes Winkelmessen ermöglichen auch hier die Ausführung.

Die Vorarbeiten umfassen indessen noch ein anderes Gebiet. Das Gebirge oberhalb des Tunnels wird von erfahrenen Geologen durchforscht. Sie stellen nicht nur die Gesteinsarten fest, sondern auch deren Schichtung, das Einfallen, die Aufeinanderfolge der verschiedenen Felsarten. Natürlich können sie nicht in das Innere der Massen hineinschauen. Aber sie können doch, auf Grund von erprobten Erfahrungssätzen, mit wenigstens annähernder Gewißheit — oder sagen wir besser: Wahrscheinlichkeit — von der Oberfläche auf das Innere schließen. Das Resultat dieser Forschung stellt sich in den Bureaux der Gesellschaft als ein mächtiges Wandbild dar, den Querschnitt durch den Simplon in der Linie der Tunnelachse, auf dem in verschiedenen Farben die Gesteinsarten angegeben sind, die der Tunnelbauer voraussichtlich treffen wird. Der leitende Ingenieur weiß sehr wohl: vieles davon ist Hypothese. Trotzdem ist auch diese wertvoll, und daß die Voraussetzungen der Geologen bisweilen in überraschender Weise zutreffen, erfuhr ich selbst bei meinem Tunnelbesuch. Gerade als ich an der Arbeitsspitze in Brig war, traf diese auf eine für den Weiterbau höchst schwierige Geröllschicht fast auf den Meter genau dort, wo der Geologe sie vorausgesagt hatte. —

Druckleitung im Rhonethal.

Auf der Nordseite, bei Brig, stehen seit dem Tode Brandts Oberst Locher und Oberingenieur von Kager an der Spitze des Betriebs. Herr von Kager war so liebens-

würdig, persönlich meine Führung zu übernehmen.

Östlich von Brig dehnt sich im ziemlich breiten, tiefeingeschnittenen Rhonethal das weite Gelände für die sogenannten Installationsanlagen. Eine kleine Fabrikstadt für sich. Große Bureaugebäude, umfangreiche Reparaturwerkstätten für den Maschinenbau (es müssen z. B. täglich Hunderte von Bohrern neu gefertigt werden); die elektrische Centrale, umfassende Wohlfahrtseinrichtungen, Badeanstalten, Dampfwäschereien. Dann Kantinen, vor allem die große artigen Anlagen, die das Lebenselement für den ganzen Betrieb liefern und dessen Eigenart nicht zuletzt bedingen: die Anlagen für die Dienstbarmachung der Wasserkräfte.

Ich sprach vorhin von den Schwierigkeiten, die der Tunnelbau-Ingenieur wirklich fürchtet. Nun — fast die größte von ihnen, die empfindlichste, ist die Steigung der Temperaturen im Innern des Tunnels, eine Steigung, die während der ganzen Bauzeit fortschreitet und mit der die Gefahr der Luftverschlechterung Hand in Hand geht. Bei dem großen Gotthardtunnel war die Hitze schließlich fast unerträglich, die Mitquelle der zahlreichen schweren Erkrankungen, die damals die Arbeiter dezimierten — es ließ sich voraussehen, daß die Verhältnisse bei dem um fünf Kilometer längeren Simplontunnel sich noch ungleich schwieriger gestalten würden. Die großen Wasserkräfte aber, die hier der Unternehmung zur Verfügung stehen, bieten, abgesehen von allen wirtschaftlichen Vorteilen, die Möglichkeit, die Leiden der Arbeiter zu verringern. Nicht nur, daß sie dazu benutzt werden, frische Luft durch Leitungen bis zu der Arbeitsspitze zu treiben, diese zu ventilieren, es dient auch das kühle, durch andere Leitungen ebensoweit vorgetriebene Wasser „vor Ort" zum Treiben der Bohrmaschinen und drückt zugleich, zu förmlichen Regentraufen verwendet, die Temperatur dort wesentlich herab.

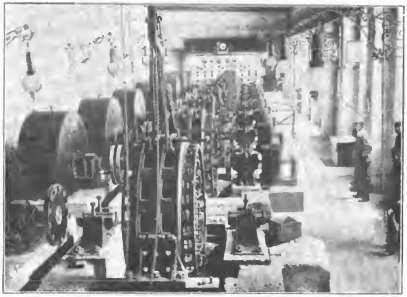
In der Maschinenwerkstatt zu Brig.

Fünf Kilometer oberhalb Brig wird der Rhone durch ein Stauwehr das Wasser abgefangen, in einem mächtigen Bassin gesammelt, dann in gewaltigen Eisenröhren mit sehr starkem Gefälle bis zum Installationsplatz geführt; dort treibt es Turbinen als Antriebsmotoren von Hochdruckpumpen,

welche Wasser auf 100 Atmosphären drücken und es bis zur Arbeitsspitze, bis „vor Ort“, schaffen.

* * *

Ich glaube, ich habe mich wunderlich genug ausgenommen im „Tunnelanzug“: den hohen, wasserdichten Stiefeln, dem schwarzen, wasserdichten Anzug, der mir allenthalben zu eng und zu kurz war, in der Hand die schwelende Bergmannsleuchte, auf dem Kopf einen festen, faustdick gefütterten Filzhut — so stark gefüttert, weil „einem doch 'mal ein Steinchen auf den Schädel fallen könnte“.



Die Kompressoren in der Installation zu Brig.

Wir stehen vor dem Stolleneingang, aus dem unausgesetzt, weithin sichtbar, eine graue Rauch- und Wasserdampfwolke herausdringt: — „Glück auf!“

Ja so: wir stehen vor einem der Stolleneingänge. Es gibt deren nämlich, bei Brig und bei Iselle, jedesmal drei.

Das bedarf der Erklärung. Der eine Eingang ist derjenige, der in der Richtung der oben wiederholt genannten geradlinigen Tunnelachse liegt. Da die spätere Bahn hier aber aus räumlichen Gründen nicht Anschluß gewinnen könnte, mußte für sie noch in der Länge von einigen hundert Metern eine, in einer Kurve verlaufende

Dorf Berisal an der alten Simplonstraße.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

Das Simplonhospiz.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

Abzweigung des Tunnels gebaut worden. Doch das ist Nebensache. Neben dem Hauptstollen aber wird, wie schon erwähnt, ein zweiter Parallelstollen vorgetrieben, mit einem Abstand von 17 Meter von jenem. (Siehe Skizze S. 628.) Auf je 200 Meter sind beide durch Querschläge verbunden.

Zunächst wird nur der Hauptstollen zum vollen Profil eines eingleisigen Eisenbahntunnels ausgebaut; der Parallelstollen soll erst später erweitert werden, wenn die erweiterte Verkehrssteigerung dies erforderlich machen wird. Er dient aber schon während des Baues anderen, bedeutsamen Zwecken. Einmal zur Materialförderung unter Entlastung des Hauptstollens, dann jedoch — und das ist sein Hauptvorteil — zur besseren Ventilation: wenn in den Parallelstollen ein kräftiger Luftstrom hineingeblasen wird, tritt derselbe durch die Querschläge in den Hauptstollen; da man nun mit dem Vorschreiten der Arbeit diese Querschläge immer wieder vermauert bis auf den letzten, vordersten, so jagt der Luftstrom durch diesen fast bis vor Ort und bläst dann durch den Hauptstollen, den eigentlichen Tunnel, wieder heraus.

Ein Materialienzug, voran die schornsteinlose Lokomotive, steht bereit. Wir klettern auf eine der kleinen Lowries, setzen uns auf den Rand des Wagens, lassen vergnügt die Beine herunterbaumeln. Der Zug saust in den Nebenstollen hinein — im nächsten Augenblick sind wir im tiefsten Dunkel, nur die Bergmannsleuchten verbreiten im Umkreis unserer Füße noch ein schwaches Licht.

Ich kann mir denken, daß die Fahrt für schwache, nervöse Naturen etwas Beängstigendes hat. Es ist doch ganz etwas anderes, im wohlerleuchteten behaglichen Coupé durch einen fertig ausgebauten Tunnel zu fahren, etwas anderes, hier auf provisorischem Geleise in die Schatten der Nacht, in das Unbekannte hineinzujagen. Und wie eng der Stollen erscheint! Wenn man die Bergmannsleuchte anhebt, sieht man es: würde man rechts oder links den Arm ausstrecken, so berührte die Hand den Felsen; würde man sich aufrichten, so stieße man an die feuchte Decke, aus der es dann und wann noch wie ein kleiner Regenschauer herabrieselt. Allmählich gewöhnt das Auge sich an die Dunkelheit; der Zug fährt auch langsamer. Ich erkenne rechts das gewaltige eiserne Druckrohr der Wasserleitung, links unten die offene Wasserrinne, in der die Wasser zurückgeleitet werden. Ich erkenne deutlicher noch als vorher die

Die Schlucht von Gondo auf der alten Simplonstraße.
Reproduziert nach einer Originalaufnahme der Photoglob-Co. in Zürich.

Abmessungen des Stollens.

Und ich vergegenwärtige mir noch einmal: man treibt zuerst einen sogenannten Sohlenstollen in den Berg, etwa 2 Meter hoch, 3 Meter breit; später erst weitet man diesen als Tunnel seitlich und nach oben, zum „First“, aus, bis er etwa 5 Meter hoch und ebenso breit ist, hoch und breit genug, um einer großen Berglokomotive und den großen Eisenbahnwagen Raum zu gewähren, entsprechend dem „Normalladeprofil“ der Bahnen.

Die Simplonpost im Winter.

Der Zug hält. Wir klettern von unseren stolzen Sitzen. Der Vormarsch beginnt. Die Temperatur ist noch erträglich, die Luft recht gut, trotzdem wir uns schon etwa 3200 Meter im Innern des Berges befinden. Aber ein Spaziergang ist das weitere Vorwärtsbringen nicht. O nein! Wen nicht ein starkes persönliches Interesse in solch einen Tunnelbau treibt, dem rate ich hübsch draußen zu bleiben. Man tappt im kümmerlichen Schein der Handleuchten über Geleise und Geröll mühsam vorwärts; aller paar Minuten überströmt einen von oben ein Guß; alle Augenblicke muß man bald rechts, bald links vor einem „Hunte“ (den kleinen Wagen, in denen das ausgebrochene Gestein bis zu den Lowries gefördert wird) ausweichen, hier über einen Haufen Bretter und Balken, dort über eine Röhrenleitung klettern. Und doch: die eigentliche Anstrengung kommt erst später.

Die Temperatur steigt. Dann plötzlich ein fast kalter Luftzug, so stark, daß er mir beinahe den schwarzen Filz vom Kopfe reißt — wir sind in die unmittelbare Nähe der ausmündenden Röhre geraten, durch welche die Luft in das Innere gepreßt wird. Gleich darauf leuchten von vorn einige Grubenlichter, Arbeitsgeräusch klingt herüber, ein Surren und Kreischen und scharfe Schläge auf Gestein. Die Temperatur steigt wieder schnell, der Schweiß beginnt mir aus allen Poren zu quellen.

Wir stehen — wohlverstanden: im Nebenstollen — „vor Ort“, an der Arbeitsstätte. Die große berühmte Brandtsche Bohrmaschine ist soeben frisch angesetzt. Wie Polypenarme reckt sie ihre Bohrer gegen das Ge-

Ankunft der Simplonpost in Gondo.

Abfahrt der Simplonpost von Gondo.

stein. Ein Ruck an dem Hebel; das stark zusammengepreßte Wasser, dem wir auf seinem Wege von der Rhone bis hierher schon wiederholt begegneten, tritt aus der Druckleitung in die Cylinder, die Maschine beginnt zu spielen, die scharfkantigen starken stählernen Bohrmeißel pressen sich bei jeder Drehung, den Fels zermalmend, tiefer in die Steinwand; sie sind inwendig hohl, so daß die kleinen Gesteinstrümmer, die sie unausgesetzt loslösen, durch ihre innere Höhlung mittels des durch diese geleiteten Spülwassers sofort fortgespült werden.

Was wir hier sehen, ist der erste Teil der sogenannten „Attacke". Dem Bohren schließt sich nämlich als zweiter Teil das Laden der Sprenglöcher, mit je einigen Kilo Dynamit an, und das Sprengen; als dritter und letzter Teil jeder Attacke folgt dann das sogenannte „Schuttern", das Abräumen und Beiseiteschaffen der durch die Sprengung losgelösten Felstrümmer. Täglich finden im Durchschnitt drei solcher Attacken — übrigens ein wirklich äußerst glücklich gewählter Ausdruck — statt.

Die Bohrung ist beendet. Die Arbeiter, ausschließlich Italiener, rollen den schweren Blockwagen, auf dem die Bohrmaschine ruht, weit zurück. Unter sorgfältiger Aufsicht werden die Bohrlöcher geladen, die Zündschnur wird angelegt. Alles eilt rückwärts bis zum schützenden Querschlag. Eng bei einander stehen hier die fast ganz nackten, schweißüberströmten Gestalten. Ein gewaltiger Ruck dann, ein Knall, laughinhallender Donner — der starke Luftdruck, den die Sprenggase hervorrufen, löscht plötzlich sämtliche Bergmannslampen aus.

Den dramatischen Moment benutzen die Italiener nicht ungern zu einem tragikomischen Intermezzo. Die Leute arbeiten unter ihren sogenannten Capos, die sie anwerben und gewissermaßen für ihre Arbeit der Unternehmung Garantie leisten. Ist solch ein Capo unbeliebt, dann entlädt sich in dem Augenblick, in dem die Lampen verlöschen, wohl einmal der langaufgespeicherte Unwille der Seinen über ihn. Es regnet Püffe und Schläge — doch wenn die erste Lampe wieder aufflammt, steht er allein, und „niemand will es gewesen sein". Doch der Capo mag es verschmerzen, denn er verdient, je nach der Zahl der Leute, die er stellt, ein schweres Geld — in Ausnahmefällen bis zu 1000 Franken im Monat.

Wir pilgern im Nebenstollen zurück und durch den Querschlag, dann endlich im Hauptstollen geradeaus. Wieder im tiefen Dunkeln, wieder über Geröll, Geleise, Balken, Röhren. Auf dem Boden steht fußhohes, schlammiges Wasser; bald sinkt man tief ein, wie in einen Morast, bald turnt man auf einem schmalen Brett vorwärts, mit der Leuchte jeden Schritt mühsam sichernd. Schwüler und dumpfer wird die Luft, immer mühseliger dem Ungeübten jeder Fußbreit Wegs. Denn auch hier thun Gewohnheit, Übung unendlich viel. . Zehnmal mindestens verlöschte mir die Lampe in der Hand, bis ich das kleine Kunststück begriff, sie vor dem herabrieselnden Wasser immer rechtzeitig unter dem Kittel zu schützen. Und wie oft stieß ich mit dem Kopf an irgend einen Vorsprung und dankte im Stillen meinem braven, dicken Filz auf dem Schädel. Ich bin in meinem Leben schon in vielen Bergwerken gewesen — es war Kinderspiel gegen diese Wanderung.

Endlich sind wir wieder zwischen den nackten Cyklopen an der Arbeitsstöte, „vor Ort". Hier, im Hauptstollen, rund 4000 Meter vom Eingang, ist man gerade bei dem letzten Teil der Attacke, der Schutterung, begriffen, dem Forträumen, dem Zurück-

schaffen der abgesprengten Felsmassen. Aber hier gibt es auch noch etwas besonders Interessantes zu sehen.

Mit der letzten Attacke geriet man aus dem festen Gestein in eine große Geröllschicht. So lose ist das Gefüge, daß beim Sprengen ein großer „Dom" ausgeschossen wurde d. h. es stürzten von oben mächtige Felsmassen nach. Nun heißt es, mit größter Vorsicht weiterarbeiten. Man kann sich nicht darauf verlassen, daß die Wände des Stollens ungesichert stehen bleiben, ein Vorgehen mit bergmännischer Zimmerung wird notwendig: das Einfügen mächtiger Pfähle und Balken, das Verbauen mit starken Brettern. Das sind so die anderen wahren Schwierigkeiten des Tunnelbauers: starke Wasserzuflüsse, die abgedämmt oder abgefangen werden müssen, und böses Gestein!

Die Hitze vor Ort betrug hier — sie wird fortwährend gemessen — 32 Grad. Keine geringe Temperatur bei vielstündigem Aufenthalt, bei harter Arbeit, aber doch nicht unerträglich. Ich hatte kurz vorher in den Zeitungen allerlei Schauergeschichten gelesen, daß über jedem Arbeiter ein Eisblock aufgehängt werden müsse ꝛc. Das ist Unsinn — in der südlichen Tunnelhälfte beträgt die Lufttemperatur, trotz höherer Gesteinstemperatur, sogar nur 25—27 Grad. Die Italiener schienen ihre achtstündige Schicht ohne besondere Beschwer zu leisten. Später, bei weiterem Vordringen, rechnet man allerdings darauf, eine Gesteinstemperatur bis 40 Grad in den Kauf nehmen zu müssen; auch dann hofft man aber, durch verstärkte Ventilation und Wasserkühlung die Temperatur der Luft auf erträglicher Höhe halten zu können. Uebrigens ist der Gesundheitszustand unter den Arbeitern bisher vortrefflich, anders wie beim Bau des Gotthardtunnels, bei dem allerlei spezifische Minenkrankheiten auftraten. Die Fortschritte der Hygieine machen sich auch hier geltend. Die sehr gut eingerichteten Hospitäler der Gesellschaft haben wenig Kranke aufzunehmen. Daß Unglücksfälle vorkommen, ist natürlich nicht zu vermeiden — wo gehobelt wird, fallen eben Späne.

Langsam pilgern wir im Hauptstollen zurück. Bald weitet er sich zum großen Tunnel; überall, seitlich, über uns, ist man mit der Vollendung des Ausbaues beschäftigt, Materialienzüge rollen herein, heraus, im fahrplanmäßigen Turnus. Dann leuchtet endlich vor uns der Eingang auf. Ich sah nach der Uhr, als wir ihn erreicht hatten: fast vier Stunden waren wir im Innern des Berges gewesen. Ehrlich gestanden: ich war müde zum Umfallen und erholte mich erst, als wir mit Herrn von Kager und dem Chef des Vororts, Herrn Moßler, in der Kantine bei einem Glase Walliser Wein saßen und plauderten.

Am nächsten Morgen ging's mit der trefflichen Post über die alte Simplonstraße nach Iselle, zum Südeingang des Tunnels.

Eine herrliche Fahrt, im bequemen Wagen, fünf wackere Pferde vorau, bergauf, zwischen grünen, sorgsam bewässerten Matten, durch grünen Tannen- und Lärchenforst, dann in der romantischen Saltineschlucht. Immer wieder öffnen sich neue Rückblicke auf Brig, auf das furchtbare Rhonethal und jenseits auf die Gipfel und leuchtenden Gletscher der hochragenden Aletschgruppe.

Welch eine Straße! Ein Meisterwerk der Baukunst, in ihrer Art nicht geringer,

Die Baustelle Iselle von der Simplonstraße aus.

Karl Brandau.

als das große moderne Werk tief unter uns. In kunstvollen Serpentinen zieht sie sich höher und höher, schmiegt sich an die Felswände, überquert tiefe, jäh abfallende Schluchten auf kühnen Brücken, nutzt jede Chance des Geländes aus, das mehr und mehr hochalpinen Charakter annimmt. Hut ab vor den Ingenieuren Napoleons I., die sie in den Jahren von 1801 bis 1806 erbauten auf das Geheiß des großen Korsen, der sich an Stelle des alten Postweges in ihr eine bequemere, sichere Heerstraße nach Italien schaffen wollte! Er schuf damit zugleich die erste chaussierte Straße in den Schweizer Alpen.

Ach — und sagen wir's doch offen: wie anders fährt es sich so durch die freie, herrliche Gottesnatur als auf der Eisenbahn! Hier hat das Auge Zeit, sich all der einzelnen Schönheiten zu erfreuen, sie sich einzuprägen, sie festzuhalten — dort jagt man an ihnen vorüber, schnell ermüdet vom ewigen Wechsel der Eindrücke, der Bilder. Wie die Brust sich weitet in der klaren Gebirgsluft! Und wie heiter all die kleinen Unterbrechungen der Fahrt stimmen: wenn der Herr Kondukteur vom hohen Bock klimmt, um seine Briefe in jedem Weiler abzugeben, wenn in Berisal die flinken Pferde gewechselt werden und die Insassen des Hauptwagens mit denen der acht Beichaisen sich zum kurzen Trunk zusammenfinden oder zum schnellen Imbiß. Schnell? Es eilt gar nicht so sehr! Man wartet gern ein Bissel, man holt's schon ein.

Höher und höher steigt die Straße. Rückblickend überschaut man ein großartiges Panorama: am blauen Himmel zeichnen sich sonnenüberstrahlt die schlohweißen Schneefelder des Berner Oberlandes ab; vor uns steigen schroffer und immer schroffer die Felswände an. Der Wald wird lichter, der Baumwuchs karger, weite Flächen schimmern von gelbrotem kurzem Kraut bedeckt. Aber die Vegetation stirbt hier, am Simplon, zur Seite der Fahrstraße doch nie völlig ab. Auch dann nicht, als sich fast unmittelbar über uns der gewaltige Kaltwasserglet[illegible] dehnt, von dem unzählige Wasser silbernfarben über die Hänge herabrieseln. Durch einige große Schutzgalerien, erbaut gegen Lawinenstürze, geht's, nun schon auf fast ebenem Wege, zum großen Hospiz der Bernhardiner. Wir sind auf der Paßhöhe, rund 2000 Meter über dem Meeresspiegel.

Einige Minuten Rast. Ein Blick wenigstens in die schlichte Kapelle des Hospizes, einen zweiten in die mächtige Küche, aus der jährlich immer noch 20000 Reisende Labung empfangen. Auch wir müssen eine Tasse guter Fleischbrühe annehmen — umsonst! Man darf nur eine kleine Spende in der Kapelle dafür entrichten. Prächtige Hunde haben die Bernhardiner auch jetzt noch hier. Die echte alte Rasse, welcher der berühmte vielbesungene Barry angehörte, soll ja freilich ausgestorben sein, aber die heutigen Hunde sind ebenfalls mächtige Tiere mit seltsam klug blickenden, treuen Augen.

Und nun geht's, im schlanken Trabe, hinab über Simpeln ins hochromantische Gondothal. Man passiert den längsten

Oberingenieur Konrad Pressel.

Tunnelbau der Straße, an dem sich Napoleon eine Denkmalsschrift einmeißeln ließ: ‚Ære Italo MDCCCV. Nap. Imp.‘ Zwischen den Vorbergen des Monte Leone und des riesigen Fletschhorn (4000 Meter) windet sich die Straße längs der reißenden, schäumenden Doveria vorwärts. Gondo ist das letzte Schweizer Dorf. Von hier an sieht man nicht mehr die merkwürdigen Walliser Vorratshäuser, die, auf pilzförmigen Steinen zum Schutz gegen die Mäuse über dem Boden erhöht, vor allem das kostbarste Gut der Bauern bergen: die gewaltigen Käseleiber. Zehn, ja zwanzig Jahre werden sie aufbewahrt — je länger, desto besser — und man hat mir erzählt, daß sie den wesentlichsten Teil der Mitgift der jungen Bäuerinnen bilden.

Stollenportale bei Iselle.

Wenige Minuten hinter Gondo beginnt Italien. Merkwürdig, wie jäh hier der Übergang ist: die Vegetation erscheint verändert, anders, ganz anders die Menschen. In Gondo, dem alten deutschen Ruden, klingt noch vorherrschend die deutsche Zunge — in Iselle hört man nur italienische Laute. Und wenn man die leidige Zollrevision hinter sich hat, dann genießt man in der Posta eine Osteria, wie man sie sich italienischer nicht vorstellen kann: in den Zimmern tanzen die Mäuse, und im ganzen Hause starrt es vor Schmutz. Ich wäre hungrig ins Bett gegangen — dies einer näheren Untersuchung zu unterziehen, hütete ich mich klüglich —: wenn sich meiner die Herren vom Tunnelbau nicht liebenswürdig angenommen hätten. So verlebte ich im Hause des Oberingenieurs Pressel, des Sohnes des berühmten Erbauers der Orientbahnen, einen reizenden Nachmittag. Es hat etwas Merkwürdiges an sich, das Leben dieser Herren von der Technik: Herr Pressel war als Ingenieur des Herrn Brandau an einem Tunnelbau im Kaukasus thätig und lernte dort seine Gattin, eine hochgebildete Deutschrussin, kennen; ein anderer der Ingenieure, Herr Molkenbuhr, Hamburger von Geburt, kam von Spanien aus, wo er mehrere Jahre in wiedereröffneten alten römischen Bergwerken thätig gewesen, hierher, lernte eine junge Italienerin, die Tochter eines evangelischen Pfarrers aus Genua, kennen, die in Iselle eine Schule einrichtete, und führte sie heim. Zwei Töchter des Herrn Brandau heirateten italienische Ingenieure.

Brig, so klein es ist, ist immerhin eine Stadt, in der die Herren vom Tunnel nur ein Faktor sind. In Iselle, einem winzigen, stockitalienischen Dorf, bilden sie mit ihren Familien eine Kolonie für sich. Eigene schmucke Häuschen sind für sie gebaut worden, sie haben als Mittelpunkt ihr eigenes Hotel, das zugleich als Klub dient, ihre Geselligkeit untereinander. Aber wie viele Anklänge an die Heimat fand ich hier — Kaiserbilder, Bismarckbilder — wie starke geistige Interessen. Die neuesten deutschen Zeitungen und Journale — auch unsere Monatshefte! Ich war im Nu bekannt.

Ingenieur Olshausen untersucht ein geplatztes Rohr der Turbinenleitung.

Iselle liegt in einer tiefeingeschnittenen, sehr engen Schlucht. Die mächtigen Installationsanlagen, die in Brig auf breiter Basis angelegt werden konnten, mußten hier, langhingezogen, in das schmale Thal gleichsam hineingepreßt werden. Rechts und links steile, hohe Felswände, längs des

Ingenieur Blotner vor Ort an der Bohrmaschine.

rauschenden Baches die Werkstätten, Bureaux, Krankenhäuser, Beamtenwohnungen; hart am Bergesrand hingeführt die kleine Bahn, auf welcher die ausgebrochenen Felsmassen aus dem Tunnel herausgeschafft werden.

Man arbeitet hier in einer Beziehung unter ungleich schwierigeren Verhältnissen als in Brig. Zwar verfügt man auch in Iselle über unerschöpfliche Wasserkräfte, die der Doveria abgewonnen werden. Aber das Gestein ist hier ungleich härter als bei Brig. Man leidet nicht, wie dort, unter starken Wasserzuflüssen im Tunnel, aber man kommt im festen Gneis viel langsamer vorwärts. So verzeichnet man denn hier nur 4 bis 5 Meter am Tag, bei Brig aber 5 bis 7, und ist daher in Iselle bisher nur etwas über 3000 Meter vorgedrungen. Die große Frage ist nun, wie weit der eisenharte Gneis reicht? Von ihr hängt es nicht zuletzt ab, ob der Durchbruch in zwei Jahren erfolgen, ob der ganze Tunnel bis 1903 vollendet sein wird, wie kontraktlich ausbedungen wurde. Welche Wichtigkeit das für die Tunnelbau-Unternehmung hat, erhellt daraus, daß sie für jeden Tag früherer Vollendung 5000 Franken erhält, für jeden Tag der Verspätung aber zu 5000 Franken Buße herangezogen werden kann. Betrachtet man allein die bisherigen Resultate, so erscheint ein Zweifel an der rechtzeitigen Fertigstellung zutreffend. Es ist aber eine bei allen großen Tunnelbauten beobachtete merkwürdige Erfahrung, daß die tägliche Arbeitsleistung mit der Zeit wächst, obschon sich die Schwierigkeiten mit dem Fortschreiten der Arbeit an sich steigern. Wahrscheinlich wirkt die sich mehrende Erfahrung aller Beteiligten auf die zunehmende Kurve der Arbeitsleistung hin; in der Zeit vor dem Durchbruch tritt dann der Moment fieberhafter Erwartung, die Anspannung aller Kräfte hinzu. In den Kreisen der Ingenieure erzählt man sich gern und oft von den letzten Stunden vor dem Durchbruch im Gotthardtunnel: wie der leitende Herr auf der italienischen Seite heimlich besonders lange Bohrer habe anfertigen lassen, wie schließlich ein solcher auf der Schweizer Seite plötzlich, viel früher, als man erwartete, durchgedrungen sei — und wie man dann an seiner Spitze eine Photographie des verstorbenen Favre, des großen Unternehmers des Ganzen, hindurch geschoben habe: er sollte der erste sein, der — wenigstens im Bilde — den Tunnel passierte.

Südlich von Iselle, zu beiden Seiten der Chaussee nach Domodossala, zieht sich die langgestreckte Arbeiterkolonie der Tunnelbau-Gesellschaft hin, ein großes improvisiertes Dorf mit kleinen Holzhäusern, bunten Läden, zahlreichen Osterien. Sie hat im Norden, bei Brig, ihr Gegenstück in einer provisorischen Erweiterung des Ortes Naters, die dem alten originellen Walliser Dorf einen ganz italienischen Charakter aufprägt. Hüben und drüben, in Iselle und Brig, beschäftigt die Tunnelbau-Unternehmung je gegen 2000 Italiener, die vielfach mit Weib und Kind gekommen sind, das karge Brot der Heimat gegen den reicheren Lohn zu vertauschen, der ihnen hier geboten wird. Ein reges, vielfarbiges Leben flutet um diese Holzhäuser — wie überall im Süden spielt sich auch hier, wenn die Witterung es irgend erlaubt

das ganze Dasein auf der Straße ab, die der Tunnelwitz als „Boulevards des Italiens“ taufte.

Ich habe in wenigen Tagen von Herren, die gleichmäßig gut unterrichtet hätten sein müssen, die denkbar verschiedensten Urteile über die italienischen Arbeiter gehört. Die einen lobten sie als außerordentlich fleißig, bescheiden, anstellig; die anderen bezeichneten sie als notwendiges Übel und sahen in der Mehrzahl mehr oder weniger gut verkappte Anarchisten. Nur darin stimmten alle überein, daß sie nüchtern und sparsam seien. Nach jeder Lohnzahlung sind die Poststationen überfüllt mit Italienern, die erübrigtes Geld nach der Heimat senden — die gleiche Beobachtung, die man beim Bau des Nordostsee-Kanals gemacht hat. Mir selbst haben die Leute besonders auf den Arbeitsstätten in Iselle, wo viele der kräftigeren, ruhigeren Piemontesen eingestellt sind, einen sehr guten Eindruck gemacht; in Brig werden notgedrungen auch viele Süditaliener beschäftigt, die schon körperlich oft hinter jenen zurückstehen. Längs der ganzen alten Simplonstraße trifft man auf sie, die, bald truppweise, bald einzeln, ein karges Bündelchen auf dem Rücken, gen Norden pilgern.

Tag aus, Tag ein klingt im Innern des Berges der Schlägel gegen das Gestein, zermalmen die stählernen Bohrer den Fels, zertrümmern ihn die Dynamitladungen. Die Arbeit ruht nie, bei Tag nicht, nicht bei Nacht, sie kennt nicht Sonn- noch Feiertag. Nur zweimal im Jahre wird sie unterbrochen: am Weihnachtstage und am Tage der Heiligen Barbara, der Schutzheiligen der mit Sprengstoffen arbeitenden Bergleute, der Artilleristen. Langsam, aber stetig dringen die Arbeitsspitzen nach der Mitte zu vor, bis der Tag kommt, an dem sie sich die Hand reichen, bis dann zum ersten Male der Bahnzug durch den eröffneten Tunnel saust, bis die neue Völkerstraße, gewaltsam durch die Felsmitte gebahnt, die alte ablöst, die ihre kunstvollen umwegsreichen Serpentinen zur Paßhöhe des Simplon schlug.

Neun Stunden fährt man heut mit der Post von Brig nach Domodossala, dem jetzigen Endpunkt der vom industriereichen Mailand zu den Alpen heraufführenden Bahn — in knapp einer Stunde wird in wenigen Jahren der Schnellzug die gleiche Strecke durchmessen.

Herr Brandau im Kreise einiger Ingenieure nebst deren Familien.

Das rote Auge.

Roman von

Ernst Remin.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Ja, Heine, das ist es ja eben," sagte Helge. „Bitte, beruhige dich doch ein wenig. Oder sollen wir es auf morgen lassen?"

„Nein, heut! Gleich! Ich halte die Spannung nicht mehr aus, ob oder ob nicht! Es hängt ja alles an den lumpigen paar tausend Thalern, die du herausgeben mußt."

„Lumpigen paar tausend Thalern. Ja, siehst du, aus gerade solchem Grunde habe ich nun einen neunjährigen Brautstand mit Adolf Möllers. Und wir müssen immer noch warten, bis er sich eine Existenz geschaffen, und darüber geht langsam alles hin . . ."

„Warten? Ja, du kannst es, Helge, schön, so thu's. Ich kann's nicht."

Da schlug die Uhr dazwischen. Aber es kam ihnen beiden so merkwürdig leise vor über ihrem Gespräch, daß sie alle beide eine Sekunde erstaunt hinsahen und hinhörten.

„Nun, warum kannst du nicht warten, Heine? Denkst du, das fällt dem Mädchen leichter, als dem Manne?"

„Nein, kann' ich nicht! Abgesehen von allem andern: jetzt will sie mich. Jetzt hat sie sich das so zurecht gelegt. Jetzt muß ich sie nehmen, oder . . . der Teufel weiß . . ."

„. . . Wie die Dinge in drei Monaten liegen . . ." ergänzte Helge.

„. . . Drei Monaten . . . nein! Aber in einem Jahr, einem halben Jahr . . .!"

„Siehst du . . . so schätzest du selbst ihre Treue ein . . . und diesen Menschen willst du für das Leben . . ."

„Das sind't sich. Und das sind ja alles nur Redereien. Du hast doch das Geld. Wenn Vater stirbt, mußt du mir doch so wie so . . . So hilf mir doch jetzt. Du hast doch um die Zeit immer Geld, auf den Winter."

Nicht hier! Und das ist doch für die Wirtschaft und uns alle, den ganzen Winter . . ."

„Nicht hier? Wo **denn**?"

„Nun, ich geb' das **jetzt** immer zum Bankier nach Kölbe als monatliches Geld . . ."

„Zu wem? Zu Breest?" Schon das Ausweichende in ihrer letzten Antwort hatte ihn maßlos erbittert. Jetzt schwieg sie vollends. „Helge," rief er, „auf der Stelle gibst du den Schlüssel her oder den Depotschein, auf der Stelle! Bin ich ein Dieb? Bin ich nicht grade so gut hier Herr im Hause, wie du? Auf der Stelle!"

Helge griff in ihre Tasche, machte von ihrem Schlüsselbund ein Schlüsselchen los, nahm es in ihre Faust und legte die Faust geschlossen lang vor sich hin auf den Tisch. Jetzt war auch ihr Trotz erwacht.

„Da ist der Schlüssel drin," sagte sie in vollem Hohn, „der zu meinem Tresorkasten, und in dem liegt das Bare, was ich habe und der Schein vom Banquier. Nu' mach die Faust auf und **nimm** dir den Schlüssel und dann meinetwegen das Geld."

Er sah sie ganz ungläubig an.

„Ja, Heine, weißt du nicht mehr, das haben wir früher oft so miteinander gemacht, als du noch ein kleiner Junge warst. Und bisweilen kriegtest du ja auch die Hand auf. Gewöhnlich nicht. Dann nahmst du 'n Stein oder dein Taschenmesser und panktest auf meine Finger los und wolltest sie mir mit Gewalt aufbrechen . . . Und wenn du ein Taschenmesser bei dir hast, kannst du es jetzt gern zur Hilfe nehmen, ich erlaub's . . . na?"

„Helge . . . Donnerstag ist das fällig . . . läßt du mich so reisen — und Donnerstag . . . Helge, **mein Blut über dich . . !**"

Sie nahm ihre Faust wieder an sich und stand auf.

„Also kam ich vergeblich!" sagte sie und

ging zur Thür. Doch Heine sprang ihr voran und stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür.

„Nun, willst du mich einen Augenblick ruhig anhören?“ fragte sie.

„Alles!“

„Siehst du, du hältst mich nun für einen Stein. Aber ich kann doch nicht anders. Du willst eine Presse kaufen. Ja, du mußt doch sehen, daß du nicht der Mann bist, so etwas zu leiten und Geld zu verdienen. Was ich dahin gäbe, würde doch wirklich nur die eigennützigen, fremden Menschen bereichern, welche dir das aufreden und anhängen wollen. Und deine Spielschulden — bin ich nicht zweimal gut gewesen und habe dir geholfen und die heiligsten Versprechen dafür von dir bekommen? Nun ist es heut doch wieder so. Ja, wenn wir reich wären... Aber so muß ja doch einmal der traurige Tag kommen, wo ich dich da drin sitzen lassen muß. Und dann lieber heut, als heut übers Jahr. Siehst du, du armer Kerl, deine Schuld ist es ja wirklich nicht, nur dein Unglück... Du bist eben, wie du bist... ein Mensch von angeborenem schwachen Willen und von angeborenen unruhigen Neigungen, die alle stärker sind, als du. Ja, daran muß du doch zu Grunde gehn. Und ich muß daran doch endlich einsehen, daß die Zukunft nicht durch dich gehen will, sondern durch deinen Bruder Magnus. Die Zukunft geht durch den, der ruhig, gesund und stark ist. Und für den halte ich die Dinge hier zusammen. Und anders kann ich es auch gar nicht verantworten . . und auf das, wie mir dabei zu Mut ist, kommt es nicht an...“

„So spielst du hier bei uns Schicksal und verurteilst mich zum Aussterben, weil ich im dreiundzwanzigsten Jahre 'mal gespielt habe? Ich habe zehnmal mehr los, als Magnus, die Zukunft steht auch auf mir!“

„Heine, diesen Arm hier — nein, mein Leben! — wenn man mit Gott dem Herrn handeln könnte, und er bläst dir dafür Magnus' Tüchtigkeit ein, und wir hätten zwei solche!“

Heine ging plötzlich von der Thür weg und stellte sich ans Fenster, die Stirn gegen die kalte Scheibe. Er wollte sie wohl nicht sehen lassen, wie ihm das nahe gegangen war. Sie kam ihm langsam nach.

„Sag', Heine, zu wem kamst du, als du noch ein Jungchen warst, du hattest immer 'was an der Haut, und hieltest mir die Stelle hin: Da, „Helge, krauen . .“ und ließest dich geduldig viertelstundenlang streicheln und krauen, bis es vorbei war. Oder wenn dein Kragen dich scheuerte oder 'n Schuhband los war. Bei wem auf'm Schoß konntest du abends einzig einschlafen, wer langte dich vom Ofen, wenn du dich da vor Papa verkrochen hattest, bei wem im Bett war's dir mollig, wer allein konnte dir die Haare richtig durchkämmen, ohne dich zu ziepen . . wer mußte mit dir in die See die ersten Male, bis du dich allein baden trautest, wie viel heimliche Fiebernächte haben wir beide zusammen durchgemacht, wer saß und mußte dir die Vokabeln immer wieder vorsagen, bis du sie wußtest, wer lachte dazu, wenn du nur die Sparkasse aufbrachst . . ja, du bist ja doch jahrelang mein Junge, mein Kind gewesen, mein Sorgenkind in all deinen Krankheiten — und dann bist du weggegangen in die Welt da draußen, in die Stadt, und ich habe dich verloren, und nun muß ich dich so vor mir mit sehenden Augen untergehen sehen, in dem Schicksal, das du dir selbst machst, und mir sind die Hände gebunden — ich kann dir nicht helfen . . .“

Er drehte sich jäh um und warf sich ihr an die Brust. Er versteckte sein Gesicht auf ihrer Brust und sie fühlte seinen Leib zucken. „Rate, sag', was ich thun soll!“

„Telegraphier' dem Major, wegen der Spielschulden. Das eine, wirklich eine Mal hilft er dir am Ende. Und das andere schlag' dir aus dem Kopf.“

„Warum, Helge, warum?“ und er preßte sie dabei mit verzweifelter Kraft in seinen Armen zusammen.

„Warum, mein Junge — nun, darf ich von ihr reden?“

„Sprich, aber wenn es irgend geht, schneide nicht wieder so mit Messern in mich hinein!“

„Siehst du, du glaubst, ich stoße mich an dem Wort ‚Schauspielerin'. Ja, warum sollst du nicht eine Schauspielerin heiraten, wenn du sie so liebst und sie dich? Das ist es nicht.“

Sie sprach auf seinen Kopf hinunter, mit leiser etwas rauher Stimme, in richtig mütterlichen Lauten.

„Aber der Mensch, siehst du, der lebt aus ganz anderem Lebensfonds, als du, und den kannst du mit deinen Mitteln auf die Dauer gar nicht bestreiten, nicht mit deinem Gelde, nicht mit deinem inneren Menschen. Der verbraucht dich einfach. Der ist mehr, wie du. Den kannst du nicht festhalten. Der bleibt dir nicht treu, und dann mußt du doch in Schmerzen ihn lassen. Warum also nicht tapfer sein und es gleich thun?“

Er schwieg, und das ganze Zimmer schwieg. Aber dies Schweigen war wie ein verzweifelter Widerspruch.

„Sag', wie war es überhaupt möglich, daß sie sich für dich interessierte, und wie bist du zu ihr gekommen?“

„Ach . . . unsere Durchlaucht . . . die war so gut und nahm mich mit hin, na, und gegen dessen berühmte Schläue gehalten, allmählich — ich machte dann die Witze — da merkte ich, daß ich auch ohne den Herrn Kameraden kommen durfte, und so hat sie sich an mich gewöhnt. Und irgend etwas wird ja wohl auch an mir sein, was sie reizt . . . sonst brauchte sie doch wirklich nicht . . .“

„Verkehrt der Prinz trotzdem noch da?“

„Ja, der gehört ihr, wie'n Hund. Siehst du, von dem wäre ja das Geld sofort zu haben. Sie brauchte dem nur zu winken. Aber . . . du begreifst . . .“

„Mein armer Junge, wo steckst du drin! In was steckst du drin! Sag', hast du nicht selbst bisweilen die Angst, daß du vor ihr in einem halben Jahre abgewirtschaftet hast . . . und wenn du dann nicht loskannst und nicht ohne sie fertig wirst und nicht vergessen kannst, was und wie es zwischen euch war, da liegst du vor ihr auf den Knieen und bettelst — vergebens . . . Hab' ich recht? Sieh sie dir darauf an . . . und dann stehst du vielleicht wirklich vor'm Erschießen. Aber wie ich dich kenne, kannst du dann ganz gut von ihr los, ein Vierteljahr nach der Hochzeit, denn du kannst ja gar nicht an einem Menschen für das Leben festhalten! Nun, und dann siehst du selbst ein, es war nur eine flüchtige Liebesgeschichte und du hast dich deswegen ans deiner Karriere drängen lassen . . .“

Seine Arme wurden schlaff. Er ließ sie los und nahm eine neue Cigarette, die er gedankenvoll über die Lampe hielt und anschwelen ließ.

„Alles tadellos richtig,“ sagte er. „Was du für'n Mädchen bist. Wie du das alles von hier aus siehst. Natürlich, die Angst frißt mich ja auf, daß sie eines Morgens plötzlich gar nicht mehr weiß, warum wir uns eigentlich zusammengethan haben. Das ist ja mit den Weiberchen, wie mit den Schwanjungfrauen, sie lassen sich schon 'mal in 'nem unbewachten Augenblick überrumpeln und einfangen und gehören einem 'ne Zeit lang. Und eines Tags zerrinnen sie dir plötzlich in den Händen, und was du von ihnen festhalten kannst, ist Plunder. Übrigens, Karriere, was dadran läge! Glaubst du denn, daß ich je ein passabler Rekrutenbändiger werde?“ Plötzlich mußte er gähnen. „Ja, gegen alles, was du sagst, kann ich eigentlich kein Wort gegen sagen. Na, man muß 'mal sehen, was man macht. Man muß sich 'mal 'n Stoß geben. Vielleicht kommt man los. Nu laß mich man die Nacht hier ruhig schlafen. Gib mir irgend 'was zu trinken, ja? Du siehst wohl, ich fall' nu' ab. Morgen denn gleich übers Wasser und dem Major hingeblitzt. Gewiß, einmal thut er's am Ende. Und es ist ja so goldsicher das letzte Mal gewesen. Na, und alles andre beschlafen wir uns. Da, alte Helge, Tatze, hast mich 'mal wieder auf die Beine gestellt . . .!“

Helge traute ihm nicht. Aber er war müde.

„Also denn, weißt du, ich schlaf' nu' jetzt 'n bißchen. Komm, wickel' mir die Füße ein. Da, die Decke. Zum Abendessen läßt du mich wecken, ja?“

— — — — — — — —

Zum Abendessen ließ sie ihn wecken. Und er kam ganz fröhlich die Treppe hinuntergepfiffen.

„Wer pfeift denn da?“ fragte die Mutter, die schon saß. „Das klingt ja, wie wenn Heinrich da wär' ?“

„Ja, Mutter, das ist Heine,“ sagte Helge, die sich eben setzte. „Nach'm Kaffee vorhin, wie wir hier zusammensaßen — weißt du? — da hat er sich oben ein bißchen aufs Ohr gelegt. Nun kommt er wieder herunter.“

Die Mutter nickte zufrieden. Natürlich entsann sie sich.

Miken servierte. Ohne jede Frage in einer Extraschürze. Kartoffel in der Schale, rote Rüben und Selleriesalat. Vor Heines Gedeck ein Glaskorb mit drei prachtvollen

großen gekochten Eiern, vor Viola ein Milchkännchen. In der Mitte des Tisches ein großer Teller mit Landschinken und aufgeschnittener Hausmacherwurst, daneben die Glasbose mit verlockend fahnig und tauig aussehender Butter, auf silbernem Untersatz, und neben Helge die Brotschneideguillotine. Dazu bereitete die Mutter Thee, die Tassen standen neben ihr, sie pflegte sich deswegen immer etwas vor den anderen zu setzen.

„Donnerwetter, macht eure Luft müde!“ sagte Heine, er hatte ganz kleine Augen und sah alle der Reihe nach freundlich damit an. Und dann kam der alte Cegadelo herein.

„Na, Helge,“ sagte die Mutter, „nu' hau' Cegadelo eine 'runter!“

„Nanu!“ rief Heine.

„'ne Schnitte ... auf der Brotschneidekunst, Heine!“ übersetzte Viola, „Clichéwitz von Mutter! Alle Abend!“

„Nu' sieh. Also gewissermaßen Mutterwitz!“

Und so ging es bei Tisch in ganz fröhlicher Laune weiter. Durch Heines Stimmung schien alles Schwere weggeschwemmt. Ab und zu traf die Mutter mit irgend einer Äußerung furchtbar daneben, und Heine thaten dann einen Augenblick alle Zähne weh. Und dann erzählte der alte Cegadelo von oll Sumsen, sie habe sich diesen Winter angewöhnt, damit ihr in den kalten Nächten ihre Butterration nicht in der Kammer erfröre, die Butter mit ins Bett zu nehmen, denn gefrorene Butter möge oll Sumsen nicht essen; Heine sah den alten Mann vorwurfsvoll an, die Mutter aber fiel auf sein treuherziges Gesicht hinein und bat ganz ängstlich, Helge solle doch ja die Tischbutter hüten und den Speisekammerschlüssel nie aus der Hand geben. Und Viola stand danach auf, um erst einige Zeit später ganz blaß wieder zu kommen.

Nach Tisch hatten dann die Mutter, Helge und der Alte ihren gewohnten Skat. Natürlich machte die Mutter ab und zu einen kühnen Irrtum, aber die beiden anderen lachten sich dann nur an und spielten geduldig weiter, oder sie behandelten es wie einen glücklich vereitelten Mogelversuch, und alle drei amüsierten sich darüber.

„Das machen sie so einen Tag wie alle Tage!“ sagte Viola zu Heine, der die Hände in den Taschen um den Tisch spazierte.

„Wie?“ fragte Heine. Er war anderswo mit seinen Gedanken. Und als Viola keine Lust hatte, die Sache zu wiederholen, merkte er es gar nicht.

„Helge, kann man morgen übers Wasser?“ sagte er nach einiger Zeit, ihr gegenüber stehen bleibend.

„Ach ja, was, Cegadelo?“

„Ja, ich mein' auch, der Wind ist ja runter. Wenn's sein muß, fahren wir'n Boot mit vier Pferden über Land, an die Nantrower Seite. Da übers Nantrower Fließ ist das ja immer stiller. Und denn geht einer drüben querfeldein auf Nantrow ...“

Aber Heines Augen wurden davon nicht heller. Seine Stimmung schien gänzlich umgeschlagen.

„Na ja,“ sagte er, „dann muß einer morgen rüber an Land mit'm Telegramm von mir.“

Helge folgte ihm mit sorgenvollen Augen. Sie sah, wie er die Uhr zog, sie fühlte, daß er nach Berlin dachte und sich vergegenwärtigte, was um die Zeit da alles geschähe oder geschehen könnte. Aber wenn er wieder umdrehte, schlug sie die Augen rasch nieder, um den seinen nicht zu begegnen. Sie wußte, das alles hier drückte nun furchtbar auf ihn. Da sie ihm doch nicht half, so haßte er sie jetzt natürlich, gerade wegen der intimen Aussprache zwischen ihnen vorhin oben in seinem Zimmer.

„Ich geh' dann morgen auch lieber gleich selbst mit, Cegadelo!“ sagte er.

„Fort?“ fragte Viola, die nun ganz still auf dem halbdunklen Eckſofa saß, nichts that, sich an nichts beteiligte und mit feindseligem Gesicht vor sich hinstarrte.

„Ja, was soll ich hier noch?“

Helge legte auf diesen Ton die Karten hin und ging hinaus. Es schien, als hätte sie in der Küche gerade nach etwas zu sehen. Aber sie ging durch die Küche in den Garten und stand dort einen Augenblick vor der Thür. Es war dunkel, der Wind ging schwach, die kahlen Bäume nickten, der Boden war hart, und weit draußen lärmte die See ... ja, ja, nun war die Brücke zu ihm fort, nun hatte sie keinen Weg mehr zu ihm, nun ging er morgen, dahin, in alle jene Verhältnisse, die ihn fortschwemmten, es war gerade mit ihm, wie mit dem Damm ...

Aber sie faßte sich mit beiden Händen, sie mußte ja jetzt wieder hinein. Nun, das

war etwas, mit dem man sich dann nachher in der Nacht beschäftigen konnte, wenn man mit sich allein war.

Seltsamerweise stand Heine, als sie wieder eintrat, starr da, wie mit verhaltenem Atem, der Thür gerade gegenüber, wartete auf sie, im Gesicht die Spannung einer unsinnigen letzten Hoffnung.

Aber ihr kam es in diesem Augenblick auf nichts anderes an, als alles von sich abzuwehren, nichts an sich heranzulassen, bis nachher, wo sie allein wäre, oben bei sich, und dann mit der ganzen Kraft an die Gemütsarbeit heranging. So kam sie in einer furchtbar abweisenden Haltung herein. Ihre Augen schlugen ihn ordentlich zu Boden. Denn jetzt sah sie ihn voll an. Was lag dran? Sie hatte ihn nun aufgegeben. Er trat weg, senkte verächtlich die Mundwinkel und fing dann an, halblaut vor sich das berühmte Signal zu pfeifen: ‚die Preußen haben Paris genommen, es werden nun andere Zeiten kommen, tut, tut, tut . . .‘ Und das hörte man ihn denn auch noch eine ganze Zeit in der Totenstille wiederholen, in der nun am Tisch weiter gespielt wurde.

Dann wurden plötzlich drin im Salon die Vögel in dem großen Käfig am dritten Fenster hinter dem Flügel unruhig.

„Da ist wieder 'ne Maus am Futter!“ sagte Viola.

Helge stand auf und zündete sich in der Schlafstube der Mutter ein Licht an. Damit trat sie an den Käfig. Viola war ihr nachgegangen. Dompfaff, Stieglitz, Zeisige, alle schliefen, den Schnabel in den Federn, nur die Kanarien flatterten, saßen dann in unglücklichen Stellungen am Gitter fest und starrten mit funkelnden kleinen schwarzen Perlaugen in das Licht.

„Hilft' ihm?“ flüsterte Viola. „Gibst ihm das Geld?“

Helge schüttelte den Kopf, griff in den Bauer und machte die gelbe Sie ‚Dummerchen‘ los, die mit einem Flügel in den Drähten hing.

„Soll ich?“ fragte sie zurück.

„J, Blech!“

„Sollen wir? Von deinem und meinem?“

Viola begriff sie gar nicht.

„Damit er seine Schauspielerin kriegt? Schön! Na, laß lieber gleich subhastieren und inserier' dann für uns um Stellen als Wirtschaftsfräuleins!“ Sie schnalzte verächtlich mit den Lippen und ging achselzuckend ab.

Viola sah den Blick nicht, mit dem Helge ihr nachblickte. Sie wußte nicht, wie viel sie sich eben zerstört hatte.

„Na, kommst du, Helge?“ rief da die Mutter in der Eßstube, und Helge kehrte zum Spiel zurück. Heine war inzwischen fort und hatte ‚Gute Nacht‘ gesagt, den anderen, ihr nicht.

— — — — — — — —

„Helge, ich habe dich ja diese ganze Nacht so bitterlich weinen hören!“ kam am nächsten Morgen Viola in Helges Zimmer, als ihre große Schwester endlich aufgeriegelt. Und das sagte die Kleine diesmal im Tone tiefen, vorwurfsvollen Mitleids.

„Nein, da täuschst du dich nun, das wird wohl der Regen gewesen sein.“

„Regen — na hör', ich hab' wieder kein Auge zugethan — von all der Aufregung gestern und deinem ewigen leisen Weinen in der Nacht. Und ich habe immer wieder an deiner Thür geklinkt. Aber du hast ja nicht gehört. Du hattest dich ja eingeriegelt. Warum hast du nicht aufgemacht?“

„Ich schlief.“

„Ja, du schliefst! Du hattest mir doch gestern versprochen, ich sollte zu dir kommen dürfen. Nun riegelst du dich ein!“

„Ich mochte dich nicht bei mir haben, die Nacht, nach deinem Gespräch gestern mit Heine.“

„Du — mochtest nicht . . . na hör' mal. Sage, darfst du denn so zu mir sein? Wenn ich so zu dir komme, wie eben! Was soll ich denn machen . . wenn du nichts mehr von mir wissen willst! Helge . . .“ mit einem nervösen Thränensturz warf sie sich ihr in die Arme. „Nein . . . diese Nacht, diese fürchterliche Nacht . . . dich so zu hören . . . Helge, das mußt du nicht. Wenigstens nicht, wenn ich es hören kann. Und gestern, wenn ich gewußt hätte, wenn ich geahnt hätte, daß du uns zuhörst . . . dann . . . hätte ich doch wenigstens die Thür zum Salon vorher zugemacht . . .“ Nun lachte sie wieder.

Aber an Helge prallte das heut alles ab.

„Darf ich wenigstens heut nacht . . . damit ich endlich 'mal wieder schlafe . . .“

„Ich werde sehen, wie mir heut abend zu Mut ist!“

„Na, ich danke," sagte tiefseufzend die Kleine, „nu' wird das hier feierlich . . ."

— — — — — — — —

Um neun Uhr reiste Heine ab. Das Wasser im Diep war noch unruhig, denn die See draußen ging heut schwerer als gestern, obwohl der Wind sich nun völlig gelegt. Aber im Fließ gegen Nantrow war die Sache möglich, und Cegadelo hatte mit dem Frühesten ein Boot dahin schaffen lassen. Helge war fort und fand sich erst im Augenblick des Abschieds unvermutet ein.

Sie hatte es vermeiden wollen, nun stand sie doch auf einen Augenblick mit Heine allein im Salon. Heine war in Hut und Mantel, hatte die Hände in den Taschen, eine Cigarette im Mund.

„Laß dir keine grauen Haare wachsen, Helge, wenn ich weg bin," sagte er gemütlich. „Hilft der Major nicht — und der thut's ja nicht, das ist klar, ist mir diese Nacht klar geworden, der ist von deinem Holz, Stein kann man auch sagen — ja, dann hilft Marie. Leben muß man — mag der Dumme bluten. Nachher . . . der Teufel hol's, ein paar Wochen oder Monate gelebt . . . gelebt, ihr Leutchen . . . und dann werden wir sehen, was nachkommt. Ihr werdet ja denn wohl bald von mir hören — aber habt keine Angst — euch inkommodier' ich nicht wieder."

„Nein, Heine, wir sind fertig miteinander."

„Von — laßt's euch gut gehen. Und . . . hörst du, wenn ich sollte . . . schick mir keinen Kranz. Verbitt' ich mir. Spar' nur auch das Geld! Komme sonst angestiegen und hänge ihn dir in der Nacht außen an dein Fenster . . ."

„Heine, was kommt, weiß ich. Was ich thue, verantworte ich. Sei glücklich, daß du scherzen kannst. Der Sturm schlägt die faulen Äste vom Stamm. Dann vernarben die Wunden, und der Stamm steht kräftiger als zuvor. Das ist der Lauf aller Dinge."

„Adieu, Helge. Das letzte merk' ich mir für mein Sentenzenbuch. Habe leider kein's." Damit ging er aus der Thür. „Nein, bleib hier, ich finde meinen Weg allein . . ." und schlug die Thür hinter sich zu.

* * *

II.

Zu dieser Zeit waren nun alle im Hause merkwürdig hinter der Post her, und wenn der Briefträger mit dem Knecht von der Fährstelle heraufkam und dann vorn unterm Überbau anklingelte, so sammelten sie sich da an, wie die Rehe im Winter zur Futterstelle.

„Nun, Kramer," sagte die Mutter, „heut' komm' ich einmal und nehme die Post!"

„Ja wohl, gnä' Frau, und da ist auch ein Telegramm für Fräulein Helge bei."

Dann kam der alte Cegadelo mit einem Schnäpschen für den Briefträger, und bei dem Wort ‚Telegramm' zog er die Augenbrauen hoch. Er meinte ja wohl, das würde nun jedenfalls von seinem alten gnädigen Herrn sein und den ankündigen.

„Daß Heine nicht schreibt, mein Sohn Heinrich," sagte die Mutter und sah vorwurfsvoll den alten Kramer an. „Nun muß er doch wieder in Berlin angelangt sein!"

„Seit acht Tagen, Mutter, wenn er uns nicht unterwegs in 'n Briefkasten gefallen ist!"

„O, gnädiges Fräulein," der alte Kramer war immer auf ein Witzwort von Viola gefaßt, „das würde sich doch schon auf der Post herumgesprochen haben und auch wohl all in den Zeitungen gestanden haben, wenn das wär'."

In einen Briefkasten gefallen — man sah, diese Vorstellung that der Mutter im Gehirn weh. Da kam auch Helge, und der Briefträger ging.

„Der Kramer hatt' ein Telegramm für dich, Helge," sagte die Mutter. „Was steht da drin?"

„Von Magnus aus Hongkong — lies selbst."

Die Mutter las: ‚Rausfetzen!' — „Rausfetzen? Ja, was heißt das?"

„Telegramme über See so weit her werden bisweilen verstümmelt!" sagte Helge und sah Cegadelo an.

Der Alte machte sein Magenkrampfgesicht und ging damit ab.

Viola kam ihrer Schwester zu Hilfe: „Auch 'n Brief vom Major für dich — siehst du, Helge, du kriegst Briefe! Was ihr beide euch nur immer zu schreiben habt! Nächstens mach' ich 'mal aus Versehen so'n Brief aus Salerno auf und revi-

dier' euch! Oder ich stoße deinen Adolf Möllers darauf!"

Aber die Mutter war hartnäckig. Was das Wort ‚Rausſetzen' bedeute? Seit der Zeit von Heines Beſuch ging ſie überhaupt unruhig herum. Es ſchien, ſie ſpürte, daß irgend etwas in der Luft lag.

„Nun gut, Mutter," ſagte Helge, „ſo will ich denn nicht lügen, und du magſt es wiſſen. Und Viola auch. Schon, damit wir uns dann danach halten. Du erwarteſt ja immer den Vater. So habe ich Magnus gefragt, wenn er käme, was ich thun ſollte, und Magnus' Antwort darauf iſt kurz und klar: ‚Rausſetzen!'"

„Seid ihr Menſchen!" ſagte Viola.

„Ja, das Wort nach Hongkong koſtet fünf Mark fünfundſiebzig!"

„Helge," ſagte die Mutter ſtreng, „du nimmſt dir nun nachgerade zu viel heraus. Ich muß dich daran erinnern, wer hier Herr im Haus iſt. Du weißt, wenn du mich vor die Wahl ſtellſt zwiſchen meinem Manne und dir, ſo jage ich dich vom Hofe, nicht ihn. Geh' jetzt und hole mir den Schlüſſel zu Vaters Logis. Ich will einmal ſehen, ob da auch alles parat iſt. Denn man kann nie wiſſen."

„Du warſt ja erſt geſtern drin, Mutter!" ſagte Viola. „Und vorgeſtern und . . ."

„Geſtern? Nein, Kind, da irrſt du dich wohl. Helge, du bringſt mir auch 'n Staubpinſel mit, den kleinen, für die Sachen auf ſeinem Schreibtiſch!"

„Als ob er ſchon auf dem Köldedampfer hierher unterwegs iſt!"

„Vielleicht iſt er's!" ſagte Helge und ging.

Sofort war Viola hinter ihr drein.

„Nu ſieh' mal, die alte Dame!" ſagte ſie. „Helge, was ſchreibt'n dir der Major?"

„Du kannſt den Brief gern haben, Kleine. Ich habe keine Geheimniſſe mit ihm, und du brauchſt dir nichts einzubilden. Aber da, gib der Mutter die Sachen."

„Damit du mir inzwiſchen mit dem Brief ausreißt oder erſt kontrollierſt, ob ich ihn auch ohne Gefahr leſen darf!"

Die Mutter ſtand ruhig wartend auf der Diele am Fenſter, ſie ſah hinaus auf den weißüberſtäubten Vorplatz unterm Überban und die einſame lange Buchenallee; Fußſpuren gingen über die hinunter, grau in der dünnen harten Schneekruſte, in langer Reihe, immer paarweis links und rechts auswärts, immer kleiner werdend nach der Ferne zu, weg von ihr. Das ſchien ſie melancholiſch zu ſtimmen, als ſei da etwas weggegangen, eine Hoffnung, und käme nun wohl nicht mehr wieder. Übrigens waren es des alten Briefträgers Sohlenabdrücke.

„Ach ja, der Schlüſſel und der Staubpinſel!" ſagte ſie mit einer Art freudigen Erwachens, als Viola ihr das hinhielt.

Dann ſchloß ſie ſich des Vaters Logis auf, drüben jenſeit der Diele und ging an ihre gewohnte Vormittagsarbeit, dort in ſeinen hinterlaſſenen, herrenloſen Sachen herumzuhantieren und allerlei Unnötiges daran vorzunehmen . . .

Als Viola im Salon den Brief unerbrochen in die Hände bekam, meinte ſie, Helge ſei doch ein ehrlicher Kerl.

„Nein," ſagte Helge, „ich fang' nur jetzt an, die Dinge ſo an dich kommen zu laſſen, wie ſie wollen, ohne mich vorzuſorgen, wie ſie dir bekommen."

„Gewiß, bisher dachteſt du immer, du müßteſt mir mein Leben erſt durchfiltern, ehe ich es zu leben kriege."

„Ja, das that ich, aber ich gewöhne es mir ja nun ab. Wenn du willſt, kannſt du auch in die Stadt, da dein Examen betreiben, wie du ſagteſt. Ich halte dich nicht mehr."

„Alſo ſo . . . in dieſer hundsnaſigen Manier . . . ſage, haſt du nicht 'n bißchen Sekt, den feierlichen Moment meiner Mündigſprechung zu begießen? Oder wenigſtens 'n paar Thränen? Schön . . . ſoll hier vielleicht etwas vorgehen, bei dem ich dir im Wege bin, ſo will ich dir ja gern den Gefallen thun." . . .

Übrigens war dies an dem Tage, welcher der plötzlichen Ankunft des Vaters vorausging.

— — — — — — — —

Am ſelben Abend ſtiegen die Schweſtern, Helge den Leuchter in der Hand, die Treppe hinauf in ihre Schlafzimmer. Unten war ſchon das ganze Haus ſtill, alles Licht aus und alles gut verriegelt. Und Viola war, wie wenn aus dem ſchweigenden, finſtern Menſchenheim da unten Dunkelheit und Heimlichkeit hinter ihnen die Stufen empor nachdrängten. Dann ging ſie zwiſchen Helge und Helges Rieſenſchatten, der an der Gangwand mitſchritt, links eine finſtere große

Die Schlittschuhläufer. Zeichnung von Fidus.

lebende Helge, rechts eine größere von unheimlich sich verziehenden Formen, ihr eigner Schatten davon völlig ausgelöscht . . . Nun, das war ja alles Nervensache. Auch daß sie gespannt vor sich mit schwarzen Augen den dunklen Gang lang sah und hellhörig auf das leise Knacken der Schalendielen oben im Boden horchte, über die ja zu der Zeit kein Mensch ging. Und an ihrer Thür bat sie: „Sei gut, Helge, komm 'n lütt' bütschen zu mir 'rein, leg' mich hin."

„Ich bin müde!"

„Nur bis ich Licht anhab'!" und Helge ging mit hinein.

Die Kleine zündete nicht ihr Licht, sondern ihre Lampe an. „Du mußt mir mein Ohr machen!" sagte sie dann, ein verstecktes Lächeln in dem einen Mundwinkel.

Schweigend holte Helge Pinzette und Watte. Viola legte sich ihr mit dem Kopf auf den Schoß, das kranke Ohr nach oben. Und Helge, die eine Hand auf Violas wunderhübschem Haar und ihrer heißen Schläfe, den unruhigen Kopf sanft festdrückend, besorgte nun mit langsamer geduldiger Sorgfalt das leidende Ohr.

„Siehst du, das kann doch niemand wie du," sagte die Kleine, als sie aufstand, nahm die Hand, die ihr geholfen, und küßte sie. „Wer soll das nun machen, wenn ich weg bin von dir?"

„Du mußt nicht gehen — du willst."

„Nein, du stößt mich von dir. Du stößt mich nackt in den Schnee hinaus. Und jetzt mußt du mir mein Haar strählen!"

„Ich bin müde!"

„Bitte — thu es."

Die Kleine setzte sich vor ihre Cretonne-Toilette, den Frisiermantel um — wie sie mit ihren flachen beiden Händen weich über ihn hinstrich, um ihn glatt zu streichen, sah das aus, wie eine Liebkosung — die Lampe neben ihr, die sie grell anstrahlte. „Bitte, gib den Schirm!" sagte sie und rückte den Schirm dann so auf der Glocke, daß der Schatten auf ihr Gesicht fiel.

„Siehst du," sagte sie, „wie das nun hübsch ist und wie sie nun lieb zu mir ist, die Lampe. Jetzt beißt sie mich nicht mehr, ich fühle ordentlich ihre Milde an den Lidern . . . willst du nun kämmen?"

„Ich kann so nicht sehen — wenn ich dich reiße, ist es nicht meine Schuld."

„O, du reißt mich ja nicht. Du reißt mich ja nie! So eine gute geduldige Hand wie du, hat ja kein Mensch. Siehst du, das ist fast das beste gewesen in meinem Leben, wenn ich so saß und du gingst so sanft mit dem Kamm durch das knisternde Haar, halbe Stunden lang und länger und wurdest nie müde, und es war immer der gleiche weiche lange Strich, wie ein stilles Herzen, und nun willst du nichts mehr von mir wissen . . ."

„So ist es ja nicht . . . aber wir kommen auseinander . . ."

„Nein, seit Heine hier war, bist du schlecht zu mir. Seit dem dummen Gespräch mit ihm im Eßzimmer, das du mit anhörtest. Nun ganze acht Tage. Und erst sagtest du doch damals, du nähmst es mir nicht übel, und warst gut zu mir. Nun hungerst du mich so aus. Ich weiß schon, bei dir kommt alles erst so langsam nach. Aber siehst du, wenn du so bist, dann hab' ich doch nun auch wirklich gar nichts mehr auf dem Gränitz, das war ja doch das Einzige, damit treibst du mich ja fort . . . nun, dann kann ich ja auch gehen . . ."

Helges Hand wurde nicht ungeduldig beim Kämmen. Gleichmäßig ging der Strich durch das langaufgelöste braune Haar, überaus vorsichtig, wo es an den Ansätzen ein bischen kraus war. Die Kleine hatte den Kopf etwas hintenüber, die Augen halb zu, sie horchte mit allen Nerven hin nach dem sanften Streichen. Und es war merkwürdig, überall, wo sie den Wunsch hatte, daß der Kamm nun hinkäme, da ging er auch bald hin, als fühle dieser feine, intelligente Kamm ihr das nur so ab.

„Nein, wegtreiben will ich ja gewiß nicht," sagte dann Helge langsam, „und übelgenommen, so kannst du es auch nicht nennen. Nur, daß wir uns auseinander entwickeln, die eine so und die andere so, und es ist eigentlich keine Brücke mehr zwischen uns. Merkst du das nicht? Und ich meine, wir werden nun auch wohl im Leben nie wieder zu einander kommen können . . ."

„Du Henkersknecht, du . . . mit welcher fürchterlichen Ruhe kannst du so 'was sagen! Ist denn keine Totenrichterstelle für dich frei? Du gehässiges Geschöpf, wo ich doch mit allen Fibern an dir hänge! Weil wir uns nicht wie ein Eierkuchen dem andren gleichen! Weil ich nicht erhaben und tugendhaft

bin, wie du. Das ist doch Nervensache! Menschen haben doch jeder ein Selbst für sich! Und um der Liebe willen thut man doch etwas, wenn man merkt, man kommt auseinander. Aber du, sobald du den guten Willen zu einem verlierst, gleich: ‚Hier ich, Helge — da du, Viola, . . . oder Heine . . . oder Papa . . . oder wer — und nu bums, fertig, krepier'!' Ist das Charakter, dann dank' ich Gott, daß ich keinen hab'."

Helge schwieg.

„Nein, thun läßt sich da nichts," sagte sie endlich. „Das ist so, wie das ist. Glaubst du etwa, mir ist wohl dabei? Du sagst ja, du hättest mich gehört . . . in der Nacht . . ."

„Ja du, mit deiner unglaublichen Kraft, du verschmerzest dann einfach einen Menschen . . . mit Haut und Haar . . . in einer einzigen Nacht womöglich . . . einen nach dem andern . . . bald stehst du ganz allein . . ."

„So wird es schließlich ja wohl auch kommen."

„Nein, allein stehst du nicht. Was ist das für ein lieber, einziger Ton in dem Brief vom Major an dich. Sag, was hatteſt du ihm eigentlich geſchrieben, worauf das die Antwort iſt?"

„Nnn," sagte Helge zögernd. „Du kannst es ja wohl wissen. ‚Mein lieber Freund' — oder so ungefähr — ‚es scheint, mein Vater will heim. Ich stehe dann hier allein. Darf ich Ihnen telegraphieren, wenn das wirklich so kommt?' . ."

„So? Und da fängt er gleich an, über die ewige Schönheit im Süden zu scherzen und die kalte Sonne und sagt, er hätte nun das genügende Heimweh nach seinem alten Haus auf der Insel bald zusammen . . Das ist doch ein ideales Verhältnis zwischen Euch. Ja, einen Menschen so haben! Da kann man wohl die vielen entbehren! Was ich darum gäbe, schriebe mir ein Mensch einmal so einen stillen, guten, treuen Brief . ."

Helge faßte jetzt die Spitzen mit der Linken und kämmte sie aufmerksam durch.

„Versündige dich, Kleine, und neide mir das!" sagte sie, als sie dann das Haar fallen ließ.

Viola träumte. Sie hatte die Augen fast ganz zu, nur durch einen winzigen Spalt auf ihr Spiegelbild. Sie antwortete nicht. Und man hörte nun bloß noch das ganz leise Surren der Lampe, wie ein Surren hinziehender Zeit.

Dann wollte Helge aufstecken, für die Nacht.

„Kämm' noch!" bat Viola. Sie war mit ihrem Traum noch nicht fertig. Helge zog tief Atem, als wolle sie sprechen. „Bitte, sprich nicht!" sagte Viola ganz leise. Und Helge schwieg. Und alles um sie herum in dem Zimmerchen hatte nun eigentlich schon sein Nachtleben.

„Nein, nein!" sagte endlich Viola, wie erwachend. „Ich will dir das ja nicht beneiden. Dein großer Hund, der Major, der ist ja auch viel zu alt für mich. Der Schatten des Herkules, wie ihn Heine immer nennt."

„Schatten des Herkules?"

„Ja. In dem Schillerschen Gedicht, weißt du, der Held, der stets in bedeutender Pose erscheint, den ungeheuren Bogen spannt und anlegt . . und dann nicht losschießt . . ."

„So! Nun, Ihr kennt ihn, du und Heine! Übrigens ist das gleich. Und ein bißchen Zauberer ist er ja. Er sieht eben immer alles, und da haudelt Einer dann nicht so blind drauf los . . ."

Helge hörte jetzt mit Kämmen auf und fing an zu flechten. Dabei kam sie zu ihren eignen Gedanken zurück. „Weißt du," sagte sie, „das Schwerste ist, so zu empfinden, wie man selbst durch die Kraft zum Leben . . zur Zukunft . . zum Glück bestimmt ist und die Nächsten um Einen durch ihre natürliche Mitgift zum . . Leichtsinn, zum . . Untergang . . und man muß es gehen lassen, man kann nicht abgeben, nicht helfen . ."

„Du . . zum Glück . . ?" Viola wurde ganz munter und sah lächelnd Helge im Spiegel an. „Nein, weißt du, dies ist doch eigentlich rührend . . . naiv!"

„Warum soll ich es nicht sagen?"

„Verns' es nur nicht!"

„O, da kann mir ja eigentlich keiner 'ran!"

„Patentiert — in 'ner guten Hagelversicherung. Nu sag, um Gotteswillen, wie sieht dies Glück aus?"

„Ja, weißt du — ich atme tief, fühle meine Haut frisch und den Trotz zum Leben, wie's kommt . . . das ist alles. Und die tausend Dinge, nach denen ich Euch

alle langen und bangen sehe, scheinen mir eigentlich nur Vorbereitungen und Mittel dazu. Durch all die Spinnweben greif' ich einfach mit der Faust durch nach der Sache selbst."

„Schade, schade, daß Heine nicht hier ist. Diese Weisheit kann Einer allein ja gar nicht genug beherzigen!"

„Ja, dies ist in dieser Welt das einzige und ursprüngliche Glück. Alles andre läuft darauf hinaus. Man muß es sich nur klar machen. Und dann entschlossen danach greifen. Denn das ist schließlich im Bereich von jedermanns Hand."

„Klack, bums, da steht das Kolumbusei auf'm Tisch. Was ist 'n heut für ein Tag? Der dritte Dezember. Schön, am dritten Dezember dieses Jahres wurde der Stein der Weisen gefunden, die arme blinde Menschheit erfuhr endlich, was Glück sei. In Unschuld — durch ein kindliches Gemüt! Ich würde daraufhin irgendwo promovieren — als Philosoph . . Ach, Helge, wenn dies nicht etwa eine sehr tiefe Weisheit ist — so ist's am Ende gar keine. Aber nu' sag' — warum wollen die Mädchen nun eigentlich so gern heiraten? Des Tiefatmens wegen?"

„Nun, du bist ja so klug, Kleine — leite es dir nur selbst ab!"

„Na — und du? ‚Zum Glücke bestimmt', wie du bist — mußt du nun eigentlich auch erst noch deswegen heiraten . . oder . .?"

Aus unserer Studienmappe:

Studie zu einem Gemälde „Christliche Barmherzigkeit" von B. P. Mohn.

Das Haar war jetzt fertig für die Nacht.

„Ja, weißt du, ich," sagte Helge lachend und fing an, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder zu gehen, „ob ich zu Liebe und Heirat bestimmt bin . . das ist mir eigentlich selber noch nicht ganz klar."

Viola stand auf, nahm den Mantel ab und behielt ihn in der Hand. Sie sah Helge zu, und ihr ganzes Gesicht war in Bewegung.

„Nein, nein! Das ist doch gradezu überwältigend, wie das lange Mädchen da in der Stube herumgeht und sich überlegt, ob sie auch zur Liebe geboren ist oder nicht und ohne auskommt."

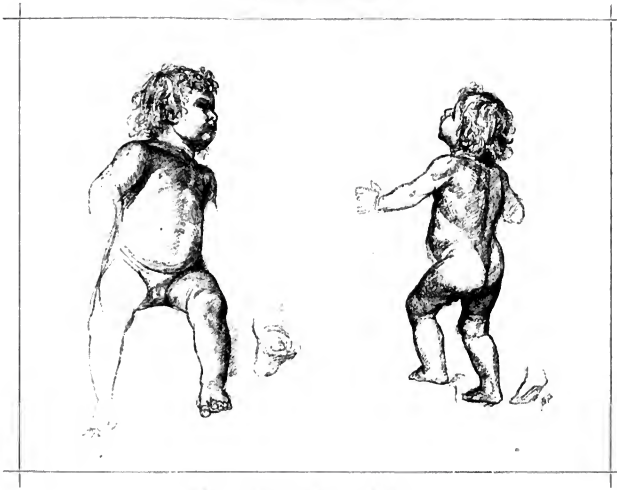
„Lach' nicht so! Die Mutter hört das sonst!"

Und da erschrak Viola, und sie hörten bereits etwas auf den Treppenstufen draußen.

Helge lief mit der Lampe hinaus. Nein wirklich, die Mutter kam die Treppen hinauf, wie sie aus dem Bett gestiegen.

„Ja, Helge", sagte sie, „ich hörte Euch noch. Da bin ich noch einmal aufgestanden, ehe' ich es vergäße. Sieh 'mal, daran denkt doch nun auch

Aus unserer Studienmappe:



Studienzeichnung von B. P. Mohn.

wieder kein Mensch. Es ist Winter, und sein Logis muß jetzt doch öfter 'mal durchgeheizt werden, wenn er etwa plötzlich kommt . .“

„Vaters Logis?“

„Ja, wes sonst? Er holt sich ja den Tod, wenn wir ihn dann so in seiner kalten und nur einmal angeheizten Schlafstube unten schlafen lassen. Vergiß es nicht. Sage es gleich morgen früh der Miken. Oder besser der Karlin, die versteht sich noch mehr auf das Heizen! Hörst du?“

„Ja, Mutter, ich will dran denken. Aber nun geh auch wieder ins Bett!“

Zur Vorsicht stieg Helge mit ihr hinunter und legte sie wieder nieder. Als sie dann in Violas Zimmer zurückkehrte, war die Kleine auch schon fertig und unter ihrer Decke. „Nun gute Nacht!“ sagte Helge.

„Nein, komm her, setz' dich auf mein Bett, ich muß dich noch etwas fragen.“

„Ich bin nun wirklich müde.“

„Toutoubettchen, Toutoubettchen,“ sagte da die Kleine mit einer unglaublich weichen Stimme, ihr Kissen streichelnd, „Helge ist müde für uns, Helge will nun wirklich nichts mehr von uns wissen . .“

„Na, denn . . .“ Helge ergab sich.

„Trag' erst die Lampe fort. In dein Zimmer. Die grelle, neugierige Lampe!“

Das that Helge.

„So, nun, hier,“ sagte die Kleine und bettete Helges Kopf neben sich auf das Kissen, sie mit beiden Armen eng umhalsend. „Sag', Helge, wie ist das nur in aller Welt möglich gewesen, erzähl' mir das, wie du und Adolf Möllers einander einmal so nahe gekommen seid, daß ihr Euch verloben konntet?!“

Helge seufzte auf und lag eine Zeit ganz still.

„Da ist wenig zu erzählen,“ fing sie dann in gedämpftem Tone an, „ich war achtzehn und er zwanzig und es war Ferienzeit, Juni Ende, alles blühte schon, und wir waren den ganzen Tag beisammen. Und weißt du, seine hellen, glücklichen Augen, immer wenn er mich morgens sah, und so hübsch war das dann alles, so lustig . . und weißt du, daß Einer mich

wollte, mich! — ‚Mein guter Pfahl‘, wie Vater immer zu mir sagte, — ich war so im Innersten gerührt darüber und ihm so tief dankbar, so ein hübscher, liebenswürdiger Bursch, wie er war, und alles an ihm, was man sah, Hals und Gelenke und alles sah so eigentümlich nett und gesund aus, und er hätte sicher damals nicht mit mir vorlieb zu nehmen brauchen, sondern eine ganz andre haben können. Nu siehst du .. und dann auf dem Boot .. aber nein, das sollt' ich ja nun doch wohl lieber nicht sagen .."

„Sag's, ach sag's!" bat Viola leise und heftig in Helges Gesicht hinein und schnürte ihr fast den Hals zu.

Helge überlief es, ein leichter Schauer. „Nein, nein!" sagte sie matt abwehrend.

„Es ist doch etwas Hübsches, sag's doch, sieh, die Lampe ist ja aus, alle schlafen .. Helge .. !"

„Nun, es ist ja schließlich .. nichts Besondres, gar nichts Besondres .. immer so und bei allen dasselbe .. Jede denkt nur .. nun ja, auf dem Boot im Diep weit draußen, der Wind war plötzlich stark gekommen, und wir hatten uns im Rohr festgefahren, schon nach dem Abendessen, gegen Hammerbrooken hin .."

„Ich kenn' die Stelle, du hast mich ja oft dahingerudert, früher, nun sieh, jetzt weiß ich warum — also da .."

„Ja .. und es gingen immer Wolken über den Mond, und große, weite Schatten über das Wasser, und weitweg quarrten die Frösche .. da küßte er mich denn und verlobte sich mit mir."

„Und wie war dir dabei?"

„Ein bißchen komisch fand ich es schon, daß mir das passierte, und das Eigentliche war ja auch so furchtbar schnell vorüber .. aber danach saßen wir denn so gegeneinander auf dem Brett, und die Wellen kamen immer herein und schaukelten das Boot, und das Rohr beugte sich, wie wenn große unsichtbare Arme darüberstrichen .. wir dachten wohl an nichts, und es war so eine tiefe, glückselige Ruhe und Abspannung, nachdem es nun geschehen war und wir miteinander klar waren .. und nachher hatten wir alle Mühe, nicht umzuschlagen, als wir wieder in der freien Breite waren, und zogen alle beide ganz mächtig, und er lachte immer dabei."

„Konntest du ihn gleich wieder küssen?"

„Ja, gleich. Übrigens sagte er mir auch, wie ich es machen müsse. Alles hätte ich gekonnt. Ich war ganz sein. So ganz, ganz, in unausschöpflicher Dankbarkeit, weil er das that und mich nahm und mich küßte .."

„Find' ich viel zu viel Empfindung — für die kleine Mühe .. denn das war doch für ihn nur 'ne kleine Mühe .. ein Mädchen küssen."

„Nun weißt du — der Vater hatte damals schon sein Renommee, und die Mutter fing schon an so herum zu sitzen, und wie es um uns stand, wußte jeder, daß wir uns nur grade so hielten — da war es ganz sicher, daß er nur mich meinte, mich selber, und eben dafür war ich ihm so dankbar. Und auch, daß er es grade in jener schlimmen Zeit that und sich zu uns stellte!"

„Er sagte dir, wie du es machen müßtest. Er konnte es. Das fiel dir nicht auf?"

„Nein, das fiel mir damals nicht auf."

„Das kommt immer erst bei dir 'n Posttag nach .. Und wie wurde es dann weiter zwischen Euch?"

„Nun, als wir heimkehrten, hatte uns eigentlich keiner vermißt. Jeder hatte das Seine im Kopf. Und er sagte, ich sei ganz blind gewesen und wäre an alle Tische und alle Thürecken im Hause angelaufen und stierte immer in das Licht, wie ein betäubter Vogel, und ging immer auf die Lampe zu, ohne zu wissen, was ich von ihr wollte, hätte aber ausgesehen an dem Abend, wie ein richtiges, glückliches, schönes Mädchen."

„So! Na und dann?"

„Ja, das war dann wirklich eine lebenswerte Zeit. Aber ich habe ja leider nur so die allgemeine Erinnerung davon behalten. Und wenn ich an diesen oder jenen einzelnen Tag denken will, so liegt da so ein Lichtstaub drüber, wie wenn im vollen Sommer zu viel Sonnenstrahlen in der Luft sind, so im tiefen Nachmittag, und man vor dem Glas nicht mehr recht klar sieht. So ist mir das alles eingehüllt. Aber erleben möchte ich solch eine Zeit einer so glücklichen Besinnungslosigkeit wohl schon noch einmal .. aber das kommt ja nie wieder .. und es geht auch so."

„Man verlobt sich noch 'mal."

„Nein, Lütting, weißt du, wenn man einmal eines Mannes Braut gewesen ist.

dann ist Einem nachher zu Mute, als ließe sich das nun nie wieder von Einem herunterwaschen und man beginge an dem Zweiten von vornherein ein tiefes Unrecht, indem man sich nur mit ihm einläßt. Man verkauft ihm ja das Ding ohne seine schönste Blüte, die hat ein andrer sich herausgeschnitten vom Stock und schließlich weggeworfen . . und das kann man selber ja dann wohl nie vergessen . .“

„Ich glaube, so ist das nicht.“

„Nun, man müßte es durchleben. Übrigens war unsre eigentliche Brautzeit nur kurz. Im Grunde wohl nur wenig über vierzehn Tage. Die ganz schöne, ganz überirdische, meine ich . . Dann geschah das mit Papa, und die Mutter saß dann so wie ein Stein im Hause herum, die Hände vorm Gesicht . . und die zu viele Sonne war ja nun glücklich wieder aus der Luft — und ich sah, das fing ihn an zu drücken, da hab' ich ihn denn lieber weggeschickt, er sollte das nicht weiter miterleben.“

„Und er ging auch!“

„Ja. Und ich bin eigentlich noch heut wund davon, daß er schon ging und daß er so leicht ging. Er wolle nun unsre Zukunft bauen. Und siehst du, daran baut er noch.“

„Nun, das ist doch auch ein furchtbar schweres Studium!“

„Er ist ja so begabt! Er hätte das ja in zwei Drittel der Zeit machen können, hätte die richtige Sehnsucht hinter ihm gestanden. Aber die Männer leben dann, und dem Mädchen wird der Tag lang. Und der lange Tag lagert schließlich seinen Staub drüber ab — zuletzt ist es Einem fast gleich, ob noch etwas draus wird oder nicht. Und ich würde es jetzt, glaub' ich, beinahe komisch finden, käme er nun doch noch plötzlich und wollte mich heiraten.“

„Siehst du . .“ Viola zog Helges Kopf an sich und küßte sie auf den Mund, schwesterlich und nun schon ein bißchen schläfrig, „jetzt haben wir hier so im dunklen über all das miteinander geredet — nu geh' und sag', es gäbe keine Brücke mehr zwischen uns . . .“

„Nun, weißt du,“ sagte Helge, indem sie sich losmachte und aufstand und der Kleinen die Decke richtig um den Schultern herum feststopfte, „wärst du noch mein Kind, mein alt lütt Dern, so hätt' ich das wohl nicht alles so an dich kommen lassen, grade diese Dinge, heut abend, verstehst du das nicht?“

„Ach, du machst das ja bloß wie der alte Bismarck und drohst mir mit deinem Rücktritt, damit wir uns auf das berühmte ‚Niemals‘ stellen sollen! Gute Nacht jetzt!“

Da mußte Helge plötzlich auflachen, und so ging sie dann.

— — — — — — — —

Und am nächsten Tage, auf dem Dreiuhrdampfer, der langsam die Köldenaa hinunterkam und an der alten Stelle am unteren Fährhause anlegte, das war nun wirklich der Vater.

Der Strom ging mit einer dünnen Oberschicht von Eisgraupen, und der Dampfer rauschte mit so einem eigentümlich harten Surren dadurch heran. Helge sah den alten Mann von weitem. Aber es war etwas in ihr, das es ihm nicht glaubte, daß er es selbst wäre, ehe er nicht vor ihr stand und es glaubhaft bestätigte. Übrigens stand er allein vorn, bei der Glocke, in einem feinen grauen englischen Havelock. Der alte Thießen war auf Deck am Ruder, wie immer, aber es sah aus, als hätten sie während der Fahrt noch kein Wort miteinander gewechselt.

Also dies war das Ende des Adlerflugs. Daß einer so heimkam. So ein dünnes altes Figürchen trotz des Havelocks, ganz gelb im Gesicht, eine Pergamenthaut über den Knochen, fast als hätte man sie über dem Kohlenbecken gedörrt. Auch eine andere Bartform: ein schneeweißer Henriquatre, wunderlich verwegen in dem Jammergesichtchen. Ja, der Mann war in Indien gewesen, bei den Holländern, den hatten die Fieber gebrochen. Und das Gelb ging bis in die Augensterne hinein. Übrigens Haltung hatte er, mehr als neulich sein Sohn Heine, wie der an dem Sturmtage fröstelnd da auf der ‚Leontine‘ gestanden.

Ja, alt und gebrechlich, aber nur körperlich, und eine richtige Kommandomiene im Gesicht, in jedem Zoll der Herr, wenn auch mehr einer nach südländischer Art, kalt und hoffärtig, der für plattdeutsche Zuthulichkeit und plattdeutsche Widersetzlichkeit gleicherweise wohl nur ein sarkastisches Aufblitzen im Auge haben würde.

Nicht weit von ihm lehnte an der Ree-

ling in tadellosem langem Dienerpaletot und Cylinder ein Schwarzer, und neben dem lag ein Haufen elegantes Reisegepäck.

Nun hielt die ‚Leontine‘. Dicht unter Helge. Und der Vater geruhte sie zu sehen. Er sah so ein bißchen über sie hin. Es war, als ob in ihrer Haltung ihn etwas flüchtig amüsierte. Dann winkte er ihr mit dem Glacéhandschuh zu.

Der alte Thießen kam grade an ihm vorbei, um an die Brücke zu gehen. Er hatte einen ganz unbezahlbaren Blick für diese Hand im Glacéhandschuh, jetzt, auf dem Diep, im Dezember. Dann stellte er sich hin, um das Billet in Empfang zu nehmen, und machte sich das Vergnügen, wie für einen Badegast laut auszurufen: „Station Gränitz!“ Daß er ‚den Herrn Baron‘ erkannt, ließ er sich mit keiner Miene merken. Und auch der ging an ihm vorbei, wie an einem Pfahl; der Schwarze erst, der ihm folgte, ein leichtes grünes Ledertäschchen in der Hand, hielt Thießen die Billete hin.

„'Tag, Vater!“ sagte Helge, „bitte, entschuldige!“ Damit eilte sie an ihm vorbei über die Brücke. „Thießen,“ rief sie den Alten an, „könnt Ihr 'n lütten Moment täuwen — Ihr nehmt mir 'n Telegramm mit nach Köldemünde.“

„O gern, gnä' Fräul'n.“

Ja, da auf dem leise wiegenden Schiffsdeck, da stand sie nun wieder fest auf ihren Füßen. Vorher, auf dem Lande, die Zeit des Wartens, als sie ihn herangleiten sah, als das nun wirklich und wirklich so kam . . ., da war in ihr das Blut mit solcher Gewalt umgegangen, daß es sie in den Gelenken über der Sohle und in den Knieen ordentlich hob und erschütterte, wie wenn sie über einer arbeitenden Schiffswelle stände, und sie hatte mit aller Macht tief atmen müssen, um mit dem Herzen fertig zu werden. Aber nun war es ja da, nun war sie mitten drin, und kühl schrieb sie in des Alten Buch auf einen offenen Zettel das bedeutungsvolle Telegramm an den Major nach Salerno, der Vater sei da, gewiß, auf einen offenen Zettel, ihre Bitte um Hilfe, denn herumsprechen würde es sich ja doch, von der Post aus oder anderswie, das war nicht zu vermeiden.

„So, Thießen, in Köldemünde an Land schicken, nicht vergessen, alter Freund!“

Der Alte las es seelenruhig erst über, ehe er sein Buch wiederwegknöpfte.

„Nä, gnä' Fräul'n, das wollen wir ja denn auch ganz gewiß nicht vergessen!“ und das kam mit seinem breitesten und wuchtigsten Tonfall, als reckte er dabei in seiner Vorstellung seine Faust auf und packte den Major da unten in Italien am Rockkragen, mit so einem schönen Schiffergriffe, und höbe ihn über Mitteleuropa weg hierher, wo er nun nötig war . . .

Und dann ging die ‚Leontine‘ verteufelt langsam weg, denn da brannte ja nun eigentlich jede Luke an Bord vor Neugier, wie sich die Begrüßung am Ufer — so nach neun Jahren Abwesenheit — weiter gestalten würde.

Nun, das war, als sei der alte Herr nur 'mal zum Markt oder zum Whist in Kölde gewesen und seine Tochter zufällig am Ufer, als er wiederkam.

Sie gab ihm die Hand, ein paar gleichgültige Fragen wurden gewechselt, und dann gingen sie nebeneinander weg, dem Hause zu. Wenigstens sah es vom Schiffe aus so aus.

„C'était bien important?“ fragte der Vater, als Helge vom Brett herunterkam, und nahm den Ton so hoch dabei, als riebe er zwei glatte Kiesel aufeinander.

„Ich verstehe kein Französisch,“ sagte Helge. „Übrigens ja, es war so wichtig, wie nur irgend etwas in diesem Augenblick.“

„So? Ein Telegramm?“

„Ein Telegramm.“

„An wen?“

„An den Major.“

„Welchen Major?“

„Den Major von Nantrow in Salerno.“

Ein Ruck ging durch den alten Mann. Er blieb stehen.

„. . . mein alter Freund Nantrow, der Hauptmann. Ist der jetzt Major?“

„Ja. Charaktermajor, seit er den Abschied nahm, damals vor neun Jahren, als du mit seiner Schwester verreistest . . .“

„Danke dir, Helge! Und nimm jetzt vor allen Dingen das Tier, mir ist der Arm lahm.“ Dabei klappte er seinen linken Havelocküberschlag zurück und setzte ihr, ehe er weiterging, ein kleines dunkelhaariges Judenäffchen an, ein unglaublich komisches Vieh mit in das Gesicht gekämmter Tolle und einem langen Kapuzinerbart. Das

Winterabend an der Werra. Nach dem Gemälde von Victor Freudemann.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS

klapperte vor Frost mit den Kiefern und zitterte am ganzen Leibe. Es sah Helge aus seinen klugen Augen mit einem kurzen Blick voll jämmerlicher Bitte an und knöpfte ihr dann mit zwei überaus geschickten Griffen die Überjacke vorn auf, um sich an ihr zwischen Jacke und Taille zu verkriechen, die Ärmchen zuthunlich unter dem Stoff durchschiebend, Helge um den Hals. Eine bunte Seidendecke, in die es gewickelt gewesen, streifte sich dabei von ihm ab und fiel weich in den Schnee. Sofort war der Schwarze da, um sie aufzuheben. Helge wehrte dem Tiere mit keiner Regung ihres Körpers, wie es jetzt seinen Schweif nachzog und ihn langsam plazierte. Aber in ihre grauen Augen kam ein tiefes, stahlbläuliches Glänzen von Zorn.

„Und wo hast du nun den üblichen Papagei?“ fragte sie.

Der alte Mann sah sie von der Seite stumm an. Dann fing es in seinem Gesicht an zu arbeiten, und die Gefäße an seinem gelben Augapfel füllten sich mit stehenbleibendem Blut.

„Dieses Tier ist ein Geschenk für meine Tochter Viola!“ sagte er.

„So, du hast hier eine Tochter? Nun sage, kannst du es nicht noch im letzten Augenblick irgendwie anders einrichten und uns das ersparen, daß du nun zurückkommst und willst wieder in einem Hause mit uns leben? Du mußt doch einsehen, damit bringst du alles, alles wieder in Bewegung, und zu etwas Gutem kann es für keinen von uns führen!“

„Liebe Helge,“ sagte der Baron mit großer Ruhe, „Reminiszenzen lassen mich kühl. Es liegt zu viel für mich dazwischen. Von meiner Seite aus können wir ganz gut einen neuen Anfang miteinander machen. Und als Vater kann ich wohl einiges Entgegenkommen von euch verlangen. Zudem bin ich krank. Etwas herzleidend — ich möchte dich darauf aufmerksam machen — Aufregungen sind mir schädlich.“

„Ich danke dir, Vater. So weiß ich nun, wo ich dich treffen kann.“

„Nun weißt du — wenn das nicht Haß ist ...“

„Ich meine ja auch, man darf es mit einigem Recht dafür ansehen.“

„Übrigens — für absolute Ungehörigkeiten gibt es ...“

„Das versuche, Vater!“ sagte sie lächend und sah an ihm herunter.

Und dann gingen sie schweigend miteinander die Buchenallee hinauf zum Hause ...

Vor der Thür unterm Überbau stutzte der Vater und warf einen befremdeten Blick um sich. Man sah, das alles hatte sich in seiner Erinnerung verändert und kam ihm jetzt fremd vor.

Als sie dann auf der Vorderdiele standen, öffnete die Mutter die Thür vom Salon und trat auf die Schwelle.

Ihre Augen gingen weit auf, die Sprache verſagte ihr, und sie streckte stumm eine Hand hin. Und dann, als er diese wortlos genommen, sagte sie mit einem unglaublich weichen, tiefen Klang ihrer Stimme: „Nun, da bist du ja, Franz, Gottes Segen über dich!“ und mit einer zaghaften, demütigen Bewegung, zu der sie sich sichtlich erst Muth faßte, griff sie mit der Linken um ihn herum, legte sie ihm auf den Rücken, so vorsichtig als wäre er von Glas, und zog den alten Mann sanft an sich heran; und dann, als sie ihn nun fühlte und merkte, er widerstrebe ihr nicht, da ging die Erregung mit ihr durch, sie nahm ihn verzweifelt in beide Arme und weinte mit einem vollen Thränensturz über ihn hinunter.

Helge stand dabei und sah ihnen zu. Und eine solche Empörung kochte in ihr hoch, daß sie ganz deutlich die Vorstellung hatte, sie erhöbe nun die Faust und schlüge zwischen den beiden herunter und sie auseinander. Und sie fühlte, wie diese Vorstellung suggestiv ihres Willens Herr wurde. Da faßte sie sich gerade noch und machte, daß sie hinaus kam.

Auf der Hinterdiele stand Cegadelo am Hoffenſter, bereit hineinzugehen, wann es für ihn Zeit wäre.

„Er ist da,“ sagte Helge, „gehen Sie vor, küssen Sie ihm den Stiefel.“

Aber der alte Mann ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen.

„Je, gnä' Fräul'n,“ sagte er, „was haben sie man da für'n lütt swart Meerwunder eingeknöppt?“

„'n Aff', für Viola mitgebracht.“

„Je, wat dat lütt Undiert friert — und sitzt doch da so schöning warm an Ihnen.“

Nun hatte Helge ihre Fassung wieder.

„Ja, das Äffchen, nun, ich will es jetzt

lieber in die Stube setzen, da mag es hinter den Ofen kriechen. Übrigens sollte man der armen Kreatur wohl auch gleich 'n bißchen warme Milch anbieten, nach der Reise ..."

Damit ging sie in die Eßstube, bestellte die Milch und wollte das Tier aus der Jacke nehmen. Aber das hielt sich ängstlich fest und wollte nicht von ihr los. Helge machte ihm sanft eins seiner Händchen nach dem andern los und wurde dabei nicht ungeduldig, aber das Tier krallte sich immer wieder in den Stoff fest, und wenn es Haut mitfaßte, war ihm das gleich. Zuletzt ging Helge mit ihm an den Ofen und ließ es die ausstrahlende Wärme fühlen. Da verstand es dann gleich, sprang auf den warmen Sims, setzte sich dort und drückte sich schief mit dem Rücken gegen die Kacheln. Und der ängstliche Ausdruck, den es während der kleinen Balgerei gehabt, verlor sich sofort, es sah Helge mit ganz zuthulichen Augen an. Und als ihm Helge dann die Milch brachte, kostete es in gutem Vertrauen, trank und warf Helge eine Kußhand zu. „Aha, Kunststückchen kannst du auch, kleines Vieh?" sagte Helge und strich ihm über den Kopf. Da fing es an, sich am Rücken zu kratzen und blickte auch in dieser Sache Helge hilfeerwartend an, sich in einer ausdrucksvollen Pose für diese Hilfe zurechtsetzend. „Nu sieh, du bist ja ein liebenswürdiger Kerl," sagte Helge, „aber soweit geht unsere Freundschaft nun doch noch nicht. Allerdings, bist du bewohnt, so wird man dich ja einmal gründlich in Kur und Pflege nehmen müssen." Nun hielt ihr das Äffchen wenigstens seinen großen Bart hin, an dem Milch saß, und den wischte ihm dann Helge mit einer alten Serviette aus. Und wie sie dabei mit ihm sprach, hatte sie die deutliche Empfindung, dem Tiere thue ihre Stimme wohl. Und dann kam Viola in das Eßzimmer und machte mit dem neuen Hausbewohner Bekanntschaft ...

Auf der Vorderdiele inzwischen hielt die Mutter ihren Mann noch immer in ihren Armen fest. Und es schien, als brächen nun all die bitteren, in diesen neun Jahren ungeweinten Thränen mit einem Male aus. Der schwarze Diener stand stumm dabei, respektvoll, ohne Blick, weit weg an der Thür. Und dem alten Herrn schien die Stellung, so in den Armen seiner großen Frau und unter dem Thränensturz, der auch seine graue Frisur und sein Gesicht netzte, auf die Dauer unbequem zu werden. Wie sehr er klein und mager geworden, sah man erst so gegen ihre ungebrochene aufrechte Figur. „Beruhige dich doch, meine gute Henriette!" sagte er ein paarmal mit so viel Güte im Ton, wie er nur eben aufbrachte, aber das befreite ihn nicht. So erklärte er zuletzt plötzlich ganz unwirsch: „Mich friert!" Worauf die Mutter augenblicklich die Augen trocknete, ihn losließ und sagte: „Siehst du, verzeih, schon im ersten Augenblick bin ich dumm und werde dir lästig, aber geheizt haben wir ja drüben bei dir für dich. Wir dachten ja alle Tage ... und es war stets bereit. Nun geh' nur hinein, leg' ab und wärme dich. Ich komme gleich nach."

Der alte Herr, ganz erschöpft von der anstrengenden Begrüßung, kam wieder zu Atem und zog die Augenbrauen hoch. Das galt wohl ihrem letzten Versprechen. Dann winkte er dem Schwarzen, und der öffnete ihm die Thür zu seinem alten Logis.

Da stand er nun auf der Schwelle — und es fehlte ihm eigentlich der Mut, einzutreten. Wie niedrig, wie dunkel, wie unheimlich, dies Zimmer, ganz voll von seiner eigenen verwesenden Vergangenheit, die wie ein Dunst von der alten Tapete, wo sie auf diesen Augenblick seiner Rückkehr gewartet zu haben schien, sich loslöste und ihn anfiel. Und dies fahle Dämmern wegen der Buchen vor den Fenstern und dem Schnee. O Gott, hier hatte er Jahre seines Lebens gehaust und sollte nun wieder hier hausen — nein, mußte! Den Rest seines Lebens! Und von hier, von dem Bett da, nebenan, ging es dann eines Tages auf den Kirchhof.

Er überwand sich und trat ein.

Und da kam auch seine gute Frau bereits wieder — mit einem Gesicht, auf dem das Glück nun gewissermaßen anfing, sich Schlafrock und Pantoffel anzuziehen und recht gemütlich häuslich niederzulassen — und fragte, ob es ihn nicht rühre, nun wieder in seinem alten Logis zu stehen.

Der Baron sah auf einen kahlgebrannten Fleck in dem grünen Tuchbezuge seiner Schreibtischplatte. „Ja, es rühre ihn schon, aber er sei doch jetzt von der Reise todmüde ..." Und er konnte sich nicht entsinnen, stammte der Fleck von ihm ab, oder war er inzwischen

entstanden. Überhaupt, der Schreibtisch, dieses häßliche, abgefahlte, verbürstete Grün, diese Stuhlformen, das alles, das war ja alles total anders, keine Spur von ihm mehr drin, fremd, gräßlich, klein, altmodisch — und das war ihm von weitem in dem zunehmenden Elend der letzten Zeit als die Heimat erschienen!

„Kommst wohl heut schon weit her?"

„Von Lübeck, mein gutes Kind."

„Von Lübeck. Ja, dann mußt du freilich todmüde sein! Das sind ja zwei Tage und eine Nacht Postwagen."

„Postwagen?"

Er fuhr herum und sah sie fragend an. Postwagen — seit dreißig Jahren ging die Eisenbahn.

Die Mutter fühlte, ihr war wieder etwas zugestoßen. Sie hatte sich in der Freude gehen lassen. Ihm gegenüber! Gleich in den ersten Minuten. Und vor Angst und Ratlosigkeit sah sie nun ganz beängstigend, hilflos aus. Und dann, mit einer ungeheueren Willensanspannung, hatte sie sich plötzlich wieder auf dem richtigen Wege.

„Was sag' ich denn?! Postwagen! Da ist ja jetzt die Bahn gebaut!" meinte sie erfreut.

„Jetzt?" Er setzte sich nieder, drehte den Stuhl zu ihr um, stützte die Hände auf die Armlehnen und starrte sie an. Und unter seinen Füßen ging es durch die Dielen, wie ein Erdbeben. Er begriff.

Die Mutter in ihrer erneuten Angst bemerkte mit einem Seitenblick in das Kabinett, daß in seinem Becken kein Waschwasser war. Sie flüchtete sich da hinein. Aber auch der Krug war leer. So ergriff sie die Schüssel und eilte damit an ihm vorbei nach der Ausgangsthür.

„Ja, warum bemühst du dich denn selbst?" fragte er mit matter und mitleidiger Stimme. Zugleich winkte er dem Schwarzen. Der wollte sich nun auch des Beckens bemächtigen, aber die Mutter ließ es sich nicht nehmen, und der Baron sah ihnen beiden zu, wie Einer, dem das nun auch egal wäre, und wenn sie ihm im nächsten Augenblick seinen Stuhl unterm Körper weg pfändeten.

Als sie hinaus war, wurde ihm schlecht. Er ging zum Sofa und streckte sich, wie er war, in Havelock und Handschuhen, darauf nieder. Der Schwarze hob ihm die Füße hinauf, riß ohne weiteres die fahle, etwas zerschlissene und sorgsam ausgebesserte alte Seidendecke vom Bett und wickelte sie um seinen Herrn.

Da kam die Mutter wieder.

„Wart, Franz," sagte sie schon von der Thür her, „ich will dir Rock und Handschuhe ausziehen und dir eine andre Decke bringen. Diese hier, siehst du, die haben wir bisher immer noch geschont. Weißt du nicht mehr, die ist noch von unsrer ersten Einrichtung!"

Übrigens kam sie ohne die Schüssel. Aber sie ging sofort wieder, um eine andre Decke zu holen.

„Riegel' die Thür ab," ächzte der Baron.

Aber schon wieder ging die Thür auf, und Helge trat ein. Der Vater erkannte sie, ohne hinzusehen, schon am Tritt.

„Hier ist Cegadelo," sagte sie — aber der Vater schien sie nicht zu hören.

„Soll er hereinkommen?"

„Helge" — er richtete seinen Kopf gegen sie, wie ein wundes Tier auf seinem Lager, „... die Mutter ... darauf hättest du mich ... doch vorbereiten sollen ..!"

„Nein, Vater, diesen Eindruck wollte ich dir lieber ganz unvermittelt gönnen. Sie wurde so, als du gingst ..."

Er wandte sich stumm gegen die Wand.

„Und hier, Vater, ist Cegadelo. Weißt du, Cegadelo, dessen Geld du damals mitgenommen hast, als du verreistest. Er möchte dich nun nicht beschämen und dich doch gern sehen. Ich habe ihm natürlich gesagt, du brächtest ihm das jetzt alles mit Zins und Zinseszins zurück. Es ist doch wohl auch so?"

Der alte Mann antwortete nicht. Und der schwarze Diener trat schützend vor ihn, deutete sich auf Mund und Ohren und suchte in Englisch, Spanisch und ausdrucksvoller Gebärdensprache verständlich zu machen, daß sein Herr einen Anfall hätte und nun nicht mehr spräche. Helge sah das übrigens selbst — mit völlig ungerührten Augen, als ob sie es für Fiktion hielte — und ging.

Wie sie wieder im Eßzimmer war, begegnete ihr die Mutter, das mit Wasser gefüllte Becken in der Hand. Es war ihr nun doch wieder eingefallen.

„Da, Helge, bring das dem Vater!"

sagte sie. „Ich gehe unterdessen und hole . . ja, was wollte er doch noch . .?“ Und dann machte sie eine furchtbare Gehirnanstrengung und erzwang es glücklich: „Richtig, eine Decke. Er hat da die gute grüne seidene genommen.“ — „Nun, so nimm doch, trag's hinüber!“ fügte sie heftig hinzu, weil ihre Tochter sie nur finster ansah und sich nicht rührte.

Da ergriff Helge das Becken, mit einer Hand, trug es sorgsam zum Fenster, kettelte einen Flügel los und warf es hinaus, auf die Steine, in den Hof.

„Bist du verrückt?“ rief die Mutter. „Mein Porzellanbecken!“ und kam rasch heran, die beiden drohenden Fäuste voran.

Allein Helge nahm sie bei den Handgelenken und hielt sie fest, wie der Pfleger seinen Kranken, über den er unter allen Umständen die Herrschaft behalten muß, und die Mutter unterlag sofort dem Eindruck der überlegenen Kraft.

„Nein, Mutter, verrückt nicht. Ich will nur nicht, daß du den Vater bedienen sollst und dich zur Magd machen. Sage, wirst du das behalten oder wieder vergessen?“

„Nein, sicher nicht, Helge!“ sagte die Mutter. „Aber nun — vergessen — ich wollte doch eben etwas für ihn holen . . was wollte ich doch eben für ihn holen? Ja so, nein, das war es nicht! Sagte ich es nicht?“

„Ja, du sagtest es, aber finde es nur selbst.“

„Helge — so willst du mich verlassen?“

„Ja, Mutter — du weißt, wie wir zusammen gelebt haben, und du weißt, wie ich mich . . bisweilen . . bemüht habe . . aber jetzt mußt du nun wählen, zwischen ihm und mir. Da gibt es kein Drittes. Und wenn du willst, so gehe ich aus dem Hause. Heut oder morgen, wie du es bestimmst.“

Weinend sank die große alte Frau in einen Sessel nieder und schlug die Hände vors Gesicht.

„Übrigens solltest du jetzt nicht hineingehen, Mutter, es scheint, er ist krank geworden und will Ruhe haben.“

„Krank?“ Die Mutter horchte auf und richtete sich in die Höhe. „Nun, dann ist mein Platz an seinem Bette!“ und eilig stand sie auf. In der Thür wendete sie sich noch einmal um: „Helge, das wirst du ja doch nicht thun und gehen, du wirst ja mein braves Kind sein, nicht wahr, wie bisher. Und sieh doch einmal nach, durchs Fenster — mein gutes Porzellanbecken aus Vaters Logis, vielleicht ist es bei dem Falle ganz geblieben oder wenigstens so gebrochen, daß man es noch kitten kann?“

Eine unsinnige freudige Hoffnung auf dem Gesicht blieb sie solange halb umgekehrt in der Thür stehen, bis Helge hinuntergesehen und sagte:

„Nein, es ist in tausend Stücken!“

Und dann ging sie zum Vater hinüber.

— — — — — — — — —

„Helge!“ rief da Viola von vorn aus dem Salon. „Komm doch herein!“

Da lag sie auf der kleinen Chaiselongue mit dem hohen Kopfteil, eigentlich Großmutters Causeuse, aber für solch ein Figürchen lang genug zum Draufliegen. Unter ihrem Kopf hatte sie ein ruchlos zusammengeknülltes Federkissen mit mattem Goldbronzeüberzug, darauf puffte sich ihr glänzendes braunes Haar rund um das Gesicht herum. Die Kniee hatte sie spitz hoch gezogen, die kleinen Schuh mit den Hacken unten fest eingestemmt in das mürbe alte Polster, um dessen Rundung ein abschließender Saum langer Bommelfranzen ging. Auf ihrer Brust saß das Äffchen, das Gesicht gegen sie, und wie einen weichen Kranz hatte sie die Arme mit den zusammengelegten Händen unten um das Tierchen herumgelegt.

„Na, du beträgst dich wieder gut, alte Helge! Schmeißt uns hier die Waschbecken kaput! Was soll'n denn die Leute im Hof davon denken!?“ In ihrem Ton und Blick Helge entgegen lag es nun doch, wie sie das empfand, daß es seit gestern Abend wieder gut zwischen ihnen war . . Das Äffchen wurde unruhig, drehte sich nach Helge um, die es hinter sich hörte, indem es auf der Brust wie ein Kater mit hohem Buckel balancierte, die vier Hände dicht nebeneinander.

„Du, trampel' mir nicht so auf der Brust 'rum,“ sagte Viola, „das thut ja weh. Nu und du, Helge, mein Gott, mit was für 'nem Nornengesicht kommst du wieder an!“

„Liebchen, die Sache ist ja doch auch danach!“

„Ja, nun sag', wenn er nun 'reinkommt — wie stell' ich mich denn zu ihm? Daß er mir das Biestchen mitgebracht, sieh 'mal das zuthuliche Biestchen, das ist doch eigentlich lieb von ihm, nicht? Muß ich ihm nicht hübsch danken dafür?"

— „Nanu?" Das galt nun wieder dem Äffchen, das sich langweilte und Viola ins Gesicht griff, nach den beweglichen weißblitzenden Perlmutterkugeln ihrer Augäpfel. „Du freilich, Helge, würdest am Ende das Tier auch am liebsten draußen auf den Steinen zerschmettern — wie?"

„Nein — sicher nicht — das unschuldige Vieh . . aber, Kleine, wie ist das, würdest du mit mir kommen? Ich meine, ich werde am besten doch wohl hier fortgehen aus dem Hause . ."

„Du? Du, Helge, desertieren? Fort? Unser aller Eigentum hier im Stich lassen, unverteidigt . . ." Dabei hielt sie dem Äffchen die Hände fest, weil es sie mit seinem Spiel am ruhigen Hören hinderte.

„Ja, ja, Kind, ich habe ja auch gedacht, ich würde das so ruhig können, ihm die Stirn bieten und alles gegen ihn verteidigen — aber —" da kniete sie langsam neben Viola hin und umschlang mit einem Arm die Kleine, über den Leib weg, samt der Causeuse und preßte das Gesicht neben Viola auf den Stoff, und ein verzweifelter Laut barst aus ihrer Brust heraus.

Viola strich ihr über das Haar.

„Nu, Helge — Helge — was ist denn?"

Helge richtete sich auf.

„Sieh ihn doch an," sagte sie, „sieh dir doch den armen Rest von ihm an . ."

„Krank?"

„Er ist ja eigentlich nur zum Sterben hergekommen."

„Ach — so schlimm — wirklich?"

„Ja, und die Mutter entwürdigt sich nun und — thut ihm, wie die Hunde im Evangelium dem kranken Lazarus . ."

„Helge!"

„Ja — und das dreht mir das Herz um, das alles kann ich nicht mitansehen . . ."

„Du — kannst etwas nicht?"

„Nein — und ich will es auch nicht. Und kommt es einmal hoch in mir und ich greife zu, nur ein einziges Mal, nun, so richte ich vielleicht noch ein Unglück an . . übrigens, die Reitpeitsche hat er mir schon versprochen. Und siehst du, die Mutter, die fürchterliche Erschütterung, in der sie ist, und wie sie ihrem armen Kopf mit Gewalt alles abzwingt, um seinetwillen, ja, das hält sie ja nicht drei Tage aus — das bläst ihr ja den Rest Verstand aus . . . und ich kann sie doch nicht einschließen wie einen Knaben — darum — helfen kann ich hier niemandem — und — meinetwegen in den Grund mit allem — ich gehe!"

Viola fing an zu weinen. Mit einem ganz wütenden Gesicht, aber es war stärker als sie. Sie drückte sich die Faust auf die Lippen und griff mit der anderen Helge um den Hals.

„Nimmst mich mit, ja?" bat sie. „Ich will mit dir." Sie stieß das so unter ihren Fingern hervor. „Wohin du gehst! Ich will hier nicht mit den Kranken und Sterbenden bleiben . ."

„So geh hinauf und pack das Notwendigste zusammen!"

Das Äffchen sprang weg, da sich niemand mit ihm beschäftigte. Viola stand auf, nahm Helges Gesicht in beide Hände und küßte sie auf den Mund. „Schön," sagte sie, „Auszug der Kinder Israel, jeder seinen Packen auf'm Rücken. Und jetzt machen wir beide uns das Leben fein! Wohin geht's denn, zunächst?"

„Ich denke, ins Alte Haus. Des Majors Wirtschafterin kann uns auf ein paar Tage sein Fremdenzimmer geben. Da hat er sicher nichts gegen."

„Ach —" sagte Viola mit ungeheurem Bedauern. „Weiter nicht?"

„Nun, wir werden erst sehen. Die Knechte hält ja der alte Cegadelo in Rand und die Außenwirtschaft, aber die Mutter kann doch nicht wirtschaften. Ich gebe ihnen Wäsche und Vorräte und Geld auf vierzehn Tage heraus und nehme die Schlüssel mit. Etwas müssen sie mich noch in der Nähe wissen, ehe sich das alles so eingewöhnt — —"

„Na, und wenn alles gut geht . . in vierzehn Tagen . .?"

Helge erhob sich von den Knieen und stand nun wieder groß und fest vor der Kleinen. „Dann gehen wir beide zusammen da draußen in die freie Welt und schaffen uns unser Leben selbst!"

„Unser eigenes Leben! Hurra! Nun ist alles wieder gut!" rief Viola.

Wie ein wegschnellender Ball flog die Kleine aus dem Zimmer, und Helge blickte ihr nach. Ja, die kriegte sie auf diese Weise mit guter Manier aus dem Hause und weg von all den Eindrücken hier. Da machte Viola die Thür noch einmal auf: „Das Äffchen nehmen wir mit, du, hm? Unter allen Umständen!“

— — — — — — — — —

Der Schwarze saß ruhig neben dem Sofa, auf dem der alte Herr lag. Der schlummerte nun, nachdem er seine Medizin bekommen.

„Sambo,“ sagte da der Baron, so aus seinem Schlaf heraus, „du wirst hungrig sein — geh nach der Küche und laß dir etwas zu essen geben. Und dann komm wieder.“

Der Herr hatte es getroffen. Sambo ging auf der Stelle.

Draußen auf der Diele stand er zögernd erst vor der Thür zum Salon, witterte aber dahinter wohl Herrschaftszimmer. Dann ging er in den Garten hinaus und machte sich auf die Suche rund um das Haus nach einem Leuteeingang. Und so kam er an die Küchenthür, die, weinumrankt, ein paar alte ungefüge Granitblockstufen hinunter, unmittelbar in den Gemüsegarten führte. Da klinkte er an, fand aber keinen freundlichen Einlaß. Denn ein paar riesige blonde Mädchen stürzen kreischend von innen auf die Thür los und drückten sie mit aller Kraft wieder ins Schloß. Zugleich kam noch ein besonderer alter Drache mit einer Feuerzange gelaufen, mit der er ein rotglühendes Stück Kohle gefaßt hielt und fuchtelte drohend damit hinter den etwas blinden kleinen Scheiben der Thür herum.

Da trat Sambo hinter sich, die Stufen wieder hinunter, stellte sich bescheiden hin und wies mit sprechenden Gebärden auf seinen Mund und seinen Leib, den er so nach innen krümmte, daß es aussah, als habe er da ein vier Fäuste großes Loch. Nun lachten die da drinnen, schüttelten aber mitleidslos die Köpfe und die Fäuste und wiesen ihn weg. Und er ging auch, aber erst, nachdem er sie grimmig angefletscht und sein großes weißes Gebiß gegen sie aufgeklappt, wie ein nach Menschenblut gieriges Raubtier.

Als er leise wieder bei seinem Herrn eintrat, saß dort die gnädige Frau, wendete sich um und sah ihn unwillig fragend an. Er deutete nun wieder auf seinen Mund und Magen, und die alte Dame nickte ihm auch freundlich zu. Zugleich wies sie mit der Hand durch die Luft, so im Bogen, um das Haus herum, den Weg offenbar, den er eben gekommen. ‚Nein‘ — schüttelte er mit dem Kopf — ‚da ginge er nicht wieder hin.‘ Da nickte sie ihm noch einmal freundlich zu und ließ ihn dann stehen, und Sambo sah nun aus, als hätte er den Eindruck, er und sein Herr würden in diesem Haus recht sonderbar aufgenommen. Und dann ging er still wieder auf die Diele, setzte sich dort auf einen Stuhl und wartete, noch so in Hut und Paletot, wie er angekommen.

— — — — — — — — —

Machte das den Halbschlummer des Barons so unruhig, daß die Augen dieser Frau über ihm waren, unabläßig, in seinem Gesicht herumirrten, alles darin wie mit zitternden Fingern betastend —?

Das war er, den sie geliebt, nicht hatte halten können, neun Jahre in Schmerzen entbehrt — und nein, das war er nicht. Nicht er selbst, fast er, ein Mensch dicht neben ihm, kaum von ihm zu unterscheiden, sein untergeschobenes, verwechseltes Ich — und darüber klappte ihr Gehirn mitten auseinander, und ein schwarzer zentnerschwerer Jammer legte sich auf ihr Herz.

Da — diese Sekunde hatte er die Augen aufgehabt, sie angesehen — blitzschnell, wie voll Grauen, sofort wieder die Lider geschlossen ... und nein, das war nun sicher nicht seine Art gewesen, die Lider auseinanderzuziehen, seine alte lustige gemütliche Art, die sie so gut kannte und mochte — wie manches Mal hatte sie in ihrer jungen Ehe im Bett aufgesessen und darauf gewartet, auf ihren Ellenbogen liegend, halbaufgerichtet, beim Frühschein — nein, dies Auf- und Zuschnappen eben, das war ja wie bei einem blinzelnden Vogel, wie bei einem Affenauge gewesen, oder bei ’nem Chinesen, ja, einem schlitzäugigen, gelbhäutigen ... „Nein, stelle dich nicht schlafend!“ sagte sie, „es hat keinen Sinn, ich weiß ja nun, du wachst!“

„Ich bin müde“ ... bat er, mit halbschlummernder Stimme.

Er müde! Er — immer frisch, wie

ein aufspringender Wasserstrahl — das Leben selbst — müde!

Sie fühlte jetzt das Bedürfnis in ihren Händen, den liegenden Mann da vorn an Brust und Leib zu packen und gewaltig zu schütteln, damit er ihr Antwort gäbe — aber ihre Hände scheuten gleichzeitig wieder vor dem fremden Körper zurück. Mit einem Male hatte sie ihn so, Knäule von seinen Kleidern in den Fäusten, hob ihn fast auf und rüttelte an ihm: „Franz — o mein Gott, sag mir doch, Franz, bist du's?"

„... aber ... Henriette ..."

„Nein, ich will jetzt wissen, bist du's?"

„Nun, vielleicht bin ich's nicht!"

Da ließ sie ihn hastig los — dieser willenlos schlaffe Körper, das Gefühl an ihrer Haut von dem fremdländischen Stoff — und ihren Mann, um Gotteswillen, wie hätte sie den einst so nehmen und schütteln können — und doch in der höhnischen Stimme eben, da war ein Ton drin gewesen von ihm, ein Ton, der zu ihr kam, so feindselig und überlegen, wie er gewesen, der in sie hineinging, wie einer der nach Hause kommt und ruhig an seinen alten Platz geht.

Der alte Mann benutzte den Augenblick, um sich vor einen neuen Angriff wenigstens aufzusetzen, tief in das Sofa zurück, den Kopf hinten an die Wand.

„Vielleicht fragst du mich etwas aus unsrer Vergangenheit," sagte er, „aus deiner und meiner, meine ich, wenn dir die Sache nicht ganz klar ist."

„Ja, weißt du, das kann er dir ja alles erzählt haben, nicht?"

„Na, dann mußt du dich eben auf deine eigenen gesunden Sinne verlassen. Übrigens ist es kalt hier, möchtest du nicht hinübergehen und sagen, daß noch etwas nachgelegt wird?"

„Siehst du, das sagst du mir, gesunde Sinne, und glaubst, ich fühle es nicht, wie du das meinst. O nein, dein feines Lächeln, mein Franz, ja, das feine versteckte Lächeln da, womit du mich so oft gedemütigt hast, das kenne ich noch!"

„Nun, dann würde ich vorschlagen, du nimmst dies als ein Erkennungszeichen, wie?"

„Weißt du, das ist ja nicht zu leugnen, mein Gedächtnis hat etwas gelitten. Aber es ist mir doch auch so schlecht gegangen. Denke doch, den Kummer um meinen Mann!" Sie legte ihm vertraulich die Hände auf seine beiden Kniee und sah ihm in's Gesicht. Und ihm war wohl ungefähr, als würden ihm alle seine Nerven wie Violinsaiten mittelst Wirbeln gespannt.

„Ja, erst schon damals, als er fort wollte. Das fühlte ich ihm ja ab. Wollte ihn so gern halten — und fing es doch immer zu dumm an. O — er war ja so ein feiner besonderer Mensch ..."

„Siehst du wohl!" sagte der Baron zwischen seinen Lippen. ‚Schade, nun zieht sie ihre Hände weg — und hat doch so schöne kuhwarme Hände ...!'

„Was sagst du, Franz?" fragte sie, aber so abwesend, ganz in ihren Gedanken, daß er sah, sie hatte es nicht verstanden.

„Du warst dabei," meinte er laut, „mir die Geschichte von deinem Manne zu erzählen, der dir durchbrennen wollte, nicht?"

„Ja, siehst du, das war die Zeit, wo er immer stummer und fremder wurde zu mir, und so viel weg! Tage weg, Nächte weg, ganze Wochen weg, kam müde und abgehetzt heim, schlief, aß, ließ die Segel wieder an den Strand tragen, und ich sah ihm dann nach, hier vom Bodenfenster aus, sah ihn den Strom hinuntersegeln, er am Steuer, immer kleiner werdend, bis an die Molen konnt' ich ihn wohl immer noch erkennen mit meinen guten Augen, endlich ... in Nebel, weg ... verschwunden ... einmal um das andere. Für mein Leben gern hätte ich das Fernrohr mit hinauf genommen, wenn ich mich da so auf den Boden stahl, aber ich mochte es doch nicht gern merken lassen. Ich sagte, ich sähe nach der Wäsche, oder kramte nach dem Bilde vom Urgroßvater Steenbock, dem Schweden, ob das auch beim Umzug aus dem alten Haus mitgekommen ..."

„Siehst du, das war schlau!"

„Ja, und sie waren immer so dumm und glaubten es ..."

„Du, sag', könntest du mir nicht wieder deine Hände auf die Knie legen, die wärmten so schön ..."

„Ja — darf ich ...?"

„Bitte. Es muß dir aber auch nicht unbequem sein!"

„Ach, das macht ja nichts, Franz!"

„Nu weiter. Also dein Mann segelte damals immer den Strom hinunter und

wurde immer kleiner. Übrigens könnten wir nun auch bald 'ne Lampe brauchen, nicht?"

„Es ist ja so viel schöner — in der Dämmerung. Da siehst du meine Runzeln nicht . . ."

Er schwieg — sie fühlte die Ablehnung.

„Wovon sprachen wir doch?" fragte sie. „Ja so — siehst du, schon die Angst damals, noch ehe er ging, das war ja eigentlich schon genug, um einen Menschen aus den Fugen zu treiben. Wenn das Einzige, Geliebte so . . . nun, so rettungslos vor einem zurückweicht, wie das Wasser unten am Strand, bei der Ebbe . . . übrigens diese Angst um ihn habe ich ja gehabt, eigentlich vom ersten Augenblick unserer Verlobung an, wo ich es ja bald nicht glauben konnte, wie Vater kam, daß er um m i c h da wäre, weißt du, so ein Mensch, den man im Stillen vergöttert, und dann plötzlich kommt er und will einen und nimmt einen und küßt einen . . . nun, da schwört man sich ja ihm innerlich zu auf Leben und Ewigkeit. Übrigens ging es dann ganz gut — wunderbare, selige Jahre — wenigstens schien es so, das kannst du mir glauben, wenn ich es dich versichere, denn das merkt doch auch die dümmste Frau, ob er mit seiner ganzen Seele bei ihr ist, in den Zeiten ihrer Liebe, oder ob es nur Mitleid und Almosen ist . . . Aber selbst, wenn du meinst, das war es, so kann ich nur sagen, e r hat es mich nie fühlen noch merken lassen — der feine gute überlegene Mensch, der es war — und du wirst ja wohl barmherzig sein und mir das Glück nicht rauben wollen, das für mich in diesem Glauben noch heut liegt."

„Nein! Aber meinen Havelock möchte ich jetzt aushaben."

Sie hörte ungläubig hin.

„Was möchtest du?"

„Meinen Havelock ausziehen. Der wird mir nun nachgerade lästig."

„Ja, das thu, zieh ihn aus. Soll ich dir helfen?"

„Nein. Sambo kann 'mal 'rein kommen. Willst du so gut sein, ihn rufen?"

„Wen? Sambo? Wer ist Sambo?"

Das Blut schoß ihm in den Kopf vor Ungeduld.

„Sambo, mein Farbiger, draußen auf der Diele vor der Thür, verstehst du das nicht?"

Sie sah sich nach der Thür um. Es war nun schon ziemlich dunkel im Zimmer. Sie sah niemanden dort bei der Thür. Da nahm sie an, sie hätte sich verhört oder wieder 'mal nicht recht verstanden, und sagte beschwichtigend: „Laß nur. Wir haben ja hier auf der Insel keinen solchen Farbigen. Und ich kann es dir ja selbst machen!"

„Nein, bitte, steh' auf, geh' zur Thür, mach' die Thür auf und ruf' hinaus: Sambo!"

Sie gehorchte. Ja wirklich, da saß der Schwarze vor der Thür auf dem nun fast dunklen Flur. Jetzt erinnerte sie sich seiner auch und sagte: „Sambo, Sie sollen hereinkommen und dem Herrn den Mantel ausziehen!"

Natürlich verstand der Schwarze sie nicht, wie sie ihm das deutsch sagte. Aber er verstand, daß er gerufen wurde und kam herein.

Nun stand sie bei der Thür und sah zu, wie dahinten am Sofa der Neger ihrem Manne behilflich war. Das stellte plötzlich für sie den Eindruck des völlig Fremden wieder her. Zugleich kam sie sich dabei so weggestoßen und völlig überflüssig hier im Zimmer vor. Da fiel ihr ein, daß sie nun wohl für eine Lampe sorgen könne, auch um sie dann da vor ihm auf dem Tische stehen zu haben und ihn in dem hellen Schein ansehen zu können, auf all das, was sie notwendig in seinem Gesicht noch neu zu sehen und zu erfassen hatte. Und so ging sie denn hinaus.

— — — — — — — — —

Ehe die Schwestern aufbrachen, wollte Helge noch Cegadelo Bescheid sagen. Als sie über die Diele kam, hörte sie den Alten in seiner Wohnstube auf und nieder gehen und singen. Sie stand einen Augenblick und hörte hin.

„So fließe denn, mein Bächlein, ruhig weiter
Durch dieses Thal voll lauter Harmonie . . . nie
. . . nie . . ."

Ja, das war das eine von seinen beiden Liedchen, das für behagliche Stimmung, immer wieder von vorn, wenn's zu Ende war. Dazwischen gehüstelt und ein Zug aus der langen Pfeife — paff und paff — und sein tiefes Stöhnen, das er immer hatte beim Rauchen — und dann leise weitergekrächzt, so in der Stube hin und her. Ursprünglich, als er dies Liedchen in seiner

Ein Grosser der Erde. Nach dem Gemälde von Anton Wiertz.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Jugend bei irgend einem Bierulk aufgegriffen, hatte er sicher in Text und Melodie die Persiflage empfunden, namentlich in der wiederholten Endsilbe: „. . . nie . . . nie . . .“, aber seitdem, durch den fünfzigjährigen Gebrauch hatte sich das wohl abgenutzt, und einen leichten Schuß Ironie mochte er ja überhaupt gern, selbst in seiner reinsten Behagensstimmung, als Würze.

Auf Helge wirkte das natürlich befreiend, wie sie da stand und den Alten hinter seiner Thür in all diesen Umständen behaglich brummen hörte: „. . . durch dieses Thal voll lauter Harmonie . . .“ Sie klopfte an und trat ein.

Auf seinem Tisch brannte die Lampe in grünem Papierschirm mit Transparentbilderchen: ‚Mutterglück‘ — ‚spielende Kinder im Walde‘ u. s. w. Auf der Wachstuchdecke im Lichtkreis lagen Patronenhülsen in Reih und Glied, daneben die altmodische Hornflasche mit Pulver, sorgsam zugeschraubt, die Kassette mit den Fächern voll Vogeldunst, Hasenschrot und Rehpfosten, und die Würgemaschine. Man sah, der Alte hatte nachher daran gehen wollen, sich wieder Patronen zu machen.

Er nahm die Pfeife aus dem Mund und witterte gleich etwas Besonderes. Und sie sagte nun, daß sie wegginge. Und daß er inzwischen in gewisser Hinsicht ihre Stelle vertreten müsse. So wie sie übereingekommen an dem Tage auf der Düne.

„Ja, gnä' Fräul'n gehen nun . . .“ sagte er. „Und unse' gnä' Frau?“

Helge zuckte die Achseln.

„Die gnä' Frau,“ sagte er, „hätte nun den Herrn Gemahl wieder, nicht wahr, und der sei ja denn der Nächste dazu?“

„Ja, Cegadelo. Just, wie wenn ich gestorben wär' oder geheiratet hätte oder mir 'mal draußen die Welt ansehen wollte. So muß das jetzt gehen. Und übrigens bin ich nicht zu einer Auseinandersetzung gekommen, sondern nur, um zu sagen, daß ich fortgehe.“

„Das hör' ich ja wohl, gnä' Fräul'n. Und das versteh' ich ja wohl. Gnä' Fräul'n reisen nu. Neun Jahre haben Sie das alles so treu getragen, nun laden Sie die Last ab und werfen uns das vor die Füße wie eine Kiepe Holz, und gehen weg.“

„Ja — ich will nun bloß noch für das sorgen, was noch Wert hat . . .“

Wenn so ein Greisenauge dann anfängt, zu bitten . . .! Aber sie blieb auch dagegen hart.

„Und wohin geht dann vor's erste die Reise?“

„Nach dem Alten Haus.“

„Na, dann is' man gut. Da werde ich ja wohl kommen dürfen und berichten und fragen, wenn was passieren sollte?“

„Für den Übergang — ja!“

Helge ging. Auf der Diele hörte sie noch, wie der Alte Lied und Spaziergang wieder aufnahm: „So fließe denn mein Bächlein ruhig weiter . . .“ und mit starkem Paffen die Pfeife anfog. Ja, der nahm das nicht ernst, wie es schien, und verließ sich darauf, daß sie es ja wohl nicht fertig bringen würde, sich loszureißen.

— — — — — — — — —

Miken war mit den beiden Handkoffern schon voran nach dem Alten Hause. Und sie gingen nun im gelinden Frost und im Grau der Dämmerung über die knisternde, ganz dünne Schneedecke auf dem Sandweg langsam nach, den Leisberg hinan, die kleine Bodenwelle vor dem Hause des Majors. Und die ganze Zeit sah das rote Auge sie an. Das hatten sie vor sich, hoch oben, riesengroß, freischwebend in den Nebelmassen, das Feuer vom Leuchtturm. Und beide mußten auch beständig darauf hinsehen.

„Ja, das läßt, als ob da oben eins um sein Selbst kämpft in all dem erstickenden Nebelwust, in dem es steckt, um Leben und Freiheit. Weißt du, Kleine, abends nach der Skatpartie, wenn ich da in meine Stube komme, da geh' ich bisweilen durch das Dunkel, stoße mein Fenster auf und seh' hin: ‚Ja, lebst du denn noch — seit gestern?‘ — und es lebt noch. ‚Und sie haben dich nicht untergekriegt?‘ — ‚Nein, und sie kriegen mich auch nicht unter!‘ . . . und dann ist das, als sprängen wilde Männer in mir auf, viele, viele, die die Arme hoch werfen, über den Kopf, mit Schwertern und Schilden, und in einen brausenden Jubel ausbrechen . . .“

„Hm — und nachher gehst du dann zu Bett — mit all deinen wilden Männern — und am andern Morgen geduldig wieder ins Joch, nicht?“

„Ja, so war es bisher. Nun wollen wir sehen, was kommt!“

„Du, Helge, wenn jetzt Fräulein Düsen nicht zu Haus wär'? Verreist wär'?“

„Nun, wenn Fräulein Düsen verreist wär', dann schliefe jetzt Majors Dörten schon, und wenn Majors Dörten schliefe, dann könnte Schweden, Dänemark, Lübeck und Mecklenburg seine ganze Artillerie rund um das Alte Haus aufstellen im Kreis und eins zwei drei zählen und auf drei allesamt losbrummen, dann wachte vielleicht Majors Dörten auf."

„Ja, dann lägen wir hier auf dem Wege, Helge!"

„Ja, Hurra, auf dem Wege!"

„Und könnten die Freiheit hochleben lassen!"

„Jawohl, die Freiheit! Hurra hoch!"

„Helge, du bist verrückt. Und die Obdachlosigkeit, und das Landstreichertum!"

„Jawohl, das Landstreichertum! Hurra hoch!"

„Helge, du hast was getrunken — laß mich 'mal an dir riechen! Du weckst mir ja das Äffchen auf!"

„Kleine! Kleinste! Bist du denn je 'mal richtig obdachlos gewesen?"

„Nein, Sie vielleicht?"

„Ich ja leider auch nicht. Siehst du, und das könnten wir jetzt haben. Na, was machen wir dann? Dann fangen wir an zu marschieren und stimmen ein Lied an. Herum um das Haus, an die Fährstelle. Wirst du müde, nehm' ich dich huckepack."

„Ja, und ich das Äffchen — obendrauf."

„Meinswegen, Kleine. Es sieht's ja keiner. Und an der Fährstelle stibitzen wir den Gränitzern ihr Fährboot. Der alte Drach, die Helge vom Gränitz, sitzt ja dann bei ihrer Skatpartie mit ihren anderen beiden Greisen, die kommt uns nicht über den Hals mit ihrem Schlüsselbunde. Und dann über den Strom und auf Köldemünde zu. ‚Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!' — oder sonst 'ne hübsche Marschmelodie, damit die Beinings von lütt Violaschwester mitkommen, und da in Köldemünde Extrapost, ein Mann mit'm Posthorn auf'n Bock und so in die Nacht hineingeblasen und warm im Wagen gelegen nach Kölde. Da bekreuzigt sich das Grote Münster, wenn wir ankommen, und schwenkt doch aus angeborener Höflichkeit seinen alten Turm zum Gruß. Und da bei Ahlke im ‚Erbstatthalter' 'n Zimmer. Eins mit Blick auf'n Markt. Und dann kriegst du gleich Sekt zu trinken — und kling, das eigene freie, selbstgezimmerte Leben! Kling! Was?"

„Ja, und Ahlke sagt: ‚da oben sitzen die Damen vom Gränitz und feiern ihres Herrn Papa Heimkehr. Und nu sind sie alle drei verrückt!' Er ist ja so schön deutlich! Und dein tadelloses Renommee, das du dir hast stehen lassen, das ist dann in dieser Gegend für ewig hin!"

„Ja, das ist dann hin. Aber vielleicht sollte ich dem so wie so 'mal 'n lütten Stoß versetzen. Denn ich wette, die Söhne des Landes fürchten sich im Stillen etwas vor dieser Tochter des Landes."

„Was geht das dich an?"

„Ja, weißt du . . Adolf Möllers schreibe ich heut abend ab!"

„Ach?"

„Nun, woll'n nicht davon reden und uns das jetzt nicht quer kommen lassen!"

„Na, du räumst ja schön auf, wenn du 'mal bei bist!"

„Ja, man muß den Anstoß ausnutzen, schwerfällig wie man ist, wenn man 'mal einen gekriegt hat. Famos, wie der überfrorene Sand einem so unter den Sohlen knistert und kreischt, nicht? Übrigens, alte Düsen ist ja ganz sicher zu Haus, und auf die Landstreicherei freuen wir uns umsonst!"

„Scheint dir ja ordentlich leid zu thun!"

„Nein, eigentlich ist mir gar nicht zu Mut danach, nun mit der alten Pumpelgans bei ihrer Moderateurlampe zu sitzen."

„Na, dann kehrt, links um, Marsch!"

„Nein, nein, das ist ja alles Scherz."

(Fortsetzung folgt.)

Abb. 1. Das Wiertz-Museum zu Brüssel.

Genie und Wahnsinn.

Das Wiertz-Museum in Brüssel.

Von

Fedor von Zobeltitz.

Mit zwei Einschaltbildern und elf Textillustrationen.

(Abdruck verboten.)

Es war an einem wundervollen Herbsttage, als ich von den breiten Boulevards, die Brüssel umkränzen, in den neuen, von zahlreichen geradlinigen Straßen durchkreuzten Stadtteil einbog, den man das Quartier Léopold zu nennen pflegt. Während es auf den Boulevards, den ehemaligen Befestigungen der inneren Stadt, von Menschen wimmelte, die sich auf den schön gepflegten Promenadenwegen ergingen, während hier Wagen auf Wagen über den Damm raſſelte und unaufhörlich das Klingeln der elektrischen Straßenbahn ertönte, herrschte in der nordöstlichen Vorstadt ein eigentümlich vornehmes Schweigen. Das Quartier Léopold ist noch nicht alt. Als Wiertz auf dem kleinen, grün umbuschten Hügel zwischen dem Luxemburger Bahnhof und dem Zoologischen Garten das Atelier bezog, das der Staat ihm hatte erbauen lassen, war es hier draußen noch ganz ländlich. Jetzt ist die kleine Villa von stattlichen Häusern umgeben, und ihr gegenüber erhebt sich das neue naturhistorische Museum mit seinen interessanten Resten aus vorsündflutlicher Zeit. . . .

Abb. 2. Selbstbildnis von Anton Wiertz (1860).

Wer ist Wiertz? — Man kann außerhalb Belgiens Tausende fragen, und sie

Abb. 3. Badende Mädchen mit Satyrn.

werden den Kopf schütteln. In einer großen dreibändigen Geschichte der modernen Kunst, die mir vorliegt, ist nicht einmal sein Name erwähnt. Eine andere Kunstgeschichte fertigt ihn mit wenigen Worten ab: sein bedeutendes Können sei in den Excentrizitäten dieses ruhelosen, verbitterten Geistes untergegangen ... Freilich war er kein Alltagsmensch, und in manchen seiner Schöpfungen scheinen die Grenzlinien zwischen Genie und Wahnsinn, wenn man Lombrosos wohlfeilen Deduktionen folgen will, haarscharf aneinander zu treten. Aber auch in seinen Verirrungen, deucht mich, war Wiertz ein großer Woller und Einer, dessen Können an die Meister Alt-Niederlands erinnerte. Vor allen Dingen aber strömt das Lebenswerk dieses Mannes, das in dem kleinen, seinen Namen tragenden Museum vereint ist, so sehr den Odem einer machtvollen, die Zeitgenossen weit überragenden Persönlichkeit, so sehr das Flnidum einer ganz eigenartigen und starken Individualität aus, daß man sich wie im Banne eines heimlichen Zaubers, wie inmitten eines Beschwörungskreises zu finden vermeint.

Mir wenigstens erging es also. Draußen lachte die Septembersonne, und es umfloß ihr gleißendes Gold die künstliche Ruine des kleinen Landhauses, die ausgetretene Steintreppe, die auf den Hügel führt, die Säulenquadern, deren Füße Epheu umspinnt, und die gewaltige Buche vor der Thür (Abb. 1). Ein anmutiges Bild. Ein Künstler muß sich hier wohl gefühlt haben — und man kann annehmen, daß seine schaffensfrohe Hand nur zur Palette griff, um heiteren Bildern Entstehen zu geben: der lustigen Götterwelt, wie die Renaissance sie liebte, tanzenden Waldgeistern mit der Panflöte und rosenbekränzten Bacchantinnen, oder einer flandrischen Bauernhochzeit mit ihrem bunten Hin und Her, oder einer glänzenden Festlichkeit im Zauber schillernder Lichtreflexe ... Und tritt man dann in den einzigen Oberlichtsaal des Hauses, das ehemalige Atelier des Meisters, wie staunt man da, statt des erwarteten sonnigen Frohsinns im Bilde auf ungeheuren Leinewandflächen eine Gedankentiefe zu sehen, wie niemals eines anderen Künstlers Hand sie in Farben wiederzugeben verstand; eine gemalte Ideenwelt — Aufschrei und Wimmern, edler Zorn und Entsagung, ein Chaos lodernder Empfindungen, vor allem grenzenloses Mitleid mit der an das Kreuz geschlagenen Mensch-

Abb. 4. Die Kinder mit dem Schmetterling.

heit und flammende Anklagen wider deren Peiniger — man glaubt, im Inferno Dantes zu stehen. Aber jenseit der letzten Höllenkreise dämmert das Frührot auf; man fühlt, daß es tagt. . .

Wie Wiertz Zeit seines Lebens ein Sonderling war oder als solcher galt, so nimmt er auch in der Geschichte der modernen Malerei eine Sonderstellung ein. Mit einigen Schlagworten kann man ihn nicht abfertigen, mit akademischen Maßen nicht messen; alle Regeln sorgfältig überlieferter Ästhetik werden an ihm zu Schanden.

Er wurde in Dinant an der Maas am 22. Februar 1806 geboren. Germanisches und wallonisches Blut mischten sich in ihm. Sein Vater, ein alter Soldat, der vierzig Jahre lang dem Staate gedient hatte und nach dem Sturze des Kaiserreichs in die holländische Gendarmerie getreten war, hatte von jeher einen starken Einfluß auf den Sohn ausgeübt. Er weckte in ihm den verzehrenden Ehrgeiz, der schließlich entsagender Askese weichen sollte — den heroischen Geist, den Sinn für Großes und Kühnes, das revoltierende Mitleid für die Armen und Elenden. Er unterstützte auch das Talent des Knaben; aber da er arm war, würde er dem vergötterten Sohn schwerlich haben die Wege ebnen können, wenn nicht ein Zufall ihm in einem höheren Staatsbeamten, der Dinant besuchte und sich lebhaft für die schönen Künste interessierte, einen Protektor zugeführt hätte.

Abb. 5. Zwei junge Mädchen.

Auf dessen Veranlassung kam Anton Wiertz nach Antwerpen, wo er auf der dortigen Akademie seine erste künstlerische Ausbildung erhielt und schon damals in so hohem Grade die Aufmerksamkeit der Kenner fesselte, daß man für ihn vom König Wilhelm der Niederlande ein jährliches Stipendium von 140 Gulden erwirkte, das später um das Doppelte erhöht wurde. Es war das Gnadenbrot, von dem der junge Mann leben mußte. Es genügte gerade, ihn nicht verhungern zu lassen, — und Wiertz lernte hungern. Zeit seines Lebens stand die Not an seiner Seite. Aber seine Thatkraft lähmte sie nicht. In seinen Mußestunden, wenn er nicht vor der Staffelei oder an Skulpturen arbeitete, beschäftigte er sich mit Musik und Schriftstellerei. Im Jahre 1828 hatte er sich zum ersten Male — vergeblich — um den römischen Preis der Brüsseler Akademie bemüht. Sein Sehnen war Italien, Michel Angelo sein Vorbild. Da kam die Revolution von 1830, in ihrer Hauptsache ein Werk der Wallonen, in ihren Folgen ein Sieg der Blauen. Die Begeisterung schlug helllodernd auf, und abermals bewarb sich Wiertz um den Preis von Rom. Diesmal war auch das Glück mit ihm; er wurde gekrönt und ihm dadurch die Möglichkeit gegeben, einige Jahre in Italien leben und dort seine Studien fortsetzen zu können.

Das war die Zeit seiner ersten großen Ideen. Homer war sein Begleiter; die Bilder der Iliade entzündeten seine Phantasie. Im Jahre 1835 begann er seine Riesenkomposition: der Kampf der Griechen und Trojaner um die Leiche des Patroclus. Titanische Stoffe zogen ihn früh an. Und solche Stoffe wollten auch auf ungeheuern Leinewandflächen verarbeitet werden. Seine Meister, die Meister des Cinquecento, die Rubens und Tintoretto, Michel Angelo und Paul Veronese, hatten es ebenso ge-

macht. Die Größe der Ideen verlangte auch rein äußerlich Raum. Emile de Laveleye weiß in einem Artikel über Wiertz, den er in der Revue des deux Mondes veröffentlichte, zu erzählen, der alte Thorwaldsen habe das Patroclusbild zu Rom gesehen und bewundernd ausgerufen: „Dieser junge Mensch ist ein Gigant!“ .. Andere homerische Kompositionen fallen in spätere Jahre. Der Patroclus fand in Antwerpen den Beifall der Kunstfreunde; aber die große Menge begriff ihn nicht. Ähnlich erging es Wiertz in Paris. Man staunte, doch bewunderte nicht. Auch der stoffliche Inhalt des Bildes ließ kühl. Wer hatte in diesen Tagen Interesse an den Kämpfen der alten Welt! Die Kritik, die die grandiose Bewegung der Massen auf dem Gemälde lobend anerkannte, hatte für die Einzelheiten Aussetzungen. Und die nörgelnden Stimmen mehrten sich.

Das verbitterte Wiertz. Er war empfindsam. Er strebte nach dem Höchsten, in jenen Tagen aber auch noch nach Anerkennung. Die Zeit mönchischer Entsagung war noch nicht gekommen, der Ehrgeiz tobte in ihm. Er begriff nicht, daß die Menge seiner Schöpfung so kühl gegenüberstand. Dabei trug er sich mit neuen großen Plänen, mit der malerischen Ausgestaltung philosophischer Ideen, deren Schwergewicht ihn anzog. Denn immer wollte er seine eigenen Wege wandeln, in seiner eigensten Gedankensphäre leben. Fernab zu stehen vom Troß der Tausend war schon der Wunsch des Knaben gewesen. Aus brennendem Ehrgeiz — doch aber auch aus tieferem Empfinden heraus, aus einem gewissen Einsamkeitsbedürfnis, mit dem sich mehr und mehr, je schmerzender Leid und Mitleid in seiner Seele zu wachsen begannen, eine tief pessimistische Weltanschauung verband.

Und er ging in die Einsamkeit. Zunächst nach Lüttich, wo seine Mutter lebte, die er auf Händen trug. Als seine Bilder in Paris gar nicht mehr erwähnt, in Brüssel von der flüchtigen Tageskritik meist abfällig beurteilt wurden, schloß er sich völlig von der Welt ab. Er stellte nichts mehr aus; er verkaufte keine seiner großen Kompositionen; er arbeitete nur für sich selbst. Was er „arbeiten“ nannte. Denn die Porträts und Kopien, die er auf Bestellung malte und meist nicht einmal mit seinem Namen zeichnete, waren keine Arbeit für ihn. Er schleuderte sie auf die Leinewand, um leben zu können; man bezahlte sie ihm schlecht, anfänglich nur mit 200 und 300 Franken; erst später, als der belgische Staat sich seines größten neueren Künstlers anzunehmen begann, honorierte man ihn etwas besser. Das Jahr 1840 brachte ihm eine Freude. Bei Gelegenheit der Rubensfeste in Antwerpen war von der Akademie eine Konkurrenz für die beste Würdigung des Meisters ausgeschrieben worden. Wiertz, der eifrig Kunstgeschichte trieb und gern schriftstellerte, gewann den ersten Preis für seine „Eloge de Rubens“*). Später (1862) wurde noch eine zweite Arbeit aus seiner Feder: „Mémoire sur les caractères constitutifs de la peinture flamande“ gekrönt. Auch die Regierung zeichnete ihn aus: durch — das Offizierskreuz des Leopoldordens. Sie machte es sich billig. Sie baute

Abb. 6. Lebendig begraben.

*) Enthalten in: A. Wiertz, Œuvres littéraires complètes, y compris ses œuvres posthumes. Bruxelles, Ve Parent.

ihm freilich auch, als er nach dem Tode der vergötterten Mutter nach Brüssel übersiedelte, ein Atelier; aber nicht umsonst. Wiertz mußte sich verpflichten, seine sämtlichen Werke dem Staate zu hinterlassen. Er ging darauf ein; er wollte wenigstens einen ruhigen Platz für seine Arbeiten haben. Im übrigen darbte er weiter, und Belgien ließ ihn darben, bis er an einem Junitage des Jahres 1865 die heißen Augen für immer schloß . . .

Der Katalog des Wiertz-Museums zählt außer den zahlreichen Studienblättern des Meisters 65 seiner Werke auf, darunter acht Skulpturen. Das ist das Lebenswerk des Verstorbenen. Die Kritik rühmt an ihm die verblüffende Technik, die Großartigkeit der Konzeption und die Korrektheit der Zeichnung, die namentlich bei Darstellungen in der Verkürzung erstaunlich ist. Aber damit ist Wiertz nicht gewürdigt. Wer ihn recht beurteilen will, muß, dünkt mich, etwas von seinen Eigenschaften in der eigenen Brust tragen, zum wenigsten Verständnis für sein großes, allumfassendes Mitleidsgefühl — und auch ein Stück Dichterseele.

Zweifellos ist eins: viele seiner Bilder haben jetzt schon verloren. Das liegt daran, daß Wiertz stark mit Terpentin arbeitete und nicht auf Leinewand, sondern auf einer Art rauhem Tuche malte. Ihn störte der schillernde Glanz der gefirnißten Bildfläche. Und in der That hat sein Verfahren namentlich bei den monumentalen Gemälden viel für sich. Sie wirken wie Fresken, in gewisser Weise auch gobelinartig; der große Eindruck verstärkt sich. Aber auf dem rauhen Stoffe blättert die Farbe leicht ab, und es scheint auch, als sei ihr matter Ton bereits hie und da verblichen.

In einer modernen Biographie Wiertz' sagt der Verfasser: „er war ein genialer Narr . . .“ Das war Wiertz nun gar nicht. Er war kein Narr. Aber ein Sonderling war er gewiß — wenn wir den so nennen wollen, der es liebt, abseits zu gehen, sich nicht den Herden anzuschließen, sich zu isolieren; der seiner Individualität lebt und wenig Anpassungsvermögen besitzt; der seiner ganzen Art nach sich von der Menge scheidet. Solcher Sonderlinge hat es im Reiche der Kunst manche gegeben; die Mitwelt achtete ihrer nicht, und erst die Nachwelt flocht ihnen Kränze. Ein Narr ist Wiertz auch in seinen Verirrungen nicht; auch aus seinen Excentrizitäten sprühen die göttlichen Funken des Genies.

Abb. 7. Die Civilisation des XIX. Jahrhunderts.

Man hat auch behauptet, sein Geist sei in seinen letzten Lebensjahren umdüstert gewesen. Aber noch kurz vor seinem Tode erschien seine preisgekrönte Arbeit über die vlamische Malerschule. Sein Geist war licht bis zum letzten Tage seines Lebens. Doch sicher war es nicht nur ein seltener, sondern auch ein seltsamer Geist. Daß er seltsam geworden, läßt sich erklären. Er war mit seiner ungeheuern Phantasie auf die Einsamkeit angewiesen. Er war wie ein Mirabeau im Kerker oder wie ein Anachoret an den Füßen des Sinai; wie der Heilige Antonius Flauberts, dessen Visionen gleichsam Verklärungen sind im Lichte der Kunst. Von des Malers Selbstbildnissen scheint mir das hier reproduzierte (Abb. 2) das am meisten charakteristische. Charakteristisch ist auch die halb verwischte Inschrift: „La critique en matière de peinture. est-elle possible?“ — Das Porträt stellt Wiertz in reiferen Mannesjahren dar: etwas posierend, im Atelierkostüm, das Gesicht im Profil — ein kühnes und geistreiches Gesicht mit eigentümlich schwärmenden Augen. . . .

* * *

Unter den Gemälden, die antike Stoffe behandeln, ist eines der merkwürdigsten das Polyphembild, das Wiertz „Un Grand de la Terre“ benannte (Einschaltbild z S. 664/665). Das Bild ist in der von dem Meister erfundenen Technik — „peinture mate“ — gemalt, die man als strikten Gegensatz zu Makarts glühender Farbentechnik bezeichnen könnte. Wiertz wollte keine Farbeneffekte erzielen; und vielleicht ist in den stumpfen Farben die Wirkung des koloristischen noch packender — künstlerisch jedenfalls tausendmal eindringlicher als der glatte Glanz und der Schmelz auf Makarts Bildern. Das Sujet ist ganz Wiertzisch. Polyphem zerreißt, zerfleischt und verschlingt die Gefährten des Ulysses. Der Cyklop ist ein ungeheuerlicher Gigant. Obwohl das Gemälde über neun Meter an Höhe und fast acht Meter an Breite mißt, konnte Wiertz die Riesenhaftigkeit des Polyphem doch nur in bezeichnenden Gegensatz zu den Irrfahrern dadurch bringen, daß er die kolossale Gestalt in starker Beugung darstellte: Kopf und rechte Hand berühren fast den Boden. Als Stock trägt Polyphem einen ausgerissenen, noch grünen Baumstamm; die andere Hand greift nach einem der Gefährten; der furchtbare linke Fuß — zwei Meter groß auf der Leinenfläche — zermalmt einen zweiten; mit den Zähnen hat der Cyklop einen dritten ergriffen und zerfleischt ihm das Bein. Ulysses selbst will das Schwert ziehen, aber es scheint, als erstarre seine Hand bei dem schrecklichen Anblick. Im Hintergrunde lodert das Feuer. Rechts sieht man eins der Riesenschafe der Polyphem und die sich windenden Getreuen des Irrfahrers. Einer von ihnen umklammert in Todesangst — — die gemalte Rahmenleiste des Bildes. Das ist eine der Kapricen, wie Wiertz sie liebte. Fast auf allen seinen Gemälden sind die Rahmen gemalt. Er war zu arm, sich solche zu kaufen. Meisterhaft sind vor allem der Kopf des Cyklopen, das umkelstrotzende Bein, der Widder und einige der Schiffer.

Der „Homerische Kampf“, ein anderes Riesenbild, ist das Gegenstück zu der Patroclusscene und frappiert wie dieses zunächst durch die grandiose Bewegung. An den Skizzen, Entwürfen und Studien, die in einem Nebenzimmer des Museums ausgestellt sind, kann man ersehen, wie langsam Wiertz schaffte und wie intim er sich erst mit Vorarbeiten beschäftigte, ehe er an die Ausgestaltung seiner Kompositionen ging. Es ist ein interessanter Blick in die Geheimnisse seiner Kunst. Mit wenigen Linien sind hier die Hauptgestalten in Umrissen entworfen; schon die zweite Skizze ist entwickelter; die Linien wachsen auf der dritten — man vermag genau die Stationen zu verfolgen, die allgemach bis zur Vollendung führten.

Zwei Bilder von Tizianscher Lieblichkeit und Kraft sind „Die Schmiede des Vulkan“ und „Badende Mädchen mit Satyrn“ (Abb. 3). Bei letztgenanntem Gemälde wird man auch unwillkürlich an Böcklin erinnert: Die ganze Gruppierung, der vordere Satyr und vor allem das Gesicht des bereits im Wasser stehenden, die Hände faltenden Mädchens sind so ganz in der Eigenart des großen Schweizer Meisters gehalten, daß man das Bild, wäre es namenlos, beruhigt ihm zuschreiben könnte. Es ist reizend im Vorwurf und geradezu wundervoll gemalt: eine kleine Dichtung in Farben, bei der man Musik zu hören wähnt. Fein und zart ist auch ein anderes kleines Bildchen: „Die Kinder mit dem Schmetterling“ (Abb. 4) — zwei Putten, die einen Falter gefangen haben und dem zitternden Tierchen die Flügel sengen. Famos ist hier besonders der Ausdruck kindlicher Grausamkeit, der auf dem Gesicht der hinteren Putte liegt. Daß der Meister auch mit diesem Bildchen eine tiefere Idee hat allegorisch zum Ausdruck bringen wollen, ist mir nicht zweifelhaft.

Seine Neigung für das Symbol und die Allegorie zeigt sich in den meisten seiner Schöpfungen. Die verderbliche Wirkung schlechter Lektüre bringt er in der „Romanleserin“ zur Darstellung. Ein nacktes junges Weib liegt auf dem Lotterbette und ist in Lektüre versunken. Ein gefährliches Buch — das zeigt der Ausdruck des flammenübergossenen Gesichts, die hervortretende Äderung an der Schläfe, das schwimmende Auge. Und von hinten her naht eine gespenstische Erscheinung und legt grinsend ein neues Buch zu den übrigen... Eine andere moralische Lektion gibt Wiertz in dem Ölgemälde, das er selbst „Zwei junge Mädchen“ betitelt hat (Abb. 5). Ein Alt-

Le Phare du Golgatha. Nach dem Gemälde von Anton Wiertz.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Abb. 8. Une scène de l'enfer.

modell steht, halb entkleidet, vor einem Skelett, auf dessen Schädel ein Zettel mit der Inschrift: „La belle Rosine“ geklebt worden ist. Das Bild spricht für sich. Es findet sein Gegenstück in dem „Spiegel des Teufels“, einem Doppelbilde, das man durch ein Schlüsselloch betrachten muß; ich bezweifle aber, daß Wiertz selber die Schlüssellochschau angeordnet hat. Auf der einen Seite sieht man ein schönes junges Mädchen, mit einem frech-lüsternen Zug auf dem Antlitz, reichgeschmückt vor einem Spiegel stehen. Doch hinter dem Spiegel lauert lachend der Teufel. Schaut man das Bild von der anderen Seite an, so sieht man dieselbe Schöne in schamloser Nacktheit. Ein „Epigramm auf die Kokketterie“ bemerkt dazu der Katalog. Noch einen zweiten Schlüssellochwitz weist das Atelier auf. Man blickt durch die Öffnung in ein Grabgewölbe hinein. Von einem der Särge ist mit verzweiflungsvoller Kraft der Deckel gesprengt worden; eine krampfhaft geballte Hand wird sichtbar und das fahle, verzerrte Antlitz eines lebendig Begrabenen. Auch das ist virtuos gemalt; das entsetzliche Grauen und die Todesangst im Gesicht des wieder Erwachten können nicht realistischer wiedergegeben werden (Abb. 6). Dennoch wird hier die Kunst zum Kunststück, obschon auch dieses Kunststück in den Dienst einer Idee gestellt wurde: Wiertz war ein Anhänger der Leichenverbrennung.

Das Bizarrste und Ungeheuerlichste, das des Malers sich gern im Grausigen gefallende Phantasie geschaffen, sind die „Gedanken und Visionen eines abgeschnittenen Kopfes“. Wieder ein Appell an das Mitleid, ein Verzweiflungsschrei, eine Anklage wider die Gerechtigkeit der Menschen, ein Anathem gegen die Todesstrafe. Aber hier versagte dem Kühnen die Kraft. Er wollte sich nicht einfach mit der Darstellung einer Hinrichtungsscene begnügen. Er wollte das Unfaßliche und Unbegreifliche in Farben schildern, das halbe Leben und den halben Tod, das letzte Erzittern des Körperlichen und das erste bange Ahnen der sich vom Irdischen lösenden unsterblichen Seele. Das konnte ihm nicht gelingen. Das Gemälde ist ein Triptychon in „peinture mate“, fünf Meter breit und etwa zweiundeinenhalben Meter hoch. Das erste Bild betitelt sich: „Erste Minute — auf dem Schafott“ — die Guillotinierung mit der Vision des Henkers und seiner Gehilfen, der krampfhaft zuckenden Glieder, der blöden, neugierig zuschauenden Menge. Dann folgt als „Zweite Minute — Unter dem Schafott“: ein brodelnder Nebel, aus dem ver-

Abb. 9. Chair à canon.

Abb. 10. L'inhumation du Christ. Rechts Eva, links Lucifer.

schwommen die Konturen des Prosektors mit seinen Gehilfen auftauchen, die den Leichnam zerstückeln — weiter hinten die Gesichter der Richter, das blasse sterbende Weib des Hingerichteten, über das sich die schreienden Kinder werfen — alles eingehüllt in den roten, wallenden Nebel entschwindenden Bewußtseins. Und schließlich das letzte Bild, die „Dritte Minute — In der Ewigkeit": der Aufflug der Seele zu den Sternen — ein chaotisches Durcheinander, ein Auslöschen, ein unbegreifliches Nichts ... Sind schon die Bilder in der Malerei schwer verständlich, so sind sie es in der photographischen Reproduktion erst recht; Abstraktes läßt sich eben nicht darstellen oder es wird Unbegreifliches. Wir haben deshalb darauf verzichten müssen, das Gemälde hier wiederzugeben. Übrigens mag Wiertz selber empfunden haben, daß seine Darstellungen eine Erklärung fordern, denn er hat den Rand eines jeden der drei Bilder mit einer „légende" versehen. Sie ist heute kaum noch lesbar, doch gibt der Katalog sie vollständig wieder. Sie beweist, welch glänzender Stilist Wiertz war. In monumentalen Worten schildert er die fürchterliche Todesangst des Hingerichteten, die Phasen des Vergehens, das Erlöschen des Lichts, den Übergang vom Dämmer zu tiefer Nacht. ...

Nicht minder furchtbar, doch aber klar verständlich ist das Bild, das Wiertz „Hunger, Wahnsinn, Verbrechen" nannte: ein Proletarierweib, eben Mutter geworden, verrückt vor Entbehrung, schlachtet ihr eigenes Kind. Und unten auf dem Boden liegt der letzte Steuerzettel ... Dies wahnsinnige Weib, das mit irrem Grinsen unnennbaren Greuel begeht, ist mit so meisterhafter Größe gemalt, daß man ob solcher Kunst das Grausige des Stoffes vergißt. Man ist gebannt; jeder Nerv spannt sich, jede Fiber schwillt an. Und alles Entsetzen weicht schließlich, und wieder quillt eine warme Welle, ein Gotteshauch, das Mitleid in unsre Seele — das Mitgefühl mit dem großen Elend der Welt, dem auch diese Darstellung gilt. Das ist das Wundervolle im Schaffen Wiertz', daß fast allen seinen Werken und auch denen, in welchen es über die Grenzen der Kunst und der eigenen Kraft hinausgeht, die edelsten Intentionen zu Grunde liegen: eine überreiche Menschenliebe und ein grimmer Haß gegen das Schlechte.

Daß er bei seiner Weltanschauung, die dem aufbauenden Princip des Guten das zerstörende des Bösen gegenüberstellt, den Krieg für eines der größesten Übel der Welt halten mußte, ist verständlich. So zieht er denn auf seine Weise auch als ein Apostel des Friedens in das Feld. Auf seine Weise: er schildert nicht die Segnungen des Friedens, sondern die Greuel des Krieges. Er malt ein junges Weib,

das bei der Belagerung einer Stadt im Hemd, um ihr Kind und ein Schmuckkästchen zu retten, aus dem Fenster zu springen versucht; aber die schon eingedrungenen Feinde knallen die Flüchtende lachend nieder (Abb. 7). Er malt in „Une scène de l'enfer" den ersten Napoleon als Verkörperer der menschheitsknechtenden rohen Gewalt: in seinem historischen Typus, von den Flammen der Hölle umloht, aus denen eine tausendfältige Menge emportaucht — alle die Schlachtopfer des Gewaltigen, die ihm verstümmelte Gliedmaßen und Schalen voll rauchendem Blut reichen, die Fäuste ballen und mit schäumenden Lippen wütende Anklagen gegen ihn schleudern (Abb. 8). Er malt in der „Letzten Kanone" eine wundersame Vision: über einem leichenübersäeten Schlachtfeld, auf dem der letzte Kampf noch tobt, taucht der Genius der Civilisation empor, begleitet von den Engeln des Friedens und der großen Schar der Denker und Dichter, Kunst, Wissenschaft, Industrie und Landwirtschaft, der Götterwelt der Friedensarbeit — und während tief unten sich noch die Menschen gegenseitig abschlachten, greift die Civilisation nach der letzten Kanone und zerbricht sie. Er überträgt in den „Choses du présent devant les hommes de l'avenir" einen ähnlichen Gedanken auf die Leinewand wie ihn der Dichter des „Riesenspielzeug" in Verse gekleidet hat: ein Gigant hat die Symbole der modernen Civilisation — eine Guillotine, Triumphbogen, Feldzeichen und Banner, Kanonen und Scepter und Orden — auf seine flache Riesenhand gelegt und betrachtet sie mit ironischem Lächeln. „Le soufflet d'une dame belge" ist eine gemalte Anekdote aus der Zeit des Unabhängigkeitskrieges: die „Ohrfeige" ist ein Pistolenschuß, mit dem eine tapfere Belgierin die freche Herausforderung eines holländischen Offiziers beantwortet. Im „Löwen von Waterloo" zerfleischt das eherne Untier den Adler Frankreichs, während hinter den fernen Bergen die Sonne aufsteigt und mit ihren hellen Strahlen die Raben und Geier verscheucht. Ebenso ist das „Chair à canon" eine Mahnung wider den Mord des Kriegs (Abb. 9). Zu Füßen eines Geschützes spielen nackte Kinder der Soldaten; das ist das Kanonenfutter der Zukunft.... Auch wer nicht die Weltanschauung des Künstlers teilt, wer nach Erziehung, Neigung und innerer Entwickelung einen anderen Standpunkt einnimmt, wird sich dem tiefen Ernst der Wiertzschen Gedankenmalerei nicht entziehen können und ihm Achtung zollen müssen....

Ein dämonomagisches Element spielt in fast alle Schöpfungen Wiertz' hinein. In dem Bilde vom Hexenritt — „La jeune sorcière" — spricht es sich noch am harmlosesten aus. Auch dies nackte Hexlein ist mit tizianischen Farben gemalt. Gewaltiger ragt die Idee von der Macht des Bösen in jenen Cyklus von Riesenbildern hinein, dem Nordau sehr bezeichnend den Gesamttitel „Die Tragödie der Menschheit" gegeben hat. In dem ersten Gemälde dieser Reihe, der „Empörung der Hölle wider den Himmel" schildert Wiertz den Kampf der beiden Grundgewalten des Lebens. Aber das Princip des Guten siegt; die Engel mit ihren flammenden Schwertern stürzen die Dämonen in den Abgrund. Die Komposition ist von einziger Großartigkeit. Doch man muß sich in sie versenken; ein rascher Blick genügt nicht: er würde nur ein ungeheures Chaos erschauen, in dem gespaltene Klippen in Feuerflammen prasseln, sich bäumende Leiber in grundlose Tiefen sausen und

Abb. 11. Ein Totenkopf.

die Höllenschlange ihren gewaltigen Leib durch eine Welt voll grauser Kämpfe ringelt. Reifer und abgeklärter dünkt mich das Triptychon „L'inhumation du Christ“ (Abb. 10). Das Mittelbild stellt die Grablegung Christi dar. Joseph von Arimathia hält den Leichnam des Erlösers umfaßt, während die Mutter der Schmerzen ihr leiddurchwühltes, entsagungsvolles Antlitz an die Schulter Christi lehnt und Maria Magdalena mit einer anderen Frau im Hintergrunde weinend die Hände ringt. Die beiden Seitenbilder zeigen Lucifer und Eva unter dem Baume der Erkenntnis. Der Böse hat bei Wiertz immer die Gestalt eines schönen Jünglings mit finsteren nachtdunkeln Augen, den Augen eines Vampyrs, während Eva das arme schwache, leicht der Verführung erliegende Weib ist. Dieses Triptychon im Verein mit der ungeheuren, über neun Meter hohen und fast sieben Meter breiten Komposition „Le Phare du Golgotha“ (Einschaltbild z. S. 672/673) bezeichnet nach meiner Ansicht den Höhepunkt des künstlerischen Schaffens von Anton Wiertz. In der Kreuzerhöhung wird abermals der Kampf der beiden Principien zur Anschauung gebracht. Die Hölle versucht, sich der Errichtung des Kreuzes zu widersetzen, und aus dem Hintergrunde sprengt ein römischer Centurio heran, die Verkörperung heidnischen Despotismus, und treibt seine Sklaven zur Arbeit. Aus der brodelnden Höllenwolke taucht wieder das schöne finstere Antlitz Lucifers auf, aber die dunklen Mächte vermögen den Glanz nicht zu bannen, der von dem Leibe des Heilands ausstrahlt und der Welt Sonne bringt.

In ähnlicher Weise hat Wiertz die gleiche Idee in einem anderen Riesenbilde „Der Triumph Christi“ zur Anschauung gebracht. Die Heerscharen der Seligen treiben die Hölle zurück; der Erzengel Michael zückt sein flammendes Schwert wider Satan; mit der Schlange der Tiefe fällt auch der Sündenapfel hinab in die Unermeßlichkeit, und in lichtstrahlender Höhe künden die Engel der Menschheit Erlösung.

Neben diesen großen Gemälden füllen noch eine Menge kleiner das Wiertz-Museum: „Le suicide“, den Selbstmord eines Verkommenen darstellend — „L'enfant brûlé“, ein Mansardenroman — „Les orphelins“, ein Appell an die Wohlthätigkeit — „L'attente“, ein halbverschleiertes junges Weib, das durch Purpurvorhänge lugt — die humoristische „Fable des trois souhaits“ — die reizende „Bouton de rose“, ein Bildchen, auf dem der Arm und die Hand des Mädchens so plastisch gemalt sind, daß man nach ihnen greifen möchte. Auch auf allerhand Ateliérscherze stößt der Blick. Hinter einem offenen Fensterchen nickt uns ein alter Mann zu; aus einer Nische faucht uns ein bissiger Köter an — hört man ihn nicht bellen? Nein, denn er ist nur auf die Wand gemalt, ähnlich wie das hier (Abb. 11) wiedergegebene eigentümlich philosophische Stillleben, aber so lebendig gemalt, daß eine Täuschung begreiflich sein würde.

Die belgische Kunst, die erst in jüngster Zeit eine Entwickelung zu kraftvollerer Eigenart zeigt, ist jahrhundertelang vom Einflusse Frankreichs abhängig gewesen. Wiertz hat ihr neue Wege gewiesen — nicht in seinen mannigfachen kapriziösen Launen, wohl aber in der gedanklichen Schwere seiner Auffassung und in seiner vollendeten Technik. Hätte er nichts andres geschaffen als seinen Leuchtturm von Golgatha, den man neben die Rubenssche Kreuzeserhöhung in der Kathedrale von Antwerpen stellen kann — es würde allein schon genügt haben, ihm unsterblichen Ruhm zu sichern.

Seltsame Welt.

Ach Gott, wie ist es wunderlich bestellt
In dieser um- und umgerollten Welt!
All was du liebst, legt sich in Sarg und Linnen,
All was dich liebt, läßt du aus Händen rinnen;
All wo du Wahres suchst, ist falsches Meinen,
All wo du gnädig bist, da mußt du weinen;
Am Tuch der Treue weben tausend Spinnen,
Ein Knabe kommt und blaset es von hinnen. —
O Gott, nun sag' mir, was in Treue hält
In dieser um- und umgerollten Welt!

Ludwig Jacobowski †.

Das erſte Auftreten von Lola Montez in Deutſchland.

Eine Erinnerung aus deutſcher Kleinſtaaterei.

(Abdruck verboten.)

Wie, aus welcher Veranlaſſung, Lola Montez nach Deutſchland kam, iſt ſeinerzeit nur wenigen Menſchen bekannt geworden, heute dürften noch wenigere davon etwas wiſſen.

Die Memoiren der Dame enthalten nichts hierüber, und die Konverſationslexika ſagen uns nur (ſ. das von F. A. Brockhaus): „Montez (Lola), eine durch ihre Abenteuer bekannte Tänzerin, geboren 1820 zu Montroſe in Schottland, war die uneheliche Tochter eines ſchottiſchen Offiziers, Namens Gilbert, und einer Kreolin. Ihre Mutter heiratete ſpäter und erzog ihre Tochter teils ſelbſt, teils ließ ſie dieſelbe in einem Penſionat zu Bath erziehen. Lola vermählte ſich mit einem jungen Offizier, Namens James, dem ſie aber, nachdem ſie eine Zeitlang mit ihm in Oſtindien gelebt, wieder entlief. Sie trieb hierauf längere Zeit in England ein buntes Leben und tauchte ſpäter als Abenteuerin in Paris und Brüſſel auf, wo ſie bei Gelegenheit eines berüchtigten Duellprozeſſes eine gewiſſe Celebrität erlangte. 1846 kam ſie nach München und trat hier als ſpaniſche Tänzerin auf.“

Wie Lola von Brüſſel nach München bezw. nach Deutſchland kam, das gibt das Lexikon auch nicht an.

Mir iſt dieſes „Wie“ bekannt geworden und unauslöſchlich im Gedächtnis geblieben. Erſteres infolge eigner Anſchauungen, die die ausführlichſten und ſehr häufig ſich wiederholenden Erzählungen meiner Eltern und deren Freunde erläuterten und ergänzten, und letzteres durch Liebkoſungen, die jene berühmte oder berüchtigte Dame mir, als zehnjährigem Knaben, zu teil werden ließ. —

Außerordentlich feſt haften oft Erinnerungen aus der Kindheit, zumal wenn ſie von Zeit zu Zeit aufgefriſcht werden, neue Nahrung erhalten. So erging und ergeht es mir mit denen an Lola Montez. —

Obgleich mehr als ein halbes Jahrhundert ſeitdem vergangen iſt, ſo entſinne ich mich doch noch deutlich des Augenblickes, an welchem, während der Geburtstag meines Vaters durch ein Familiendiner im Elternhauſe gefeiert wurde, ein Lakai Sr. Durchlaucht des regierenden Fürſten von Reuß-Ebersdorf, Heinrich LXXII., in unſere Eßſtube trat und meinem Onkel Hannibal meldete:

„Seine Durchlaucht, der gnädigſte Fürſt, laſſen den Herrn Oberſtallmeiſter bitten, ſofort bei Höchſtdemſelben zu erſcheinen.“

„Was iſt denn da los?“ hatte hierauf faſt die ganze Tafelrunde gerufen, die, außer meinen Eltern, uns größeren Kindern und Onkel Hannibal, noch der fürſtliche Oberforſtmeiſter, die drei fürſtlichen Offiziere und der fürſtliche Domänenrat ſamt Gemahlinnen bildeten.

Da unſer Haus — ein fürſtliches Gebäude — dicht neben dem Schloſſe lag und der Fürſt ſeine Beamten öfter auf Momente rufen ließ, ſo ſollte mit dem Auftragen des Bratens gewartet werden, bis der Onkel wiederkehre.

Wir Kinder waren ſchon ſehr unruhig, das Geſicht meiner Mutter war immer länger, die Unterhaltung ſchleppender geworden, als mein Vater, nach wiederholt vergeb-

Gräfin von Landsfeld (Lola Montez).
Stich von Auguſte Buſſner.

lichem Aufschauen nach dem Schlosse hin, erklärte: „Wir wollen weiter essen."

Ob die dann folgenden Gerichte verdorben waren, ich weiß es nicht mehr, wohl aber, daß, als die Herren in Vaters Stube rauchten, ich auf dem Knie eines der Offiziere ritt, Onkel Hannibal ganz erregt eintrat, der Offizier mich von seinem Knie gleiten ließ und alles gespannt auf den Onkel sah, der hastig berichtete:

„Ich mußte Relais nach Leipzig legen, das Nötigste für den Haushofmeister, Hoffourier, Kastellan, Beschließer, Leibloch ꝛc. anordnen. Der Fürst erhält Besuch, erwartet eine Dame, die er in London kennen gelernt und die sich soeben anmeldet. Morgen kommt sie in Leipzig an, muß dort abgeholt werden."

„Was?!" riefen mehrere Stimmen. „Serenissimus" — der Fürst war unvermählt — „ladet sich Damen hierher ein? Wer ist sie denn?"

„Er hat es mir nicht gesagt," erwiderte der Onkel, „aber der Adjutant, der mit in London war, vermutet, daß es eine Künstlerin, Spanierin oder Kreolin ist." — — —

Anderen Tags — es waren Hundstagsferien und ich deshalb in der Lage, meiner Passion, mich auf der Schloßwache, im Marstall, dem fürstlichen Küchengarten, Park, Kammergut ꝛc. herumzutreiben, nach Herzenslust nachkommen zu können — ging es außerordentlich lebhaft in der sonst so stillen Umgebung des Schlosses zu. Langheinrich, der alte Parkwärter, hatte mindestens vier Gehilfen angestellt, um die Rasenplätze, Bosquets und Wege in die peinlichste Ordnung zu versetzen, und die alte Neumeistern mit ihrer gesamten Nachkommenschaft mußte das letzte Grashälmchen aus dem Pflaster des Schloßhofes zupfen. Der Herr Hofgärtner leitete persönlich die Aufstellung von Orange-, Palmen- und anderen Bäumen, um dem Schloßbrunnen, der zugleich Fischkasten, in der Mitte des Schloßhofes stand, sein profanes Aussehen zu benehmen. Das fürstliche Hauspersonal jagte, unter Führung des französischen Kammerdieners Louis, treppauf, treppab; sonst stets verhängte Fenster riß man auf; die vom Dach des Schlosses wehende Fahne, das Zeichen der Anwesenheit Sr. Durchlaucht, meist grau und rosa schimmernd, wurde mit einer tadellos Schwarz-rot-gelb leuchtenden gewechselt, das Parkett im Gartensaal frisch gebürstet, die von hier nach dem Park führende große Freitreppe mit Teppichen belegt und an dem Hauptportal des Schlosses eine grüne Guirlande befestigt. Der Hofküchenmeister, heute in besonders blendendes Weiß gekleidet, rumorte lauter als je in seinem Reich, und der Doppelposten vor dem Schloß trug die Tschakos ohne Überzug, mit dem großen Busch, die weißen, hellblau aufgeschlagenen Fracks, weißen Beinkleider, hohen schwarzen Gamaschen erster Garnitur. Auch im Marstall, dessen fünfzig Pferde zum größten Teil auf der Landstraße nach Leipzig verteilt waren, in der Wagenremise, der Geschirr- und Sattelkammer gab es alle Hände voll zu thun.

Dies alles machte mir riesigen Spaß, hier und da half ich sogar durch Handanlegen mit, meist allerdings nur durch Zusehen, wobei mir wieder Türk, Sr. Durchlaucht prächtiger, hellgelber Bernhardinerhund, als treuer Begleiter half. Demzufolge kam ich zu spät zum Mittagessen, erhielt dafür eine Strafpredigt und kein Kompott, was mich aber, der großen Veranlassung wegen, nicht weiter tangierte.

Nach Onkel Hannibals Angabe sollte Sr. Durchlaucht Besuch nachmittags gegen vier Uhr in unserem Residenzflecken — Ebersdorf war nach unserem Lehrer der vaterländischen Geographie ein Marktflecken — ankommen.

Gleich nach beendetem Essen stürzten wir Kinder, da uns das Ausgehen bis auf weiteres verboten war, an die nach dem Schloß zu liegenden Fenster, zankten und schubsten uns um die besten Plätze und drückten dann erwartungsvoll die Nasen an die Scheiben. —

Unser Haus bildete mit dem gegenüberliegenden Rentmeisterhaus die kurzen Seiten des rechteckigen Schloßplatzes, dessen eine lange Seite das Schloß, die andere die Ebersdorf durchschneidende Heerstraße darstellte. Diese hier verbreiterte, auf beiden Seiten von Wiesenflächen begrenzte Straße bildete den eigentlichen Schloßplatz, von dessen Mitte aus ein breiter Weg senkrecht zum Schloßthor führte. Auf diesem Platz war selten — die vierteljährlich sich wiederholenden Jahrmarkts- und jährlich wiederkehrenden Vogelschießtage ausgenommen — etwas zu sehen. Auch an diesem Tage nicht.

Der täglich nachmittags drei Uhr von Schleiz kommende rote Thurn und Taxische Postwagen hatte bereits den Platz — diesmal mit einer Beichaise — passiert und Rentmeisters weißer Spitz Fips, der sich mit unserm Mops Bolla ein Rendezvous gegeben, ihn wieder verlassen. Der Platz war und blieb leer, nur durch die beiden Soldaten belebt, die vor dem geschmückten Schloßthor gleichgültig auf und ab schritten.

Da endlich erschien Onkel Hannibal. Im Hut mit weißem Federbusch, in silbergesticktem blauen Frack mit Achselschnüren und großen Epauletten, weißledernen Beinkleidern, hohen Stulpenstiefeln mit goldenen Sporen und einem Pallasch an der Seite; so stolzierte er an unseren Fenstern vorbei und verschwand im Schloß. Ihm folgte der Oberforstmeister, ebenfalls in großer Uniform, grün mit viel Gold, Hut mit schwarzem Federbusch, den Hirschfänger an goldenem Gehänge, dann, von der anderen Seite des Platzes her, das Offizierkorps in Gala. Vor diesem trat die Schloßwache ins Gewehr und präsentierte.

Kurz darauf erschien Se. Durchlaucht der Fürst auf dem Balkon, der das Schloßthor überdachte. Auch er hatte große Uniform angelegt, den Federhut auf dem Kopfe, glänzende Orden auf der Brust des weißen, blau aufgeschlagenen Fracks. Er schien ungeduldig zu sein. —

Für fünf Uhr war die gesamte Hofgesellschaft, einschließlich der Damen, zur Tafel befohlen worden, wobei die Herren in Hofuniform, die Damen in großer Toilette zu erscheinen hatten. Hierdurch war auch in unser sonst so friedliches Haus viel Unruhe gekommen. Weniger durch Fragen der Toilette, denn diese mußte stets zur Hand sein, als infolge der Sorge, Angst und Thränen meiner Mutter, einer „zweifelhaften

Person" — wie sie sich ausdrückte — gegenüber die Unbefangene spielen, ihr womöglich den Hof machen zu müssen. Mein Vater hatte all seine Überredungskunst aufzubieten, sprach von Brotessen, Liedsingen und ähnlichem, um die Mutter davon abzubringen, sich krank zu melden.

Wir hörten eben noch solch einer Rede und Gegenrede aufmerksam zu, als Jägers Karl, des Fürsten Leibhusar, in roter, geldverschnürter Attila, die Pelzmütze im Nacken, im gestreckten Galopp um das Rentmeisterhaus gesaust kam und auf das Schloßthor zujagte.

Kaum war er dort verschwunden, als der Fürst, begleitet von seinem Flügeladjutanten, einem Major, dann Onkel Hannibal, der Oberforstmeister und die Offiziere im Schloßportal erschienen, die Wache wieder ins Gewehr trat, diesmal unter Trommelwirbel präsentierte, und ein sechsspänniger Hofreisewagen in schlankem Trabe hinter dem Rentmeisterhaus hervorkam.

Lola Montez.

Der Fürst schritt nach der Mitte des Schloßplatzes zu, wo der Sechsspänner auf sein Zeichen parierte, der vom Bock gesprungene Diener den Schlag des Wagens öffnete, und aus diesem, noch bevor Seine Durchlaucht ganz nahe gekommen war, eine große schwarze Dame sprang, die auf den Fürsten zueilte, ihm die Hand bot, die dieser zu küssen schien, was wir indes nicht genau zu erkennen vermochten. Jedenfalls verneigte sich Durchlaucht tief, bot hierauf der Dame den Arm, stellte ihr die Herren seines Gefolges vor und führte sie dann dem Schlosse zu.

Vor diesem trennte sich die Dame vom Arm des Fürsten, eilte auf die zwölf Mann der Wache zu und schritt langsam deren Front ab, beständig einen riesigen Fächer auf- und zuklappend. Sie schien hierauf eine Kritik abzuhalten, denn es verging noch einige Zeit, bevor sie den Arm des Fürsten wiedernahm und in das Schloß trat. —

Nachdem unsere Eltern sich auch dahin begeben hatten, Vater in goldgesticktem, dunkelblauem Frack, federverbrämtem Hut und Degen, Mutter in heller Atlasrobe, Federn und Perlen im Haar, sollten wir Kinder unter Führung unserer französischen Gouvernante einen Spaziergang unternehmen. Unter irgend einem Vorwand drückte ich mich hiervon und eilte in den Marstall, wo ich vom Jägers-Karl oder dem Leibkutscher Märker, welcher den mysteriösen Besuch Sr. Durchlaucht von Leipzig abgeholt hatte, etwas Näheres erfahren zu können hoffte.

Die Dame müsse eine ausländische Prinzessin sein, hieß es, denn sie verstehe kein Deutsch und habe „Schrullien". So hätte ihr großer Koffer durchaus mit in dem Wagen untergebracht werden müssen, ebenso die Schloß-Christel, obgleich diese Ordre hatte, mit dem Gepäck besonders zu fahren. Auf der ganzen Fahrt habe die Prinzeß Papiercigarren geraucht, die sie sich selbst gedreht hätte, sich immer mit der Schloß-Christel, Märker oder Herold, dem Diener, unterhalten wollen, schließlich Herold in den Wagen, sich selbst aber zu Märker auf den Bock gesetzt. Hier habe sie „partout" kutschieren wollen, Märker ihr aber die Zügel nicht gegeben, da er gerade die jüngsten, noch nicht ganz eingefahrenen Pferde an der Deichsel gehabt, worauf die Dame ihn mit dem Fächer stark ins Gesicht geschlagen und sich wieder in den Wagen gesetzt habe. Als sie

auf dem letzten Relais den Jägers-Karl gesehen — er hatte nur von da ab vorzureiten —, hätte sie „wie toll" gelacht und in die Hände geklatscht. Überhaupt sei sie immer sehr „fidel" gewesen und rieſig splendid. So habe sie einmal einem Bettler gleich mehrere Thaler in den Hut geworfen.

Das war alles, was ich erfuhr. —

Als wir an jenem bewegten Tag zu Bette gebracht waren, vermochte ich durch lange Zeit nicht einzuſchlafen, hörte noch meine Eltern nach Hauſe kommen, konnte aber nicht verſtehen, was ſie in der Nebenſtube ſprachen, und wagte mich nicht zu rühren, als ich der Mutter Gutenachtkuß erhielt. —

Viel ſpäter erſt erfuhr ich, daß Lola Montez — denn dieſe war es, die unſeren Fürſten zu beſuchen gekommen war — den erſten Abend in Ebersdorf wohl als grande dame, aber mit beſtrickender Liebenswürdigkeit und Beſcheidenheit aufgetreten war und beſonders den Damen gegenüber ſich äußerſt höflich und zurückhaltend benommen hatte. Unter anderem hatte ſie dieſen auch mitgeteilt — alles in franzöſiſcher Sprache — daß Son Altesse le prince ſie eigentlich mehr pour plaisanter als avec chaleur aufgefordert habe, ſich einmal das Leben an einem kleinen deutſchen Fürſtenhof anzuſehen, daß ſie aber trop curieuse et intéressée geweſen wäre, um ſich dieſe bonne chance, etwas Neues kennen zu lernen, entgehen zu laſſen, und daß man nun bonne mine au mauvais jeu machen müſſe. Im übrigen ſei ſie enchantée von dieſem charmant petit pays, hatte ſie geäußert und bei der Verabſchiedung allen älteren Damen — zu denen ſich in dieſem Fall meine damals neunundzwanzigjährige Mutter mitrechnete — ſehr graziös und devot die Hand geküßt. Schön wäre ſie eigentlich weniger als pikant, ihre Augen zu groß und zu glühend; ihr Teint ja gelb und ihre Toilette — „neiu, ſchweigen wir lieber hierüber," hieß es. —

Am folgenden Tage hatte ich kaum meine Milch getrunken, als ich mich aufmachte, das Schloß zu umtreiſen. Ich hätte die fremde Dame gar zu gerne geſehen, wäre es auch nur auf einen Augenblick an ihren Fenſtern geweſen, die, wie ich wußte, in der Gartenſaalſeite des Schloſſes lagen.

Es ſollte mir nicht gelingen, dagegen erfuhr ich im Stall, daß um zehn Uhr Märker mit dem neuen Phaethon vorzufahren habe, weil Durchlaucht mit ſeinem Gaſt ſpazieren fahren werde.

Das beſtimmte mich, mir meinen Freund Thuisko, des Flügeladjutanten Sohn, zu holen und mit dieſem dann zwiſchen dem Rentmeiſter- und unſerem Hauſe harmlos hin und her zu bummeln.

Wir hatten unſeren Weg noch nicht ſehr oft zurückgelegt, als der Phaethon im Schloßportal erſchien, kurz hierauf im ſcharfen Trab der Landſtraße zufuhr, wo ich mit Thuisko ſtand, Front zum Wagen, unſere Strohhüte in der Hand.

Die Inſaſſen des Wagens grüßten freundlich zurück, waren aber ſo raſch an uns vorbei geflogen, daß ich von der neben dem Fürſten ſitzenden Dame nur zwei große rabenſchwarze Augen wahrnehmen konnte, die über den mächtigen Fächer wegleuchteten. —

Was die nächſten Tage brachten, iſt mir nicht mehr erinnerlich, nur, daß ich meine Forſchungsreiſen in der Umgebung des Schloſſes mit unermüdlichem Eifer fortſetzte, weiß ich, und daß es mir an einem Morgen glückte, gerade in dem Augenblick vor der großen Freitreppe anzukommen, als Lola dieſe herabſtieg.

Türk begleitete ſie. Als dieſer mich ſah, kam er ſchweifwedelnd auf mich zu getrottet, leckte mir Hand und Geſicht und rieb ſein zottiges Fell an meinem Arm.

„Ah, vous vous connaissez?"

„Oui, Madame, c'est mon ami Ture."

Das ungefähr waren die Worte, mit welchen die wohl zweiſtündige Unterhaltung, die ich mit Lola gehabt, begann.

Nachdem ſie meinen Namen, mein Alter, was mein Vater ſei und dergleichen mehr erfahren hatte, ſchlug ſie mir vor, ſie auf ihrem Morgenſpaziergang zu begleiten, worauf ich begeiſtert einging, frug, wohin ſie gehen wolle, und mit meiner gründlichen Kenntnis „unſeres herrlichen Parkes" renommierte.

„Eh bien, conduisez-moi," ſagte Lola, indem ſie mich bei der Hand nahm.

Ich zeigte ihr nun all meine Lieblingsplätze. Über den „Küchengraben" mit ſeinem Waſſerfall, unter die prächtigen Buchen, hinter denen Onkel Hannibals wohnten, die „große Allee" zum „Rondel" entlang, zur „Eremitage", in die „Faſanerie", ſchließlich in den „Küchengarten" führte ich ſie. Wir unterhielten uns herrlich, ſpielten Fangen, Verſtecken, jagten Eichhörnchen, ließen das Echo rufen, Türk ſtöberte aus dem Waſſer holen und neckten die Schwäne und Hirſche, wozu Lola Ruten von Haſelnußſtauden mit einem Dolche, den ſie im Gürtel trug, abgeſchnitten hatte. Im „Küchengarten" angekommen, deſſen kleinſter Teil nur ſeinem Namen entſprach, während der bedeutend größere aus einer prächtigen Orangerie, vielen Treibhäuſern, Beeten und Rabatten beſtand, in und auf welchen die ſeltenſten Pflanzen gehegt wurden — eine Liebhaberei des Fürſten — machte es Lola Spaß, gerade die wertvollſten Blumen ſich auszuſuchen, dieſe mit der Rute abzuſchlagen. Sie entwickelte hierbei eine gewiſſe Geſchicklichkeit, ſo daß nur ſelten die Stengel bloß eingeknickt wurden, die Blumen meiſt ſofort zur Erde fielen.

Dieſe Behandlung der uns Kindern wie Heiligtümer erſcheinenden Pflanzen ſchnitt mir durchs Herz. Durch Bitten verſuchte ich ſie abzuſtellen und, als das nicht gelang, ſagte ich:

„Mais, c'est defendu."

Ein Feuerſtrom aus Lolas Augen antwortete mir. „Qu'est-ce que ça m'importe!" rief ſie aus. „Il me fait plaisir — ramassez!"

Ich kam dem Befehl nach, las die auf der Erde liegenden Blumen, Blüten und Blätter auf, konnte mich aber nicht dazu entſchließen, das nur Eingeknickte abzureißen. Als meine Hände nichts mehr faſſen konnten, befahl Lola weiter: „Allons, sortir!" —

Sie kam mir jetzt gar nicht mehr nett vor, eine Art Grauen vor ihr beſchlich mich, und heute erſcheint ſie mir als ein Dämon, von dem nur junonische Geſtalt, bleiche Geſichtsfarbe, üppiges

Made. la Comtesse de Landsfeld.
Lithographirt von Schneider nach J. Stieler.

ſchwarzglänzendes Haar, große, funkenſprühende Augen in meinem Gedächtnis geblieben ſind. —

Beim Verlaſſen des Gartens kamen wir am Marſtall vorbei; Lola wünſchte deſſen Inneres zu ſehen. Hier trat ſie unerſchrocken an die Pferde heran, ließ ſich einzelne, die ihr beſonders gefielen, auf die Stallgaſſe führen, wo ſie Plato, einen prächtigen Rappen, Seiner Durchlaucht Leibroß, eigenhändig von den Blumen, die ich trug, in Mähne und Schweif flocht. Ich mußte dann den Stallleuten verdolmetſchen, die Blumen nicht zu entfernen, bevor ſie der Fürſt geſehen habe.

Hierauf gingen wir wieder zur Gartenſaaltreppe, wo mich Lola verabſchiedete. Dies geſchah, indem ſie mich unter Koſenamen hoch hob, an ſich drückte, wiederholt küßte.

Als ich ihr dann den Reſt der Blumen übergeben wollte, ſagte ſie: „Les conservez en souvenir de notre promenade.“ —

Nach Hauſe gekommen, konnte ich nicht genug erzählen; jedes Wort, das Lola geſprochen, hatte ich zu wiederholen, und mit einer gewiſſen Scheu ſtreckte Mutter meine Souvenirs ins Waſſer, während Vater äußerte:

„Wenn euch und uns das nur gut bekommt. Du bist aber auch ein Teufelsbengel, was hast du dich nur immer herumzutreiben?!“

Infolgedessen sah ich mich schon von Seiner Durchlaucht eigenhändig bestraft, obgleich ich mir nichts Unrechtes bewußt war — — —

Meine Blumen prangten und dufteten noch in ihrer Vase, und ich war eben dabei, die Details ihrer Geschichte Ökonomierats Klärchen zu wiederholen, als das Rollen eines Wagens uns an die Fenster rief.

Der Fürst im neuen Phaethon sauste vorüber, meinen Vater neben sich. Der Wagen verschwand im Schloßportal.

Da mußte etwas Besonderes vorgefallen sein, denn Seine Durchlaucht war am Morgen — jetzt war es kaum ein Uhr vorbei — mit Lola zur Seite, in entgegengesetzter Richtung vorüber gefahren, um sich nach dem Jagdschloß Weidmannsheil zu begeben, wo zu Ehren seines Besuches eine fête champêtre stattfinden sollte.

Zu diesem Fest waren wieder alle Mitglieder der Hofgesellschaft, an zwanzig Personen, befohlen worden, demzufolge meine Eltern nicht daheim waren und ich nicht gehindert — auf Mademoiselle Verriers Vorstellungen legte ich keinen Wert — mich sofort erkundigen, was es gegeben. Ich wanderte in Klärchens Begleitung eiligst nach dem Marstall.

Auf dem Wege dahin mußten wir das hintere Schloßthor passieren. Hier sahen wir Märker mit dem leeren Phaethon im Schloßhof herumfahren. Er hatte demnach zu warten, um wahrscheinlich bald wieder wegzufahren.

„Durchlaucht hat gewiß was vergessen,“ meinte Klärchen.

„Warum nicht gar. Zu was würde er sich da meinen Vater mitgebracht haben,“ erwiderte ich und zerbrach mir den Kopf nach einer annehmbaren Lösung des Rätsels. Sollten meine mit Lola im Küchengarten begangenen Sünden hiermit zusammenhängen? — Das schien mir nicht unmöglich. In diesem Falle wäre mein Vater gleich mitgebracht worden, um mich vor des Fürsten Augen durchzuprügeln. Ich schlug deshalb meiner Freundin vor, in die Kuhställe des Kammerguts zu gehen. Dort, meinte ich, würde mich niemand sobald finden. —

Wir hatten bereits sämtliche Ställe, in beständiger Angst vor einem Verfolger, abpatrouilliert, als mir einfiel, daß, wenn meine Vermutung richtig, man jedenfalls sofort nach des Fürsten Ankunft nach mir geschickt haben, noch wahrscheinlicher, Durchlaucht gleich vor unserem Hause vorgefahren sein würde, wie dies bei viel geringeren Anlässen oft geschehen war.

Diese Reflexion bestimmte uns zu vorsichtigem Verlassen des Kammerguts. Als wir hierauf wieder am hinteren Thor des Schloßhofes vorbeikamen, sahen wir den Phaëthon nicht mehr auf diesem kreisen.

Erleichterten Herzens sprangen wir nach der Schloßseite zu, auf der sich der Gartensaal befand. Hier, um die Ecke biegend, hätten wir aber beinahe Seine Durchlaucht angerannt. Zum Tode erschrocken prallten wir zurück und vergaßen zu grüßen.

Ganz gegen seine Gewohnheit, denn der Fürst hatte stets, wenn er uns Kindern begegnete, ein freundliches — „gnädiges“ sollten wir sagen — Wort für uns, ging er diesmal ernst, finster, stumm, ohne uns zu beachten weiter.

Das ließ mein Herz von neuen angstvoll pochen. Erst nachdem ich daheim erfahren, daß nicht nach mir gefragt worden und unser Vater wieder fortgefahren war, fand ich meine Ruhe wieder und wurde — eingedenk der überstandenen Angst — so zahm, daß ich Mademoiselle versprach, ihr heute nicht mehr fortzulaufen, sie vielmehr mit den übrigen Kindern in den Garten zu begleiten.

Dieser lag hinter dem Hause, dicht an der Landstraße. Wir hatten hier eine Zeit lang gespielt, als sich wieder ein Wagen hören ließ, der rasch näher kam. In diesem Tempo fuhr nur Märker, und richtig, er war es auch. Diesmal kutschierte er Lola, an deren Seite unser Vater saß.

Da schlug Mademoiselle Verrier vor, in die Eßstube zu gehen.

Damals begrüßte ich hierin eine mir geltende Rücksichtnahme, heute vermute ich, daß es nur Neugierde unserer Gouvernante war, die sich von den Eßstubenfenstern aus persönlich Aufklärung verschaffen wollte über die so eigentümlich erfolgte Rückkehr des Fürsten, Lolas und meines Vaters.

Den Schloßhof hatten zunächst einige fürstliche Wagen mit den aus Weidmannsheil zurückkehrenden Gästen passiert, dann waren im Schloßthor zwei Pferdeköpfe erschienen, die sich von Zeit zu Zeit auf und nieder, aber nicht nach vorwärts bewegten.

Was mochte das wieder zu bedeuten haben? Sollte Durchlaucht noch einmal ausfahren wollen? Die Köpfe gehörten aber zu braunen Pferden; der Fürst fuhr nur Rappen. Auch war es ein Vierspänner, der in der Schloßeinfahrt hielt, denn nur bei einem solchen ragten die Köpfe der Vorderpferde über das Thor hinaus, wenn der Wagen vor der Innentreppe hielt, und für gewöhnlich wurde nur zweispännig gefahren. Was konnte das nur sein?

„Certainement une caprice de Son Altesse,“ meinte Mademoiselle Verrier.

Es war mehr als ein munterer Einfall, was die Französin doch wohl mit „caprice“ ausdrücken wollte. Es war die Ausführung eines reiflich überlegten, unwiderruflich gefaßten Entschlusses Seiner Durchlaucht.

Es mochte sieben Uhr geworden sein, als endlich vier Pferde aus dem Schloßthor traten, diesen ein großer geschlossener Reisewagen mit aufgeschnallten Koffern folgte. Auf dem Bock neben dem Kutscher saß Monsieur Louis, und aus einem der Fenster lachte, mit dem Fächer lebhaft nach unserem Hause grüßend, Lola. Sie reiste ab! — —

Als der Wagen hinter dem Rentmeisterhaus verschwunden war, soll ich Thränen im Auge gehabt haben. —

Noch am Abend desselben Tages hörte ich Bruchstücke der Geschichte, die mein Vater später oft im Freundeskreis und in meiner Gegenwart erzählte. Sie schilderte die Schlußscene des ersten Aktes von Lolas Debut in Deutschland.

Man war in Weidmannsheil, den anderthalb Stunden von Ebersdorf entfernten, von Seiner Durchlaucht erbauten und besonders geliebten Jagdschloß, angekommen, nachdem ein

Teil des Weges, über den reizend gelegenen Heinrichsstein und durch das liebliche Saalethal, zu Fuße zurückgelegt worden war; hatte die Räume des einem Schmuckkästchen gleichenden Schlößchens bis zur Zinne des Turmes besichtigt — alles unter persönlicher Führung des Fürsten — und sich dann unter prächtigen Eichen- und Lindenbäumen an langer Tafel niedergelassen, um ein déjeuner à la fourchette einzunehmen. Hier angekommen, war Serenissimus mit seinen Gästen durch eine Waldhornfanfare begrüßt worden, die von einem Schirm aus Tannengrün her ertönte, hinter welchem die vereinte Kapelle der Forst- und Bergleute Weidmannsheils und seiner Umgebung postiert war. Dieses Musikkorps bestand nicht durchweg aus Virtuosen, that aber sein Bestes, um die Herrschaften auch während des Mahles mit seinen Leistungen zu erfreuen.

Bei jedem nicht ganz reinen Ton, der von der Tannenwand herüberklang, schnitt Lola, die rechts vom Fürsten saß, ein Gesicht, als ob ihr ein Zahn gezogen würde, und als sie merkte, daß dies Durchlaucht unangenehm berührte, fügte sie ihren Grimassen auch noch pfeifende Töne hinzu. Als dann später — das Frühstück war noch nicht beendet — aus den Kronen der Eichen und Linden Gesang erschallte, das „reußische Volkslied", sprang sie entsetzt von ihrem Stuhle auf, hielt sich die Ohren zu und schrie: „Fi done, c'est horrible, chassez cette canaille!"

Das empörte den Fürsten dermaßen, daß er auch von seinem Sitz aufsprang, den unsichtbaren Sängern — es waren meist Schulkinder — zurief, sich zu entfernen, und, um Lola auf ihren Platz zurückzuführen, deren linkes Handgelenk erfaßte. Dies schien sie wohl falsch verstanden zu haben, denn einen Moment ruhte ihre freie Hand auf dem Dolche im Gürtel; dann verbeugte sie sich aber lächelnd und setzte sich wieder an Durchlauchts Seite.

Als die Sänger hierauf von den Bäumen niederrutschten, lachte Lola hell auf und hetzte Türk, der sich sehr an sie attachiert hatte, auf einen halbwüchsigen Burschen.

Mit zwei Sätzen hatte der mächtige Hund den unglücklichen Sänger erreicht, umgeworfen, ihm die Vorderpfoten auf die Brust gestellt und das scharfe Gebiß gezeigt. Das ließ den armen Teufel verzweifelt brüllen und den Fürsten selbst zur Hilfe eilen. Er faßte Türk am Halsband, riß ihn zurück und rief Lola wütend zu:

„Que cela ne vous arrive plus, Madame — ici, moi je suis le maitre!"

„Et moi," höhnte Lola zurück, „la maitresse!"

Das überstieg die Geduld des Fürsten.

„Sich nicht stören lassen — bitte dringend," wandte er sich an seine übrigen Gäste und entfernte sich rasch in der Richtung des Stallgebäudes, wohin ihm alle Herren nacheilten.

Mit Ausnahme meines Vaters, den Durchlaucht bei sich behalten hatte, kehrten alle bald, auf Befehl des Fürsten, zu den Damen zurück, deren Bestürzung durch den ebenfalls ganz bestimmten Befehl Seiner Durchlaucht, das Fest solle programmgemäß fortgesetzt werden, nicht behoben wurde.

Erst nach und nach schwand diese Bestürzung infolge der originellen, humorvollen Art, mit der Lola sich zu entschuldigen und die frühere Stimmung wieder herzustellen bemühte.

Nach dem Déjeuner zogen sich die Damen in die Gastzimmer des Kavalierhauses zurück, wo sie eine Siesta halten sollten. Nach dieser wurde eine längere Fahrt in die Weidmannsheil umgebenden, meist eingezäunten, reich mit Wild bestandenen Wälder, deren Ruhe- und Aussichtspunkte unternommen. Auf einem der letzteren producierte Lola einen spanischen Nationaltanz, zu dem sie die Melodie sang und der jüngste Leutnant ihren Partner abgeben mußte. Nach dieser Waldfahrt wurde im Speisesaal des Jagdschlosses diniert. —

Mittlerweile hatte mein Vater Seine Durchlaucht nach Ebersdorf begleiten und Rat schaffen müssen, wie Lola zu entfernen sei.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß Lola eigentlich Tänzerin und vom Fürsten nie ernstlich eingeladen worden war, nach Ebersdorf zu kommen. Er schlug daher vor, den ungebetenen Gast mit einem Empfehlungsschreiben an Reissiger, den damaligen Kapellmeister des Dresdner Hoftheaters und persönlichen Bekannten meines Vaters, zu adressieren.

„Süperb," hatte Durchlaucht hierauf geantwortet, „aber — heute noch muß sie außer Landes." —

Mein Vater hatte dann einen Brief an Reissiger verfaßt, diesen nebst einem zweiten, von Serenissimo eigenhändig versiegelten, an Mrs. James adressierten, Lola überreicht, nachdem das Fest in Weidmannsheil beendet und er eine diplomatische Rede gehalten hatte, die mit den Worten schloß: „Son Altesse le prince désire que Madame quitte ses Etats encore aujourd'hui."

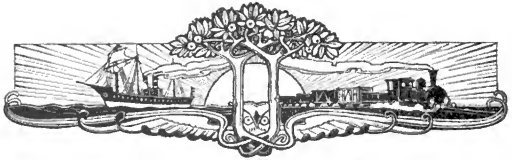
Hierauf hatte Lola spöttisch lächelnd erwidert: „Il ne faut pas faire grande route;" nach einem graziösen: „à Dieu, mesdames, à Dieu, messieurs" meinen Vater in den ersten der vorgefahrenen Wagen gezogen; dessen Kutscher, Märker, zugerufen: „en avant" und meinem Vater: „voilà, c'est moi qui enlève."

Auf der dann folgenden Fahrt hatte sie viel Lustiges erzählt und, in Ebersdorf angekommen, verlangt, daß mein Vater sie bis in ihre Gemächer begleite.

Hier begann sie ihre bereits gepackten Koffer zu durchwühlen und übergab schließlich meinem Vater ein paar Castagnetten mit den Worten: „Pour rappeler la mémoire de mon séjour en votre bout d'Etat." —

In Gesellschaft der Schloß-Christel und des Kammerdieners Louis als Dolmetscher, ohne gold- und silberprangendes Kortège, ohne Vorreiter, ohne Leibkutscher, ohne Relais war Lola dann über Leipzig nach Dresden gefahren.

Vier Tage im ganzen war sie in Ebersdorf gewesen, wo ihr weiterer vielbewegter Lebensgang bis zu seinem am 30. Juni 1861 in New York eingetretenen Ende mit stetem Interesse verfolgt wurde. K. G. M.



Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn.

Von

Einem alten Afrikaner.

(Abdruck verboten.)

Die Frage der deutsch-ostafrikanischen Centralbahn steht seit mehr als Jahresfrist im Mittelpunkte des Interesses aller Kolonialfreunde. Aber ebenso lebhaft wie die Bahn von diesen ersehnt wird, wird sie von anderer Seite befehdet. Die Gegner des weitausschauenden Planes argumentieren nicht ungeschickt. Sie ziehen als Vergleich die Kosten heran, welche andere afrikanische Bahnen verursacht haben, und kommen dabei zu Summen, die um das Doppelte oder Dreifache die Voranschläge übersteigen. Wenn das bei anderen afrikanischen Bahnen der Fall sei, warum solle es da bei unserer Centralbahn nicht zutreffen? Und schließlich kommen sie dann zu dem Ergebnis: „Es ist ein Segen, daß das Centralbahnprojekt am Portemonnaie der deutschen Steuerzahler bisher vorbeigegangen ist, und es ist die Aufgabe jedes kaltblütig rechnenden Politikers, alles zu thun, daß es nie und nimmer zur Ausführung kommt."

Die englische Ugandabahn gibt z. B. ein wenig erbauliches Bild. Statt des Voranschlags von 45 Millionen werden nach Fertigstellung die Kosten auf vielleicht 120 Millionen aufgelaufen sein. Wie eine so ungeheure Ueberschreitung des Anschlags möglich ist? — Sie ist zunächst die natürliche Folge der Leichtfertigkeit, mit welcher die Trace von den englischen Ingenieuren festgestellt worden ist! Ferner wohnen viele, viele Meilen weit, auf Gebieten, die an 20 Marschtage zum Durchqueren erfordern, rechts und links von der Ugandabahn keine Menschen. Folglich mußten nicht nur die Arbeiter von außerhalb beschafft werden, sondern es war auch nötig, alle Nahrung der Bahnarbeiter nachzuführen. Ersterem Mangel suchte der praktische John Bull dadurch abzuhelfen, daß er 1896 von Sansibar mehr als hundert „Aufrührer" in Ketten nach Mombassa zum Bahnbau überführte. Aber diese Kräfte reichten nicht hin, und da ansässige Neger in jenen Gegenden, wie gesagt, nicht vorhanden sind, so mußten für schweres Geld Inder zum Bahnbau auf Schiffen herbeigeschafft werden. Dazu kam, daß für die große Armee von Bahnarbeitern der Getreideertrag der Küste nicht ausreichte. So mußten Nahrungsmittel selbst für die Farbigen über See eingeführt werden. Schließlich verlangten die Inder bei der Beköstigung Rücksichten auf ihre Kultusvorschriften, die man wohl oder übel bewilligen mußte, wollte man nicht die Arbeiter verlieren. Die größten Unkosten aber wurden dadurch verursacht, daß nicht einmal überall an der Trace Wasser zu haben war und durch Träger herangeschafft werden mußte!

Ähnliche Schwierigkeiten sind bei der deutschen Centralbahn ausgeschlossen. Arbeiter, Nahrungsmittel und Wasser werden überall reichlich vorhanden sein, und erstere sogar zu sehr billigem Tageslohn.

Ängstliche Gemüter wenden mir vielleicht ein: „In Ostafrika hat es bekanntlich von 1898 auf 1899 auch ohne Bahnbau Hungersnot gegeben. Wenn nun alle die Bahnarbeiter dem Feldbau entzogen werden, wie wird es da erst werden mit der Teuerung!" Zur Beruhigung kann ich darauf verweisen, daß in Afrika die Äcker meist nicht durch die Männer, sondern durch die Frauen bestellt werden. Die Herren der Schöpfung werden also durch Arbeit am Bahnbau nicht nur der Feldarbeit nicht entzogen, sondern werden durch sie überhaupt erst zur Arbeit angehalten. Übrigens hat wirkliche Hungersnot nur in dem nördlichen Küstenbezirke, also im weiteren Bereiche der Plantagen, und in Ugogo bestanden.

Ganz Unyamwesi, ganz Usukuma, überhaupt das ganze Zwischenseengebiet wußte nichts von Hungersnot. Sobald wir erst die

Heuschrecken in der Gewalt haben, und das scheint durch Entdeckung des Heuschreckenpilzes ziemlich sicher, ist in jenen Bezirken das Schreckgespenst der Hungersnot nicht mehr zu befürchten, es müßte denn zwei Jahre lang überhaupt nicht regnen. Und sobald wir eine Bahn bis Tabora haben, ist in der ganzen Kolonie kein Mangel an Nahrung mehr zu befürchten.

In Deutsch-Ostafrika sind übrigens schon rein technisch die Vorbedingungen viel günstiger, als sie bei der englischen Ugandabahn waren. Während dort das Gelände, welches es zu bezwingen galt, fast unbekannt war, ist gerade der für die Centralbahn in Betracht kommende Teil unserer Kolonie rein geographisch betrachtet recht genau bekannt. Ferner ist nicht zu vergessen, daß unserer Bahn größere technische Schwierigkeiten nur im ersten, nahe dem Ocean gelegenen Drittel harren, während auf englischem Gebiete sich die größten Schwierigkeiten nahe dem Victoria-Nyanza — also im Herzen des Erdteils, sehr weit von der Küste entfernt — vorfinden. Auch dieser Umstand ist infolge des Überlandtransportes der Baumaterialien von nicht unerheblichem Einflusse auf die Baukosten.

Die Gegner der Centralbahn, welche auf die großen Etatsüberschreitungen bei der englischen Ugandabahn hinweisen, berücksichtigen aber ganz besonders zwei sehr wichtige Umstände nicht, auf die ich näher eingehen muß. Wir Deutsche sind besonders bei staatlichen Unternehmungen gewöhnt, daß das Geld auch wirklich für denjenigen Zweck verwendet wird, für den es bewilligt wurde. Und jedermann kann in Mombassa hören, falls er nur gesunde Ohren hat und hören will, daß fast die Hälfte des „beim Bahnbau verbrauchten" Geldes unterwegs kleben geblieben ist!

Zu dieser Unehrlichkeit kommt eine Materialvergeudung, die für jeden an Ordnung gewöhnten Menschen wenig erfreulich ist. Allein die in Kilindi liegenden Materialien, welche dort verrosten und verfaulen, haben einen Wert von mehreren Millionen.

Eines aber könnten unsere Ingenieure für die Centralbahn von den Engländern lernen: praktische und doch billige Bahnhöfe, die vorerst allen billigen Ansprüchen genügen, verstehen sie zu bauen! Allerdings müssen künstlerische Rücksichten hierbei zurücktreten.

Eine einzige Ausnahme dürfte in dieser Hinsicht freilich sehr wünschenswert sein. Dar-es-Salaam macht mit seinen massiven Bauten von allen hier genannten Städten der afrikanischen Ostküste nach dem übereinstimmenden Urteile aller Reisenden — sogar der Engländer — allein den Eindruck einer wirklichen Stadt. In eine solche Umgebung würde eine Wellblechbude von Bahnhofsgebäude wenig passen. Hier müßte, wenn nicht ein monumentales Gebäude, so doch immerhin ein würdiges Bauwerk stehen, das sich wenigstens einigermaßen in den Rahmen der Stadt einfügt. Mit der Errichtung dieses Bahnhofes könnte ja aber so lange gewartet werden, bis bei Bogu oder Kisserawe Ziegeleien entstanden sind, die billigeres Baumaterial liefern könnten, als die zur Zeit fast allein verwendeten Korallensteine darstellen. Dar-es-Salaam allein verdient einen schönen, imposanten Bahnhofsbau! —

Welches sind nun die Zwecke, denen die Ostafrikanische Centralbahn dienen soll?

Die Gegner der Bahn pflegen bei Besprechung dieses wichtigen Themas mit vollem Brustton auszurufen: „Wir sehen von den nicht-wirtschaftlichen, d. h. den politischen, militärischen, administrativen, humanitären Zwecken von vornherein ganz ab." Sie wollen dem Hörer einreden, sie betrachteten die Sache rein objektiv und hielten sich von jeder „Gefühlsduselei" fern.

Aber die Herren begehen damit einen großen Fehler, da eine ganze Anzahl dieser „ideellen Zwecke" sehr bald auch reale Werte darstellen wird, größere vielleicht, als die kühnste Phantasie sich ausmalen kann, Werte, die aber nicht gehoben werden oder jedenfalls für Deutschland verloren gehen, wenn der Bahnbau unterbleibt. Doch sehen wir uns einmal diese rein ideellen, ganz besonders die humanitären Aufgaben näher an, welche die Bahn zu lösen haben wird!

Als Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eintrat, war der erste leitende Gesichtspunkt selbstverständlich der zu erwartende wirtschaftliche Vorteil. Unsere in den letzten Jahren so überraschend schnell aufgeblühte Industrie braucht die Einführung von Rohstoffen ebenso, wie sie möglichst stark bevölkerte Absatzgebiete für ihre Erzeugnisse nötig hat. All dies sollten die Kolonien bieten. Aber derartige Vor-

teile, wie man sie für unsere Industrie erhoffte, legen selbst dann, wenn sie erst noch von der Zukunft erwartet werden, Verpflichtungen auf. Oder wollen wir es gleich am Beginn unserer kolonialen Thätigkeit machen wie die Spanier oder die Portugiesen? Wollen wir aus den anektierten Ländergebieten nur Vorteile ziehen, ohne ihnen dafür die Segnungen der Kultur zu bringen?

Die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit einer günstigen wirtschaftlichen Entwickelung unseres Kolonialgebietes in Ostafrika kann nur von jemand bestritten werden, der das Land und ganz besonders auch die Eingeborenen nicht kennt. Vorbedingung für die wirtschaftliche Entwickelung eines Landes ist nämlich nicht nur der Charakter desselben an sich, d. h. das reichliche Vorkommen wertvoller Mineralien und natürliche Fruchtbarkeit. Mindestens ebensoviel Einfluß hat auch die Bevölkerungsdichte.

Die Ergebnisse der Schätzungen über die Bevölkerungsanzahl unserer Kolonie, welche bis vor einigen Jahren noch von Reisenden und auch amtlich vorgenommen worden sind, weichen überaus stark voneinander ab. Dies hat in weiten Kreisen Verwunderung erregt. Wenn man aber weiß, wie diese Schätzungen zustande gekommen sind, dann findet man es sehr begreiflich. Ein bekannter Reisender verfuhr auf folgende Weise. In einer Gegend, die nur Tembenbau kennt, zählte er unter Beihilfe seiner farbigen Begleiter die Insassen von drei bis vier solcher Temben. Dann stellte er von einem Hügel oder auch nur von dem Dache einer Tembe aus die Zahl der auf dem von ihm überblickten Gelände von mehreren Quadratkilometern Größe sichtbaren Temben fest, vervielfachte hiermit die vorher ermittelte Durchschnittsziffer von Bewohnern, schätzte nach eigner Kenntnis des Landes das Verhältnis zwischen Steppe und bewohntem Lande ab und fand so sein Ergebnis der Bevölkerungsdichtigkeit. Ob alle Bewohner sich in der Tembe befanden, oder ob ein Teil vor dem „weißen Teufel“ geflohen war, ob eine Tembe groß oder klein war, das kümmerte diesen „Afrikaforscher“ nicht weiter. Und doch hätte besonders die Größe der Temben berücksichtigt werden müssen, denn ich habe z. B. Temben gesehen, die kaum einige Hundert Insassen aufwiesen, während in anderen wieder mehrere Tausend Menschen wohnten. Daß die auf solchen Grundlagen aufgebaute Schätzung unsinnig sein muß, ist ohne Zweifel!

Die amtlichen Kreise unserer Kolonie bemühten sich dagegen möglichst genaue Zählungen anzustellen. Natürlich konnten hierbei nur die Umgebungen der Stationen und Missionen in Betracht kommen. Die Zahl dieser Centralpunkte von Ansiedelungen der Weißen ist freilich in Vergleich zu dem großen Gebiete recht beschränkt. Trotzdem haben schon diese Zählungen ein für den Nichtkenner überraschendes Ergebnis gehabt. Während man früher die Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas auf höchstens vier Millionen schätzte, muß man jetzt mindestens sechs bis sieben Millionen annehmen. Meinen Erfahrungen nach stimmt aber auch dies noch lange nicht: Besonders im Zwischenseengebiet sind mir zahlreiche Gegenden bekannt, in denen die Karawanenstraße stundenlang, bisweilen sogar tagelang ununterbrochen durch Felder führt. Nur Dörfer und Weidegründe unterbrechen bisweilen das bebaute Land. Ich glaube nicht zu hoch zu greifen, wenn ich schon jetzt die Bevölkerung Deutsch-Ostafrikas auf zehn bis zwölf Millionen schätze. Immerhin ist das bei der großen Ausdehnung der Kolonie noch recht wenig.

Seitdem Deutschland von der Kolonie Besitz ergriffen hat, ist die Bevölkerungsdichtigkeit sicherlich nicht zurückgegangen, ja aus dem an vielen Stellen zu beobachtenden Neubau von Dörfern, ohne Aufgabe der alten Wohnstätten, muß man annehmen, daß die Zahl sich trotz der zahllosen Todesfälle erheblich vermehrt hat.

Was hat dies alles aber mit der Centralbahn zu thun? — Ganz ungeheuer viel! Sie kann nämlich einen großen Teil der Todesursachen beseitigen oder zum mindesten abschwächen!

In unserer Kolonie stirbt ein wesentlicher Procentsatz der Eingeborenen eines nicht natürlichen Todes.

Früher wurde oft eine Decimierung der Bevölkerung hervorgerufen durch Sklavenjagden und den Verkauf der Landeskinder durch die eingeborenen „Sultane“ an Sklavenhändler. Das ist viel besser geworden seit die Kolonie unter deutscher Verwaltung steht. Sklavenjagden haben seit Jahrzehnten überhaupt schon nicht mehr stattgefunden. Teilweise lohnte der

Menschenfang wegen der verhältnismäßig geringen Bevölkerung nicht mehr; dann aber sagten sich die Araber selbst, daß die noch vorhandenen Völkerschaften erhalten bleiben müßten, weil sonst der Marsch ins Innere aus Nahrungsmangel nicht mehr möglich gewesen wäre. Teilweise unterblieben die Sklavenjagden auch wegen der Kriegstüchtigkeit verschiedener Bantuneger, z. B. der Wagogo, Wanyamwesi, Wagwangwara, Wahehe ꝛc.; der Araber setzt nämlich sein Leben nicht gern aufs Spiel. Aber auch der Verkauf von Eingeborenen in die Sklaverei spielt heute keine erhebliche Rolle mehr. Er besteht freilich ohne jeden Zweifel noch in mäßigem Umfange trotz aller Wachsamkeit der Stationen und ist deshalb nicht ganz ohne Einfluß auf die Bevölkerungszunahme, weil es sich bei diesem Handel fast ausnahmslos um junge Weiber handelt.

Äußere Kriege sind heute gleichfalls von untergeordneter Bedeutung. Aber vor wenigen Jahren noch decimierten die Überfälle der Wagwangwara-Mafiti, der Wahehe, der Massai die Bevölkerung an der Küste wie im Inneren. Am Nyansa hatte die Bevölkerung namentlich unter den Einfällen der Waganda zu leiden. Ganze Flotten von 200—300 ihrer recht seetüchtigen Kanoes, von denen viele 60—100 Mann fassen, wenn die Ruderer mitgerechnet werden, überfielen ganz unerwartet einen Küstenstrich. Was sich zur Wehr setzte, wurde totgeschlagen, alles andere, Männer, Weiber, Kinder, Waffen und Hausrat, bis auf die Rinderherden herab, wurde auf die Kanoes verladen und nach Mtesas Hauptstadt geschleppt.

Alle diese Einfälle haben, wenn auch erst in den letzten Jahren, gänzlich aufgehört. Ebenso sind die Kriege der kleineren Sultane untereinander wenig von Bedeutung. Dagegen fallen bei Aufständen, welche durch die Schutztruppe niedergeschlagen werden müssen, meist eine ganz erhebliche Zahl von Männern und Weibern. Wichtig ist hierbei besonders, daß eben diese Männer und Weiber in ihren besten Jahren stehen, denn Kinder und Greise sind fast ausnahmslos Gegner des Krieges.

Diese Menschenleben könnten der Kolonie durch die Bahn erhalten werden! Wenn die Centralbahn gebaut ist, wird es möglich sein, die Zahl der Stationen zu vermehren und damit die Bezirke zu verkleinern. Ein Expeditionskorps könnte jederzeit dann schnell dahin geworfen werden, wo es nötig sein sollte. Und in den ersten Jahren werden solche Maßregeln gewiß noch öfter nötig werden, denn die Durchführung der Hüttensteuer wird sicherlich noch einigen Widerstand, vielleicht sogar einige kleinere Aufstände zeitigen. Das dürfte sich aber bald geben. Sieht der Neger, daß eine Sache rücksichtslos durchgesetzt wird, nötigenfalls unter Anwendung von Gewalt, so ergibt er sich darein. Dann ist es eben Amri ya Muungu, d. h. Befehl Gottes!

Für die Entvölkerung unserer Kolonie viel wichtiger als diese Ursachen sind Giftmorde und Hungersnot mit anschließenden Epidemien. Die ersteren sind nämlich in vielen Gegenden geradezu an der Tagesordnung. Es ist ja auch so leicht, der Pombe, dem Bier der Neger, eines der unfehlbar tödlich wirkenden Pflanzengifte beizumischen und so eine unliebsame Persönlichkeit aus dem Wege zu räumen!

Blutmorde sind in unserer Kolonie nicht häufig, weil sie mit eigner Gefahr verbunden sind und weil bei ihnen die Strafe fast sicher ist, da sie gewöhnlich bekannt werden.

Naturgemäß werden die Mordthaten bekämpft, aber wie gering kann dieser Einfluß nur sein! Übertragen wir die Entfernungen auf deutsche Verhältnisse, so könnte man sagen: wie soll ein Verbot, das in Berlin als Stationsort erlassen ist, bis nach Magdeburg oder Küstrin wirken, wenn keine leistungsfähigen Verkehrswege und keine Nebenstationen vorhanden sind?

Am verheerendsten wirken unter der Bevölkerung naturgemäß Hungersnot und Epidemien: — einen furchtbaren Beweis hierfür haben ja die beiden letzten Jahre erbracht. Oberflächlich betrachtet scheinen Naturereignisse: — hier besonders also Regenmangel und Heuschrecken — die Hungersnöte hinreichend zu erklären. In Wirklichkeit aber tragen sie keineswegs allein die Schuld. Genau wie in Europa besteht hier in Deutsch-Ostafrika der Zug vom Lande in die Stadt. Man sehe sich nur die Hafenplätze an! Was waren sie noch vor zehn Jahren? Tanga, Dar-es-Salaam und andere? Bagamoyo ist vielleicht zurückgegangen an Bedeutung und Bevölkerungsanzahl; die anderen aber

haben sich gewaltig vergrößert. Wie könn es auch anders sein? Landarbeit ist mühsam und dabei wenig lohnend. Was bietet außerdem das Dorf dem Neger? — Eine Pfeife Tabak, ein Gelage in Pombe (Negerbier) oder Tembo (Palmwein), hier und da eine durchtanzte Nacht, das ist außer der Liebe alles, denn die Arbeit überläßt er wohlweislich dem Weibe! Wie anders sieht es da in der Stadt aus. Was früher nur der Araber oder der Reiche haben konnte, kann der arme Neger sich bei mäßiger Arbeit jetzt auch leisten. Die vielen Europäer brauchen zahlreiche Bois, und in einer Stellung als Boi wird nach seinen Begriffen ungeheuer viel verdient, noch dazu bei ganz geringer Arbeitsleistung.

Auch seine Frau, die er sich häufig genug gekauft hat, zieht naturgemäß aus dem Leben des Boi Vorteil. Sie ist Modedame, die stets das neueste Muster von Kongas (viereckiges buntes Kattuntuch für die Weiber) haben muß, wenn sie ihrem Herrn und Gebieter nicht böse Stunden bereiten soll. Arbeit, gar Feldarbeit, kennt sie nicht mehr; ja sie hält sich ihre eigne Bedienung: sie hat es ja dazu! Solche Bedienung hält sich jeder Boi, ja auch jeder Askari (farbige Soldat). Alle wollen leben, müssen essen. Und was ein Negermagen verschlingen kann, davon kann sich nur der einen Begriff machen, der einen deutschen Soldaten im Manöver hat essen sehen; aber notabene, der Neger übertrifft ihn bei weitem. Riesenmengen gehören dazu, um alle diese Tausende, deren Weiber sämtlich der Landwirtschaft entzogen worden sind, zu erhalten!

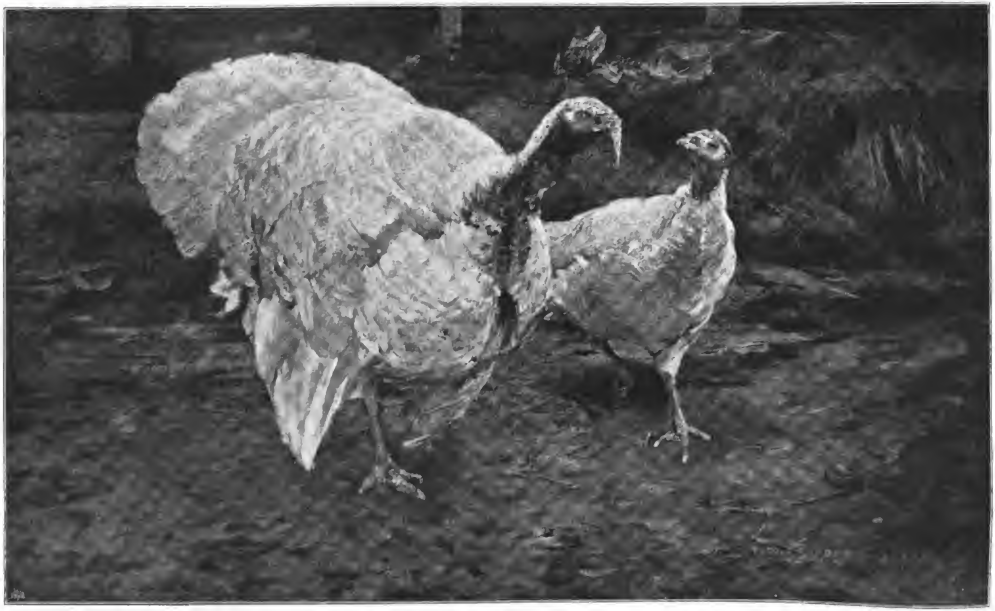
Derselbe Vorgang spielt sich auf den Plantagen ab. Allzugroße Ackerflächen sind überhaupt nicht vorhanden; viel Land für Negerkultur kann somit nicht abgegeben werden. Also auch hier sind die kauftätigen Eingeborenen auf die Zufuhr angewiesen. Woher soll diese aber kommen? Diese Kalamität wird nicht abnehmen; nein, mit dem Anwachsen der Städte, mit der Zunahme des Plantagenbaues wird sie steigen, und vielleicht wird sie — falls nicht Abhilfe geschaffen wird — die ganze Existenz der Plantagen in Frage stellen.

Teilweise kommt das mangelnde Getreide ja auf dem Seewege von auswärts. Aber wozu soll man das aus dem Auslande einführen, was im eignen Lande jederzeit im Ueberfluß zu haben ist? Die angeblich öden Hochflächen Unyamwesis und Ussukumas, auf denen nach der landläufigen Ansicht nur das Buckelrind gedeiht, stehen nach afrikanischen Begriffen in hoher Kultur! Da kann man Getreidefelder und Ernteerträge sehen, über die man staunen muß. Gelingt es die Schätze dieser Kornkammer unserer Kolonie an die Küste zu bringen, so ist aller Ernährungsnot ein Ende gemacht.

Heute freilich ohne Bahn, also ohne die Möglichkeit, das Korn den konsumierenden Bezirken zuzuführen, sind diese Schätze wertlos. Ganze Züge von Eisenbahnwagen könnte man allein damit beladen, was vorerst einfach verkommt. Dort kennt man keine Hungersnot und hat sie seit langer Zeit nicht mehr kennen gelernt. Kann man erst die Errungenschaft des Heuschreckenpilzes vollkommen ausnützen, so wird in diesen gesegneten Himmelsstrichen Nahrungsmangel überhaupt nicht mehr eintreten können. Zu einem solchen Kampf gegen die Heuschrecken gehört aber ein dichteres Netz europäischer Stationen, von denen aus schnell die verderbenbringenden Schwärme geimpft werden können, und zum Versenden der Getreidevorräte gehört eine Bahn!

Küsteneuropäer haben in den letzten Jahren über Trägermangel geklagt. Soll man sich aber darüber wundern? Auch in unserer ostafrikanischen Kolonie funktioniert die Negerpost vorzüglich. Sowohl Wanyamwesi als Wassukuma wußten sehr genau Bescheid über die Knappheit aller Nahrungsmittel und über die Pocken an der Karawanenstraße. Da blieben sie natürlich lieber daheim! Die Neger wissen ganz genau, daß die jetzige Art der Transportmittel, die Träger, zur Weiterverbreitung der Seuchen sehr viel beitragen. Auch von deutscher amtlicher Seite ist mehrfach auf diese Thatsache hingewiesen worden; Beachtung hat es in den interessierten Kreisen scheinbar aber nur wenig gefunden.

Diese Gleichgültigkeit ist vom wirtschaftlichen Standpunkte aus unbegreiflich. Als ich noch nicht lange in Afrika war, bin ich einmal zur Zeit einer Pockenepidemie, die sich an Hungersnot anschloß, die Hauptkarawanenstraße ins Innere gezogen. Denke ich an die Scenen, welche ich da beobachten mußte, so sträuben sich mir in der Erinnerung



Truthühner. Nach dem Gemälde von Rudolf Schramm-Zittau.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

noch jetzt die Haare. Skelette, Leichen, Todkranke, die an der Straße lagen, zählte ich zu Hunderten. Einen entsetzlichen und grauenhaften Eindruck machte all dies Elend besonders deshalb, weil ich mir sagen mußte, daß ich nicht helfen könne. Die hier vorübergehenden Träger stecken sich leicht an und verschleppen die Seuche. Bei Eisenbahnverkehr wäre die Möglichkeit genügender Desinfektion viel größer und die Gefahr der Übertragung unendlich viel geringer.

Natur des Landes und Selbsterhaltungstrieb fügen es, daß auch der Neger in geschlossenen Gemeinden bezw. Dorfschaften wohnt, und zwar sind bisweilen gewaltige Menschenmengen auf einen beschränkten Raum zusammengedrängt. Jahre, vielleicht Jahrzehnte hindurch sind in einer solchen Niederlassung die Pocken nicht aufgetreten. Zufällig ist ein Ortseingesessener zur Küste gewandert und kann sich, genesend oder auch todkrank, gerade noch bis nach Hause schleppen. Welche grauenhaften Folgen das hat, kann man sich daheim gar nicht vorstellen, man kann es nicht einmal annähernd ahnen! Wir haben ja in Deutschland infolge des segensreichen Impfzwanges so wenige Pockenfälle, daß die meisten Aerzte diese Krankheit nur theoretisch kennen. Zu Hunderten und Tausenden sterben die Eingeborenen dahin, und nach wenigen Wochen sind von einem dichtbevölkerten Dorfe nur ein Dutzend mit Narben übersäter und zu Skeletten abgemagerter Genesender übrig, die von der Stätte des Grausens fliehen. Wer als Impfgegner nach Afrika kommt und solche Erntefelder des „Schwarzen Todes“ auf seinen Wegen sehen muß, der kehrt als eifriger Apostel der Schutzpocken zurück! Wohl ist auch in Deutsch-Ostafrika viel geimpft worden, von Ärzten sowohl als von Laien. Aber was wollen 50 000, ja 100 000 Impfungen besagen gegenüber einer Bevölkerung von vielen Millionen?

Neben den Verheerungen durch die Pocken spielen die Verluste durch andere Krankheiten, selbst durch Dysenterie und Pest, gar keine Rolle. Gegen die bösartige Ruhr hat man die wenigstens bei Negern geradezu spezifisch wirkende Ipecacuanha; sie ist also nicht sehr zu fürchten. Freilich die Pest wird man nie ganz los werden, und daß sie ungeheure Sterblichkeitsziffern bedingen kann, konnte man vor kurzem in Indien sehen. Trotzdem wird sie im Innern Afrikas kaum je eine Gefahr bilden, obwohl wir in Uziba, medizinisch ausgedrückt, einen endemischen Herd haben. Professor Robert Kochs Berichte haben diesen Seuchenherd allgemein bekannt gemacht. Gute Kenner unserer Kolonie wußten darum schon vorher, schwiegen aber aus begreiflichen Gründen darüber, geradeso wie die Engländer noch immer nichts davon verlauten lassen, daß es in ihrem ostafrikanischen Gebiete sogar mehrere solcher Seuchenherde gibt! Seit einem halben Jahrhundert schon und darüber — nicht erst seit etwa zwanzig Jahren, wie Professor Koch irrtümlich berichtet — ist die Pest dort einheimisch. Als ich, lange vor Kochs Veröffentlichungen, jene Gegend bereiste, hörte ich von den berühmten „ältesten Leuten“, daß es dort mit der Pest immer so gewesen sei. Ganz erlischt sie nie; aber sie hat es auch seit Menschengedenken über ein leichtes Aufflackern nicht gebracht.

Wie wenig gefürchtet bei den Eingeborenen die Pest gegenüber den Pocken ist, zeigt sich auch in folgender Maßregel, die ich hinter Bukoba vielfach beobachtet habe. Die Bananenhaine, in denen die Pest herrscht, werden nie für den Durchgang gesperrt; kommt dagegen ein Pockenfall vor, so darf niemand mehr heraus. Wer absichtlich oder zufällig hineingeriet, muß darin bleiben, bis die Krankheit erloschen ist. —

Will man in gedeihlicher Weise Kolonialpolitik treiben, so darf man sich nicht darauf beschränken, die Ursachen abzustellen, die eine Verminderung der Einwohnerschaft zur Folge haben; man muß auch Mittel und Wege suchen, um eine raschere Zunahme der Bevölkerung herbeizuführen! Frankreich sucht bekanntlich für das eigene Land nach derartigen Mitteln seit Jahren vergeblich. Bei uns in Ostafrika liegt die Sache weit aussichtsreicher: Natur und Menschen bieten treffliche Vorbedingungen, nur die verkehrten Verhältnisse stehen hinderlich im Wege!

Unter diesem Gesichtspunkte müssen wir noch einmal auf das unselige Trägerwesen einen Blick werfen. Gerade unsere besten, zur Arbeit brauchbarsten Stämme, die Wanyamwesi und Wassukuma, stellen die meisten Träger, und sie also werden durch den ungünstigen Einfluß des Trägerwesens auf die Volksvermehrung besonders hart getroffen.

Geht der Myamwesi oder Msukuma als Träger zur Küste, so läßt er Weib und Kind meist zurück. Nur in seltenen Ausnahmen begleitet die Frau ihren Mann. Seine Abwesenheit dauert drei, vier, ja fünf Monate oder auch noch länger, und in Afrika hält es der Storch gerade so wie bei uns: bei so langer Abwesenheit des Mannes ist er unter Umständen sehr lässig in seiner Thätigkeit. Freilich weder Mann noch Weib sind gewöhnlich große Kinderliebhaber; aber nach der Sitte des Landes sind Mädchen so gut wie Wertbesitz. Folglich ist es, wenn nicht angenehm, so doch vorteilhaft, Kinder zu haben. Bringt der Storch einen Jungen, so ist das eben Pech, man findet sich aber damit ab.

Einfach in Anschauungen und urwüchsig in vielen Sitten, weiß der Neger sich allerdings zu helfen, wenn er sich als Träger anwerben läßt. Kurz entschlossen übergibt er seine zwei, drei und mehr Weiber seinem Bruder oder Vetter. Vielleicht glaubt mancher aus diesem Gebrauche schließen zu dürfen, daß die Anschauungen der Neger über die Ehe recht weitherzig seien. Da irrt er aber sehr. Ehebruch wird bei manchen Stämmen in ganz grausiger Weise bestraft. Die Wanyamwesi z. B. haben noch in den achtziger Jahren ehebrecherische Frauen in so fürchterlicher Weise für ihr Verbrechen zu Tode gemartert, daß eine Beschreibung hier unmöglich ist.

Es ist statistisch längst festgestellt, daß die Polygamie nirgends sonderlich vorteilhaft für die Volksvermehrung ist. Geht die Sache aber gar so weit wie hier nicht selten infolge des Trägerwesens, so wird sie zur Kalamität. Daß auch in diesen Verhältnissen die Centralbahn gründlich Wandel schaffen würde, liegt auf der Hand.

Aber noch eins. Es gibt in unserer Kolonie weite Gegenden mit üppigem Graswuchs, in denen sich schon bei geringer Tiefe Grundwasser findet. Zahllose Herden von Wild finden dort reichliche Nahrung, so daß sie feistes Wildbret geben. Ebensogut würden hier Negerkulturen gedeihen, würden Rinder, Schafe und Ziegen Nahrung finden. Häufig sind nun die Niederlassungen der Neger so dicht bevölkert, daß das Land all die Bewohner kaum ernährt. Aufgabe einer weitblickenden Kolonialverwaltung müßte es sein, aus den übervölkerten Bezirken ganze Dorfschaften mit allen ihren Familien in solchen fruchtbaren Steppen anzusiedeln. Die Wanyamwesi haben seit geraumer Zeit schon selbst das Bedürfnis gefühlt, sich auszudehnen. Kaum eine Gegend unserer Kolonie weist nicht vereinzelte ihrer Siedlungen auf.

Welcher Art die politischen, militärischen und administrativen Vorteile einer ostafrikanischen Centralbahn sein würden, liegt auf der Hand. Es ist deshalb überflüssig, hierauf näher einzugehen. Schließlich müssen wir aber doch auch noch auf die rein wirtschaftlichen Perspektiven, die der Bau einer großen Bahn in unserer ostafrikanischen Kolonie erschließen würde, einen Blick werfen. Denn hier ist ja der Punkt, an dem die Gegner des Unternehmens am liebsten die Hebel einsetzten, um es zu stürzen. „Elfenbein und Gummi sind so ziemlich die einzigen Produkte unserer Kolonie, deren Transport aus dem Innern an die Küste sich lohnen würde, und von der Beförderung von Gummi und Elfenbein kann eine große Bahn nicht existieren", in diesem Gedanken gipfelt gewöhnlich die Argumentation, daß die ostafrikanische Centralbahn schmählich Fiasko machen würde. Wenn es thatsächlich nichts anderes zu befördern gäbe als diese zwei Produkte, so wäre ein Bahnbau ganz gewiß sehr kostspielig, denn nicht einmal die Betriebskosten würden dabei herauskommen, von Zinsen oder Erträgnissen gar nicht zu reden.

Freilich ist der Reichtum unserer Kolonie an Elfenbein größer als man im allgemeinen annimmt. Wenn häufig gesagt wird, in Deutsch-Ostafrika gäbe es keine Elefanten mehr, so ist das ein Irrtum. Die schwarzen Elefantenjäger verheimlichen nur ihre Jagdgründe, weil sie wohl nicht mit Unrecht die Konkurrenz der Europäer und eine schärfere Beaufsichtigung durch die Stationen fürchten. Nur wenige Forschungsreisende haben durch Zufall solche Elefanten-Jagdgründe kennen gelernt, und diese können ihre Kenntnis nur zum geringsten Teile ausnutzen, da sie Offiziere sind. Mir selbst sind auf meinen Reisen drei Gebiete bekannt geworden, in denen nicht Dutzende, sondern Hunderte von Elefanten leben. Wären wir bei unserem Elfenbeinexport nur auf die Zufuhren aus englischem und kongostaatlichem Gebiete angewiesen, so würde derselbe erschreckend niedrig sein.

Das aus Uganda und dem Kongostaate eingeführte Elfenbein ist jedoch an Menge nicht annähernd gleich dem an der Küste nach Europa verfrachteten. — Aber die Elfenbeinschätze unserer Kolonie haben an sich mit der Bahn nichts zu thun. Weder auf den Elfenbein- und Gummitransport noch auf den dadurch allein bedingten Tauschwarenimport kann sich die Rentabilität der Centralbahn stützen. Für sie kommen ganz andere Punkte in Betracht!

Ohne jeden Zweifel lebensfähig, und dabei unbedingt notwendig für die Entwickelung der ausnutzbaren Randgebirge sind nach der Ansicht aller Kenner unserer Kolonie Strichbahnen, beispielsweise die Usambara- und die Ulugurubahn. Denn, wenn unsere Plantangengebiete nicht an das weltenverbindende Meer angeschlossen werden, so können sie nie aufblühen. Darum wird eben jetzt schon die Usambarabahn gebaut, darum werden später andere Strichbahnen von selbst folgen. Damit werden sich naturgemäß auch die größeren Plantagen-Unternehmungen vermehren. Leider weiß nun aber schon jetzt jeder Plantagenleiter, ja auch fast jeder andere Unternehmer an der Küste ein Lied zu singen von Arbeitermangel. Zwar haben wir in den Wanyamwesi und Wassukuma vorzügliche Arbeiter in reichen Mengen; beide Stämme, die miteinander nahe verwandt sind, mögen zusammen etwa 2 000 000 Köpfe zählen. Aber es ist überaus schwierig, diese Arbeiter an die Küste zu bringen. Man hat versucht, eine Art Sachsengängertum auszubilden. Das ist aber mißlungen, weil die Eingeborenen ihre Frauen nicht mitnehmen konnten und weil an der Küste und in den Plantagenbezirken oft nicht genügende Mengen von Nahrungsmitteln vorhanden waren. Soll der Neger arbeiten, so muß er vor allen Dingen viel, ja *sehr* viel zu essen bekommen, ich habe ja schon bei einer anderen Gelegenheit betont, daß er ganz unglaubliche Mengen vertilgen kann. Bekommt er satt zu essen, so verrichtet er jede ihm aufgetragene Arbeit vorzüglich; fehlt ihm aber die nötige *Menge*, dann ist er zu nichts zu gebrauchen.

Nun reicht aber schon jetzt die in den Küstenlandschaften produzierte Menge von Nahrungsmitteln nicht annähernd zur Ernährung der hier beschäftigten Arbeiter, denn keineswegs nur in den Hungerjahren wird nach Ausweis der Zollstatistik Reis und Negerkorn über See eingeführt! Und das wird mit dem Wachstum der Städte und der Zunahme der Plantagen schlimmer und schlimmer werden!

Sollen denn nur Indien, Madagaskar ꝛc., die uns diese Nahrungsmittel der eingeborenen Arbeiter zuführen, den Vorteil haben, wenn sich unsere Kolonie entwickelt? Dies ist wahrlich nicht nötig, denn Unyamwesi und Ussukuma sind schon jetzt wahre Kornkammern, und Ugogo kann es durch Brunnenbohrungen werden. Aus diesen Landschaften würde die Centralbahn Getreide und Reis zu billigerem Preise an die Küste liefern können, als sie jetzt das Schiff aus Indien und anderswoher bringt.

Aber auch die anderen Gegenden unserer Kolonie entbehren natürliche Schätze nicht. So bringen die vielgeschmähten Steppengebiete außer Nahrungsmitteln, die der Neger gebraucht (Mais, Negerkorn, Manyok, Bataten, Bananen, Bohnen, Erbsen), schon jetzt alle möglichen guten Dinge in ziemlich beträchtlicher Menge hervor. Da wachsen Ölfrüchte (Arachis und Sesam), Weizen, Baumwolle, Ölpalmen und Fruchtbäume, da gedeihen Rinder, Schafe und Ziegen in ungezählten Herden. Schließlich findet sich außer Gold an verschiedenen Stellen Salz und Natron — beides sehr wichtige Mineralien.

Trotzdem wird Salz in unserer Kolonie in erheblichen Mengen eingeführt, und auch fast der ganze Seifenbedarf — Natronlauge spielt bei der Seifenfabrikation eine Hauptrolle! — wird aus Indien gedeckt. Wäre die Centralbahn vorhanden, so könnten manche hunderttausend Mark, die jetzt hierfür an das Ausland gezahlt werden, dem Lande erhalten bleiben. In Uwinga, vier Tagereisen von Ujiji entfernt, kostet das Wibiza ($9^1/_2$ kg) Salz $^1/_2$ Rupie, während es z. B. in den salzarmen, aber landwirtschaftlich reichen Nyassadistrikten zur Zeit kaum zu bezahlen ist.

Aber weiter. Weizenmehl ist kostbar an der Küste, und doch will niemand von den Europäern das Brot missen. Es wird eingeführt aus Indien! Bisher wird in der Kolonie allerdings nur wenig Weizen gebaut, und zwar meist durch Gartenkultur, wie sie nur für Araber rentabel ist, die mit Sklaven arbeiten, welche keinen Lohn

erhalten. Die einzelnen Saatkörner werden mit der Hand in die Ecken kleiner Quadrate gelegt, und alle Tage, an denen es nicht regnet, wird sorgfältig und reichlich gegossen. Bei dieser Kultur gedeiht der Weizen vorzüglich und hat ausgezeichnete Qualität. Im großen kann Weizen auf diese Weise selbverständlich nicht gebaut werden. Aber es geht auch anders. Einer von den Brüdern der „Weißen Väter“, einer katholischen Mission, hat den Versuch mit regelrechtem Feldbau gemacht; der von ihm benutzte Boden war nicht besonders gut, und trotzdem brachte er mehr als vierzigfachen Ertrag. Das ist gewiß: viele Doppelzentner Weizen, für die jetzt das Geld ins Ausland geht, werden im Seengebiete gebaut werden, sobald es erst möglich ist, sie preiswert an die Küste zu bringen.

Aber auch die Ölfrüchte Sesam und Arachis oder doch wenigstens das daraus gepreßte Öl werden sicherlich die Transportkosten tragen können; und diese Produkte werden auf den Weltmarkt kommen, da Fette und Öle von Jahr zu Jahr mehr gebraucht werden. Es sind dies alles Produkte, welche die Eingeborenen selbst erzeugen. Und für den weitblickenden Kolonialpolitiker ist es selbstverständlich, daß gerade diese exportfähig werden müssen, damit sich die Kaufkraft und Zahlungsfähigkeit der Neger hebt; denn nur dann sind sie in der Lage ihre Steuern ohne Überlastung zu zahlen und Stoffe und Verbrauchsartikel aller Art einzuhandeln.

Baumwolle wurde bis vor wenigen Jahren in nicht unbeträchtlichen Mengen von den Eingeborenen angebaut und ergab einen guten Faden. Die billigen und schlechten Tauschwarenzeuge haben aber leider die guten heimischen Gewebe in allen dem Durchgangsverkehr zugänglichen Landschaften verdrängt, da letztere infolge der mühsamen Anfertigung zu teuer wurden. Die Zahl der Baumwollpflanzungen in unserer Kolonie ist deshalb sehr zurückgegangen. Sobald aber Nachfrage nach dem Rohprodukt bestände, würden die Eingeborenen ganz gewiß neue Kulturen anlegen, denn die natürlichen Vorbedingungen für ihr Gedeihen sind an vielen Orten vorhanden.

Tabakfelder findet man überall in Mittelafrika, und die Eingeborenen verarbeiten die Blätter mit großem Geschick. Als ein Zeichen für die Güte dieses Tabaks kann es gewiß angesehen werden, daß mancher Europäer, der einmal aus Not dazu gegriffen hat, überhaupt keinen anderen mehr raucht. Für den Export dürfte freilich dieser von den Eingeborenen gebaute Tabak nicht in Frage kommen; aber die farbigen Arbeiter an der Küste würden das altgewohnte Kraut dem über See importierten bei weitem vorziehen, und auch die hierfür ausgegebenen Summen könnten dem Lande erhalten bleiben, wenn eine Centralbahn vorhanden wäre.

Einen großen Procentsatz der Eisenbahntransporte dürfte später einmal das Schlachtvieh liefern, das mit großem Vorteil an der Küste verkauft werden könnte. Ein Gegner der Centralbahn sagte hierüber in der „Kolonialen Zeitschrift“: „Das Buckelrind geht auf seinen vier Füßen billiger zur Küste, als eine Eisenbahn es transportieren kann.“ — Soll man das ernst nehmen? Ja, hat denn dieser Herr nie etwas vom Texasfieber und anderen Viehkrankheiten gehört? Haben ihm die Viehhändler Ostafrikas nie ihr Leid geklagt, daß ihnen bisweilen 75 Procent ihrer Herden unterwegs hinsterben? Und hat er sich wohl einmal solches Vieh angesehen, das beispielsweise von Nyanza bis zur Küste getrieben war? Diese abgemagerten Rinder sind nur zu geringem Preise in den Hafenstädten zu verwerten; doppelt so viel fast würden die Händler erhalten, wenn ihr Vieh so gesund und wohlgenährt wäre, als es beim Abmarsch war. Ist dieser Transport von Rindern auf ihren vier Füßen nicht doch unter Umständen *sehr* teuer, viel teuerer als es der Eisenbahntransport bei den höchsten Tarifen je sein könnte?

Und bei den Ziegen und Fettschwanzschafen ist das Treiben auf so große Entfernungen einfach ausgeschlossen! Beide finden sich aber in Innerafrika so zahlreich, daß sie mit zur Charakteristik des Landes gehören. Jetzt sind sie fast nutzlos, soweit sie nicht an Ort und Stelle von Europäern und Eingeborenen gegessen werden. Wenn aber erst die Centralbahn besteht, wird auch dies Schlachtvieh von den Bewohnern der Küstenlandschaften gern aufgenommen werden.

Übrigens können auf den ausgedehnten, vorzüglichen Weiden, wo sich jetzt die zahllosen Ziegen und Fettschwanzschafe mästen, ebensogut *Woll*schafe gedeihen; hoch genug

liegt Innerafrika dazu. Und deren Wolle wird dann einen sehr erträgnisreichen Massenexportartikel liefern. Als ich meine ersten Geographiestudien machte, galt Australien — abgesehen von wenigen Küstenstrichen — für öde, wasserlose Steppe. Heute ist es ein reiches Land, und zwar reich weniger durch seine Goldfelder und Silberminen als durch seine ungeheuren Schafherden.

Über Mineralienfunde im Innern der Kolonie hört man auch unausgesetzt erfreuliche Nachrichten. So sind bei Songea Eisenerze aufgefunden worden, während man in den Upallabergen im Bezirk Mahenga mächtige Bleilager entdeckt hat. Über das Vorkommen von Steinkohle und Kupfer wird aus Karema am Tanganjika berichtet. In Muanza besteht seit langer Zeit Eisenindustrie. Das Hauptzahlmittel in jenen Distrikten sind eiserne Hacken, die einen Zahlungswert von $^1/_2$ Rupie besitzen. Auch Steuern werden in diesen industriellen Erzeugnissen und zwar zu vielen Tausenden entrichtet, deren vorteilhafte Verwertung mit der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse gleichen Schritt hält. Gerade für den Verkehr ist übrigens in der letzten Zeit viel geschehen. In allen Bezirken im Innern sind schon viele Wege gebaut worden und vielfach sind in Verbindung damit Versuche angestellt worden, den Trägerverkehr durch Lastтiere und Wagen wenigstens teilweise zu ersetzen. So sind in Moschi erfolgreiche Versuche mit Massaieseln gemacht worden, und in Muanza haben sich zweirädrige Ochsenkarren mit indischer Beschirrung gut eingeführt. Eigentümlich ist es, daß sich eine starke Zunahme des Karawanenverkehrs in der Richtung Irangi-Massaisteppe nordwärts zeigt. Erstaunlich hat sich auch der Verkehr auf den großen Seen entwickelt. Der „Hermann v. Wissmann", unser einziger Dampfer auf dem Nyassa, hat der Nachfrage kaum genügen können und ganz unerwartete Erträge erzielt. Auf dem Tanganjika ist die „Hedwig v. Wissmann" jetzt schon aufs Wasser gesetzt, drei weitere Dampfboote werden von englischer und kongolesischer Seite gebaut. Auf dem Nyanza, wo unsere Dampfspinasse in je zwei Tagen Fahrt die Verbindung von Muanza nach Bukoba und Schirati unterhält, bauen die Engländer ebenfalls drei neue Dampfer.

Es ist eine Freude zu sehen, wie es mit unserer Kolonie vorwärts gegangen ist in der letzten Zeit. Aber es ist für mich, wie für jeden, der Deutsch-Ostafrika durch viele Reisen genau kennen gelernt hat, gar keine Frage, daß all dieses Knospen und Sprießen verkümmern muß, niemals zur Blüte und Frucht kommen kann, wenn nicht eine große Bahn von der Küste in das Innere gebaut wird!

Aber was wird eine solche Bahn kosten? Und werden sich die in ihr anzulegenden Kapitalien verzinsen können? — Derselbe Gegner der Centralbahn, den ich schon einmal anführte, sagt bei Besprechung dieser Fragen, daß „selbst sanguinische Vertreter des Centralbahnprojektes nur eine Frachtermäßigung von 40 Procent im Verhältnis zu den jetzigen Trägerlöhnen herausrechnen".

Das ist sehr unklar ausgedrückt, denn „Trägerlöhne" sind durchaus nicht konstant. Die Trägerlöhne aus dem Innern nach der Küste sind vielmehr von denen in umgekehrter Richtung himmelweit verschieden. Landeinwärts werden nämlich viele Güter in zahllosen Lasten eingeführt, weil die Tauschwaren, mit denen die wertvollen Produkte des Innern eingehandelt werden sollen, verhältnismäßig billig sind und dabei viel Raum und Gewicht einnehmen, und weil die Europäer in Innerafrika auch einmal ein Glas Wein oder Cognac trinken wollen. Aus diesem Grunde übersteigt oft die Nachfrage nach Trägern das Angebot ganz erheblich, und die Löhne sind deshalb teuer. Beispielsweise kostet dem Kaufmann, der Lasten bis zu 80 Pfund packt, die Tonne (1000 kg) von Dar-es-Salaam nach Tabora, die rund 750 Kilometer auseinander liegen, etwa 600 Mark. Wenn nun wirklich die Frachtermäßigung durch die Bahn nur 40 Procent im Verhältnis zu den jetzigen Trägerlöhnen ausmachen würde, so müßte also die Tonne auf 750 km rund 360 Mark kosten? Das glaube, wer mag! Ich wenigstens habe bis jetzt keinen Eisenbahn-Gütertarif finden können, mindestens bei afrikanischen Bahnen nicht, welcher dem auch nur entfernt ähnliche Preise ansetzte. Oberstleutnant Gerding vom Eisenbahn-Regiment, ein Fachmann allerersten Ranges, urteilt denn auch ganz anders. Er schrieb in der „Deutschen Kolonialzeitung" folgendes:

„Bezüglich der Rentabilität will ich nur

kurz erwähnen, daß der von mir für die Linie Dar-es-Salaam—Mrogoro aufgestellte Kostenüberschlag mit der Gesamtsumme von 14 700 000 Mark abschließt, was einem Preis von rund 64 000 Mark für das Kilometer entspricht. Die von mir gleichfalls zunächst nur für die Linie Dar-es-Salaam—Mrogoro aufgestellte Ertragsberechnung schließt mit einem jährlichen Überschuß von 5,6 v. H. der Anschlagssumme unter Einrechnung einer ausreichenden Abschreibung auf den Reservefonds ab. Den Einnahmeberechnungen habe in einen jährlichen Gütertransport von 12 000 Tonnen in jeder Richtung, also unter Annahme von 300 Betriebstagen 40 Tonnen täglich, zum Durchschnittstarif von 40 Pf. für das Tonnenkilometer zu Grunde gelegt. Diese Zahlen halte ich für durchaus nicht zu hoch gegriffen. Mit Rücksicht auf das außerordentlich ertragsfähige und günstige Gelände, welches die Linie durchzieht, und den Umstand, daß die Bahn sofort den ganzen Karawanenverkehr an sich ziehen wird, steht für mich die spätere Rentabilität sowohl der ganzen Centralbahn wie auch diejenige der zunächst geplanten Anfangsstrecke außer jedem Zweifel. Sie wird sich nicht nur rentieren, sondern mit der Zeit eine bedeutende Einnahmequelle für die Kolonie werden und dazu beitragen, die letztere unabhängig von der Unterstützung des Reiches zu machen und auf eigene Füße zu stellen."

Seit fünf Jahren bin ich in Deutsch-Ostafrika, und zwar habe ich während dieser langen Zeit nicht ruhig auf einem Kontorsessel in einem Küstenhafen gesessen, sondern bin auf zahlreichen Reisen in alle wichtigen Landschaften unserer Kolonie gekommen. Viele Gegenden habe ich auch nicht nur einmal, sondern wiederholt und zu verschiedenen Jahreszeiten besucht: ich weiß deshalb, welches Bild sie in der Trockenzeit darbieten und wie sie in der Regenzeit aussehen, — das ist nämlich in tropischen Ländern oft ein himmelweiter Unterschied! Das Kisuahili, die in ganz Ostafrika verstandene Verkehrssprache, ist mir so geläufig, daß ich mich mit jedem Eingeborenen verständigen kann. Land und Leute unserer Kolonie habe ich durch fortwährenden Verkehr kennen gelernt; ganz besonders darüber habe ich Studien gemacht, wie sich beide in den Jahren entwickelt haben, seit ich zuerst den afrikanischen Boden betrat. Aus allen diesen Gründen glaube ich ein gutes Recht zu haben, in Fragen unserer ostafrikanischen Kolonie ein Wort mitzureden. Will ich meine Erfahrungen in einem Satz zusammenfassen, so wird der lauten müssen: Unsere Kolonie besitzt natürliche Schätze aller Art und wird, richtig behandelt, in absehbarer Zeit schon reiche Erträge liefern; aber sie wird sich niemals zur Blüte entwickeln, wenn man ihr das versagt, was sie von allem am nötigsten braucht: die Centralbahn.

Erinnerung.

Von

Fritz Döring.

Viel Glocken läuten und dröhnen,
Das klingt so voll und weich —
Wie du mag keine tönen
Im ganzen Deutschen Reich,
O Glocke, die du stille
Im Turm der Heimat hingst
Und oft in Kraft und Fülle
Noch heut mein Herz durchdringst!

Viel Mühlen schwingen die Flügel,
Doch keine mahlt im Land
Wie jene, die am Hügel
Vor unserm Städchen stand.
Die grauen Sparren stoben,
Die Flügel ruhten nie —
Am schönsten war da droben
Das Müllerkind Marie.

Viel Stimmen hör ich schallen
Und rufen durch die Welt
Doch eine nur von allen,
Die mir so recht gefällt!
Ließ auch der Tod sie schweigen,
Mein Lebtag klingt es nach,
Wie sie so lieb und eigen
‚Mein alter Junge' sprach!

Schlittenrecht.

Von

Carl Bulcke.

Peitſchenknallen! Schellenläuten!
Rote lachende Geſichter!
Durch die Wintereinſamkeiten
Tiefverſchneiter weißer Dörfer,
Durch die ſtimmerndſtarre Kälte
Blanker Straßen und Chauſſeen
Sauſen dreißig ſchnelle Schlitten.
Peitſchenknallen! Schellenläuten!
Und die Telegraphenſtangen
Und die Kilometerſteine
Und die Weiden und die Katen
Flitzen blitzſchnell uns vorüber,
Daß ſechs alte ſchwarze Krähen
Scheltend uns zu Häupten ziehn.

Peitſchenknallen, Schellenläuten!
Huſſa Gäule, huſſa Leben!
Und zurückgelehnt im Schlitten,
Mir, dem Glücklichſten, zur Seite,
Eingemummt in Pelz und Decken
Bis zur kleinen Naſenſpitze,
Lächelt meine kleine Fee.

Vor uns, hochgeklappt den Kragen,
Wohldurchwärmt im dicken Schafspelz,
Sitzt der taube Kutſcher Friedrich,
Peitſcht ſo laut und knallt ſo luſtig,
Daß der Schnee vom Huf der Pferde
Sßt! uns um die Ohren ſpritzt.

Kleines Fräulein, nein, wie niedlich!
Meine beſten Träume waren
Nie ſo hell wie deine Augen,
Nie ſo ſilbern wie dein Lachen,
Nie ſo golden wie dein Haar.

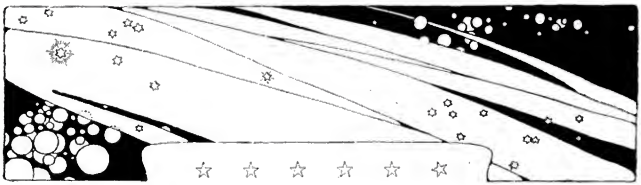
— Kaffee, Punſch und Walzerlieder!
In der Wirtshausſchenne warten
Frierend unſre dreißig Schlitten,
Warten bis am blaſſen Himmel
Erſte weiße Sterne glitzern,
Warten bis die Muſikanten
Uns zum allerletzten Male
Den fidelſten Marſch von Souſa
Walzertaktfeſt durchgepaukt.

Tücher, Shawls und Gummiſchuhe!
Endlich ſind die Fräulein fertig.
Ganz zum Schluß ſteht noch am Spiegel,
Mit den rückgewandten Armen
Ihren weißen Schleier bindend,
Tief verſunken in Betrachtung
Ihres reizenden Geſichtes,
Meine allerliebſte Fee.

Peitſchenknallen, Schellenläuten!
Huſſa Gäule, huſſa Leben!
Durch die mondbeglänzten Felder
Sauſen dreißig ſchnelle Schlitten,
Sechzig rote Fackeln leuchten
Flackernd durch die Winternacht.

Sacht gelehnt an meine Schulter
Ruht mein kleines zartes Fräulein,
Ihre kalten Händchen wärmen
Kindlich ſich in meiner Hand.

„Im Geſetzbuch, gnädiges Fräulein,
Das im Januar in Kraft trat,
Stehn viel tauſend Paragraphen —
Alte Sitten und Gebräuche
Werden wach in klugen Regeln,
Neue Rechte fordern herriſch
Ein gehorſames Verehren,
Und die Paragraphen zwingen
Gnädiges Fräulein, mich und Sie.
Schrecklich, ſchrecklich, gnädiges Fräulein,



Kennen Sie den Paragraphen
Sechzehnhundertſiebenunddreißig?
‚Hiermit tritt in Kraft und Übung,
Unverwehrt von Haus und Anſtand,
In Gemäßheit und in Rückſicht
Auch der anderen Paragraphen
Sechzehnhundertzwölf und dreizehn,
Inſofern nicht die Beſtimmung
Tauſendachtzig widerſpricht,
Jedem jungen Herrn und jeder
Jungfrau ſtrengſtens anempfohlen:
Das beliebte Schlittenrecht.‘

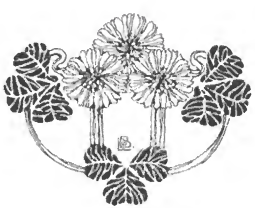
Schrecklich, ſchrecklich, gnädiges Fräulein!
Auf die Lippen ſich zu küſſen,
Noch dazu ſich küſſen müſſen,
Auch wenn man ſich gar nicht mag.
Schrecklich, ſchrecklich, gnädiges Fräulein,
Dieſem ſchnöden Paragraphen
In Gehorſam ſich zu beugen,
Schrecklich, ſchrecklich, aber wahr!“

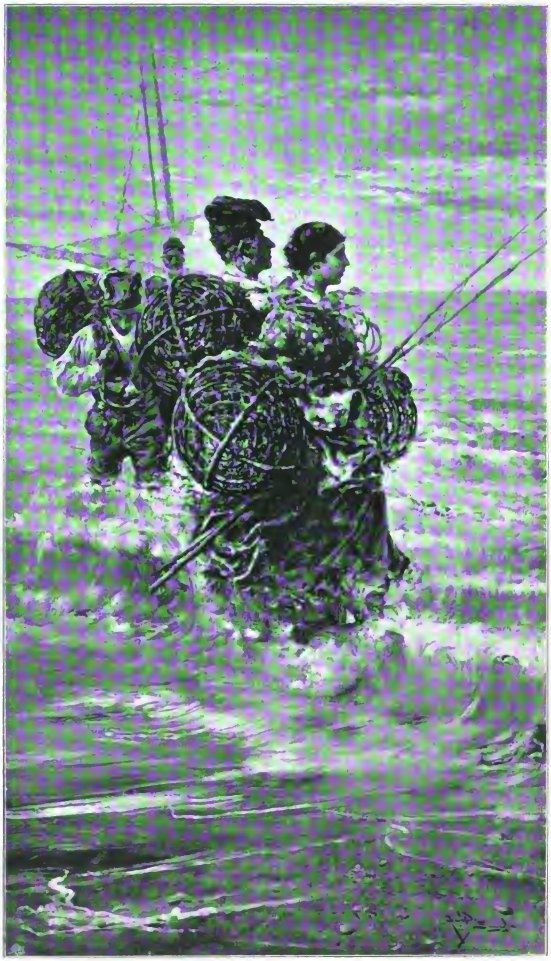
Durch die mondbeglänzten Felder
Sauſen dreißig ſchnelle Schlitten.
Peitſchenknallen, Schellenläuten!
Huſſa Gäule! Huſſa Leben!
Sechzig rote Fackeln leuchten
Sturmzerfetzt durch dunkle Nacht.
Vor uns, hochgeklappt den Kragen,
Wohldurchwärmt im dicken Schafpelz,
Sitzt der taube Kutſcher Friedrich.
Hat nicht einmal umgeſehn.

Zitternd liegt in meinen Armen
Ein verliebtes kleines Fräulein,
Zitternd liegt auf meinen Lippen
Ein verliebter kleiner Mund.

Doch beim hundertzehnten Kuſſe
Fragen bangend, fragen zaghaft
Mich zwei heiße Evalippen:
„Iſt das nun auch wirklich, wirklich,
Bitte, iſt das wirklich wahr?“

Meine beſten Träume waren,
Liebes kleines blondes Fräulein,
Nie ſo hold wie dieſe Stunde,
Nie ſo ſüß wie deine Lippen,
Nie ſo golden wie dein Herz.





Spanische Fischer. Nach dem Gemälde von S. Barbudo.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY.

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Das Dilettantentheater der Berliner Hofgesellschaft einst und jetzt.

Von

G. von Lieres und Wilkau.

Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textabbildungen.

(Abdruck verboten.)

Im Winter 1847 wütete in Schlesien der Typhus und verursachte namenloses Elend. Die Berichte darüber erschütterten auch Botho von Hülsens für alle Leidenden stets warm schlagendes Herz aufs tiefste. Er äußerte seinem Vater gegenüber den Gedanken, daß er zum Besten so vieler Witwen und Waisen, denen die notwendigste Versorgung und Unterbringung fehlte, eine Theatervorstellung veranstalten möchte.

„Der Generalmajor von Hülsen, sowie einige weiter befragte höhere Militärs rieten jedoch dringend ab.

„Es habe, sagten sie einstimmig, ihres Wissens noch niemals ein preußischer Offizier für Geld auf der Bühne gestanden, und so könne ein solches Unternehmen ihm bei den nun einmal herrschenden strengen Standesrücksichten gar leicht den Abschied eintragen."

So erzählt Helene von Hülsen, die Gattin des späteren Generalintendanten, in ihrem Memoirenwerke „Unter zwei Königen" schlicht die Vorgeschichte der ersten Vorstellung, bei der Angehörige der Berliner Hofwelt auf dem Podium einer öffentlichen Bühne standen.

Nun, Botho von Hülsen hat seiner Laufbahn nicht geschadet, als er entgegen der Meinung seiner Berater jenes von ihm gewünschte Unternehmen dennoch ins Leben rief.

Und die Anschauungen sind heut andere: oft und immer öfter und wider allerhand Not ihrer Mitmenschen haben wir seither Angehörige der Aristokratie „für Geld die Bühne betreten" sehen. Gerade in den letzten zwanzig Jahren hat sich bei uns das Dilettantentheater in ungeahnter Weise entwickelt. Wir besitzen heut in der Reichshauptstadt einen Stamm von Schauspielern aus den upper ten, die durch in jedem Winter wiederholtes Auftreten weiten Kreisen bekannte Gestalten geworden sind. Und abgesehen von dem doch immerhin nicht abzuleugnenden werkthätigen Nutzen dieser Veranstaltungen für die Armut — — ist allein schon die hier aufgespeicherte Summe von Talent, eifrigem, wenn auch zuweilen naivem Wollen, oft auch von echter Begabung, die sich unter anderen Verhältnissen vielleicht zu Größerem entwickeln würde, interessant genug, um sich einmal näher damit zu beschäftigen.

So sei heut — von den öffentlichen dramatischen Veranstaltungen auf die Pflege solcher an manchem, von altem Wappen überragtem häuslichem Herd

Botho von Hülsen.
Aufnahme von G. Brasch in Berlin.

Theaterzettel von der Vorstellung „Die Seelenwanderung“ im März 1847. Aquarell von H. Kretzschmer.
(Aus dem soeben erschienenen Memorenwerk: „Kaiser Friedrich der Gütige“ von Hermann Müller-Bohn, herausgegeben von Paul Kittel. Berlin; histor. Verlag von Paul Kittel. Preis M. 26. —.)

überleitend, der Versuch gemacht, auch ein Stück Theatergeschichte — eine Theatergeschichte der preußischen Aristokratie im letzten Halbjahrhundert zu schreiben.

* * *

Jene erste öffentliche Vorstellung, die im Winter 1847 im Königlichen Schauspielhause stattfand, erregte selbstverständlich ein ungeheures Aufsehen, nicht nur in der vornehmen Welt, sondern auch in der Bürgerschaft von Berlin, dessen Grenzen damals, ach, noch so viel enger waren als heut, dessen Einwohnerzahl nicht über das vierte Hunderttausend hinausging und dessen letzte Häuser sich da, wo jetzt auf dem Königsplatze die Viktoria der Siegessäule golden im Sonnenschein blinkt und weiterhin nach Nordwesten zu das gewaltige Gebiet von Moabit sich aufthut, bereits auf Exerzierplätze, das Grün und den Sand märkischer Landschaft verloren. Wie ein Lauffeuer ging von Mund zu Mund die Kunde, die Offiziere vom Regiment Alexander würden zum Wohle der notleidenden Schlesier vor zahlendem Publikum auftreten. Man stürmte die Kasse um Billets; die allgemeine Spannung war um so größer, als man in dieser Vorstellung nicht mit Unrecht eine Art öffentlicher Fortsetzung der schon seit mehreren Jahren in der Ressource des genannten Regimentes sich wiederholenden unsikalisch-dramatischen Herrenabende vermutete, von denen Berlin schon so viel gehört hatte und die Berlin, besonders den Damen von Berlin, doch bis dahin ein mit sieben Siegeln verschlossenes originelles Geheimnis geblieben waren. Auch dort war, wie man wußte, der künstlerisch beanlagte Leutnant von Hülsen die Seele des Ganzen, Dichter, Regisseur und Hauptdarsteller in einer Person. Auch dort hatte König Friedrich Wilhelm IV. sich gelegentlich als Zuschauer angesagt — wie er jetzt, von den Persönlichkeiten seines Hofstaates umgeben, der Aufführung folgte und den glänzenden Mittelpunkt des die Ränge des zu jener Zeit verhältnismäßig noch so bescheidenen Schauspielhauses füllenden Publikums bildete. Die Vorstellung, in der also nur Herren und zwar ausschließlich Offiziere wirkten, hatte, wie leicht zu verstehen, einen durchaus soldatischen Charakter. Botho von Hülsen trat in Uniform vor den Vorhang, um einen von ihm selbst gedichteten Prolog zu sprechen. „Eine hohe vornehme Gestalt mit feurigem Auge, das nicht gerade schöne, aber höchst edel und charakteristisch geformte Gesicht von dunklem Lockenhaar umgeben, alles in

Jugendbildnis Kaiser Friedrichs III.

allem eine ganz außergewöhnliche, nicht leicht zu vergessende Persönlichkeit", so schildert seine Jugenderscheinung das Buch der Gattin, die ihn an diesem Tage vom Zuschauerraum aus zum ersten Mal erblickt hat. Es folgten im Programm des Abends, selbstverständlich mit der ganzen Verve des preußischen Offiziers dargestellt, die Posse „Mohr, Rekrut und Jesuit", sowie das Scherzspiel „Leutnant und Teufel", eine Parodie des „Faust" mit den Hauptpersonen eines Offiziers, eines Unteroffiziers und den Erscheinungen verschiedener „Geister", z. B. des „Geistes der Gamasche", „des alten Dessauers" u. s. w. Der Beifall, zu dem der König das Signal gab, wollte nicht enden. Herrn von Hülsen aber befestigte dieser noch unter dem Regime des damaligen Intendanten Grafen Rhedern stehende Abend mehr noch als seine schon bei früherer Gelegenheit hervorgetretenen Gaben und Kenntnisse in der Gunst seines Monarchen, die ihn dann um drei Jahre später zum Leiter der königlichen Bühnen berief. Und interessant gerade für unser Thema ist jedenfalls, was Hofrat Louis Schneider über das an jenem Abend auch in den Rollen auf dem Podium sich beweisende eigene dramatische Talent dessen sagt, der später durch ein Menschenalter eine so bedeutungsvolle Persönlichkeit für das Berufstheater war — und der an jenem Abend als der erste aristokratische Dilettant Preußens vor der Öffentlichkeit auf den weltbedeutenden Brettern stand. „Nie habe ich", schreibt der bekannte Schriftsteller und Vorleser König Wilhelms I., „einen Nichtschauspieler mit solch eminenter Begabung und aus vollster Fülle komische Rollen spielen sehen, wie Herrn von Hülsen. Das war alles nicht gemacht, sondern es wurde im Augenblick und mit einer Wirksamkeit erschaffen, die alle Leute vom Fach staunen machte."

So beifallreich diese eigenartige erste Dilettantenvorstellung vor der Öffentlichkeit verlaufen, war sie doch für die damalige Zeit etwas zu Auffallendes und aus dem

1 2

Gruppe aus der Operette „Annchen von Tharau." 1879.
1. Lt. von Blödau. 2. Frau von Strahlendorf.

„Gudrun". Lebendes Bild, gestellt 19. April 1890.
Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein,
Graf Conrad Lüttichau, Frau von Blumenthal,
Graf Wilhelm Hohenau. Frl. v. Freyschs, Frl. v. Bethmann-Hollweg.

Rahmen des Üblichen Heraustretendes, um sobald wiederholt zu werden. Aber im Stillen wurde um das Jahr 1847 in der Gesellschaft viel gemimt. Die größte Teilnahme werden hier wohl jene Veranstaltungen im Palais des Prinzen Wilhelm, unseres nachmaligen Heldenkaisers, erwecken, in denen sein Sohn Friedrich Wilhelm, später Friedrich III., die eigene Hinneigung zur dramatischen Kunst bethätigte. Am 7. April 1847 fand vor der Königin Elisabeth und einer großen geladenen Gesellschaft die Darstellung eines von dem Prinzen und seinen Gefährten in Scene gesetzten Stückes „Die Seelenwanderung" statt, das Emanuel Geibel, ein intimer Freund von Ernst Curtius, dem damaligen Prinzenerzieher und späteren berühmten Historiker, eigens für diesen Zweck gedichtet hatte. Vorangegangen waren bei früherer Gelegenheit mehrere ähnliche Aufführungen, so u. a. diejenige des von Louis Schneider aus dem Französischen übersetzten Lustspiels „Der Oberst von achtzehn Jahren", in dem Prinz Friedrich Wilhelm die Hauptrolle, den Marquis von Crequi, inne hatte. Die ersten dieser Vorstellungen waren sehr primitiv ausgestattet. Eine einfache spanische Wand umgrenzte die Bühne, die hohen Eltern des Prinzen und die übrigen Zuschauer saßen im Nebenzimmer, dessen Thür den fehlenden Vorhang ersetzte. Später ward auch das scenische Beiwerk der wachsenden Vervollkommnung der jungen Schauspieler mehr und mehr gerecht.

Die harmlosen Unterhaltungen des prinzlichen Jünglings, den viel später eine Kaiser- und eine Dulderkrone zugleich schmücken sollte, verstummten bald vor den Kämpfen der kommenden Zeit. Und wie die großen Hoffeste und Feiern, von denen wir im vergangenen Winter an dieser Stelle erzählten, trat auch das Komödiespielen auf Bühnenbrettern in den Hintergrund, als es in den nächsten Jahrzehnten von Krieg und Kriegsgeschrei so oft laut ward. Das aristokratische Theater ward allmählich so etwas wie eine vergessene und verstaubte Gewohnheit . . .

Wie jede, so ist auch diese hübsche Mode wiedergekehrt. Und seit beinahe drei Decennien hat sie, wenn auch in die

nüchternerem Formen der Neuzeit gekleidet, bei uns eine „Blütezeit“ erlangt, derjenigen nicht nachstehend, darin vor mehr als hundert Jahren unsere Urgroßeltern sich demselben anmutigen Spiele hingaben. Oder haben einst nicht etwa Phyllis und Damon sich in Schäferkomödien mit zierlichen Versen begrüßt, und haben nicht etwa klassisch gewandete und klassisch deklamierende vornehme Musen im Tiefurter Park bei Weimar dem jungen Goethe seinen ersten vollen Lorbeerkranz auf das Dichterhaupt gedrückt?

Drei Veranstaltungen, sämtlich im Rahmen des Dilettantenaufführungen im allgemeinen streng verschlossenen königlichen Schauspielhauses stattfindend, zeichnen sich aus der schier unerschöpflichen Menge von aristokratischen Theaterabenden jeder Art, die das moderne Berlin in diesen letzten zweieinhalb Jahrzehnten sah, alles andere hoch überragend aus. Die erste eine Oper, 1879 von Offizieren und ihren Damen dargestellt. Die zweite, 1890, eine besonders glänzende Reihenfolge von lebenden Bildern, ferner noch dadurch ausgezeichnet, daß Herr Georg von Hülsen, nun Intendant des königlichen Theaters zu Wiesbaden, Prolog und verbindenden Text sprach. Und mindestens gleichwertig, was die Pracht des Dargebotenen wie den Glanz des Publikums anbelangt, schloß sich diesen beiden vor drei Wintern die von Gräfin Günther von der Groeben ins Leben gerufene Vorstellung an, deren Schlußnummer, eine szenische Dichtung, vor den Augen der Majestäten und sämtlicher in Berlin anwesenden königlichen Prinzen und Prinzessinnen, eine Darstellung der bekannten Zeichnung Kaiser Wilhelms II. „Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide“ durch Mitglieder der Hofgesellschaft brachte.

Gehen wir, die chronologische Reihenfolge festhaltend, auf die soeben erwähnte Oper zurück. Da sie in den siebenziger Jahren aufgeführt wurde, konnte sie, entsprechend den hochgehenden Wogen der Begeisterung für das neugeeinte, wie für die Zeiten des ehemaligen deutschen Kaisereiches und für Ritter- und Landknechtspoesie überhaupt, keinen anderen als altdeutschen Charakter tragen. Was man in dieser Beziehung nur Reizendes und Zweckentsprechendes suchen mochte, fand man in Professor Heinrich Hofmanns Werk „Ännchen von Tharau“, das hier seine überhaupt erste Aufführung fand, aber in der Folge über fast alle bedeutenden Opernbühnen Deutschlands und Österreichs seinen Siegeszug hielt und den Namen des liebenswürdigen Berliner Komponisten ebensoweit trug wie seine um einige Jahre später entstehende Oper „Donna Diana“. Auch die Seele dieser Dilettantenaufführung war ein preußischer Offizier. Herr von Krupka, damals in Berlin zur Kriegsakademie kommandiert, heut Major und Bataillonskommandeur im 160. Infanterieregiment zu Bonn, führte die Direktion des Ganzen, das Einstudieren und

1 2 3 4 5 6

„Maria Stuart“. Lebendes Bild, gestellt 19. April 1890.
1. Prinzessin Hans Carolath. 2. Gräfin Günther v. d. Groeben.
3. Freifrau v. Solemacher. 4. Gräfin W. Hohenau. 5 v. Below.
6. Graf Fritz Hohenau.

die Proben der Soli und der aus 120 Personen bestehenden Chöre, mit einem Talent für die Sache und einer Energie, die selbst einem so bewährten Fachmanne wie dem mit allerlei technischen Ratschlägen einspringenden königlichen Operndirektor von Strantz Bewunderung abnötigten. So fügte sich eines aufs beste ins andere, und zweimal nacheinander, davon das eine in Anwesenheit des Kaisers und des Hofes, ging der große Wurf glücklich von statten. In Dresden folgte man dann dem Berliner Beispiel, indem dieselbe Oper von der dortigen Hofgesellschaft aufgeführt wurde.

Nur lose in unseren Rahmen sich fügend, weil er außer den erläuternden Versen des in reicher mittelalterlicher Tracht das Podium betretenden reckenhaften Heroldes keine gesprochene Schauspielkunst brachte, aber als Gesellschaftsbild doch zu prunkvoll, um hier übergangen zu werden, zeigt sich der dem Wohle des unter dem Protektorat der deutschen Kaiserin stehenden Paul Gerhardtstiftes geweihte Abend des 19. April 1890. Reihte sich in den überfüllten Rängen da doch Stern an Stern, Juwel an Juwel von stolzen Namen und Gestalten, hatten sich auf der Scene doch die schönsten der schönen Frauen, die hochgestelltesten Männer eingefunden. In „Gudrun“ schaute als ein Ortwin voll ritterlicher Schöne Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein der nordischen Königstochter (Frau von Blumenthal) ins wunderholde Antlitz. In „Maria Stuart“ verkörperte, eine wahrhaft imponierende Erscheinung, in blauen Sammt mit weitgeschlitzten Ärmeln und blauer Sammethaube gewandet, Gräfin Günther von der Groeben die unglückliche Schottenherrscherin, als sie, umgeben von ihrem Hofstaat (Prinzessin Hans Carolath, Graf Fritz Hohenau, Gräfin W. Hohenau, Freifrau von Solemacher) den Sänger Rizzio (Herrn von Below) in tiefem Schlaf auf ihrer Treppe Stufen findet. „Im Atelier“, von Professor Skarbina gestellt, zeigte einen jungen Maler (Graf Georg Wedel) an der Arbeit. Um den Künstler her hingen an den Wänden und standen auf Staffeleien bekannte Meisterwerke der alten und neuen Zeit. Die Köpfe, die Gestalten dieser Meisterwerke aber *lebten*, und aus den schweren Rahmen blickten in malerischer Verkleidung die bekanntesten Persönlichkeiten der damaligen

Gasteiner Hofschauspieler.
Gräfin Anny Lehndorff, von Gerstenberg, Gräfin Agnes Lehndorff, Graf Percy Bernstorff, Frl. Anna von Petersen, Gräfin Ida Hahn.

Gasteiner Hofschauspieler.
Frl. von Vieregge, Frau Jason, von Döring, Graf Pückler, Baron Hafferth.

Hofgesellschaft dem Beschauer entgegen. Da sah man die schöne Gräfin Alfred Dohna als Herkomers „Miß Grant", Prinzessin Georg Radziwill und Graf Fritz Hohenau als die „Lavinia" und den „Philipp II." Tizians, Freiin Böcklin von Böcklinsaue, jetzt Gräfin Zeppelin als „Moselblümchen" von Lick, Frau von Blumenthal als „Schokoladenmädchen" Lotards, Freifrau von dem Knesebeck-Milendonk als „Yum-Yum" von Sichel. — Andere Bilder von nicht minder erlesener Art folgten diesen prächtigen Tableaux und gingen ihnen voran. Wie Träume von üppiger Schönheit zogen sie auf der Bühne vorüber. — Vereinigte jene großartige Vorstellung nicht nur um ihrer glänzenden Eigenart willen, sondern auch weil solche Aufführungen damals noch etwas verhältnismäßig Seltenes waren, die ganze Hofgesellschaft von Berlin im Zuschauerraum, so ist heut, wo diese Unternehmungen sich in jedem Winter zwei bis dreimal wiederholen, die Teilnahme der oberen Zehntausend an jeder einzelnen von ihnen selbstverständlich nicht immer gleich intensiv. In die vergangene Zeit, da ein solcher Abend alles in sich versammelte, was die Reichshauptstadt an Repräsentanten der großen Welt enthielt, fühlte man sich unseres Wissens in den letzten Jahren nur ein einziges Mal zurückversetzt, und das war bei der von Gräfin Günther von der Groeben veranstalteten letzten Dilettantenaufführung, die Ende März 1898 zum Besten des Marienheims und in ihrer wenige Tage später stattfindenden Wiederholung zum Besten der Unterstützungskasse des Vereins „Berliner Presse" stattfand. Ebenso geistvoll und erfindungsreich als vornehm, selbst die kunstsinnige Besitzerin eines glänzenden Salons, durch ein Organisationstalent ausgezeichnet, das sich in vielfachen Wohlthätigkeitsangelegenheiten oftmals schon bewährt hat und noch bewährt, hatte Gräfin von der Groeben, Gemahlin des im letztvergangenen Winter leider verstorbenen Majoratsherrn der Fideikommiß-Herrschaft Neudörfchen in Westpreußen und Generalleutnant z. D., diese Vorstellung allerdings mit einer Sorgfalt der Vorbereitung und Prachtentfaltung der Ausstattung umgeben, wie sie zu solchem Zwecke wohl nur ausnahmsweise aufgewendet werden können. Was von der Bühne herab geboten wurde, war — immer den Maßstab nunterer Unterhaltung, nicht schwerer und ernster wirklicher Kunst festgehalten — durchaus würdig des gespannt aufhorchenden Publikums, der seltenen Auszeichnung, daß in der

großen Hoflage der Kaiser selbst und seine ganze Umgebung anwesend waren. Drei Lustspiele und Schwänke, frisch und flott gespielt — der erste von ihnen „Brandenburgische Eroberungen“ von G. zu Putlitz in Fräulein von Arnim-Criewen ein ungewöhnlich anmutiges Talent zur Entdeckung bringend — zählten unter ihren Darstellern nicht nur die bekannten und beliebten jugendlichen Dilettanten der Hofgesellschaft, sondern auch zwei Männer, deren sonstige Stellung und geistige Bedeutung in einer Art pikanter Gegensätzlichkeit zu ihrem Auftreten an dieser Stätte standen. Der eine war Graf Görtz-Schlitz, der berühmte Bildklar erscheint die Siegesallee, wie sie einst sein wird, wenn zu ihrer Rechten und Linken die zweiunddreißig Standbilder vollzählig Aufstellung gefunden haben werden. Die vordersten vier dieser Standbilder aber sind plastisch, und sie sprechen mit den Stimmen der vier jungen Aristokraten, die, weißgepudert und geschminkt und in weiße Rüstungen und Gewänder gehüllt, da oben auf hohen Postamenten unbeweglich ausharren, pathetische Verse zu Brandenburgs Ehre und Ruhm, die A. M. Witte, die schon durch mehrere vaterländische Dichtungen hervorgetretene Schriftstellerin, zu dem originellen scenischen Entwurf der Gräfin von der Groeben verfaßt hat.

Aus der Operette „Embrassons-nous, Folleville.“
Baron von Wykerslooth, Graf Keßler, Baronesse de Greindl, Graf Görtz-Schlitz, Mr. Allart, Baron Beck-Fries.

hauer und Direktor der Kunstakademie in Weimar — — der andere, der braunschweigische Gesandte in Berlin, Freiherr von Cramm-Burgdorff, durch seine litterarischen und schönwissenschaftlichen Interessen vielleicht in noch weiteren Kreisen bekannt als diejenigen es sind, mit denen seine diplomatische Laufbahn ihn in Berührung bringt. Und nun „Der Ruhmesweg“! Der Vorhang hebt sich; in eigens dafür gemalten Dekorationen liegt der Berliner Thiergarten da, dämmerungumflossen, und während die königliche Hofschauspielerin Rosa Poppe, als Norne zur Seite stehend, poetische Eingangsworte spricht, zerteilen sich die Nebel, und Wieder spricht die Norne, der Thiergarten versinkt aufs neue in Dunkelheit, der Hintergrund teilt sich, und lichtstrahlend erscheint dort der deutsche Michel, der den Frieden bewahrt (Graf Wendt Eulenburg), und ein Tempel mit liebreizenden Frauen und Geniengestalten (Frau von Schutzbar, die Gräfinnen Arnim-Boitzenburg und Arnim-Mellenau, die jugendlichen Nichten der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff, Fräulein von Diergardt und Fräulein von Loën ꝛc.). Die Umsturzmächte des Vordergrundes waren gemalt und von rotem Lichte düster übergossen.

Das die drei großen Ereignisse in

Sibylle Freiin von Zedtwitz.

Maria Erika Burggräfin und Gräfin zu Dohna-Schlodien.

Christine Burggräfin und Gräfin zu Dohna-Schlodien.

Helene Freiin von Zedtwitz.

Adriane Gräfin zu Solms-Sonnenwalde.

Nach Aufnahmen von Erich Sellin & Co. in Berlin, Eugen Kegel in Kaſſel und W. Hoffert in Berlin.

unserer Theatergeschichte der Berliner Aristokratie . . . womit nicht gesagt sein soll, daß diese letztere im Laufe der Jahre nicht auch sonst gar viel des Imponierenden, Eigenartigen und Reizvollen enthalten habe. Unter ihren intimen Episoden eine der hübschesten und zugleich einer Färbung von Rührung nicht entbehrend ist die der Gasteiner Hofschauspieler Kaiser Wilhelms I. Im Jahre 1881 traten sie zum erstenmal zusammen, um dem greisen Herrn in der Abgeschlossenheit seines Kuraufenthaltes eine bescheidene Zerstreuung zu bieten, und von da an fanden sie sich bis zu seinem Tode in jedem Sommer von neuem ein und kürzten ihm allwöchentlich durch ihr Spiel einen der Abende in dem lieblichen Gebirgsnest. Ihr Ensemble, dessen Personenstand sich im Laufe der Jahre nur sehr allmählich veränderte und in dem außer den Schauspielern und Schauspielerinnen auf unseren beiden Gruppenbildern in erster Linie noch der jetzige Fürst zu Dohna-Schlobitten und Herr von Niebelschütz von den vierten schlesischen Husaren zu nennen sind, ward so nach und nach ein recht abgerundetes. Von Anfang an stand es unter dem Regiment des königlichen Operndirektors von Strantz aus Berlin, der, ein nichtsahnender urlaubbeflissener Privatmann im österreichischen Kronlande Salzburg einrückend, beinahe sofort nach seiner Ankunft durch die Botschaft der Gräfin Lehndorff überrascht wurde, es solle zur Unterhaltung des Kaisers Theater gespielt werden. „Der moderne Barbar", „Kurmärker und Picarde", alle die alten bewährten clous der Liebhaberbühne kamen dann hier nach und nach, von Sommer zu Sommer, zur Aufführung. Und wie prächtig die Truppe von Anfang an ins Zeug ging, das beweist wohl am besten ein Wort des alten Kaisers selbst, am Abend als dies „Gasteiner Ensemble" auf der Solitude zum erstenmal vor ihm aufgetreten war. Der hohe Herr war von der Anwesenheit seines Berliner Theaterleiters in Gastein nicht unterrichtet. So überraschte es ihn sichtlich, diesen zu erblicken, als er nach der Vorstellung auf die Bühne schritt — die übrigens keine Bühne war, sondern ein großes, glatt an den anstoßenden Zuschauersalon sich schließendes Zimmer, darin der Regieführende, hinter dem Thürflügel sitzend, bis zu diesem Augenblicke eifrig das Amt des Soufleurs versehen hatte. Der Kaiser stutzte . . . dann schnitt er seine Lobesworte für die Darsteller mit einem Blick auf den sich tief Verneigenden und der trockenen Bemerkung ab: „Na, wenn Sie meinen Operndirektor hier haben! . . ." Das Scherzwort war so zugleich eine Anerkennung für die Darsteller, wie sie liebenswürdiger kaum ausgesprochen werden konnte.

Herr von Schwarzkoppen, Gräfin Margitta Dönhoff und Graf Rich. Eulenburg.
Aufnahme von Erich Selin & Co. in Berlin.

Betrachten wir die sonstigen aristokratischen Theater in Berlin, so taucht wohl zunächst die Frage auf, ob denn niemals ein Mitglied des Königshauses selbst sich an einem solchen darstellerisch beteiligt habe. Oft auch in der Tagespresse gestreift, ist sie dahin zu beantworten, daß bei uns wie anderswo die Prinzen und Prinzessinnen des Herrschergeschlechtes selten auf der Bühne zu stehen pflegen. Kaiser Wilhelm II. hat, es sei denn in seinen Knabenjahren, nie Theater gespielt, obwohl er seiner raschen und

geistesgegenwärtigen Art entsprechend sicherlich ein vorzüglicher Darsteller sein würde. Nur Prinz Heinrich ist einmal und mit großer Begabung in einem Salonstück aufgetreten, und zwar Anfang der neunziger Jahre bei seiner ältesten Schwester, als die erbprinzlich meiningenschen Herrschaften noch ihre Berliner Wohnung in den Zelten innehatten. Auch diese Vorstellung verlief aber so sehr innerhalb der engen Hofzirkel, daß die Öffentlichkeit kaum näher von ihr Kenntnis nehmen konnte.

Eine Flut ohne Ende ziehen nun die übrigen Dilettantenvorstellungen an uns vorüber, wohl mehr als hundert in zwei Decennien. Da und dann taucht aus dem bunten Gewimmel etwas ganz Charakteristisches hervor. Eine Vorstellung zum Besten des St. Katharinenstiftes, zumeist die katholische Hofgesellschaft versammelnd, mit dem Grafen Otto zu Castell-Rüdenhausen als prächtig humorvollen Koch und angeblichen Legationssekretär in dem Lustspiel „Kleine Mißverständnisse“ und mit einer französischen Operette „Embrassons-nous, Folteville“, darin Graf Görtz und Baronesse de Greindl, Tochter des belgischen Gesandten, die Hauptrollen vorzüglich trugen und von den jungen Attachés und Sekretären der verschiedenen Botschaften dabei aufs beste unterstützt wurden. Einige Zeit zuvor dieselbe Operette mit einer anderen Besetzung, in der Frau Ellen von Siemens geb. von Helmholtz, später leider kaum wieder aufgetreten, mit ihren Partnern einen außergewöhnlichen Triumph feierte. In einer Aufführung im großen Saale der Kriegsakademie wieder das Talent des Grafen Castell, sich glänzend bethätigend neben demjenigen des jetzt in China ermordeten deutschen Gesandten Freiherrn von Ketteler, damals im auswärtigen Amt zu Berlin thätig. Im neuen Theater unter der Ägide von Gräfin Alfred zu Dohna, Gemahlin des jetzigen Kommandeurs der Düsseldorfer Ulanen, ein Abend, an dem im „Bengalischen Tiger“ neben Gräfin Maria Erika zu Dohna und Fräulein von Lavrenz, sowie Herrn von Winterfeldt Prinz Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode als angstvoll sächselnder Provisor ganz vortrefflich war. Private Theater in den Salons des badischen Gesandten von Jagemann, des heutigen Reichskanzlers Grafen Bülow, des Grafen und der Gräfin Bismarck-Bohlen, des Grafen und der Gräfin von Talleyrand-Périgord schlossen sich an.

Frau Professor Eberlein, geb. Gräfin von Hertzberg, als „Aurora“ in „Guten Morgen, Herr Fischer.“
Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Eines muß allerdings hier bemerkt werden, das

Fräulein von Arnim-Criewen als „Dörtfieken“ in „Brandenburgiſche Eroberungen.“
Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Leutnant Franz von Brandenstein als „Little Carlsen."
Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Repertoire dieser Vorstellungen ist nicht immer sehr wechselreich. Vielleicht liegt's an der einschlägigen Litteratur! Aber oft, sehr oft werden die bewährten alten Paradestücke hervorgeholt, und wir wollen lieber nicht hier untersuchen, wie oft in den Theatern unserer Aristokratie „Der gebildete Hausknecht" erschienen ist und in „Guten Morgen, Herr Fischer!" der Vater aus Havelberg anlangte, um nach seinem verloren gegangenen Sohn zu forschen. — Daß auch das Alte neu werden kann, wenn es nur geistreich genug gesagt wird, bewies übrigens eine Aufführung eben dieser unzerstörbaren Operette, die unter anderen Darbietungen im vergangenen Winter im Lessingtheater unter dem Protektorat der Frau Gräfin von Wachtmeister stattfand und in der Komtesse Elisabeth Wachtmeister und ihre Schwester, die junge Gräfin Schmettow, Frau Professor Eberlein geb. Gräfin von Hertzberg, die Gattin unseres berühmten Bildhauers, und der in Gesang und Spiel ungewöhnlich begabte Träger der männlichen Hauptrolle, Herr von Pawelcz, sich zu einem Vierblatt so voll Witz und Laune, Schelmerei und Anmut vereinten, daß man ihm, wäre es auch in denselben Rollen, gleich noch ein halb Dutzend Mal hätte wiederbegegnen mögen.

An demselben Abend ging unter der Ägide der Frau Fürstin zu Stolberg-Wernigerode eines der seltenen modernen Stücke, die von der Hofgesellschaft aufgeführt worden sind, „Othellos Erfolg", in Scene in einer ausnahmsweise vorzüglichen Besetzung aller Hauptrollen, auf die wir weiter unten noch zurückkommen werden. Ein weiteres modernes Stück, das seinerzeit mit vielem Beifall gegeben wurde, war Ludwig Fuldas „Fräulein Doktor" mit Gräfin Margitta Dönhoff, der älteren von zwei schönen Schwestern, in der Titelrolle. Man spielte es im Militärhilfsverein, über dessen Feste hier zuletzt, doch nicht am letzten einiges gesagt sein muß. Sie sind, seit zwei Jahren unter der Leitung der Excellenzen Frau von Liguitz und Frau von der Planitz stehend, in der Berliner Gesellschaft immer beliebter geworden. Es wird jedesmal auf ihnen Theater gespielt und das im allgemeinen vortrefflich. Und eine lustige Besonderheit von ihnen sind die Specialitätenvorstellungen, die, meist dem Programm des Berliner Wintergartens abgelauscht, von den jungen Offizieren der verschiedenen Regimenter ausgeführt werden. Ein unerreichter Groteskkünstler und Sänger „Little Carlsen" ist da z. B. Herr Franz von Brandenstein. Herr von Bohlen und Halbach ist öfter in entsprechenden Bühnenrollen wie auch als

Herr von Bohlen und Halbach als Zigeunerprimas.
Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Graf Otto zu Castell-Rüdenhausen als Herzog von Olzaga in „Die Majestät wird anerkannt . . .“

Primas einer Kapelle der in Berlin jetzt so überaus beliebten Pußtasöhne mit „echtester“ Wirkung hervorgetreten.

Und nun noch ein Wort über „unsere ersten Talente“ und ihre Rollen, mit den männlichen beginnend, denen auf Liebhabertheatern zumeist die schwierigeren und dankbareren Aufgaben zuerteilt zu werden pflegen. Als über das Dilettantische sich erhebend ist da vor allem Graf Otto zu Castell-Rüdenhausen zu nennen, der im zweiten Garde-Feld-Artillerie-Regiment steht und seit zwei Jahren mit Prinzessin Marie zu Stolberg-Roßla verheiratet ist. Mit einer hohen sympathischen Bühnenerscheinung und einem eindrucksvollen, ein wenig hohlklingenden Organ begabt, ist er in der Eigenart, mit der er besonders Charakterrollen zeichnet, der Sicherheit, mit der er Spiel und Rede, die gebundene wie die freie, meistert, ein wirklicher Künstler. Auch seine Routine dürfte der eines solchen von Beruf nicht viel nachstehen. In Berlin ist er achtzehnmal öffentlich aufgetreten und zwar in dreizehn verschiedenen Stücken, so im „Schwert des Damokles“, in „Der Herr von Papillon“, in „Othellos Erfolg“ u. a. m. Grube und Vollmar vom königlichen Schauspielhause sind seine Lehrer gewesen, und der Eifer, mit dem er ihre Schulung suchte, die Vertiefung seiner eigenen Auffassung zeugen von einem im wirklichen und ernsten Sinne künstlerisch strebenden Geiste. Unser Porträt zeigt ihn als Herzog von Olzaga in der von seinem Schwager, dem Fürsten zu Stolberg-Wernigerode, verfaßten gleichnamigen spanischen Ränkekomödie mit Gesangeinlagen. Auch Fürst Stollberg ist, wenn nicht in Berlin, so doch in Potsdam, mehrfach als Darsteller aufgetreten. Er wie Prinz Hermann zu Stolberg-Wernigerode sind jedoch mehr Naturschauspieler; sie stellen am lebendigsten das dar, was der eigenen Persönlichkeit nahe liegt, wie denn die ganze, auch wohl in der Berliner Tagespresse gelegentlich lebhaft ventilierte „Schauspielschule“ des fürstlichen Hauses Wernigerode zumeist auf flotten Stegreifkomödien beruht hat. Eine frischquellende Begabung besitzt auch Graf Rantzau. Freiherr v. Möller-

Fürst zu Stolberg-Wernigerode.
Aufnahme von Erich Sellin & Co. in Berlin.

Lilienstern von den zweiten Gardedragonern ist in Väter- — — und Hausknechtsrollen ein Komiker, der auf jeder Berufsbühne Ehre einlegen würde. Für ernstere jugendliche Rollen ist wohl Leutnant Clemens von Braudenstein der talentvollste Vertreter.

Unter den weiblichen Begabungen zeigt sich Gräfin Adriane zu Solms-Sonnenwalde als eine Erscheinung ganz für sich. Man kann wohl sagen, eine phänomenale Erscheinung, und das umsomehr, als das große Talent dieser so jungen Dame aus dem gothaischen Kalender sich vor allem — — auf die komische Alte richtet und da mit einer Genialität, einer Ursprünglichkeit schafft, für die sich auch auf dem wirklichen Berufstheater nur sehr wenige Gegenstücke finden. Vortrefflich besonders in Charakterrollen und durch die stete Schulung, die sie in dem die dramatischen Aufführungen eifrig pflegenden Salon ihrer Eltern genießen, außerordentlich bühnensicher sind auch die Fräulein von Jagemann, Töchter des badischen Gesandten. Unter den jugendlichen Liebhaberinnen und Naiven treten besonders hervor die beiden Burggräfinnen zu Dohna, Maria Erika, derzeit die auch dichterisch begabte Hofdame der Frau Prinzessin Friedrich Leopold von Preußen, und ihre Schwester Christine. Ferner die Freiinnen von Zedtwitz, von denen die ältere, Helene, außerdem eine schöne Gesangsstimme besitzt, das graziöse Fräulein von Bock und Polach, Tochter des kommandierenden Generals des Gardekorps, und Anton von Werners anmutige Tochter Lilli.

Freiherr von Möller-Lilienstern. Väterrolle in „Er muß taub sein."

Manch rechtes Talent sahen wir unter den Dilettanten der Berliner Hofgesellschaft. Und jene, die in zweiter Reihe stehen, mögen sich mit dem Ausspruch des französischen Schriftstellers trösten, wonach der Aristokrat auf der Bühne in der von Kindheit an geübten Beherrschung von Stimme und Gebärde von vornherein etwas voraushabe, was sich der Schauspieler aus anderer Geburtssphäre erst mühsam anerziehen müsse. Und noch eins haben sie, die ersten wie die zweiten, voraus vor jenen, die im steten Kampf und Ringen die dramatische Muse zur strengen Gebieterin ihres Daseins gemacht haben. Besser, viel besser befolgen sie, eigens für sie geschrieben erscheint das Wort unseres größten Dichters:

„Ernst ist das Leben — — heiter ist die Kunst!"

Dornröschen.

Sind und bleiben ja ein Märchen —
Sei nicht böse, liebes Märchen!

Dornröschen that, als ob sie schlief,
Da kam auf leisen Zehen
Der junge Prinz und kam und lief
Das liebliche Wunder zu sehen.

Dornröschen lächelte wunderlich,
Es glänzte ihr Haar wie Golde.
Das junge Prinzlein neigte sich
Und küßte die Wunderholde.

Er küßte sie auf die Lippen rot
Und auf die Wangen unschuldig,
Dornröschen that, als sei sie tot
Und ließ sich küssen geduldig.

Dornröschen öffnet die Äuglein weit,
Dornröschen klatscht in die Hände:
„Wie lohn' ich, Prinz, die Tapferkeit!
Ohn' Euch schlief ich ohn' Ende!"

Dornröschen ward des Prinzen Frau,
Frau Königin in Reich und Provinzen; —
Die Mädel sind noch heut so schlau,
Nur nicht so dumm — die Prinzen!

Carl Bulcke.

Neues vom Büchertisch.

Von

Heinrich Hart.

(Abdruck verboten.)

Friedrich Spielhagen hat eine neue Schriftstellerin in die Litteratur eingeführt: Antoinette Bielefelder geb. Freiin v. Kesselbrook. Nur ein Werk hat die Dame geschrieben, oder vielmehr der „treuen Pflegerin Lent“ in die Feder diktiert, ihre Lebenserinnerungen; dann ist sie bald nach der Vollendung heimgegangen. Spielhagen erhielt die „Autorisation“, die Erinnerungen herauszugeben. Und niemand hatte ein größeres Recht darauf. Frau Antoinette hat offenbar Zeit ihres Lebens sich unablässig in Spielhagens Romane vertieft, denn in jedem Zug ihres Fühlens und Denkens ist sie eins mit dem verehrten Meister, und sein Stil ist bis in jede typische Wendung auch der ihre. Und wie sich Spielhagen so oft in die Geschöpfe seiner Phantasie verliebt zeigt, so verliebt zeigt sich Frau Bielefelder in sich selbst. Allerdings versichert sie in der Einleitung zu ihrer Schrift, daß ihr die Wahrheit über alles gehe, und sie fährt fort: „Ich will mich ja keinem verehrlichen Publikum präsentieren, vor dem man doch, und wäre man noch so wenig eitel, unwillkürlich ein wenig Toilette macht und posiert . . . mein Publikum ist das denkbar kleinste.“ Aber man hat es leicht, strikt bei der Wahrheit zu bleiben, wenn man ein so überragendes Menschenkind, ein solcher Ausbund von Liebenswürdigkeit und Geistesgröße ist, wie Frau Antoinette laut eigenem Bekenntnis. Noch ist sie fast Kind, da verliebt sich bereits der bedeutendste ihrer Lehrer, Professor R. in sie, und kaum ist sie ins 17. Jahr getreten, geht der geistesgewaltige Mann um ihretwillen ins Wasser. Zur selben Zeit bezaubert sie den Millionär v. R. derart, daß er ihr schluchzend erklärt, er bete sie an und müsse verzweifeln, wenn sie nicht ihn und seine Millionen zu eigen nehme. Antoinette aber verzichtet auf beides, sie will lieber arm bleiben, als heiraten ohne Liebe. Opfermutig tritt sie in Dienst beim Kommerzienrat Bielefelder. Zum Lohn erspart ihr das Schicksal, daß eine Freiin Kesselbrook in der That Dienerin wird, und noch dazu bei einem Manne mosaischen Glaubens. Kaum erblickt der Kommerzienrat die junge Maid, da fühlt er sich ganz in ihrem Bann, und seiner Frau ergeht es nicht anders. Beide halten Antoinette wie eine Tochter vom Hause und lieben sie mehr, als die eigenen Kinder. Zu thun hat sie so gut wie nichts, sondern nur durch ihr Dasein zu erfreuen. Dafür wird sie nicht nur glänzend honoriert, sondern der Kommerzienrat, — der, wie das bei Geschäftsleuten der Fall zu sein pflegt, seine Stunden zwischen Börse und Spinoza teilt, — bedenkt die Edle, Gute vor allen anderen in seinem Testament, während er seine Söhne leer ausgehen läßt. Antoinette aber bleibt bei alledem fest in der Tugend, sie schreitet unbeirrt weiter auf dem Wege der Selbstaufopferung. Sogar ihre Überzeugung, daß es schändlich sei, einen reichen Mann ohne Liebe zu ehelichen, bringt sie entsagungsvoll den Verhältnissen zum Opfer. Sie heiratet Philipp Bielefelder, den Sohn, nicht aus Neigung, sondern aus Dankbarkeit, daß er ihrem Schwager in vornehmer Weise aus der Klemme geholfen hat. Mit Philipp siedelt sie dann nach Berlin über, wo sie der Mittelpunkt eines großen Gesellschaftskreises wird. Parlamentarier, Künstler, Gelehrte umdrängen und feiern die Zwanzigjährige, bei allen möglichen Veranstaltungen hat sie eine erste Rolle zu spielen. In ihrem Wahrheitseifer führt sie aufs genaueste Buch über den Weihrauch, der ihr gespendet wird. Ihre Bescheidenheit verschweigt nichts. So bemerkt sie an einer Stelle: „Seltsam! Erste Männer, wie Dr. L(asker), v. H(overbeck), Tw(esten) und andere, wünschen über die politische Situation, über die Opportunität, oder das Nutzlose und Verfehlte dieser oder jener Maßregel, meine Ansicht, meinen Rat zu hören. Sie sagen, ich habe ein so gesundes Urteil, einen so sicheren Blick. Nennen mich eine Seherin, eine Sibylle“... Dieser anhaltende Mangel an Eitelkeit hat ein Recht darauf, vom Schicksal in besonderer Weise anerkannt zu werden. Schon nähert sich Antoinette der Dreißig, da wird endlich ihr Sehnen nach der großen Liebe, ohne die das Leben ein Bruchstück bleibt, erfüllt. Graf Roderich Werned, der jüngste, schönste und verheißungsvollste Hauptmann des Generalstabs, sieht Frau Bielefelder, und im selben Nu erglühen die beiden schwärmerisch füreinander. Selige Stunden im Gartenhäuschen „so nieder und klein, so rings bedeckt, der Sonne versteckt“, sind die süßen Folgen dieser Schwärmerei. Es wäre jedoch schrecklich, wenn Antoinette, die Edle, Gute, nicht nur vor sich selbst, sondern vor der Welt als Ehebrecherin dastehen müßte. Damit ihr dies erspart wird, bricht in eben dieser Zeit der Krieg aus, Roderich zieht mit nach Frankreich und stirbt vor Metz den Heldentod. Bald hernach trägt Antoinette von einem Sturz eine dauernde Lähmung davon. Sie verbringt daher den Rest ihres Lebens in stiller Abgeschiedenheit und widmet ihre Stunden einzig der Philosophie und dem Wohlthun. Ihre Lebenserinnerungen aber, die sie für das „denkbar kleinste Publikum“ bestimmt hat, tragen den Ruhm der bescheidenen Frau Bielefelder in das denkbar größte; das Exemplar, das mir vorliegt, führt auf dem Titelblatt den Vermerk: Viertes Tausend . . . Es gibt nur eine Entschuldigung für all die Naivetäten der Frau Antoinette, die eine, daß sie keine Wirklichkeitsgestalt, sondern eine Erfindung Spielhagens ist. Spielhagens „Freigeboren“ (Leipzig, L. Staackmann) ist nicht sein erstes Werk, in welchem er den Helden der Erzählung selbst den Erzähler sein läßt. Und sicherlich können mit dieser maskierten Erzählungsweise große litterarische Vorteile erzielt werden; dadurch, daß der Erzähler

in der Ichform berichtet, gewinnt sein Stil die frische Lebhaftigkeit und Prägnanz eines Memoirenwerks und Tagebuchs. Aber daß sich auch Nachteile einstellen, dafür liefert gerade „Freigeboren" den besten Beweis. Aus der einfachen Nacherzählung der Geschichte in ihren Hauptzügen geht deutlich genug hervor, in welch falsches Licht Frau Antoinette gerät, wenn sie selbst ihr entzückendes Wesen darlegt. Dabei aber beständig ihren Wahrheitsmut betont, als ob sie die wildesten Verbrechen zu beichten hätte. Jedenfalls hätte Spielhagen sich Vorwort und Einleitung ersparen sollen. Der Ernst, mit dem er die Vorspiegelung als Wahrheit genommen wissen will, berührt ein feineres litterarisches Empfinden allzu naiv. Hier und da ist es dem Dichter aufs feinste gelungen, die weibliche Gefühls- und Ausdrucksweise zu treffen, aber zahlreicher sind, nach meinem Empfinden, die Stellen, die eine Frau niemals in dieser Weise gedacht und niedergeschrieben hätte. Überhaupt zeigt der Roman künstlerisch wie geistig ein Doppelgesicht, ein sehr anmutendes und ein alltäglich bedeutungsloses. Einzelne Charaktere sind mit wenigen Zügen aufs lebensvollste gezeichnet, andere erscheinen trotz aller Ausführlichkeit farblos und verwaschen. Hier ist der Stil knapp, frisch und gedrungen, dort im Satzbau und in der Schilderung breit und geschwätzig, hier offenbart sich bestrickend reife Altersweisheit, dort kommen schwer begreifliche Naivetäten aller Art zum Vorschein. Alles in allem bietet der Roman eine reizvolle Unterhaltung für das große Publikum, zum Teil auch eine nachdenkliche und anregende; Spielhagens litterarisches Charakterbild aber bereichert er kaum. In der Tendenz wahrt der Dichter seinen alten menschlich freien Standpunkt. Frau Antoinette spricht sie selbst mit den Worten aus: „Es gibt solche, die sich unter tausend Mühen zur Freiheit durchringen. Moralisch muß man sie wohl am höchsten bewerten. Glücklicher daran sind jedenfalls sie, die sich von vornherein durch keine sakrosankte Überlieferung früherer Geschlechter gebunden, durch kein Dogma beschränkt fühlen; in der Menschenwelt niemand über sich, aber auch niemand unter sich; und denen die Furcht vor Gott, ist sie ernstlich gemeint, ein trauriges Armutszeugnis, ist sie es nicht, eine häßliche Phrase ist. Wenn ich mich zu den letzteren rechnen zu dürfen glaube, die ich frei Geborene nennen möchte, so mag es objektiv eine Überschätzung sein, eine subjektive Überhebung ist es wohl kaum." Aber diese Tendenz wird durch die Erzählung selbst nicht scharf genug nachgewiesen; auch würde sie überzeugender und eindringlicher wirken, wenn sie im Rahmen größerer Schicksale, am Wesen einer bedeutenderen Persönlichkeit, eines führenden Geistes durchgeführt worden wäre. Frau Antoinette ist doch zu sehr mit ihren kleinen Eitelkeiten und individuellen Herzensgeschichten beschäftigt, um als Vertreterin freien Denkens und Empfindens machtvoll genug wirken zu können.

So anspruchsvoll der Spielhagensche Roman auftritt, so schlicht und prunklos gibt sich die neueste Erzählung von G. v. Berlepsch „Fortunats Roman" (Bielefeld, Velhagen & Klasing). Im Geistigen reicht sie an das Werk des Berliner Meisters nicht heran, ist auch gar nicht darauf gerichtet, künstlerisch aber enthält sie hier und da weit feinere Reize und echtere Natur. Bei der Lektüre habe ich es wieder und wieder bedauert, daß mir die früheren Werke der Dichterin unbekannt geblieben sind, denn aus einzelnen Zügen entnehme ich, daß ihre Begabung noch um ein Bedeutendes höher und weiter sich erstreckt, als die vorliegende Erzählung im ganzen offenbart. Fortunats Roman ist ein Idyll, das in allem Wesentlichen rein innerliche Wirkungen erstrebt und erzielt; die äußere Handlung entwickelt sich in sehr einfachen Linien und sonderliche Erregungen ruft sie nicht hervor. Etwas straffer könnte die Komposition schon sein und hier und da die einzelne Scene getrost dramatischer koncentriert sein. Davon abgesehen ist die Geschichte ein wahres Kabinettsstück idyllischer Erzählungskunst; jede der Gestalten tritt in ihrer Sonderart ebenso klar wie anziehend hervor, die Schilderungen fesseln durch frische Anschaulichkeit, und die Sprache schmiegt sich reich und beweglich jeder Situation an, bald voll kräftiger Realistik, saftig und derb, bald vornehm, zart und weich. Die Erzählerin hat ihren eigenen Ton, wenn man auch zuweilen an Keller, zuweilen an Stifter erinnert wird. Im allgemeinen überwiegt das Genrebildliche, aber es fällt nirgends ins Platte und Triviale; durch den seelischen Gehalt gewinnt die Erzählung einen Zug ins Bedeutende, der sie über den Durchschnitt der Kleinkunst emporhebt. Von dem Kern der Handlung läßt sich mit ein paar Worten berichten. Die Erzählung führt in einen abgelegenen Winkel Wiens, wo noch altehrwürdige Bürgerhäuser mit prächtigen alten Gärten aus früheren Zeiten sich erhalten haben. Die Leute, die dort wohnen, sind meist so altmodisch, „daß man sie für alles eher, als für Großstädter halten könnte, was sie ja doch sind, freilich Wiener, alte Wiener". In einem dieser Häuser wächst Fortunatus auf als ein verwöhntes und verzärteltes Muttersöhnchen. Seine Mutter, die Hofrätin, hütet und überwacht ihn mit egoistischer Eifersucht; alles soll der Sohn nur ihr verdanken, all sein Glück bei ihr in der Stille finden und vor allen sein Herz nicht an ein Weib verlieren, das die Mutter ihm nicht ausgewählt hat. Ganz aber kann sie doch in dem jungen Manne den Drang nach weiterem, freierem Leben nicht ersticken. Und als er eines Tages mit einem Mädchen aus dem Volke zusammentrifft, einem frischen, von Jugend und Lebenslust strotzenden Wesen, da denkt er nicht einen Augenblick der mütterlichen Angste, sondern gibt sein Herz ohne Besinnen der rasch auflodernden Leidenschaft hin. Allzuviel Nahrung findet freilich bei ihm die Liebesflamme nicht. Nur zu bald merkt er, daß die derbe Maid für den geschniegelten Junker nichts empfindet, und entsagungsvoll schickt er sich darein, sie an einen ihresgleichen gebunden zu sehen. Es steckt ein bedeutsamer Sinn in diesem Gegensatz zwischen ursprünglicher Natur und überfeinerter Kultur.

Von dem jüngsten Roman, den Hanns von Zobeltitz geschaffen hat, und der unter den Werken des Erzählers ohne Frage einen hervorragenden Platz einnimmt, habe ich nur das

eine mitzuteilen, daß der Roman unter dem Titel „Ein bedeutender Mann“ bei H. Costenoble in Jena erschienen ist. Auf das Werk selbst einzugehen, muß ich mir leider versagen, da mir das nahe Verhältnis des Dichters zu den Monatsheften Zurückhaltung auferlegt.

Unsere Verserzählung geht in ihrer Masse noch immer in den Bahnen der Kinkel, Redwitz, Scheffel. Der echtepische Stil scheint so gut wie vergessen und verloren zu sein, dafür spielt das Lyrischepische, die stark verdünnte und breit ausgewalzte Romanze der älteren Zeit, eine um so größere Rolle. Je länger diese Poesie ihr Dasein fristet, desto flacher wird sie, und die „breite Bettelsuppe“, die in der bekannten Hexenküche gekocht wird, war gegen die Wassersuppen von heute sicherlich ein Wunder von Mark und Kraft. Der Meister dieser Romanzensiederei, Julius Wolff, hat seine ausgedehnten Versanlagen schon wieder um ein beträchtliches Stück erweitert. Längst breiten sich seine Versgefilde ins Unendliche, Gras an Gras, Stroh an Stroh, Distel an Distel; es schien unmöglich, daß ein einzelnes Menschenkind Lust und Ausdauer genug haben könnte, noch weiter in dieser Art sich auszubreiten. Das Unfaßbare aber ist geschehen, das Überlängliche Ereignis geworden. Julius Wolff hat nochmals zwölftausend Verse ausgeschüttet und damit so ungefähr das zweite Vers-Hundert-tausend erreicht. „Der fahrende Schüler“ (Berlin, G. Grote) ist die Etikette für diesen neuesten Jahrgang lieblichen Mosts. Trinkbare Männer werden vor dem Gewächs erschaudern, aber Tausende von zarten Seelen, die nichts Kräftigeres vertragen können, werden den Trank, der sogar kein „Gedankenweh“ hinterläßt, mit Behagen schlürfen. Sie werden sich vor allem an der edlen Tendenz erquicken. Offenbar war es dem Meister darum zu thun, den Beweis zu liefern, wie sehr man die alten Vaganten verkennt, wenn man sie wilde, tolle, rohe Gesellen schilt. Vielleicht waren es gerade keine Musterknaben, aber was sie an munteren Streichen leisteten, das bleibt an Derbheit weit hinter dem zurück, was heute ein rechter Musensohn zu stande bringt. Und an Herzensgröße, an Gesinnungstüchtigkeit, an Edelmut verdienen Silvius und Cornelius, die Helden Wolffs, einfach ein Zeugnis Nr. 1. Inhaltlich erscheint das gewaltige Lied aus zwei Stücken zusammengeschweißt. In der ersten Hälfte erzählt der Dichter, wie Silvius und Cornelius wochenlang bei einer ältlichen Jungfrau zu Gaste sind und sich an den Vorräten der jungferlichen Küche satt und rund essen. Dieser bedeutsame Stoff nimmt, dank der konzentrierten Schaffensweise des Meisters, nur ein paar tausend Verse, nicht viel mehr als „Tasso“ oder „Iphigenie“, in Anspruch. Man könnte diesen Teil in seiner Schlichtheit und seinen idyllischen Reizen mit der Odyssee vergleichen. An die Ilias aber gemahnt die zweite Hälfte. Hier werden die Vorgänge stürmischer und bewegter. Silvius und Cornelius ziehen gen Würzburg, veranstalten eine Feier zu Ehren Walters von der Vogelweide, der in der Beleuchtung Wolffs als ein älterer Albert Träger, eine Säule des Freisinns erscheint, und geraten darüber mit der Universitätsbehörde in argen Konflikt. Schließlich aber geht Achilles-Silvius aus allen Fährnissen siegreich hervor, und die Kommilitonen feiern ihn begeistert als ihren Heros.

Zur Burse wurde Silvius geleitet
Und ihm auch dort noch Ehre bereitet;
Sie hoben ihn hoch und zeigten ihn allen
Und ließen dreimal salutem! erschallen.
Doch als er wieder auf Füßen stand,
Da drückt' er, wem er konnte, die Hand:
„Ich dank' Euch! Ich dank' Euch!“ mehr sprach
er nicht,
Die Thränen rollten ihm übers Gesicht.
Frei ging er hinein in den „Holderstock“, —
Es hatte gesiegt der graue Rock.

Solchen glutvollen Versen, und das Werk ist überreich daran, hat die Weltlitteratur wenig an die Seite zu stellen; nur der Schöpfer der Jobsiade hat sich zuweilen zu der gleichen Kunsthöhe emporgeschwungen. Wie in allen seinen Werken, zeigt sich Wolff auch im „Fahrenden Schüler“ als einen wahren Sprachzauberer. Mit weisem Bemühen vermeidet er es, dem Leser irgendwelche Anstrengungen zuzumuten. Alles bei ihm ist leuchtend klar und aufs sauberste ausgeplättet. Die Leute, die er vorführt, mögen sie nun Bauernknechte oder Kleriker, Jungfern oder Männer sein, sprechen sämtlich in demselben gebildeten Ton, der einem wohlmeinenden Leser so sehr behagt; nur die Vaganten erkennt man daran, daß sie ihr gebildetes neuzeitliches Deutsch hier und da mit lateinischen Brocklein würzen. Was die Form betrifft, so wechselt der Meister auch diesmal zwischen jambischen Reimversen und reimlosen Trochäen. Schwer zu entscheiden wäre es, in welcher Versart er die reichste Kunst entfaltet. Einige Trochäen freilich sind von so bestrickendem Gefüge, daß man ihnen denn doch den Preis erteilen möchte. So z. B. das Muster eines Versgebildes, das sich auf S. 73 findet:

Selber kam mit ihren Gästen
Sie vortrefflich aus, und diese
Ließen es bei ihr sich wohlsein,
Trotzdem daß sie die Verpflegung
Wegen der ihr durch die Träume
Schonend zu verstehn gegebnen
Dauer des Logierbesuches
Wesentlich vereinfacht hatte.

Man schreibe das in Prosaweise hin und man wird die Zierlichkeit des Satzbaus erst recht zu würdigen vermögen.

Rein äußerlich betrachtet, scheint Josef Lauff mit seiner jüngsten Dichtung „Die Geißlerin“ (Köln, Albert Ahn) das gleiche Feld zu pflegen, wie Wolff. Das wäre aber sehr oberflächlich geurteilt. Lauffs Poesie verhält sich zur Wortmache Wolffs wie Flamme zum glimmenden Geschwele, wie Erz zu Pappe, wie edler Wein zu sanftem Zuckerwasser. Dem großen Publikum ist der Dichter weniger durch seine Romane und Versepen, als durch seine Hohenzollerndramen bekannt geworden. Sein Bestes aber gibt er da, wo er ganz frei seinen Schaffenstrieben folgt, nicht in den Dramen, die immerhin unter einem gewissen Zwang gedichtet zu sein

scheinen. Und siegreicher noch als in diesen Bühnenwerken, tritt sein dramatisches Talent gerade in den epischen Dichtungen, in der „Herodias“ und in der „Geißlerin“ zu Tage. Ein festgefügtes Epos ist allerdings die „Geißlerin“ nicht, ihr Stil ist wesentlich balladenhaft, und jeder Einzelteil bildet eine Ballade für sich. Das Ganze hat etwas Visionäres, die Bilder tauchen auf, wie von zuckenden Flammen beleuchtet, und versinken dann wieder im Dunkel. Fast durchweg ist die Sprache von hinreißendem Schwung, prachtvolle Gleichnisse, berauschende Worte entfalten sich in blühender Fülle, und in den Empfindungen wechselt Zartestes mit lodernder Leidenschaftlichkeit. Am meisten erinnert Lauff in seiner dichterischen Eigenart an Annette von Droste-Hülshoff, seine Weise ist weniger konzentriert, aber reicher und lebensprühender. Es widerstrebt mir, von dem Inhalt der Dichtung Näheres zu berichten; jede Nacherzählung würde sich nüchtern ausnehmen, wenn man sie nicht beständig mit Lauffschen Versen schmückt. Daß der Dichter sich den rechten Stoff für seine Eigenart erwählt hat, das läßt sich leicht verdeutlichen, wenn man nur die Titel einzelner Bilder anführt: „Die Pest in Worms“. „Der Zug der Geißelbrüder“. „Der Sturm des Pöbels gegen die Synagoge“. Ein einzelner verteidigt in dem letztgenannten Lied gegen die andrängenden Fanatiker den Tempel fast allein.

Der Erste stürmt ... Er wird erschlagen,
Der Zweite folgt ihm, wutentflammt,
Jedoch der fürchterliche Hagen
Hat ihm den Schädel eingerannt.
Der Dritte naht ...
Die Hiebe sitzen,
Gleichwie die Axt im Buchenhag,
Und Blut und Hirn und Geifer spritzen
Wie Funken unterm Hammerschlag.
Auch Meier Esra kommt gefahren,
Er trägt ein Werkzeug in der Hand;
Den Leuchter schwingt er, der seit Jahren
Am Pult der Sefer-Thora stand.
Auch Mordje Feibes mit Geleite
Er kämpft, wo rot die Lache rinnt;
Es streiten auf der Judenseite,
Die noch im Ghetto wehrhaft sind.
„Debora, dir allein zur Liebe ...“
Ruft Esra noch durch Kampf und Strauß,
Dann unterm wilden Geißlerhiebe
Haucht er die große Seele aus.

Der Held im wallenden Talare,
Der aber steht wie Fels im Meer;
Es flattern seine schwarzen Haare,
Und würgend setzt er sich zur Wehr.
Es rast die Axt, die Kühnsten weichen —
Und wer besessen dennoch stürmt,
Wird unter wohlgezielten Streichen
Den andern Opfern zugetürmt.

Daß nicht jede Stelle in der gleichen Kraft und Farbe gehalten ist, daß hier und da ein matter Ton sich einmengt, ist in gewissem Sinne selbstverständlich. Störend wirken die Ausfälle gegen Recensenten, Pamphletisten und Reichsnörgler, da sie bei den Haaren herbeigezogen sind. In seinem Haß gegen diese Leute, die Lauff als „Reichspoeten“ so oft bitter gekränkt haben, versteigt sich der Dichter dazu, ihnen sogar ihr festes Rückgrat vorzuwerfen. „Dich (den Nörgler) liebt die rückgratstolze Menge“, ruft er zürnend aus. Hoffentlich hat Lauff nicht die Absicht, dem deutschen Volke die Rückgratlosigkeit als neueste Tugend anzupreisen.

Spuren im Schnee.

Hin und her gehn Stapfen im Schnee ...
Der trug lastendes Erdenweh —
Der — in weiter, jauchzender Brust —
Lachende, jubelnde Kinderlust ...

Der trug Freude — und der dort Gram —
Von heißen Lippen der drüben kam —
Der ging behaglich zum Gotteshaus — —
Müde der zum Strome hinaus ...

Was grübelst du? ... Wild geht der Wind,
Verweht die Spuren im Schnee geschwind ...
Was sorgst du um Erdenlust und -weh
Und Menschenschicksal? ... 's sind Stapfen im Schnee.

A. von Berchthold.

Zu unſern Bildern.

Wilhelm Leibl †. — Karl Becker †. — Von dem Holländerabend des Vereins Berliner Künſtler. Adolf von Menzel und Anton von Werner in des erſteren Atelier. — Das Goethedenkmal in Wien. Moderner Tafelſchmuck.

Wilhelm Leibl,
† am 4. Dezember 1900.

Die deutſche Künſtlerſchaft hat einen großen Verluſt erlitten: Wilhelm Leibl, ihrer erſten einer, verſchied am 4. Dezember in Würzburg, fern ſeiner geliebten Aiblinger Einſamkeit, den Bauern, die er in ſo vielen Gemälden ſo unübertrefflich, mit echter ungeſchminkter Naturtreue geſchildert hat. Denn was man auch alles ſonſt über ihn ſagen könnte: ſeine größte Kraft ſprach ſich doch in ſeiner unmittelbaren, ehrlichen Wiederſpiegelung der Natur aus, alles deſſen, was ſein Künſtlerauge ſah. Das Lebenswerk des großen Künſtlers kann hier nicht geſchildert werden — übrigens erſcheint in Kürze in der Sammlung der Künſtler-Monographien (Velhagen & Klaſing) ein Heft über Leibl aus der Feder des Kunſthiſtorikers Dr. Gronau, auf das alle die verwieſen ſeien, die ſich eingehender über den Meiſter unterrichten wollen. Hier nur in Kürze, daß Leibl am 23. Oktober 1844 in Cöln als Sohn des dortigen Domkapellmeiſters geboren wurde, 1864 auf die Akademie nach München ging, wo er zuerſt bei Piloty, dann bei Ramberg arbeitete. Im Jahre 1869 errang er auf der Münchener Ausſtellung ſeinen erſten und gleich einen großen Erfolg mit einigen Porträts; ſeither folgte faſt nur Schlager auf Schlager. Leibls Werke ſind leider ſehr zerſtreut, vielfach in Amerika, ſo ſeine berühmten „Dorfpolitiker“; ſein köſtliches Gemälde „In der Kirche“, vielleicht ſein Hauptwerk, befindet ſich in Darmſtadt in Beſitz des Herrn Schön; die Nationalgalerie in Berlin nennt die „Dachauerin in der Schenke“, die Pinakothek in München „In der Kleinſtadt“, „In der Bauernſtube“ und ein Porträt Max von Perfalls ihr eigen. — Am 20. Dezember, kurz nach ſeinem Geburtstage, der dem liebenswürdigen Greiſe noch einen ſchönen Kranz vielſeitiger Anerkennung brachte, verſchied der Neſtor der Berliner Künſtler, Profeſſor Karl Becker, im Patriarchenalter von achtzig Jahren. Ein reiches Künſtlerleben klang

Karl Becker,
† am 20. Dezember 1900.
Aufnahme von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.

Das neue Goethedenkmal in Wien von Edmund Hellmer.

Vom Holländerabend des Vereins Berliner Künſtler.
Aufnahme von H. Boll in Berlin.

damit aus. Wenn es dem ausgezeichneten Meiſter, der in Berlin am 18. Dezember 1820 geboren war, auch nicht gelang, in die Reihe der allerersten Größen ſeiner Kunſt einzurücken, hat er doch in der vorderſten Linie der Mitſchaffenden geſtanden. Bis in die Periode von Cornelius reichen ſeine Anfänge zurück: unter ihm malte er 1843 an den Fresken in der Vorhalle des alten Muſeums. Im Jahre 1853 ging er dann, nach längerem Aufenthalt in Paris, nach Italien, und dort durchdrang ihn die Freude an der Renaiſſance derart, daß ſeine ganze ſpätere Thätigkeit faſt ausſchließlich von ihr getragen wurde. Ein glänzender Koloriſt, von ausgeprägtem Schönheitsempfinden beſeelt, ſchuf er ſo eine lange Reihe von Gemälden, die der überwiegenden Mehrzahl nach ihre Motive aus der venetianiſchen Renaiſſance ſchöpften; hier ſeien nur, als typiſch, genannt: Sitzung der Dogen (1864), Karneval beim Dogen (1864; Berliner Nationalgalerie), Othello und Desdemona (1886; Breslauer Muſeum). Wenn dieſe Gemälde mit ihren farbenprunkenden Gewändern, Teppichen, ihren bildſchönen Menſchen

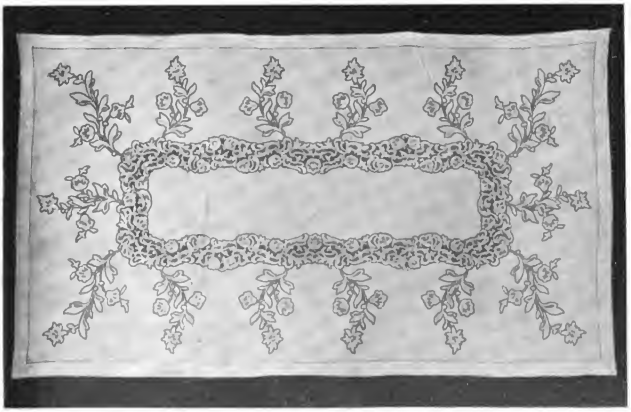
Adolf von Menzel und Anton von Werner in des erſteren Atelier.
Aufnahme der Photo-Illuſtration in Berlin.

Jardiniere,
entworfen von O. M. Werner, ausgeführt von J. H. Werner, Hofjuwelier in Berlin.

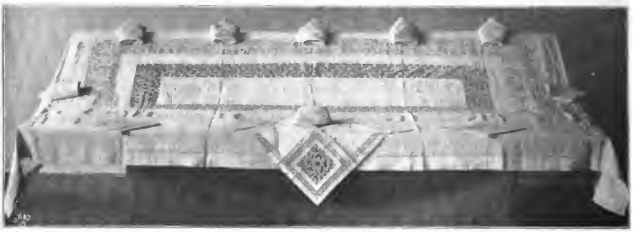
dominierten. — Eigenartig iſt die weitere Photographie, welche in Ausführung einer hübſchen Idee Excellenz A. von Menzel und Anton von Werner in des erſteren Atelier vereinigt. Beide Meiſter, ſo verſchieden ihr Schaffen ſonſt ſein mag, haben doch einen verwandten Zug: beide ſind in ihrer Art Hiſtoriographen der Hohenzollern. Als ſolche auch zum großen Teil unſerem heutigen künſtleriſchen Empfinden ferner gerückt ſind — wir alle, wir älteren wenigſtens, haben doch einmal bewundernd zu ihm emporgeblickt. —

Unſer viertes Bildchen gibt ein heiteres Feſt des Vereins Berliner Künſtler im Ausſchnitt wieder, bei dem Holland die Parole war, Spitzenkragen und Thonpfeife

Blumenſchale.
Von D. Vollgold & Sohn in Berlin.



Modernes Tafelgedeck mit à jour-Arbeit.
Aus dem Magazin von Gebrüder Moſſe in Berlin.



Tafelgedeck mit à jour-Arbeit und Spitzeneinsätzen.
Aus dem Magazin von Gebrüder Mosse in Berlin.

waren sie auch zu den Festlichkeiten anläßlich des 200-jährigen Jubiläums des preußischen Königtums geladen. —

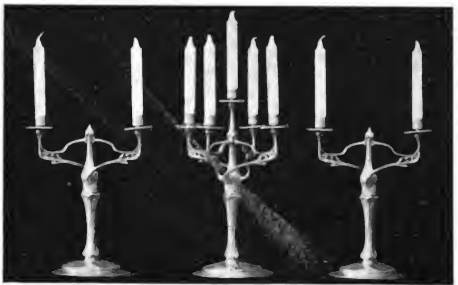
Ein langjähriger Wunsch Wiens ist endlich in Erfüllung gegangen: seit einigen Wochen hat die Kaiserstadt ein Denkmal Goethes. Das schöne Standbild, ein Werk des Prof. Edmund Hellmer, hat auch eine würdige Stätte erhalten zwischen dem Kaisergarten und dem ehemaligen Palais Schrey — gegenüber dem Denkmal Schillers! —

Wir stehen inmitten der Gesellschaftszeit. Es wird daher interessieren, eine Anzahl von Gegenständen für eine Festtafel im Bilde kennen zu lernen, wie wir sie nach

Weinkaraffen.
Von C. Harsch & Co. in Berlin.

mustergültigen Vorlagen zusammenstellten. Vorausgeschickt: im allgemeinen liebt man im Tafelarrangement jetzt eine gewisse Einfachheit. Hochaufgetürmte Blumenarrangements sind ganz verpönt, flachere Jardinieren, häufig auf Spiegelplatten gestellt, sehr beliebt. — Die von uns abgebildeten Porzellane entstammen der Königlichen Manufaktur zu Berlin: das eine ist, nach alten Mustern, im immer noch sehr geschätzten Empirestil, Ornamente in Gold, zum Teil auf Reliefunterlage ausgeführt; das andere zeigt Louis XIV - Formen und wurde zuerst für König Ludwig II von Bayern gefertigt; es ist mit Blu-

Tafelservice. Aus der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin.



Moderne Tiſchleuchter. Von Paul Erbard: & Co. in Berlin.

Als ein ſchöner Nachklang der Pariſer Weltausſtellung erſcheint im Verlage der Photographiſchen Geſellſchaft jetzt ein Werk: Meiſterwerke aus den Kunſtſammlungen Seiner Majeſtät des deutſchen Kaiſers. Die Publikation (Preis 200 M.) gibt in 27 ausgezeichneten Photogravüren jene Sammlung franzöſiſcher Meiſterwerke, die das ſchöne Rokokozimmer des Deutſchen Hauſes an der Rue des Nations ſchmückten. Wir reproduzieren aus

Ein Satz Weingläſer in Baccaratſchliff. Von C. Harſch & Co. in Berlin.

men in wenigen warmen Tönen bemalt, die Ornamente auf den Borden ſind erhaben und mit Gold ſtaffiert. Für das Glasſervice wird der Baccaratſchliff wieder ſtark bevorzugt; wir bringen neben einem ſolchen Satz noch einen zweiten in Formen, die ſich dem modernen Stil einigermaßen nähern, der für Gebrauchsgläſer im übrigen bisher merkwürdig wenig geſchaffen hat.

* * *

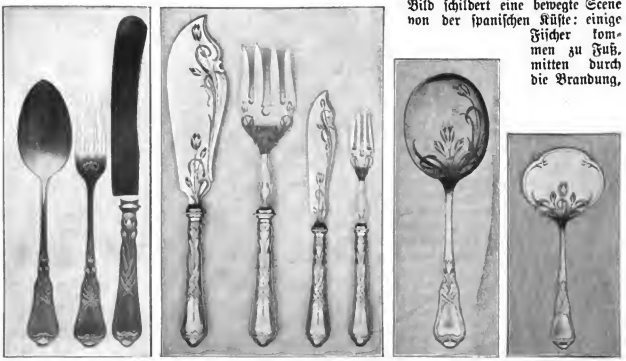
dem Werk die berühmte „Tänzerin Camargo" von Nicolaus Lancret (zwiſchen S. 616 u. S. 617).

Der junge Berliner Bildhauer Ernſt Waegener iſt dadurch in den Vordergrund des Intereſſes gerückt worden, daß ihm in der Konkur-

Tafelſervice. Aus der Königl. Porzellanmanufaktur zu Berlin.

Ein Satz moderner Weingläser. Von C. Harsch & Co. in Berlin.

renz um das für Straßburg bestimmte Denkmal des jungen Goethe der erste Preis zuerkannt wurde. Wir bringen, zwischen S. 624 u. S. 625, eine neuere Statue Waegeners, einen anmutigen Hirtenknaben mit der Panflöte. — Von Victor Freudemann-Berlin, der gern stille weltferne Winkel aufsucht, schalten wir zwischen S. 656 u. 657 die Reproduktion eines Gemäldes ein, das auch solch einen stillen Winkel wiedergibt, ein Stück Flußufer, ein paar eng zusammengeschachtelte Häuschen mit schiefen Dächern — es liegt viel Stimmung in dem Bilde. — Unter den deutschen Tiermalern ringt sich Rudolf Schramm-Zittau immer entschiedener zu einer bedeutenden, selbständigen Stellung empor. Neben Hubert von Heyden zeichnet er sich vor allem durch die meisterhafteste Wiedergabe des lieben Federviehs aus. Seine „Truthühner" (zwischen S. 688 u. 689) sprechen in ihrer Naturtreue und Frische für sich selber. — Unser letztes ganzseitiges Bild schildert eine bewegte Scene von der spanischen Küste: einige Fischer kommen zu Fuß, mitten durch die Brandung, vom Fang. S. Barbudo hat dem Vorwurf ein stark malerisches Gepräge geliehen. — Unser Titelbild, nach einer Ostudie von A. Maier, gibt in kräftigem Kolorit eine junge Afrikanerin, ein Mädchen von der Somaliküste, wieder. H. v. S.



Silbernes Tafelbesteck. Von Sy & Wagner, Hofgoldschmiede in Berlin.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Sieglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Thönerne Füße.

Die Geſchichte einer Enttäuſchung.

Von

Agnes Harder.

I.

Esther Donates war keine blendende Schönheit. Sie war frisch und gesund, so biegsam wie eine Weidengerte; aber ihre Züge waren unregelmäßig, der Mund hatte fast zu schmale Lippen, die Haut zu wenig Farbe. Das wellige Aschblond ihrer Haare bauschte sich an den Schläfen auf und ließ in schönem Ansatz die schmale Stirn frei, deren ausgeprägtestes Merkmal Reinheit war. Wirklich schön waren in diesem schmalen, aber gesunden Gesicht nur die Augen. Sie erklärten den Zauber, den Esther auf die Menschen ausübte, die mit ihr zusammenkamen. Diese Augen waren ein Spiegel für Leid und Freud dessen, der ihnen gerade sein Herz erschloß, so daß dem Klagenden sein Leid noch nie so erhaben, dem Glücklichen seine Wonne noch nie so sehr Seligkeit erschienen war. Aus sich selbst gaben diese braunen Sterne dann ein funkelndes Sonnenleuchten, ein Spielen zitternder Lichter, wie sie es eingesogen hatten von der großen Sonne, wenn sie durch die märkischen Kiefern fiel und auf dem Waldboden helle Kreise tanzen ließ. Das Herz, dessen Sendboten diese Augen waren, mußte offen und ehrlich sein, jedem Eindruck hingegeben. Nichts war geheimnisvoll in ihnen, wenn anders nicht die Natur selbst, die ihre Schätze über Berg und Thal streut, geheimnisvoll ist, sobald man tiefer in sie dringen will. Vor allem hätten die nicht ihre Rechnung gefunden, die in diesen braunen Sternen mit den tanzenden Lichtern nach dem Unglück ihrer Geburt gesucht hätten.

Denn Esther war ein nachgeborenes Kind, das seiner Mutter das Leben gekostet hatte. In der kleinen norddeutschen Universitätsstadt hatte man den jungen Privatdozenten noch nicht vergessen, der durch einen Winter hindurch sein blondes Weib mit solchem Stolz in die Kreise der Professoren geführt hatte, die ihm zu dem Glück, das er schon besaß, auch noch den Ruhm weissagten. Statt dessen war der Tod gekommen, ganz schnell, ohne warnendes Klopfen. Er hatte ihm die Feder aus der Hand genommen, und er hatte einige Monate später auch nach dem jungen Weibe gegriffen, man hätte meinen können, aus Barmherzigkeit, wenn er nicht das kleine Mädchen vergessen hätte, unter lauter halbaufgebrochenen Knospen, die der Frühling ausgestreut hatte — aber doch mit dem Duft von Totenkerzen in dem alten Gutshaus, um das in der Nacht die Käuzchen schrieen.

Das alte Haus gehörte der Frau Donates, deren Stolz mit dem Tode des einzigen Sohnes gebrochen war. Sonst war er ihre hervorragende Eigenschaft gewesen, und er hatte gut zu ihrer energischen Persönlichkeit gepaßt, die dem Hausstand mit einer Würde vorstand, der man nicht anmerkte, daß die Jahresabschlüsse mit dem Inspektor schon lange keinen Überschuß mehr ergaben. Solange der junge Herr lebte und zu den Universitätsferien nach Hause kam, war alles so wie in vergangenen Zeiten, das Familiensilber auf der Tafel, der Rest wenigstens, denn der Hauptschatz war 1806 verkauft worden — die langjährige Dienerschaft auf ihrem Platz, und der Hauch des Behagens und der vornehmen Abgeschlossenheit über dem ehemaligen Herrenbesitz, von dem der junge Gelehrte wohl immer noch annahm, daß er seinen Mann ernähre. Er hatte auch gar keinen Grund zu zweifeln, denn bei seinem kostspieligen Studium und den sich daranschließenden Reisen waren ihm nie Beschränkungen auferlegt worden. Er hatte auch, ruhig seiner Neigung folgend, ein armes, wunderschönes Mädchen geheiratet. Seine Mutter hatte nicht widersprochen. Ihr leises Zögern hatte er allein auf die Eifersucht ihrer Liebe zu ihm geschoben. Aber die stolze Frau, die es noch für ihre Pflicht gehalten hatte, sich aufrecht zu halten, bis das Kind ihres Sohnes das Licht der Welt erblickte, war zusammengebrochen, als dieses Kind dann in seiner Vereinsamung als ihr alleiniges Eigentum in ihre Arme gelegt wurde. Vielleicht, daß sie für einen Sohn den Kampf noch einmal aufgenommen hätte — für ein Mädchen nicht.

Seit jenem Tage war sie eine andere geworden, und ein Jahr später hatte sie das Gut verpachtet, auf zwanzig Jahre. Der Inspektor meinte, mehr als eine Last würde es nicht für sie sein, wenn sie darauf beständen, weiter zu wirtschaften. Nur das Haus und den großen Garten hatte sie für sich behalten. Es war früher immer ein Fehler gewesen, daß der Wirtschaftshof so weit ablag. Jetzt war es ein Vorteil. Frau Donates blieb nun ganz für sich allein.

Von all dem las man nichts in den Augen Esthers. Keine Schatten, keine Vorahnung eines Schicksals, oder was man sonst in ein Kindergesicht hineingeheimnist, wenn man die Vorgeschichte kennt und das Orakel spielen möchte. Esther verlebte eine unendlich glückliche Kindheit. Sie ahnte nicht einmal, daß sie einsam war mit Tieren und Blumen, die sie so gut verstand, und mit den Dorfkindern, die sie zuweilen sah und die sie so liebte, besonders die ganz kleinen, die im Sommer nur ein Hemdchen trugen, und deren Flachsköpfe die Sonne ausbleichte, bis sie schneeweiß wurden. Die Großmutter liebte Esther, wie schließlich jeder den Lebensquell liebt, von dem er sich den letzten Labetrunk verspricht, und so ungefähr wurde Esther auch von ihrer Erzieherin geliebt, einem alten Mädchen, das viel von der Welt gesehen hatte, das heißt viele Schulzimmer in Deutschland und in England, und das hier in Peterswalde in einen bescheidenen Lebenshafen eingelaufen war.

Esther wurde ganz von den beiden Frauen erzogen. Nicht einmal die üblichen Pensionsjahre schlossen sich an die Einsegnung in der kleinen Dorfkirche. Fräulein Fränkel hielt nichts von Pensionen, und Esther verlangte nie hinaus. Es war keine andre Unruhe in ihr als in den alten Ulmen im Garten, wenn der Saft in ihnen zu steigen beginnt. Fräulein Fränkel lebte, wie so viele alte Mädchen, fest verwachsen mit ihren Erinnerungen, in einem ausgebreiteten, ausführlichen Briefwechsel. Esther

war achtzehn Jahre, als die Großmutter sie fragte, ob sie für einige Zeit nach England wolle. In einer der Familien, in denen Fräulein Fränkel unterrichtet hatte, wünsche man eine junge Deutsche zur Gesellschafterin und Freundin der Tochter. Esther fühlte, daß die Großmutter mit einer solchen Trennung, die mindestens auf zwei Jahre berechnet war, ein großes Opfer bringe, aber Frau Donates gab einen Vorschlag schon immer mit einer Entschiedenheit, gegen die sich nichts einwenden ließ. Hatte sie ihn doch mit Fräulein Fränkel lange und sorgfältig überlegt.

Es gab noch einen Menschen, der in solchem Fall der Form wegen gefragt werden mußte. Das war Esthers Vormund, Heinrich Keller, ein jüngerer Vetter ihres Vaters, der bei ihrer Geburt gerade das nötige Alter gehabt hatte, um Frau Donates als Gegenvormund beigegeben zu werden. Er kam zuweilen nach Peterswalde, ziemlich der einzige Besuch, der die Einsamkeit der Frauen unterbrach. Als Esther zehn Jahre alt war, verheiratete er sich. Er war damals vom Teilnehmer der Besitzer einer Verlagshandlung in Berlin geworden, und seine Geschäfte gaben ihn einige Jahre hindurch für längere Zeit nicht frei. Er zeigte in dieser Zeit die Geburt und den Tod von zwei Knaben an. Später hörte Esther, daß seine Frau unheilbar krank und fast beständig an das Bett gefesselt sei. Sie dachte zuweilen an die Arme, wenn sie den Harzduft der märkischen Wälder atmete oder ihr Boot mit kräftigem Ruderschlag über den See trieb, den dieser Wald mit seinen Bäumen wie mit festen grünen Armen umschloß. Gesehen hatte sie des Vormundes Frau nie.

Als sie eingesegnet wurde, kam Keller zum erstenmale wieder nach Peterswalde. Die heilige Handlung fand am Himmelfahrtstage statt. Am Vormittag vorher ging Esther mit dem Vormund ein paar Stunden durch den Wald. Sie hatte ein Körbchen mitgenommen, um die Morcheln hinein zu thun, die sie im Vorübergehen finden würden, denn Esther kannte hier jeden Wildwechsel, jedes Jagen und Gestell, jeden Wachholderstrauch und jede Buche, die sich zwischen die Kiefern verirrt hatte und nun einen Kreis von Erde jährlich mit ihrem trocknen Laub düngte, daß Waldanemonen und Leberblumen hier im Frühling wie in einem Elfenring gepflanzt schienen.

Neben Esther konnte man ruhig schweigen. Sie war vieles Reden nicht gewohnt, und die Stille legte keine Last auf. Sie war kein Zeichen der Entfremdung, sondern der innigsten Nähe, denn das junge Mädchen, das noch halb ein Kind war, hatte eine so zutrauliche, liebe Art im Verkehr mit Menschen, daß sie später selbst solche rührte, die ihr nicht mit reinen Absichten entgegengetreten waren. Dieser Maiabend blieb Heinrich Keller unvergeßlich. Wie alle guten, starken Naturen hatte er ein Gefühl innerlicher Zusammengehörigkeit mit der Natur, die er in Berlin in seinen Büreaus und unter dem Klappern der Druckmaschinen fast schmerzlich entbehrte. Davon sprach er zu Esther. Von dem Druck des Krankenzimmers schwieg er. Sie gingen über das frische Waldgras, das feine feinen, braunen Blütenrispen trug, zwischen denen nur selten eine Frühlingsblume wie ein Stern stand. Die Kiefern ließen die Strahlen der tiefstehenden Sonne wie Gold an ihren rötlichen Stämmen hinabgleiten. Sie trugen alle ihre jungen Triebe, an denen noch der weiße Harzschaum der erst kürzlich gesprengten Knospe klebte. Die Drossel sang, und Esthers Augen schienen mitzusingen, denn die Drossel liebte sie mehr als die Nachtigall. Keller sah in diesen Augen die Sonnenlichter tanzen, geradeso wie sie durch die bläulichen Nadeln der

Bäume in beständigem Zucken und Flimmern auf den Waldboden fielen, er sah an einem freudigen Aufleuchten jedesmal im voraus, wenn sie wieder einen der braunen, faltigen Schwämme mit der warm leuchtenden Samthaut entdeckt hatte und in ihr Körbchen that. Er fühlte ihre Gegenwart wie die des knospenden Waldes um sich herum, und dennoch so persönlich, daß ihm einen Augenblick der Gedanke kam, diesem jungen Wesen einen Einblick in sein zerstörtes Leben zu gewähren. Freilich nur einen Augenblick lang. Heinrich Keller war kein Mann, der sich hinreißen ließ.

Sie ruderte ihn dann über den See zurück. Das Wasser war noch sehr kalt, aber in einigen Tagen hoffte sie schon wieder das kleine Badehaus benützen zu können, das Großmutter hier für sie hatte bauen lassen, und aus dem sie im Sommer täglich hinausschwamm, sicher in ihrer jungen, früh geübten Kraft. Sie erzählte ihm von einem Nest der Wildente, das sie behütet habe, bis die Jungen ausgekommen seien, und daß es ihr sogar gelänge, den scheuen Taucher zu belauschen. Dann zog sie die Ruder ein, sah ihn ernst an und faltete die Hände.

„Nun erzähle mir von meinem Vater!“

Die Großmutter sprach sehr oft von ihrem Sohn. Esther wollte aber einmal etwas Menschlicheres hören. Sie fühlte aus den Reden der alten Frau die Erhabenheit der Mutterliebe heraus, und die entfremdete ihr das teure Bild. Keller dagegen konnte sie befriedigen. Er hatte als Schüler für den flotten Studenten geschwärmt, der sein Ideal gewesen war. Er wußte eine Menge kleiner Züge, von der berühmten Freundschaft zwischen dem Corpshund und dem jungen Fuchs, von seiner ersten Mensur, seiner furchtbaren Beleidigung eines Nachtwächters, die darin bestanden hatte, daß er ihn eine politische Null genannt hatte. Esthers Gesichtchen hatte sich verklärt. Das war ihr junger Vater! In der bewundernden Liebe der Mutter, die dem mit achtundzwanzig Jahren verstorbenen Sohn schon all die Ehren gab, die er sich vielleicht in einem langen Arbeitsleben verdient hätte, hatte sie ihn nicht erkannt. Sie reichte Keller ihre schmale, bräunliche Hand hin, die einen so festen, freien Druck hatte.

„Ich danke dir!“ —

‚Was wird wohl ihr Schicksal sein,‘ dachte Keller am folgenden Tage in der kleinen Dorfkirche, während der Prediger seine Hand in Esthers banschiges, blondes Haar legte. Das Schicksal eines Weibes ist der Mann. Und Keller kannte sein Geschlecht und wußte, daß für ein feinfühliges Wesen mit großer Empfindungskraft und großem Opfermut die Liebe oft Rabenschwingen hat und den Ruf des Totenengels. Wird er sie hüten und hegen? Wird er sie zerbrechen? Es schien ihm, als würde die Liebe dieses Mädchens einmal ein großes Gut sein, ein Segen für ein starkes Herz, aber eine Last für ein schwaches, selbstsüchtiges.

Er sprach Esther an diesem Tage noch einen Augenblick allein. Die Großmutter hatte ihr ein köstliches Geschenk gemacht, den Schreibtisch ihres Vaters, und in einem Fach wohlgeordnet und mit Bändern umbunden die Briefe, die ihre Eltern in den drei Monaten ihres Brautstandes miteinander gewechselt hatten. Die alte Frau hatte sie nie gelesen, so oft sie auch heute noch in den an sie gerichteten blätterte, die in Jahrgängen geordnet waren. Ob aus Eifersucht, ob aus Zartgefühl? Sie gab sie jetzt ihrer Enkelin, und Esther sagte zu Keller, während sie mit ihm in dem verwilderten Garten auf einer moosigen Steinbank unter einem Strauch von Goldregen aß:

„Soll ich sie schon lesen, was meinst du, Heinz? Ich hab' gleich den einen angefangen. Aber —" Ein glühendes Rot bedeckte ihr Gesicht. Seit ihrem Gespräch am andern Tage hatte sie sich dem Vater so nahe gefühlt, in überschäumender Jugendlust, mit dem Cerevis in der Stirn hatte er ihr vor Augen gestanden. Nun hatten die ersten leidenschaftbebenden Worte sie erschreckt und sie ihm wieder entfremdet.

„Wie alt bist du, Esther?"

„Sechzehn."

„Willst du auf deinen Vormund hören?"

Sie nickte ernsthaft. Wenn sie „Ja" sagte, war es wie ein Schwur.

„Warte noch zwei Jahre. Die Briefe gehören dir ja nun. Niemand kann sie dir rauben."

Er wußte, daß sie die Neugier nicht kannte, weil ihr nie etwas verboten gewesen war, und er freute sich, daß er sie noch eine Weile vor der Bekanntschaft mit der Leidenschaft bewahrt hatte.

II.

Heinrich Keller war schon schriftlich zu den Beratungen über den Aufenthalt in England herzugezogen worden. Als schon alles entschieden, kam er zu einer mündlichen Besprechung nach Peterswalde, wo er seit der Einsegnung seines Mündels nicht gewesen war. Es war noch Februar. Der Frost hatte erst nach Weihnachten eingesetzt, und der kleine Strohschlitten holte ihn von der Bahnstation. Aber die Decke aus Fuchsfell hielt köstlich warm, und wie immer überkam ihn ein Gefühl von Heimatsfreudigkeit, als er sich dem Herrenhaus näherte, dessen hohes Ziegeldach eine Last von Schnee trug. Esther kam eben vom Waldsee, wo sie Schlittschuh gelaufen war. Die Pelzmütze saß ihr schief auf dem Köpfchen, sie hatte frische Farben, und als sie Keller die Hand gab — eine zärtlichere Begrüßung ließ sie sich schon lange nicht mehr gefallen — und ihn freundlich ansah, begriff er plötzlich nicht, wie er in seinem harten Leben den Sonnenschein, der von ihr ausging, zwei Jahre hatte entbehren können.

„Nun, Esther, gehst du gern hinüber?"

„Ach," sagte sie lachend, „bei dir ist die Frage genau so Formsache wie bei Großmama. Ihr wollt meinen langen Kleidern schmeicheln. Ihr habt entschieden, und da ich an eure Liebe glaube, so wird es wohl gut sein."

Es war auch wirklich nichts dagegen zu sagen. Mrs. Birch lebte in Windsor, wo ihr Mann Anwalt war. Fräulein Fränkel kannte die Verhältnisse genau, wenn auch die jüngste Tochter, die als Gefährtin für Esther in Frage kam, nicht mehr von ihr erzogen worden war. Sie wollte Esther selbst hinbringen. Das alte Mädchen wurde ganz aufgeregt bei dem Gedanken an die Reise, die sie vor zwanzig Jahren zum erstenmal gemacht hatte, damals schon nicht mehr jung.

Esther war gar nicht ängstlich. Keller versprach, sie im nächsten Frühling zu besuchen. Und er hielt auch Wort. Er hatte in London zu thun und machte sich einen Tag für Windsor frei. Natürlich hätte er sich anmelden können. Aber da er ja keine weitere Gastfreundschaft beanspruchte und im Hotel übernachtete, so wollte er

sich die Freude nicht versagen, Esther zu überraschen. Er freute sich auf das Sonnenspiel in ihren Augen, wenn er ihr plötzlich gegenüberstehen würde. Es war sonderbar, wie jung er sich immer fühlte, wenn er zu seinem Mündel fuhr. Er vergaß dann sein hartes Leben, das ihm nichts gebracht hatte als Enttäuschungen, seine arme, gelähmte Frau und die Gräber seiner Kinder, und er vergaß auch, was noch das beste daran war, die Geschäftslast, die ihm von Tag zu Tag weiterhalf.

Als das herrliche Schloß von Windsor aus dem förmlich aufjubelnden Frühlingsgrün hervortauchte, hoch und herrschend, mit Zinnen und Türmen, so recht ein Schloß im Sinne der mittelalterlichen Dichtung, freute er sich, daß dieses graue Gemäuer über Esther wachte, denn es sah nach Schutz und Trutz aus und doch auch nach behütender Liebe und Poesie.

In dem hübschen Hause des Mr. Birch, an dem die mattlila Blütentrauben der Glycinien hingen und lauter Töpfe mit blühenden Maßlieb vor den Fenstern des Erdgeschosses standen, erwartete ihn nun freilich eine Enttäuschung. Die jungen Damen waren nicht da. Sie waren in den Playing Fields bei einer Partie Golf. Aber Mrs. Birch, die seinen Namen gut kannte, ließ es sich nicht nehmen, ihn dorthin zu begleiten, um Esthers Überraschung zu sehen. Sie war solch ein sweet girl, den ganzen Weg entlang unterhielt sie ihn von ihren Tugenden und von der festen Freundschaft zwischen ihr und dear Lucy. Keller, der ein wenig verstimmt war, hatte die Vermutung, daß die Mutter neben ihm, wie eine deutsche Mutter auch, zu Gunsten eines gewissen jungen Mannes sprach, den er mit einer Zeitung in einem easy-chair unter den Platanen des kleinen Hausgartens hatte liegen sehen, um so mehr da er wußte, daß der sollicitor einen erwachsenen Sohn hatte, der ihm im Geschäfte half. Aber da waren die Spielfelder, ganz in dieses unbeschreibliche englische Frühlingsgrün getaucht, und da warf eine weißgekleidete Gestalt den Golfstock im Bogen in das Gras und flog auf ihn zu — und da sah er wirklich in die sonnigen Augen, in die trotz all des goldnen Flimmerns gleich die Thränen stiegen bei der plötzlichen Erinnerung an die Heimat.

Natürlich blieb er zum lunch. Trotz seines geheimen Widerwillens gegen Bob stellte er sich sehr gut mit allen, worüber er sich im stillen wunderte, denn Heinrich Keller war nichts weniger, als ein society-man. Er hatte nie gewußt, daß er irgendwelche gesellschaftlichen Talente habe, besonders in einem fremden Lande, noch dazu in einer ihm nicht ganz geläufigen Sprache. Aber er meinte, Esther sei daran schuld. In ihrer Gegenwart hätte auch eine Wachsfigur die Steifheit vergessen. Er fand, daß sie sich wundervoll entwickelt habe, die sichere Offenheit der Engländerin vereinte sich mit dieser Zutraulichkeit des reinen Herzens, die auf ihrer Stirn wohnte und aus ihren Augen leuchtete. Er erzählte von seinen Londoner Streifzügen, von den Schauern des Detektiv-Museums und den unmenschlichen Grausamkeiten des australischen Gefangenenschiffs. Man lachte ihn aus. Das waren ja Dinge, die den Engländern selbst fremd waren. Man war in heiterster Laune, als man aufstand.

„Das wußte ich nicht, Heinrich, daß du auch diesen ‚little touch of humour' hast. Du bist mir immer so schrecklich ernst vorgekommen." — „Das bin ich auch. Aber was willst du, Esther, ich habe eben einmal einen Tag Ferien."

„Dann wollen wir ihn genießen," sagte sie heiter. „Bis zum dinner habe ich

uns Urlaub erwirkt. Wenn wir nur um acht Uhr zurück sind. Und Peggy und den dog-cart bekommen wir auch."

Peggy war ein ruhiger Pony, den man Esther ohne Gefahr anvertrauen konnte, und so fuhren die beiden allein nach einem flüchtigen Besuch der Schloßterrasse in den Frühling hinaus.

„Fragst du gar nicht, wohin es geht, Vormund Heinrich?"

„Nein. Wahrscheinlich nach den Virginia Waters. Da hat man ja wohl einige antike Marmorsteine aufgestellt, und das genügt hier, im Lande Lord Elgins, um eine Sehenswürdigkeit daraus zu machen."

„Du bist sehr ungerecht, Vormund Heinrich. Einmal sind die Virginia Waters wirklich bezaubernd, wegen ihrer Bäume und des Rasens, und der herrlichen Alleen, dann hast du aber auch ganz falsch geraten. Ich bringe dich zu meinem Lieblingsort, und ich müßte nicht in Peterswalde erzogen sein, wenn meine Schönheit die Schönheit für alle wäre. Hast du jemals etwas von Burnham Beeches gehört?"

„Nichts. Ich weiß nur, daß Beeches Buchen sind."

„Mehr brauchst du vorläufig auch nicht zu wissen. Sieh lieber nach rechts, da liegt Eton College. Mit einigen von den ältesten Schülern waren wir am Vormittag in den Golfgründen."

„Ihr seid hier wohl viel mit jungen Leuten zusammen?"

Sie nickte nur, denn sie war mit Peggy beschäftigt. Es fiel ihm ein, daß sie außer ihm und dem alten Pastor kaum einen Herren gesehen hatte, ehe sie nach England kam.

„Kommst du gut mit ihnen aus?" fragte er.

Sie sah ihn ganz erstaunt an.

„Sehr gut. Warum meinst du?"

Er antwortete nicht. Diesen Augen gegenüber war er plötzlich ganz ruhig geworden in Bezug auf Bob und dessen etwaige Ansprüche.

„Magst du England eigentlich leiden, Esther?" fragte er nach einer Weile.

Sie sah sich mit strahlenden Augen um.

„Sieh nur, wie grün es ist. Ich meine immer, ich sah nie so viel Grün beisammen in der lieben, alten Mark. Ich weiß natürlich, daß das daher kommt, weil um Peterswalde Ackerland ist und Nadelwald, und du wirst nicht glauben, daß ich die ganze Herrlichkeit hier je mit der Heimat vertauschen möchte. Aber meine Augen können sich gar nicht satt trinken. Lauter Weiden, und überall standen primroses, und jetzt — sieh nur die Blumen! Und alle Wege mit Weißdorn eingefaßt — ist maytree nicht ein hübscher Name dafür? — und fast durch den ganzen Winter war es grün, die Wiesen natürlich. Atme nur die Luft. Die thut gut, nicht wahr?"

„Also hauptsächlich liebst du an England das Grüne. Eine Engländerin aber, etwa Mrs. Bob Birch, möchtest du nicht werden?"

Sie lachte leise vor sich hin.

„Nein, lieber Vormund. Ich möchte doch keinen Mann haben, der nichts vom alten Fritz weiß und von der Schlacht bei Fehrbellin, und dem Bismarck nur ein pommerscher Junker ist. Sei ganz ruhig."

Dann sah sie mit einem verträumten Ausdruck in die Ferne. Keller beobachtete

sie, und schweigend, aber in dem lieben Schweigen fester Zusammengehörigkeit fuhren sie auf den Landwegen dahin, die Esther vorhin so gepriesen. Jetzt, in den ersten Tagen des Mai, waren sie wirklich nur die umbuschten Gänge eines Blumengartens. Dann that sich eine weite Ebene auf, eine Heide, die wohl im Sommer ihren Purpur tragen mochte, wie der heimische Kiefernwald. Jetzt aber flammte sie in dem satten Goldgelb des Ginsters.

„Das ist auch charakteristisch hier, der viele, viele Ginster. Manchmal thut er meinen Augen weh. Er macht alles tot neben sich und hat so etwas Herrschendes, gerade wie Gold. Doch da sind meine Buchen. Erst wollen wir aber Thee trinken."

Rechts dehnte sich ein Wald aus, der erst den zarten Schleier der eben geöffneten Blättchen trug. Esther aber blieb auf der Heide und fuhr über das trockene Kraut auf einige Landhäuser zu. Aus dem einen trat ein halbwüchsiger Junge, der sie zu kennen schien. Sie vertraute Peggy und den zweiräderigen Wagen seiner Obhut an und ging mit Keller in die Wirtsstube. Es war ein einfaches Landhaus, aber sie bekamen zu ihrem Thee prachtvolle Orangenmarmelade und frische Toaste, und Esther bediente ihren Vormund, und er saß so bequem in seinem geflochtenen Rohrstuhl und sah so andächtig nach den an die Wand genagelten Graphicbildern, er nahm dieses Stückchen Heimat, das ihm da in einem fremden Lande in einem Gasthause geboten wurde, so dankbar hin, daß es ihm fast leid that, als Esther aufstand.

Aber dann war es draußen doch noch schöner. Die Buchen waren uralt, nicht hoch und schlank, sondern mehr wie unzähligemal geköpfte, mächtige Weiden. Die Stämme waren von riesiger Stärke, zerklüftet und zerrissen, so ausgehöhlt, daß sie beide bequem Schutz in ihnen gefunden hätten, wenn ein Regen gekommen wäre, und zu diesem fast zerfallenden Alter stand der zarte Schauer junger Blätter in fast rührendem Gegensatz. Durch das verwitterte Laub auf dem Boden sproßten die feinen Lanzen des frischen Grases, und in ihnen stand das Wunder aller englischen Frühlingsblumen, die zierlichen, süß duftenden blue-bells. Darüber aber klang die frohe, zuversichtliche Strophe der Drossel.

Esther sah zu ihrem Begleiter in die Höhe. Sie wollte ein wenig gelobt sein. Aber selbst in den häßlichen, grobknochigen Zügen, die sonst so schwer den Regungen seiner großen Seele nachgaben, für welche die Natur sie als Maske gewählt hatte, las sie den Ausdruck fast wunschloser Zufriedenheit.

„Die Buchen sollen nämlich noch aus der Zeit Alfreds des Großen stammen," sagte sie stolz.

„Das bezweifle ich doch. Aber schön ist es hier. Wenn du genug von den blauen Hyazinthen gesammelt hast, möchte ich mich einmal lang in das Gras legen. Das thut einem armen Menschen wohl, der eine Druckerei in der Königgrätzerstraße in Berlin hat."

„Warte, hier ist es noch zu feucht. Ich werde dir eine Stelle aussuchen."

Durch Burnham Beeches geht eine Schlucht, in deren Nähe sie geraten waren. Sie retteten sich aus der Nässe wieder auf festen Boden, und hier, wo der Rasen schon kräftiger war, setzte sich Esther in einen der hohlen Stämme, der förmlich wie ein ziemlich geräumiges Borkenhaus aussah. Ein wilder Apfelbaum stand daneben und tauchte seine rosigen, blütenschweren Zweige in das Grün der alten Buche. Esther

hatte den Hut abgenommen und hielt die Hände mit dem großen Strauß von bluebells in dem Schoß. Keller, der im Gras lag und den Kopf in die Hand stützte, dachte, daß man zu König Alfreds Zeiten geglaubt haben würde, sie sei eine Zauberin, und daß auch ihn eigentlich nichts hindere, sie für eine Verkörperung der jungen Natur zu halten.

„Hast du jetzt eigentlich die Briefe deiner Eltern gelesen, Esther?"

Sie wurde ganz rot. Die Augen, die zu ihm hingeschaut hatten, senkten sich auf die Blumen in ihrem Schoß.

„Ich wollte es dich schon damals fragen, ehe du nach England gingst. Ich vergaß es dann aber."

„Damals hatte ich sie auch noch nicht gelesen," sagte sie eifrig. „Du warst ja im Februar bei uns, und die zwei Jahre waren erst am Datum meiner Einsegnung herum, gerade als Fräulein Fränkel wieder abgefahren war und ich mich doch noch fremd fühlte und Heimweh hatte. In vierzehn Tagen wird es ein Jahr sein." Er lächelte, daß sie sich in ihrer Ehrlichkeit so streng an den Tag gebunden hatte. Aber das Lächeln verging ihm, als er den Schmerz hörte, der durch ihre Stimme zitterte: „O Heinrich — ich weiß nicht, ob ich das überhaupt hätte lesen dürfen — ob irgend ein Mensch das Recht hat, andern so mitten ins Herz zu schauen. Ich bin nur froh, daß Großmama sie nicht angerührt hat. Ich denke, sie hätte es nicht ertragen, zu wissen, daß Papa jemand anders so viel, viel mehr geliebt hat, als sie. Ich —"

Sie brach ab. Ein Schluchzen kam von ihren Lippen. Aber Keller richtete sich auf. Ihr Antlitz war so verklärt, so von innen heraus durchleuchtet, daß ihm, verbunden mit dem verträumten Ausdruck von vorhin eine Gewißheit kam.

„Du liebst selber, Esther. Sage es mir. Ich bin ja wie dein Vater."

Wie vorhin während der Fahrt kamen ihre Augen zu ihm, so zutraulich, daß sie sein Herz rührten.

„Nein, Vormund Heinz. Wie kommst du nur darauf? Aber ich will dir ein Geheimnis anvertrauen, etwas, was Großmama nie wissen darf. Ich hab' mich in die Briefe verliebt. Ja, glaub es nur, ganz im Ernst. Ich kann manche ganz auswendig, und ich sage sie vor mich her, des Nachts, wenn ich einmal nicht schlafen kann. Die Briefe haben mich ein Geheimnis gelehrt. Denn die Liebe ist doch ein Geheimnis, nicht wahr? Und wenn meine Eltern so lieben konnten, so werde ich es auch. Ich fühle es ordentlich." Sie legte eine ihrer schlanken Hände auf ihre Brust. „Es ist schon da, Heinz, ich weiß nur noch nicht, was ich damit machen soll. Aber ich werde warten."

Sie sah gerade aus in die weichen, jungen Blätter und die Apfelblüten. Eine irre Angst ergriff ihn.

„O Kind! Weißt du auch, was du thust? Weißt du, daß nichts so gefährlich ist, als goldene Ideale aufstellen? Hast du nie etwas davon gehört, daß sie thönerne Füße haben?"

„Aber die Liebe ist kein Ideal, Heinz. Ich weiß es ja aus den Briefen. Sie ist eine Wirklichkeit. Sie kommt. Man darf sie nur nicht selbst zerstören. Du hast mich vorhin nach Bob Birch gefragt und nach den jungen Etonschülern. Du mußt nicht denken, daß ich ein Spiel meine, wie es Lucy mit einem von ihnen treibt —

gewiß nicht. Ich meine nicht, daß man es ebensogut lassen könnte und heute so sein und morgen so, oder auch einen andern küssen, wenn der eine nicht da ist. Nicht wahr, das glaubst du nicht von mir?"

Sie sah flehend zu ihm hin.

„Nein, Liebling. Aber wenn du dich einer fremden Gewalt so hingeben willst, dich so ausliefern an ein Unbekanntes, wo willst du denn die Sicherheit hernehmen, daß der andre es auch verdient? Nicht alle Männer sind wie dein Vater."

„Mein Herz wird sich nicht irren, Heinrich. Wie könnte man sich irren, wenn es sich um das ganze Leben handelt? Und wie soll man denn Erfahrungen machen in der Liebe, wo es doch kein Handeln gibt — wenn nicht auf solchen Schmuggler-wegen, wie Lucy sie geht?"

„Du bist noch sehr jung, Esther," sagte er ernst.

„Ich will ja auch noch warten. Nicht einen Schritt will ich dem Wunderbaren entgegengehen. Ich weiß, es wird mich finden. Habe ich jemals von Peterswalde in die Welt gedrängt? Ich fühl' es, daß mich die Liebe finden würde, und wenn ich immer bei Großmutter bliebe. Es ist das Erbteil meiner Eltern."

Sie schwiegen beide. Heinrich hielt es für gefährlich, daß sie sich noch mehr aussprach. Sie hatte ein Feuer im eignen Herzen angesteckt. Der Brand durfte sie nicht verzehren.

„Versprich mir nur, Esther, daß du mir sagst, wenn du den Mann findest, dem du diesen Schatz geben willst. Versprich es dem Freund, nicht dem Vormund."

Sie gab ihm die Hand, denn sie waren beide aufgestanden. Es war Zeit zur Heimkehr.

„Ich verspreche es dir. Aber such dann nicht, mir abzuraten. Denke dann an diese Stunde."

Als Heinrich Keller zurückfuhr und während einer stillen, nebligen Überfahrt nach Blissingen Zeit hatte, die verflossenen Eindrücke zu sichten, blieb trotz aller geschäftlicher Abschlüsse der Nachmittag in Burnham Beeches der wichtigste für ihn. Er war während des dinners noch in der Familie gewesen — für diese Gelegenheit hatte er den Frack nach Windsor mitgebracht, ein Opfer, das Esther nicht einmal bemerkte, da sie seine Abneigung gegen gesellschaftlichen Zwang nicht kannte — aber jener little touch of humour, der allen beim lunch so gefallen hatte, war in seinem Gesicht nicht wieder erschienen. Noch jetzt, in dem Nebel, der ihm die flachen Ufer von Harrich verdeckte, glaubte er Esthers Gestalt zu sehen in dem einfachen Kleid, in dem sie zu Tisch erschienen war, aber mit freien Schultern und Armen. Er hatte sie doch eigentlich noch immer für ein Kind gehalten. Nun hatte sie ihm gezeigt, daß Körper und Geist gereift waren.

Während er sich fröstelnd in seinen Plaid hüllte, fragte er sich, ob sie Wort halten und zu ihm kommen würde, wenn sie den Mann ihrer Wahl gefunden hätte, und ob ihre Augen dann noch dieselben sein würden wie damals, da sie in der hohlen, alten Buche gesessen hatte, scheu und zutraulich zugleich? Und ihm kam plötzlich der Wunsch, die Faust zu ballen und sie jenem Unbekannten entgegenzustrecken, in den zähen, feuchten Nebel hinein, der wie ein klebriger Schleier um das Schiff hing.

III.

Als Esther in die heimischen Verhältnisse zurückkehrte, fand sie die Großmutter doch sehr gealtert. Aber der eiserne Wille dieser Frau war derselbe geblieben. Esther war nun zwanzig Jahre alt, und die abgeschlossene Einsamkeit von Peterswalde schien Frau Donates für die Enkelin nicht mehr zu genügen. Zudem war sie, eine männlich angelegte Natur, stärker in einem einmaligen großen Opfer, als im Ertragen täglich wiederkehrender kleiner Anforderungen. Den Verkehr mit den Nachbarn wieder anzuknüpfen war ihr nach ihrer langen Vereinsamung unmöglich, so fügte sie sich lieber in eine zeitweilige Trennung. Esther hatte Mühe, wenigstens den Sommer zu gewinnen und die Einsamkeit der märkischen Heide und des Waldsees für sich zu retten. In England war sie ihrer Meinung nach genug mit Menschen zusammen gewesen, um nicht sofort wieder neue zu brauchen. Ihr Skizzenbuch war ihr Zeitvertreib genug. Sie hörte so gerne zu, wenn die alten Ulmen im Garten rauschten. Ihr Vater hatte unter ihnen gespielt, und die mächtigen Bäume waren mehr als einmal erwähnt in jenen Briefen, denen sie einen solchen Einfluß in ihrem Leben eingeräumt hatte.

In den letzten Universitätsferien vor seiner Vermählung war ihr Vater ganz in Peterswalde gewesen, um noch einmal seiner Mutter zu gehören. Seine Braut hatte ihn für kurze Zeit besucht. Sie schien nie ganz heimisch in der strengen Abgeschlossenheit des alten Herrenhauses geworden zu sein. Wer weiß, ob das Zusammenleben der beiden Frauen ein friedliches geworden wäre, wenn die junge Frau Donates die Geburt ihres Töchterchens überlebt hätte, wer weiß, ob sie sich selbst unter dem Schutz ihres Mannes in den Kreisen der Universitätsprofessoren eingelebt hätte. Sie war die Tochter eines Fabrikanten gewesen, im Wohlstand aufgewachsen, der durch einen schnellen Wechselfall des Geschicks gerade um die Zeit, als sie Donates kennen lernte, sich zu vollständiger Mittellosigkeit verflüchtigte. Beide Gatten hatten noch nicht Zeit gefunden, etwas anders zu denken als ihre Liebe und das beranschende Glück gegenseitigen Besitzes. In Frau Elsens Herzen schliefen noch alle Keime ihres eigentlichen Wesens, und nur die der Leidenschaft waren entwickelt. Was aus diesem Verhältnis im Lauf der Jahre geworden wäre? Die alte Frau Donates mochte andre Gedanken darüber haben als die junge Esther.

Esther fühlte sich unter den Verwandten ihrer Mutter nicht recht heimisch. Seit sie erwachsen war, brachte sie regelmäßig einen Teil des Jahres bei ihnen zu, und die Großmutter leistete den beständigen Einladungen noch Vorschub, denn sie fühlte wohl, daß Esther ihr nach jeder Abwesenheit ein volleres Empfinden entgegenbrachte. Immer mehr wurde sie in ihren Augen die Tochter ihres Sohnes. Esthers Mutter war die jüngste von vier Geschwistern gewesen. Ihr Bruder hatte eine große Weinhandlung am Rhein, die eine Schwester war an einen Kaufmann in Frankfurt a. M., die andere an einen Beamten in Berlin verheiratet. Überall waren Söhne und Töchter. Esther, die so still in ihrer Kiefernheide und unter der Obhut der beiden alten Frauen dahinlebte, hatte also draußen in der Welt viele Hände, die sich nach ihr ausstreckten. Ihre Verwandten konnten sich dem Zauber, der von ihr ausging, nicht entziehen, ja, am Rhein würde die mangelnde Mitgift kein Hindernis gewesen

sein, wenn es einem der Söhne gelungen wäre, sie dauernd an das Haus zu fesseln. In Berlin, wo das im Gegenteil sehr mitgesprochen hätte, gab es keine Söhne, nur drei Töchter.

Es machte sich ganz von selbst, daß Esther in den Jahren, die ihrem Aufenthalt in England folgten, den Herbst am Rhein und Main, einen Teil des Winters in Berlin verlebte. Zu Weihnachten kehrte sie immer wieder nach Peterswalde zurück. Am Rhein hatte sie auch Lucy Birch wiedergesehen und war mit ihr und Bob bis nach Heidelberg zusammen gereist. Von dort bekam Heinrich Keller einen langen Brief von ihr. Sie schrieben sich sonst nie ohne äußern Anlaß, da sie sich ja in Berlin häufig sahen. Diesmal aber, während sie getreulich an die Großmutter berichtete, wie sie äußerlich den Spuren des Vaters gefolgt sei, schrieb sie noch einen ausführlichen Brief an den Vormund, in dem sie ausschüttete, was ihr Herz bewegte.

Keller, der die schmale Briefdecke mit den großen, energischen Schriftzügen beim Sortieren seiner Briefe sofort beiseite legte und zuerst öffnete, sah nach dem Lesen eine Weile still vor sich hin. Was für ein Übermaß von Empfindung in ihr lebte, wie warm das Blut in ihr pulsierte! Und dazu als so seltsame, fast überraschende Beigabe der klare, schlichte Verstand dieses Mädchens, der sie vor aller Überschwenglichkeit bewahrte — bis auf den einen Punkt in ihrem Leben, in dem sich alle Phantasie, alle Sehnsucht geeint hatte.

„Es ist mir eigentümlich," schrieb sie unter anderm, „an einem Ort zu weilen, der eine so große Rolle in dem Leben meines Vaters spielte, obgleich er damals meine Mutter noch nicht kannte. Du hast mir soviel aus seiner Studentenzeit erzählt, Heinz, und unwillkürlich sehe ich jedem Studenten nach, der die Farben seines Corps trägt. Bob neckt mich damit und findet, ich hätte mehr Neigung für Saxoborussen, als für Etonschüler. Aber das ist es nicht, wie du weißt. Es ist so wunderbar, daß unser Leben, für den Blick der Menschen ein unteilbares Ganzes bis zum Tage unsers Todes, in sich so verschiedene Abschnitte enthält, die voneinander getrennt sind wie zwei Leben auf zwei verschiedenen Himmelskörpern. Gewiß kann ich mir Vater vorstellen mit dem weißen Stürmer auf dieser herrlichen Schloßterrasse, überschäumend vor Jugendlust. Aber der Mann, der jene Briefe schrieb, hat nichts mehr mit ihm gemein als den Namen. So ändert die Leidenschaft. Du nüchterner Vormund würdest dich wundern, wenn du wüßtest, welche Träume ich träume, wenn wir so am Abend den Rhein herunterfahren, oder wenn ich ein wenig wie ein gefangener Vogel unter den andern bei einem der Massenkonzerte im Palmengarten sitze."

Der nüchterne Vormund steckte den Brief in seine Brusttasche und rückte das Bild seines Mündels auf seinem Schreibtisch ins rechte Licht, ehe er in sein Büreau ging. —

Esther verlebte ein frohes Winzerfest am deutschesten der Ströme. Ihre Vettern waren zu den Ferien da, und die Freunde und Freundinnen des Hauses versammelten sich immer wieder zu dieser quellfrischen, erquickenden Geselligkeit, die den Norddeutschen so leicht blendet. Esther genoß diese Tage, die soviel Poesie bargen, in vollen Zügen. Sie paßte gut hinein mit ihren Sonnenaugen, und niemand war zu Kahnfahrten, zu Ausflügen und zum Tanz eine gesuchtere Partnerin, als sie. Sie legte aber allem Entgegenkommen nicht viel Wert bei. Von England her war sie ja an einen freien

Umgang der Geschlechter gewöhnt. Ihre treuherzige Art machte sie bald zur Vertrauten ihrer Umgebung, und die Überschätzung, die sie selbst im Geheimen für die Liebe hegte, ließ es ihr ganz natürlich erscheinen, daß es sich bei allen, die zu ihr kamen, auch nur um die Liebe handelte. Niemand konnte das Gefühl haben, nicht genügenden Anteil an seinem Geschick zu erhalten, wenn ihre Augen so tiefernst wurden. Nur mußte er nicht versuchen, sie selbst zum Mittelpunkte der Unterhaltung zu machen. Dann wechselte der Ernst mit einer unwiderstehlichen Heiterkeit.

Einmal, als sie alle nach Rolandseck gestiegen waren und oben neben dem alten Gemäuer lagerten, sprachen sie wie echte Jugend von ihren Idealen.

„Ich habe kein Ideal," sagte Esther.

Niemand wollte ihr glauben. Warum hatte sie denn zuweilen so ein blasses, verträumtes Gesichtchen, wenn sie in den Mond sah? Und man fing an zu raten: einen schneidigen Gardeoffizier, einen gelehrten Professor, einen berühmten Künstler.

„Aber das sind ja gar nicht Ideale, was Ihr da aufzählt, das sind ja Partieen."

Die jungen Männer lachten. Die jungen Mädchen sahen sie verdutzt an. Im Grunde war man am Rhein nicht so harmlos, wie es den Anschein hatte.

Übrigens machte ihre zweite Cousine in Frankfurt jetzt wirklich eine Partie, und diese Hochzeit bildete den Schluß für die diesjährigen Hochsommertage. Obgleich die Festtafel selbst im Palmengarten stattfand, war in dem reichen Hause doch kein Plätzchen unbesetzt, als sich die Verwandten am Tage vorher zusammenfanden. Esther teilte ihre Stube mit Hedda, ihrer ältesten Cousine aus Berlin. Da sie so an Einsamkeit gewöhnt war, war ihr das nicht besonders behaglich.

Am Vorabend der Hochzeit kam Ella, die junge Braut, des Abends noch zu ihnen.

„Ich mache Abschiedsvisiten," sagte sie, sich in ihrem langen, gestickten Frisiermantel auf den Rand eines der Betten setzend, die neben einanderstanden. „Bei euch bleibe ich 'am längsten, da ich annehme, daß ihr die nächsten seid, die mir auf dem Kriegspfad folgen werden."

„Wie ist dir eigentlich zu Mut," fragte Hedda, neugierig zu Ella hinsehend.

„Wie dem Krieger vor der Schlacht, natürlich. Wenn ich nur selbst sehen könnte, wie die Schleppe meines Brautkleides fallen wird! Der ganze Eindruck hängt davon ab. Mache nicht so entsetzte Augen, Esther! Ich sehe sie im Mondschein und fürchte mich. Natürlich nehme ich meinen Friedrich sehr gerne, beruhige dich nur. Ich wüßte wirklich nicht, weshalb ich sonst Ja gesagt hätte. Ich habe es doch nicht nötig."

Hedda seufzte. Sie gehörte zur armen Linie und hatte es nötig.

„Er ist der ältere Bruder von Malwinens Mann und Haupt der Firma. Na, und was das besagen will, kann dir jeder kleine Junge in Bockenheim sagen. Zudem, einmal muß man doch heiraten, nicht wahr, Esther?"

„Ich weiß nicht."

Ella bog sich nieder und legte ihre Hände auf Esthers Schultern.

„Man sagt so," lachte sie. „O Esther, was hast du für weiche, runde Schultern! Das hätte ich dir ja gar nicht zugetraut. Du —"

Aber Esther war vor den zudringlichen kleinen Händen unter die Bettdecke zurückgewichen. Das Schamgefühl durchzuckte sie wie ein scharfer körperlicher Schmerz.

„Und ihr reist wirklich nach Paris," fragte Hedda wieder, die der kleinen Scene, die sich neben ihr abgespielt hatte, keinen besondern Wert beilegte.

„Gewiß, logieren im Grand Hotel, ist alles schon bestellt. Vielleicht geht es noch nach Trouville. Ich nehme auch nur das Allernotwendigste mit. Friedrich hat mir versprochen, dort alle meine Toilettebesorgungen mit mir zu machen. Da bin ich gut aufgehoben. Er versteht etwas davon."

„Du Glückliche," sagte Hedda.

Esther aber fragte naiv:

„Warum versteht er davon mehr als du, Ella?"

„Kind," antwortete die junge Braut, in diesem Augenblick die künftige Weisheit schon im voraus nehmend, die manche junge Frauen wie einen lockenden, durchsichtigen Schleier um sich auszubreiten lieben, „Kind, weil ich wahrscheinlich nicht die erste bin, der er da in Paris Rat erteilt. Er ist ja schon vierzig Jahre. Aber es ist spät. Schwarze Ringe um die Augen möchte ich morgen doch nicht haben."

„Einen Augenblick noch," bat Hedda, die langen, magern Arme nach der Cousine ausstreckend, „wen gibst du mir morgen zu Tisch, den Prokuristen, der im vergangenen Jahr auf Eurem Hansball mit mir tanzte und dann gesagt hat, ich hätte Geist?"

„Denselben. Mama hat darüber schon an deine Mutter geschrieben. Er steht sich jetzt auf zwölftausend Mark Gehalt und Tantieme. Auf dich, Esther, hat Vetter Paul schon gleich bei meiner Verlobung Beschlag gelegt. Hüte dich, ich glaube, er plant einen letzten Angriff. Und nun ernstlich gute Nacht."

Sie bog sich hernieder und legte ihre warmen, weichen Lippen auf Esthers Mund.

„Wie kalt du bist, Esther. Ich sah neulich mit Friedrich zusammen Romeo und Julia, ziemlich unpassend, wenn es nicht zum Glück Klassikervorstellung gewesen wäre. So kalt wie du war Julia vor der Ehe mit dem Grafen, ehe sie den Schlaftrunk nimmt. Geschmacksache. Für Paris hat mir Friedrich übrigens andre Unterhaltung versprochen. Seht morgen so schön aus wie ihr könnt. Niemals sind die Männer so empfänglich gestimmt wie bei Hochzeitsdiners."

Noch ein helles, halb lustiges, halb leichtsinniges Lachen, und die Braut war verschwunden. Die jungen Mädchen lagen ganz still in ihren weißen Betten. Durch die hellen Vorhänge der Fenster fiel gedämpftes Mondlicht.

„Ella ist doch sehr glücklich," flüsterte Hedda nach einiger Zeit. Und als aus dem Bett neben ihr keine Antwort kam, fügte sie hinzu: „Wenn ihr zufällig ein armer Mann gefallen hätte, so hätte sie ihn auch nehmen können, obgleich Tante nicht sehr entzückt gewesen wäre. Nun gefällt ihr aber der Reiche, und sie nimmt nicht einmal ein Bedauern in ihre Ehe mit."

„Du willst doch nicht sagen — Hedda, du meinst doch nicht — dieser Mann, von dem ihr vorhin beide spracht —"

„Der Prokurist Teichert? Ja, Esther, wenn er um mich anhielte, würde Mama sehr glücklich sein."

„Aber er gefällt dir nicht? Du — du liebst ihn nicht?"

„Besinnst du dich auf den jungen Arzt, der im vorigen Jahr ziemlich oft bei uns war?"

„Doktor Helmers? Natürlich. Ich — Hedda, ich dachte, ihr liebtet euch."

„Wir lieben uns auch. Im Frühling, auf einer Fahrt nach Halensee, hat er es mir gesagt. O, Esther, war das eine schöne Stunde, am See, als die andern vorausgegangen waren. Die werde ich nicht vergessen, und wenn ich hundert Jahre alt werde."

„Und nun?"

Zum erstenmale an diesem Abend nahm Esther wirklichen Anteil.

„Nun — wir können uns natürlich nicht heiraten. Er ist ein armer Arzt. In Berlin will er bleiben. Also braucht er eine reiche Frau. Die Rechnung ist einfach genug. Es wäre sehr schön, wenn Herr Teichert morgen Ernst machen würde. Es kommt so selten vor. Bedenke nur, daß ich nicht viel mehr als eine Wäscheausstattung habe."

„Hedda," es klang wie mühsam zurückgehaltene Empörung — „Hedda, mache doch nur nicht so, als ob es eine Herablassung wäre, wenn ein Mann ein armes Mädchen nimmt. Liebe ist doch kein Handel."

„Du bist auch nicht reich, Esther. Aber zur Not hast du doch zu leben. Du weißt nicht, wie knapp es gewöhnlich bei uns zugeht, denn für die Pension, die du zahlst, kann ja alles etwas reichlicher eingerichtet werden. Aber siehst du, Nelly ist jetzt auch zwanzig, und Lolo ist eingesegnet. Besonders hübsch sind wir nicht. Wir haben nur unsre Jugend. Wenn die ungenützt vergeht — nein, ich will gewiß morgen zu Herrn Teichert so freundlich sein wie ich kann. Wenn er nur nicht die häßliche Warze neben der Nase hätte. Ich kann Warzen nicht leiden."

„Und — Doktor Helmers?"

„Im Grunde würde er froh sein, wenn er meine Verlobungsanzeige bekäme. So sind die Männer nun einmal," sagte die nüchterne Berlinerin mit einem Seufzer.

Dann schwiegen sie. Hedda schlief auch wirklich ein, der Wunsch, morgen möglichst frisch auszusehen, war zu dringend. Aber Esther lag noch lange wach.

War das das große Wunder? —

Am nächsten Tage gab es in dem schönen, geschmückten Hause sehr viel laute Freude, aber keine Weihe, keine Mutter, die ihre Tochter noch einmal in die Arme nahm, keine zitternde, zärtliche Braut, nichts, was Esther erwartet hatte, für die diese erste Hochzeit ein innerliches Ereignis war. Da war Frau Malwine, die älteste Tochter, die die Heirat zu stande gebracht hatte und sehr viel Raum für sich beanspruchte. Ihre beiden kleinen Knaben sollten die Schleppe der Braut tragen, was die größten Vorbereitungen verlangte und sich schließlich als die eigentliche Hauptsache bei der Trauung herausstellte. Dann kamen die Sträuße der Brautführer, die von den jungen Damen eingehend geprüft wurden, die Hochzeitsgeschenke und Blumensendungen. — Esther war froh, als sie sich in ihr Zimmer retten konnte, unter dem Vorwande, Toilette zu machen, obgleich sie nicht die Hälfte der Zeit brauchte, die noch vor ihr lag. Aber da stand Hedda, ängstlich bemüht, einige Grieskörner aus dem Kinn zu entfernen, und Esther half ihr nun, sich so schön zu machen, wie es ihre dürftige Figur nur irgend erlaubte. Die Toilette war chic, darauf hielten die Berliner Cousinen, lieber tranken sie dünnen Kaffee und aßen unbelegte Brote. Hedda war in Aufregung. Schließlich fiel sie Esther um den Hals, aber nur so weit, daß sie die Spitzen an ihrem Ausschnitt nicht zerdrückte, und sagte, sie würde am liebsten weinen,

wenn sie nicht fürchtete, rote Augen zu bekommen, und ihre Augen seien so schon matt genug.

In der Kirche, als die schöne Braut beim Wechseln der Ringe versuchte, ihren Zügen weihevollen Ernst an Stelle der triumphierenden Zufriedenheit zu geben, drückte Vetter Paul Esthers Arm fest an sich. Er zog eine leise Hoffnung aus der Thatsache, daß sie ihn gewähren ließ. Sie merkte es nicht einmal. Sie sah nicht die geputzte Menge mit dem etwas gequälten Gesichtsausdruck, nicht die beiden Kinder in den unwahrscheinlichen Pagenanzügen — sie sah ganz gerade aus, über den mächtigen Strauß von Herbstveilchen, den ihr Begleiter ihr geschenkt hatte, nach dem bunten Kirchenfenster, durch das das flimmernde Sonnenlicht fiel.

Bei Tisch war sie stiller als sonst. Das Diner im Palmengarten war natürlich glänzend. Paul trank sich in den Weinen Mut zu dem letzten Anlauf. Er hatte seine Cousine wirklich lieb, und er war noch zu jung, um sich etwas darauf einzubilden und sich selbst in dieser unglaublichen Herablassung zu spiegeln, wie Herr Teichert, der sein Gegenüber war. Wenn Esther nur gewollt hätte. Sie sah ihn so freundlich an.

„Du würdest noch viel hübscher aussehn im Kranz und Schleier als Ella. Willst du denn wie eine verwunschene Prinzessin in deiner Kieferheide am See sitzen bleiben?"

„Wenn es sein muß!"

„Esther, du bist wirklich Fatalist."

„Ja, was willst du, Paul? Kann ich es denn zwingen?"

Er hatte schon zu viel Wein getrunken, um es heute sehr ernst zu nehmen. Aber am nächsten Morgen war er beinahe unglücklich darüber.

Als die Tafel beendet war, verschwand das Brautpaar. Die Herren machten einige Witze, nicht zu leise. Die Damen kicherten, und die verheirateten Frauen flüsterten untereinander. Hedda hielt sich in Esthers Nähe. Aber Esther sah wohl, daß die Cousine jedesmal an die Warze dachte, wenn sie das Schnupftuch aufhob, das Teichert-Pascha ihr zuwarf.

Sie fühlte sich unglücklich und empört zugleich. Ein schöner Traum war ihr zerstört worden. Sie sehnte sich nach der Großmutter und Fräulein Fränkel und Peterswalde. Sie war so froh, als sie das Festkleid abstreifen durfte und unter die Bettdecke schlüpfen konnte. Wie gern hätte sie das Zimmer für sich allein gehabt! Nun mußte sie erst noch hören, daß „er" — aber nicht Doktor Helmers! — ziemlich deutlich gewesen sei, und daß Tante Hedda mit besonderer Wichtigkeit gebeten hatte, noch einige Zeit in Frankfurt zu bleiben, so daß Esther wohl allein nach Berlin müsse — und dann, endlich, wurde es neben ihr still.

Esther weinte, weinte wie ein Kind. Und während dieser stürmischen Thränen litt sie wie ein Weib, verletzt in ihrem Schamgefühl und ihrer Keuschheit.

War das das große Wunder? —

IV.

Es war für Heinrich Keller immer eine schöne Stunde, wenn er sein Mündel von der Bahn abholen konnte. Der Friedrichsbahnhof mit seinem Gedränge, den Menschenfluten, den schrillen Pfiffen der beständig wechselnden Züge bei dem Stadt- und Fernverkehr ist gewiß nichts weniger als ein angenehmer Aufenthaltsort, vor allem nicht, wenn ein trüber Oktoberhimmel den Qualm der Lokomotiven niederdrückt und wie graue Schleier vor den Bogen der Halle hängen läßt. Aber Keller, der sonst ein feines Empfinden für jede Stimmung in der Natur hatte, sah dem einfahrenden Zug so fröhlich entgegen, als brächte er den Frühling in Person. Für ihn war es wirklich Lenz, als er Esther aus dem Abteil half, und der erste Schatten fiel auf seine Freude, als er sie ein wenig blaß und überwacht fand. Eisenbahnfahrten pflegten ihr sonst vorzüglich zu bekommen.

Als er sie glücklich in einer Droschke untergebracht hatte und nun neben ihr nach der Wohnung der Tante in Moabit fuhr — zum Glück einen ziemlich langen Weg — kam wieder das Gefühl fröhlichen Alleinbesitzes über ihn, das diese Fahrten nun schon seit Jahren auszeichnete. Keller holte sie immer ab und brachte sie immer zurück. Tante Hedwig Ritter ließ sich das gerne gefallen, denn es war schließlich für sie eine ziemlich sparsame Einrichtung.

Zunächst genoß Keller ein wenig das Alleinsein. Er hatte sie so lange nicht für sich gehabt. Als sie nach dem Rhein fuhr, war er in Geschäften abwesend von Berlin. Eins war ihm klar, es war nicht die strahlende Esther Donates, bei der alles Licht von innen kam und die matte äußere Hülle belebte. Er hätte gerne gefragt, ob sie ein innerliches Erlebnis gehabt habe. Seit jenem Tage in Burnham Beeches ließ ihn die Furcht nie ganz los. Statt dessen sagte er schließlich das denkbar Gleichgültigste.

„Bist du mit deinem Reisegeld ausgekommen, Esther?"

„Ich komme doch immer aus, Heinz."

„Ja, aber ich dachte, die Hochzeit in Frankfurt würde dir besondere Ausgaben gemacht haben. Ich will nur hoffen, Esther Donates hat nicht an sich gespart, als die andern sich schmückten zum Tanze um das goldene Kalb."

Als er die Hochzeit erwähnte, war sie sehr rot geworden. „Also doch," dachte er, ihren Farbenwechsel falsch deutend.

„Sei ganz ruhig, Herr Vormund. Ich bin zwar nicht eigentlich eine Dekorationspflanze, aber zum Mauerblümchen habe ich auch nicht das mindeste Talent."

„Wer war dein Tischherr?"

Sie fuhren über die Moltkebrücke, und er beobachtete, während er fragte, sorgfältig das Treiben auf dem Kanal.

„Vetter Paul. Es war nicht hübsch auf der Hochzeit. Ich freue mich, daß sie vorbei ist."

Die lenzfrohe Stimmung kam wieder über ihn.

„Nun bleibst du recht lange in Berlin, nicht wahr?" fragte er.

„Wenn Großmama mir soviel Geld geben kann, sehr gern. Meinst du, es wäre möglich, die Pension bei Tante Ritter noch zu erhöhn, ohne sie zu kränken?"

„Warum? Hat Hedda geklagt? Du zahlst ja ebensoviel, als wenn du bei Fremden wohntest, und die Mädchen haben ja in Peterswalde einen kostenlosen Sommeraufenthalt.“

„Den sie aber nie ausnutzen, die kleine Lola abgerechnet.“

„Weil er ihnen zu einsam ist. Nein, Esther, in der Beziehung brauchst du dir wirklich keine Vorwürfe zu machen. Ich wünschte ja so innig, es sähe bei mir zu Hause anders aus, und ich könnte dich zu mir nehmen. Wie es aber einmal ist, bist du für Frau Ritter eine große pekuniäre Erleichterung und keine Last.“

Der Empfang, der Esther gleich darauf in der Paulstraße zu teil wurde, schien diese Worte zu bestätigen. Es war gleichfalls feststehende Regel, daß der Vormund diesen ersten Abend im Familienkreis verbrachte. Heute schien Tante Hedwig das nicht ganz recht zu sein. Allerlei kleine Andeutungen wurden gemacht, von künftigen Veränderungen gesprochen, und Esthers Müdigkeit so betont, daß Keller früher als sonst Abschied nahm.

Kaum war er aber gegangen, so schien Esthers Müdigkeit ganz vergessen zu sein. Sie sollte erzählen, Teichert und seine Verhältnisse schildern, ob er sich sehr sichtbar um Hedda bemüht habe, und wie lange sich die Sache noch hinausziehn könne? Tante Hedwig, eine sehr stattliche Frau, die die Witwentracht nicht abgelegt hatte, weil sie sparsam und bequem war, Nelly und selbst die kleine Lolo brannten vor Neugierde. Die Geschwister liebten einander sehr, und es war bei der jüngeren und frischern Nelly kein Neidgefühl, als sie die gesicherten Verhältnisse mit Befriedigung betonte, was eigentlich eher der Mutter zugekommen wäre — aber die eine einfache Frage: „Liebt Hedda ihn denn?“ stellte nicht einmal die siebzehnjährige Lolo. Die interessierte sich hauptsächlich für das Aufrücken ihres eignen Persönchens, denn wenn die Älteste verlobt war, konnte sie, die bisher zurückgehaltene Jüngste, auf einen Teil der Winterfreuden für sich selbst zählen.

Endlich hatte Esther auch in den ihr abgenötigten Wiederholungen keine neue Wendung mehr, und Nelly steckte das Licht an, um sie in ihr Stübchen zu bringen. Es war ein winzig kleiner Raum, dessen schmales Fenster auf einen dieser lichtlosen Berliner Höfe ging, aber er war mit dem Geschick zurecht gemacht, das die Familie Ritter überhaupt auszeichnete. Er sah mit seinen Cretonnemöbeln, dem schmalen eisernen Bett, das reine Vorhänge verhüllten, behaglich und einladend aus, und Esther hob seine Vorzüge freundlich hervor.

Nelly setzte sich noch ein Weilchen auf das winzige Sofa, das aus einer Kiste hergestellt, mehr ein Dekorationsstück war, während Esther, die das Kleid mit einem Frisiermantel vertauscht hatte, die hellblonden Haare bürstete, die sich um den kleinen, länglichen Kopf bauschten. Der Farbenmangel ihres Gesichtchens trat jetzt, wo die Augen ganz matt waren, besonders störend hervor. Nelly, die wußte, daß Esther sie in den nächsten Wochen begleitete und sie prüfend daraufhin ansah, hätte ihre Folie nicht gefürchtet, wenn sie nicht gewußt hätte, daß sich dieses matte Gesicht bei jeder Anregung verwandeln konnte zu hinreißender Lieblichkeit.

„Hat Hedda dir von Doktor Helmers gesprochen?“

„Ja.“

„Ich sprach ihn gestern, als ich aus der Musikstunde kam. Ich deutete ihm

an, was hoffentlich bald Thatsache wird. Der arme Mensch. Er that mir eigentlich leid."

„Hedda meint, diese Lösung wird ihm nicht unangenehm sein."

„In Bezug auf die Zukunft natürlich nicht. Aber im Augenblick verliert er doch viel. Hedda und er trafen sich wöchentlich nach ihrer Malstunde — du mußt dir nichts Schlechtes darunter vorstellen, Esther — sie hätten sich ja gerne geheiratet, wenn es irgend gegangen wäre. Ich sage dir das auch nur, damit du orientiert bist, denn natürlich wird Helmers in der ersten Zeit noch zu uns kommen, schon um ein auffälliges Zurückziehn zu vermeiden."

„Aber — glaubst du denn bei all dem an ein Glück für Hedda?"

„Glück? Auch das kann schließlich noch ebenso gut dabei herauskommen, wie bei einer Liebesheirat, eher sogar wie bei einer solchen mit Helmers. Vorläufig aber, das gestehe ich dir ganz offen, denken wir alle dabei eher an eine Versorgung." —

Die Hochzeit Ellas mit der sich daranschließenden Vorgeschichte der Verlobung ihrer Cousine war die erste wirkliche Lebenserfahrung, die Esther machte. Zum erstenmal hob sich vor ihren Augen der Vorhang, der sonst Beweggründe zu verschleiern pflegt und nur Thatsachen zeigt. Ihr Verstand sagte ihr, daß ihre Verwandten, die sie sonst als tüchtige, gute Menschen kannte, in diesen Dingen nicht anders urteilen würden als die meisten andern Menschen, die das Wohl ihrer Kinder wünschen. Aber es war ihr unmöglich zu denken, daß ihre Mutter ähnliche Erwägungen mit ihrem eignen Schicksal hätte verknüpfen können, wenn sie leben geblieben wäre. Die Briefe ihrer Eltern hatten ihr eine ganz andre Welt erschlossen. Die erste Berührung mit der Wirklichkeit war zu rauh, um sie nicht zu verschüchtern. Sie sprach sich gegen niemand aus, auch nicht gegen Keller. Es war so, als müsse sie ihre Seele verschließen und die heilige Knospe in sich bewahren. Sie, die damals unter den alten Buchen so offen gewesen war, war nun in diesem Punkt wie verwandelt.

Allmählich beruhigte sie sich. Das Bewußtsein ging ihr auf, wie fest jeder Mensch in sich beruhen müsse, um unabhängig von seiner Umgebung zu sein. Gerade ihre Tante Hedwig und deren Töchter waren ihr sonst so sympathisch gewesen. Hedwig hatte ihrer eignen Mutter im Alter am nächsten gestanden und einige Jahre vor dieser noch als vermögendes Mädchen, wie man annahm, einen jungen Richter geheiratet. Als dann der Zuschuß später ausblieb, waren schwere Zeiten für den Haushalt gekommen. Beide Eheleute hatten getreulich zusammen getragen. Ritter hatte neben seiner amtlichen Thätigkeit noch ein Repetitorium für junge Juristen gehabt. Aber er hatte seine Kraft früh verbraucht und war gestorben, ein abgearbeiteter, vom Lebenskampf verbrauchter Mann. Er hatte seine Frau mit einer ziemlich bedeutenden Summe in eine Lebensversicherung eingekauft. Die Zinsen davon und die schmale Pension bildeten die ganzen Existenzmittel der Frau Rat, seit die Erziehungsgelder für die Kinder aufhörten. Einen Sohn, den erstgebornen ihrer Ehe, das begabte Kind einer leidenschaftlichen Zuneigung, hatten sie verloren. Das Verhältnis zwischen Mutter und Töchtern war ein sehr herzliches. Wenn man den Schein der Behaglichkeit erhalten wollte, mußte jeder tüchtig arbeiten. Davor scheute sich keiner. Man sah es den gepflegten Händen nicht an, daß sie stundenlang das Plätteisen handhabten, um die hübschen, hellen Sommertoiletten zu ermöglichen, und es

war nicht Mode bei Ritters, auf einem der netten, kleinen Theeabende zu erklären, daß die Salate und Mayonnaisen von den Töchtern selbst zubereitet seien, wenn es auch die Wahrheit war. Daß der Verstand in der Wahl der Gäste mitsprach, war natürlich. Doktor Helmers war eine Episode geblieben. Aber Frau Ritter war zu klug, um nicht auch einer solchen in Zukunft vorzubeugen.

Dann langte eines Tages der schon so sehnsüchtig erwartete Brief Teicherts aus Frankfurt an, die Karten wurden versandt, und Frau Ritter empfing die Glückwünschenden. Doktor Helmers war der erste. Er bedauerte nur, daß die junge Braut noch einige Wochen in Frankfurt bliebe, und er ihr nicht persönlich seine Wünsche aussprechen konnte. Er war so tadellos, daß die glückliche Mutter nicht umhin konnte, ihm dankbar die Hand zu drücken. Andre folgten. Verlobungen sind nun einmal gewohnheitsmäßig „glückliche Ereignisse", bei denen sich der Freundeskreis zu verdreifachen scheint.

„Wer war denn der stille Herr mit den müden Augen?" fragte Esther Nelly, als wieder einige Gratulanten gingen.

„Der in dem tadellos sitzenden Anzug mit der besonders schönen Wäsche und der grauen Perle in der Kravatte?"

Esther lachte.

„Wahrscheinlich derselbe. Er sah aus wie ein Gentleman."

„Das ist er auch. Im übrigen ein Schwärmer. Utopien ist seine Heimat. Die Welt glücklich zu machen seine Sehnsucht."

„Also ein Charakter?"

„Da fragst du mich zu viel. Ich glaube nicht, daß es ein besonderes Zeichen von Charakter ist, kein Examen zu machen. Er hat auf den Assessor verzichtet und sich endgültig mit dem Dr. jur. begnügt, obgleich selbst seine Feinde zugeben, daß es nicht Mangel an Befähigung ist."

„Vielleicht Mangel an Ausdauer."

Nelly zuckte ein wenig verächtlich die Achseln.

„Die Ausdauer würde wohl kommen, wenn er nicht zufällig achttausend Mark Rente hätte. Übrigens ein schöner Mann, wie man zu sagen pflegt."

„Darauf habe ich nicht geachtet. Er schien mir anders als die andern."

„Das ist er auch. Aber mir sind die andern doch lieber. Du siehst, ich bin nicht ganz so materiell wie du vielleicht meinst. Vor van der Breden warnt mich etwas. Er kommt auch nur sehr selten zu uns. Ich glaube, wir sind ihm zu einfach, geistig genommen." —

Als sie einmal mit Keller bei Schulte war, sah sie ihn vor einem sehr schönen Leistikow stehen, ganz versunken. Er erkannte sie nicht und grüßte nicht. Er ging offenbar nicht hin, um dort „tout Berlin" zu sehen. Sein Kopf fiel ihr wieder auf, die tiefliegenden Augen, die fast etwas zu Weiches hatten, der spitze, dunkelblonde Bart, der das Gesicht noch länger und noch schmäler machte, die weiße, ungesunde Farbe. Seine Hände zerdrückten nervös einen weichen Filzhut. Sie hätte ihn für einen Künstler gehalten, nicht für einen Sohn der Jurisprudenz. Der Widerspruch, in dem er offenbar zu seiner Umgebung, zu seinem Leben stand, interessierte sie.

Dann kam Hedda zurück, ordentlich aufgeblüht durch den Erfolg, ein wenig

verwöhnt von der Familie, die den Ausgang wohl als Gottesurteil ansah. Teichert wollte die ganze Wohnung ausstatten, da er sich gern nach englischen Sitten und Gebräuchen richtete, es blieb nur eine kleine Ausstener an Wäsche und Kleidern zu besorgen, das Allernotwendigste, denn die junge Frau konnte ja sehr bald ergänzen. Die Stimmung in der Familie war eine sehr glückliche. Esther, die sich nun in sich selbst wieder zurechtgefunden hatte, empfand das besonders angenehm.

„Ich werde ihm eine gute Frau sein," sagte Hedda eines Tages zu ihr. „Siehst du, wenn man sich erst verlobt hat, und die gemeinsame Zukunft stellt ihre Anforderungen, dann macht sich das ganz von selbst."

Frau Ritter gab bald nach Heddas Ankunft einen ihrer ersten Empfänge. Sie fanden im Winter regelmäßig am ersten Sonntag im Monat statt, und das Gewohnheitsmäßige erlaubte eine große Einfachheit in Speisen und Getränken. Diese Familienabende waren trotzdem sehr beliebt, junge Herren und junge Mädchen, der ganze Umgangskreis der Töchter des Hauses, fanden sich bei ihnen ein, und obgleich in den beschränkten Räumen nie getanzt wurde, unterhielt man sich vortrefflich.

Wenn Esther da war, pflegte auch Keller an diesen Unterhaltungen teilzunehmen. Er fand immer den richtigen Ton mit der Jugend, und Frau Ritter, die anfangs seinetwegen irgend einen Bekannten ihres Mannes eingeladen hatte, that das nicht mehr, sondern ließ ihn ruhig seine Rolle des treuen Eckard durchführen. Esther selbst hatte ihm den Namen beigelegt, und er verdiente ihn wirklich, wenn er so in der Fensternische lehnte und teilnahmsvoll dem Treiben der Jugend zusah.

Heute, als er eingetreten war, hatte ihm Esther besonders gefallen. Der trübe Ausdruck der letzten Wochen war verschwunden. Ihre Augen strahlten ihn neckisch an, als er ihr beide Hände reichte.

„Nun, treuer Eckard, kommst du aufpassen, daß nur gute Geister in den Bierkrügen sitzen?"

Er sah an ihrem weißen Kleid herunter, das ihm sehr hübsch und kostbar vorkam, weil er nur den Geschmack beurteilen konnte, nicht den Wert.

„Ist das das Hochzeitskleid aus Frankfurt, Esther?"

Sie lachte. Wie oft hatte sie ihn nicht schon ausgelacht, wenn er eine seiner schwerfälligen Bemerkungen gemacht hatte.

„Nein, Vormund Heinz. Das ist keine große Toilette. Das ist ein einfaches Theekleidchen, daß du es weißt."

„Es gefällt mir sehr."

„So? Nur das Kleid?"

„Nein, auch die übermütige Fragerin."

„Ich bin auch übermütig. Seit den Tagen am Rhein war ich nicht so froh. Wie findest du Hedda?"

„Etwas frischer. Die gute Küche in Frankfurt ist ihr bekommen. Sie lassen dich doch hier nicht hungern, Kind? Ich werde dir wieder einmal ein kleines Essen im Rüdesheimer geben."

„Wie du geistreich bist, treuer Eckard. Nein, ich glaube wirklich, Hedda ist glücklich. Glück macht schön."

„Willst du denn noch schöner werden?"

Ihre Augen strahlten ihn an. Er besann sich später darauf, daß es das letzte Mal gewesen war, daß diese Fülle von Sonnenlichtern ihm gegolten hatte, ihm allein, weil der Vormund Heinz ihr eben doch am nächsten stand auf der Welt. —

Dann, im Lauf desselben Abends noch sah er in ihren Augen das neue, fremde Licht aufgehen, das er noch nicht kannte, auf das er gewartet hatte, seit jenem Tage in England. Aber jetzt traf ihn kein Strahl. —

In einer Fensternische lehnte van der Breden. Räumlich trennte ihn eine kleine Entfernung von den andern, und auch innerlich schien er gerade in einen Gegensatz zu ihnen getreten zu sein. Keller hatte nicht zugehört, wovon die andern gesprochen hatten. Bei Frau Ritter versammelten sich nicht die „Jüngsten", die immer mit kraftgenialischen Schlagwörtern um sich warfen. Der Theetisch der Frau Rat war kein Mittelpunkt für die Jünger der Moderne. So unmodern sind ihre Anhänger nicht, um sich für das titanische Ringen mit dem Leben ein armes Mädchen zur Gehilfin zur erwählen. Das mußte man aber im Grunde einem jeden zutrauen können, der hier sein Glas Bier trank, seinen Kalbsbraten aß und Nellys hübschen, ansprechenden Musikvorträgen lauschte. Nelly war recht musikalisch und verstand auch ein Kunstwerk mit Verständnis vorzutragen. Wenn sie aber bei den Theeabenden ihrer Mutter nie höher stieg als bis zum Prolog der Bajazzi und nichts Schwereres sang, als Lassen und Mayer-Hellmund, so wußte dieses kluge Mädchen wohl, was es that.

Van der Breden war durch seine Freundschaft mit einem jungen Rechtsanwalt zufällig in diesen Kreis geraten, in dem er sich vereinsamt fühlte oder fühlen wollte, denn er wies jede Annäherung mit einer Art von geistigem Hochmut ab und schien die „Allzuvielen" nur zur Folie zu gebrauchen. Keller hatte ihn noch nie hier getroffen. Der dunkle Kopf mit den weichen Augen fiel ihm auf, die abgebrochene, scheinbar ungewandte, aber fesselnde Sprechweise, mit der er jetzt in die Unterhaltung eingriff.

„Die Überhebung von uns, die wir die sogenannten gebildeten Stände vorstellen, über das Volk ist mir ganz unbegreiflich." Er legte seine Zigarre vorsichtig auf den Topf der hohen Fächerpalme, neben der er stand. „Es ist doch unsre Wurzel, wie stolz der Baum sich auch immer entwickelt haben mag, und die Wurzel führt uns noch immer die Kräfte zu. Was Sie eben aussprachen, haben Sie zweiter Hand doch nur aus Nietzsche, oder vielleicht nicht einmal aus zweiter, sondern aus hundertster Hand. Das ist die Reaktion gegen den Sozialismus. Aber sie ist falsch und krank. Wer wirklich seinen Bruder im Nächsten sieht und ernsten Willen in sich hat, der wird nie in diese Schlinge der Selbstherrlichkeit fallen."

„Wie sie lauscht," dachte Keller. „Sie weiß wahrscheinlich nicht, daß Herr von Egidy das gestern in einer Versammlung gesagt hat, der der junge Mann zufällig beiwohnte."

In der That hingen Esthers Augen in stiller Verklärung an dem Gesicht van der Bredens. Er hatte ihr bei der Vorstellung weiter keine Beachtung gezeigt. Jetzt fing er den Blick begeisterter Zustimmung auf, und seine Worte erhitzten sich an ihm.

„Gerade der Jurist behandelt das Volk so gern wie ein unmündiges Kind. Es ist aber nicht unmündig, vor allem nicht in seinem Rechtsbewußtsein. Es muß

ein herrlicher Beruf sein, im Dienst des Volkes zu stehen, nicht angehalftert an der Staatskrippe, sondern aus freien Stücken ihm dienend und für dasselbe lebend."

„Etwa als Winkelkonsulent," fragte eine ironische Stimme.

Breden strich das dunkle Haar aus der Stirn. Seine Erscheinung war so viel vornehmer als die der andern, die modern, vielleicht mit einem Strich ins Gigerlhafte auftraten, daß sie den Gegensatz der Ansichten noch verschärfte. Bei dem Einwurf hatte Esther, die in einem tiefen Stuhl Breden gegenüber fast zu seinen Füßen saß, eine ungeduldige kleine Bewegung mit der Hand gemacht. Er lächelte, als er es bemerkte. Seine Augen ließen die ihren nun nicht mehr los, und von jetzt an sprach er nur noch für sie.

„Als was bleibt sich ja ganz gleich. Braucht es denn immer einen Titel und nach fünfundzwanzig Jahren einen Orden? Man kann im Dienst der Menschheit stehen ohne beides. Wir können uns doch unmöglich abfinden durch ein Almosen an einen Bettler, dessen hungrige Augen uns beim Genuß einer vorzüglichen Speisefolge stören, bildlich genommen. Wir sollen ihn einfach teilnehmen lassen an unsrer Mahlzeit. Da redet man immer von der Kunst, die nach dem Beispiele der Antike helfen soll, das Volk zu erziehen. Und was ist der Erfolg? Als Hans Thoma seine billigen Steindruckblätter einem Verleger zu Spottpreisen anbot, wurde die Annahme verweigert, und dieselben Blätter wurden dann zu höherem Preise ein neuer Sport der Reichen, der Sport der Einfachheit. Das Volk aber behielt seine Jahrmarktbilder. Ernstes Wollen, das ist es. Unermüdlich mit diesem sybaritischen Hang zur Verfeinerung kämpfen, der in jeder Decadence liegt. Ein freier Mann werden, von Innen heraus — ob auch ein paar Vorurteile dabei über den Haufen geworfen werden."

Eine Pause trat ein. Die jungen Herren, die teilweise verwundert, teilweise spöttisch ausgesehen hatten, tauschten einige leise Redensarten. Niemand hatte Lust zu antworten. Helmers hatte schon vorher sich einen Stuhl neben Lolo gerückt und ein eifriges, neckisches Gespräch mit ihr angefangen. Er entschuldigte sich bei Hedda, die mit einem vorwurfsvollen Blick zu ihm trat, damit, daß er eine Abneigung gegen jeden Jungfernspeech habe. Nelly schlug ein paar Akkorde an, die wie eine Schlußfanfare klangen, und nur Esther erhob sich und reichte van der Breden die Hand. Sie blieb bei ihm neben der Palme stehen, und beide waren bald in ein eifriges Gespräch versponnen. Keller, der seinen Platz ebenfalls behalten hatte, erschrocken, wie es auch der Tapfere ist, der einen wohl erwarteten aber noch ferne geglaubten Feind mit Übermacht auf sich zurücken sieht, hörte über dem Pochen seines Herzens nur undeutliche Bruchstücke ihrer Unterhaltung. Sie schienen von Reisen zu sprechen, von fremden Ländern. Als er zu ihnen trat, sagte Breden gerade:

„Damals, im Genuß dieser paradiesischen Natur, hätte ich es vorgezogen, Kaffetier auf Korfu zu sein, als Amtsrichter in Alt-Preußen. Nicht wahr, Sie begreifen das?"

Nach dem Ausdruck in Esthers Augen begriff sie. ‚Sonderbar', dachte Keller wieder, ‚es ist doch ein Widerspruch zu seiner Aufopferung, von der er vorhin predigte. Allzu große soziale Forderungen werden an einen Kaffetier auf Korfu schwerlich gestellt.'

Esther sagte ihrem Vormund sehr zerstreut gute Nacht. Keller, der beim Nach-

hausegehen neben Breden blieb, konnte auch mit ihm in kein Gespräch kommen. Es war sternklar, und die weichen Augen des jungen Mannes suchten träumerisch nach dem Orion.

V.

Es war wirklich nichts besonders Geistvolles gewesen, was van der Breden gesagt hatte. Er hatte äußerlich und innerlich zu einer Umgebung im Gegensatz gestanden, gegen die Esther jetzt Mißtrauen hatte, das war alles. Offenbar dachte er anders, als dieser Doktor Helmers, der sich mit einem Mädchen heimlich traf, das er doch nicht heiraten wollte, anders auch als die lustigen Studenten am Rhein und die gründlichen Golf- und Tennisspieler in Eton. Und wenn bekanntlich das Senfkorn eines der kleinsten Samenkörner ist, so wächst es doch sehr rasch zu einem sehr hohen Baum. Esther hatte sich im Geist viel, fast ausschließlich mit Breden beschäftigt, als sie wieder mit ihm zusammentraf. Sie stand am Schaufenster von Amsler und Ruthardt, als er neben sie trat. Sie erkannte ihn sofort und wollte weiter gehen. Aber als sie eine Bewegung machte, erkannte er sie ebenfalls und sprach sie an. Die Auslage von sehr schönen Photographien gab ihnen Gesprächsstoff, und schließlich gingen beide hinein, stiegen die Treppe nach den oberen Räumen empor und ließen sich verschiedene Kunstmappen vorlegen. Die freie, offene Art, mit der Esther ihm ohne jede Ziererei folgte, gefiel van der Breden. Noch mehr vielleicht wieder die strahlende Versunkenheit, mit der sie seinen Erklärungen lauschte. Er war sehr viel gereist, und offenbar nicht nur zum Genuß der Gasthäuser, sondern mit ästhetischen Ansprüchen, und er zog eine Mappe mit Veduten und eine andre mit Photographien von Kunstwerken als Belege für einige Fragen heran, die sie schon bei ihrem ersten Zusammensein gestreift hatten. Esthers Erziehung hatte sie wohl zur Natur, nicht aber zur Kunst geführt, wenngleich Liebe zur ersten die wahre Mutter für die Liebe zur zweiten ist. Breden war also bei diesem Gespräch vollständig der Gebende, und Esther genoß den Zauber, von dem Manne, dessen Wesen ebenso zu ihrem Herzen sprach, wie sein Äußeres unbewußt zu ihren Sinnen, sich losgelöst von aller Konvenienz zu den Stufen der Pyramiden und über die Ebene der Kampagna führen zu lassen. Als sie nach der Uhr sah, erschrak sie. Breden selbst besann sich, lange nicht eine so anregende Stunde verlebt zu haben, wie hier unter den ausgewählten Bildern von einigen Jahrhunderten höchster künstlerischer Kultur. Sie waren allein geblieben, während man im Nebenzimmer eine neue Ausstellung ordnete und durch Hin- und Hergehen diesem Alleinsein den lästigen Zwang nahm.

Er fragte sie, als er sie an die Pferdebahn brachte, ob sie ihm nicht öfters die Freude solcher Zusammenkünfte machen möchte. Seine Zeit stände ihr vollständig zur Verfügung.

„Ich muß meinen Vormund fragen, ob er nichts dagegen hat."

„Den auffallend häßlichen Herrn, der neulich an unsrer Unterhaltung teil nahm?"

Sie stutzte einen Augenblick. Es war ihr noch nie aufgefallen, daß Keller so häßlich war. Vormund Heinz war eben immer derselbe für sie gewesen, von Kindheit

an, weder schön noch häßlich. Aber als sie jetzt an die groben Züge dachte und die schlechte Haltung der knochigen Gestalt, gab sie Breden recht. Heinz war häßlich.

„Das schadet doch nichts. Er ist nicht nur ein guter, er ist ein edler Mensch."

Er sah sie lächelnd an.

„Gewiß, es schadet nicht. Aber deshalb ist es doch verzeihlich, wenn wir doppelt glücklich da sind, wo goldene Äpfel in silbernen Schalen geboten werden."

Sie fühlte an seinem Blick, der langsam prüfend über sie hinging, daß er ihr mit diesen Worten etwas Angenehmes sagen wollte, und ablenkend meinte sie:

„Vormund Heinz wird wohl kaum etwas dagegen haben. Man hat mich so selbständig gemacht."

„Ich werde ihn persönlich bitten," sagte Breden, indem er mit seiner lässigen Art zu spät kam, um ihr auf das Trittbrett ihrer Tram zu helfen.

Keller wunderte sich, als Esther am nächsten Tage bei dem ihr versprochenen kleinen Mittagessen im Rüdesheimer davon sprach. Er sah es ihrem Gesicht an, daß schon sein Zögern ihr Unbehagen, fast Kummer verursachte. So schnell durfte das nicht vorwärts gehen. Und doch fühlte er, daß er unendlich vorsichtig sein mußte, um sie nicht zu verschüchtern.

„Ich habe dir ja eigentlich nichts mehr zu sagen, Esther, du bist ja mündig."

Sie sah ihn traurig an.

„So bitter hast du mich noch nie zurückgewiesen."

„Kind" — seine Stimme, sonst hart und wenig biegsam, war jetzt weich und zärtlich, — „das will ich ja gar nicht. Daß ich in der Thatsache selbst nichts Unpassendes sehe, weißt du ja ohnehin. Warten wir, bis Breden persönlich zu mir kommt. Es ist mir lieb, daß er selbst davon gesprochen hat. Bis jetzt weiß ich nur, daß er ein schöner Mann ist."

‚Wunderbar', dachte Esther, ‚jeder betont beim andern das Äußere.' Aber wie gestern dem einen gab sie nun dem andern recht. Es überraschte sie nur, daß Keller solche Außendinge beobachtete.

Van der Breden fand Keller nicht zu Hause, desto angenehmer war es diesem, als er bei seinem Gegenbesuch angenommen wurde. Junge Herren sind sonst selten zu sprechen. Das Heim Bredens aber machte eine Ausnahme von dem üblichen Chambre garnie und seinen geschmacklosen Ungeheuerlichkeiten. Keller wurde in ein schön eingerichtetes, ziemlich großes Zimmer geführt, dessen ausgeprägter Geschmack den Gedanken an geliehene Sachen gar nicht aufkommen ließ. Wirklich hatte Breden den großen Teppich selbst aus Konstantinopel mitgebracht, wo er ihn als Unterlage in einer Kalkbarke gefunden hatte, und auch die schönen Waffen an den Wänden waren an Ort und Stelle gesammelt. Über der Thür, die zu einem kleinen Nebenzimmer führte, hing eine Nachbildung der Jagd der Diana von Mackart. Dieser kleinere Raum, in den van Breden Keller vielleicht nicht ohne Absicht führte, hätte den Namen eines Boudoirs verdient, wenn man in der Wohnung einer Dame gewesen wäre. Er war mit Diwans, eingelegten Tischchen und kostbaren Nippes gefüllt, und nur das Rauchgerät, unter anderm auch eine Wasserpfeife, zeigten den männlichen Bewohner. An den Wänden hingen Rubensche Frauengestalten in ihrer herausfordernden Sinnlichkeit, und in einer Ecke stand die mediceäische Venus, mehr gefällig als erhaben.

‚Der Kerl ist so weichlich, daß er ihr beim dritten Mal ungenießbar wird‘, kritisierte Keller, der trotz der ausgezeichneten Höflichkeit Bredens in sehr schlechter Laune war, ‚und wenn die molligen, entgegenkommenden Damen um ihn herum sein Genre sind — und was hätten sie sonst hier zu suchen? — dann kann ich ruhig sein. Esther ist zum Glück nur ein Kleiderständer, mit Helene Fourment verglichen.‘

Als er Keller dann noch einmal um den Vorzug bat, seinem Mündel einige seiner freien Stunden widmen zu dürfen, mußte dieser einwilligen. Er konnte eine Gefälligkeit nicht versagen, die meistens für den Berliner durchaus kein Vergnügen ist.

Der arme treue Eckardt! Als er die elegante Wohnung verließ und seinem verödeten Hause wieder zuschritt, kamen ihm zu allem andern auch noch Zweifel, ob seine Abneigung berechtigt sei? Er mußte sich doch ganz ehrlich sagen, daß er am heiligen Georg selbst Mängel gefunden haben würde, wenn Esther diesen Heiligen zufällig so strahlend angesehen hätte. Kurz entschlossen wandte er sich an ein Vermittelungsbureau. Die Antwort sagte, Herr Dr. jur. Harry van der Breden sei nach einem sonderbar verwickelten Testament nicht im Besitz seines Vermögens, sondern nur einer Leibrente von achttausend Mark. Zeitweilig befände er sich in großen pekuniären Schwierigkeiten. Im vergangenen Jahr sei eine Dame der Pariser Halbwelt einige Wochen bei ihm gewesen, auch ginge das Gerücht eines Verhältnisses zu einer verheirateten Frau, das aber jetzt abgebrochen sei. Alles in allem ein durchaus anständiger Charakter.

Keller starrte den Schlußsatz an und brach dann in ein bitteres Lachen aus. Er sprach die Tagesmoral so deutlich aus. Vom pekuniären Standpunkt war nichts einzuwenden. Achttausend Mark Rente waren ein anständiger Zuschuß, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte. Und in Bezug auf die Moral? Vielleicht konnte Esthers Enkelin einmal mit Bewußtsein nach dem reinen Mann suchen. Für Esther selbst war noch immer am besten, was schon seit tausend Jahren galt, sie glaubte an ihn, ohne Beweise zu verlangen. Wenn Keller sie nicht zum Cölibat verurteilen wollte, würde die Antwort wohl in den meisten Fällen nicht viel besser lauten.

Was sollte er nun thun? Sollte er sich eine Probe von Bredens Handschrift verschaffen und sie an einen berühmten Graphologen senden, um seinen Charakter zu erfahren — und zu verzögern, was er in seiner Angst für unvermeidlich hielt? Sein Herz wünschte es. Aber dieses Herz hatte wirklich kein Recht, mit andern zu rechten, wie er sich grimmig sagte, und so schrieb er an Esther, daß er ihr vollständig freie Hand lasse und nur immer weiter um ihr Vertrauen bitte. Er hätte augenblicklich sehr viel zu thun und könne nicht nach Moabit heranskommen, sie fände ihn ja aber jederzeit in seinem Bureau.

Dahin kam sie denn auch kurze Zeit später. Er saß zwischen Korrekturen und Manuskripten vergraben. Im Nebenzimmer flogen die Federn der Beamten über das Papier, und eine Treppe tiefer arbeiteten die Setzer und stampften die Maschinen. Aus den Walzen kamen auf den weißen Bogen die Gedanken und Willensäußerungen der ringenden Menschheit tausendfach vervielfältigt hervor, all jene Stimmen, die hinausgehen und Samen streuen und beeinflussen, die aufbauen und zerstören. Und in diese Atmosphäre trat sie mit der ganzen Lebensfülle im Herzen, die sich immer wieder aus sich selbst erneuert. Neben seinem Pult stehend, in einen Streifen

Sonnenlicht getaucht, der durch die grünen Vorhänge brach, aber so viel Sonne in den Augen, daß jene tanzenden Stäubchen wie ein Schatten gegen das Innenlicht erschienen, sagte sie weich und fest:

„Ich komme dir mein Wort halten, Heinz. Ich liebe Breden."

Sie hatten sich noch einige Male gesehen, nicht zu oft, in den Kunstsalons der Stadt, in den neueingerichteten Sälen der Nationalgalerie. Er hatte ihr einige Bücher gegeben, über deren Inhalt sie zusammen sprachen, und während er sie nach Hause begleitete, hatte er ihr von seinen Plänen vorgeschwärmt, von dem, was er für sein Volk zu leisten hoffte, von dem Volksrecht, dessen Züge er im Großen entwarf, und von seinen sozialen Bestrebungen. Er sprach mehr von sich als von ihr. Sie schien ihm nur das Gefäß, in das er seine Seele schüttete. Bei seinem Schönheitsgefühl war es selbstverständlich, daß dieses Gefäß von edler, reiner Form war.

Als Esther Donates zu ihrem Vormund kam, hatte sie noch kein Geständnis seiner Neigung empfangen, sondern sie war sich nur der eignen bewußt geworden und hielt das Versprechen, das sie Keller unter den Buchen von Burnham gegeben hatte. Am nächsten Tage war ein kleinerer Kreis bei Ritters vereinigt, zu dem man Breden hinzugezogen hatte, da man nun nicht mehr umhin konnte, ihn einzuladen. Man besprach Aufführungen zu Heddas Polterabend. Die Hochzeit sollte zwischen Weihnachten und Neujahr gefeiert werden, und da Esther um diese Zeit ihre Großmutter nie verließ, so hatte sie schon abgesagt und war nicht besonders eifrig bei den Beratungen. Van der Breden, dem aller Dilettantismus ein Greuel war, wie er ruhig sagte, begnügte sich ebenfalls mit einigen etwas hochfahrenden Ratschlägen und gesellte sich Esther für ein Sondergespräch zu. Es war nicht eigentlich er, der Esther suchte, sondern seine weiche Natur ließ sich von der ihm offen entgegengebrachten Neigung beinahe willenlos anziehen. Esther war nicht unweiblich, und nichts lag ihr gerade jetzt ferner als Koketterie. Aber die Liebe hatte so vollständig von ihrem ganzen Wesen Besitz ergriffen, daß sie förmlich von ihr ausstrahlte. Sie hätte sie nicht verbergen können, auch wenn sie wirklich gewollt hätte. Aber sie dachte gar nicht an das sonst so beliebte Versteckspiel. Sie dachte an nichts. Sie empfand nur, daß eine warme Flut des Lebens ihr ganzes Sein durchströmte, und ihr Herz, nicht ihr Verstand glaubte, den Würdigsten erwählt zu haben. Sie war schön geworden in diesen Tagen. Wenn die Liebe schon das bescheidene kleine Mädchen erblühen läßt und verklärt in der Ahnung seiner weiblichen Bestimmung, so wirkte sie in Esther wie die Sonne selber. Die schmalen Lippen in ihrem tiefen Rot lächelten, und unter dem blonden, bauschigen Haar lachten die leuchtenden Augen. Ihm allein. Breden hätte blind sein müssen, wenn er es nicht gesehen hätte. Der Duft keuscher, hingebender Leidenschaft, der ihm entgegenwehte, hätte auch einen Stärkern berauscht.

Er hatte ihr das einfache Plakat mitgebracht, das man in Paris nach den Fresken des Puvis de Chavannes im Pantheon gemacht hatte, um es als Gegengewicht gegen die gewagten Scenen der Maueranschläge wirken zu lassen, die noch kindliche heilige Genofeva, die in der ländlichen Einsamkeit betet. Es war das erste Geschenk, das er ihr machte, feinsinnig gewählt, nicht kostbar und für sie doch eine wertvolle Gabe, denn es knüpfte unmittelbar an jenes erste Gespräch über die Kunst im Volk an, bei dem sie sich kennen gelernt hatten. Verstand er sie nicht wie kein

andrer? Es war also doch wahr, daß es eine Liebe gab, anders als jene, von der die Ansichtskarten sprachen, die Ella aus Paris und Trowille geschickt hatte. Der Talisman, den sie in den Briefen ihrer Eltern besaß, hatte sie nicht getäuscht. Niemand beteiligte sich an den Besprechungen für Heddas Polterabend eifriger, als Doktor Helmers. In der Nacht vor Ellas Hochzeit, als in Hedda schon der Wunsch, Teicherts Frau zu werden, bestimmte Form angenommen hatte, hatte sie ihrem Jugendtraum doch noch soviel Thränen und Seufzer gewidmet, als sich mit ihrem gefährdeten Äußern irgend vertrugen. — Helmers hatte vielleicht nicht einmal eine trübe Stunde gehabt. Er war rasch und ohne das geringste Zögern zu dem Backfisch Lolo abgeschwenkt und suchte auch in dem geplanten Theaterstück für sich und sie den Löwenanteil der Rollen heraus. Esther sah das alles. Und mit ausschließlicher Leidenschaft wendete sie sich dem Manne zu, der sie vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an von dem rauhen Boden einer groben Wirklichkeit in das Land der Schönheit und der Träume geführt hatte.

Und doch hatte sie mit diesem Manne noch nie von den realen Forderungen des Lebens gesprochen. Ebensogut hätte sie den Sommernebel greifen können, der vor dem ersten Schnitt über den blumigen Wiesen schwebt, als seinen Lebenszielen Gestalt geben, deren Gemeinsamkeit allein, mehr als gleiche Vermögensverhältnisse und gleiche Geschmacksrichtung, die Ehe friedlich und segensreich macht. Sie trat in das dunkle, geheimnisvolle Land, aus dem die Seele des Weibes verklärt oder gefoltert hervorgeht — und ihre einzige Leuchte war die Flamme der Leidenschaft.

Noch hatten sie nie über Liebe gesprochen. Aber an diesem Tage lag sie ihnen so nahe! Frau Ritter und Hedda saßen im Wohnzimmer, in Stoffproben vergraben. Die Jugend im Salon lachte und flirtete, und alle Vorschläge zu lebenden Bildern und Aufführungen zeigten einen heißen Hauch, eine Hinneigung zum Erotischen. Die Wangen brannten und die Augen leuchteten. Zwischen den beiden Zimmern lag das eigentliche Entree, ein kleiner Raum, der von den geschickten Schwestern zu einer Art von Schmollwinkel umgeschaffen war. Ein sehr großer japanesischer Schirm an der Decke verlieh ihm etwas Zeltartiges. Eine Papierlaterne, die an dem Stock hing, ergab die ganze Beleuchtung.

Breden und Esther waren hereingekommen, weil er das Plakat bei seinem Eintritt dort stehen gelassen hatte. Verführt durch den phantastischen Reiz des Winkels blieben sie. In ihr träumerisches Geplauder, das schon die verhängnisvollen Pausen zeigte, die angesammelten Zündstoff verraten, fielen die Vorschläge der Beratenden, die, verführt durch den Reiz des Stoffes, zuweilen schon von dem gegebenen Thema abwichen. Es war Helmers, der jetzt den Vorschlag machte, eine Reihe von geflügelten Worten in lebenden Bildern zu verherrlichen, und vielleicht mit leiser Ironie im Gedanken an das Brautpaar deklamierte er mit seiner schnarrenden Stimme:

„Das ist der Liebe heiliger Götterstrahl,
Der in die Seelen fällt und blitzt und zündet,
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet,
Da hilft kein —“

Er wurde unterbrochen. Man lachte ihn aus und nannte ihn altmodisch. Citate waren selbst für die dort Versammelten etwas Überwundenes. Aber die Augen

von Breden und Esther hatten sich getroffen. Es schien, als hätte es nicht der junge Arzt nebenan gesagt, sondern nur die laute Stimme ihres Herzens war plötzlich vernehmbar geworden. Sie beugten sich zueinander. Wer flüsterte:

„Glaubst du das?"

Wer breitete zuerst die Arme, bot dem andern die Lippen?

Die Arme und die Lippen fanden sich, und die Herzen, die gegeneinander schlugen, hatten das Ich oder Du vergessen.

VI.

Als Harry van der Breden seiner Wohnung zuschritt, war er verlobt. Er hatte sich gleich nach jenem Augenblick des Überschwangs und einer hastig geflüsterten Verabredung über die nächsten Schritte empfohlen, und Esther, die sich nicht stark genug fühlte zu den Übrigen zu gehen, hatte Migräne vorgeschützt und sich in ihr Stübchen zurückgezogen. Nellys Augen waren ihr mit dem Ausdruck spöttischer Verwunderung gefolgt, dann fuhr sie fort, ihren Nachbar geschickt nach einem ältern Vetter auszufragen, der Weihnachten nach Berlin kam und die Hochzeit mitmachen sollte, denn durch die Festzeit entstanden natürlich einige unangenehme Lücken in dem Kreise der befreundeten Herren.

Es war noch nicht spät, und Breden ging langsam von der Paulstraße nach seiner Wohnung, die in der Kurfürstenstraße lag. Das altgewohnte Treiben der Großstadt umwogte ihn. Aber er achtete nicht darauf. Es schien ihm, als sei etwas Großes mit ihm geschehen, als hätte man ihm einen Königsmantel umgebunden und ihm einen hohen Platz angewiesen, abseits der Menge. In seiner Wohnung machte er kein Licht. Die Straßenbeleuchtung verbreitete ein mattes Dämmern. Er warf sich auf den Diwan und zündete sich eine Zigarette an.

Ja, er liebte Esther Donates. Nie hatte ein Weib ein reineres Gefühl in ihm erregt. Und doch hatten die Frauen eine große Rolle in seinem Leben gespielt. Das hatte schon auf der Universität in München angefangen, wo er im Verkehr mit jungen Künstlern seine ästhetischen Neigungen ausgebildet hatte und im Umgang mit den Modellen — nun, das war schließlich alles lange vorbei. Dann waren die Jahre gekommen, die er zur Ausbildung, wie er es nannte, auf Reisen verlebt hatte. Er wollte ja alles gründlich kennen lernen, vor allem das Volk. War es seine Schuld, daß die Frauen im Süden so gefällig waren? Als er dann zurück kam, war er übersättigt. Das Laster im Norden, das sich in so roher Form zeigt, widerte ihn an. Er zog sich von den Vergnügungen der Altersgenossen zurück unter dem Vorwand: „sein Material zu sichten." Auf seinem Schreibtisch häuften sich Broschüren und soziale Werke. Sein eignes Manuskript blieb recht schwindsüchtig, vor allem, seit er sein Verhältnis zu der Frau löste, die seine Muse gewesen war. Die gemeinsame Arbeit, das Interesse an ihr, war das Mäntelchen, das beide der nackten sittlichen Forderung umgeworfen hatten. Es war eine hübsche Abwechslung, als eine kleine Bekannte aus Paris auf dem großen Zug nach Rußland ihn aufsuchte und einige Zeit

bei ihm blieb. Vor allem lag ihm immer an der Form. Aber dann fühlte er später eine Leere in seinem Leben. Eine große Müdigkeit ergriff ihn, immer mehr sonderte er sich ab, ohne doch stark genug zu sein, in der Einsamkeit die erlösende Kraft zu finden.

Er war nicht schlecht. Nur schwach und vom Leben verwöhnt. Wäre sein Wechsel nicht so groß gewesen und hätte er arbeiten müssen, wie seine andern Altersgenossen, er hätte schlecht und recht seinen Weg gemacht, wie jene. Nun hatte ihn die Notwendigkeit nie getrieben, und eine plötzliche Enttäuschung, die Reaktion übermäßiger Erwartung in seinem Beruf, hatte ihm sein künftiges Amt verleidet. Da es kein Brotstudium für ihn war, so betrieb er das, was gewissermaßen nach dem Waffenhandwerk die Verkörperung des Praktischen und nüchtern Nützlichen ist, die Jurisprudenz, als freie Kunst. Natürlich war diese Kunst vorläufig brotlos, wenn ein bekannter Redakteur ihm auch hin und wieder einen kleinen Artikel abgenommen hatte. Er war dreißig Jahre alt geworden und hatte noch nie eine Mark verdient. Dabei hatte er, es war reine Ironie, eine Arbeit über den Mißbrauch, den der Staat mit jugendlichen Arbeitern treiben läßt, unter der Feder.

Als er jetzt an Esther dachte, sah er nur ihre Augen deutlich vor sich. Sie tauchten aus der Dunkelheit vor ihm auf, wie damals, als er sie bei Ritters plötzlich vor sich gesehen hatte, ein Spiegel, aus dem ihm sein eignes Selbst so verklärt entgegen geleuchtet hatte, daß er immer wieder hinschauen mußte, um sich selbst von neuem zu finden. An diesem Bilde hatte er sich berauscht. Esther war dadurch, daß sie ihn ganz in sich aufnahm, der Mittelpunkt in seinem Leben geworden, und da beide zu jung waren, um Liebe ohne Leidenschaft zu empfinden, so war der heutige Schluß ihrer kurzen Bekanntschaft nur natürlich. Berechnung lag Breden ganz fern, eher war er leichtsinnig in Geldsachen. Diese unhaltbaren Zustände mit seiner Jahresrente würden doch einmal ein Ende nehmen. Im Notfall würde er prozessieren, um in den Besitz seines Kapitals zu gelangen. Seine schriftstellerischen Arbeiten würde er von nun an natürlich bezahlt nehmen, und einige kostbare Angewohnheiten würde er lassen. Er würde sie Esther zum Opfer bringen. Das Abonnement auf den „Pan“ würde er gleich morgen aufheben, und bei Wein und Zigarren konnte er auch zu einer geringern Marke herabsteigen. Selbst den Schneider konnte er wechseln, was allerdings schwer sein würde, so lange die letzten hohen Rechnungen unbeglichen waren. Ein wahrer Rausch der Aufopferung ergriff ihn, während er da auf seinem Diwan lag. Alles für Esther! Und dabei das beseligende Grundgefühl, daß sie wahrscheinlich ihr Leben für ihn hingegeben haben würde in ihrer unschuldigen Reinheit. —

Diesmal war der Weg nach Peterswalde noch nicht verschneit, und statt des kleinen Strohschlittens stand die alte Kalesche am Bahnhof, ein unmoderner Halbwagen, den man gegen Sturm und Regen vorn durch verschiebbare Glasfenster schützen konnte. Esther wartete wieder, wie damals, als sie Keller zu der Besprechung abholte, die ihrer Reise nach England voranging. Obgleich der Novembersturm um das kleine Stationsgebäude brauste, saß sie nicht in dem Warteraum, sondern ging auf dem Bahnsteig auf und ab. Der Wind drückte ihr die Kleider an den schlanken, biegsamen Körper. Sie war voller geworden, und die frischen Farben rührten nicht nur von der scharfen Luft her. Aber aus ihrem Gesicht sprach Sorge und Entschlossenheit.

Breden hatte bei der alten Frau Donates schriftlich um die Hand ihrer Enkelin angehalten, aber die Großmutter wollte ohne Rücksprache mit Keller ihre Einwilligung nicht geben.

Da war endlich der Zug. Hinter dem Fenster des Abteils kam ihr Kellers Gesicht alt und verfallen vor. Aber als er dann heraussprang und ihre Hände ergriff, dachte sie nicht mehr an ihn, nur noch an das, was er ihr geben sollte.

„Denn ich kann die Großmutter nicht kränken, Heinz. Ich kann nicht ohne ihren Segen aus Peterswalde fortgehen. Nicht daß es an unsrer Liebe etwas ändern könnte, gewiß nicht. Aber sieh nur, wie verfallen sie ist. Wenn Fräulein Fränkel nicht wäre, könnte ich gar nicht daran denken, sie zu verlassen. Wenn sie nicht einwilligt, müssen wir warten und —"

Sie brach ab. Der Wagen fuhr zwischen den entlaubten Linden der Chaussee dahin. Der Sturm rüttelte an den Ästen, und die Fenster, die sie hinabgelassen hatten, damit er sich nicht in dem aufgeschlagenen Verdeck verfangen könne, klapperten. Keller sah zu ihr hin, auf die bebenden Lippen, die unruhig auf der Reisedecke sich hin und her bewegenden Hände. Der Tag fiel ihm ein, da er sie vor wenig Wochen an dem Friedrichsbahnhof erwartet und der Herbst ihm um ihretwillen die Brust mit Frühlingsahnung erfüllt hatte. Jetzt hatte der Sturm sie erfaßt. Wohin würde er sie treiben? Und mußte er denn zusehen mit gebundenen Händen?

Die alte Frau Donates war durch immer zunehmende Gicht fast beständig an den Rollstuhl gefesselt. Die gekrümmten Finger mußten meistens ruhig im Schoß liegen. Aber die lebhaften, klugen Augen schienen sich immer noch zu bemühen, die Fragen des Daseins zu erforschen. Sie sahen noch sehr scharf, und als sie nach dem Nachtessen mit Keller allein in dem Wohnzimmer blieb und er ihren Stuhl in den Lichtkreis der Lampe gerückt hatte, sagte sie ruhig:

„Du siehst sehr schlecht aus, Heinz."

Er fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Ich habe viel gearbeitet und auch Unannehmlichkeiten im Geschäft gehabt."

„Und Charlotte?"

„Wie immer. Ich glaube nicht, daß sie sehr leidet. Sie ist allmählich ganz blöde geworden. Die Pflegerin ist ausgezeichnet, und es geschieht alles, was Hilfe und Erleichterung giebt."

Frau Donates schwieg eine Weile. Diese Erkundigungen, die ihr sonst von Herzen kamen, waren heute mehr Höflichkeit gewesen. Sogar der Ton ihrer Stimme änderte sich, als sie jetzt fragte:

„Was weißt du von diesem Harry van der Breden?"

In der Art, wie sie den fremden Namen aussprach, zeigte sich ihre Abneigung, und Keller lächelte. Sein Gesicht sah erschreckend müde aus.

„Du fragst mich, weil Esther mich zuweilen den treuen Eckardt nennt, nicht wahr?"

„Ich frage dich, weil du der nächste Verwandte meines Sohnes bist, und ich weiß, daß du ihn geliebt hast."

„Zuerst will ich dir auf das antworten, was du nicht fragst. Ich war bei der ersten Begegnung Esthers mit ihm anwesend, und ich habe sofort diese Leidenschaft gefürchtet" — er unterbrach sich bei ihrer fragenden Kopfbewegung und wiederholte mit Nachdruck: „Ja, gefürchtet. Breden ist mir nicht sympathisch, das war mir

Grund genug, doppelt vorsichtig in meinem Urteil zu sein. Ich hatte nun darauf zu achten, daß ich nicht zu nachsichtig war, um mein eignes Gewissen zu überlisten. Du verstehst mich, nicht wahr?"

„Ja. Ich weiß, daß du Esther liebst."

Die Worte klangen selbstverständlich. Ob die kluge alte Frau ihnen noch einen andern Sinn unterlegte, blieb zweifelhaft.

„Ich erkundigte mich, so gut ich konnte. Daß er bei Ritters nicht sonderlich gut angeschrieben war, sprach nur insofern mit, als man dort einer anscheinend guten Partie immer Sympathie entgegenzubringen pflegte. Aber ich merkte, daß er die Mädchen fast mit Geringschätzung behandelte. Daß er unter den Herren dort keine Freunde hatte, war auch nicht maßgebend, denn sie vertraten das gebildete Philistertum mit seinem in Standesgrenzen gezüchteten Vorurteil. Er konnte seinen eignen Weg gehen und doch ein ganzer Mann sein. Aber —"

Die alte Frau, die seinen Auseinandersetzungen aufmerksam folgte und nur bei Erwähnung der Ritterschen Familie durch ein Achselzucken ihre Verachtung für alles bekundet hatte, was mit ihrer Schwiegertochter zusammenhing, sah ihn erwartungsvoll an.

„Aber ich habe nicht finden können, daß Breden bisher schon für jemand anders als für sich gelebt hat. Er hat noch nicht gearbeitet. Und ein Selbstling ist in meinen Augen kein ganzer Mann."

Keller sprach die Worte schwer wie eine Anklage.

„Er ist noch jung. Er kann die Arbeit noch lernen."

„Er kann! Esther würde ihm eine Hilfe sein. Aber er ist ein weicher Schöngeist, darin sehe ich die größte Gefahr. Du kennst diese Männer nicht. Sie sind erst ein Produkt unsrer Überkultur."

„Ist er gesund?"

„Er sieht nicht so aus. Er hat sicherlich mit seinen Nerven schlecht gewirtschaftet. Das wird die Ehe bessern."

„Und — die Frauen?"

„Urteilst du darin sehr strenge? Dann kann er nicht bestehen. Er hat gelebt wie die meisten andern, nur daß er nicht so tief zu steigen brauchte, da er nicht sehr zu sparen hatte. Augenblicklich hat er keine Verpflichtungen."

„Du sagst das sehr verächtlich."

„Ich habe darin die Härte der Selbstgerechtigkeit. Aber der schwere Weg, der mich zur Entsagung führte, entschuldigt vielleicht die andern. Ich glaube auch wirklich, daß die Frauen es Breden immer sehr leicht gemacht haben."

„In der Beziehung können wir Esther nicht schützen. Ihr Mann soll nur nicht öffentliches Ärgernis gegeben haben."

Keller kannte die vornehme, alte Frau, die in ihrem Leben so viel Ungerechtigkeit gesehen hatte, daß sie zu diesem kühlen Schluß kam, obgleich sie ihre Enkelin zärtlich liebte. Er empfand diese Gleichgültigkeit als eine größere Beleidigung seines Geschlechtes, als die übertriebenen Forderungen der Frauenrechtlerinnen. Wenn Frau Donates überhaupt jemals von ihnen gehört hatte, so hatte sie wohl nur über sie gelächelt wie über eine Modethorheit. Nur auf das gemeinsame Leben hatte die Frau ein Recht,

und auch da mußte sie sich mit ihrem eignen Körper und ihrer eignen Ehre schützend vor eine Blöße stellen, die vielleicht der Außenwelt sichtbar werden konnte.

„Du giebst dir viel Mühe, Heinz," sagte sie, die Betrachtungen Kellers unterbrechend, „aber ein warmes Wort für Breden hast du doch noch nicht gefunden. Glaubst du denn, daß Esther ihn wirklich liebt, oder daß es eine vorübergehende Neigung ist?"

„Sie liebt ihn wirklich. So schnell das Gefühl auch in ihr entstanden, so fest und ehrlich ist es. Um ihretwillen möchte ich so gerne wärmer für van der Breden eintreten können. Du wirst mir ja glauben, daß mir die Sache nahe geht. Aber wenn du ihn ihr verweigerst, so machst du es noch schlimmer. Esther ist eine so große, reine Natur, daß sie vielleicht durch ihren Einfluß vollständig besiegt, was mir allein maßgebend ist: seine weichliche Unentschlossenheit im Ergreifen einer Lebensarbeit. Entsagen wird sie nicht. Sie hat zu sehnsüchtig auf die Liebe gewartet."

Frau Donates sah erstaunt auf.

„Esther? Wie meinst du das, Heinz?"

„Hat sie dir nie von den Briefen ihrer Eltern gesprochen?"

„Ich gab sie ihr am Einsegnungstage."

„Auf meine Bitte las sie sie aber erst zwei Jahre später — vielleicht noch zu früh. Aus diesen Briefen nun hat sie sich ihr Leitbild einer Neigungsheirat aufgebaut, und da ihr Breden gerade entgegentrat, als die Sehnsucht nach einem eignen, reinen Leben durch den Gegensatz ihrer Umgebung besonders stark in ihr geworden war, so verkörpert sie nun in der Liebe zu ihm auch die immer nur innerlich bethätigte Liebe zu den Eltern."

Frau Donates blickte nach dem altmodischen Cylinderbureau, das ihr als Schreibtisch und als Verschluß für ihre Papiere diente. Darüber hing ein großes Bild ihres Sohnes. Ein kühnes, kluges Auge, um den Mund ein Zug bewußten Wollens. Das Bild der Schwiegertochter hing in der sogenannten guten Stube, die in Peterswalde recht wenig benutzt wurde.

„Wenn sie sich nur nicht täuscht, wie er sich getäuscht hätte."

„Wie meinst du, Tante?"

„Ich meine, daß diese Idealehe — nur fünf Monate dauerte. Ich habe dann mit Else noch die gleiche Zeit hier in Peterswalde zusammengelebt, mit einer unglücklichen, gebrochenen Frau. Man soll nicht richten über die Toten, vor allem nicht, wenn man selbst ihnen schon wieder so nahe ist. Aber wenn ihm diese Frau auf die Dauer genügt hätte, dann habe ich eben meinen eignen Sohn nicht gekannt."

„Muttereitelkeit," dachte Keller. Und es that ihm weh, daß die letzte Wendung ihres Gesprächs sie mehr erregt hatte, als die Entscheidung über das Schicksal der Enkelin. Sie hatte doch auf der Welt nichts so geliebt als ihren Sohn, aus Eitelkeit vielleicht, denn auch ihre Ehe war solch eine Schattenexistenz gewesen, in der sie sich selbst zum Schilde ihrer Ehre machen mußte.

Sie sprachen dann noch von geschäftlichen Dingen, und Keller sah die Pachtverträge durch. Sie liefen im folgenden Jahre ab, und er sollte seinen Rat erteilen wegen einer Erneuerung. Man hatte guten Lehmboden gefunden, und der Plan lag nahe, die kleine Ziegelei mit einem Ringofen zu versehen und zu erweitern. Der

Pächter, der sich von dem Unternehmen etwas versprach, wollte gerne Eigentümer werden und Peterswalde käuflich an sich bringen, Frau Donates aber Wohnhaus und Garten bis an ihr Lebensende mietweise überlassen.

„Wenn Esther in pekuniär ganz sichere Verhältnisse gekommen wäre, so wäre mir das auch recht gewesen. Viel mehr als ihre Aussteuer und ein ganz kleines Nadelgeld wäre freilich von der Kaufsumme nicht geblieben, denn die Möglichkeit einer Fabrikanlage spricht noch nicht bedeutend mit. Nun mißtraue ich aber allen wunderbaren Testamenten und Jahresrenten, vor allem bei einem Juristen, der kein zweites Examen gemacht hat und von seiner Feder leben will. Ich möchte daher Peterswalde wieder selbst bewirtschaften und einen Inspektor nehmen. Dann möchte ich für eigne Kosten den Ringofen bauen. So giebt es doch die Möglichkeit eines künftigen Gewinnstes. Ich müßte eine neue Hypothek aufnehmen. Das wird Schwierigkeiten machen. Aber es wird nicht unmöglich sein."

Keller staunte über diese Frau, die von der Gicht gekrümmt war und die letzten Jahre ihres Lebens mit neuen Sorgen beladen wollte, da sie sich doch vor zwanzig Jahren, nach dem Tode ihres Sohnes, zu schwach gefühlt hatte, die alten zu tragen. Hatte er ihr eben unrecht gethan? Liebte sie Esther doch inniger, als er gemeint hatte, oder war auch das nur wieder Pflichtgefühl, die fast krankhafte Sucht, allen Forderungen des Lebens gerecht zu werden bis zum letzten Atemzuge?

„Die Einleitungen werden mir Schwierigkeiten machen. Aber ich habe immer tüchtige Beamte gehabt in meinem Leben. Ich werde sie auch jetzt finden. Seit der Brief dieses Herrn van der Breden angekommen ist, geht mir der Gedanke mit der Ziegelei nicht aus dem Kopf. Kannst du mir versprechen, Heinz, über dem allen zu wachen, wenn ich sterbe? Ich meine natürlich nicht, daß du dich hier in Peterswalde festsetzen sollst. Aber du bist Geschäftsmann. Du würdest Esthers Erbteil nicht verschlendern lassen?"

„Nein, Tante."

Die klaren, scharfen Augen sahen ihn an. Er hielt den Blick aus. Mochte sie in seiner Seele lesen und ihren vorhin gesprochenen Worten „Du liebst Esther" noch einen tiefern Sinn beilegen — um so ruhiger würde sie sein. Sie trennten sich wie zwei Freunde. Keller war einer der wenigen Menschen, die Frau Donates hochachtete.

„Und nun rufe die Fränkel, Heinz. Sie sitzt im Eßzimmer und legt Patience, und ihrer Meinung nach wenigstens hängt Esthers Glück allein von ihren Karten ab."

Keller nahm im Flur sein Licht vom Tisch und ging nach oben. Dort lagen an einem langen Gang die wenigen eingerichteten Fremdenzimmer. Die andern Stuben standen leer oder wurden als Vorratsräume benutzt. Er hatte immer dasselbe Zimmer, und es war eigentlich nicht nötig, daß man seinetwegen eine kleine Wandlampe angezündet hatte, die die Treppe und den Gang nur mäßig erhellte. Aber als er nach oben kam, sah er, daß Esther dort auf- und abging. Sie wartete auf ihn, den Oberkörper in einen dunkeln Shawl gewickelt. Sie mochte wohl schon eine Stunde hier oben sein, während der Sturm die Äste der alten Ulmen unten im Garten an das eine Giebelfenster schlug, auf das der Gang mündete. Als sie seinen Tritt auf der Treppe hörte, war sie horchend stehen geblieben. Nun flog sie ihm entgegen, blaß vor

Aufregung. Nur ihre Augen fragten und die schlanken, weißen Hände, die sie aus dem Shawl hervorwickelte und ihm mit einer Bewegung kindlicher Bitte entgegenhielt.

Er stellte das Licht auf die wurmstichige Brüstung der Treppe und nahm diese Hände in die seinen. Sie waren ganz kalt.

„Es ist alles gut," sagte er weich, und als er sah, wie das Licht in ihren Augen groß und strahlend wurde, fügte er mit einem schwachen Versuch zu scherzen hinzu:

„Die Grete wird ihren Hans kriegen."

Sie sah ihn noch immer an, aber sie dachte schon nicht mehr an ihn, sondern nur noch an den andern. Nach einer Weile besann sie sich. Sie neigte ihm ihr Gesicht zu, daß die weichen Haare ihn fast berührten. Es war, als suchten ihre zitternden Lippen, die kein Wort des Dankes fanden, nach den seinen. Aber dann stieg eine Erinnerung oder ein sehnsüchtiges Verlangen nach einem andern Kuß in ihr auf. Eine brennende Röte übergoß ihr Gesicht. Sie bog es plötzlich weit zurück, entzog ihm ihre Hände und eilte, ohne ein Wort zu sagen, die Treppe hinab.

Am nächsten Morgen verließ Keller Peterswalde. —

In den Wochen, die nun folgten, blieben die vergilbten Brautbriefe der Eltern unberührt in ihrem Fach liegen. Esther bekam eigne Briefe, die ihr Herz klopfen machten und ihre Augen überströmen ließen. Breden war ein vorzüglicher Briefschreiber, einer von denen, die sich an ihrem eignen Stil berauschen. Er machte auch sehr hübsche Verse. Esther, die in ihre Schreiben nichts legen konnte, als das Gefühl ihres Herzens, die Erinnerung einer einsamen Kindheit und Jugend, durch die nur märkisches Fichtenrauschen klang, kam sich oft arm vor, wenn sie zur Feder griff, aber immer reich wie eine Königin, wenn sie der Posttasche einen Brief an ihre Adresse entnahm. Und das geschah fast täglich. Breden hatte viel Zeit zum Briefschreiben, und wenn er doch die Nächte zu Hilfe nahm, so geschah das nur, um die poetische Stimmung zu erhöhen. Zum Weihnachtsfest kam er nach Peterswalde. Was er auch über die große Einfachheit dort denken mochte, für die wenigen Tage seines Aufenthaltes fand er sich vollständig in die Verhältnisse, und wenn Frau Donates ihn auch nur mit kalter Höflichkeit behandelte, so verletzte sie doch nie die Pflichten des Gastgebers. Weihnachten auf dem Lande ist zudem eine rührend einfache und heilige Zeit. Es mochte ja unbequem sein, am ersten Feiertag schon so früh aufzustehen und mit all den vermummten Gestalten, die Laternen trugen, zum Frühgottesdienst in die Kirche zu gehen. Eigenartig stimmungsvoll war es jedenfalls in dem kleinen Gotteshaus. Breden konnte dort Studien machen über den blinden Glauben der märkischen Landbevölkerung, während sich neben ihm das reine Antlitz seiner Braut über das Gesangbuch beugte. Er hatte den Glauben für sich lange abgeschworen. Aber er liebte ihn an andern, besonders wenn er, wie in diesem Augenblick, so gut zum Ganzen paßte.

Und dann, hatte sich jemals ein Kind so über ein Christgeschenk gefreut, wie Esther über die Böcklinmappe, die er ihr mitbrachte? Was sich Frau Donates dachte, als sie am ersten Feiertag die Mappe öffnete, zufällig die beiden herrlichen Faune in ihrer naiven Sinnlichkeit vor der schlafenden Nymphe sah und wortlos das Buch wieder schloß, das ging ihn ja nichts an, obgleich er die kleine Scene mit dem Appetit des Feinschmeckers aus dem Nebenzimmer in sich aufnahm. Frau Donates störte die

Liebenden überhaupt wenig. In allem, was Breden betraf, entwickelte Esther einen ihr sonst ganz fremden Egoismus. Fräulein Fräukel aber brachte beide in eine gelinde Verzweiflung. Sie hielt es für selbstverständlich, daß sie das Brautpaar auf Schritt und Tritt begleitete und ihr Erzieherinnenamt mit der Elefantenrolle würdig krönte. Sie waren froh, wenn der kleine Strohschlitten vorfuhr, und sie, in Pelze gepackt, hinausflogen in die Kiefernwälder, die breite Schneelasten auf ihren Zweigen trugen. Esther lenkte das kleine Gefährt selbst. Sie liebte keine Glocken, die das Wild verscheuchten, und sie fuhr ihren Verlobten zu den Futterstellen im Wald, um die sich Hirsche und Rehe drängten, zu dem See, den die weiße Decke verhüllte, über die unzählige Spuren gingen, und hin nach den benachbarten Dörfern, deren Häuser sich wie ein Volk von Rebhühnern in den Schnee zu ducken schienen, und deren Kirchtürme sich dunkel gegen die Abenddämmerung eines Winterhimmels abzeichneten, der mit rosiger Glut das Schneeland und die schwarzen Wälder, den weiten, flachen Horizont eines märkischen Landschaftsbildes bekränzte.

So einfache, schlichte Freuden, daß Breden, als er nach kaum einer Woche abfuhr, mindestens meinte, eine Milchkur hinter sich zu haben. Aber sie war ihm bekommen. Jeden Abend, wenn das Hausmädchen seine unzähligen Toilettenutensilien wieder in Unordnung gebracht hatte, jeden Morgen, wenn er im stillen den Thee zu dünn fand und seine englische Marmelade vermißte, und das Ei eine Idee zu weich war, hatte er das Gefühl, Esther ein Opfer zu bringen. Das hob ihn in seinen eignen Augen und machte ihn glücklich.

„Wie wunderbar," sagte er eines Tages, als Esther am Fenster lehnte und ihre schlanke Gestalt sich in der Silhouette scharf abhob, „du bist eigentlich gar nicht mein Genre. Ich habe immer für volle Frauen geschwärmt."

Sie sah sich erstaunt um und wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Gefalle ich dir denn nicht," fragte sie ängstlich.

Er bat sie mit den Augen, sich ihm zu nähern. Gehorsam kam sie heran.

„Du weißt doch, daß du mir gefällst, nicht wahr?"

Sie lächelte schon wieder. Sie wußte, daß er immer sagte, was er gerade dachte, und dabei zuweilen den Zwang der Höflichkeit vergaß.

„Ich weiß es, denn du liebst mich. Aber," fügte sie nach einer Pause neckisch und triumphierend hinzu, „ich habe dich doch zuerst geliebt."

Es ist die alte Streitfrage zweier Liebenden, die so oft zum Spiel hin und her geworfen wird. Wer hat angefangen, wer liebt mehr?

Breden dachte ein wenig nach.

„Ja," sagte er dann ruhig, „es ist wahr, du hast mich zuerst geliebt."

Das Wort ging spurlos an Esther vorbei: Die Zeit war noch nicht da, wo es einen Stachel bekommen sollte. —

Das heilige Dämmern der Brautzeit verging. Der nordische Vorfrühling kam, dieser herbe Geselle, der soviel zu kämpfen hat, daß um seinen endlichen Sieg die Schwermut flattert. Die Furchen der Flugschar sahen aus wie aufgerissene Wunden, und wenn auch in der Mark Anfang März nichts grün war, als die Kiefern und die Wintersaat, so sang doch die Lerche, und am Abend und in den noch kalten, klaren Nächten tönte aus der Luft der Schrei der Wandergänse.

Es war eine ganz kleine, sehr stille Hochzeit. Breden hatte keine nahen Verwandten. Er gehörte einem aussterbenden Geschlecht an, und sein letzter Angehörige, ein Bruder seines Vaters, der zur katholischen Kirche übergetreten war, lebte in Brüssel in einem rein geistlichen Umgang. Der Neffe hatte sich an ihn gewendet, um eine Änderung des Testaments zu bewirken, sich mit der Hälfte der Summe einverstanden erklärt, wenn ihm das Kapital ausgeliefert würde. Vergebens. Da Breden eine Protestantin heiratete, war der alte Sonderling noch weniger zu einer Vergünstigung zu bewegen. Entziehen konnte er dem Neffen das Erbteil nicht, da das Geld aus Pflanzungen in Sumatra stammte, die der Familie gemeinsam gehört hatten, auch dem deutschen Zweige. Er schrieb ihm, daß er zu seinem eignen Besten handle, wenn das Ganze als freie Summe erst seinen Kindern zufiele, andernfalls aber bestimmten Stiftungen, die er in seinem Testament erwähnt hatte. Und er hielt es wohl schon für ein ungeheures Opfer, das er den Manen der Familie brachte, wenn er dem Sohn seines Bruders, mit dem er nicht in Einigkeit gelebt hatte, zehntausend Mark zur Regelung seiner Verpflichtungen übersandte. Aus diesem Akt der Wohlthätigkeit — als solchen rechnete ihn sich der fromme Greis an — war deutlich zu erkennen, daß die segensreiche Einrichtung der Auskunftsbüreaus auch in Brüssel bekannt war.

Von Esthers Verwandten kam Vetter Paul — mit gebrochenem Herzen, wie er an Esther schrieb — und Nelly. Nelly hielt die Reise zwar für eine ganz unnötige Ausgabe, machte sie aber, um von Anfang an auf gutem Fuß mit der jungen Familie zu stehen, was später von Nutzen sein konnte. Bei Heddas Hochzeit hatte sie in dem zugezogenen fremden Gast, einem Kapitän zur See, der heißhungrig wie ein Oger nach drei Jahren Seeeinsamkeit in die civilisierten Damenkreise zurückkehrte, einen sehr angenehmen Menschen kennen gelernt. Ein verlorenes Vielliebchen hatte Gelegenheit zu einem Briefwechsel gegeben, der in ein vielversprechendes Stadium getreten war, und es war Nelly eigentlich kaum zu verdenken, wenn sie ein wenig maulte, als sie den Koffer packte. Vetter Paul zählte gar nicht mit und konnte höchstens in einem der folgenden Briefe als Statist figurieren, der in Wilhelmshaven Eifersucht erregte.

Da Keller, Nelly und Paul, die einzigen fremden Gäste, in dem großen Petershalde gut unterzubringen waren, so herrschte nicht diese Unruhe, dies Thürenschlagen und die Enge, die Esther in Frankfurt so entsetzt hatte. Der Morgen ihres Hochzeitstages ging so klar auf über den Ulmen im Garten, deren kleine Blattknospen kaum zu schwellen begannen, daß er noch einmal all die stille Reinheit und Ruhe ihres Mädchenlebens auszudrücken schien.

Es war nicht ihr Verlobter, der ihr an diesem Tage zuerst entgegentrat, sondern Keller. Er hatte in dem untern Flur auf sie gewartet, wie sie damals vor einem Vierteljahr auf ihn. Als sie die Thür ihres Schlafzimmers öffnete, ging er ihr entgegen und gab ihr einen Veilchenstrauß.

Die Märzsonne fiel auf die roten Ziegelsteine, die den Flur pflasterten. Dicke Tannenkränze hingen um die Thüren. Alles war klar und frisch und paßte so gut zu dem lieben Geschöpf, das da vor ihm stand im einfachen Hauskleid, und doch eine so bräutliche Erscheinung mit dem hoffnungsvollen Strahlen in den großen Augen. So wollte er von ihr Abschied nehmen. Wenn sie den Kranz und den Schleier trug, und Breden ihre Hand hielt, dann war sie für ihn schon fern.

„Du wirst nie vergessen, daß ich der Stellvertreter deines verstorbenen Vaters bin?"

„Nie, Heinz. Ich danke dir für alles, was du mir gegeben hast. Ich denke, du kannst mich ruhigen Herzens in Harrys Hände geben, du treuer Eckardt."

Sollte er ihr sagen, daß gerade gegen ihren Mann er ihr Schutz sein wollte, wenn sie ihn brauchte? Sich ihr Vertrauen zu erhalten, war sein innigster Wunsch. Und als er die wirkliche Bewegung sah, mit der Breden sie aus den Händen ihrer Großmutter empfing, mißtraute er wieder seiner eifersüchtigen Liebe, die ihm die Gefahr vielleicht vergrößerte, und hoffte.

Als sie abfuhren, bellte der Hofhund, riß an seiner Kette und wollte sich nicht beruhigen. Er ging zu dem Tier hin, das hier das Gnadenbrot erhielt und streichelte seinen Kopf.

Im Grunde — was konnte er denn selber anders thun als wachen?

VII.

„Du lieblich Bild! Es rauscht der Quell
Durch Veilchenblau und Minte;
Die Berge winken wunderhell,
Wohin den Blick ich wende.
Der Lerche Jubellied erwacht,
Denn Frühling ward es über Nacht.

Ein immergrüner Eichenhain,
Um den die Schafe grasen,
Zerstreut umher viel Marmorstein,
Zu Füßen kurzer Rasen;
Und ernst und schwer in alter Macht
Des Aquäduktes Trümmerpracht.

Ein Tempel, dessen Götter lang
Gestürzt sind und vertrieben,
Rings Hirtenlied und Lerchenklang,
Das alte Lied vom Lieben.
Auf totem Stein im Sonnenglanz
Des neuen Lebens Jubeltanz.

Und eine Epheulaube winkt,
Geheimnisvoll und dunkel,
Vom warmen Marmorsteine blinkt
Der Eidechse Gefunkel.
Wie märchenhaft die Dämmerung,
Und unser Herz, mein Gott, wie jung!"

Die Frühlingsherrlichkeit der römischen Campagna war unbeschreiblich. Es schien ein Meer von Blüten, das sich überschäumend an den alten Mauern der ewigen Roma brach. Der kleine Hain der Egeria sah in dieser überschwänglichen Herrlichkeit mit seinen schwarzen Steineichen wie ein Schatten aus, aber der plätschernde Anio war fast verwachsen mit Münze, Minte und Veilchen — und darüber eine Wolke schmet-

ternder Lerchen. Die Hirten waren noch ebenso mager, hohlängig und vom Fieber geschüttelt wie sonst. Aber mehr als je schienen sie in der weiten Landschaft in ihr Schaffell gewickelt jene Halbgötter wieder zu beleben, die nichts sind als eine Verkörperung der Natur selbst. Und was konnte, für das oberflächliche Auge des Beschauers, Menschen fehlen, die in den von Sonne strahlenden Travertinbogen der alten Aquädukte saßen und ihr Haupt, wenn sie wollten, auf Veilchenkissen legen konnten?

Es war bezeichnend für Breden, daß das Allergrößte, was die Natur mit grausenerregender Unerbittlichkeit von der Kultur zurückgefordert hat, ein Feld, das abwechselnd Paradies und Hölle gewesen war, ihm gerade nur genügte als unermeßlicher Hintergrund für seine kleine Verliebtheit. In der Zeit, wo das innere Empfinden im stande ist, eine Hütte in ein Feenschloß zu wandeln und unter einem blühenden Holunderbaum am Rand eines weltverlorenen Dorfes die Burg des heiligen Gral zu ahnen, war es ihm ein exquisiter Feingeschmack, den er mit Bewußtsein genoß, seine Braut zu umarmen auf den Stufen des alten Theaters des Cicero in Tuskulum oder auf den Grundquadern des alten Jupitertempels auf dem Monte Cavo. Ja, er hatte nichts weniger beabsichtigt, als in der Villa d'Este selbst abzusteigen, da es ihm durch einige geschickt ausgenützte Verbindungen wohl gelungen wäre, sich für einige Zeit zwei der unzähligen unbenutzten Zimmer geben zu lassen. Aber Esther hatte ein Grauen vor der verfallenen Pracht dieses Ortes und wollte weder die Schatten der Lucrezia Borgia noch die von Liszt und seiner polnischen Freundin zu Zeugen ihres Liebesglückes haben. Schritt doch ihr Fuß in diesen Wochen überhaupt nur über Ruinen. Und selbst die Fülle der Blüten, die diesen Verfall deckte, legte sich oft schwül und ängstlich auf ihre Sinne.

Aber sie grübelte nicht und zog keine Vergleiche. Sie genoß naiv die Schönheit rings umher, deren düstere Bedeutung sie mehr ahnte als verstand. Fräulein Fränkel war gewiß eine sehr tüchtige Lehrerin gewesen. Aber es war kein Wunder, daß ihre Schülerin hier mehr die Stätte großer Schlachten, politischer Staatsumwälzungen zu sehen meinte, als den Teppich der raffiniertesten Lust. Sie dachte nicht an die Gebräuche des Adonisfestes, wenn er ihr heute einen Kranz von Veilchen, morgen einen von Narzissen in die lichten Haare drückte, und wenn sie in dem lichtgrünen Laubwald der Albaner Berge saßen, den stillen See von Nemi zu ihren Füßen, so blickte sie andächtig hinab in den keuschen Spiegel der Diana, und der Gedanke an jenes wilde Opfer Tibers, jenes sagenhafte Schiff voll Jugend und Schönheit, das der kranke, wollüstige Kaiser hier versenkt haben soll, trübte nicht die strahlende Sonne ihrer Augen. Aus einem dunkeln Drange heraus hing sie wohl solch einen Kranz, den sie einige Stunden hindurch getragen hatte, vor einem der vielen Marienbilder auf, oder sie faltete unwillkürlich die Hände, wenn sie unter dem Kreuz von Tuskulum stand und ihr Blick vom Meer bis zu den Mauern Roms eine Welt der Herrlichkeit umspannte, die ihr Inrcht machte. Im Grunde wäre sie mit ihm lieber in Peterswalde gewesen, in der herben Luft der Mark, unter den Fichten, die so metallen rauschten, wenn der Frühlingswind durch sie strich. Aber das sagte sie ihm nicht.

Er dachte anders. Sein reines Weib über diese Stätten zu führen, die wiederaufzubauen und zu beleben ihm ein willkommenes Spiel der Phantasie war, berauschte

ihn immer von neuem. Er nannte sie nur Psyche in dieser Zeit und versicherte ihr, er wolle den Namen für sie behalten. Er liebte es unbeschreiblich, sie auf den alten Säulenstümpfen sitzen zu sehen, wie sie ihre feinen Finger in die Kaneluren legte, den schlanken Oberkörper vorgebeugt und den Veilchenkranz in dem bauschigen, locker gesteckten Blondhaar. Er konnte sie dann quälen mit seinen despotischen Wünschen.

„Nicht bewegen. Bleib so, bitte, bleib."

Und er lag zu ihren Füßen und genoß das süße Bild, kritisierte vielleicht auch und rückte zurecht, bis ihr die Thränen in die Augen stiegen und sie klagend sagte:

„Ich kann nicht mehr, Harry, die Arme sterben mir ab."

Sie wohnten in Tivoli in der Nähe des kleinen Sybillentempels über den Wasserfällen. Man hörte ihr Rauschen bei Tag und bei Nacht. Es bildete vereint mit dem Lerchengesang die Melodie, die in der Erinnerung von dieser Zeit ihres Lebens untrennbar blieb. Und die Blume dieser Wochen war die Narzisse. Aber nicht in langen Beeten, hinter Buchsbaumeinfassungen, in steifer Regelmäßigkeit, nein, sie kam gleich den andringenden Wassern einer Überschwemmung. Sie bedeckte die Wiesen mit ihren weißen Sternen, sie sickerte hindurch in die Wälder und stand einzeln zwischen der gelben Iris, sie erstieg die Berge; Kinder pflasterten den Boden der Kirchen mit ihren weißen Köpfen, Frauen trugen Lasten davon zu den Heiligenbildern — und man sah kaum eine Lücke. Man trat über die gebrochenen Stiele hinweg, und wie Wasser schlugen die Wellen wieder zusammen.

„Der Duft tötet mich," rief Esther. Sie gingen nach dem alten Rocca di Papa, um in einer schmutzigen Trattoria neben dem Marktplatz und seinem monumentalen Springbrunnen — ein fast lächerlicher Gegensatz zu dem verkommenen Nest — berühmte Maccaroni zu essen. Esthers Gesicht war ganz weiß. Sie hatte Mühe, sich auf den Füßen zu halten und zog halb mechanisch den Strauß aus dem Gürtel, den sie in der ersten Freude hineingesteckt hatte.

Er nahm ihren Arm in den seinen. Er empfand im Gegenteil eine gesteigerte Empfänglichkeit der Nerven.

„Ja, es liegt etwas Faules in diesem Duft. Sünde, würde der Fromme sagen. Und in der That erinnern mich diese weißen Blumengesichter mit dem anklagenden Augenstern, dem geneigten Haupte und den leicht aufgerollten Blättern auch immer an die gefallene Unschuld, die sich am liebsten hinter Klostermauern verbergen möchte. Dich auch?"

„Ich weiß nicht. Ich hab' die Narzissen immer sehr geliebt. Warum sollen sie nicht lieber reinen Mädchen gleichen?"

„Dieser Duft! Schwüle Sehnsucht und extatische Reue."

Sie schwieg. Die kleine Stadt war erreicht, und in das Gemach der Signora Nanina kam der Narzissenduft nicht mit. Er hätte dort einen Kampf mit Öl, Tomaten, Zwiebeln und hundert andern Dingen aufnehmen müssen, dem er nicht gewachsen gewesen wäre.

Vier Wochen waren vergangen wie ein heißer Traum. Sie rüsteten zur Abreise. Zum letztenmal hatten sie den Nachmittag unter den Cypressen der Villa d'Este verbracht, zum letztenmal nahmen sie das Pranzo draußen, neben dem Rundtempel der Sybille, der so dicht am Abhang steht neben der dahinstürmenden, schäumenden,

zerstäubenden Wucht des Teverone. Die Forellen waren so zart und rosig wie sonst. Der Falerner ebenso feurig. Aber der Ausdruck im Gesicht der jungen Gatten war noch nie so verschieden gewesen. In Esthers Zügen eine kaum unterdrückte Fröhlichkeit, ein sonniges Leuchten. Van der Breden ganz Schwermut.

„Ich glaube wirklich, Esther, du freust dich," sagte er vorwurfsvoll.

Sie sah ein wenig schuldbewußt aus.

„Wir gehen ja zusammen, Harry. Und Deutschland ist auch schön."

„Auch!"

Ihm schien der süßeste Duft dieser Liebe nun dahin zu sein.

Als sie ihren Koffer schloß, fiel ihr etwas ein.

„Nun war ich gar nicht in Rom!"

Es lag auch nicht der Schatten eines Vorwurfs in den Worten, nur Verwunderung. Sie waren am Abend in Rom angekommen, im Hotel Quirinal abgestiegen und am Morgen nach Tivoli gefahren. Jetzt sollte sie ein Wagen sofort zum Zug bringen.

„Du hast nie den Wunsch geäußert."

Sie sah ihn an und lachte. Es war so wunderbar, daß sie einen Wunsch äußern sollte, etwas thun, was er nicht zuerst angeregt hatte. Sie antwortete nicht einmal darauf. Wenn er es nicht gewollt hatte, so sah sie Rom eben nicht. Es war durchaus kein Opfer für sie.

„Barbarin," sagte er und zog sie an sich. „Zu denken, daß ich eine Frau habe, die so vandalisch empfindet!"

Das Lächeln in ihren Augen blieb.

Als sie am nächsten Tage in der Bahn saßen und am Tempel der Minerva Medica vorbei rollten, dachte er noch einmal, daß sie doch eine Vandalin sei. Er hielt Rom für einen der größten Eindrücke, den der Mensch in sich aufnehmen kann; aber er machte sich keinen Vorwurf, seinem jungen Weibe diesen Eindruck entzogen zu haben. Für den Genuß der Flitterwochen wäre Rom zu anstrengend gewesen. Er kannte es ja so gut. Von jetzt an stand es übrigens in ihm fest, Esther habe Rom nicht sehen wollen, weil ihr das Interesse gefehlt habe.

VIII.

In seinen Briefen aus der Brautzeit hatte er ihr immer die Versicherung gegeben, daß sie so recht eigentlich die Muse seines Schaffens sein würde. Ihre klare Ruhe, ihr immer gleiches, sonniges Wesen würden ihn begeistern. Er versprach sich Großes von der ersten Zeit seiner Ehe. Wenn er nur erst sein Material gesichtet haben würde!

Berlin mochte doch wohl nicht der rechte Ort für ihn sein. Seine Nerven vibrierten zu stark in dem rastlosen Getriebe der Großstadt. Jede neue Erscheinung riß ihn mit, jede Richtung zog ihn nach. Er kam dort nicht zur innern Ruhe. Es giebt eben so differenzierte Naturen, daß sie sich in sich selbst zerfasern können. Van

der Bredens bildete sich ein, der Großstadt für immer satt zu sein. Er hatte zuweilen einen vagen Traum geträumt von roten, spitzen Dächern hinter grünen Linden, von Brunnenrauschen und hellblinkenden Fensterscheiben, so etwa nach dem Schubertschen Liede „Wie freundlich hast du mich empfangen, du Stadt der Unbeständigkeit." Eine Kleinstadt. Das würde das Richtigste für sie beide sein. Er fühlte ordentlich, wie von dem satten Behagen der Spießbürger etwas auf ihn übergehen würde. Nicht viel natürlich, nur diese kleine Dosis selbstgerechter Zufriedenheit mit seinem Schicksal und seiner Arbeit, von der er glaubte, daß sie ihm fehle.

Er hatte lange gesucht, ehe er fand, was er wünschte. Der Norden oder Osten durfte es nicht sein. Den vertrug seine Gesundheit gar nicht. Die kleine Stadt sollte außer ihren roten Dächern und grünen Bäumen auch noch etwas anders haben, eine Art von geistigem Mittelpunkt, mindestens ein Gymnasium, und in der Nähe Wälder und Berge und wenn möglich eine Universitätsstadt.

Das deutsche Vaterland ist so reich, daß er fand, was er suchte, mehr sogar. In Hessen lag ein kleines, winzig kleines Landstädtchen, das früher einmal einem der reichsunmittelbaren Grafen gehört hatte. Noch stand das herrliche Schloß, drei mächtige Flügel, von zwei stolzen Türmen flankiert. Auf dem Hof rauschte Tag und Nacht ein Röhrenbrunnen. Das Wasser floß aus alten, gotischen Fratzen in ein Steinbecken. Ringsum schatteten breite Platanen, und auf ihren Zweigen und auf dem Brunnenrand saßen eitle, schläfrige Pfauen. Die Herrschaften waren selten daheim. Die Söhne hatten hohe Stellen in der Armee, die beiden Töchter waren verheiratet, eine an einen russischen Fürsten, der in Cannes wohnte, die andere an einen andern Mediatisierten. Vorher aber hatte der Graf in dem kleinen Städtchen eines dieser Gymnasien gegründet, die in Allumnaten eine Anzahl von Schülern zu einem Examen vorbereiten, das sie sonst wohl nur mit Schwierigkeiten überwunden hätten. Die Leute nannten es die Grafenschule, auch nachdem die jungen Grafen seine Bänke lange nicht mehr drückten.

Es bestand nur aus den obern Klassen. Die Lehrer hatten gleichzeitig eine Anzahl Schüler in Pension. Viele, besonders Primaner, die nur für die letzten zwei Jahre zugereist waren und schon einige Erfahrungen auf andern Schulanstalten gesammelt hatten, lebten selbständig bei den Ackerbürgern zur Miete, besuchten natürlich auch fleißig das eine freigegebene Lokal, was dem Ton in dem Städtchen einen kleinen Stich ins Studentische gab. Die Lage war herrlich, am Fuße der Vogelsberge. Eine kleine Universität mit einiger Schwierigkeit zu erreichen, kurz, das ersehnte Paradies schien gefunden.

Während der Suche hatten sich Bredens in Wiesbaden aufgehalten. Der Kurort sollte ihnen den Übergang zum nordischen Lenz erleichtern. Sie kamen in Wiesbaden in die Hochsaison zu Ende April. Die wunderbare Ruhe der Campagna, diese Totenstarre unter Blumen, war plötzlich vertauscht mit überfüllten Hotels, Festspielen, einem Kaiserbesuch, schreienden Toiletten und lärmenden Kundgebungen zur Unterhaltung der erholungsbedürftigen Menge. Bredens wohnten im Hotel Metropole in der Wilhelmstraße, und Esther fühlte sich am dritten Tage in dem Lärm und in der anspruchsvollen Buntheit des Getriebes schon ganz unbehaglich. Sie entflohen nach Biebrich. Doch die Flut stieg bis unter die blühenden Kastanien des stillen Parks.

Zudem kamen die Verwandten. Der Onkel aus Neuwied und Breden zu einer Besichtigung seiner Weinkeller ein, und Vetter Paul, der es vorgezogen hatte, leben zu bleiben, fand es jetzt noch amüsanter, Frau Esther den Hof zu machen. Am meisten störte Esther aber, daß ihre Cousine Ella auch in Wiesbaden war, im Hotel zur Rose wohnte und starke Ansprüche an sie beide machte. Ella war eine schöne, strahlende Frau, die die Toilette zu ihrem Lebensberuf erwählt hatte und sich ihr mit Geschick und dem Eifer eines großen Talentes hingab. Ihr Gatte kam für jeden Sonntag von Bockenheim herüber, und ihre vielen Courmacher sorgten für die Unterhaltung der Wochentage.

„Ich denke, wir siedeln lieber nach Homburg über. Da ist es noch still. Hier kommen wir gar nicht zur Besinnung."

Esther sagte es. Sie waren eben aus dem Theater nach Hause gekommen, wo sie mit Ella und einem ihrer Bekannten in einer Loge der Festvorstellung beigewohnt hatten. Esther war sehr müde. Aber sie hatte reizend ausgesehen an diesem Abend und sich mit ihren matten Farben neben dem Tizianblond der Cousine mit Ehren behauptet. Breden war stolz auf sie, vor allem auf ihre Toilette, die er ihr in Frankfurt selbst besorgt hatte. Abweichend von der Mode des Augenblicks, die ja jede Extravaganz gestattete, vor allem im Bade, hatte er ihr ein Kleid à la Lavallière arbeiten lassen, aus einer unbestimmt getönten Seide, mit vielen Spitzen und einigen großen, mattlila Sauntschleifen. In solchen Dingen hatte er einen raffinierteren Geschmack als sie. Er öffnete jetzt auch den verzwickten Taillenschluß mit der Sicherheit und der leichten Hand einer erfahrenen Jungfer. Der weiche Stoff, die rieselnden Spitzen gaben ihm ein prickelndes Wohlbehagen.

„Warum, Esther? Nach der großen Einsamkeit thut diese Menschenwoge doch wohl. Natürlich führt sie viel Schlamm mit sich. Aber das thut uns doch nichts."

„Wir müssen doch endlich in Ruhe kommen, Harry. Es ist hier auch sehr teuer. Viel, viel teurer als in Tivoli."

„Das stimmt."

„Und — und du verstehst es so wundervoll, noch viel mehr Geld auszugeben als nötig ist."

Sie hüllte mit spitzen Fingern die kostbare Toilette in Seidenpapier und verwahrte sie. Er lachte, als hätte sie ihm eine Schmeichelei gesagt.

„Liebes Kind, Geld ausgeben ist eine Gabe, die kleinen Geistern meistens vollständig abgeht. Nur nie einem Goldstück nachtrauern! Es ist das die Eigenart der Philister. Und übrigens thut es mir leid, daß ich nicht auch den Jüpon zu der Toilette und alles andre mitgebracht habe. Du bist viel zu schlicht in deinen Ansprüchen. Wenn man so schlank ist wie du, muß man sich in Spitzen förmlich vergraben, sonst wirkt man dürftig. Du siehst jetzt aus, wie Aschenbrödel, als es sich auf dem Ball verspätet hatte und die Feenkleider plötzlich von ihm abfielen. Niemand konnte es erkennen."

Esther sah erschrocken in den hohen Spiegel. Es war alles sehr hübsch und eigen, aber allerdings weit entfernt von dem Luxus, den jetzt die Schaufenster der Modemagazine zeigen. Es wallte etwas in ihr auf, fast wie Trotz. Warum nahmen diese Dinge einen so breiten Platz in seinem Leben ein?

„Warum siehst du das überhaupt, Harry? Und woher weißt du das alles?“

„Närrchen! Das ist doch auch Schönheitsdienst.“

Sie schwieg. Sie verstand das nicht. Aber sie war sich zum Glück noch nicht klar darüber, daß sein und ihr Empfinden sich nicht gleichen konnten, weil das eine nur nach außen, das andere nur nach innen gerichtet war. Sie band schweigend den weiten Frisiermantel über und zog die Schildpattnadeln aus dem lichten Haarknoten.

„Psyche,“ flüsterte er zärtlich.

Sie sah sein schönes, weiches Gesicht über sich im Spiegel. Ein Wort aus seinen Briefen fiel ihr ein: „Und wenn ich um Dich zum Bettler würde, was thäte es? Das Silber Deiner Haare ist der Schatz, der für mich, für mich allein vom Himmel fiel, und wenn ich untergehen müßte, und ich würde im letzten Augenblick wähnen, in den Tiefen Deiner Augen zu versinken, so wäre Sterben Wollust.“

Aber seit diesem Tage kümmerte sie sich energischer um die Einrichtung der kleinen Villa, die sie in dem Landstädchen gemietet hatten. Sie fuhr selbst hin, trieb die Arbeiter an, bestimmte, ordnete, und acht Tage später konnte sie strahlend sagen, daß alles fertig sei.

„Ich kann gut begreifen, wie du dich nach deinem Schreibtisch sehnst, Harry.“

Sie hatte, als sie zurück kam, beschriebene Blätter auf dem Tisch im Hotel gefunden, und ihr Gewissen, das ein wenig geschlagen hatte, als sie ihn allein ließ, war beruhigt.

„Schade, daß ihr fortgeht,“ sagte Ella am Abend desselben Tages. Man hatte gemeinsam eine Fahrt nach der Platte gemacht und saß nun im Kurgarten. „An deinen Mann hatte ich mich in deiner Abwesenheit ganz gewöhnt. Weißt du schon, daß er ein Gedicht auf meine kleinen Füße gemacht hat?“

Sie streckte ihren kleinen Fuß vor, der in einem sehr eleganten violetten Schuh steckte, der zu ihrer Toilette paßte. Breden, der mit einem Bekannten vor den Tischen auf- und abging, lächelte ihr zu.

„Er war eines Nachmittags bei mir. Es war so langweilig, daß ich ein wenig heiliger Petrus spielte. Ich muß sagen, nach seinem Kuß zu urteilen, ist er ein frommer Gläubiger.“

Esther schwieg. Das also waren die Papiere gewesen!

„Du bist doch nicht eifersüchtig?“

Esther sah der Cousine ehrlich in die Augen.

„Ich? Gewiß nicht, Ella.“

„Ich beneide dich eigentlich um die Zeit, in der Breden um dich geworben hat. Himmel, muß der einen Schwung gehabt haben!“

Die junge Frau lächelte still vor sich hin. Die Zeit, in der er um sie geworben hatte! Nun ja, man konnte es auch so auffassen. Jede andre Frau hätte es so aufgefaßt. Sie sagte sich noch immer mit dem Stolz beglückter Liebe: aber ich zuerst!

„Hedda hat mir natürlich davon erzählt. Auf sie scheint Breden allerdings wenig Eindruck gemacht zu haben. Aber Hedda ist jetzt wirklich nicht ganz zurechnungsfähig. Lächerlich, diese Verhimmelung ihres Mannes. Das gute Rhinozeros von Teichert kommt sich dabei offenbar selbst komisch vor. Er ist der Spott der ganzen Familie.

Hedda war doch noch nicht alt genug, um durch die Seligkeit, unter der Haube zu sein, so aus der Contenance gebracht zu werden."

Mit der magern Hedda, die so leicht eine rote Nase bekam und solche Sorge für ihren Teint trug, war nämlich als Frau eine große Veränderung vorgegangen. Von dem Augenblick, da Teichert ihr Mann war, war er auch ihr Abgott. Sie sah nicht mehr seine etwas robuste Gestalt, nicht die Warze, die sie früher so entsetzt hatte, und seine Art, sich zu geben, die leicht vulgär werden konnte, wenn er sich gehen ließ. Sie hatte alle Kritik verloren. Er war ihr Mann, und in ihren Augen trug er einen Strahlenschein der Vollkommenheit. Es war nicht allein Dankbarkeit, daß er sie geheiratet hatte und ihr ein sorgenloses Dasein versprach. Sie war von seinen Vorzügen wirklich durchdrungen, so vollständig, daß sie andern in ihrer beständigen Begeisterung leicht ein Gegenstand des Spottes werden konnte. „Mein Mann sagt," „mein Mann meint," war die immer wiederholte Einleitung ihrer Reden. Für sich selbst meinte und sagte sie gar nichts mehr.

Esther hatte ihr mit Bredens in Frankfurt einen Besuch gemacht. Da Teichert in dieser Zeit viel zu thun hatte, kam sie nicht nach Wiesbaden, nicht einmal für einen Nachmittag.

„Ohne meinen Mann? Aber das würde mir kein Vergnügen machen. Kommt ihr doch einmal. Ihr müßt ihn doch kennen lernen. Kommt Sonntag zu Tisch."

Bredens kamen. Aber Harry erklärte, als sie kaum das Haus verlassen hatten: nie wieder. Seine Nerven seien diesen Zärtlichkeiten denn doch nicht gewachsen, so gut auch die Weine gewesen seien.

„Und dann verlange ich von einer Frau doch Haltung, selbst im engsten Familienkreise. Der ganze Kampf um Bildung und Freiheit ist ja ein Kampf um des Kaisers Bart, wenn ihr immer wieder beweist, daß jeder Esel eine Titania in seiner Umarmung glücklich machen kann, selbst ohne Zaubertrank."

Esther verteidigte Hedda. Aber nur mit halbem Herzen. Sie dachte an Doktor Helmers, an die Nacht vor Ellas Hochzeit und an das Schluchzen, das so herzzerreißend aus dem schmalen Bett neben ihr hervorgedrungen war. Und die verschönte, erblühte Frau stand vor ihr, die sich oben eben über ihren Mann geneigt hatte, um ihn auf die kahle Platte zu küssen. Höchst unappetitlich, gewiß, darin hatte Harry recht. Aber wie verschieden waren doch die Wege des Herzens!

Auch jetzt, gegen Ella, ergriff sie die Partei der Angeklagten. Hedda erwartete ein Kind. Übermäßig gesteigerte Liebe zum Mann war da so oft der natürliche Rückschlag.

Ella rümpfte das hübsche Näschen.

„Das finde ich auch höchst vulgär. Diese Eile! Und jetzt schon davon zu sprechen, nach vier Monaten!"

„Sie thut es doch aber nur in der Familie. Und Teichert ist so glücklich."

„Natürlich, die Männer sind immer glücklich. Vor allem, wenn sie schon älter sind. Es ist lächerliche Eitelkeit bei ihnen, aber es ist so. Ich glaube, Fred würde mir die Saphire schenken, die ich so gerne haben möchte, und die ich nicht bekomme, wenn ich ihm eine ähnliche Freude machen würde. Wie denkst du denn darüber?"

„Gar nicht. Das ist Gottes Gabe."

Ella schwieg. Sie schämte sich plötzlich vor Esther. Als Mädchen hatten sie sich recht lieb gehabt. Sie wollte sich rechtfertigen, und so sagte sie in verändertem Ton:

„Nicht wahr, Esther, du hältst mich für recht oberflächlich?"

„Ja," sagte Esther ehrlich. „Ich meine, Ella, dir ist die Ehe doch noch schlechter bekommen, als der verspotteten Hedda."

„Und doch war es bei uns beiden dasselbe Experiment. Nur daß es bei mir nicht so gut geglückt ist."

Esther sah sie verständnislos an.

„Sieh, wir heirateten doch beide ohne das, was du Liebe nennst. Besinnst du dich noch auf den letzten Abend, als ich von euch Abschied nehmen kam? Fred gefiel mir ja, gewiß. Im Grund aber wollte ich es in der Ehe noch besser haben, als zu Hause, gerade wie die arme Hedda auch. Nun, und —" sie zögerte ein wenig — „und — es geht nicht besonders gut mit Fred und mir."

„Arme Ella," sagte Esther weich. Und nach einer Weile fügte sie schüchtern hinzu: „Bist du nicht ein wenig schuld, Ella?"

„Du meinst, weil ich mir soviel den Hof machen lasse? Das stört ihn gar nicht, im Gegenteil; seiner Meinung nach gehört das eben dazu, wenn man eine elegante Frau ist. Aber weißt du noch, wie sicher ich damals darüber sprach, daß ein Mann von vierzig Jahren kein Engel sein könne? Ich habe schon in Paris und später in Tronville eingesehen, daß es für mich doch besser gewesen wäre, wenn —"

Sie brach ab. Offenbar wunderte sie sich selbst über ihr Vertrauen.

„Du bist so gut, Esther. Ich habe das noch niemals gesagt. Ich sehe ja, wie glücklich du bist, und doch weiß ich, du hast noch Teilnahme für andre übrig."

Der Ausdruck in Ellas Gesicht hatte sich verändert, während sie sprach. Eine ihr fremde, fast wehmütige Schönheit war in ihre Züge gekommen. Breden näherte sich ihnen wieder, und sie sprachen von gleichgültigen Dingen.

Esther war sehr nachdenklich, als sie nach Hause gingen. Ihr Mann, der sie verstohlen beobachtete, fühlte leise Gewissensbisse. Sollte sie Anlage zur Eifersucht haben? Das wäre fatal!

„Ella hat dir die Geschichte von dem Kuß auf ihren Schuh erzählt, ich erriet es aus ihren Bewegungen. Daß doch auch eine wirklich gefeierte Frau keinen kleinen Triumph ihrer Eitelkeit für sich behalten kann!"

„Ach Harry, das ist doch verzeihlich. Zu Hause giebst du mir das Gedicht."

Er las es ihr vor. Sie saß ihm gegenüber und freute sich an jeder feinen Wendung. In solchen Kleinigkeiten war er groß.

„Reizend," sagte sie überzeugt und flog ihm an den Hals.

Er nahm den Kuß, den ihm seine Gattin für die Verse gab, die er auf eine andre geschrieben hatte, und gestand sich mit Verwunderung, daß es Frauen gebe, die auch in persönlichen Fragen groß denken konnten.

IX.

Sie lebten nun schon einige Zeit in ihrem Weltwinkel, wie sie das kleine Landstädtchen nannten. Es hatte sich ihnen, als sie einzogen, so wunderhübsch gezeigt, daß Breden überzeugt war, hier das Gesuchte endlich, endlich gefunden zu haben. Ihr Häuschen lag auf halber Bergeshöhe, und von der Veranda, um die jetzt die lila Blütentrauben der Glycinien hingen, sah man gerade hinein in den kleinen Ort. Wirklich lauter spitze, rote Dächer, ein kleiner Kirchturm, und alles eingehüllt in die weißen Schleier der Obstblüte. Im Hintergrund die Kuppen der Vogelsberge, von denen schwarze Tannenwälder bis dicht an das Städtchen herantraten. Die Landstraßen, die nach allen Seiten ausstrahlten und ebenfalls mit Kirschbäumen bepflanzt waren, verliefen wie helle Silberfäden in diesem großen, dunkeln Gewebe.

Das Hübscheste in diesem Bilde waren die mächtigen Rundtürme des Schlosses. Es sah so aus, als nähmen sie den kleinen Ort in ihre Hut, und so gaben sie dem Auge noch einmal die Illusion einer Vergangenheit, in der die starken Mauern allerdings kein zu verachtender Schutz gewesen sein mußten.

Das Bredensche Häuschen war gerade ausreichend für zwei Menschen, die behaglich für sich leben wollten. Es hatte oben im Giebel zwei große, luftige Zimmer, von denen eines als Schlafzimmer benutzt wurde, das andre Vorratsstube war, und unten auf jeder Seite des Flurs ebenfalls zwei Räume. Davon gehörten Breden ein schönes, kühles Arbeitszimmer und das Rauchzimmer, dessen Einrichtung aus Berlin hergeschickt war, während auf der andern Seite das Eßzimmer und das gemeinsame Wohnzimmer lagen. Die große, mit englischen Korbmöbeln hübsch und praktisch eingerichtete Veranda ergänzte das reizende Heim, in dem nichts von Neuheit glänzte, und doch alles den Stempel eines verfeinerten Geschmacks und künstlerischen Behagens trug.

Wenn Esther zuweilen auf der Veranda stand und ihre Blicke umherschweifen ließ, dann klopfte ihr das Herz in stürmischem Glück. Erst jetzt, erst hier hatte sie empfunden, was sie erträumt hatte. Die Campagna hatte sie mit ihrer Größe erdrückt. Die Ansprüche ihrer jungen Leidenschaft, wo um sie herum alles von Verfall sprach, machten sie erzittern gleich einer Blume, die auf einem Grab erblüht ist, über das der Scirocco streicht. War jenes Empfinden halb unbewußt gewesen, so war ihre Abneigung gegen das Treiben in Wiesbaden bewußt. Aber hier im Weltwinkel atmete sie frei auf. Wohin sie sah, arbeiteten die Leute, und immer in Berührung mit der Mutter Erde, und immer auf eignem Grund und Boden. Die Abhänge der Berge, die Wiesen, die sich bis an den Rand der Wälder zogen, gehörten den Ackerbürgern, die sie meistens selbst bebauten. Fast bis an ihr kleines Haus kamen die schmalen Streifen grüner, wogender Saat, das Rankengewirr von Erbsen oder die derben Stauden der Kartoffeln. Obstbäume standen dazwischen, und um die Vesperzeit lagen der Herr und der Knecht in ihrem Schatten nebeneinander und verzehrten das gesunde Brot ehrlicher Arbeit. Zuweilen nahm Esther „Hermann und Dorothea“ aus ihrem kleinen Bücherschränkchen, ging einen der schmalen Fußpfade am Korn entlang, setzte sich auf eine Holzbank vor einer Weißdornhecke und las die behagliche Kleinmalerei, die ihr ein Abbild der eignen Umgebung zu sein schien, und hinter der doch, wie hier, die reichen, ewigen Quellen des Lebens flossen.

Das wonnigste Bewußtsein war für Esther die Arbeitslust ihres Gatten. Harry Breden hatte mit wahrem Feuereifer seine Papiere geordnet. Geradeso hatte er es sich einmal gedacht, das hatte sie getroffen, bis auf die grünen Vorhänge, die gegen Mittag eine kurze Zeit die Sonne ausschlossen. Das war Poesie. Nicht die entnervende der modernen Überkultur, nein, diese Umgebung wirkte wie ein Volkslied, erfrischend und beruhigend. Hier schaffen würde eine Lust sein. Breden wurde sogar zum Frühaufsteher. Er, der sonst am liebsten in den Tag hineinträumte, stand um sieben Uhr auf und saß bald nach acht an seinem Schreibtisch. Sie nahmen ihr Mittagessen hier früher als in der Stadt, ungefähr um drei Uhr, und am Nachmittag gingen sie einen dieser leuchtenden, lockenden Wege hinab nach den geheimnisvollen, schwarzen Wäldern, oder sie stiegen in die Berge, und meistens, wenn sie ein Stückchen gegangen waren, fanden sie, daß sie sich an der Hand hielten gleich Kindern.

Jetzt stand Esther auf der Höhe ihres Liebesglücks. Keine Unruhe mehr, kein Bangen. Auf dem Boden, der ihr von Kindheit auf vertraut war, denn sie war nicht engherzig genug, sich nur an ihre Heimatprovinz zu binden, entwickelte sich ihre Liebe zu der strahlenden Sicherheit des Besitzes, der innigen Hingabe, die ihre ganze Seele zu füllen schien und für die ihr zarter Körper nur die Hülle war. Als ob ein Licht in ihr brannte und seine Helle durch ihre Augen wie die Sonne selbst auf ihre Umgebung fiel.

Zuerst hatte sie Breden wenigstens an einem Abend in der Woche ins Städtchen schicken wollen. Es mußte doch so etwas wie ein Herrenstübchen dort unten in der Goldnen Traube geben. Da waren die Oberlehrer, der Arzt, der Apotheker. Durch diesen Weltwinkel floß ja doch ein kleiner Nebenstrom der Gelehrsamkeit. Er war auch gegangen, aber die Berichte, die er brachte, waren wenig ermutigend. Natürlich hatten die kleinen Honoratioren es ihnen bitter verdacht, daß sie keinen Besuch gemacht hatten. Nun hatte man Breden diese vermeintliche Taktlosigkeit entgelten lassen. Man war sehr zugeknöpft gewesen und hatte ihn sogar Herr Referendar genannt.

„Wie findest du das, Esther? Als Mensch verstanden sie offenbar nichts mit mir anzufangen; was der Dr. jur. im Weltwinkel wolle, war ihnen auch nicht klar, und so versuchten sie es mit dem Juristen, der nicht sein zweites Examen gemacht hat, denn mehr als die Futterkrippe, an die man sich binden läßt, ist ihnen ja nicht verständlich."

Sie begriff nicht, daß er offenbar ein wenig gekränkt war. Als ob die Beurteilung andrer irgend etwas mit der Selbstschätzung zu thun haben könnte.

„Wovon sprachen sie denn?"

„Sie kannegießerten natürlich. Mir zuliebe gab es auch einige spitze Bemerkungen gegen Norddeutschland, obgleich man meinen Namen nicht recht unterbringen konnte. Und dann scheint es hier im Weltwinkel ein unerschöpfliches Thema zu geben: die Erlauchten."

Breden sprach den Titel so feierlich, daß Esther anfing zu lachen.

Sie hatte auf der Veranda gewartet, bis er den Steig zu ihrem Häuschen emporstieg. Jetzt saßen sie da und sahen in die warme Juninacht. Die Häuser des Weltwinkels zeichneten sich nur undeutlich gegen die Bäume, wenn nicht hie und da ein Licht sie von innen erhellte. Aber die Kirche und das Schloß stiegen ganz klar

in der Silhouette gegen den Horizont auf. Ein Duft wie von blühendem Korn wurde vom Nachtwind mitgetragen, und Glühwürmchen hingen sich in die rankenden Rosen, die die Glycinien abgelöst hatten. Es war eigentlich zu schön, um von dumpfen Weinstuben und den Ansichten beschränkter Spießbürger zu sprechen. Aber Esther wußte, daß all diese Dinge zum Leben gehören, daß man nicht nur träumen dürfe, sondern Stellung zu ihnen nehmen müsse.

„Die Erlauchten sind ja nicht da. Im Schloß haust der alte Verwalter und die ausgediente Kammerjungfer der Gräfin. Ich wollte dir schon immer sagen, daß wir es uns einmal ansehen sollten."

„Nach den Gesprächen, die ich heute anhören mußte, habe ich dazu nicht besondere Lust. Im Sommer kommen nämlich die Herrschaften immer für mehrere Monate her, und dann werden die Herren Lehrer ‚befohlen'. Du hättest nur hören sollen, wie sie sich damit thaten. Ich fragte sie, ob sie in Escarpins erschienen, und sie nahmen meine Frage für ernst und sagten nein, der Frack und die etwaigen Ordenszeichen genügten."

Er spottete dann noch eine Weile über die Kriecherei und den Byzantinismus, und wie immer legte sie ein gutes Wort ein für die Angegriffenen.

„Bedenke, daß es eine Privatanstalt ist und ihr Verhältnis zu dem Patron derselben ein persönliches. Sie mögen ihm auch wirklich dankbar sein. Der alte Graf mag ein guter Herr sein."

„Ja, das kennt man. Mit einem Lächeln wirken diese Herren Wunder."

Sie strich mit ihrer weichen Hand über seine Stirn.

„Bitte, verschlinge nicht noch einige Potentaten vor dem Schlafengehen. Sie könnten dir Alpdrücken verursachen."

„Kind, du redest, wie du es verstehst. Ich bin neulich bei dem alten Volkslehrer eingekehrt, bei dem abgedankten. Er sitzt im letzten Hause auf seiner Bank vor der Thür und sonnt sich. Wir sprachen so allerlei; auch von vergangenen Zeiten. Von solchen, die für das Volk schon fast Sage geworden sind, wo man den Wilddieb, der auch Passion hatte, auf den Hirsch schmiedete und den in die Wälder jagte. Aber auch von Zeiten, auf die sich der alte Mann noch sehr gut besann, von Zehnten und Frone. Wenn man die Sichel ins Gras werfen mußte und die Sense ins Korn und aufs Schloß laufen mußte — und wenn man heimkehrte, war ein Gewitter niedergegangen, und die Ernte, die ihnen schon so nur zum Teil gehörte, war dahin."

„Volksschullehrer sind immer unzufrieden, Harry, das weiß ich von Peterswalde."

„Ja, ich fürchte auch oft, im Grunde bist du so eine Junkerin, wie deine Großmutter."

Sie lehnte sich weit in den Stuhl zurück und lachte.

„Ich? Das ist eigentlich eine Beleidigung. Aber jetzt sind die Leute im Weltwinkel sehr zufrieden. Ich beobachte sie so oft auf meinen Gängen, komme ja bei den primitiven Einkäufen hier auch in ihre Häuser. Die Gegenwart ist doch die Hauptsache, nicht wahr?"

Er war zerstreut geworden, während sie sprach. Ansichten von ihr nahm er nie ganz ernst. Als sie ihn aber fragte, ob sie ins Haus gehen wollten, verneinte er. Es war eine so wunderbare blasse Nacht, schon eine Johannisnacht, obgleich man erst

in den ersten Tagen des Juni stand. Er sammelte aus dem Laub der Veranda einige Glühwürmchen und setzte sie ihr ins Haar. Nun kamen die beflügelten Männchen herein und kreisten wie Funken um die flügellosen Gattinnen. Das helle Haar Esthers schien große, flammende Edelsteine zu tragen, und auf ihr Gesichtchen, das hier viel frischer und rosiger geworden war, fiel ein heller Schein.

„Meine Psyche," flüsterte er zärtlich. „Was wohl die Banausen da unten von solchem Märchenglück wissen? Und wozu über die socialen Verhältnisse rechten, wenn wir bei einander sind?"

So endete der mißglückte Versuch einer Geselligkeit im Weltwinkel. Er kniete neben ihr und sah nach ihren Augen, denen das bläuliche Phosphoreszieren der Glühwürmchen ein weiches Licht gab, wie es die großen Sterne hatten, die mit mattem Leuchten über den blassen Abendhimmel gingen.

Am nächsten Morgen fand Esther neben ihrer Kaffeetasse folgende Verse:

Still gehn die großen Sterne
Durch blasse Juninacht,
Das Mondhorn hält von ferne
Die treue Erdenwacht.
In Blüten stehn die Ähren,
Ein Duften steigt vom Klee —
Kannst meinem Kuß du wehren,
Wenn ich ins Aug' dir seh'?
Da flammt's von Blick zu Blicken,
Da pocht's von Brust zu Brust —
Du mußt dich in mich schicken
In Leid und auch in Lust,
Du bist mein Trautgeselle
Geliebte, du allein,
Du mußt allzeit die Quelle
Vom Lebensstrom mir sein.

Ja, das war dieses große Verstummen im Glück, dieses Versunkensein, davon Esther geträumt hatte über den Briefen ihrer Eltern, lange, ehe sie Breden kennen gelernt hatte. Damals hatte sie sich vorgenommen, das heilige Feuer zu hüten. Aber je mehr sie zur Ruhe kam in ihrem Liebesglück, desto stärker wurde auch ihr Pflichtgefühl. Sie sagte sich, daß was für sie genügt hätte bis an ihr Lebensende, das ungestörte Zusammensein mit ihm, Breden nicht gut sein konnte, und mit der Geschicklichkeit, die die Liebe auch in der einfachsten Frau entwickelt, brachte sie es dahin, daß er nach der Universität fuhr, um Fühlung mit einigen Professoren zu bekommen.

„Gewiß brauchst du Anregung für deine Arbeit, vielleicht auch die Bibliothek. Ich werde ganz gut einmal drei Tage allein fertig."

Er neckte sie damit, daß sie wohl hinter seinem Rücken einen Flirt anfangen wolle. Aber als sie ihn recht innig gebeten hatte, gab er nach, ihr zuliebe.

Als er wiederkam, war er in vorzüglicher Stimmung. Sie hatte wieder recht gehabt, er war gerade im Begriff gewesen, ein wenig Tannhäuser zu spielen. Er meldete ihr auch gleich Besuch an. Einer der Privatdozenten, der sich für seine Arbeit interessierte, wollte Sonntag über kommen und sich seine Notizen ansehen.

Esther freute sich und machte aus der Vorratsstube ein Fremdenzimmer. Alles in der Wirtschaft ging ihr leicht und glücklich von der Hand. Ärger mit den Leuten, eines der Gespenste, die für Breden früher hinter der Ehe gestanden hatten, gab es bei ihr nicht.

Der Privatdozent enttäuschte Esther ein wenig. Sie verband mit diesem Titel immer die Erinnerung an ihren Vater. Dr. Wilke war klein, mit einem zu markierten Gesicht, dessen spitzer Schnurrbart und stechende Augen ihr ordentlich weh thaten, mit schnarrender Stimme, und würde von jedermann für einen Leutnant in Civil genommen sein. Es gab kaum einen größern Gegensatz, als den zwischen ihm und Breden, und auch die geistigen Meinungsverschiedenheiten schienen so beträchtlich zu sein, daß sich Esther schon beim Frühstück wunderte, warum Harry sich gerade diesen Herrn ausgesucht hatte. Flüchtig schoß ihr dabei der Gedanke durch den Kopf, daß er doch überhaupt wenig Freunde hatte, trotz unzähliger sogenannter Reisebekanntschaften. Auch die Freundschaft, wie Eltern- und Schwesternliebe, mußte sie ihm zu ersetzen suchen.

Esther selbst schlug vor, Herrn Wilke ihren Weltwinkel zu zeigen, über den er nach einem Blick von der Veranda recht absprechend urteilte.

„Scheint ja ein schauderöses Nest zu sein," sagte er. Als er aber das wirklich schlechte Pflaster der Hauptstraße unter seinen dünnsohligen Stiefeln fühlte, erklärte er, daß das über seine Kraft ginge.

„Und in solch einem Nest leben sie freiwillig, lieber Doktor? Ich gebe zu, daß sie durch die Flitterwochen entschuldigt sind, sonst —"

Ein sehr galanter Blick an Esthers Adresse beendete die Rede, und jetzt hatte die Straße sie bis an die Thore des Schloßhofes geführt, und Dr. Wilke schwieg bewundernd.

Durch die zartgrünen Blättermassen der Platanen, die leicht übereinander geschichtet waren, fielen die Sonnenstrahlen in einem beständig wechselnden Hell und Dunkel auf die glatten, grauen Stämme, von denen sich hie und da die feine Rinde schälte. Der Brunnen rauschte wie in einem Volkslied, und die Pfauen, die Wappenvögel des Grafen und stolzen Wächter ihres Schlosses, marschierten gemessen umher. Einer saß auf dem Rand des Steinbeckens, hatte ein Rad geschlagen und brüstete sich vor der gotischen Teufelsfratze, die den Wasserstrahl ruhig an ihm vorbeigleiten ließ. Der Hof war ganz leer. Vor den unzähligen Fenstern der beiden Hauptflügel lagen die Holzläden. Nur im Erdgeschoß des dritten leuchteten unten hinter weißen Gardinen einige Geranienstöcke und Fuchsien.

Dorthin lenkten die Besucher ihre Schritte. Der Verwalter und die ausgediente Kammerjungfer, die dort wohnten, hatten sich in frühern Zeiten, als jeder noch seinen Einfluß geltend machen wollte, wie Katz und Hund gestanden. Dann, als sie ihr Asyl hier antraten, hatten gegenseitige Erinnerungen, Klatschereien, die angestammte Treue zu den Herrschaften und das festgewurzelte Gefühl der Repräsentation, denn dem Weltwinkel gegenüber vertraten sie doch nun einmal „das Schloß", die beiden Leutchen zusammengeführt. Es bestand sogar eine immer wachsende zarte Neigung, ein altjungferliches Wehren und etwas groteskes Begehren zwischen dem spinösen Fräulein Amanda und Herrn Schulze, und nur die Abneigung der Dame gegen einen

so vulgären Namen, nachdem sie doch Paris gesehen hatte und an den Corso von Nizza gewöhnt war, hielt noch die Schranke zwischen den beiden Altsitzern aufrecht.

Herr Schulze führte die Besucher nach dem verschlossenen Hauptportal. Sein Schlüsselbund rasselte vorwurfsvoll. So spät sollten ordentliche Bewohner des Weltwinkels nicht kommen. Er nahm es übel im Namen des Grafen, und er war herablassend und ließ sie es fühlen. Aber dann siegte doch seine eigne Teilnahme an den Dingen. Lieber Gott, gar zu oft hatte er in dieser Abgeschiedenheit nicht den Cicerone zu machen, und zu dem leierhaften, papageiartigen Herunterjagen andrer Kastellane hatte sich sein Vortrag nicht abgeschliffen. Und es gab doch noch etwas zu sehen, wenigstens in den Hallen und auf den Treppenfluren. Die Zimmerreihen waren zum Teil natürlich unbenutzt, wenigstens der Mittelflügel. In jedem Raum stieß er einen Fensterflügel auf. Dann krochen die flinken Sonnenstrahlen herein, ließen die Stäubchen in ihrem Lichte tanzen und zeigten in dem sonnigen Dämmern die alten Rüstungen der Halle, die zur Zeit der Kreuzzüge getragen waren, die mächtigen Geweihe, wie sie Hirsche nur in Wäldern ansetzen, die noch nicht durchforstet sind — damals vielleicht, als man den Wilddieb zu Tode hetzte — und die durchschossenen, zerfetzten Banner von verblichenem Damast, die eignen Fahnen der reichsunmittelbaren Grafen, die in manchem Strauß geweht hatten, unter Bernhard von Weimar und später, im spanischen Erbfolgekrieg, unter Leopold von Dessau. Auch die Kugel war da, die bei einer Belagerung des Schlosses in den dicken Mauern stecken geblieben, und damit das Grausen nicht fehle, das einen so wichtigen Bestandteil des Interesses an alten, feudalen Burgen ausmacht, fanden sich auch einige Folterwerkzeuge vor, die aus den unterirdischen Kellern hier aufgestellt waren. Von den Wänden sahen die bekannten Bilder herab, Herren in Purpur, im Panzer und in der Allongeperrücke, zuweilen auch einer im geistlichen Ornat, Damen in den Modetrachten der verschiedenen Zeiten mit den starren Augen und den verzierten Händen. Von einigen gab es galante Geschichten zu erzählen, und natürlich fehlte auch die weiße Frau nicht, oder es war vielmehr nur ein weißer Schleier, der aus dem Turmfenster wehte, wenn sich der Tod anmeldete, der es nicht wagte, einen aus dem erlauchten Geschlecht ohne Vorbereitung zu entführen.

Die Privatzimmer waren weniger interessant. In einigen standen noch alte Prachtstücke, aber verblichen und zerschlissen. Was bewohnt wurde, war mit moderner Eleganz eingerichtet, und die einzelnen alten Schränke, Kredenzen und Kamine stachen ab gegen den Durchschnitt. Die Grafen waren allerdings reich, aber um einen solchen Besitz im Stand zu halten, hätten sie Börsenbarone sein müssen. Der Weltwinkel war für sie der Sommeraufenthalt, in dem sie jährlich einige Wochen der Familie lebten und die fehlende Pracht gerade hier, in dem wirlich vornehmen Milieu am wenigsten vermißten.

Entzückend war der Blick aus den Turmfenstern in das blühende Land, das für die Reife des Sommers wie ein Garten ausgebreitet lag. Vor der Mittelfront ging der Schloßgarten, der nur in einem Altan und einigen Baumgruppen bestand, in eine Wiese über, die zu dem kleinen Flüßchen führte. Zwei alte Donnerbüchsen lagen dort, fast unsichtbar unter Zittergras und Maßlieben.

„Morgen fängt das Lüften und Reinmachen an. Die Herrschaften kommen in acht Tagen," sagte der Kastellan.

„Die alten Herrschaften?“

„Seine Erlaucht der Herr Graf und Ihre Erlaucht die Frau Gräfin,“ verbesserte Schulze mißbilligend, „und auch die Frau Prinzessin kommt aus Cannes mit der durchlauchtigsten kleinen Familie.“

„Die andre Tochter wohnt in der Nähe, nicht wahr?“

„Die Gräfin Mechtilde wohnt nur sechs Meilen von hier. Aber es ist keine gute Verbindung, die Herrschaften müssen mit dem Wagen fahren.“

Er wurde ganz gesprächig. Er erzählte aus der Zeit, als die jungen Herren Grafen noch unten in der Halle ihre Fechtübungen machten, und er schilderte die Glanzpunkte seines Lebens, als er seinen Grafen zum neunzigsten Geburtstag des Kaisers Wilhelm nach Berlin begleitet habe, und die Hochzeit der ältesten Komtesse Hildegard, die er so oft er konnte Frau Prinzessin, zuweilen auch Madame la Princesse nannte. In aller schuldigen Ehrfurcht erlaubte er sich aber einen Tadel über einige der russischen Gäste, während er die russische Dienerschaft, soweit sie nicht aus Franzosen bestanden hatte, mit vollster Verachtung behandelte.

Bei dem hübschen kleinen Mittagessen in ihrem kühlen Speisezimmer kam Esther noch einmal auf all diese Dinge zurück.

„Begreiflich ist der Stolz dieser Leute auf ihre Zusammengehörigkeit zu einem so alten Herrenhause doch. Und ich kann auch sehr gut verstehen, wie weltenfern die Abkömmlinge dieser Geschlechter selbst noch den meisten Zeitfragen gegenüberstehen, trotz aller Gleichmachung. Denke nur, Harry, wie du fühlen würdest, wenn du von Kind auf in der großen Halle gespielt hättest, und alles Land, was du vom Turm aus gesehen hättest, hätte früher dir gehört.“

„Das war nie der Fall, Esther. So groß waren diese Herrschaften gar nicht. Du hörst ja, sechs Meilen weiter fing schon wieder eine neue Unmittelbarkeit an.“

„Ihre Ansichten überraschen mich, gnädige Frau,“ warf jetzt Wilke ein. „Ich dachte, Sie seien eine Mitarbeiterin Ihres Herrn Gemahls. Dessen Anschauungen sind aber durchaus nicht so konservativ wie die Ihren.“

„Meine Frau ist vom Lande. Da hat sie zuweilen trotz aller Liebe zum Volk selbstherrliche Rückfälle zu überwinden.“

„Peterswalde ist erst seit drei Generationen in unsrer Familie, aber ich gestehe, daß es mir sehr schwer würde, es in andern Händen zu wissen, obgleich es uns fast nichts mehr einbringt. Aber gerade weil ich vom Lande bin, liebe ich das Volk. Der Städter kennt ja nur den Fabrikarbeiter. Von dem weiß ich nichts. Ich denke mir immer, er muß sehr unglücklich sein. Aber der Landmann ist sehr glücklich.“

„Sie setzen mich wirklich in Erstaunen, meine gnädigste Frau. Ihre Ehe ist eine überirdische Harmonie, Sie leben nur für einander in einem Ort, den Sie selber den Weltwinkel nennen, und in dem der weiße Schleier einer poetischen Schloßsage über geradezu ungenießbaren Zuständen der Gegenwart schwebt — und Ihre Ansichten, das innigste Band zwischen Ihnen, wie ich vermutete, müssen Ihre geistige Ehe in zwei feindliche Lager teilen.“

Breden beschäftigte sich ruhig mit seinen Spargeln. Esther aber sah Wilke fragend an. „Mein Mann will ja gerade sein ganzes Leben an das Glück seiner Nebenmenschen setzen. Wie können unsre Ansichten da auseinander gehen? Oder ver-

stehen Sie ihn falsch und schieben Sie ihm etwa socialdemokratische Absichten zu? Vielleicht sind seine Träume zu schön, um schon jetzt in Erfüllung zu gehen. Jedenfalls sind sie edel und groß."

„So helfen Sie ihm also bei seiner Broschüre über die Forderungen der ländlichen Arbeiter?"

Esther wurde glühend rot. Im Grunde hatte Breden ja nie mit ihr über die Einzelheiten seiner Arbeit gesprochen, immer abgelenkt, wenn sie eingehend seine Lebenspläne mit ihm ordnen wollte. Bisher hatte die Verliebtheit immer das letzte Wort behalten. Wie ein Schatten zog es durch ihre Seele. Wie, wenn er gar keine festen Ansichten hatte, kein bewußtes Wollen, wenn er nur mit großen Worten spielte und sich an Utopien berauschte? Was Wilke da sagte, daß er über die Forderungen der ländlichen Arbeiter schrieb, war ja unmöglich. Sie wußte ja, daß er von den Zuständen auf dem Lande keine Ahnung hatte. In Peterswalde hatte ihm alles die kindliche Bewunderung des Neulings abgenötigt. Er war ja Großstädter durch und durch, Weltbummler, der die Lage der Schwefelarbeiter in Sizilien vielleicht richtiger beurteilen konnte, als die der Sachsengänger, denn mit jenen armen Teufeln hatte er aus menschlichem Interesse vielleicht öfters gesprochen und ihnen ein paar Lirescheine geschenkt. Esther war aber so ehrlich, daß sie eine Arbeit ohne ihre notwendigste Vorbedingung, einfache Sachkenntnis, nur für eine Spielerei hielt.

Wie dem auch war, sie war zu zartfühlend, um vor dem Fremden diesen Gegenstand weiter zu verfolgen und lenkte ab. Der Besuch verlief durchaus nicht erquicklich, zwischen den Herren schien es dann in Bredens Zimmer sogar zu einem Disput zu kommen. Als Wilke sich Abschied nehmend über Esthers Hand beugte, sagte er nichts von Wiederkommen, und niemand forderte ihn dazu auf.

„Das war kein netter Mensch, Harry. Warum hast du dir denn gerade den ausgesucht?"

„Ausgesucht! Als ob ich die Wahl hatte! Da komme ich in eine fremde Stadt, ohne Namen, ohne Verbindungen, nur mit einem vollen Herzen in einen Kreis, wo jeder meint, den Stein der Weisen in der Tasche zu tragen. Ironisches Schweigen, wenn man eine Ansicht äußert, die von der der Hochmögenden verschieden ist. In diesen Kreisen wird ja der geistige Hochmut mit absoluter Reinheit gezüchtet, obgleich die Herren wissen müßten, daß Inzucht schließlich im Blödsinn endet. Man möchte sich aussprechen, denn natürlich hat sich allmählich alles mögliche in Herzen angehäuft. Da nimmt man nun mit dem ersten besten vorlieb. Ja, mit dem ersten besten! Das war eben dieser Wilke."

Er war sehr gereizt. Sie besann sich eine Weile. Dann sagte sie fast schüchtern:

„Hättest du nicht mit mir über manches sprechen können? Wenn auch nur, um dir selbst klar zu werden. Dafür ist es ein gutes Mittel. Ich wußte gar nicht, daß du über landwirtschaftliche Fragen nachdenkst. Da könnte ich dir vielleicht wirklich manches sagen. Ich bin ja auf dem Lande groß geworden, und Großmama ist aus einer alten Landfamilie und verwaltet das Gut nun schon dreißig Jahre allein."

„Doktor Wilke hat dir wohl Lust gemacht, mir ins Handwerk zu pfuschen?"

Sie war verletzt durch seinen Ton. Aber sie überwand sich.

„Darf ich morgen zu dir kommen, wenn du arbeitest?"

Er gab sich Mühe, nicht unfreundlich zu sein.

„Du weißt ja, daß ich erst sichten muß und meine Notizen sammle. Sollte ich später auf etwas stoßen, worüber du ein Urteil hast, so werde ich dich rufen. Aber ihr Junker tragt eure eigne Brille, wenn es sich um die Not des Volkes handelt."

Sie haßte Schlagworte, hinter denen Unsicherheit und Unwissenheit sich so gern verstecken. Ihr Herz wurde schwer. Nein, es that ihrer jungen Ehe nicht gut, wenn sich Fremde hineinmischten.

Einige Tage später, die kleine Verstimmung war schon vergessen, gingen sie in den Wäldern umher, und Esther sammelte die ersten Erdbeeren in einem kleinen Körbchen, das sie mit Blättern ausgelegt hatte. Die reifsten standen im Chausseegraben, wo die Sonne am wärmsten gewesen war. Wie sie nun beide so eifrig suchten, fuhren plötzlich einige Wagen an ihnen vorbei. In dem ersten, den edle Pferde zogen, saß ein vornehm aussehendes altes Paar. In dem zweiten einfachern ein Mann mit dem rasierten, unbeweglichen Gesicht des gräflichen Kammerdieners, während die Dame neben ihm, wahrscheinlich die Jungfer, viel geputzter war als ihre Herrin. Ein Gepäckwagen folgte. Die Pferde griffen tüchtig aus, eine Staubwolke verhüllte die Wagen.

„Das waren die Herrschaften. Da haben sie uns in einem schönen Aufzug erblickt!"

Esther wendete sich schon wieder den Beeren zu.

„Was schadet es! Aber sieh nur, Harry, wieviel Staub sie in unsern Weltwinkel schleppen!"

X.

Es wurde noch viel mehr Staub aufgewirbelt auf der Chaussee, auf der sonst so friedlich die breitstirnigen Ochsen die langen Leiterwagen zogen nach den Wiesen, auf denen das Heu lag, oder auch die Planwagen, in denen eine Art von Güterbeförderung mit den Nachbardörfern stattfand. Die Prinzessin mit der kleinen Familie kam aus Cannes, mit Bonne und Amme und einer Jungfer, gegen deren Pariser Chick die Jungfer der alten Gräfin nicht aufkam, wie Fräulein Amanda hinter ihren Fuchsien hervor mit Genugthuung bemerkte. Es kam auch die Gräfin Mechtild aus dem benachbarten Städtchen, wo sie sich aufhielt, während ihr Gatte Generalstabsreisen machte, und hin und wieder rasselte sogar ein Kavalleriesäbel über das Pflaster des Weltwinkels, wenn auch die jungen Grafen und ihre Freunde meistens in Civil kamen. Sie blieben immer nur einige Tage, und es war nichts Ungewöhnliches mehr, Wagengerassel zu hören und eine Staubwolke auf der Chaussee zu sehen. Das Zittergras und die Maßliebchen um die alten Kanonen war gemäht, und die Kinder der Prinzessin Hildegard spielten dort und sprachen französisch und ermahnten sich, ja nicht zu vergessen, daß die Großmutter immer einen deutschen Morgengruß von ihnen verlange. Das Schloß war aufgewacht aus seinem Schlaf. Sonnenlicht flutete durch die Halle, und der Schrei der Pfauen, der sonst so häßlich und aufreizend durch die Stille getönt hatte, klang jetzt wie eitel Triumph.

Die warmen Sommernächte aber deckten ihre weichen Schatten gleichmäßig über die spitzen Dächer des Weltwinkels und über den Herrensitz. Das Heu duftete, und die Grillen zirpten, und die großen Sterne waren noch immer ganz blaß, so hell war der Himmel, über den sie langsam ihre Bahn zogen.

„Jetzt wird sich der Schwarm der Bananfen wohl ein wenig verlaufen haben," sagte Breden eines Tages zu seiner Frau. „Jetzt wäre es Zeit für uns, unsern Besuch im Schloß zu machen."

Sie war erstaunt. Er hatte nie von der Absicht gesprochen, und nach allem, was er über seine Ansichten gesagt hatte, mußte ihm dieser Besuch fernliegen.

„Es ist doch nun einmal ein persönliches Verhältnis zwischen den Reichsgrafen und den Bewohnern des Weltwinkels, wenn wir unser Häuschen auch nicht zum Lehen von ihnen haben. Mit den Wölfen soll man ja heulen. Versuchen wir es!"

Es war das sonst nicht Bredens Grundsatz gewesen, sich durch seine Umgebung beeinflussen zu lassen. Er hatte sich immer den einsamen Schwimmer gegen den Strom genannt. Aber der Besuch hinterließ ihnen beiden einen angenehmen Eindruck. Die alten Herrschaften waren sehr freundlich zu ihnen. Natürlich hatten sie schon erfahren, daß ein junges Paar am Berg wohne, das eigentlich gar nicht hergehöre, denn die verschiedenen Jungfern und Kammerdiener waren ebensoviel Neuigkeitskanäle, und die Quelle, aus der sie schöpften, waren Schulze und Fräulein Amanda.

„Ich bilde mir etwas darauf ein, Herr Doktor, daß Sie sich mein altes Städtchen ausgesucht haben, besonders da Sie ja die Welt kennen, wie Sie sagen. Und wenn es vielleicht auch nur für die Flitterwochen ist —"

Der alte Graf unterbrach sich und sah zu Esther hin. Aber sie schüttelte lachend den Kopf.

„Nein, wirklich für lange Zeit, Erlaucht. Mein Mann will hier in Ruhe arbeiten. Wir haben unsre Flitterwochen in der Campagna verlebt. Es war dort aber nicht so schön, wie im Weltwinkel."

„Und meine Frau hat vier Wochen vor den Thoren Roms gelegen und keine Sehnsucht gehabt, hineinzukommen. Fast auf den Campi Annibali, die Kuppel von Sankt Peter immer vor Augen!"

Esther war es nun schon gewohnt, daß er mit ihrer Unempfindlichkeit gegen die ewige Stadt sich einige Pointen im Gespräch verschaffte, und störte ihn nicht. Sie nahm von diesem ersten Besuch im Schloß den Eindruck mit, zwei geklärten, im innersten Wesen vornehmen alten Menschen begegnet zu sein, und als sie sich abschiednehmend über die Hand der alten Gräfin beugte, that sie es mit wirklicher Verehrung.

Die Beziehungen zum Schloß gestalteten sich bald sehr lebhaft. Die alten Herrschaften machten schon in den nächsten Tagen ihren Gegenbesuch, und noch vor dem allgemeinen Empfang wurden Bredens einmal zum Thee gebeten. Da beide gute Tennisspieler waren, es der Prinzessin aber an Partnern fehlte, so gingen sie schließlich fast täglich hin. Dem anstrengenden Spiel, das mit der ganzen Gründlichkeit getrieben wurde, die Menschen auszeichnet, deren einzige Beschäftigung der Sport ist, folgte eine gemütliche Plauderstunde in der Halle, unter dem Kronleuchter aus uralten Geweihen. Die Sonne machte den großen Raum nie hell. Den Rüstungen, den verblichenen

Fahnen, den Ahnenbildern blieb immer ein Hauch ferner, geheimnisvoller Vergangenheit. Auch das Theesilber mit seinen schweren, altertümlichen Formen, ja sogar die Damastdecke des kleinen Tischchens gehörte jener Zeit an. Der Diener servierte vollkommen geräuschlos. Schwiegen die plaudernden Stimmen, so hörte man nur das Rauschen des Röhrenbrunnens. Die Thüren nach dem Hof standen bei Windstille ebenso offen, wie die Thüren nach dem Garten. Die Platanen warfen weite, zitternde Schattenkreise auf das Pflaster, zwischen dem lustig das Gras wuchs, die Pfauen zeigten stolz ihre Räder oder schleppten die langen Schweife mit vornehmer Nachlässigkeit hinter sich her.

Es war das denkbar vornehmste Milieu. Das Schloß mit dem weiten Hofraum, der es von dem Städtchen trennte, lag wie eine Oase in dieser ruhelosen, nivellierenden Zeit. Es war nicht tot, gleich jenen Palästen, die Esther in Fraskati und Tivoli wie stolze, einbalsamierte Leichen unter Blumen gesehen hatte, es erwachte im Sommer immer wieder für einige Wochen zu seinem alten Leben, und in der Zwischenzeit, wenn seine langen Fensterreihen schliefen, hielt angestammte Treue Wacht gleich einem zwar lendenmüden, aber noch schlaflosen Hofhund. Die alten Herrschaften waren ganz Güte. Die Jahre gaben ihnen eine Überlegenheit, die sich vielleicht mit Herablassung deckte, diese aber nie fühlbar werden ließ. Die beiden Töchter, sehr große, schöne Erscheinungen, zeigten in jeder Einzelheit ihres Äußern die verfeinerte Rasse, die sogar schon zur Degeneration neigte. Beide waren schwachsichtig und wären über jedes Hindernis gefallen, wenn es je in ihrem Leben ein solches gegeben hätte. Sonst hatte die Verschiedenheit ihrer Lose auch ihre Entwicklung beeinflußt. Gräfin Mechtild, die jüngere, eine sehr schöne Frau, brauchte den Sommeraufenthalt auf ihrem altersgrauen Schloß in Hessen, um die Kosten eines Winteraufenthaltes in Berlin decken zu können. Sie verwand es nie, daß sie dort kein eignes Palais hatten, sondern sich damit begnügen mußten, ein Haus in der Wilhelmstraße, nahe den Linden zu mieten. Sie war naumeulos hochmütig, und man sagte von ihr, daß sie für Verkehr mit Bürgerlichen, der manchmal nicht zu umgehen war, nur den Ausdruck hatte „dritter Klasse fahren“. Sie kam ziemlich selten nach dem Weltwinkel, denn sie beneidete ihre Schwester um ihren Reichtum und ihren Titel, obgleich sie einen russischen Fürsten weit unter einen Reichsgrafen stellte. Sie war sehr kirchlich und sehr wohlthätig. Sie hatte eine sonderbare Passion für Charpiezupfen, eine Passion, die mit der modernen Heilkunst keinen Zusammenhang hatte. Keine Truhe mit altem Leinen war vor ihr sicher, und die kostbaren alten Gedecke mit eingewebtem Jagd- oder Krönungsmuster, die stopfen zu lassen in den letzten Generationen ein Vermögen gekostet hatte, wurden von ihren feinen, nervösen Fingern unbarmherzig zerzupft. Sie war offenbar keine Anhängerin der Friedensliga, denn mit der Leinenwatte, die sie im Lauf der Jahre fertigstellte, und die regelmäßig in Zehnpfundpaketen an den Vorstand des Roten Kreuzes abging, hätte man ein Heer versorgen können.

Madame la Princesse war vielleicht ebenso hochmütig wie ihre Schwester, aber sie hätte schlechter Laune sein müssen, um von der tödlich kalten Gesichtsmaske, den blinzelnden Augen, die dann nichts sahen, und den herabgezogenen Mundwinkeln Gebrauch zu machen. Da ihr das Leben alles bot, womit es seine Lieblinge überschütten

kann, war sie fast immer guter Laune und liebenswürdig aus Egoismus. Sie lebte in einer Internationale und fand die Ausschließlichkeit ihrer Schwester lächerlich und beschränkt. Man konnte doch mit einem jeden verkehren, solange es amüsant war. Später ließ man den Betreffenden eben laufen. Und Prinzessin Hildegard brauchte viel, sehr viel Unterhaltung. Da sich bei ihr die Frömmigkeit mehr in ein Gefühl der Pietät gegen die Eltern und das Schloß ihrer Kindheit umgesetzt hatte, so hing sie an ihrem Aufenthalt im Weltwinkel. Aber mit einem leisen Schauder dachte sie jedesmal an die dortige Langeweile. Es half zwar ein wenig, daß ein Empfangstag Stoff gab, um ganze Meter von Papierstreifen voll Karrikaturen zu zeichnen, ein Talent, das die Prinzessin trotz ihrer schlechten Augen ausgebildet hatte, und bei dessen Ausübung sie sogar eine Brille trug, was ihr sonst ihre Eitelkeit untersagte. Wem sollte sie aber diese herrlichen Bildchen zeigen? Die Eltern waren zu gütig für die beißende Satire, die darin saß, die Schwester begriff nicht, wie man an schlechtsitzenden Leibröcken, schiefgetretenen Hacken, monströsen Kravatten und einer übertrieben demütigen oder verschämt stolzen Haltung von so untergeordneten Lebewesen genug Interesse nehmen konnte, um sie zu fixieren, und so kam es, daß die Prinzessin sich im Weltwinkel langweilte, und, da sie nicht einmal Tennis spielen konnte, nach sechs Wochen immer vulgär gesund aussah, wie sie fand.

Diesmal war das ganz anders. Mit diesem Dr. van der Breden konnte man ja reden! Ja, nach Verlauf einiger Tage gestand sich Prinzessin Hildegard, während sie blinzelnd vor ihrem Toilettenspiegel die Wirkung eines tea-gowns aus weicher, matter Seide prüfte, daß man mit ihm sogar flirten könne. Van der Breden — natürlich kein Adel, wie fast immer bei diesem van, das aus Holland stammte. Aber man konnte doch wenigstens so thun, als sei alles in Ordnung, auch in dieser Beziehung. Er sprach mit gutem Accent französisch, er war viel gereist, und er lebte von seinen Renten — drei Eigenschaften, die ihn über das gewöhnliche Niveau des Weltwinkels hoch erhoben. Zudem aber hatte er weiche, müde Augen, in denen sich doch blitzgleich ein heißes Feuer entzünden konnte, Augen, von denen die Prinzessin gerne mehr fühlte als sah, daß sie jeder ihrer nachlässigen, vornehmen Bewegungen folgten, und sie verzieh ihm sogar, daß er die Antwort auf eine ihrer Fragen vergaß, während seine Hand, eine Frauenhand, weiß und schlaff, langsam und wie in Nachdenken verloren, durch den dunkeln Bart strich.

Esther fing in dieser Zeit an zu ahnen, daß man einen Mann deshalb noch nicht kennt, weil man sein Weib ist und vier Monate sich eingebildet hat, jeden Gedanken mit ihm zu teilen, da man jedes Stammeln der Leidenschaft geteilt hat. Er schien ihr überhaupt ein ganz andrer geworden. Freilich hatte sie ihn nur in jenem Berliner Kreis gesehen, der sich um ihre Tante Ritter zu versammeln pflegte. Zu den jungen Herren dort hatte er sich in einen absichtlichen Gegensatz gestellt. Er war nicht liebenswürdig gewesen, sondern hart und ironisierend. Er aß den zurechtgemachten Brei der Tagesmeinung aus dem gemeinsamen Napf nicht mit und wollte seine Sonderstellung geachtet haben, mochte sie auch heimlich verspottet werden. Strebten jene nach mittelmäßig besoldeten Staatsämtern, gut, so wollte er lieber stolzer Republikaner sein.

Hier, in dem Schloß, dessen Besitzer einmal ihren eignen bunten Flecken auf dem Allerleirauhmantel des mittelalterlichen Deutschlands gehabt hatten, war er plötzlich zu

einem geschulten Weltmann geworden. Er überschritt nie die Grenzen der Zurückhaltung, wozu Herablassung einfache Naturen so leicht verführt, aber er zeigte auch nie, daß er sich die erwiesenen Freundlichkeiten als Ehre anrechnete. Scheinbar bewegte er sich unter Gleichberechtigten, und nicht nur Madame la Princesse, auch die alten Herrschaften vermißten ihn bald, wenn er einmal nicht erschien. Der Graf fand in ihm einen aufmerksamen Zuhörer, wenn er mit der Geschwätzigkeit des Alters ihm seine Ansichten über die agrarische Bewegung auseinandersetzte, die ja in die Kreise seiner Standesgenossen am tiefsten eingegriffen hatte. Esther hätte ihren Augen nicht getraut, wenn sie sein beistimmendes Kopfnicken gesehen hätte.

Es war gut für die arme Esther, daß sie dann meistens neben der alten Gräfin saß, die sehr schwer hörte, und zu der man sehr laut sprechen mußte. Sie sah noch genug, um an dem Charakter ihres Mannes wankend zu werden. Er drängte sie förmlich ins Schloß.

„Geh allein," bat sie eines Tages. „Wir sind nie mehr zu Hause. Was haben wir denn noch von unserm Weltwinkel?"

„Eigentlich ein dummes Wort, nur gut, um Rätsel daraus zu machen. Wir wollen froh sein, daß der Weltwinkel einmal für einige Wochen das erste ist, und nicht das zweite. Er könnte sonst doch leicht langweilig werden."

Sie sah ihn erschrocken an. Er war jetzt immer in ausgezeichneter Stimmung. Er liebte nicht diesen Schatten in ihren Augen.

„Ist Psyche eifersüchtig?"

„Weil du der Prinzessin den Hof machst? Ist sie denn so gefährlich?"

„Nein, dazu ist sie viel zu kurzsichtig. Aber du glaubst gar nicht, wie mich der Verkehr mit dieser Frau anregt."

„Ist sie gut?"

„Esther! In dieser Frage liegt mehr Bosheit, als ich dir zugetraut hätte! Du willst dich offenbar durch diese scheinbare Unkenntnis rächen, da sie sich wenig um dich bekümmert."

„Warum sollte sie?" Esther sprach ganz ruhig. „Und eifersüchtig werde ich nie sein, Harry. Dazu habe ich dich doch viel zu lieb. Wenn ich jemals eifersüchtig sein müßte — aber nein."

Ein seltsamer, harter Ausdruck trat in ihr Gesicht.

„Was dann?" fragte er ein wenig genirt.

„Dann wäre es eben zu Ende mit unsrer Ehe. In der Liebe nichts Halbes."

„Du bist ein Kind. Sei wenigstens ein folgsames, mach' dich hübsch und komm ins Schloß."

Sie blieb noch vor ihm stehen, und es fiel ihm auf, daß sie blasser war, als vor einigen Wochen.

„Stört dich denn die viele Zerstreuung nicht in deiner Arbeitsstimmung, Harry? Du bist jetzt am Morgen meistens müde und —"

Aber nun war er wirklich ärgerlich und unterbrach sie.

„Sag's doch lieber gerade heraus! Immer diese kleinlichen Schleichwege. Echt weibisch! Meinst du, ich merke es nicht, daß du mich für gesinnungslos hältst, weil ich die Belehrung nehme, wo ich sie finde? Aber das verstehst du natürlich nicht,

daß ich meine Studien mache, wo sie sich mir bieten, ob bei dem alten Schulmeister oder im Schloß! Da sollte ich als Prinzipienreiter natürlich einen steifen Nacken zur Schau tragen und mich lächerlich machen. Ich entwickle mich eben. Wer etwas werden will, kann mit dreißig Jahren nicht still stehen. Ich denke, ich bin überdies gebunden genug."

Der letzte Satz mochte ihm leid thun. Sie war so blaß geworden, und ihre Hände hatten so achtlos in die Ranken der Kletterrosen gegriffen, daß sie sich weh thun mußte. Aber warum reizte sie ihn. Er war doch gewiß ein aufmerksamer Ehemann, der nur für seine Frau lebte. Wenn er dafür Verständnis verlangte, so war das wenig genug.

Er ging in sein Zimmer und setzte sich vor den Schreibtisch. Marx, Lassalle und Engels lagen in dem Bücherfach, das bequem zur Hand gerückt neben dem Arbeitsstuhl stand. Er hatte sie schon immer fortschließen wollen. Es war immerhin möglich, daß jemand aus dem Schloß in sein Arbeitszimmer kam. Er konnte ja seine Überzeugungen immer vertreten, aber im Augenblick kam es ihm wirklich so vor, als ob er nur Studien mache, als könne er sich noch ebensogut für die Rechte wie für die Linke entscheiden. Und höflich wäre es jedenfalls nicht gewesen, dem Reichsgrafen diese Bücher so gewissermaßen vor die Nase zu legen. Er stellte sie hinter die grüne Gardine des Bücherbretts und schnitt sich eine Gänsefeder zurecht. Er hatte der Prinzessin Hildegard ein paar Verse versprochen, und es war eine Gewohnheit von ihm, nur mit der altmodischen, selbstgeschnittenen Feder zu dichten. Er hatte kleine Eigenheiten, auf die er hielt. Vielleicht meinte er sich so allem Äußerlichen, Konventionellen fern zu halten.

Esther kam ins Zimmer.

„Der Diener vom Schloß ist da. Ob wir nicht zum Tennis kommen möchten?"

Sie sagte es nicht unfreundlich. Offenbar gab sie sich Mühe, ganz unbefangen zu sein. Das rührte ihn.

„Aber du bist ja so blaß, Liebling. Wenn du Kopfschmerzen hast, sagen wir ab. Wir sind ja nicht ihre Sklaven."

„Geh allein, bitte, Harry. Mir ist wirklich nicht ganz gut. Aber einige Stunden Ruhe, und wenn du zurückkommst, bin ich die Alte."

Sie war doch wirklich rührend! Vielleicht hatte sie nicht viel Geist, er war wohl immer der Gebende gewesen. Aber ihr Herz machte alles wieder gut. Er nahm sie in die Arme und küßte sie. Sie zitterte ein wenig, aber sie hielt still.

Dann hatte er seinen Anzug gewechselt und war den Berg hinuntergestürmt. Mit dem Schläger hatte er ihr von unten noch einmal zugewinkt.

Esther setzte sich halb liegend in einen der großen Verandastühle. Die Junitage mit ihrem Heuduft und ihren Feldern voll roten Klees hatten längst der schwülen Hitze des Hochsommers weichen müssen. Unten, durch die Gassen des Weltwinkels, die dem Blick offen lagen, schwankten hohe Erntewagen. Wie ein leichter Staubschleier lag es in der Luft. Der Wind trieb ihn auf, er setzte sich in alle Poren, in die Schleimhäute der Atmungsorgane. Es war ein Wetter, das an die Nerven ging. Nun, auf dem guten Rasenplatz des Schlosses würden sie diese Unannehmlichkeiten nicht fühlen.

Esthers Kopf brannte, und ihre Pulse flogen. Aber jetzt wollte sie nicht nachdenken. Noch nicht. Sie war viel zu aufgeregt, um gerecht zu sein. Erst mochte das Gewitter kommen, das in einer stahlgrauen Wand über den Vogelsbergen stand. Sie sah so angestrengt in die Natur, als fürchte sie sich, die Augen zu schließen und den Blick nach innen zu richten. Die graue Wand stieg höher, und in ihrer gleichmäßigen Färbung setzten sich Wolkenzüge gleich Gebirgskuppen ab. Der leichte Stand in der Luft geriet in eine wirbelnde Bewegung. Für einige Augenblicke verschoben sich die festen, klaren Linien des Weltwinkels, die Bäume zeigten die Unterseite ihrer Blätter, und alle Farben schienen stumpf und ausgelöscht. Dann zuckten in den Wolken die ersten Blitze, und zugleich mit ihnen fielen große Tropfen. Jetzt prasselte der Regen auf das Dach der Veranda, die Welt war hinter dichten, nassen Streifen verborgen. Eine wohlige Frische zog herein und löste die starren Glieder der jungen Frau. Sie schloß die Augen. Als sie sie nach einer halben Stunde wieder öffnete, war die Luft rein. Die Sonne schien nicht, sie mußte auch schon tief am Horizont stehen. Aber das Gebirge war greifbar nahe gerückt. Man sah die Berge und ihre schwarzen Wälder ganz deutlich. Das Gewitter würde wiederkommen, es hatte nur eine Ruhepause gemacht.

Ein Wort war an ihr Ohr geklungen, das ihr Furcht machte. „Ich denke, ich bin bereits gebunden genug.“ Hatte er es ohne Überlegung gesagt, ohne daß etwas laut wurde, was bis daher leise im Innern geklungen hatte? Esther war groß genug, um mit der Aufwallung nicht zu rechten. Sie wußte, daß schon die Gewitterluft genügte, um ihn zu reizen. Sie konnte ihn auch falsch verstanden haben. Wie oft nannte er nicht das Testament, das ihn band, den Knüppel an seinem Fuß! Wenn er anstatt der Zinsen das Kapital hätte, dann, ja dann! Eigentlich war die kleine Scene ja auch nur der Anstoß gewesen, daß sie die Gedanken zusammenfaßte, die in der letzten Zeit ihr immer wieder gekommen waren. Mußte sie es sich sagen? Man kann soviel unausgesprochen mit sich herumtragen. Aber sie nicht. Nein, sie war zu ehrlich dazu.

Ihr Gatte war kein fester Charakter. Er war überhaupt kein bedeutender Mann. Sie hatte sich darüber getäuscht, weil sie ihn in einer Umgebung kennen gelernt hatte, die in einem künstlich vertieften Gegensatz zu ihm stand. Seine Arbeit war nichts wert. Sie war nur eine Spielerei mit bedeutenden Zielen. Das letzte anzuerkennen, wurde ihr sehr schwer. Ein paar bittere Thränen flossen über ihr blasses Gesichtchen. Der Wert des Mannes, der noch immer im äußern Lebenskampf seine Klinge führen muß, hat seinen Maßstab an seiner moralischen Tüchtigkeit. Esther sah das alles ein. Wie jedes Weib hatte auch sie vielleicht unbewußt den Ehrgeiz gehabt, nur dem Würdigsten zu gehören. Dieser Traum war vorbei, und mit der ganzen sanften Kraft ihrer reinen Seele trauerte sie um ihn.

Dann aber siegte noch einmal das Ideal, das sie als Leitbild mitgenommen hatte in die Ehe. Nicht auf den Klügsten oder den Geistvollsten oder den Größten hatte sie gewartet. Nein, einfach auf den Mann ihrer Liebe. Daß sie alles andre in diesem einen Begriff umfaßt hatte, schien ihr nun kindisch und thöricht. Auch sie gab doch nur sich selbst. Sie durfte von ihm nicht mehr verlangen, als er geben konnte. Wenn er nur ein Wollender war und kein Vollbringer — sie hatte sich darein

zu finden. Es schien ihr, während sie so angestrengt nachdachte, daß ihr das sogar leicht werden würde. Es kam auf die Liebe an, ganz allein auf sie. Wenn er das Volk nicht beglückte — hier lächelte Esther schon ein wenig — so würde der Schaden nicht groß sein. „Da ist wieder die Junkerin," sagte sie zu sich selbst. Aber wenn sie ihn durch übelangebrachten Ehrgeiz, durch Eitelkeit auf ihn, dahin trieb, sich geistig auf Stelzen zu stellen, dann schadete sie sich und ihm.

Zwischen ihnen beiden handelte es sich nur um Liebe und Vertrauen, oder, da dies beides ihrer Meinung nach eins war, allein um die Liebe. Solange sie an der nicht zweifelte, hatte sie kein Recht zu einer Klage. In der Liebe hatte sie glücklich sein wollen. Es gab edle Frauen, die Verbrecher geliebt hatten, und sie wollte zurückschrecken, weil ein Mann, der mit allen Instinkten in der singefälligen Schönheit wurzelte, sich von dem vornehmen, diskreten Duft berauschen ließ, der aus dem Umgang mit Abkömmlingen eines uralten Hauses kam und ihm ein wenig zu Kopfe stieg? Gab es überhaupt Menschen ohne Zwiespalt, die Geistigarmen ausgenommen?

Nein, nein. Deshalb brauchte sie sich nicht zu fürchten. Vielleicht war sie doch eitel gewesen, und Esther Donates hatte sich als Esther van der Breden einen bescheidenen Platz an der Seite ihres Gatten in einem Konversationslexikon der Zukunft suchen wollen.

Einen Augenblick hatte das goldene Ideal in ihrem Herzen geschwankt. Aber sie hatte sich getäuscht. Ihr eigenes Herz hatte gezittert. Das Leitbild stand.

XI.

„Wie finden Sie es?"

Breden und die Prinzessin saßen in der Halle neben dem kleinen Theetisch, und sie zeigte ihm verschiedene lose Blätter. Da waren die Herren vom Stammtisch der Goldenen Traube, natürlich nicht, wie sie sich damals Breden gezeigt hatten, scheinbar in allerengster Intimität mit den Erlauchten, sondern so, wie sie in Wirklichkeit im Schloß auftraten, nur daß all die kleinen Ecken und Häkchen übernatürlich vergrößert wurden. Da war der berühmte Diener des Apothekers, der ganz als zusammenknickendes Taschenmesser aufgefaßt war, da war der joviale Landarzt, der den „freien Mann" vertrat und auf dessen Taschentuch anstatt eines Namens die Zahl 48 eingestickt war. Der Direktor des Gymnasiums und seine Lehrer erschienen in einer Gruppe, die dem Leben der Schafe entnommen war, einige der Offiziere, die sporadisch im Weltwinkel aufgetaucht waren, als stymphalische Vögel.

„Und wir, meine Frau und ich," fragte Breden lachend. „Wir entgehen Ihrem witzigen Stift doch nicht!"

„Warum sagen Sie: ‚meine Frau und ich'? Bildet die Ehe denn eine so unzertrennliche Einheit?"

Sie schlug ihre kurzsichtigen Augen mit jener eigentümlichen Beredsamkeit zu ihm auf, die in dieser Schwäche ihre Erklärung findet. Dann blinzelte sie wieder, griff

nach der langstieligen Lorgnette und sah nach Esther hin, die mit der alten Gräfin zu den Kindern gegangen war. Die Wiese um die Kanonen war zum zweitenmal geschnitten, ein Haufen Grummet stand dort, und die Kinder konnten nicht aufhören, sich in dem duftigen Heu zu vergraben.

„Sie beide auf einem Bild, das wäre wirklich schwierig. Gretchen am Spinnrocken, oder einen Pelikan im Nest, wenn Sie einmal Familie haben werden —"

„Sie unterschätzen Esther, Prinzessin," unterbrach er sie warm.

„Noch so verliebt?" Sie blinzelte wieder, um dann die Augen fest und lange auf ihn zu richten. „Beneidenswert!"

Er schämte sich plötzlich seiner eifrigen Parteinahme. Ein Schweigen entstand zwischen ihnen, dann griff sie hastig nach einem langen, schmalen Papierstreifen.

„Der Brautzug von neulich! Philemon und Baucis."

Schulze und Fräulein Amanda hatten in vergangener Woche Hochzeit gemacht. Es war das große Ereignis des diesjährigen Sommeraufenthaltes gewesen. Die Eifersucht auf Ernestе und Louison, die gegenwärtigen Treppensterne, hatte den Ausschlag gegeben. Amanda hatte feierlich, im Capothut und in Handschuhen, um eine Audienz nachgesucht, obgleich sie sonst ganz ungeniert bei der alten Gräfin ein- und ausging, und hatte unter zartem Erröten ihren Entschluß kundgegeben, obgleich es ihr wohl nie gelingen würde, sich mit dem gewöhnlichen „Frau Schulze" auszusöhnen, und die Herrschaften selbst hatten die Hochzeit ausgerichtet. Auch Bredens waren in der Kirche gewesen. Die Gans in der Myrtenkrone, den Kopf schämig gesenkt, aber den Schwanz stolz erhoben, war vielleicht die beste Zeichnung der Prinzessin Hildegard. Leider kam die alte Gräfin dazu und schüttelte unwillig den Kopf.

„Es ist zu häßlich von dir, Hilda. Wie kann man ein gutes Herz haben, wenn man Karikaturen zeichnet!"

„Ich habe vielleicht kein gutes Herz, Mama. Und im übrigen — unsre Kaiserin thut's auch."

„Meine nicht," sagte die Gräfin etwas scharf.

Sie liebte es nicht, wenn sich die Tochter zu den Russen zählte.

„Haben Sie wirklich kein gutes Herz," fragte Breden, als sie nun zu den andern gingen.

Sie lachte übermütig.

„Das ist ein Geheimnis. Raten Sie — mein Freund."

Die letzten Worte klangen weich und verführerisch, und Breden strich im Laufe des Abends öfters träumerisch seinen Bart. —

Der Sommer im Weltwinkel dauerte auch nur seine Zeit. Er gab seine Schätze reicher, als in der Großstadt, weil seine Herrlichkeit bis dicht an die Häuser heranging und zu allen Fenstern hereinsah, aber dann, als er lange genug gezögert hatte, schien es, als rüste er zum Abschied. Anfang September schloß sich auch die gastliche Halle des alten Schlosses wieder, vorher aber pflegten die Herrschaften statt der kleinen Theeabende ein großes Abschiedsfest zu geben.

Esther suchte das Lavallièrekleid hervor. Sie sah blaß aus, die Sommerhitze, sagte sie, bekäme ihr nie. Sie fürchtete im stillen, er würde eine abfällige Bemerkung über ihr Äußeres machen. Aber er kümmerte sich nicht um sie. Als sie ihn bat, die

Haken zu schließen, meinte er ungeduldig, sie möchte sich an das Mädchen wenden, er würde selbst nicht fertig. Er lag im Krieg mit seiner Kravatte, und sie war lange vor ihm bereit.

Sie freute sich auf dieses Fest, weil es den Abschluß der gräflichen Sommerherrlichkeit bedeutete. Wenn die vielen Fenster im Schloß erst wieder verhängt sein würden, dann würde ihr der Weltwinkel sein altes Gesicht wieder zeigen, und sie ihm das ihrige, trotz der feinen Linie einer ersten Enttäuschung auf ihrer jungen Stirn. Harry würde dann wohl anfangs sehr verstimmt sein. Es würde ihre Aufgabe sein, ihn wieder fröhlich zu machen. Soviel mitleidige Liebe war in ihr seit jenem Gewitterabend, daß ihr das kinderleicht dünkte.

Nur für sich allein mußte sie ihn wieder haben. Dann würde alles wieder so werden wie früher, nur mit dem Unterschied, daß ihre Liebe jetzt etwas Beschützendes bekommen hatte.

Sie gingen schweigend nach dem Schloß. Es war Abendempfang. Obgleich die Sonne kaum untergegangen war, schimmerten doch die Fenster mit fahlem Licht in die Dämmerung draußen. Die Kerzen konnten sich gegen die Abendröte noch nicht behaupten.

In der Garderobe warf Breden einen hastigen Blick auf seine Frau.

„Es ist doch eine tadellose Toilette," sagte er befriedigt.

Esther atmete auf, obgleich das Lob nicht ihr gegolten hatte.

Als sie die Treppe erstiegen und an den zerschlissenen Fahnen vorbeigingen, dachten beide an jene erste Besichtigung. Aber keiner war innerlich so frei, dem andern seine Gedanken mitzuteilen.

Oben in dem großen Saal trennten sie sich nach der Begrüßung. Man stand in Gruppen zusammen und trank eine Tasse Thee, eine Art von Tantalusqual für die Lehrersfrauen, die Taschentuch und Fächer nicht losließen und bei diesem embarras de richesse ihre Tassen so ungeschickt balancierten, bis endlich der gefürchtete Moment eintrat und eine von ihnen die Vorderbahn ihres Brautkleides begoß, das nur zu dieser Gelegenheit seit zehn Jahren aus seinen Mullsäcken befreit wurde.

„Das mußte kommen," flüsterte Prinzeß Hildegard Breden zu. „Ich werde nun im nächsten Jahr hoffentlich von diesem weißen Ungeheuer befreit sein."

„Oder Sie bekommen dieselbe Sache in grün oder blau über Spindler zurück."

„Sie sind, wie es scheint, sogar über einen kleinbürgerlichen Toilettenschrank orientiert. Übrigens, nicht wahr, das ist Ihr Geschmack?"

Sie sah mit der Lorgnette nach Esther hin.

Er nickte.

„Sie haben einige Übung, vermute ich. Jedenfalls sind Sie hier der einzige, für den es sich der Mühe lohnt, Toilette zu machen."

„Und doch bin ich zu diskret zu bewundern."

Sie ließ die Lorgnette fallen.

„Laut zu bewundern, wollen Sie sagen."

Er nahm ihr die Theetasse aus den Händen. Ihre Fingerspitzen streiften sich. Sie sahen sich nicht an, und doch hatte jeder von ihnen eine erhöhte Daseinsempfindung.

Esther versuchte indessen, sich den Frauen zu nähern. Aber sie stieß auf eisige Kälte. Sie war täglich im Schloß gewesen, und sie war elegant angezogen. Sie hatte hier nur Todfeindinnen, und man nannte sie mindestens mit derselben Freude Frau Referendar, mit der man den hohen Gastgebern so oft wie möglich den Titel „Erlaucht“ gab. Es war eine sonderbare Gesellschaft. Gräfin Mechtild, die so schön und so stolz aussah wie ein Marmorbild, sprach nur mit einigen Offizieren, die einen ihrer Brüder begleitet hatten, und es gehörte wirklich die Güte und die Personenkenntnis der alten Herrschaften dazu, um wenigstens äußerlich die klaffenden Gegensätze zu überbrücken.

Esther hatte einen Gefährten gefunden, einen altadeligen Zögling der Grafenschule, der seinem Abiturientenexamen bisher überall sehr geschickt aus dem Wege gegangen war, nun aber von dem Weltwinkel das beste hoffte. Er unterhielt sie sehr eifrig und fühlte sich, da er etwas schüchtern war, bei ihr so geborgen, daß er sie auch zum Buffet führte. Breden hatte wohl die Absicht gehabt, der Prinzessin seinen Arm zu bieten, aber einer der jungen Offiziere war ihm zuvorgekommen, mit einer selbstverständlichen Sicherheit, die Breden verletzte. Er setzte sich nun zu seiner Frau und ihrem jungen Verehrer. Man aß an kleinen Tischen. Der alte Graf ging von einem zu dem andern und plauderte einige Minuten.

„Ob ich Sie im nächsten Sommer noch hier finde?“ sagte er zu Esther.

„Sie zweifeln immer daran, Erlaucht. Warum nur?“

„Sehen Sie meine lieben Schildbürger hier an, auf die ich übrigens nichts kommen lasse, und dann Ihren Mann. Sehr warm scheint er hier doch nicht geworden zu sein.“

Esther sah zu Breden hinüber, als überließe sie ihm die Antwort. Aber er schwieg, und der alte Graf, der heute keine Ruhe hatte, hob sein Glas gegen beide.

„Auf Wiedersehen also, wenn ein so alter Mann das sagen darf;“ dann, sich zu dem Primaner wendend, fügte er lachend hinzu: „Und dir, lieber Günther, im Gegenteil ein pereat, wenn ich dich hier noch antreffen sollte. Ich habe übrigens eben mit dem Direktor gesprochen. Die Sache wird sich machen.“

Nach der Tafel wurde getanzt. Die alten Herrschaften liebten das. Es mochte gerade in diesem Saal manche Erinnerung in ihnen wecken, und dann meinten sie auch, so ein wenig Leben in die steife Versammlung zu bringen. Gräfin Mechtild setzte sich sofort neben die Mutter. Sie hätte in Gegenwart ihrer Eltern nicht wagen dürfen, nur mit den Offizieren zu tanzen, den andern Herren aber einen Korb zu geben. Sie zog aus einem kostbaren Pompadour eine feine Serviette und eine kleine Schere und begann Charpie zu zupfen mit einem Eifer, als tönten feindliche Kanonen bis zu ihr. Sie warf keinen Blick auf die Tanzenden. Die schöne, hochmütige Frau war ein lebender Protest gegen ihre Umgebung.

Prinzessin Hildegard tanzte mit Leidenschaft. Unter der nachlässigen, schleppenden Grazie, die sie für gewöhnlich zu zeigen liebte, kam ein wildes Temperament zum Vorschein. Breden, der sie nur lose in den Armen hielt, obgleich er sie sicher führte, fühlte den heftigen Schlag ihres Herzens.

„Genug,“ sagte sie, als sie in der Nähe des Balkons aufhörten, und hastig atmend trat sie hinaus in die laue Nacht. Er folgte ihr. Es war dunkel, kein

Stern drang durch die Wolken. Man sah nur undeutlich unten die abgezäunten courts der Tennisplätze.

„Wieviel Erinnerungen," flüsterte er.

Sie hatte die Handschuhe abgezogen. Ihre feinen Hände lagen auf der steinernen Brüstung. Der Lichtschein, der aus dem Saale herausfiel, zog lange Funken aus den Ringen an ihrem Finger.

„Erinnerungen? Für wie lange?"

„Für immer," flüsterte er. Und er bog sich nieder und küßte leidenschaftlich die schlanken Hände.

Als er an Esther vorüberging, die eben von einem Herrn an ihren Platz zurückgebracht wurde, hielt sie ihn an.

„Du siehst blaß aus, Harry. Du solltest nicht tanzen."

Ein Mitleid mit seinem Weibe ergriff ihn, das ihm in diesem Augenblick wohl that und jedes Unbehagen in ihm verwischte.

„Ich tanze heute auch nicht mehr."

Er ging zu den Herren in das Rauchzimmer. Es war lieb von ihm, daß er ihr nachgegeben hatte. Aber einmal hätte sie doch gern mit ihm getanzt. Sie hatte noch nie Gelegenheit dazu gehabt. Er hatte den modernen Tanz auch stets unästhetisch und albern genannt, ein Vergnügen, in dem sogar die Wilden den Kulturvölkern überlegen seien. Warum hatte er sie nicht aufgefordert?

Eine Stunde später gingen beide nebeneinander zum letztenmal die Treppe hinab, über den Hof, an dem rauschenden Röhrenbrunnen vorüber. Ein Pfau kreischte schlaftrunken. Sie wußten beide, daß ein Abschnitt ihres gemeinsamen Lebens hinter ihnen lag. —

Aber es wurde doch nicht wieder wie es gewesen war. Die Ruhe kam nicht wieder. Sie fehlte nicht draußen in der Natur, in den Wäldern und Feldern, bis hin zum Gebirge. Da rüstete man ab, und der Herbst schickte seine blauschimmernde Klarheit, seine weichen, silbernen Fäden, und auf den Wiesen blühten die blassen Herbstzeitlosen, die nur die Form mit dem Crokus gemeinsam haben und so Anfang und Ende im Ringe des Sommers scheinbar verbinden. Nein, in der Natur war Ruhe. Auch im Weltwinkel selbst war man ganz daran gewöhnt, daß die herrschaftlichen Wagen mit den Kofferbergen über das holprige Pflaster davon rasselten, daß die weißen Staubwölkchen der Chaussee von dem Tiefgrün der Wälder verschlungen wurden und dann nach einem großen Reinmachen das Schloß wieder still und schweigend dastand, bis auf den Röhrenbrunnen und die Pfauen natürlich. Am Stammtisch in der goldenen Traube besprach man nun zehn Monate die großen Ereignisse, diesmal vielleicht ein wenig eifriger als sonst, und die Frauen gaben einen Kaffee mehr und verlängerten ihn durch eine süße Speise, denn gewisse Vermutungen, die im Munde der Damen recht bitter klangen, bedurften dieser äußerlichen Auffrischung. Sonst war alles unverändert, nur Herr und Frau Schulze, née Veilchenbinder, wie auf Frau Amandas Visitenkarten stand, gingen untergefaßt durch die Straßen, und der junge Graf, Esthers Partner vom Fest, tauchte ganz unvermutet in der Umgegend des kleinen weißen Hauses auf. In den beiden Menschen, die dort wohnten, lag die Unruhe, und um so schlimmer war sie, weil nichts Äußeres ihre Ursache war.

Breden war zuerst davon ergriffen. Er konnte nicht schlafen, wie er sagte, und infolgedessen konnte er natürlich am Vormittag nicht arbeiten. Das Essen schmeckte ihm nicht, auf der Veranda zog es, und in den Stuben war verbrauchte Luft. Auf den Straßen machte ihm der ironische Gruß der Herren vom Stammtisch übel, die Chansseen aber waren langweilig, und in den Wäldern standen zu viel Bäume. Eines Tages fiel ihm ein, daß die Ehe, wenn man sie richtig erfasse, geistig, nicht nur äußerlich, vollständige Wahrheit verlange, und daß es feige sei, den Partner zu schonen auf Kosten des eignen Gewissens. Das beruhigte ihn etwas. Seiner Meinung nach hatte er nun lange genug selbstquälerisch vor seinem Seelenspiegel gesessen.

Er gestand Esther also, daß er sich für die Prinzessin lebhaft interessiert habe, mehr als es sich eigentlich mit seiner Pflicht vertrüge. Er zergliederte, was ihn an der vornehmen Frau angezogen hatte, die Sicherheit, der verfeinerte Geschmack, selbst die ruhig zugestandene Selbstüberhebung. Esther machte nicht viel Wesens davon, und das enttäuschte ihn.

Da die Kritik einmal in ihr erwacht war, wollte sie ihm eigentlich sagen: Solche Dinge überwindet man stillschweigend und wühlt nicht in ihnen." Aber sie war zu rücksichtsvoll, um ihn an das alte Wort der Frau Rat Goethe zu erinnern, daß man den Teufel unbesehen verschlucken müsse.

„Wirst du auch den Mut haben, so offen zu mir zu sein," fragte er nun, ihre Handgelenke umfassend. „Wenn die Versuchung einmal an dich herantritt, wirst du kommen und um meine Hilfe bitten?"

Sie dachte daran, daß er ihre Hilfe in der Zeit der Gefahr wenig gesucht hatte.

„Für mich wird es diese Versuchung nie geben, Harry," sagte sie einfach.

Er war verletzt.

„Warum? Glaubst du, ich liebe dich weniger."

„Gewiß nicht. Aber du liebst mich anders. Ich kann es dir nicht so erklären, aber ich fühle es ganz deutlich. Ich bin eine so viel einfachere Natur. Du bist meine ganze Welt. Das ist so wie — wie einfaches, weißes Sonnenlicht. Bei dir schillert auch die Liebe in allen Farben des Regenbogens. Und wenn die Strahlen einmal gebrochen sind, können sie auch wieder und wieder abgelenkt werden. Es schadet nichts, wenn sie sich nur wieder sammeln zu reinem Licht."

„Du wirst geistreich."

„Spotte nur! Es wird noch mehr als eine Prinzessin Hildegard kommen, ich weiß es. Ich habe es ja auch dieses Mal gesehen. Da ist meine Art zu lieben ein Glück, Harry. Kindische Eifersucht würde mir schlecht stehen. Ich glaube an die Sonne, wenn sie auch zufällig auf ein Prisma fällt und ich das reine Licht nicht sehe."

„Ich hätte es ihr nicht sagen sollen," dachte er. „Sie hat nicht die geistige Vertiefung dafür. Sie nimmt die Dinge, wie sie sind. Aber die Irrgänge einer Mannesseele zu durchwandeln ist ihr versagt. Wie ruhig war sie nicht damals in Wiesbaden, bei meiner Huldigung für Ella! So sind diese schlichten Naturen. Der Eid am Altar ist für sie ein Zaubermittel wider alle Versuchung. Und bei andern meinen sie, müßte es auch so sein. Sie fühlt sich offenbar ganz sicher. Daß es beständige Wandlungen gibt, das ahnt sie nicht!"

Er selbst empfand diese Wandlungen kurze Zeit nach dem Gespräch mit seiner Frau. Er hatte, als er am Schloßthor vorbeiging, das junge Ehepaar getroffen und war mit ihnen bis zum Brunnen gegangen. Frau Schulze, née Veilchenbinder, bat ihn, einen Augenblick mitzukommen, im Schloßgarten blühten noch so schöne Rosen, sie wolle ihm für die Frau Doktor einen Strauß mitgeben. Bei allen diesen Leuten stand Esther in hoher Gunst. Der junge Ehemann holte das rasselnde Schlüsselbund und öffnete die Thür zur Halle. Breden folgte ihm mit geschlossenen Augen zur Gartenthür. Er wollte die Veränderungen nicht sehen, er wollte die Erinnerung auf sich wirken lassen. Auch im Garten war er so in ihrem Bann, daß er die Wahl der Rosen dem Verwalter und Frau Amanda überließ. Er ging zu der kleinen Wiese, auf der die alten Donnerbüchsen standen, und setzte sich auf eins der Rohre. Seine Hand, die die Öffnung umschloß, fühlte ein zusammengeballtes Blatt Papier. Er nahm es heraus und glättete es. Es war eine der Zeichnungen der Prinzessin. Mit einem tränerischen Lächeln betrachtete er sie, als er plötzlich aufsprang und Poesie und Stimmung vor der gedemütigten Eitelkeit fliehen mußten.

Die Zeichnung stellte ihn selbst dar. So auffallend war die Ähnlichkeit, daß er auch nicht einen Augenblick zweifeln konnte. Er selbst war der Frosch, der aufgeblasen, mit gestielten Augen, in denen Sehnsucht und Begehren grotesk zu lesen war, auf dem Grunde eines schmutzigen Sumpfes saß, die eine Hand in lächerlicher Pose auf das Herz gelegt, während oben im goldenen Sonnenschein die Prinzessin gaukelte, eine schlanke, graziöse Libelle, der ihr Verehrer da unten offenbar nur Spaß machte und dem sie sogar ungeniert eine Nase drehte.

Die Prinzessin pflegte mit ihren Zeichnungen, die ihr nach der Vollendung keinen Spaß mehr machten, sehr leichtsinnig umzugehen, ja, zur Entrüstung ihrer Mutter bekamen sie zuweilen die Kinder zum Spielen. So mochte es auch diesmal gewesen sein. Die Kleinen hatten das Papier dann in das Kanonenrohr gesteckt. Aber vorher mochte es die Bonne lächelnd betrachtet haben, und auch Erneste und Louison, wenn sie es ihnen zeigte, würden die Moral verstanden haben.

Während Breden das Blatt in kleine Fetzen zerriß, war gekränkte Eitelkeit stärker als enttäuschte Neigung. Esther hatte an diesem Abend keinen Grund, die Rosen, die er ihr brachte, für ein Geschenk der Venus anzusehen. Sie erfuhr auch nie etwas von dem Schluß jener Schloßidylle. Harry van der Bredens so empfindliches Gewissen zwang ihn nicht, die erlittene Demütigung zu beichten, nachdem er die Neigung der Prinzessin wie einen auf dem Grunde eines Wassers verborgenen Edelstein hatte durch seine Worte schimmern lassen.

Aber lieber wurde ihm der Weltwinkel nach dieser Erfahrung nicht.

Auf ihrem Tische prangte das herrlichste Obst, mit dem Flaum der Reife auf der weichen Haut. Die Berge lockten mit immer klaren Gipfeln, so nah, so herrlich, daß Esther ihn mehr als einmal zu den frühern Wanderungen bewog. Die Brombeerranken krochen leuchtend rot am Rande des Waldes dahin. Schwarze Beeren und verspätete zarte Blüten schmückten sie, und rot schimmerten auch die Blätter der Erdbeeren im Graben. Alles stand in flammenden Farben, in fast südlicher Schönheit. Die Buchen trugen Gold anstatt der Blätter, und die Fernsicht war wunderbar. Zeigten sich von irgend einer Höhe die spitzen Dächer des Weltwinkels und die statt-

lichen Türme des Schlosses, so lag es wie ein Stückchen Mittelalter in seiner Mulde, und die Augen suchten nach dem Häuflein Reisiger, die von den Bergen zu ihm herniedersteigen mochten. Still, ganz still lag die Welt da. Nur die Spinnen zogen zwischen den Bäumen ihre Netze.

Aber die jungen Gatten fanden auf diesen Gängen nicht die Erholung, die ihnen der Frühsommer hier geboten hatte. Sie fanden nicht die Hoffnungen, die doch schon in jedem neuen Trieb eng eingeschlossen im Blattwinkel ruhten. Bredens Unruhe hatte sich auch Esther mitgeteilt. Er arbeitete gar nicht mehr. Es war nur zu deutlich zu sehen, daß mit der fehlenden Anregung auch seine Zufriedenheit dahin war.

Noch einmal fuhr er nach der Universitätsstadt. Aber erbittert und verdüstert kam er zurück. Wilke hatte über ihn gesprochen, nicht zu seinen Gunsten, wie er annahm. Man hatte ihn mit Zurückhaltung empfangen. Die einen sahen in ihm den Laxen, den Kompromißler, die andern den Streber. Keinen befriedigte er, keinem hatte er im Grunde etwas zu geben. Wilke hielt sich ganz zurück.

Aber so ging es ihm ja immer. Wann fand er je Ermutigung, Verständnis? Immer gegen den Strom, immer allein! Und zu denken, daß jeder Hohlkopf seinen Weg machte! Ohne Anregung konnte er nun einmal nicht schaffen. Anregung — im Weltwinkel.

Esther war ganz machtlos. Sie konnte nichts thun, als ihn lieben. Aber auch ihr Gefühl wagte sie ihm nicht mehr offen zu zeigen. Er war zu reizbar geworden. So litt sie um ihn, litt um seiner Schwäche willen die tausend großen Schmerzen eines Frauenherzens.

Und dann löste sich der sonnige Herbst in Regen auf. Wahre Wasserfluten. Der Weltwinkel bekam ein häßliches, faltiges Wichtelmannsgesicht. Nur Liebe, sonnige Zufriedenheit und Arbeitsfreudigkeit konnten ihn schön finden. Aber Breden, der einen Überschuh verloren hatte in dem unergründlichen Schmutz, schalt ihn ein erbärmliches, menschenunwürdiges Nest.

Eines Tages sagte er Esther, er hielte es nicht mehr aus. Er brauche zu seiner Arbeit die Universitätsbibliotheken.

„Es ist ja ein Unsinn von uns, uns hier zu vergraben. Eine verliebte Laune. Es war ja auch sehr schön, aber ich denke wirklich, nun haben wir genug davon. Denke doch an den Winter in dieser Einöde! Der Herbst hat mich schon melancholisch gemacht. Wir gehen nach Berlin zurück. Ich glaube ich bin nicht mehr im stande, einen Leistikow von einem Liebermann zu unterscheiden. Man ist es sich schließlich schuldig, nicht zu versumpfen."

„Wann willst du umziehen?"

„Sofort natürlich. Ich denke, es ist am besten, ich fahre vor und miete eine Wohnung. Du besorgst dann den Umzug und kommst nach. Das Wintersemester hat eben begonnen. Ich möchte gern noch einige socialökonomische Kollegs belegen."

Damit hatte er den Schein für sich gerettet.

Am nächsten Tage fuhr er fort. Der Regen ließ gerade ein wenig nach, als Esther von der Bahnstation zurückkehrte. Zerrissene Wolken jagten über den Himmel. Sie hingen tief herab wie nasse Schleier, und verhüllten die Berge. Die goldenen Blätter, die in der Sonne so warm gelenchtet hatten, jagten gleich braunen Fetzen

durch die Luft. Esther hüllte sich fröstelnd in ihren Mantel. Als sie das Haus erreicht hatte, blieb sie auf der Veranda stehen. Die Korbmöbel waren schon hereingenommen.

Sie liebte den Weltwinkel, und wenn er hundertmal aussah wie ein verregnetes Huzzelmännchen. Und doch wollte sie ihn in dieser Stunde anklagen, denn er hatte nicht gehalten, was er versprochen hatte.

XII.

Wieder war es Hochsommer. Auf der kleinen Bahnstation von Peterswalde stand Esther und sah dem Zug nach, der sich eben nicht zu eilig in Bewegung setzte, denn die Sekundärbahn bereitete ihre Insassen nur allmählich auf die schnellere Beförderung der D-Züge vor. Noch konnte sie deutlich Harrys hübsches Gesicht erkennen, wie es sich aus dem Fenster des Abteils ihr zuneigte. Er sah gut aus, heiter und erwartungsvoll, wie jemand, der sich auf eine Reise freut, wie jemand, der gern geht und dem der Abschied kein Schmerz ist. Er winkte mit der Hand, dann, im plötzlichen Impulse, zog er die Rose, die sie ihm angesteckt hatte, aus dem Knopfloch und warf sie ihr zu. Es war nur die Andeutung einer Huldigung. Die Blume erreichte sie natürlich nicht, sondern blieb draußen, vor dem Güterschuppen liegen. Esther stürzte auch nicht hin, um sie zu holen, wie es vielleicht ein verliebtes Mädchen gethan hätte. Sie schloß nur ihren Schirm und hob ihn grüßend noch einmal, als der Zug eine Biegung machte.

So stehen oft die Frauen der Bahnwärter in Vertretung ihrer Männer vor den kleinen Häuschen, an denen der Zug vorbeirast. Sie halten die aufgerollte rote Fahne hoch. Der Reisende, dem das kleine, freundliche Idyll, das weinumrankte Häuschen mit dem Garten, durch dessen Bretterzaun bunte Wicke und Gucküberdenzaun kriecht, einen flüchtigen Augenblicksgenuß gewährt, sieht aus dieser Fahne, daß die Bahn für ihn frei ist.

Auch Breden schien diesen letzten Gruß seines Weibes so aufzufassen, denn befriedigt lehnte er sich in die Polster zurück.

Esther stand noch still und sah zu, wie die kleine, weiße Rauchsäule höher stieg, wie ein Wölkchen über dem Grün der Bäume lag und sich dann in dem blauen Himmel auflöste. Sie hatte den Schirm noch nicht wieder aufgespannt. Die blendende Sonne schien sie nicht zu stören, obgleich die braunen Augen, in angestrengtes Sinnen verloren, geradeaus starrten. Jetzt, wo die rote Seide nicht mehr ihre trügerische Glut warf, sah sie elend und abgespannt aus. Die Haut war nicht verbrannt wie früher, sondern von ungesunder Weiße, um die Augen lagen dunkle Ringe, und das Gesichtchen war schmal. Sie sah nicht gut aus, obgleich sie mit großer Sorgfalt gekleidet war in ein Jackenkleid aus hellem Leinen mit kleinem Strohhütchen, dessen Schleier jetzt zurückgeschlagen war. Ihre Bewegungen, als sie jetzt zu dem wartenden Wagen ging, waren sehr müde. Die alte Elastizität, vielleicht ihre größte Schönheit, war verschwunden.

Als der Wagen auf die Grenze von Peterswalde kam, ließ sie halten und schlug einen Fußweg ein. Sie kam noch früh genug zur Großmutter zurück. Sie wußte es, daß die alte Frau Donates die Reise ihres Gatten nicht billigte. Eine Studienfahrt, wenn man weder Gelehrter noch Künstler ist, war in ihren Augen ein Unsinn. Wegen der Baudenkmäler Tirols auf acht Wochen in die Berge zu gehen! Warum nicht lieber sagen, daß man sich in Peterswalde langweile und zu seinem Vergnügen reisen wolle? Aber es schickte sich nicht für einen jungen Ehemann, allein Vergnügungsreisen zu machen, wenn die Gattin nicht mit kann, weil sie sich schonen soll und das erste Kind erwartet wird. Deshalb mußten die kunstgeschichtlichen Studien als Deckmantel herhalten.

Alle diese Gedanken hatte Esther der Großmutter von den strengen Augen abgelesen. Gelegentlich hatte sie auf diese stummen Vorwürfe auch geantwortet, nicht direkt, denn eine eingehende Erörterung wollte sie vermeiden, aber doch so, daß die Großmutter denken sollte, sie selbst finde das ganz natürlich.

„Es ist so hübsch für Harry, daß er sich diese Reise gönnen kann. Du weißt doch, daß ihm Keller seine Broschüre abgekauft hat und sie in Verlag nehmen will?"

Nein, Frau Donates wußte das nicht.

„Heinz kann sie noch nicht bald erscheinen lassen, er sagt, für solche Sachen müsse man den rechten Augenblick abwarten. Aber Harry kann doch nun ohne Gewissensbisse fortgehen. Er macht jetzt ganz ernste kunstgeschichtliche Studien. Ich freue mich darüber. Ich glaube bestimmt, daß das mehr seine eigentliche Begabung ist, als Nationalökonomie."

„Nein," sagte Frau Donates trocken, „irgend welche Begabung für Ökonomie traue ich ihm auch nicht zu."

Jetzt, wie Esther auf dem schmalen Pfad zwischen den Haferfeldern einherschritt — dem Konfirmandenpfad, wie ihn die Dorfkinder nannten, die auf ihm in ihre Religionsstunden zum Pfarrer des Nachbardorfes gingen — jetzt sah sie viel weniger zuversichtlich aus, als vor drei Tagen, als sie die Großmutter darauf vorbereitet hatte, daß ihr Mann schon nach drei Wochen auf die Gastfreundschaft von Peterswalde verzichtete, „weil man ja in der alten Bude und in dem märkischen Sand und den einförmigen Kiefern einfach verrückt werden könne." Sie hatte auch das Honorar für die Broschüre mit Absicht erwähnt, denn im Grunde mußten sie ja für den Sommeraufenthalt in Peterswalde so dankbar sein. Er half ihren Geldverhältnissen auf, die in Berlin ihnen viel Schwierigkeiten machten, oder vielmehr Esther, denn Breden konnte nun einmal mit Geld nicht umgehen.

Esther wurde auch jetzt, in der Einsamkeit des von Mohn und Kornblumen durchsetzten Haferfeldes glühend rot, als sie an die Broschüre dachte. Sie war die Frucht seiner Arbeiten im Weltwinkel. Die namhaften Verleger hatten sie alle zurückgewiesen, und bittere Stunden waren die jedesmalige Folge einer neuen Enttäuschung gewesen. Esther hatte die Broschüre gelesen, in der Geist und ein aufwallendes Mitgefühl für die Ungerechtigkeit in der Verteilung der Lebenslose vollständige Unkenntnis des Stoffs nicht verdeckte. Die Einleitung, eine hübsch geschriebene Übersicht über das Los der Arbeiter in Latifundien, mit besonderer Berücksichtigung der campagna di Roma war noch das Beste. Die Schlußfolgerung, die Expropriation aller Besitzer über

viertausend Morgen, schien ihrem einfachen Sinn ungeheuerlich. Er hatte ihr eine heftige Scene gemacht, ihr Teilnahmlosigkeit und einen beschränkten Horizont vorgeworfen, als sie das offen sagte, er hatte tagelang nur das Notwendigste mit ihr gesprochen, eine Form seiner Verstimmung, die ihr ganz besonders quälend war. Seitdem hatte sie immer gefürchtet, er würde sich an Keller wenden. Anfangs, als er seiner Arbeit noch mit übertriebenen Hoffnungen gegenüberstand, hatte er von selbst gesagt, daß er Kellers befangenes Urteil nicht wünsche. Er hatte von Anfang an Abneigung gegen Esthers Vormund empfunden. Dann aber, als Esther zu Pfingsten auf dringenden Wunsch ihrer Großmutter nach Peterswalde gekommen war, hatte er ihr geschrieben, er sei doch zu Keller gegangen, und schon acht Tage später war ein Brief gekommen, der ganz in dem alten, weltstürmenden Ton der Brautzeit klang. Keller hatte die Broschüre für seinen Verlag erworben und sofort honoriert, nur die Zeit der Veröffentlichung wolle er selbst bestimmen. Als Esther den Brief las, war zum erstenmal dieses brennende Gefühl der Scham in ihre Wangen gestiegen. Es kam ihr vor, als hätte Keller ihnen ein Almosen gereicht.

Schon im Winter hatte Breden gelegentlich einen Aufsatz über neue Kunsterscheinungen an ein großes Provinzblatt geschickt. Die Arbeiten, flüssig geschrieben, von gutem Geschmack und der Leichtigkeit der Auffassung, die dem Lesepublikum einer Tageszeitung zusagt, waren gedruckt und hatten gefallen. Breden war sehr stolz auf sein Honorar gewesen. Es hatte ihnen immer eine Extrafreude machen müssen. Er hatte Esther dafür eine feingetönte Vase der Kopenhagener Fabrik gebracht, oder eine Loge im Theater genommen, für die sie Toilette machen mußte, oder sie in ein vornehmes Restaurant eingeladen. Sie mußte dann natürlich strahlen und dankbar und glücklich sein. Sie kannte nun schon lange genau alles, was er von ihr verlangte, wenig genug im Grunde, und sie gab ihm nie Gelegenheit zur Unzufriedenheit. Diese kleinen Arbeiten, die ihren Zweck vollständig erfüllten, konnte sie mit gutem Gewissen loben, und sie legte alles aus der Hand, wenn das dicke Paket gedruckter Zeitungen ankam, um sofort unterrichtet zu sein und bei Tisch mit ihm darüber sprechen zu können.

„Du machst Fortschritte, kleine Vandalin," sagte er dann lobend. Und zuweilen, wenn er sehr guter Laune war, erwähnte er noch ihre Gleichgültigkeit gegen Rom.

Es kamen selten Scenen vor in ihrer Ehe. Und doch blieb Esther plötzlich stehen und preßte die Hände auf ihr Herz. Sie hatte das Gefühl gehabt, als finge eine Ferienzeit für sie an, ein kindisches, ihr unbekanntes Gefühl, das Fräulein Fränkel ihr früher nie erregt hatte, wenn sie die Bücher für einige Zeit in den Schulschrank schloß. Sie mußte an die Rose denken, die er ihr zugeworfen, und die nun in der Sonne da draußen welkte, und daß sie ihm mit dem Winken des Schirmes angezeigt hatte, sie gebe ihm freie Fahrt. Sie mußte sich eine Weile ausruhen, so erschrocken war sie über den Gedanken, daß die Abwesenheit ihres Mannes ihr Freude einflößen könne. Das Haferfeld endigte hier auf den Landweg, und sie lehnte sich an einen der Kirschbäume, die ihn einfaßten. Eine ganze Weile stand sie so still. Dann kam der Pächter der Obstallee aus seiner Strohhütte, von wo er etwaige Näscher beobachtete. Sie wollte ihm nicht begegnen und schritt den Weg hinunter auf den Hof zu.

Es war jetzt schon ein ganzes Jahr her, daß der hohe, rote Schornstein der Ziegelei über die alten Schindeldächer der Hofgebäude aufragte. Als Esther ihn

Pfingsten zum erstenmal gesehen hatte, die schwarze, qualmende Rauchwolke über den alten Ulmen des Gartens, hatte er für sie eine Veränderung in Peterswalde bedeutet. Sie hatte nie begriffen, daß die Großmutter in ihrem Alter das Pachtverhältnis gelöst hatte und wieder die Selbstbewirtschaftung übernommen, zwanzig Jahre nachdem sie dieselbe als eine zu schwere Last abgegeben hatte. Jetzt sah sie, daß die Großmutter wirklich sich eine Last damit aufgeladen hatte. Frau Donates, die jetzt ihren Rollstuhl nie mehr verließ, leitete aus ihrem Zimmer die Bewirtschaftung von Peterswalde und das neue industrielle Unternehmen. Wie sie damals zu Keller gesagt, hatte sie wieder Glück in der Wahl ihres Inspektors gehabt. Vielleicht hätte niemand gewagt, seinen Pflichten nicht nachzukommen unter diesen strengen Augen, vielleicht war sie wirklich unbestechlich bei der Wahl ihrer Leute. Natürlich warf die Ziegelei noch nichts ab. Die neue Hypothek mußte verzinst, für die Ziegel Absatzstellen geschaffen werden. Frau Donates saß täglich stundenlang vor ihrem Pult und rechnete. Das vornehme Gesicht mit den vielen feinen Runzeln beugte sich über die Kontobücher, sie verglich und überlegte. Als sie mit Keller zusammen den ersten Jahresabschluß machte, war sie zufrieden. Es war nichts gewonnen, aber das Unternehmen schien lebenskräftig zu sein. Im Sande der Mark hatte eine Ziegelei, wenn der Lehmboden ausreichte, immerhin eine Zukunft. Dem alten Peterswalde war eine neue Lebensader zugefügt worden.

„Wenn Esther im nächsten Sommer kommt, muß sie die Buchführung übernehmen; sie muß Bescheid wissen. Sie hat einen klaren Verstand und Blick für das Praktische. Es wird ihr einmal eine erwünschte Lebensaufgabe sein, auf festem Boden zu stehen."

„Du meinst also noch immer —"

Eine verächtliche Handbewegung unterbrach ihn.

„Ich meine, daß diese Ehe sich lösen wird, so oder so. Und darum sorge ich vor."

„Du hast Esther als Frau noch nicht gesehen?"

„Nein. Und in ihren Briefen steht natürlich nichts davon. Sie meint vielleicht, ich bin zu alt, um mich in sie hineindenken zu können. Aber sie irrt sich."

Sie sah zu dem Bilde ihres Sohnes hin. Keller begriff, daß sie die Ehe Esthers mit der ihres Sohnes identifiziert hatte, daß sie einen Triumph empfinden würde, wenn sich ihre Worte, daß auch jene Ehe nicht glücklich geworden wäre, hier wie im Spiegelbild bewahrheiten würden.

„Du bist oft bei Bredens?"

„Nein, eher selten."

„Nun, und wie findest du Esther?"

„Sie ist gegen mich die Alte. In ihre Ehe läßt sie mich natürlich auch nicht hineinsehen. Er würde wahrscheinlich offener sein, wenn ich ihn fragen wollte, aber dazu habe ich keine Lust."

„Und?"

„Ich weiß nichts, Tante," sagte er unruhig. „Wirklich nichts. Daß Esther finden würde, was sie suchte, habe ich ja auch nicht erwartet. Es war die einzige

Überspanntheit in ihrem sonst so klaren Wesen, die genährt wurde durch die Erinnerung an die zu früh verstorbenen Eltern."

Frau Donates nickte mit dem Kopf.

„Daß eine solche Ehe möglich ist, wie sie es sich vorstellte, bezweifelst du also auch," sagte sie, befriedigt in ihrer Skepsis.

Keller stand auf.

„Das will ich nicht sagen. Überhaupt, all diese Vermutungen haben keinen Zweck. Ich würde nie in das eindringen wollen, was Esther vielleicht vor uns verschlossen hält. Braucht sie mich, so bin ich immer für sie da. Ich bin ihr Freund, nicht ihr Spion."

„Du bist eben solch ein Idealist wie das thörichte Mädchen," dachte Frau Donates. Aber sie sprach es nicht aus, denn trotz seines Idealismus vertraute sie auf Keller. —

Als Esther kam, mußte sie wirklich die Morgenstunden ihrer Großmutter widmen. Sie wunderte sich ein wenig, denn früher hatte Frau Donates sie nie an ihren Geschäften teilnehmen lassen, aber sie hielt es für ein Zeichen von Überbürdung und orientierte sich schnell und leicht, in dem guten Glauben, zu helfen. In der That war ihr eine praktische Arbeit, in der sie mit wirklichen Werten rechnete, sehr lieb. Ihr Mann schalt das ja immer an ihr, daß sie den Flug ins Blaue nicht unternehmen könne.

„Dann, Großmutter, wenn sich das neue Unternehmen bewährt, wird Peterswalde einmal im Preise steigen."

„Gedenkst du es zu verkaufen?"

„Ich? Es gehört mir ja gar nicht."

„Noch nicht."

„Ich würde nie gegen deinen Wunsch handeln."

„Ich habe dir ja gesagt, daß so gut wie nichts übrig bleiben würde, wenn wir es jetzt verkauften. Einige Jahre muß es noch gehalten werden. Hast du denn Pietät?"

„Großmutter!"

„Warum wundert dich die Frage? Deiner Mutter wäre es schwer gewesen, hier auszuhalten. Dein Mann hat bewiesen, daß es ihm unmöglich wäre. Und das Weib gehört zum Manne."

„Liebst du Peterswalde sehr?"

Frau Donates antwortete nicht sogleich auf diese Frage. Sie sah sich hier als junge Frau wieder die schwersten Demütigungen durchkämpfen. Sie hörte den Lärm aus dem Eßzimmer bis zu sich dringen und erzitterte in ihrer Vereinsamung vor dem Augenblick, in dem ihr Mann, wenn die Freunde abgefahren waren, angetrunken ins Schlafzimmer kommen würde. Sie fürchtete für das Erbteil ihres Kindes. Nein, sie hatte eigentlich keinen Grund, Peterswalde zu lieben. Wenn sie sentimental gewesen wäre, so hätte sich mehr als ein Skelett in seinen dunkeln Winkeln verbergen können. Nun sagte sie nur ruhig:

„Hier ist mein Sohn geboren."

Esther begriff die Beweiskraft, die diese wenigen Worte bargen.

„Ich wünschte, auch mein Kind könnte hier geboren werden."

„So bleibe hier."

„Nein. Du hast recht, das Weib gehört zum Manne."

Aber sie empfand es nach wie vor als eine Erleichterung, daß sie den ganzen Sommer in Peterswalde sein durfte. Sie meinte, es könne gar keinen bessern Einfluß geben auf das junge Leben in ihr, als den der heimatlichen Natur. Den ganzen Tag verbrachte sie draußen. Sie lag in der Hängematte unter den alten Ulmen und sah in das grüne Blätterdach, sie ging unter den Kiefern dahin, die die Luft mit Harzduft füllten, und hinter deren Stämmen die Sonne so glutrot unterging, und sie saß stundenlang im roten Heidekraut, umflattert von den kleinen, blauen Faltern. Sie las nichts, als die Briefe ihres Mannes. Die kamen unregelmäßig, manchmal lang, voll Zufriedenheit über das, was er in sich aufnahm, voll Heiterkeit über seine Reisebekanntschaften, manchmal verstimmt, weil er vielleicht ein schlechtes Bett oder ungenügende Kost vorgefunden hatte. Sie wußte ja, wie abhängig er von solchen Zufälligkeiten war. Einmal hatte er eine Anwandlung von Weltflucht, stieg hoch in die Berge und lebte eine Woche in einer Sennhütte. Von hier schickte er ihr Verse, die er zu dem Böcklinschen Bilde der Freiheit gemacht hatte, der Gestalt, die mit der phrygischen Mütze, den Adler zur Seite, auf schroffen Felsspitzen thront.

„Auf höchster Spitze thronest du,
Freiheit, in Wolken dein Fuß;
Unter dir liegen schneeschimmernde Ketten,
Sanft nur leuchten zackige Grate —
Doch von der Tiefe, doch von den Menschen
Scheidet dich Nebel und Dunst.
Nimmer erschauen können dich, Hohe,
Jene im Thale, nimmer dir nahn.
Nur der mit starkem Fittich zur Sonne
Strebet, der Adler nur darf bei dir rasten,
Er nur darf ruhn auf deiner Hand.
Doch in der andern hältst du die Palme,
Köstlichen Preis — wem willst du sie reichen,
Wenn du allein thronst auf felsigem Grat?

Wartest du, Freiheit? Hofft du, es werden,
Die jetzt so niedrig im Thale sich mästen
Noch gleich dem Tier nur, die säumigen Menschen,
Hofft du, sie werden ihre Gedanken
Dann gleich dem Adler zu dir erheben,
Daß sie dich suchen, nahe der Sonne,
Über dem Eise kalter Berechnung,
Über den Klippen ruhmloser Ehren,
Dich, die Göttliche, Freiheit, dich selbst? —

Hoffe! — Wir selber, die wir noch klimmen,
Einzeln strebend, an Felsen geklammert,
Siehe, Freiheit, wir hoffen mit dir!
Und wenn die Stunde lange noch zögert,
Da die brauenden Nebel sinken —
Teile sie, Hohe, daß die Kühnsten,
Sie, die dich suchen mit blutenden Füßen,

Einen Strahl deines Auges erhaschen,
Daß sie die Palme, die zu erreichen
Nimmer ihr Schicksal, winken sehen,
Segnend sich neigen in deinen Händen,
Ehe der Nebel dich wieder verhüllt."

Die Verse waren mit Überzeugung geschrieben. Sie fühlte seine Begeisterung aus ihnen heraus, sie sah, wie er in Gedanken selber nach der Palme griff, hoch über „jenen sämmigen Menschen, die niedrig im Thale sich mästeten."

Ein mildes Lächeln spielte um ihren Mund. Daneben sah sie den Mann, der im vergangenen Jahr in dem reichsgräflichen Schloß für einige Wochen so gern die Rolle des Blitzableiters für fürstliche Langweile übernommen hatte und den Feinschmecker, der sein Honorar für einen Aufsatz über „die darbende Sehnsucht nach Volkskunst" in einem Diner bei Uhl anlegte.

Sie fühlte sich so alt neben ihm. Was war sie ihm denn schließlich noch anders, als der immer klare Spiegel für sein Selbst, die Frau, vor der er geistig Toilette machte, jede Stimmung zerfaserte und zerlegte, um dann, wenn der letzte Bürstenstrich gethan war, angeregt, mit sich zufrieden in dieser bestechenden Sicherheit seines stillen Übermenschentums zu andern zu gehen.

Liebte die Frau noch, die mit so wachen Augen neben dem Gatten einherschritt? —

Breden hatte es übrigens in der erhabenen Einsamkeit trotz ihrer schrankenlosen Freiheit nur eine Woche ausgehalten, dann war er hinabgestiegen in die üppigen, lachenden Gefilde von Bozen und Meran. Da hingen jetzt die schwellenden Trauben zwischen dem Gitterwerk der Lauben, da rauschten die Wasser um das Marmorbild Walthers von der Vogelweide. Von den Bergen sahen die Burgen; die kleinen Höfe der mittelalterlichen Schlösser waren altdeutsche Erinnerungen. Im Batzenhäuschen aber, bei dem guten Magdalener, kamen Stimmungen und Verse ganz von selber. Die erhabene Poesie freilich wandelte in stolzer Höhe über die rosig strahlenden Steinfelder des Schlern und des Rosengartens. Hier unten im Thal jedoch ließ es sich leben. Mehr als ein feiner, künstlerisch abgeschliffener Aufsatz ging an einige norddeutsche Zeitungen, und Esther empfing Briefe, in denen die Sehnsucht nach ihr, von der zu schreiben er nie vergaß, nur noch in der Nachschrift Platz fand.

Eines Tages zeigte Keller in einem kurzen Brief den Tod seiner Frau an.

„So ist sie endlich erlöst," sagte Esther mit warmer Teilnahme.

„Und er auch," fügte Frau Donates hinzu. „Aber sie starb zu spät."

„Wie meinst du das, Großmama?"

„Du bist seltsam, Esther. Hast du je darüber nachgedacht, was es für einen Mann heißt, zehn Jahre lang an einen lebenden Leichnam gefesselt zu sein? Hast du Charlotte Keller je gesehen?"

„Nein. Heinz wollte es nicht. Wir sind ja einigemal bei ihm gewesen — als Mädchen ging ich immer in sein Bureau, wenn ich etwas von ihm wissen wollte — und natürlich habe ich ihn gefragt, ob ich nicht zu seiner Frau gehen dürfte. Er hat es mir aber verboten. Ich denke, er wollte nicht, daß ich etwas so Trauriges sehen sollte."

„Ja, er hat dich sehr lieb."

„Natürlich," sagte Esther selbstverständlich. „Weißt du, ich meine auch, der Schmerz jetzt ist nur eine sanfte Trauer. Sein eigentliches Leben ist damals mit den beiden Knaben gestorben."

„Hat er dir einmal davon gesprochen?"

„Nein. Ich kenne nur ihre Bilder. Aber solchen Kummer kann doch nichts im Leben wieder ausgleichen."

„Sagt die Jugend."

„Großmutter!"

„Sag, Esther, glaubst du noch immer an die unvergänglichen Schmerzen und Freuden?"

Die junge Frau hielt den Blick der alten Augen aus.

„Ich glaube noch immer an die Liebe, wenn auch anders als früher. Wie sollte ich es nicht gerade jetzt, wo mir der Glaube so not thut?"

In der That war das Mütterliche so stark in ihr, daß auch das Gefühl für den Gatten damit in eins verschmolz.

„Mein großes und mein kleines Kind," pflegte sie zu sich selbst zu sagen, „ich werde viel zu thun haben, um beiden gerecht zu werden."

Frau Donates schrieb an Keller und bat ihn, sich in Peterswalde von den Anstrengungen der letzten Wochen zu erholen. Aber er lehnte ab. Es sei zu viel zu ordnen, er könne nicht kommen. Keller war einer der wenigen Menschen, die gar kein Bedürfnis nach Ortsveränderung empfinden. Berlin selbst war ihm ganz gleichgültig. Er hatte auch keinen Widerwillen dagegen. Wenn er ein Gärtchen gehabt hätte, einen Waldwinkel, in dem er das Kommen und Gehen der Jahreszeiten täglich hätte verfolgen können, wäre er ganz glücklich gewesen. Er hatte immer gewünscht, in einem der entfernteren Vororte wohnen zu können, in Halensee oder der Grunewaldkolonie. Aber die Krankheit seiner Frau hatte das verhindert. Nicht, daß er gleichgültig gewesen wäre der Schönheit der Natur und Kunst gegenüber. Aber sein Leben hatte ihn so gewaltsam zur Verinnerlichung gezwungen, daß ihm eine Mappe mit Stichen, eine Reisebeschreibung schließlich genügten. Die Pflicht hatte ihn von jeher von allen Seiten eingeengt. Aber sie hatte ihre Bretterarme nur um den festen Stamm legen können. Die Krone hatte sich doch entfaltet. —

So blieb Esther bis in den Spätsommer mit den beiden alten Damen allein in Peterswalde. Fräulein Fränkel, die der gelähmten Freundin so nötig geworden war, ob sie gleich vom Lehnstuhl aus fast mit noch mehr Herablassung behandelt wurde, als in gesunden Tagen, hatte alles gethan, um sie zu pflegen, aber sie mußte sich am letzten Abend sagen, daß sie wenig genug erreicht habe, denn Esther, die vor dem Gutenachtsagen noch im Wohnzimmer zögerte und sich an dem Fahrstuhl zu schaffen machte, sah sehr schlecht aus.

„Lassen Sie mich Großmutter heute zu Bett bringen, es ist der letzte Abend," sagte sie endlich hastig.

„Willst du mir noch etwas sagen, Kind?" fragte Frau Donates, als sie allein waren.

Esther bezwang offenbar eine heftige Verlegenheit.

„Wir haben heute den 10. Oktober, Großmutter, und — und —"

„Richtig, und ich habe dir noch nicht dein Nadelgeld ausgezahlt," rief sie in scheinbarer Überraschung. „Aber Kind, du hast doch hier in Peterswalde nichts ausgegeben, hätte es denn wirklich nicht mehr bis Berlin gereicht?"

Esther empfand ganz deutlich, daß die Großmutter, die in Geldsachen peinlich genau war, ihr absichtlich diese Prüfung auferlegt hatte. Sie erhielt vierteljährlich zweihundertundfünfzig Mark, und noch nie war die Summe auch nur einen Tag zu spät in ihre Hände gelangt. Sie wurde trotzig. Wenn Großmutter ihr auch das Geld aus Güte gab, nicht aus ihrem Überfluß, sondern sicher vom Notwendigsten, so hatte sie doch kein Recht, nach seiner Verwendung zu fragen.

„Eben weil ich hier nichts brauche, gab ich es Harry."

Die alte Frau hatte sich von ihr zum Schreibtisch fahren lassen und das Mittelfach geöffnet. Sie sagte kein Wort, aber sie wußte, was sie wissen wollte. Breden hatte sich seine Rente wahrscheinlich nach Bozen schicken lassen und Esther sicher nicht einmal gefragt, ob sie etwas brauche.

Als Esther die Papierscheine in ihre Tasche steckte, zitterten ihre Hände. Der Abschied zwischen den beiden Frauen, von denen die jüngere noch nicht ahnte, wieviel von der unbeugsamen Energie der Alten auch in ihr steckte, wäre kühl gewesen, wenn nicht die Gebrechlichkeit der Großmutter gewesen wäre, die wie die Hilfsbedürftigkeit eines Kindes zum Herzen der jungen Frau sprach. Als sie sie gebettet hatte, beugte sie sich auf die runzelige Hand hernieder. Da legten sich die von Gicht verzogenen Finger in das lockere Haar, das mit den Augen zusammen jetzt den Rest von Esthers Jugendschönheit ausmachte.

„Gott segne dich, mein geliebtes Kind. Es schadet nichts, daß du rot wirst vor den Augen deiner alten Großmutter. Aber laß es nie dahin kommen, daß du vor dir selbst erröten mußt."

XIII.

Breden hatte auf seiner Reise einige einflußreiche Bekanntschaften gemacht, große Kritiker, die sich erholten, denen er sich anschloß, und die ihm den Vorschlag machten, gelegentlich doch auch über das Theater zu schreiben, denn die Schaubühne sei und bleibe doch nun einmal der Spiegel der Zeit. Er hatte den ganzen Kopf voll Pläne und machte eine Unmenge von Besuchen, auch in den Boudoirs der gefeierten Schauspielerinnen. In diesem Semester belegte er überhaupt keine Collegs. Dazu hatte er keine Zeit. Die Volkswirtschaft war nun endgültig an den Nagel gehängt. Die Bühne war seine Zukunft. Warum sollte er nicht Dramaturg werden.

Seine Frau sah er jetzt sehr selten. Er kam nicht einmal mehr regelmäßig zu Tisch. Man traf den einen oder den andern und frühstückte auswärts, und zu der späten Mittagsstunde war es ebenso. Dann ging man gleich ins Theater. Schade, daß Esther nicht mitkommen konnte! Gerade in diesem Jahr gab es so interessante Novitäten. Aber in ihrem Zustand! Nein, sie sollte ihm kein Opfer bringen, er verlangte das nicht.

Esther hatte den Blick fast des Widerwillens nicht vergessen, mit dem er bei der Rückkehr ihre Gestalt gestreift hatte. Sie ging nie mit ihm aus. Wenn er zu der bestimmten Stunde nicht da war, aß sie allein an dem zierlich gedeckten Tisch, auf dem das Blumenarrangement, das er liebte, nie fehlte.

Sie nähte die kleine Ausstattung und dachte viel nach. Es war doch anders hier in den eignen vier Wänden, als in Peterswalde. Sie hatte am hellen Tage Furcht, sie wußte nicht wovor. Aber es schien ihr immer, als drohe ihr etwas Schreckliches. Es war nicht der Tod. O nein. Den Tod fürchtete sie gar nicht. Sie dachte in dieser Zeit gern an ihn, nicht an den grotesken Knochenmann mit der Sense, sondern an den stillen Freund, der an einer Biegung des Lebensweges wartend steht und die Hand ausstreckt. Diese Hand ergreifen war ein Leichtes. Aber das Dunkle, Drohende über sich zu fühlen, wie es sich allmählich herabsenkte, und es nicht greifen zu können, war entsetzlich.

Eines Tages traf sie Keller in einer Lethargie, die ihm Angst machte. Daß er jedesmal mit den Zähnen knirschte, wenn das Mädchen, das ihm öffnete, die Antwort gab, der Herr Doktor sei nicht zu Hause, aber die gnädige Frau sei in ihrem Zimmer, ließ er sich nicht merken.

„Du gehst zu wenig aus, Esther."

„Ich bewege mich viel im Hause."

„Du thust nicht deine Pflicht!"

Sie sah ihn an. Ihre Augen kamen ihm seltsam vor. Ihr ganzes Sein schien im Starrkrampf zu liegen.

„Muß man immer seine Pflicht thun?"

„Immer, Esther."

Er nahm sich einen Stuhl und wollte sich neben sie setzen. Dabei stieß er mit einer seiner ungeschickten Bewegungen an ein Tischchen, auf dem eine kleine, hölzerne Truhe stand. Sie sprang auf und einige Bündel zerlesener Briefe fielen auf die Erde. Er wußte, daß Esther in dieser kleinen Truhe die Briefe ihrer Eltern aufbewahrte. Hastig bückte er sich und hob sie auf. Sie war aufgestanden und nahm sie aus seinen Händen. Neben ihr brannte im Kaminofen ein offenes Feuer, da sie immer fror. Mit gleichgültiger Bewegung warf sie die Briefe in die Flammen.

„Esther," schrie er auf.

Sie sah nicht einmal zu, wie das Feuer sein Werk vollendete. Sie ging wieder zu dem tiefen Stuhl, in dem er sie gefunden hatte.

Er starrte zum Fenster hinaus in den Novembernebel. Unmöglich hätte sie den Zusammenbruch ihres Innenlebens deutlicher zeigen können. Er sah sie unter den jungen Buchen in Burnham, wie eine Waldfrau in den hohlen Stamm gedrückt, die Hände voll Apfelblüten, mit ihren großen, strahlenden Augen in der Ferne das Glück suchen. Er hätte Breden in diesem Augenblick ruhig erwürgen können.

Aber das durfte ja nicht so enden!

„Esther!"

Sein Ton klang wie ein harter Befehl. Unwillkürlich zuckte sie zusammen und sah auf.

„Du wirst dich sofort ankleiden und mit mir auskommen. Sofort, verstehst du?

Und morgen um diese Stunde wieder, jeden Tag. Wenn du dich weigerst, thue ich zweierlei, ich schreibe an die Großmutter und schicke dir Tante Ritter."

Sie erschrak. Zehn Minuten später schritt sie an Kellers Arm dem Tiergarten zu.

Acht Tage hindurch hörte sie von ihrem Vormund kaum ein weiches Wort. Dafür munterte er ihr Anstrengungen zu und unternahm, wenn die Sonne vorkam, mit ihr Ausflüge in den Grunewald. Nach acht Tagen, als er sie wieder mit sich fortschleppen wollte, ohne irgend eine Meinung von ihr zu erfragen, zog sie ihren Arm aus dem seinen und lachte ihn aus. In ihren Augen war Leben. Sie war aufgewacht.

„Du Tyrann," sagte sie trotzig. „Ich thue nicht mehr, was du willst. Ich gehe heut zu Tante Ritter."

Er nahm ihre beiden Hände und küßte sie und ließ sich schelten.

„Ja, aber der Kaffee bei Tante Hedwig war nie mein Fall, Esther. Was meinst du, wenn du Hut und Cape noch einmal ablegtest, und mir in deinem Zimmer höchst eigenhändig eine Tasse zurechtmachst? Hast du Lust?"

Im Augenblick war sie bereit.

„Wir wollen es uns aber hübsch machen."

„Natürlich."

Er half ihr eine Decke auf den kleinen Tisch breiten und holte die zierlichsten Tassen aus dem Büffet. Sie steckte die Spiritslampe an, und dann strich sie sich über die Stirn.

„Ich bin aufgewacht. Ich glaube, ich war zu dumm."

„Das schien mir auch so."

„Weißt du, was ich dachte?"

„Zuviel verlangt, liebes Kind."

„Ich dachte, Harry und ich gehörten gar nicht mehr zusammen. Nur weil er jetzt mit den Vorbereitungen zu der Première so viel zu thun hat. Dabei ist er so rücksichtsvoll gegen mich, ich habe mich wirklich geschämt, wenn ich die Blumen, die er mir gebracht hatte, am nächsten Tag verwelkt fand, weil ich sie nicht ins Wasser gestellt hatte. Natürlich wird nun alles anders, seit er einen Beruf hat, der ihn soviel aus dem Hause führt. Ich bin so verwöhnt durch diese Zeit, in der er nur für sich lebte. Aber es ist besser für ihn, meinst du nicht auch?"

„Natürlich," sagte Keller. „Der Mann gehört ins Leben."

Es war die platteste Phrase. Jungen Schauspielerinnen den Hof zu machen, konnte in Heinz Kellers Augen überhaupt kein Beruf sein.

„Und dann — in dieser Zeit kann ich ihm auch wirklich zu wenig sein."

Heinz Keller, der heute den Lügenzoll seines Lebens zu entrichten schien, machte so, als sei es ganz natürlich, daß in dieser Zeit junge Frauen nur eine Last für ihre Männer wären und gar keinen Anspruch auf Schonung hätten.

Als sie ein Stündchen gemütlich geplaudert hatten, fragte er sie, ob sie nun zu Tante Ritter gehen wolle.

„Ja, ich muß hin. Vor acht Tagen ist sie mit Lolo erst aus Wilhelmshaven gekommen. Sie hat mich bei ihrem ersten Besuch verfehlt, und ich muß mich doch nach Nellys Häuslichkeit erkundigen. Weihnachten gehen sie nach Frankfurt. Bringst

du mich hin? Harry ißt heute um sechs auswärts und kommt nur noch her, um sich umzuziehen."

Er sah nach der Uhr. Es war halb fünf.

„Ja, ich komme mit. Aber ich kann nicht da bleiben, ich habe zu thun."

„Du bist dort auch ganz überflüssig. Es werden doch nur Frauensachen besprochen. Heddas Kind und Nellys Mann und Ellas Kleine — du hast doch auch eine Anzeige bekommen? — ich glaube, das hält kein Mann aus."

Sie war wirklich ganz heiter, ihre Wangen hatten Farbe bekommen und Keller wollte sich gerade zu dem Erfolg der rauhen Kur, der er sie unterzogen hatte, gratulieren, als sie, im Begriff die Zuckerdose auf den jetzt leeren kleinen Tisch zu stellen, plötzlich blaß wurde und scheu zu ihm aufsah.

„Die Briefe," flüsterte sie.

„Ja, Esther, die sind nun dahin. Aber meinst du nicht, daß sie im Grunde lange genug gelebt haben? Oder wolltest du sie auf dein Kind vererben?"

Sie schüttelte erschrocken den Kopf.

„Nein, nie. Ich denke oft, ich hätte sie selber nicht lesen sollen. Jeder Mensch muß doch sein eignes Leben leben. Findest du nicht auch, daß uns fremde Erfahrungen nie etwas nützen? Und nun gar fremde Seligkeiten! Es ist indiskret, da den Schleier wegzuziehen. Es rächt sich auch. Kann es zwei verschiedenere Männer geben als Harry und meinen Vater? Aber mir scheint, ich wollte mir eine Schablone von einer glücklichen Ehe machen!"

„Es ist noch nicht alles verloren," sagte Keller zu sich, als er die Thür des Ritterschen Hauses hinter Esther geschlossen hatte. „Das Kind kann viel gut machen." Er winkte einem vorbeifahrenden Taxameter und gab die Adresse der Bredenschen Wohnung. „Nun aber noch ein ernstes Wort mit dem Herrn Gemahl!"

Das klang wie Befriedigung. Diesem Menschen einmal die Wahrheit sagen! Als der Wagen an dem Ausstellungspalast vorbeirollte, war Keller eben dabei, den langaufgespeicherten Zorn in donnernden Tiraden diesem Weichling ins Gesicht zu schleudern, ihm zu zeigen, wie er in seinen Augen überhaupt nicht wert sei, seiner Frau die Schuhriemen aufzulösen, wie er dieses ganze ästhetische Unwesen verachte, das neben der Lebensarbeit eines echten Mannes zusammenbreche gleich Kartenhäusern, und wie er jetzt gerade auf dem besten Wege sei, einen Mord zu begehen.

Ja, das wollte er! Er atmete ordentlich auf vor Erleichterung.

Aber schon an der großen, roten Bude vor der Moltkebrücke kam ihm die Besinnung. Anhören würde ihn Breden ja wohl müssen. Wenn das losbrach, was in ihm gärte, dann hätte er den einmal sehen wollen, der ihm Stillschweigen auferlegte. Aber dann? Esthers Vormund war er nicht mehr, als solcher hatte ihn Breden überhaupt nie angesehen. Brach er mit ihm, so hatte er heute zum letztenmal neben Esther in ihrem Zimmerchen gesessen. Was hatte er dann für sie gewonnen?

Als der Wagen durch den Tiergarten fuhr, um dann in eine der billigern Straßen des Westens einzulenken, in der Bredens wohnten, war es Keller schon klar, daß gerade die Sorte von Menschen, zu der Breden gehörte, nicht mit rauhen Händen angefaßt werden kann, wenn man sich irgend einen Einfluß auf sie sichern will, und als er ausstieg und wieder an der Thür stand, die sich vor kaum einer Stunde hinter ihm

und Esther geschlossen hatte, wußte er, daß er Esther selbst, die er liebte, noch nie mit der Rücksicht behandelt hatte, die er jetzt für ihren verwöhnten Gemahl hervorsuchen würde.

Der Herr Doktor sei in seinem Schlafzimmer und kleide sich um. Wenn Herr Keller ihn aber dringend zu sprechen wünsche —

Ja, die Sache war dringend. Einen Augenblick später stand Keller in dem mit Luxus ausgestatteten Raum, wo vor dem Spiegel zwei Kerzen brannten, während die vielen Büchschen und Döschen des Toilettentisches geöffnet waren. Breden entschuldigte sich. Er war in Hemdärmeln und trug die Bartbinde. Aber um dreiviertel sechs mußte er fortfahren, und es war gleich halb.

„Bitte, lassen Sie sich meinetwegen nicht stören. Die Sache ist dringend, sonst wäre ich morgen wiedergekommen."

„Mein Manuskript? Wissen Sie, lieber Keller, ich mache mir aus dem Ding eigentlich gar nichts mehr, seit es aus meinen Händen ist. Die Arbeit wird natürlich ihre Freunde finden, daran zweifle ich nicht. Aber im Grunde sind diese trocknen Betrachtungen, die an vielen Stellen sogar die Statistik streifen, doch nichts für mich. Ich bin jetzt in ganz anderm Fahrwasser. Lesen Sie zuweilen meine Aufsätze?"

Keller bejahte, und Breden erging sich einige Zeit in seinen Plänen. Er stand mit dem Rücken gegen seinen Besucher vor dem Spiegel, und Keller mußte sich gestehen, daß die zwei Jahre, die seit Bredens erster Bekanntschaft mit Esther vergangen waren, ihm äußerlich vorzüglich bekommen waren. Die große Gestalt war nicht mehr so überschlank, ohne doch an Eleganz verloren zu haben. Das Gesicht, soweit es ihm da aus dem Spiegel in der lächerlichen Entstellung der Bartbinde entgegensah, nicht mehr so ungesund weiß, sondern mit den kräftigen Anzeichen der Gebirgsluft, in der er sich so lange aufgehalten hatte. Die Augen blickten jetzt, wo es sich um den tadellosen Chik der Krawatte handelte, nicht müde, sondern lebhaft.

Der Unterschied zwischen ihnen beiden, dem eleganten Mann dort und seiner plumpen, grobknochigen Gestalt mit dem bartlosen, scharfkantigen Gesicht sprang Keller so in die Augen, daß er sich unwillkürlich aus dem Lichtkreis des hellen Spiegels zurückzog.

„Suchen Sie sich doch einen Stuhl, Keller. Sie sehen, ich bin hier Alleinherrscher. Wir haben uns schon getrennt, in ein paar Wochen hätte es ja doch sein müssen. Kindergeschrei in der Nacht — das wäre meiner Tagesarbeit schlecht bekommen."

Keller hatte es beim ersten Blick gesehen. Diese üppige Schlafzimmereinrichtung war wahrscheinlich die aus Bredens Junggesellenzeit, und hatte als Ergänzung das dritte Zimmer der Garçonwohnung gefüllt, das er damals bei seinem ersten Besuch vor zwei Jahren nicht gesehen hatte. Auf ein Himmelbett hatte er Breden aber schon damals taxiert. Er machte eine Ecke des Ruhebettes von Kleidungsstücken frei und setzte sich. Der Kampf mit der Krawatte am Spiegel war beendet, und Breden, der die Binde gelöst hatte, gab seinem spitzen, kurz gehaltenen Vollbart die letzten Bürstenstriche.

„Also das Manuskript —"

„Ach, es ist gar nicht das Manuskript. Dazu komme ich sobald noch nicht. Wir haben wieder einmal Hochflut in der Druckerei. Es ist Esther."

„Esther?"

Breden nahm den eleganten Jackettrock auf und schlüpfte langsam in die Seide des Futters.

„Finden Sie sie nicht erschreckend elend?"

„Ja, sie sieht sehr schlecht aus. Aber das liegt in ihrem Zustand. Scheußlich, daß der so verändert."

„Ich wüßte nicht, warum der sie hindern sollte, auszusehen wie eine glückliche Frau."

Breden, der wieder vor den Spiegel getreten war und die auf der Konsole liegende weiße Gardenie aus dem Seidenpapier wickelte, wich förmlich zurück, so trocken und brüsk klangen die Worte.

„Sie meinen doch nicht, Esther sei keine glückliche Frau? Hat sie geklagt?"

„Das glauben Sie ja selbst nicht, Breden."

„Ich bin viel aus, es ist wahr. Mein Beruf verlangt das. Es ist die Hauptsache, daß ich Fühlung gewinne. Aber Esther kann doch nicht im Ernst verlangen, daß ich sie jetzt mitnehme."

„Sprich dich nur aus," dachte Keller, als er sah, daß der andre sich ereiferte. „So erleichterst du mir die Sache."

„Sie wissen ja am besten, Keller, wie ich Esther liebe. Ich habe ihr doch meine ganze Zukunft geopfert. Ich bin jetzt zweiunddreißig Jahre —" ein kleiner Blick in den Spiegel — „die Welt stünde mir eigentlich offen. Ich sage nicht, daß ich mich in Esther getäuscht habe, gewiß nicht. Für den kleinen Kreis, in dem sich ihre Anschauungen bewegen, kann nicht sie, sondern ihre Erziehung. Die Zeit in England hat sie ganz vergessen. Diese beiden alten Frauen in Peterswalde — entsetzlich! Ich muß gähnen, wenn ich an sie denke. Da ist natürlich an Esther viel haften geblieben, was ich mir an meiner Frau anders gewünscht hätte. Aber dabei ein Herz wie Gold, ich weiß. Ja, aber so sprechen Sie doch, Keller. Was soll ich denn da machen? Der Arzt —"

„Ein Arzt hilft gar nichts. Sonnenschein hilft. Liebe. Zeigen Sie ihr, daß Sie sich auf das Kind freuen. Sie freuen sich doch?"

Breden warf sich ein wenig in die Brust.

„Ich begreife Sie heute gar nicht, Keller. Das hebt doch immer unser Selbstgefühl. Aber das gestehe ich schon, daß es mir lieber wäre, das Ammenmärchen hätte recht, und man holte sich die Kinder aus dem Mummelteich. Sie haben mich ganz unruhig gemacht. Und gerade heute — ich war in so vorzüglicher Stimmung — muß auch eine Rede halten."

„Wenn er jetzt nicht bald aufhört, dann geschieht doch noch ein Unglück," dachte Keller, der indessen mit Erstickungsanfällen kämpfte und dem andern die Wonne dieser Empfindung durch ein paar derbe Fäuste gerne vermittelt hätte. Laut aber sagte er nur:

„Ich stehe der Familie ihrer Frau so nahe, daß ich Sie aufmerksam machen wollte. Der tägliche Umgang schwächt gegen äußere Eindrücke leicht ab. Esther muß

durchaus in guter Stimmung erhalten werden. Die Folgen können zu gefährlich sein. Glauben Sie mir, wer gleich mir zehn Jahre lang eine Frau auf dem Krankenbett hat liegen sehen, ist vorsichtig."

Das saß.

„Um Gotteswillen!" Breden war wirklich bekümmert. „Sie sind ja ein entsetzlicher Schwarzseher! Ich werde Esther mehr beobachten. Eigentlich Unrecht von ihr, daß sie nicht selbst auf sich achtet. Das sind doch heilige Pflichten. Ich danke Ihnen, Keller, Sie sind ein Freund. Es hat mich gefreut, daß Sie sie zuweilen abholen. Sie können nicht oft genug kommen, versichere ich Ihnen. Ich selbst muß festen Fuß fassen in meinem neuen Beruf. Schon aus pekuniären Gründen. Wir brauchen zu viel Geld, viel zu viel. Es liegt doch schließlich alles auf mir." —

Als Keller aus der schwülen Luft des eleganten Zimmers hinaus war und draußen auf der Straße stand, wo die Droschke erster Klasse auf Breden schon wartete, hatte er seinem Zorn zwar nicht Luft gemacht, aber seinen Zweck erreicht. Das mit der langen Krankheit war sogar ein diplomatischer Kniff gewesen, den er sich gar nicht zugetraut hatte. Er schickte einen Gedanken reiner Wehmut zu dem Grabe der Jugendgeliebten. Breden würde sich aus selbstsüchtiger Angst um Esther sorgen. Sie aber würde das für zarte Rücksicht nehmen. Und wenn die Aussprache mit dem Herrn Gemahl nun auch etwas anders ausgefallen war, als er gedacht hatte — der Zweck heiligte zuweilen wirklich die Mittel.

Breden aber, der den Mantel vorsichtig über der kostbaren Gardenie schloß, hatte eine tiefe Falte auf der Stirn. Zum erstenmal schien sich in seinem Leben nicht alles so glatt lösen zu wollen, wie er es gewohnt war. Erst gestern hatte er Ulla seine freie Zeit zur Verfügung gestellt. Sie war so empfindlich, so verwöhnt. Und wie sollte er ihr den Grund sagen? Weil seine Frau — einfach lächerlich! Es fiel ihm gar nicht ein, mit einer ähnlichen Würde vor der jungen Schauspielerin kokettieren zu wollen.

„Ich hätte nicht heiraten sollen. Mein Künstlerblut hätte mich warnen müssen. Die Fesseln sind nicht für unsereinen. Ja — wollte ich denn eigentlich heiraten? Das ist doch nicht gleich die notwendige Folge, wenn man zusammen eine Mappe Klinger besieht!" —

Indessen saß Esther in dem bequemsten Stuhl der Ritterschen Wohnung, warm zugedeckt, von Liebe umgeben. Auch wo es bergab geht im Leben, kommen immer wieder Ruhepausen, von denen man noch einmal hineinsieht in die friedlichen Thäler in warmer Sonne. Auch bei heftigen Schmerzen gibt es stets Augenblicke, ja Stunden und Tage der Stille.

Bei Ritters hatte sich viel verändert, seit Esther in dem winzigen Hinterstübchen mit der drapierten Kiste gewohnt hatte. Damals hatte es doch sehr großer Geschicklichkeit bedurft, um dem ganzen Hauswesen diesen Anstrich der Behaglichkeit zu geben. Es hatte manche kleine Entbehrungen gegeben, manchen weiten Gang in die Vorstädte zu „billigen Quellen". Aber im ganzen hatte die Taktik, ein klein wenig schiefe Schlachtordnung, nach der hier um die Lebenserfolge gekämpft worden war, ihren Lohn getragen. Hedda war ja mit Teichert wirklich glücklich geworden. Und der Einfall, diesen Kapitän zur See zur Hochzeit zu laden, den man gar nicht einmal

kannte und der nur zufällig mit einem der Hausfreunde entfernt verwandt war, war geradezu genial gewesen. Nach drei Jahren Seeeinsamkeit war er gar nicht im stande gewesen, der Rührung einer solchen Familienfeierlichkeit zu widerstehen, und sein mädchenhungriges Herz war der hübschen Nelly rettungslos zum Opfer gefallen. Die Sache hatte sich noch eine Weile hingezogen, dann war vor einem Jahr Hochzeit gewesen, gerade als Bredens aus dem Weltwinkel nach Berlin zurückkamen; und jetzt konnten Frau Ritter und Lolo nach dem ersten Sommeraufenthalt in Wilhelmshaven nicht genug von dem hübschen Heim der jungen Frau, ihrem natürlich ganz militärischen Umgangskreis, Tennispartien und Yachtfahrten — Frau Ritter sagte yotting mit dem o wie eine perfekte Engländerin — erzählen.

„Nun, Lolo, da ist dein Herz wohl in Wilhelmshaven geblieben?“ fragte Esther lachend.

Lolo warf den hübschen Kopf ein wenig verächtlich zurück.

„Ich könnte mich mit Lieutenants nur amüsieren,“ sagte sie etwas von oben, „aber dazu eignen sie sich wirklich prächtig.“

Lolo hatte es besser als ihre Schwestern. Durch die gute Art, auf welche jene sich versorgt hatten, war Lolo die Möglichkeit der freien Wahl gegeben. Sie hatte sich daher auch ganz anders entwickelt, durchaus nicht nur zu sanfter Häuslichkeit, Gesellschaftsspielen und den Trompeterliedern. Das war noch immer eine ziemlich sichere Methode für arme Mädchen, die sich um jeden Preis versorgen mußten. Aber wenn man ein wenig mehr Ellbogenfreiheit hatte, dann war eine Individualität nicht vom Übel. Lolo war auch hübscher als die Schwestern, runder und frischer, wozu vielleicht auch die nun verbesserte Kost beitrug. Sie war ein wenig burschikos, sehr schlagfertig und nicht für jeden zu haben, wie sie gelegentlich merken ließ.

Jetzt rührte sie während des Plauderns eine Sauce zu Fischsalat, die bei Ritters berühmt war. Das Rezept in seiner sehr einfachen Zusammensetzung war Familiengeheimnis. Aber für Esther, die mit den Gewohnheiten des Hauses vertraut war, bedeutete es eine Vorbereitung für einen Gast, von dem man etwas erwartete.

„Bekommt ihr Besuch, Tante? Dann störe ich wohl.“

„Nur Doktor Helmers,“ sagte die Mutter, und Lolo fügte mit einem Blick auf die Uhr hinzu:

„Er kommt erst nach acht. Er hat immer so lange in den Kliniken zu thun.“

Ob die pikante Sauce zu dem Fischsalat Helmers dauernd an das Ritterſche Haus gefesſelt hatte? Thatsache war, daß er der kleinen Courmacherei mit Lolo, die er nach Heddas Verlobung par dépit angefangen hatte, treu geblieben war. Und nun hatten sich die Dinge ja auch so geändert, daß nichts dagegen zu sagen war. Für Lolo war soviel Platz da, daß sie ruhig noch zwei oder drei Jahre auf das große Ereignis der Ehe warten konnte. Dann aber war Helmers sogar ein sehr erwünſchter Schwiegersohn. Er hatte das Glück gehabt, Assistenzarzt bei einem berühmten Professor zu werden, und man prophezeite ihm eine große Zukunft. Lolo würde sich mittlerweile nicht langweilen. Für hinreißende Leidenschaft war auch sie nicht gestimmt, gleich den Schwestern. Sie würde sich noch zwei Sommer in Wilhelmshaven den Hof machen lassen, und dann würde sie ihrem Herzen folgen. Denn daß die Sauce nicht

wie in frühern Jahren mit Berechnung, sondern wirklich mit Liebe eingerührt wurde, war offenbar.

Esther, von der Wärme der vorhergegangenen Aufregung und der seit Wochen endlich wieder bei ihr eingekehrten Ruhe in einen Traumzustand versponnen, dachte an diesen Doktor Helmers, um den Hedda geweint hatte, an das, was ihre Cousinen „Liebe“ genannt hatten, und womit sie wirklich glücklich geworden waren. Und dann sah sie in das Zimmer nebenan, zu dem die Thür offen stand, damit sich die Wärme des Füllofens gleichmäßig verteile. Sie sah ein junges Mädchen mit erwartungsvollen Augen an dem Munde eines Mannes hängen, der anders sprach als die übrigen, aus Widerspruchsgeist vielleicht, und den eben dieses junge Mädchen sofort zum Träger ihrer Ideale machte, eben um dieser Ideale willen.

Und sie lächelte ihr mildes, gutes Lächeln.

„Und nun, was sagst du zu Ellas Töchterchen?“

Esther fuhr aus ihren Träumen auf.

„Ich freue mich so sehr, Tante Hedwig. Möchte das Kleine ein Band des Friedens werden.“

Frau Ritter seufzte. Bei Ella hatte sich das Prinzip der Ehe ohne Leidenschaft nicht so gut bewährt, wie bei ihren Töchtern, vielleicht, weil Ella den Zwang der Verhältnisse nie kennen gelernt hatte. Die Uneinigkeiten, die sie Esther schon in Wiesbaden angedeutet hatte, waren immer schlimmer geworden. Zu Nellys Hochzeit war die junge Frau allein gekommen, ohne ihren Gatten, und in einem der großen Berliner Pensionate abgestiegen. Hedda, die ihren Kleinen nährte und darum zu Hause bleiben mußte, hatte geschrieben, Ella wolle ihre Ehe lösen, und die Reise nach Berlin sei eigentlich eine Flucht gewesen. In der That machte Ella nach der Hochzeitsfeier auch keine Anstalten zur Heimkehr, obgleich ihre Mutter sie und die Verwandten mit Briefen bestürmte. Auch Esther wurde gebeten, ihren Einfluß aufzubieten. Ihr wenigstens sagte Ella offen, wie die Verhältnisse lagen. Es waren häßliche Dinge, die Esther zu hören bekam.

„Und nun sage mir, ob du dir das gefallen ließest, Esther, du, für die die Ehe immer etwas Heiliges war!“

„Sag mir lieber, Ella, ob es soweit hätte kommen können, wenn du sie etwas weniger weltlich genommen hättest. Du weißt, ich bin immer ehrlich. Ich gebe dir also zu, für mich wäre durch solche Dinge jedes Band zwischen mir und meinem Gatten zerrissen. Aber zuerst hätte ich doch mein ganzes Sein daran gesetzt, um ihn mir zu gewinnen, und nicht nach dem Grundsatz gehandelt, wie du mir, so ich dir.“

Die junge Frau war sehr rot geworden.

„Hedda hat geklatscht. Es ist ja auch die alte Geschichte, wenn es in einer Ehe schief geht, fällt alles über die Frau her. Daß ich mich ein wenig trösten lasse, ist doch natürlich. An ein Verhältnis ist aber gar kein Gedanke.“

Esther hatte ernst in die Augen der schönen Frau gesehen.

„Ich glaube dir. Aber aus all diesen Gründen bist du nicht ganz schuldlos. Nehmt beide die Dinge schwerer und schafft euch Pflichten, dann wird es gehen.“

Es war hauptsächlich Esther zu verdanken, daß damals eine Aussöhnung der

Gatten zu stande gekommen war. Sie war seit jener Zeit mit Ella im Briefwechsel geblieben und nahm an der Geburt ihres Kindes Anteil wie eine Schwester.

Sie plauderte noch mit Tante Hedwig über das wichtige Ereignis und ließ sich die letzten Bilder von Hedda und ihrem Jungen zeigen. Dann kam Lolo zurück, die sich ein hübsches, helles Kleid angezogen hatte, und der ein Rot froher Erwartung die Wangen glühen machte. Die jungen Leute hatten sich ja ein Vierteljahr nicht gesehen.

Esther stand auf und nahm den Mantel um, den die Tante am Ofen gewärmt hatte. In dem kleinen Vorzimmer, das halb Schmollwinkelchen war, standen ihre Überschuhe. Lolo war auf einen Stuhl gestiegen und steckte das Licht in der chinesischen Laterne an, die unter dem großen Schirm hing.

Wie gut sich Esther noch auf die zwei Menschen besann, die sich hier einmal halb unbewußt in die Arme gesunken waren.

Oder hatte sie wirklich die ihrigen einen Augenblick früher geöffnet? —

XIV.

Breden war ein zerstreuter Tischherr, und doch hatte die Hausfrau Rücksicht genommen auf seine in den letzten Tagen ganz offen gezeigte Passion und ihn der schönen Ulla zum Partner gegeben. Als sie aufstanden, zeigte Ullas glatte Stirn, um die das dunkle Haar sich so stark bauschte, daß es die Ohren ganz verdeckte, eine drohende Querfalte. Sie nahm den Kaffee in einem kleinen Zimmer mit mehreren großen Kritikern zusammen, und Breden streifte kein Blick. Er wurde ganz nervös. Seit er Ulla kennen gelernt hatte, bemühte er sich um ihre Gunst. Sie war nicht leicht zu erlangen. Die junge Wienerin hatte sich nur einmal verkauft, unter so günstigen Bedingungen, daß ihr für später das Recht der freien Wahl geblieben war. Es war noch durchaus nicht bestimmt, daß diese Wahl auf Breden fallen würde. Viele bemühten sich um ihre Gunst, denn wenn sie auch noch nicht in ersten Rollen und an ersten Bühnen beschäftigt war, versprach man sich doch etwas von ihr und war auf sie aufmerksam. Jedenfalls hatte sie ihn heute bei Tisch zweimal angeredet, und er war ihr, in Gedanken versunken, die Antwort schuldig geblieben.

Als er sich ihr jetzt wieder näherte, da man schon Abschied nahm, und ihr seine Begleitung anbot, lehnte sie kurz ab.

„Und morgen, Signora? Sie hatten mir doch versprochen, daß ich Sie morgen in den Wintergarten begleiten dürfe. Sie können nicht allein hingehen."

„O, wir sind eine ganze Gesellschaft. Gerade eine Loge. Wir haben eben alles verabredet und die Plätze verteilt."

Er trat zurück. Der Saum ihres Kleides rieselte über seinen Fuß, und es durchzuckte ihn heiß. Eigentlich hätte er Ulla fliehen müssen. Er wußte es von früher, daß er dieser Sorte Frauen nicht viel Widerstandskraft entgegenbrachte, daß sie seine Sinne in Fesseln schlugen. Er liebte nun einmal diese stark eingeschnittenen Taillen zu einer fast übermäßigen Fülle, er liebte die Wienerin überhaupt. Schon ihr Gang

reizte ihn, dieses Wiegen in den Hüften, und dann diese vergnügungslustigen Augen, die nur in der Leidenschaft Tiefe bekamen. Das hatte ihn auch bei der Südfranzösin frappiert, diese Hingabe, mit der die Frauen der Liebe allein lebten. So, als gäbe es außer ihr nichts anders in der Welt. Ullas Augen versprachen dasselbe. Aber sie war spröde, lamisch verwöhnt. Man mußte um sie werben. Das Gespräch mit Keller fiel ihm ein. Er war kein Mann mit brutalen Instinkten. Dazu fehlte ihm die Kraft. Es war bei ihm alles weich und verfeinert. Erst wenn sich ein ästhetischer Standpunkt ergab, von dem aus ihn seine Wünsche frei sprachen, ging er seinen Weg.

Am nächsten Tage erstaunte Esther, daß er kam, während sie gerade das Frühstück zurechtmachte. Er pflegte sonst eine Tasse Kaffee im Bett zu trinken, und wenn er aufgestanden und seine Toilette beendigt hatte, ein richtiges englisches Frühstück zu verlangen. Sie errötete wie in den ersten Zeiten ihrer Ehe, als er ihr die Hand küßte und sie fragte, wie sie geschlafen hätte. Ein Brief von Fräulein Fränkel war gekommen. Es ging der Großmutter nicht gut. Am liebsten wäre Esther hingereist. Aber das verbot sich von selbst.

„Kommst du zu Tisch?" fragte sie, als er in sein Arbeitszimmer gehen wollte.

„Ja, und ich bleibe auch abends zu Hause. Ich wollte ja immer einmal mit dir über das neue Stück sprechen. Vor der Aufführung ist es ja im Buchhandel nicht zu haben. Aber ich besitze ein Exemplar, und wenn es dir recht ist, lese ich es dir heute vor."

Ob es ihr recht war! Das späte Mittagessen wurde ein kleines Festmahl, ganz raffiniert zusammengesetzt war es. Sie hatte versucht sich hübsch zu machen in dem weiten, heliotropfarbenen Hauskleid. Aber ihr Teint war zu schlecht, und um die Augen lagen zu tiefe Schatten.

Dann saß sie in seinem Zimmer, wo es doch am hübschesten war, in einem tiefen Stuhl, und er las ihr vor. Gewiß, sie wollte gerne folgen. Aber so vieles lenkte sie ab, ach, so vieles. Zuerst seine Stimme, ein weiches, sehr wohlklingendes Organ. Wie sie diese Stimme liebte! Früher hatte er ihr oft Verse vorgelesen, seine Verse. Solche, die der Zeit angehörten, da sie sich noch nicht kannten, und dann den ganzen Liebesfrühling, der ihr selbst gehörte. „Die sind zu wild für dich," pflegte er zu sagen. Und sie bat nie zweimal.

Ob er sich wohl sehr auf das Kind freute? Natürlich nicht so wie sie. Das wäre nicht möglich gewesen. Sie hatten eigentlich nie so recht darüber gesprochen. Zuerst hatte sie eine Scheu davor gehabt, die an Aberglauben grenzte. Dann war er solange fort gewesen, und als er zurückkam, hatte der neue Beruf ihn ihr ja ganz entzogen. Von den Unbequemlichkeiten sollte er nicht zu leiden haben, dafür würde sie schon sorgen. Sie wußte ja, daß er kein Held war im Kampf mit allem, was sie früher lustig „die Mückenstiche des Daseins" genannt hatte. Die sollten ihm das große Glück nicht verkümmern. Er sollte nur die Poesie empfinden, die in so einem rührenden jungen Wesen liegt, das in seiner Hilflosigkeit mächtiger ist als die Klugheit der Weisen, und sie wollte —

Seine Stimme verstummte.

„Nun, was sagst du zu dem Schluß? Großartig, nicht?"

Ihre Augen kehrten zurück wie aus weiter Ferne, wie aus einem andern Leben.

„Esther!“

Sie ergriff seine Hand und lehnte ihre schmale Wange daran.

„Verzeih, Harry, bitte verzeih mir. Ich kann jetzt nicht gut folgen. Ich denke immer nur eins.“

Eine ärgerliche Enttäuschung war über sein Gesicht gezogen. Das also war der Dank! Aber ihre rührende Bitte verhinderte einen Ausbruch seines Unmuts. Nur daß ihn dieser Abend zu Hause so bald zu keiner Wiederholung reizte.

Einige Tage später begab er sich vormittags zu Ulla. Er hatte ihr sehr schöne Blumen geschickt und das Provinzialblatt, für das er hauptsächlich schrieb, mit einer halb poetischen Kritik einer ihrer letzten Rollen. Die Zofe führte ihn zu ihrer Herrin, die noch beim ersten Frühstück saß. Ulla war so frisch, daß sie die Dezembersonne nicht zu scheuen brauchte, die durch die zurückgezogenen Vorhänge hell in das Zimmer schien. Sie trug ein weißes, weites Negligée mit offenen Ärmeln, und als sie sich erhob und ihrem Gast einige Schritte entgegenkam, raschelte unter dem leichten Stoff schwere Seide.

Sie dankte ihm für seine liebenswürdige Kritik.

„Schade, daß Sie nicht Dramaturg des Burgtheaters sind, lieber Breden. Ich glaube wirklich, Sie würden mich lancieren.“

„Wer weiß, was ich noch werden kann, Signora. Ich bin noch jung.“

Signora war ein Liebesausdruck, den er für ihre dunkle, glühende Schönheit erfunden hatte.

Sie bog den Kopf zurück und lachte. Ihre blendenden Zähne, ihr voller Nacken, alles bis zu dem kleinen Fuß im tiefausgeschnittenen Hausschuh kokettierte mit ihrem Gegenüber. Aber ihre Worte waren herausfordernd kalt.

„Man macht nicht Karriere, wenn man erst Weib und Kind hat. Sie haben sich die Flügel zu früh stutzen lassen, mon ami.“

Vor einem Jahr hatte er auf eine ähnliche Bemerkung der Prinzessin Hildegard Esther warm verteidigt. Jetzt schwieg er. Sie hatte den Kopf auf den schönen Arm gestützt, den das Gerieſel der Spitzen frei ließ und betrachtete ihn aufmerksam. Er gefiel ihr. Vielleicht reizten sie diese Bande auch, die sie eben verspottet hatte, und plötzlich sagte sie:

„Erzählen Sie mir, wie's kam. Ich höre Liebesgeschichten gern, auch wenn ich nicht selbst die Heldin bin.“

Er strich sich mit der Hand über die Stirn.

„Lassen wir das doch, Signora.“

„Nein, ich will's wissen. Wer weiß — vielleicht gebe ich Vertrauen für Vertrauen, wenn auch noch nicht heute.“

Aber er schwieg noch.

„Da ist wirklich nichts zu erzählen,“ sagte er dann langsam.

„So will ich fragen. War Ihre Frau reich? schön? vornehm? Nicht? Also die wahre Leidenschaft der Seele, die ihre Ergänzung gefunden zu haben glaubt!“

„Zu haben glaubt,“ wiederholte er bitter.

„Übrigens muß es sehr leicht gewesen sein, Sie zu gewinnen, bel ami. Sie

sind eitel. Wenn man Sie zuerst liebte, liebten Sie wieder. Ich sehe aus Ihrer Erregung, daß meine Vermutungen stimmen. Nun, liebte man Sie zuerst?"

Er war aufgesprungen.

„Sie sind mir heute zu geistreich, Signora. Würden Sie es nicht doch etwas naiv finden, wenn ich mich mit meinen Eroberungen brüsten würde?"

„Eingegangen! Sie wurden geheiratet! Und nun drücken die Fesseln! O, Sie Mann von Charakter!"

Sie lachte wie ein Kobold. Aber trotz ihrer so verletzenden Worte war ihr ganzes Wesen Verführung. Ihre Augen lockten ihn, während ihre Reden ihn abstoßen sollten.

Und Breden opferte die taufrische Hingabe seines Weibes in Gedanken auf für dieses kokette Versagen. Als er Ulla verließ, hatte die Signora ein Wort in seine Seele geworfen, das Wurzel treiben sollte. Wenn er wirklich geheiratet worden war, so fielen viele Rücksichten fort. Er hatte die Sache nie so angesehen. Aber in diesen Tagen ging er die kurze, einfache Liebesgeschichte noch einmal durch. Wie Esther damals, als er bei ihrer Tante sprach, nicht die Augen von seinem Gesicht genommen hatte, wie ruhig sie dann mit ihm gegangen war, wie sie zuerst, er wußte es jetzt ganz genau, ihm die Arme geöffnet hatte.

Das alles hatte ihm damals sehr gefallen. Er hatte es für eine Freiheit von aller Konvenienz genommen, ihr langer Aufenthalt in England hatte ihm imponiert, wie alles Fremdländische. Er hatte sie für die Verkörperung der modernen, vorurteilsfreien Frau genommen, die sich ihr Schicksal selbst wählt. Aber Esther war ja gar nicht modern. Freilich hatte sie in großen Dingen den Mut ihrer Überzeugung. Aber in kleinen — und sie selbst gab ja zu, daß das Leben aus Kleinigkeiten bestände — in kleinen Angelegenheiten wich sie doch nie vom Herkömmlichen ab. Wie oft hatte ihre beschränkte Auffassung ihn nicht schon gehindert! Und jetzt gar, wo sie wahrscheinlich in der Kinderstube vollständig versimpeln würde! Ja, sie war wirklich das Bleigewicht an seinen Schwingen! Er fühlte ja die niederziehende Kraft immer, wenn er sich erheben wollte.

So fand sich sein Gewissen ab. Es war nicht mehr so übermäßig empfindlich, wie früher. Er brauchte sich nicht mehr wegen kleiner Vergehungen vor Esther anklagen und von ihr lossprechen lassen. Sie hatte ihm ja immer gezeigt, daß sie auf diese Dinge keinen Wert legte. Sie forschte auch nie nach, fragte nie, wo er gewesen, wenn er es nicht selbst erzählte, und je öfter er zu Ulla ging, je aufmerksamer wurde er gegen seine Frau. In seinen Augen war das reines Mitleid. Sie konnte ja nichts dafür. Ihn zog eben die Schönheit an. Er war immer ein Schönheitsnarr gewesen. Das war stärker als er.

Zudem, wie weit war er bei Ulla noch vom Ziel! Aber nichts regte seine Nerven so an, wie der Kampf mit dieser Frau! Siegen mußte er! Er vergaß ihr das Wort nicht, daß er wohl geheiratet worden sei. Es hatte seine Eitelkeit angestachelt. Sie sollte es ihm bezahlen.

Fast täglich schickte er ihr Blumen und Verse. Nie war er so in Stimmung gewesen. Er war kein Cyniker. Er fühlte sich nie ganz frei, und diese Grundwogen brachten sein Gemüt in eine Wallung, die ihn oft einen Ausdruck finden ließ, der auf Ulla, die ebenfalls dem verfeinerten Lebensgenuß fröhnte, ihren Eindruck nicht verfehlte.

So schrieb er ihr heute:

„Geh' ich zum Liebchen hin
Frag' ich in meinem Sinn:
Wer wird heut siegen?
Stets sich bekriegen
Vernunft und Liebe
Mit heißem Triebe.

Es flüstert mir Vernunft ins Ohr:
Laß dich erbitten, sieh dich vor!
Laß dich nicht fangen!
Am Halse dir hangen,
Küssen und kosen,
Das duftet wie Rosen,
Geht lieblich ein
Wie junger Wein
Und soll doch sehr gefährlich sein.
Ich bitte, nimm mich mit hinein! —

Die Liebe lächelt siegbewußt:
Es ist dein Platz an meiner Brust.
Hand in Hand
Blick unverwandt
In ihrer Augen Märchenland.
Vergiß die Welt!
Was sie enthält,
Glaub, es verfällt.
Nur weise ist,
Wer liebend küßt,
Und küssend liebt,
Und Liebe nimmt und Liebe gibt! —

Wer wird siegen,
Wenn zwei so kriegen?
Meine Gedanken
Schwanken.

Unten am Thor
Komm ich mir noch vernünftig vor.
Doch nun die Stiegen!
Ach, wer wird siegen?
Es sind gar viele
Eh' ich am Ziele,
Und beiden zum Spiele
Höre ich als schwacher Mann
Mir stets die letzte an.

Jetzt zieh' ich an der Glockenschnur.
Du siegst, Vernunft, hier meinen Schwur!
Die Liebe lacht
Bis aufgemacht.
Jetzt hör' ich Schritte:
Rasch hinein!
Laß mich, ich bitte,
Die dritte sein!
Durch engen Spalt
Ohn' Aufenthalt
Schlüpf' ich zu ihr —
Und sieh, Frau Liebe schließt die Thür!

Schleich' ich ein Stündchen später heraus,
Sieht Dame Vernunft gelangweilt aus,
Packt mich am Kragen,
Schleppt sonder Zagen
Mich gleich nach Haus
Und schilt mich aus.

Ich seufze wohl und schäme mich,
Verspreche Besserung, grämе mich —
Doch morgen, wen ich wohl bitte
Zum Liebchen als dritte?"

Er war sehr mit sich zufrieden, als er die Verse mit seiner feinen, weiblichen Hand ins Reine schrieb. Ihre etwas persiflierende Form gefiel ihm, die so gut zu Ullas Spott über seine Pflichten stimmte. Mochte sie auch immerhin wissen, daß er innerlich kämpfte. Das konnte den Wert seiner Liebe nur erhöhen. Und dann, es war doch hübsch, so gelegentlich anzudeuten, daß die rein platonische Zeit ihrer Freundschaft schon vergangen war.

Er schloß gerade die Briefdecke, als Esther eintrat. Sie hatte ein offenes Telegramm in der Hand, und ihre Züge zeigten, daß sie eine Trauerbotschaft bekommen hatte.

„Die Großmutter," flüsterte sie heiser und dann, in ausbrechendem Jammer: „Und ich habe sie nicht noch einmal sehen können!"

Breden war unsanft aus seinen Träumen geweckt worden.

„Das Begräbnis! Heute ist die lang vorbereitete Première! Ich kann heute nicht fort, Esther!"

Sie weinte still vor sich hin. Vielleicht, daß sie gar nicht gehört hatte, was er sagte. Aber als jetzt die Klingel ging und gleich darauf an die Thür geklopft wurde, horchte sie auf.

„Heinz," rief sie dem eintretenden Keller entgegeneilend. Es war ihr natürlicher, in diesem Leid zu ihm zu gehen, der die Verstorbene so geliebt hatte.

Keller faßte sie zärtlich um und führte sie zu einem Stuhl.

„Ich habe natürlich auch Nachricht erhalten, Esther. Ich kam gleich her. Einer von uns muß sofort nach Peterswalde. Das arme Fräulein Fränkel ist solchen Verwicklungen nicht gewachsen. Breden, Sie können wohl nicht wegen der Première?"

In Keller hatte sich Breden doch wirklich getäuscht. Kein Freund konnte verständnisvoller sein. Er atmete ordentlich auf.

„Natürlich kann ich heute nicht fort, und morgen auch nicht, denn morgen muß ich die Kritik schreiben. Aber wenn Sie alles besorgen, Keller, zum Begräbnis bin ich sicher da."

Keller hielt noch immer Esthers abgezehrte, zuckende Hand in seinen beiden.

„Esther," sagte er weich, „ihr Leben war ja vollendet."

Sie antwortete nicht. Sie kam sich auf einmal so ganz verlassen vor. Es ging ihr eine Ahnung davon auf, daß die strenge, alte Frau immer mehr Liebe für sie empfunden hatte, als sie zeigen wollte.

Nach einer Weile fragte Keller:

„Du weißt doch, daß dir nun Peterswalde gehört?"

Sie zuckte mit einem müden Lächeln die Achseln.

„Das Häufchen Unglück, Heinz."

So hatte sie die Großmutter es ansehen gelehrt. Aber an dem Häufchen Unglück hing doch ihr Herz, denn als er um weiter fragte:

„Du willst es doch behalten?" nickte sie lebhaft. Es kam ihr gar kein andrer Gedanke.

„Wenn es nur keine Kosten macht und sich selbst ernährt. Wir können nichts zusetzen."

„Das wird es, wegen der Ziegelei," sagte Keller kurz. Breden aber dachte, daß er sonderbare Erbschaften mache, eine verschuldete Klitsche in der Mark, und eine Leibrente, wo es ihm auf jeden Pfennig Kapital ankam. Nun, der gute Onkel würde über die Geburtsanzeige seines Kindes keine besondere Freude empfinden. Aber seine Verhältnisse würden sich dann wesentlich bessern. Die Erbschaft gewann dann festere Form und steigerte seinen Kredit.

Esther ging selbst mit Keller und kaufte den schönsten Kranz von weißen Christrosen, den sie finden konnte. Am Abend, als ihr Mann im Theater war, saß sie allein mit ihrem Kummer. Sie dachte über das Leben nach, das seinen Abschluß gefunden hatte. Es war einsam und schwer gewesen. Die unglückliche Ehe ihrer Großmutter ahnte sie mehr, als daß sie sie kannte, denn nie hatte die Verstorbene von diesen Dingen gesprochen. Aber Esther empfand den Kummer nach, den der Tod ihres Vaters ihr bereitet hatte, mit dessen Geburt sie doch einmal ein neues Leben begonnen hatte, und wie schwer es ihr gewesen sein mußte, wieder von vorn anzufangen, mit ihr, mit dem armen, verwaisten Mädchen. Wie einsam sie gewesen war in dem

alten Hause! Und doch hatte ihr Blick nie die Klarheit verloren. Sie erschauerte, wie sie diese scharfen, durchdringenden Augen auf sich gerichtet fühlte in der Erinnerung. Ob diese Augen in ihrem Herzen mehr gelesen hatten, als sie sehen lassen wollte? Auch sie war so allein! Als sie in ihr Schlafzimmer ging, empfand sie diese Einsamkeit schwerer als sonst. Es würde gut sein, wenn erst ein kleines Bett neben dem ihren stand. Leicht konnte sie sonst hier in Berlin einsamer leben, als Frau Donates in Peterswalde.

Am nächsten Tage kamen zwei Briefe. Einer von Fräulein Fränkel, einer von Keller. Es gab wenig zu sagen. Der Tod war sanft und still gewesen, und Keller hatte alles in musterhafter Ordnung gefunden. Breden, der sich der Feier, die sich an die glänzend verlaufene Première anschloß, nicht hatte entziehen können, und der sehr spät aufgestanden war, arbeitete den ganzen Tag an seinem Bericht, so daß er seine Abreise bis auf den nächsten Morgen verschieben mußte. Er kam dann gerade noch recht zur Beerdigung. Dafür versprach er aber auch, schon am Abend desselben Tages mit Keller zurück zu sein. So, meinte er, blieb Esther nicht lange allein.

Aber doch war es der Einsamkeit genug für die junge Frau, auf die in allen Ecken Lebensrätsel zu lauern schienen, und es war gut, daß Frau Ritter kam, um ihr bei den Besorgungen zur Trauertoilette zu helfen. Tante Hedwig mußte wieder einmal den Kopf schütteln über Esther, die noch kaum daran gedacht hatte und der eifrigen Frau nun freie Hand ließ.

„Aber nur nichts Teures, Tante, wir müssen sparen." —

Auf Breden drückte diese Trauer, besonders jetzt, in der lustigen Adventszeit, die so intime Freuden gibt. Er kam dadurch in einen neuen Gegensatz zu Esther, die natürlich nicht verlangen konnte, daß er den Verlust der alten Frau so herb empfand wie sie. Er hatte zudem nie Sympathien für Frau Donates gehabt. Aber nach dem Gespräch mit Keller hütete er sich wohl, Esther zu vernachlässigen. Sie war auch in diesen Tagen mit wenig Aufmerksamkeit zufrieden. Das Andenken an die Großmutter füllte sie innerlich ganz aus.

Und wahrhaftig, es blieb Breden nicht viel Zeit für sie, wo Schranke nach Schranke fiel, die ihn noch von Ulla trennte! Siegte er hier, so konnte er sich etwas darauf einbilden, denn Ulla breitete ihm nicht die Arme entgegen. Immer neue Hindernisse türmte sie im Gegenteil zwischen ihnen auf, und sein Verlangen war so gereizt, als sei es sein erstes Werben. Gut, daß die Stimmung in seinem Hause jetzt keine laute Anteilnahme verlangte! So konnte er stundenlang vor sich hinbrüten, sich jede Einzelheit in der Erscheinung der begehrten Frau vergegenwärtigen. Nein, seine innere Entwicklung war noch nicht abgeschlossen! Diese neue Liebe zeigte ihm das. Aber er dachte nicht viel nach. Nur das Ziel hatte er vor Augen, dem er willenlos von einem Tag zum andern zutrieb.

Eines Abends saß er auf einem ganz niedrigen Sessel, den er bevorzugte, Ulla zu Füßen. Er erzählte ihr von seinem Leben, von seinen Plänen. Fast jeder Mensch hat ein Schema für seine Gefühle, wenn auch unbewußt. Er gießt immer wieder neuen Inhalt in eine alte Form. Breden war, wenn er verliebt war, immer unverstanden, einsam und ein wenig sentimental. Nie gingen seine Pläne höher, nie waren seine Luftschlösser glänzender, als wenn die Augen einer Frau an seinen Lippen hingen.

„Möchtest du mich nicht zu jenen Höhen leiten, Ulla? Ich leide so furchtbar unten im Thal, in den drückenden Verhältnissen."

Sie sah nachdenklich zu ihm nieder.

„Mach dich frei!"

Er erschrak doch. Sie merkte es und lächelte spöttisch. Sie hatte nur die Grenzen ihrer Macht erkennen wollen. Im Grunde lag ihr nichts an seiner Freiheit. Sie machte sich über den Mann zu ihren Füßen nicht die mindesten Illusionen. Aber sie hatte zu lange mit dem Feuer gespielt. Es hatte sie selbst erfaßt.

„Es ist unmöglich, daß du Vorurteile hast."

Sie machte ein gleichgültiges Gesicht. Das reizte ihn. Aber als er ging, hatten sie sich versöhnt.

Wie sie nur auf die Forderung gekommen war! Die arme Esther! Nein, soviel Pflichtbewußtsein hatte er doch. —

Einige Tage darauf bekam Esther mit der Nachmittagspost eine Nachnahmesendung, da sie sich aus Sparsamkeitsgründen mehrere Sachen, die sie brauchte, aus einer großen Fabrik hatte senden lassen. Ihr Geld reichte nicht. Sie hatte Keller gebeten, ihr etwas aus der Kasse von Peterswalde zu geben, wenn es möglich sei, denn sie kam in diesem Vierteljahr gar zu schlecht aus. Es ging. Er hatte ihr für die nächsten Tage ein paar hundert Mark versprochen. Das Mädchen wollte sie nicht bitten, auszulegen. Sie hatte das schon einigemal thun müssen, und sie scheute sich vor den Augen der treuen Seele, die sie aus dem Weltwinkel mitgenommen hatte, und die sich aus Liebe zu ihrer Herrin in Berlin zu einem förmlichen Finanzgenie ausgebildet hatte. Harry war nicht zu Hause. Aber einer ihrer Schlüssel öffnete das Fach seines Schreibtisches, wo er sein Geld aufbewahrte. Sie wußte es noch von früher her, da sie eine kurze Zeitlang den Versuch gemacht hatten, gemeinsame Kasse zu führen.

Sie ging in sein Zimmer und öffnete. In dem kleinen Kasten von alter tanschierter Silberarbeit steckte, wie immer, der Schlüssel. Einige Papiere lagen oben auf, die sie hastig entfernte, denn der Postbote wartete. Viel hatte er auch nicht mehr, der Arme. Sie nahm zwei Zwanzigmarkstücke und ging hinaus. Während das Mädchen das Paket nach ihrem Zimmer trug, kam sie zurück, um den Schreibtisch wieder zu verschließen. Eins der Papiere, eine Briefkarte von elegantem Format, war zur Erde gefallen und hatte sich auseinandergeklappt. Als sie sich langsam bückte, las sie unwillkürlich die Worte:

„Geliebter Harry! Solltest Du morgen abend erst wieder so spät abkommen, so —"

Sie stieß keinen Schrei aus, und sie fiel auch nicht in Ohnmacht. Es war, als holte ihr jemand das Herz aus der Brust, ganz langsam. Sie wunderte sich sogar, daß es nicht mehr schmerzte. Es schien fast, als hätte sie das lange, lange erwartet.

Als Breden einige Stunden später nach Hause kam, traf er auf der Treppe zu seiner Wohnung den Arzt, der noch einiges holen wollte, ehe er für die Nacht kam. Es stand nicht gut mit Esther.

XV.

Esther saß neben dem Korbe, in dem ihr kleines Mädchen schlief. Es stand nahe am Ofen, obgleich es im Zimmer sehr warm war. Ein dichter Schleier war noch darübergedeckt und das Kindchen selbst in Watte eingewickelt. Es war zu früh gekommen. Wer weiß, ob es genug Lebenskraft finden würde. Es war ein armseliges Würmchen, so unfertig und häßlich, daß sich das Herz der Mutter jedesmal zusammenzog, wenn sie es aus seinen Hüllen auswickelte, um es zu baden. Die Ernährung machte unsägliche Mühe, und die Nächte waren schlaflos.

Sie saß da, in sich zusammengekauert, der Schatten ihres einstigen Selbst. Ihre Augen waren unverwandt auf den dichten Schleier gerichtet, der ihr verbarg, was sie zur Verzweiflung hätte bringen müssen. Aber als das Mädchen jetzt eintrat und sie sich umwandte, stand in diesen Augen nichts. Sie waren ganz leer. Das Licht in ihnen war ausgelöscht. Mit diesem teilnahmlosen Blick hatte Esther auch ihre letzte Schönheit eingebüßt.

Das Mädchen hatte ihr einen Brief gebracht und war dann wieder hinausgegangen. Esther wandte nicht einmal den Kopf nach der weißen Briefdecke. Alles, was von außen kam, war ihr gleichgültig. Erst die klagende Stimme des Kindes weckte sie aus ihrem Brüten. Als sie es wieder beruhigt und ihm mit vieler Mühe die dünne Nahrung eingeflößt hatte, die der schwache Magen allein aufnehmen konnte, trat sie ans Fenster, um die scharfe Januarsonne auszuschließen. Dabei fiel ihr der Brief wieder in die Augen, und nun nahm sie ihn auf und las.

Er war von Ella. Ein paar engbeschriebene Bogen, der erste ausführliche Bericht seit der Geburt ihres Kindes.

„— — — Deinen Namen haben wir ihr doch gegeben, Friedrich und ich, auch wenn Du nicht bei der Taufe dabei sein konntest. Ich wünsche nur von ganzem Herzen, wir hätten ihr damit ein Stück Deines Wesens geben können. Friedrich, der Dich ja nicht so genau kennt, will allerdings, daß sie mein Ebenbild wird, mit der vielsagenden Einschränkung ‚wie ich jetzt bin'. Verstehst Du, Liebste? Mag es Dir zur Erklärung dienen, daß die letzte Modenzeitung drei Tage unaufgeschnitten auf meinem Schreibtisch lag. Ja, ich trug sogar auf einem Ball in vergangener Woche eine Toilette der vergangenen Saison. Wenn ich trotzdem ‚die Schönste' war, wie mein eitler Gatte sagt, so müßte ich mir eigentlich noch viel mehr einbilden, als früher.

„Ich bin glücklich, Esther. Ich schreibe das stolze Wort hin, was man auch vom Neid der Götter fabeln mag. Ja, ich bin sogar glücksicher, denn es liegen trübe Zeiten hinter uns. Ich habe damals schwer vergeben, und ich konnte es Dir kaum verzeihen, daß Du mich dazu bewegtest, Du, die selbst in ähnlichem Fall unerbittlich gewesen wäre, und die nun auf mich das häßliche Wort anzuwenden schien: ja, Bauer, das ist ganz was anders! Und ich bin heute doch Deiner Meinung und nehme Deine sittliche Forderung auch für mich in Anspruch: nie wieder würde ich vergeben können, denn heute liebe ich Fritz mit voller Hingabe und weiß mich ebenso geliebt. Das allein entscheidet. Wie dumm, sich mit einigen Courmachern trösten zu wollen! Dann ist man im Grunde gar nicht trostbedürftig. Heute würde mich nichts trösten. Nicht einmal das Kind. Ich wünschte, ich könnte Dir seinen rosigen Liebreiz zeigen. Aber wozu? Auch das hast Du ja nun alles selbst erfahren.

„Klingt dieser Brief nicht ein wenig nach einer von Heddas Dythiramben? Mein Mann, mein Kind! Auch Tante Ritter, die jetzt mit Lolo hier ist, stimmt ein. Aber nein, bei der eitlen Ella bleibt immer ein gut Teil Egoismus haften. Sie verschwindet nie hinter diesen beiden Größen, sie bleibt, um recht trivial zu sein, die Perle im Golde. Und übrigens würde ich auch nie mehr über die gute Hedda spotten. Wir stehen uns sehr nahe, und wieviel Verhaltungsmaßregeln ich mir im nächsten Jahr von ihrer Kinderstubenweisheit holen werde, ist noch gar nicht abzusehen. Ihr Junge gedeiht prächtig. Komisch, Teichert als zärtlichen Papa zu sehen. Der Kleine legte manchmal prüfend seinen Zeigefinger an die Wange neben der väterlichen Nase. Das hat Wunder gewirkt, der Schönheitsfehler ist durch operativen Eingriff beseitigt. Aber Hedda meint, sie hätte es gar nicht einmal gemerkt. Liebe macht eben blind.

„Und Du, Esther? Ich sehe Dich vor mir, wie Du diesen Brief liest, natürlich im Kinderzimmer, dessen Luft ja für uns Frauen der der Riviera weit vorzuziehen ist. Du hast recht gehabt, Du allein von uns Dreien. Besinnst Du Dich auf den Abend vor meiner Hochzeit? Hedda und ich haben erst lernen müssen, was Du von Anbeginn wußtest: nur die Liebe macht glücklich! — —“

Esther legte den Brief fort. Er war noch nicht zu Ende, aber seine Buchstaben tanzten vor den müden Augen. Es war ihr auch im Grunde so gleichgültig, wie Ella und Hedda ihr Leben lebten. —

Als man Breden sein Kind gezeigt hatte, war er erschrocken. Lebte das denn und — würde das leben bleiben? Seitdem hatte er das Kinderzimmer kaum betreten, Esther wurde immer so unruhig, wenn er kam. Eine Verständigung mit ihr war ganz ausgeschlossen. Sie schien die auch gar nicht zu verlangen. Ullas Brief, den er auf seinem Schreibtisch gefunden hatte, ließ ihn schließen, daß sie ihm nachgespürt hatte. Die vierzig Mark hatte er nicht einmal vermißt. Es war schon geliehenes Geld, damit ist man immer doppelt leichtsinnig. Wenn sie aber irgend welchen Verdacht gehabt hatte und anstatt ihn offen zu fragen, heimliche Wege gegangen war, so war es um so schlimmer für sie. Der Gedanke daran gab ihm in den Wochen ihrer Krankheit eine stille Genugthuung. Nicht alle Schuld war bei ihm.

Indessen war die Lage doch einige Tage lang so ernst gewesen, daß er sich nicht vom Hause fortgerührt hatte. Es wäre auch unmöglich gewesen, denn stundenlang hatte ihm Keller gegenüber gesessen, stumm, wie ein grimmiger Wächter, ohne Frage, aber aufmerksam auf jede seiner Bewegungen. Der Mensch mußte nichts, rein gar nichts zu thun haben. Er konnte von dem, was vorangegangen war, nichts ahnen, denn man hatte ihn erst benachrichtigt, als das kleine Mädchen schon da war, und es sich nur noch um Esther allein handelte. Esther selbst hatte Keller erst viel später gesehen, als schon diese Verwandlung mit ihr vorgegangen war, daß sie auch ihn wie einen Fremden behandelte. Sie hatte sich so gleichgültig von ihm abgekehrt, daß es ihm durchs Herz schnitt.

Als Breden dann später wieder an Ullas Thür klopfte, war sie nicht zu Hause. Sie sei zum Fest nach Wien gefahren. Eine Adresse war nicht angegeben, wenigstens nicht für ihn. Breden meinte, mit einem solchen Weihnachtsfeste, wie er es verlebte, könne man Todsünden abbüßen, nicht nur eine erste Untreue, zu der ihn doch die

Verhältnisse recht eigentlich getrieben hatten. Er geriet in eine förmliche Erbitterung bei jeder neuen Anfrage, die ihm anfangs immer denselben Bescheid brachte. Und dann wurde die Sache noch schlimmer. Ulla war zurückgekehrt, weigerte sich aber, ihn zu empfangen. Seine Briefe kamen uneröffnet zurück, und wenn er stundenlang vor ihrer Thür gewartet hatte, verließ sie endlich das Haus in Begleitung. Meist war es ein Bankier, den er flüchtig kannte. Sah man ihn zufällig, so mußte er grüßen wie ein Fremder, wenn er nicht einen Skandal provozieren wollte.

Breden war nicht der Mann, um in solchen Verhältnissen lange auszuhalten. Eine vollständig gebrochene Frau, ein zum Leben noch nicht erwachtes Kind und eine schmollende Geliebte, diesem Dreigestirn hielt er nicht stand. Er überwarf sich innerlich vollständig mit den Verhältnissen und sprach sich bald ganz frei, zu immer weiterm Widerspruch gereizt aus Mangel an einem Aussprechen überhaupt. Esther war eine beschränkte Thörin. Und wenn sie es denn durchaus wollte, so mochte sie sich doch von ihm lossagen. Entweder sie verzieh, oder sie trennten sich. Dieses Schattenleben war für ihn unmöglich und rieb ihn auf.

Aber den Mut, mit seiner Forderung vor Esther hinzutreten, besaß er nicht. Wohl sah er sie zuweilen. Aber sie sprach nie zu ihm. Sie antwortete ihm nicht einmal. Ihre verfallene Erscheinung glich der einer Nachtwandlerin. Breden hatte ein Grauen vor allem Krankhaften, Excentrischen.

So schleppte er sich wieder vierzehn Tage hin.

Das Thürstehen vor Ullas Hause hatte er aufgegeben! Da traf er sie an einem Februartage. Es war in diesem Winter des ewigen Nebels erst so spät das erste Eis gekommen. Sie war eine gute Schlittschuhläuferin, aber zu eitel, um sich gleich in dem großen Nachmittagskonzert zu erproben. So hatte sie eine Morgenstunde gewählt, um ganz allein auf der Rousseauinsel ihre Künste zu probieren, und jetzt eilte sie ihrer Wohnung zu, zufrieden über ihre Sicherheit, und so bezaubernd mit der fast kindlichen Frische, die der Sport dem Reiz der eleganten Frau hinzufügte, daß Breden, der ihren Weg kreuzte, wie ein Verhungernder auf sie sah, als er seinen Hut zog.

„Ach, mon ami! Was macht die Kleine?“ fragte sie spöttisch. Ein Wölkchen war über ihr strahlendes Gesicht gezogen. Ulla war noch nie vernachlässigt worden, und der Mann hier hatte sie fast lächerlich gemacht.

Breden antwortete gar nicht darauf.

„Ulla,“ sagte er heiser, „sei doch nicht so grausam. Sieh mich an, ich komme mir vor dir vor wie ein Bettler.“

„Gerade so siehst du auch aus.“

„Darf ich heute zu dir kommen?“

„Nein. Heute ist Eisfest. Ich habe eben geübt.“

Sie schlenkerte die Stahlschuhe ein wenig, die sie über dem Arm trug.

„Und morgen?“

„Morgen muß ich packen. Mit dem Nachtzug fahre ich nach Paris. Ich soll dort ein paar Wochen studieren. Die Réjane hat im Vaudeville eine neue Rolle kreiert. Die soll ich mir ansehen.“ Und nach einer Pause fügte sie wie beiläufig hinzu: „Komm doch mit. Du wirst hoffentlich einsehen, daß du mir eine eklatante Genugthuung schuldest. Oder mußt du Kinder wiegen?“

Sein Entschluß stand sofort fest. Aus der grauen Öde seines Hauses nach dem lustigen, lachenden Paris — seine Nerven bekamen wieder Spannkraft bei dem Gedanken.

„Ich komme."

Sie blieb stehen. Sie war doch überrascht.

„Aber dann sieh zu, wie du mich wieder los wirst," sagte er mit derselben hungrigen Heiserkeit.

Sie lachte übermütig.

„Das ist meine Sorge."

Breden stürmte nach Hause. Die ganze Welt erschien ihm wieder hell. Er riß die Geldkassette auf. Lumpige achthundert Mark! Damit ließ sich nichts machen. Ulla lebte nie aus der Tasche ihres Freundes, aber ihr ganzes Auftreten, die Aufmerksamkeit, mit der er sie zu umgeben liebte, vor allem die Lösung seiner Verhältnisse hier, verlangten eine ganz andre Summe. Er hatte Schulden. Wenn sie sich trennten, so würde er Esther wenig auszuzahlen haben. Wahrscheinlich würde sie nach Peterswalde gehen. Zudem blieb ihr in dem Kinde ja immer der eigentliche Erbe. Jedenfalls war ihre Situation besser als die seine.

Er mußte sich doch auch mit ihr aussprechen. Er hatte ja gar nicht nötig, bei Nacht und Nebel sein Haus zu verlassen wie ein Dieb. Dieses Zusammenleben war ja schon lange keine Ehe mehr, und Breden suchte sich einzureden, daß er von jeher die halben Maßregeln gehaßt habe. Aber sonderbar, wenn er an Esthers Augen dachte, so fürchtete er sich. Er konnte ihr ja auch schreiben. Aber das Geld. Sein Kredit war überall erschöpft. Ein paar tausend Mark borgte ihm niemand mehr.

Am Nachmittag ging er zu Keller. Schließlich wollte er es einmal versuchen. Vielleicht ließ sich mit Keller auch ein vernünftiges Wort sprechen. Er hatte ja Einblick in die Verhältnisse.

Keller war in seinem Büreau in der Königgrätzerstraße, als Breden kam. Er war sehr kühl. Seit Esthers Krankheit litt er innerlich so namenlos, daß er alle seine Kraft zusammennehmen mußte, um den Mann da vor sich, den er für den Urheber alles Unglücks hielt, wenigstens mit einem Schein von Höflichkeit zu behandeln. Breden war auch verlegen. Die Unterhaltung war sehr einsilbig.

„Ich nehme an, daß Sie mir etwas zu sagen haben," unterbrach Keller dann plötzlich.

„Sie sind stets ein Freund unsres Hauses gewesen. Sie nehmen ja auch ein besonderes Interesse an Esther —" Keller sah scharf auf. Es lag aber nichts Ironisches in den Worten. „Sie waren ja auch ihr Vormund."

Zum erstenmal betonte Breden dieses Verhältnis.

„Ich weiß, daß sich Esther damals an Sie gewendet hat, als sie ihre etwas idealistische Neigung für mich ins Praktische übersetzen wollte."

Keller machte bei dieser Wendung des Gesprächs eine Bewegung, als ob er aufspringen wollte. Aber er entgegnete nichts.

„Ich weiß nicht, ob Sie damals alle Garantien für eine glückliche Zukunft in unsrer Verbindung sahen —"

„Nein," unterbrach ihn Keller hart. „Aber Esther bestand darauf."

„Ganz richtig," gab Breden eilig zu, „sie bestand darauf. Nun, Sie haben recht gehabt, denn wir sind beide sehr unglücklich geworden. Ich will niemand schuld geben —"

Jetzt stand Keller wirklich auf, so plötzlich, daß Breden stockte. Als jener sich von seinem Büreau, auf dem er unwillkürlich einige Broschüren hin- und hergeschoben hatte, ihm wieder zuwendete, passierte Breden etwas Seltsames. Er schlug vor dem Blick jener ehrlichen, scharfen Augen die seinen zu Boden.

„Sie wollen Ihre Ehe lösen, nicht wahr? Ich würde es Ihnen auch nur raten. Esther ist für lange Zeit körperlich vollständig ruiniert, das Kind ist kaum lebensfähig, und alle äußern Bedingungen sind so ungünstig wie möglich."

Er sprach so vollständig beherrscht, daß Breden nicht unterscheiden konnte, ob er auch für ihn feststehende Thatsachen aufzähle, oder ob er ihm tödliche Beleidigungen entgegenschleudere.

Er nahm es für Thatsachen und sprach sich in diesem Sinn aus. Er sagte, daß eine zeitweilige Trennung die beste Lösung schiene, daß ja in dieser Zeit alle Schritte eingeleitet werden könnten, und daß er bereitwillig die Schuld auf sich nehme und Esther das Kind lasse.

„Das ist ein wichtiger Faktor, denn Sie wissen ja, daß dieses Kind mein Erbe ist."

„Ich glaube kaum, daß es jemals die Erbschaft antreten wird. Im übrigen billige ich Ihren Plan vollständig. Wann wollen Sie reisen?"

„Morgen abend."

„Esther weiß darum?"

Eine verlegene Pause.

„Esther — weiß nichts?"

„Sie ist seit der Geburt des Kindes so eigentümlich. Sie hat überhaupt noch nicht mit mir gesprochen. Ich bin natürlich überzeugt, daß sie einwilligen wird, ja, gerade in ihrem Interesse halte ich diese friedliche Lösung für das beste. Ich hoffe auf Sie, Keller. Sie haben ja noch den meisten Einfluß auf Sie und —"

Er sprach noch eine Weile weiter. Keller brauste es aber so vor den Ohren, daß er nichts verstand. In dieses Zimmer war sie einmal gekommen, sein geliebtes Mädchen, die Frau, für die er sein Blut tropfenweise hätte hingeben mögen, und hatte mit glänzenden Augen zu ihm gesagt: „Heinz, jetzt ist die Stunde da. Ich liebe."

Und das war das Ende.

Aber daß überhaupt ein Ende möglich war, daß es nicht so weiter fortgehen sollte, dünkte Heinrich Keller eine solche Erlösung, daß er den Mann da vor sich, diesen jämmerlichen, weibischen Schwächling trotz seiner Abneigung noch segnen wollte, wenn er nur ging, für immer ging und seine Hände von seinem Liebling that, den er hielt, nicht mit den Fängen eines Raubvogels, sondern in der entwerdenden Umarmung eines Polypen. Und so kam es, daß Breden Grund hatte, seinen glücklichen Einfall zu preisen, denn als er ging, hatte er den Chek mit, auf den er sich morgen bei Kellers Bankier fünftausend Mark auszahlen lassen konnte. Er hatte gar nicht soviel verlangt, Keller hatte ihm die Summe förmlich aufgedrängt. Es schien ihm, als erkaufe er so mit einer symbolischen Handlung Esthers Leben, und er wäre zu jedem Opfer bereit gewesen. Er konnte sich auch nicht genug der wirklichen Abreise versichern.

„Also morgen abend? Werden Sie auch fertig werden?“

„Gewiß, ich muß es.“

Ein eigner Gedanke kam Keller.

„Sie reisen nicht allein?“

Breden wollte leugnen. Aber wozu? Alles war ja schon entschieden. Und noch einmal kam diese falsche Sucht nach Wahrheit über ihn, förmlich die Prahlerei der schlichten Tugend.

„Ich begleite eine — Freundin. Auch diese Thatsache stelle ich natürlich Ihnen und Esther zur Verfügung.“

Dann hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen.

Keller nahm aus einem Fach seines Schreibtisches den Zettel, den ihm das Auskunftsbureau damals zugeschickt hatte. „Alles in allem ein durchaus anständiger Charakter.“ Und davor die Dame der Halbwelt und das Verhältnis zu der verheirateten Frau! Hatte Esther ihn nicht zuweilen ihren treuen Eckhardt genannt? Aber nein, er war immer feige gewesen. Die alte Frau Donates hatte ihn durchschaut. Aus Angst vor seinem eignen Herzen war er ein Schwächling gewesen.

Er hob die Arme wie jemand, dem eine schwere Last von den Schultern fällt. Frei — frei! Und dieser Mensch hatte ihm zu allem noch eine Pflicht gegeben, mit der er sie halten konnte, wenn ihr die Last des Lebens zu schwer schien. Er würde sein Mittel brauchen, so grausam es auch war. Nun mußte sie hindurch durch die tiefen Wasser. Aber dann würde er ihr helfen, er allein, ihr Christoforus. Sein starker Körper bebte, in dieser stillen Stunde durchschüttelte ihn die Leidenschaft gleich dem Frühlingssturm, der eine knorrige Eiche gepackt hält und die braunen, alten Blätter in alle Winde jagt, damit Platz wird für die jungen Triebe. —

Von dem allen war nichts zu merken, als er am Tage nach Bredens Abreise zu Esther ging. Sie hatte zu ihm geschickt. Das Kindchen war am Tage vorher krank geworden. Sie besann sich also doch wieder auf seine Freundschaft.

„Breden ist fort,“ sagte sie. „Gestern abend ist er gefahren. Er hat mir Lebewohl sagen wollen, aber die Kleine war schon krank, und ich konnte ihn nicht sehen. Weißt du, wo er ist? Er hat mich schriftlich mit allem Weitern an dich gewiesen.“

Er führte sie erst zu einem Stuhl.

„Ja, ich habe die Adresse seines Pariser Hotels.“

Sie sah ihn nun doch erstaunt an. Ihre Augen thaten ihm immer weh, und plötzlich erschien ihm seine Aufgabe eine Grausamkeit, das Amt eines Schlächters. Wie, wenn sie ihn doch noch liebte, trotz allem?

„Er bleibt lange fort, Esther, er meint —“

Er wußte nicht, wie er den Satz vollenden sollte.

„Er meint, es ist das beste, daß wir uns trennen,“ vollendete sie vollständig gleichgültig.

„Ja, Esther. So meinte er. Und ich gab ihm recht. Aber du?“

Sie wandte das leere, blasse Gesicht nach dem Bette des Kindes. Der Ausdruck, den er am meisten fürchtete, erschien in ihren Zügen.

„Es verlohnt kaum der Mühe,“ flüsterte sie.

Er hatte gedacht, es würde ihr unangenehm sein, daß der Gedanke einer Lösung ihrer Ehe von ihm ausging, anstatt von ihr. Ihn hätte das in seine Seele hinein gekränkt. Aber sie fühlte das offenbar nicht. Sie hatte ihn rufen lassen, weil Gefahr für das Kind war. Seine Nähe gab ihr keine Erleichterung. Auch ihre Beziehungen schienen erloschen.

„Ich bleibe hier," sagte er entschlossen. „Wenn es Krämpfe sind, ist doch unmittelbare Gefahr."

Sie nickte nur mit dem Kopf.

Am Abend schien sie zu erwarten, daß er gehen würde. Aber er hatte nicht den Mut dazu. Er lag im Eßzimmer auf dem Sofa und bewachte ihre Thür. In Bredens Zimmer hätte er es nicht ertragen. Schlafen konnte er natürlich nicht. So nutzlos es auch war, so quälte er sich doch damit ab, die ausgleichende Gerechtigkeit in den Schicksalen der Menschen zu suchen. Das Kind würde sterben, und mit seinem Tod würde Breden wieder in den unbestrittenen Besitz seiner Leibrente kommen. Wenn er dann noch von Esther getrennt war — sie schien nicht übel Lust zu haben, diese Scheidung schneller und gründlicher zu besorgen, als irgend ein Advokat es vermocht hätte — so würden die vergangenen Jahre für ihn nur eine Episode sein. Mit seinem Gewissen würde er sich abfinden, das war aus dehnbarem Stoff, ja, schließlich würde er ein Märtyrer werden, und die Geschichte seiner unglücklichen Ehe würde in Stunden der Selbstzergliederung, einer Art schmerzloser Vivisektion, sein letzter Trumpf sein, um zarte Herzen zu rühren.

Am Morgen ging Keller in sein Bureau. Aber er hatte die kleine Hessin genau unterrichtet und einen seiner Laufburschen in der Küche bei ihr zurückgelassen. Noch vor Tisch kam der Junge atemlos an. Der Herr Doktor sei da und mit dem kleinen Mädchen ginge es zu Ende.

Als der Doktor das Sterbezimmer verlassen hatte, war Keller schon wieder auf seinem Posten. Sie sprachen noch einige Worte zusammen. Von eigentlicher Trauer konnte nicht die Rede sein. Für das jämmerliche kleine Leben war es so am besten.

„Aber die Mutter! Sie war ja wohl Ihr Mündel. Da ist wohl etwas nicht in Ordnung im Hause? Schon während der Krankheit war die Depression die Hauptsache und jetzt — Können Sie sie nicht von hier fortbringen, lieber Keller? Ich will nicht indiskret sein, aber wenn sie nicht irgendwie aus ihrer Lethargie aufgerüttelt wird, fürchte ich das Schlimmste."

Als er gegangen war, wartete Keller noch eine Weile. Dann ging er entschlossen zu Esther in das Zimmer.

Er fand sie ohne Thränen, wie er erwartet hatte. Sie saß in demselben niedrigen Stuhl wie gestern und sah gerade vor sich hin. Selbst er, der sie liebte, hätte die Esther von einst nicht wiedererkannt.

Und diesem großen Unglück gegenüber wollte er es mit seiner kleinen Kriegslist versuchen? Der Schweiß trat plötzlich auf seine Stirn, und er kam sich namenlos ungeschickt vor. Unwillkürlich half sie ihm.

„Willst du das Begräbnis besorgen, Heinz?"

„Natürlich, Esther. Möchtest du mir etwas Geld geben? Nur vielleicht zweihundert Mark vorläufig."

Sie griff mechaniſch nach ihrem Geldtäſchchen. Dann, noch ehe ſie es öffnete, ſchien ſie den Sinn ſeiner Worte erſt zu begreifen.

„Aber ich habe nicht ſoviel Geld," ſagte ſie ängſtlich. „Haſt du nicht welches aus Peterswalde?"

„Nein, was ich dir vor Weihnachten gab, war das letzte für Monate."

Sie wurde unruhig. Er beobachtete die Bewegung in ihren Zügen.

„So lege, bitte, für mich aus."

„Das kann ich auch ſchwer, Eſther. Ich habe Breden geſtern fünftauſend Mark gegeben."

Es war heraus. Er wußte, daß mit dem Tod des Kindes ihre letzte Pflicht erloſchen ſchien und der Weg für ſie ſelber frei war. Wenn ſie ſchon weit über alles Irdiſche hinausgewachſen war, dann war ſein Spiel verloren. Wenn aber die alte, einfache, ehrliche Eſther noch zu wecken war, auch mit dem einfachſten Mittel, indem man ihr einen greifbaren Lebenszweck zeigte, mochte es auch nur eine Geldſchuld ſein, dann, ja dann —

Er ſah ſie an. In die leeren Augen trat ein Verſtehen, zuerſt nur Schrecken, dann ein ſchmerzliches Entſagen, das letzte Entſagen, das ihr noch blieb, der Verzicht auf ein freiwilliges Ende.

„Das Geld muß ich dir bezahlen."

Er nickte, als ſage ſie etwas ganz Selbſtverſtändliches.

„Das kannſt du auch. Wenn du jetzt nach Peterswalde gehſt und dich um die Wirtſchaft kümmerſt, die unter Fräulein Fränkel ja doch nicht vorwärts kommt, dann kannſt du mir es in zwei Jahren ſehr gut bezahlen. Die Ziegelei wird ſich lohnen. Die Anlage ſelbſt verzinſt ſich ſchon prächtig."

„In zwei Jahren," flüſterte ſie. Es klang ſo müde, ſo ruhebedürftig, daß es ihm ans Herz griff. Aber wenn er ihr jetzt zu Füßen ſtürzte, dann war alles verloren. Sie mußte hindurch. Dann wollte er ſie auf Händen tragen, dann wollte er ſeine ganze Kraft und Liebe für ſie einſetzen. Aber jetzt mußte ſie hindurch.

Eſthers Kopf war zurückgeſunken. Wie wirr das alles war! Und dieſe Müdigkeit, dieſe Sucht zu ſchlafen, nur nicht denken, nicht begreifen. Es rauſchte ſo ſtark. Waren das die Waſſer, in denen ſie zu verſinken hoffte? Oder waren es die Rüſtern in Peterswalde, die alten Bäume vor dem Hauſe ihrer Kindheit? Da hatte die Großmutter gelebt, die alles in ſo muſterhafter Ordnung zurückgelaſſen hatte. Mit einer Schuld aus dem Leben gehen — nein, das konnte die Enkelin der Frau nicht, deren Leben ein Vorbild der Pflichterfüllung geweſen war.

Langſam ſchlug ſie die Augen auf. Nachdenklich, als ſähe ſie einen neuen, ihr fremden Menſchen, hing ihr Blick an Keller. Der ſah zu Boden. Er wußte, er hatte ſich jetzt nicht in der Gewalt, und nicht ein Blick ſollte ſie verwirren, ehe ſie ſich ſelbſt wiedergefunden hatte, und wenn wirklich Jahre vergingen.

„Willſt du mir helfen, treuer Eckhardt?"

Es klang zagend, ungewiß. Aber ihm ſchienen es Jubelchöre.

Er nahm die abgezehrten Hände und küßte ſie voll Ehrfurcht.

„Ich will."

Erloschnes Licht.

Roman

von

Franz Rosen.

I.

Es schlug acht Uhr, als Julia Altefahr vor ihrem hohen Spiegel stand und die mattgelben Handschuhe über ihre weichen, weißen Arme streifte. Sie trug ein Ballkleid von wunderbar duftiger, schimmernder Seide im zartesten Helllila, ganz einfach gemacht. Am tiefen Ausschnitt funkelten einzelne große Brillanten, und um den Hals reihten sich die strahlenden Steine zu einer schmalen Kette. Julia hatte eine wunderschöne Haut, die am Halse einen matten Perlenglanz, auf den Wangen einen zarten Pfirsichschmelz zeigte. Ihre Augen waren hellblau, mit großen schwarzen Pupillen, und standen zwischen langen, schwarzen Wimpern, unter fein und scharf und dunkel gezeichneten Brauen. Ihr Haar war goldblond, reich, locker und sehr kunstvoll frisiert und aufgesteckt.

Sie sah aus wie eine Fliederblüte, in deren Frühtau die Morgensonne hineinlacht. Sie war nicht schön nach den Regeln der Kunst; ihr Gesicht war zu rund, die Nase zu kurz. Aber sie hatte etwas unbeschreiblich Fesselndes, wie alles, was leuchtet, lacht und singt.

Vor der Thür des Schlafzimmers, in dem sie soeben ihre Toilette beendet hatte, ertönte ein Schritt.

„Du kannst gehen, Lotte," wandte sich Julia in nachlässigem Ton an ihre Jungfer. „Nimm Tuch und Mantel mit hinunter."

Lotte ging. Eine Sekunde später trat Julias Gatte ein. Er war gleich seiner Frau im Gesellschaftsanzug. Der Frack und die weiße Wäsche standen ihm gut. Sein scharfgeschnittenes, noch jugendfrisches Gesicht war in feierliche Falten gelegt.

„Wie unangenehm riecht es hier," sagte er, ehe er noch die Thür hinter sich schloß. „Wie kannst du es nur in dieser Atmosphäre von sogenannten Wohlgerüchen aushalten!"

Sie sah ihn über die Schulter zurück an und lächelte geringschätzig.

„Es ist Flieder," scherzte sie. „Das hängt so mit meinem Anzug zusammen."

Eberhard Altefahr betrachtete seine Frau von oben bis unten, als müsse er ihren Scherz erst mühsam verstehen lernen. Sein Gesicht wurde keineswegs freundlicher dabei. Sie aber wandte sich nun langsam um, so daß er ihren Anblick ganz genoß,

hob die schlanken und doch vollgerundeten Arme, als wolle sie jemand umarmen, wodurch die reinen, anmutigen Linien ihrer von der weichen Seide eng umschmeichelten Figur voll zur Geltung kamen, und fragte mit einem Lächeln gleichgültiger, gewohnheitsmäßiger Koketterie:

„Gefalle ich dir?“

Eberhard erwiderte dies Lächeln mit einem finstern Blick.

„Ich bin nicht gekommen, um dich zu bewundern, sondern um ernst mit dir zu reden.“

Julia ließ die Arme langsam sinken und warf ihm einen mißtrauischen Blick zu. Dann wurde ihr helles, junges Gesicht finster und trotzig; sie fuhr fort, ihre Handschuhe zuzuknöpfen, und sagte, ohne aufzusehen:

„Es ist nicht mehr viel Zeit. Was willst du?“

„Ich will dir zu bedenken geben, daß ich mir ein Benehmen, wie du es dir seit einiger Zeit in Gesellschaften angewöhnt hast, nicht länger gefallen lasse.“

„Was für ein Benehmen?“ fragte sie kühl.

„Du läßt dir in einer Weise den Hof machen, wie es sich für eine Frau deines Standes nicht schickt. Du gehörst nicht mehr zu den jungen Mädchen.“

„Also ich soll mit alten Weibern klatschen, mit alten Männern Politik und Philosophie treiben. Ich soll mich langweilen und nicht etwa so unpassend sein, zu zeigen, daß ich Gefallen finde an allem, was jung und fröhlich ist. Du hast mir das schon oft gesagt. So oft, daß ich dir nun endlich einmal antworten muß. Du verlangst Ungerechtes und Unmögliches. Ich bin noch jung. Man mag mich gern. Ich liebe den Tanz leidenschaftlich. Gleichviel — ich würde auf das alles ohne ein Gefühl des Bedauerns verzichten, wenn — ich zu Hause dafür entschädigt würde.“

Sie sah bei den letzten Worten ebenso ruhig aus, wie bei den ersten. Er aber zuckte zusammen.

„Wie meinst du das?“

„Wenn mir zu Hause jemand den Hof machte; wenn mich zu Hause jemand amüsierte und unterhielte; wenn mich jemand liebte — —“

Die letzten Worte verklangen zitternd, als entsprängen sie aus einer echten, tiefen Sehnsucht.

Der Mann sah seine Frau mit einem langen, schweren Blicke an.

„Warum sprichst du immer wieder davon, Julia! Du weißt, das alles ist nicht mehr zu ändern. Du solltest dich endlich darein finden. Du weißt, daß ich dich nicht so lieben kann, wie du es erwartest; du weißt, daß ich mich um so gewissenhafter bemühe, meine Pflicht dir gegenüber zu erfüllen —“ hier lachte Julia, kurz, leise und spöttisch — „du solltest dich deinerseits bemühen, deine Pflicht zu thun —“

„Pflicht — Pflicht — Pflicht,“ rief sie und hielt sich die Ohren zu. „Was nützt mir Pflicht, wo ich Liebe brauche. Das ist so, als ob man den Durst eines Schmachtenden mit gläsernen Früchten stillen wollte —“

„Und doch wirst du dich mit diesen gläsernen Früchten begnügen müssen,“ sagte er bitter.

„Müssen? Muß ich mich begnügen mit dem, was du mir zu geben für gut hältst? Wozu lachen wo anders die goldenen Äpfel —“

„Julia!“ fuhr er auf und trat einen Schritt näher. Seine Augen blitzten. Sie blieb kalt und ruhig.

„Warum hast du mich geheiratet! Warum hast du dich in mein hübsches Gesicht vernarrt, wie du mir neulich bekanntest. Männer von deinem Ernst und deinen Grundsätzen dürfen sich nicht in hübsche Gesichter vernarren. Nun es aber geschehen ist — nun weigere dich nicht, die Folgen zu tragen. Nun werde meinem hübschen Gesicht, meinen jungen Jahren, meiner ungelöschten Lebenskraft gerecht. Halte, was du mir versprachst; mache mich glücklich! Denke auch an deine Pflichten, du, der du mir immer nur die meinen predigst. Es scheint mir, als ob sich hinter diesem Pflichtgefühl ein großer Egoismus verberge. Alles beruht auf Gegenseitigkeit in der Ehe; auch die Pflichterfüllung.“

„Du hast deine Pflicht nie erfüllt. Du hast mich, seit der Flitterwochenrausch verbrauste, noch kaum eine Stunde glücklich gemacht.“

„Ich kann dich nicht glücklich machen,“ sagte sie und zuckte die Achseln. „Ich hätte dir das sagen können, als du um mich warbst, wenn ich dich nur einigermaßen gekannt hätte. Aber dazu ließest du mir ja gar keine Zeit. Du mußtest mich haben — gleich, um jeden Preis; du konntest nicht warten. Du fürchtetest vielleicht, wenn du warteteſt, würde ich dich kennen lernen und nein sagen. Du warst thöricht, das zu fürchten. Es wäre anders besser für uns gewesen.“

„Und warum nahmst du mich denn, wenn ich fragen darf?“ rief er, am ganzen Leibe zitternd.

Sie wurde rot, sah auf ihre Hände und schwieg.

„Wir wollen uns nicht über die alten Geschichten erregen,“ fuhr er ruhiger fort. „Sie sind nicht mehr zu ändern, und wir müssen die Folgen tragen; je stiller je besser. Komm jetzt, der Wagen wartet. Was ich aber vorhin sagte, das bleibt; und das merke dir: ich wünsche, daß du dich zurückhaltend und würdig beträgst; sonst ist dies der letzte Ball, den ich dir zu besuchen erlaube.“

Er öffnete die Thür. Sie ging an ihm vorbei hinaus. Unten nahm sie den Mantel um und stieg in den harrenden Wagen. Er folgte ihr sofort.

Draußen schneite es; aber die Luft war weich und milde, und die Flocken tauten in großen Rinnsalen an den Fenstern des geschlossenen Wagens hernieder, in dem kein Wort gesprochen wurde.

Die Fenster der Wohnung des Präsidenten warfen hellen Lichtschein auf die mit halbgeschmolzenem, zerstampften und zerfahrenen Schnee bedeckte Straße. Eine große Gesellschaft war dort versammelt; lauter elegante, geputzte Leute, die alle die Verpflichtung fühlten, liebenswürdig und fröhlich zu sein, und dieser Verpflichtung mit lobenswertem Eifer nachkamen.

Eberhard und Julia Altefahr waren ziemlich die letzten. Sie kamen fast immer zuletzt; er war zu vornehm, um früh zu kommen, und sie machte mehr Eindruck, wenn man schon versammelt war, und aller Augen sich erwartungsvoll auf sie richteten. — So urteilten die bösen Zungen.

Auch jetzt sah alles nach ihr hin, wie sie, einer duftschweren Blüte gleich, mit den halb träumerischen, halb begehrlichen Augen gleichsam ein neues Element in das alltägliche Bild solcher Modefeste hineinzuzaubern schien.

Man bewunderte Julia Altefahr, aber man liebte sie nicht. Und man bedauerte Eberhard Altefahr, und liebte ihn auch nicht.

Man nannte sie oberflächlich, selbstsüchtig, eitel und herzlos. Sie war gefährlich, denn sie machte allen jungen Mädchen Konkurrenz, und nicht nur die Junggesellen, sondern auch die Ehemänner standen unter dem Zauber ihres Wesens. Er hatte sich in seiner Wahl bedauerlich geirrt, unbegreiflich geirrt, unverzeihlich geirrt. Aber nun war ihm nicht mehr zu helfen — er mußte sehen, wie er es trug.

Gegenüber der Thür, durch welche Julia hereinschwebte, an die Wand gelehnt, als habe er mit dem Bienenschwarm, der ihn honig- und giftreich umsurrte, nichts gemein und nichts zu thun, stand Björn Heddenholm. Er war von Geburt ein Däne, aber seine Eltern waren in der preußischen Provinz ansässig geworden, als er noch ein kleiner Knabe war, und so war er auf deutschen Schulen erzogen und nun in die preußische Armee eingetreten. Der Husarenrock stand seiner mittelgroßen, kräftig schlanken Gestalt gut. Seine auffallend großen, grauen Augen hatten einen klaren, guten, festen Blick. Sie erinnerten an die nordischen Seeen mit ihrem geheimnisvollen, streng verschwiegenen Ernst.

Auch diese Augen sahen Julia an, und es war, als ob die Sonne die graue Tiefe bestrahle. Julia sah sich im ganzen Raume um, bis ihr Blick in diese ernste, leuchtende Tiefe versank — nur einen Augenblick; dann sah sie wieder fort. Ihr kühles, fast gleichgültiges Gesicht hatte einen wunderbar belebten und beseelten Ausdruck bekommen.

Übrigens schien sie die Ermahnung ihres Mannes mehr als sonst zu beherzigen. Sie blieb in dem Kreise der ältern Damen und Herren, obwohl sie sich da ausnahm wie ein Paradiesvogel in der Spatzenhecke, und unterhielt sich sehr vernünftig und ruhig. Zwischendurch teilte sie mit lächelnd herablassender Miene Tänze aus.

„Bitte ein wenig zurückzutreten!“ erklang die Stimme des Vortänzers. Der Kreis löste sich auf. Die ersten Walzertöne erklangen. Die ersten Paare glitten vorbei.

Julia war bis an die Wand zurückgedrängt worden; da stand sie hochaufatmend still und sah sich um. — Ein Platz war noch frei auf dem Kärtchen, das sie in der Hand hielt. Aber der, dessen Name ihn ausfüllen sollte, kam nicht.

Dafür kam ihr Tänzer und entführte auch sie in den bunten Wirbel.

Julia tanzte leidenschaftlich gern und wunderbar gut. Sie hatte dies Vergnügen erst wenig ausgekostet im Leben — darum vielleicht war es ihr noch so frisch. Als Landkind hatte sie kaum Gelegenheit dazu gehabt. Als Braut erlaubte es ihr Verlobter nicht. Im ersten Jahr ihrer Ehe hatte sie viel gekränkelt. Im zweiten Winter bekam sie ein Kind, das ihr beinahe das Leben kostete, sie lange ans Bett fesselte, und nach neun Monaten wieder starb, so daß sie im dritten Winter Trauer hatte. Aber im vergangenen Jahr, da hatte sie Geschmack daran gefunden. Da hatte sie sich dem Reiz des Gesellschaftslebens mit Leidenschaft ergeben. Der stille Sommer in der Provinzialstadt war ihr unendlich lang geworden — ihre jungen Nerven zitterten dem neuerwachenden Wintertreiben entgegen.

Und dieser Winter hatte Björn gebracht. Von Wandsbeck war er hierher versetzt worden.

Eben tanzte sie an ihm vorbei. Er stand immer noch still an eben derselben Stelle. Ihre Blicke kreuzten sich flüchtig. Aber als Julia wieder an ihrem Platz stand, sah sie abermals und länger nach ihm hin, mit einem großen, sehnenden Blick, dem schwer ein Mann widersteht, wenn er diese Sehnsucht heimlich erwidert. Björn stand noch einige Sekunden, ohne sich zu rühren. Dann begann er langsam und zielbewußt den Saal zu durchqueren, mit automatenhaft ruhigen Bewegungen, geschickt durch den Wirbel der tanzenden Paare hindurchsteuernd, bis er vor Julia stand.

„Guten Abend, gnädige Frau," sagte er feierlich und schlug die Absätze aneinander. Sie gab ihm die Hand, die er nur flüchtig nahm.

„Warum kommen Sie so spät zu mir?" fragte sie.

„Es ist ja noch nicht zu spät!" entgegnete er.

„So? Meinen Sie, ich müßte Ihnen selbstverständlich immer einen Tanz aufheben? Denn ich könnte längst keinen mehr haben. — Oder wollen Sie keinen?" fragte sie, als er stumm blieb. Er sagte auch jetzt noch nichts, sondern verneigte sich nur. Julia biß sich auf die roten Lippen. Dann sagte sie, ohne aufzusehen:

„Wollen wir zusammen zu Tisch gehen?"

Wieder verneigte er sich. Auf seinem Gesicht war nicht zu lesen, ob er es gern oder ungern that. Dann bat er sie um eine Extratour.

Julia nickte mit dem Kopfe, zögerte aber doch noch einen Augenblick, ehe sie sich in seinen Arm lehnte, als fürchte sie sich vor der Berührung mit dem einen, dem einzigen, mit dem sie tanzte, nicht um des Tanzes, sondern um des Tänzers willen. Dann mußte sie doch daran.

Erst fühlte sie seinen haltenden Arm kaum. Dann riß er sie an sich wie in plötzlich entfesseltem Zorn. Sie jagten dahin — die bunten Gestalten umher verschwammen vor ihren Augen, als ob ein gewaltthätiger Pinsel alles durcheinandergewischt habe; die Musik rauschte vor ihren Ohren wie eine einzige, unharmonische Tonwelle. Sie schloß die Augen. Sie sah nichts und hörte nichts. Sie fühlte nur die unbeschreibliche Wonne, von ihm umschlungen zu sein, und der Gedanke durchschauerte sie: könnte er so mit mir davontanzen aus diesem Saale und aus dem ganzen, öden Leben hinaus —

Und dann ließ er sie los. Sie war schwindlig geworden, weil sie mit geschlossenen Augen getanzt hatte. Und als sie wieder zu sich kam und fest stand, war er fort und im ganzen Saale nicht mehr zu finden.

Nachher sah sie ihn tanzen, mit dieser und jener. Zu ihr kam er nicht mehr. — Julia stürzte sich nun ihrerseits in das Getriebe. Es war die einzige Art, ihre Gedanken abzulenken, und zu verhindern, daß die Sehnsucht ihr aus den Augen schrie.

Ab und an kam ihr Gatte zu ihr mit irgend einer höflichen Redensart, die sie eben so höflich erwiderte. Auf diese Weise — das wußte sie — wurde sie ihn am schnellsten wieder los.

Endlich, endlich war es so weit. Ihre Geduld hätte auch kaum länger gehalten. Die langen gedeckten Tafeln und einige kleinere Tische wurden hereingeschoben. Die Thüren eines Nebenraumes, in welchem das Büffet aufgeschlagen war, öffneten sich weit. Paarweise drängte sich alles hinein.

So spät wie möglich erschien Björn, um seiner Dame die ihm von ihr aufgenötigten Ritterdienste zu erweisen.

„Ich habe an einem kleinen Tisch zu vieren für uns Plätze belegt," sagte er. „Ist Ihnen das recht?"

„Ach nein — lieber an der langen Tafel," meinte sie.

„Warum?" fragte er und sah sie an. Sie wurde rot. Dann lachte sie mutwillig.

„Weil man da ungestörter ist," sagte sie. Schweigend kam er ihrem Wunsche nach und änderte es nach ihrer Angabe. Sie setzte sich, er bediente sie, und sie ließ es sich mit sichtlichem Behagen gefallen. Endlich hatten alle Platz genommen und waren beschäftigt. Auch Björn saß neben Julia und leerte schweigend seinen Teller. Sie machte mehreremale einen vergeblichen Versuch, ihn anzureden. Sein Schweigen bedrückte sie; sie schämte sich. Plötzlich stiegen ihr Thränen in die Augen; so schnell und groß, daß sie erschrocken das Taschentuch darauf drückte. In diesem Augenblick sah Björn sich nach ihr um.

„Aber — mein Gott —" rief er und ließ die Gabel fallen.

„Still," sagte sie und begann hastig zu essen und zu trinken. „Es ist nichts; nichts Neues wenigstens. Sprechen Sie nicht davon."

Björn schwieg, starrte vor sich hin und seufzte schwer.

„Wir müssen uns unterhalten," sagte Julia leise. „Es ist auffallend, wenn wir so stumm sind. Ich will Ihnen etwas erzählen. Mein Mann hat mir heute gesagt, daß er nie wieder mit mir Bälle und Gesellschaften besuchen würde, wenn ich mich nicht zurückhaltender benähme."

„Da hat Ihr Herr Gemahl sehr recht, und ich kann ihm das gar nicht verdenken," sagte Björn sehr ruhig.

Julia starrte ihn an, mit weit aufgerissenen Augen, wie ein entsetztes Kind.

„Ihr Mann," fuhr Björn scheinbar unbewegt fort, „hat selbst die Grenze überschritten, vor welcher man ein so lebhaftes Vergnügen an Tanz und Spiel empfindet. Es ist sehr natürlich, daß er seine Frau da zu sehen wünscht, wo er steht: jenseits dieser Grenze. Und es ist Ihre Pflicht, ihm zu folgen. Die Frau gehört zum Manne."

„Es ist aber trotzdem ein ganz unberechtigtes Verlangen," entgegnete sie eifrig. „Ich bin noch viel zu jung, um mit all diesen Dingen schon abgeschlossen zu haben. Ich stehe noch nicht jenseits dieser Grenze! Warum soll sich immer die Frau dem Manne fügen, und niemals der Mann der Frau!"

„Ja — das ist nun einmal so," sagte Björn unerschütterlich.

„Das ist aber schreiender Egoismus," eiferte sie. „Ihm kostet es nur einige Unbequemlichkeiten, vielleicht ein wenig Langeweile, wenn er mir in diesem Falle nachgiebt. Ich — werde todunglücklich, wenn ich mich fügen muß!"

Der Egoismus ist auf ihrer Seite eben so groß, dachte Björn. Man sah, es bereitete ihm Qual, solch leichtfertiges Zeug aus ihrem Munde zu hören.

„Ich will nicht glauben, daß Sie im Ernst sprechen," sagte er. „Daß wirklich Ihr Glück oder Unglück davon abhängt, ob Sie sich putzen, tanzen und sich feiern lassen können, oder nicht —"

„Davon nicht!" erwiderte sie verträumt; „nein, davon gewiß nicht —"

„Und es ist sehr peinlich für mich," fuhr er trocken fort, „wenn Sie in solcher Weise zu mir über Ihren Gatten reden!"

Sie sah ihn mit offenem Munde erstaunt an.

„Warum? Das ist doch sehr natürlich — Sie sind der einzige Mensch, dem ich vertrauen, gegen den ich mein Herz erleichtern kann!"

„Wollte Gott, ich wäre es nicht!" dachte Björn. Sein Gesicht nahm einen tief kummervollen Ausdruck an. Seine Brust arbeitete schwer.

„Dschulia —" sagte er leise mit der ihm eignen, weichen Aussprache ihres Vornamens, und es überrieselte sie wonnig, diesen Namen so weich und leise von seinen Lippen fallen zu hören — „Dschulia, ich werde gleich nach dem Essen fortgehen —"

„Warum?" unterbrach sie erschrocken.

„Ich fühle mich nicht wohl," sagte er leichthin. „Aber ich muß Sie sprechen — allein sprechen —" fuhr er gequält fort — „Sagen Sie mir wann!"

Julia starrte ihn an mit großen, entzückten Augen; das Herz schlug ihr zum Zerspringen. Und er saß da und sah in sein halbgeleertes Glas, traurig — verzweifelt.

„Mein Mann ist bis um zwei Uhr auf dem Bureau," sagte sie mit vor Erregung schwankender Stimme. „Ich werde Sie erwarten —"

„Gut — ich werde mich vom Dienst frei machen. Um zwölf Uhr bin ich bei Ihnen. — Darf ich Ihnen noch etwas zu essen holen?"

„Ich danke —"

Sie wäre nicht im stande gewesen, jetzt noch einen Bissen herunterzubringen. Da ging er, um sich selbst zu versorgen. Es ärgerte sie fast, daß er an solche leibliche Dinge dachte in einem Augenblick, wo sie sein Herz entgegengenommen zu haben glaubte. Sie sah ihm nach, wie er sich entfernte; ihre Augen blieben auf der Thür haften, durch die er hinausging, mit einem hungrigen, gierigen Ausdruck, bis er wieder im Lichtkreis ihres Blickes erschien. Sie sah ihm aufmerksam zu, wie er einen Bissen nach dem andern zum Munde führte, wie er trank, wie er sich die perlenden Tropfen aus dem dunkeln Schnurrbart wischte; ohne mit ihr zu sprechen, ohne sie anzusehen, ohne sich in irgend einer Weise um sie zu kümmern; als ob er gar nicht ahne, daß sie da sei; daß sie sich seit einigen Tagen gefreut hatte auf diesen Augenblick; daß ihr Leben überhaupt nur nach den Augenblicken zählte, die sie mit ihm verlebte.

Man erhob sich, und er reichte ihr höflich den Arm. Er führte sie schweigend in den Saal zurück, verneigte sich vor ihr und wandte sich zum Gehen. Unwillkürlich streckte sie die Hand nach ihm aus — er that, als sähe er es nicht. Eine unbestimmte, bange Ahnung machte ihre Seele zittern.

„Björn —" sagte sie mit vor aufsteigenden Thränen unsicherer Stimme. Er that, als höre er es nicht.

Heimlich stahl er sich davon und schlenderte einsam und langsam durch die nächtlich leeren Straßen nach Hause. Die Steine waren naß und kalt; es schneite nicht mehr; ein lauer Wind riß die Wolken auseinander; hier und da schimmerten ein paar Sterne durch die dicke, feuchte Luft.

Immer langsamer wurde sein Schritt, als trüge er an einer schweren, schweren Last, die ihn zu Boden zu drücken drohte. Das war die unselige Leidenschaft, die sich seiner bemächtigt hatte wie der Dieb in der Nacht, wie ein Dämon der Finsternis, der seine redliche Seele entweihen und vernichten wollte. Er hatte es nicht gewollt; er war nie auch nur in Gedanken leichtfertig gewesen. Er hatte die Gefahr nicht gesucht, die sich ihm aufdrängte in der bethörend lieblichen Gestalt des schillernden Falters, der seine Augen mit farbensprühendem Gegaukel fesselte und blendete. Und als er sie erkannt hatte, die verführerische Gefahr, da war er vor ihr geflohen. Aber sie war ihm nachgegangen. Mit rücksichtsloser Begehrlichkeit hatte sie sich in seine Seele hineingedrängt, mit ihrem schimmernden Seidenhaar, mit ihren tauglitzernden Augen, mit ihrem süß lächelnden Munde. Er hatte sich eingeredet, es sei nur eine flüchtige Verliebtheit, ein aufflackernder Sinnenrausch gewesen, ebenso heftig wie vergänglich. Aber es war mehr.

Es war geschehen um die Ruhe seiner Tage, um den Schlaf seiner Nächte, um den Frieden seines Gewissens. Zwischen ihm und allem übrigen stand Julias Bild und jagte seine feste, treue Seele mit allen Schrecken einer verhängnisvollen Leidenschaft.

Er that das einzige, was er noch thun konnte: er legte diese Leidenschaft, die er nicht mehr beschwichtigen konnte, hinter Schloß und Riegel; er ließ sie hungern und bluten in Ketten und Banden im tiefsten Verließ seines Herzens, und bildete sich lange Zeit ein, niemand wisse darum.

Bis eines Tages ihm aus Julias Augen der treue Widerschein der eignen Leidenschaft entgegenleuchtete, nur zügelloser, vermessener als die seine. Ihn brachte diese Entdeckung fast um seinen Verstand. Und sie lächelte, süßer und seliger denn je, wie in sicherer Erwartung eines unbeschreiblichen Glückes.

War sie dumm? war sie leichtfertig?

Wie Furien war es hinter ihm her; es fraß ihn innerlich auf; er wütete gegen sie und liebte sie doch täglich mehr. Und sie lächelte dazu und strahlte ihn an. Er wollte es nicht sehen; er wollte nichts wissen von ihr; er wollte nicht unterliegen.

Und endlich unterlag er doch.

Es kam der Tag, an welchem er ihr sagte, daß er sie liebe, heiß, glühend, ohne Sinn und Verstand, leidenschaftlich und hoffnungslos. Wie es möglich gewesen, wußte er nachher nicht mehr. Sie hatte ihm die Worte aus der Tiefe seiner Seele einzeln heraufgelockt mit ihren sehnsüchtigen Augen, mit ihrer hingebenden Lieblichkeit, mit dem unbewußt simulichen Zauber ihres Wesens. Aber es hätte doch nicht sein dürfen; er war Mannes genug, um zu verweigern, was ein Paar verführerische Weiberaugen erflehten. — Mitten in der Unterredung, in dem heisern Liebesgeflüster war er aufgesprungen und davongelaufen, entsetzt über das, was nun unwiderruflich geschehen war. Es war die höchste Zeit gewesen; die nächste Minute hätte sie in seine Arme gelegt.

Draußen kam die Überlegung. Warum hatte er das gesagt! Zu welchem Ziele konnte es führen! Sie konnten sich nicht heiraten; sie konnten sich nie vereinigen. Und wenn Julia sich von ihrem Manne trennen wollte um seinetwillen — er konnte niemals eine Abgeschiedene freien; er hätte sich selbst nicht mehr geachtet, wenn sein Benehmen eine Frau zur Sünde verleitete; er hätte die Frau nicht achten können, die seinetwegen Ehre und Pflicht vergessen hatte.

Und dann kam die Reue. Die Reue, unter deren scharfen Geißelhieben er sich den heldenhaften Entschluß abrang, der dem allen ein Ende machen sollte; der seiner Jugendfrische die Blüte abschlug, der ihm aber die Selbstachtung wiedergab; der Entschluß, den er ihr morgen mitteilen wollte.

In seiner dunkeln Wohnung machte er Licht. Es war warm und sah behaglich bei ihm aus. Er hatte sich hier eingerichtet in der Aussicht, in der Hoffnung auf eine lange Reihe angenehmer Jahre. Es sollte nicht sein.

Warum liebte er sie nur so sehr, so schmerzhaft, so vernunftlos! Sie war es gar nicht wert — sie war eine duftende Blume, deren geheimnisvoll anziehender Kelch niemals eine gesunde Frucht zeugen würde.

Aber fragt die Liebe: warum? Sie bemächtigt sich des Menschen, ob er will oder nicht, und es kommt nur darauf an, ob er stark genug ist, sie zu ertragen oder zu überwinden.

Der arme Björn verbrachte auf dem Ruhekissen gewissenhafter, unwiderruflicher Vorsätze eine elende, schlechte Nacht.

Inzwischen fuhr Eberhard Altefahr mit seiner Frau nach Hause. Es wurde nicht viel zwischen den beiden gesprochen. Sie vermißte ihres Mannes Unterhaltung nicht. Sie dachte nur an Björn, und ihr ganzer Mensch zitterte dem kommenden Morgen in unsinniger, blinder Freude entgegen. Er wollte sie sprechen — allein — was immer er ihr auch zu sagen haben könnte, es würde in Nichts zusammenschrumpfen vor dem Glück, allein, ganz allein mit ihm zu sein, sich ohne Furcht vor Zeugen und Mitwissern an seiner Nähe berauschen zu können.

Erst, als sie sich ihrer Wohnung näherten, besann sie sich wieder auf ihren Gatten, auf das wirkliche Leben, und ein schwerer Druck legte sich auf ihr Herz: Aber sie bemühte sich, ihn leichtsinnig abzuschütteln.

„Unüberwindliche Abneigung ist Scheidungsgrund," sagte sie sich. „Und wenn er nicht zugiebt, daß die Abneigung gegenseitig ist — nun, so giebt es noch einen andern, durchschlagendern Grund —" und dabei schloß sie die Augen, es lief ihr heiß und kalt über die Glieder, und vor den geschlossenen Lidern tanzte in flimmernder Röte das erregte Blut.

Als ihr Mann ihr beim Aussteigen behilflich war und ihr die Hand reichte, überrieselte es sie wie Abscheu. Wie zwei unversöhnlich feindselige Elemente wichen sie voreinander zurück; er mit seinem schweren, kalten Blut und sie mit ihrem heißen, aufschäumenden. Feindselig war der Blick, mit dem sie ihn scheu betrachtete, als sie in dem spärlich erhellten Wohnzimmer einander gegenüber standen.

„Hab' ich mich heut zu deiner Zufriedenheit benommen?" fragte sie mit zornigem Spott und kniff die Lippen zusammen. Er antwortete nicht gleich.

„Die Sache ist zu ernst, um sie zum Gegenstand leichtfertigen Gespöttes zu machen," sagte er dann kalt.

„Ich spotte gar nicht," erwiderte sie gereizt. „Da du mich nicht tadelst, so nehme ich an, daß du mit mir zufrieden bist; und wenn du mir deine Unzufriedenheit stets rücksichtslos ausdrückst, so kannst du mir auch deine Zufriedenheit zu erkennen geben. Tadle nicht immer nur — lobe auch!"

„Wenn du dich anständig beträgst, so ist das etwas ganz Selbstverständliches und keines besondern Lobes wert. Pflichterfüllung ist stets etwas Selbstverständliches und wartet nicht auf Lob."

Julia lachte nervös.

„Du bist ein Philister reinster Güte —"

„Wenn du damit meinst, daß ich nichts von all den ungezügelten Lüsten und Begierden kenne, die dich friedlos machen, so ist das die größte Anerkennung, die du mir spenden kannst." Er sagte das mit schwerem Nachdruck und verließ das Zimmer, die Thür heftig hinter sich schließend.

Julia biß die Zähne aufeinander, daß es knirschte, und zwischen den Lippen hindurch kam ein leiser Ton wie das Zischen einer getretenen Schlange. Sie ballte die Hände zu Fäusten und schüttelte sie, als hingen Ketten daran; in ihren Augen funkelte etwas Böses.

Dann plötzlich lachte sie auf, selig und leichtfertig, verschränkte die Arme im Genick, warf den Kopf nach hinten und starrte mit verzückten Augen zur Zimmerdecke empor.

„Morgen —" flüsterte sie; „morgen —"

Der hohe Spiegel warf ihr reizendes Bild zurück; sie sah es und freute sich daran, und überlegte, was sie „morgen" anziehen würde. Und dabei fing sie an zu zittern.

„Was will er nur von mir — was will er nur —" und dann beantwortete sie die eigne Frage: „Nichts, was ich nicht zu geben bereit wäre!"

Schon eine Stunde vor der verabredeten Zeit erwartete sie ihn, in einem leicht gerafften, rosenroten Morgenkleide; ihre Wangen brannten vor Erregung, und ihre Augen leuchteten. Sie sah entzückend aus, hell, duftig, von Leben durchglüht — das verkörperte Liebesgewähren.

Bald lief sie auf dem dicken Teppich auf und ab, bald stand sie am Fenster, von der gestickten Tüllgardine halb verborgen. Dann starrte sie minutenlang in verzehrender Ungeduld auf die behaglich tickende Stutzuhr von buntem Porzellan. Dann rückte und ordnete sie hier und da, wo es gar nichts zu rücken und zu ordnen gab, setzte sich hin und sprang wieder auf — klappte ein Buch auf und wieder zu, und dabei klopfte ihr das Herz in rasender Geschwindigkeit.

Endlich, zehn Minuten nach zwölf, kam er. Sie hörte ihn klingeln, hörte seine Stimme auf dem Flur, ruhig wie immer, hörte seinen Schritt sich nähern. Sie blieb

stehen, wo sie gerade stand; es war, als fröre sie fast, so kalt wurde ihr vor Wonne; das Herz schlug kaum mehr —

Björn Heddenholm betrat zum erstenmal seit jenem unseligen Tage wieder Julias Boudoir. Es verursachte ihm ein körperliches Unbehagen, den Ambraduft einzuatmen, der hier immer schwebte — noch dazu überwacht und nüchtern, wie er war — und all die Gegenstände wieder zu sehen, die sein Gedächtnis mit quälenden Erinnerungen gemischt unauslöschbar in sich aufgenommen hatte. Er sah ernst und traurig aus, wie am Abend vorher, und obendrein elend.

„Ich habe es kaum erwarten können —" stotterte Julia, da er nichts sagte, und fühlte die Adern im Halse schlagen. Björns Antlitz verfinsterte sich; der Blick, mit dem er sie ansah, war beinahe zornig.

„Ich hoffe nicht, daß Sie denken, ich sei gekommen, um verbotenen Freuden zu frönen," sagte er mit kurzer, trockner Stimme und legte Mütze und Säbel auf einen Stuhl an der Thür. Julia war durch diesen Ton so verängstigt, daß sie nicht mehr wagte, oder auch vergaß, ihm die Hand zu geben.

„Ich — ich — ich weiß ja gar nicht —"

„Das alles muß jetzt ein Ende haben," unterbrach er rauh ihre zitternden Worte.

Julia ergriff einen Sessel, der ihr zunächst stand, und stützte sich mit beiden Händen darauf.

„Was muß ein Ende haben?" fragte sie heiser.

„Dieses ganze unwürdige, sündhafte Verhältnis, in das wir uns haben hineinreißen lassen. — Gestern," fuhr er fort, reckte sich hoch auf und zog die Stirn in schmerzliche Falten, „habe ich meine Versetzung beantragt."

Eine fürchterliche Stille folgte seinen Worten. Julia wurde bleich; in ihren Augen erlosch das glitzernde Licht; sie rührte sich nicht; sie sagte nichts. Er wagte nicht, sie anzusehen. Finster zu Boden starrend, fuhr er fort:

„Das, was zwischen uns vorgefallen ist, macht es mir unmöglich, noch länger in Ihrer Nähe zu bleiben. Es wäre ein Unrecht an Ihnen, an mir und an — einem Dritten; ein Vergehen gegen Ehre, Pflicht und Gewissen —"

Julia stieß einen merkwürdigen kleinen Ton aus, halb Wut, halb Gelächter. Nun sprach auch der ihr von Pflicht. —

„Wenn Sie so pflichttreu sind," würgte sie aus zugeschnürter Kehle hervor, „so hätte Ihnen das alles schon früher einfallen sollen!"

„Ja," sagte er traurig, „Sie haben recht, und es ist mir unbegreiflich, daß es mir nicht eher einfiel —"

„Und jetzt ist es zu spät —" unterbrach sie geängstigt.

„Nein, es ist niemals zu spät für Reue und Umkehr," sagte er sehr ernst. „Es kostet nur einen herzhaften Entschluß. Und der ist gefaßt. Ich bin gekommen, Ihnen diesen Entschluß mitzuteilen und Ihnen Lebewohl zu sagen. Ich hoffe morgen einen Urlaub anzutreten und dann direkt meine neue Garnison zu beziehen."

Julia hatte sich aufgerichtet und starrte ihn mit wahrhaft entsetzten Augen an. Morgen schon — morgen schon —

„Björn!“ schrie sie auf; ihre Arme thaten sich auseinander, als wolle sie sich auf ihn stürzen — statt dessen schlug sie die Hände vor das Gesicht, ließ sich in den Sessel fallen, an dem sie stand, und fing laut und haltlos zu weinen an.

„Mein Gott, nehmen Sie sich doch zusammen!“ fuhr Björn sie an und sah sich unwillkürlich nach den Thüren um. „Wie kann man sich so gehen lassen!“

Als sie sah, daß ihre Thränen ihm gar keinen Eindruck machten, that sie ihnen Gewalt an.

„Überlegen Sie doch einmal ganz ruhig,“ fuhr Björn mit bewundernswerter Selbstbeherrschung fort, „wohin soll denn dieser Zustand führen! Dauern kann er nicht; er treibt vorwärts; er treibt uns einem Abgrund entgegen —“

„So will ich in dem Abgrund zerschellen!“ rief sie außer sich. „Ich kann dies elende Leben nicht weiter ertragen!“

„Sie müssen es!“ sagte er hart. „Und wenn Sie es richtig anfangen, so braucht es nicht elend zu sein.“

„Sie sind sehr weise — o, früher waren Sie es nicht —“ schluchzte sie auf.

„Ich will mich freuen, wenn ich weise geworden bin,“ sagte er. „Ich habe jedenfalls nicht Lust, mich in den Abgrund zu begeben; ich will meine Selbstachtung behalten — und ich will nicht mein Seelenheil leichtsinnig verscherzen.“

Julia blieb minutenlang still und nachdenklich sitzen. Dann sagte sie mit bitterm Hohn in ihrer weichen Stimme:

„Das sind sehr schöne Redensarten. Seien Sie doch lieber ehrlich in dieser Stunde, der Sie einen so feierlichen Anstrich geben. Sagen Sie doch lieber: ich liebe Sie nicht mehr, Julia; ich bin Ihrer überdrüssig geworden; ich habe erreicht, was mich lockte — ich habe Sie in meinen Armen gehalten und habe Sie geküßt — nun bin ich satt; und weil Ihr weiterer Anblick mir ein peinlicher Vorwurf wäre, so will ich mich diesem Anblick lieber entziehen und meiner Wege gehen!“

Björn war bei dieser häßlichen Rede sehr blaß geworden.

„Nein,“ erwiderte er, immer noch ruhig, „so kann ich nicht sagen, denn das wäre gelogen. Ich liebe Sie immer noch, und gerade darum muß ich um so dringender fort. Können Sie denn das nicht begreifen, Julia!“

„Nein, ich kann es nicht begreifen! Kann nicht begreifen, warum Sie mich erst umgarnten und anlockten mit Ihrer Liebe, warum Sie sich in meine Ruhe drängten und mir meinen Frieden nahmen, warum Sie mich verfolgten —“

„Julia!“ rief er voll tief schmerzlichen Vorwurfes. Er war aber viel zu vornehm, zu stolz und zu rücksichtsvoll, um ihr ihre leidenschaftlich ausgestoßenen Anschuldigungen zurückzugeben. Er sah sie nur an mit einem großen, ernsten Blick, unter dem sie schuldbewußt erglühte.

„Es ist ja auch gleich, wie es kam,“ sagte sie kläglich. „Es ist geschehen und ist nie wieder auszulöschen. — Aber wenn du mich verläßt —“ fuhr sie fort, und kauerte sich frierend zusammen wie ein kranker Vogel, „wenn du mir das Einzige nimmst, was mir das Leben erträglich macht, so weiß ich nicht, was aus mir wird; so werde ich schlecht und leichtsinnig; so gehe ich auf diese oder jene Weise unter!“

„Sie haben auch früher leben müssen ohne mich —“

„Früher, als ich dich nicht kannte! Jetzt — geht es nicht mehr.“

„Es muß gehen," sagte er unerschütterlich. „Sie müssen in sich selbst finden, womit Sie es ertragen. Ich kann Ihnen nicht mehr helfen — ich habe Ihnen nie helfen können; es ist alles nur schlimmer geworden durch mein Dazukommen. Vielleicht wird es Ihnen doch wieder leichter, wenn ich nicht mehr da bin. Jedenfalls müssen Sie sich nun auf Ihre eigne Kraft allein verlassen, denn unsre Wege müssen sich scheiden — müssen sich scheiden!" wiederholte er lauter, als sie ihn unterbrechen wollte. Sie sank noch tiefer in sich zusammen. Sie hätte ihn hassen mögen; aber wider Willen mußte sie Ehrfurcht vor ihm empfinden.

„Warum — warum — jetzt, wo ich nicht mehr kann!" stöhnte sie, und legte das Gesicht in die Hände. Er sah den schimmernden, goldhaarigen Kopf, den vor Erregung und Weinen zuckenden Körper. „Es ist nur Egoismus von dir, kläglicher Egoismus!" Und sie schluchzte weiter.

Es schnitt ihm in die Seele, sie so kauern und jammern zu sehen — jammern um ein Elend, das er hatte anrichten helfen. Er hätte gern diesen blonden Kopf geliebkost, dieses arme, unglückliche Weib getröstet —

Nein, nein! rief er sich zornig zu, und legte die Hände, die sich nach ihr ausstrecken wollten, auf den Rücken zusammen.

„Julia!" sagte er beschwörend, „wenn du noch irgend etwas Gutes für mich thun willst, so hör auf zu weinen!"

Sie war zwar böse auf ihn, aber sie that doch, was er bat; sie konnte nicht anders.

„Sieh mal, Julia," begann er so ruhig wie möglich, und ging dabei mit gesenktem Kopfe umher, „ich gehe doch nicht nur meinetwegen, sondern auch deinetwegen. Du hast dein Herz an mich gehängt — wie ich an dich das meine — du hast nicht die Absicht, mich wieder loszulassen. Du bist ganz in der Gewalt deiner Leidenschaft. Du würdest dich besinnungslos in meine Arme stürzen, wenn ich sie dir öffnen würde. Aber ich werde das nicht thun — nie wieder. Und dann würdest du an mir vorbeistürzen — ins Bodenlose. Hab' ich recht, Julia?"

„Ja, gewiß hast du recht! Und darum eben —"

„Wenn ich aber nun fortgehe," sprach er weiter, „wenn du mich nicht mehr siehst und nichts mehr von mir hörst, so wirst du mich vergessen. Was dir sichtbar und greifbar bleibt, wird das Gewesene und Verschwundene verdrängen —"

„Ich werde dich nie vergessen," sagte sie trotzig.

„Doch, du wirst. Du wirst müssen, was du nicht willst, kraft deines Temperaments, deiner Charakteranlagen."

„Ich werde dich nicht vergessen," wiederholte sie. „Du meinst, ich sei leichtsinnig und unbeständig — ich bestreite es nicht. Einmal aber fällt auch über den Flatterhaftesten die Kette, von der ihn niemand und nichts mehr löst; und das ist für mich die Liebe zu dir! Lebenslang wird sie mir anhangen, werd' ich sie mit mir herumzerren, wird sie mich wund scheuern — bis ich erschöpft zusammenbrechen werde. Meinetwegen — ich mache mir nichts mehr aus dem Leben. — Björn!" rief sie, und rang ihm die Hände entgegen, „du kannst es nicht übers Herz bringen, uns zu trennen! Zu fest schon sind wir miteinander verbunden! Nenne es Sünde, nenne es Ehrlosigkeit, was uns bindet — gleichviel, wenn du das Band zerreißt, so geht es ans Leben! —

Und warum willst du uns trennen! Sieh, ich bin bereit, alles zu thun — ich will meinen Mann verlassen, ich will mich scheiden lassen — ich will", fuhr sie fort und senkte das Haupt und schauerte zusammen, „irgend etwas Schlechtes thun, nur um einen Grund zu haben, ihn zu verlassen —"

„Ich will aber nicht, daß du irgend etwas derartig Unsinniges thust. Wärest du frei gewesen, als ich dich kennen lernte — ich hätte dich in meine Arme genommen, und hätt' ich dich aus dem Schmutz der Straße auflesen müssen. Wenn du dich befreitest durch eine — Gemeinheit, um mir anzugehören, so würde ich dich nicht nehmen, selbst wenn du dich gewaltsam an meine Fersen hängtest. Denn eine Frau, die ich nicht achten kann, die kann ich nicht lieben, und noch viel weniger zu meiner Frau machen. Darum, Julia, damit ich nicht die Achtung vor dir verliere — laß mich ziehen! Sage mir, daß du die Notwendigkeit einsiehst!"

Es kostete ihm eine übermenschliche Anstrengung, so schonungslos mit ihr zu reden; die feuchten Tropfen standen ihm auf der Stirn. Er hoffte, daß sie in Zorn und Entrüstung auffahren, und ihm so das Schwere erleichtern würde. Er begriff eigentlich doch nicht ganz, daß sie sich das alles so ruhig sagen ließ —

Es that ihr weher, als er glaubte, als er sie — trotz aller Liebe zu ihr — Schmerz zu empfinden für fähig hielt. Sie fror innerlich bei seinen Worten, sie zerrissen alles in ihr; es war, als müßten ihr die Sinne vergehen vor sehnsüchtigem Schmerz; als müßte sie gleich auf der Stelle verrückt werden bei dem Gedanken, daß er morgen schon — morgen schon für immer gegangen sein würde. Und so kroch sie noch tiefer in sich zusammen und vergaß allen Stolz und alles äußerliche, flitterhafte Beiwerk.

Die Liebe zu ihm war das einzige starke, echte und wahre Gefühl ihrer Seele.

„Sei nicht so unbarmherzig!" stöhnte sie. „Wenn du mich verlassen, dem Elend preisgeben willst — ich kann es nicht hindern. Aber, sag' mir nicht so entsetzlich grausame Dinge! Meine einzige Sünde ist meine Liebe — und diese Sünde teilst du mit mir!"

„Ja, Julia, und darum nimm du deinen Anteil daran, wie ich den meinen, und wirf ihn von dir!" Seine Stimme klang warm und weich und hatte etwas zuversichtlich Flehendes. Aber mit dem Zauber dieser Stimme rief er alle Dämonen ihrer Seele wach.

„Wenn du das kannst — ich kann es nicht! Ich kann nicht vergessen, was ich liebe, was ich so liebe! — Ich will es auch nicht vergessen!" Und aufspringend, ergriff sie seine Hände, ehe er es hindern konnte. „Es ist nicht wahr, alles was du da sagtest!" rief sie in echter, hilfloser Angst. „Du wirst nicht so ehrlos sein, mich zu verlassen, nachdem du mich krank und elend gemacht hast vor Liebe zu dir! Nein, du darfst nicht! Du sollst nicht! Sieh — so will ich dich halten!" Ihre weichen kleinen Finger umklammerten seine Handgelenke wie würgende Schlingen. „Und wenn du dennoch gehst, so wirst du mich hinter dir her schleifen — durch den Schmutz — über Steine und Dornen — bis ich mich verblutet habe —"

Immer näher kam sie ihm — sie neigte sich über ihn mit heißen, offnen Lippen, mit glühenden Augen; er fühlte ihre Pulse schlagen, er atmete förmlich die entsetzliche Aufregung ein, die ihr ganzer Leib ausströmte.

Es wurde ihm schwarz vor den Augen.

„Julia — Weib — laß mich —“ sagte er heiser. Und immer näher kam sie — immer näher — wie Alpdrücken lastete ihre Nähe auf ihm. Nein — sie sollte nicht Gewalt über ihn haben, die verführerische, süße Sünde —

„Laß mich!“ fuhr er sie rauh an. Mit einer heftigen Bewegung befreite er sich aus ihren Händen.

Sie schrie leise auf, taumelte zurück und stürzte wieder nach vorn. Ihre Finger krallten sich in das Tuch seines Waffenrockes. Es zuckte in ihm vor Wut — er wäre fast brutal geworden.

„Laß mich —“ sagte er noch einmal mit furchtbar drohenden Augen. „Zu solchem Spiel bin ich nicht hergekommen; wenn du mich nicht gutwillig losläßt, so brauch' ich Gewalt!“

Da war es, als ob ihre Finger erlahmten; sie stieß ihn von sich und wandte das Gesicht ab.

„Lebe wohl, Julia!“ Sie antwortete nicht; sie würdigte ihn keines Blickes.

Da nahm er Mütze und Säbel und ging aus dem Zimmer. Er hatte sich nicht einmal gesetzt während der ganzen Unterredung.

Er machte die Thür hinter sich zu und verließ die Wohnung; es war ihm angenehm, dabei keinem Dienstboten mehr zu begegnen. Er stieg die Treppe hinunter, langsam, schwerfällig. Die letzte Hoffnung, welche er noch an diese Frau geknüpft hatte, die Hoffnung, sie in der Abschiedsstunde groß und gut zu finden, war ihm zerschlagen worden.

Auf der Straße stand er still. Der rauhe Märzwind pfiff ihm um die Stirne; es that ihm gut; ebensogut wie der rücksichtslose Straßenlärm seiner wunden, zerrissenen Seele wehe that. Endlich fiel ihm ein, daß er weitergehen müsse. Er ging; aber mit jedem Schritt schien er seine Fesseln zu zerreißen, so mühsam und gewaltsam bewegte er sich. Ihm war immer, als höre er hinter sich, in weiter Ferne, Julias Schluchzen —

Er trat in eine Restauration ein und ließ sich ein Glas starken Wein geben. Ihm war übel.

Dann ging er zu seinem Kommandeur. Er traf ihn zu Hause und wurde angenommen.

„Herr Oberst,“ sagte Björn, als er dem Vorgesetzten gegenüberstand, ohne eine Aufforderung zum Sitzen abzuwarten, „ich bitte gehorsamst, mir einen längeren Urlaub zu bewilligen.“

Der Oberst sah ihn etwas erstaunt an.

„Jetzt, mitten in den Frühjahrsübungen?“

„Ich weiß, daß der Augenblick schlecht gewählt ist,“ sagte Björn. „Ich würde diese Bitte auch gewiß nicht aussprechen, wenn ich mich fähig fühlte, den Anforderungen des Dienstes zu genügen. Das ist aber nicht der Fall. Es geht mir nicht gut — schon seit längerer Zeit nicht.“

Der Oberst bemerkte, daß sein Offizier in der That auffallend nervös und elend aussah.

„Setzen Sie sich doch!“ sagte er; und dann, als sie beide Platz genommen: „Haben Sie einen Arzt gefragt?“

„Nein, Herr Oberst.“

„Wo wollen Sie denn hin?“

„Ich weiß es noch nicht, Herr Oberst.“

„Ja — was fehlt Ihnen denn eigentlich?“

Björn schwieg. Der Oberst beobachtete ihn schweigend und schien seine besondern Gedanken zu haben.

„Ich entbehre Sie ungern — gerade jetzt. Sie sind einer meiner fähigsten und besten Offiziere. Aber gerade darum, weil Sie vor allen immer Ihre Pflichten aufs treuste und beste erfüllt haben, möchte ich Ihnen gefällig sein, auch wo es mir einmal unbequem ist. — Wann wollen Sie denn fort?“

„Ich möchte bitten, meinen Urlaub morgen schon antreten zu dürfen,“ sagte Björn gepreßt.

„Morgen schon — nun, das ist ja sehr eilig. Aber darauf kommt es am Ende nicht an. — Wie lange wollen Sie fortbleiben?“

Björn atmete schwer; er wurde noch blasser und griff mit der Hand fest an den Säbel. Dann schlug er — wie das in entscheidenden Augenblicken seine Art war — die Augen voll und groß zu seinem Vorgesetzten auf und sagte:

„Herr Oberst, ich muß Ihnen noch melden, daß ich meine Versetzung in ein andres Regiment beantragt habe.“

Des Obersten Gesicht drückte bei dieser Nachricht deutlich ein mißfälliges Staunen aus.

„So — nicht möglich! Und das erfahre ich so nebenbei — so nachträglich?“

„Mein Entschluß war unwiderruflich,“ sagte Björn. „Da er mir aber sehr schwer geworden ist, konnte ich nicht vorher darüber sprechen.“

„Und was haben Sie denn für Gründe, wenn ich fragen darf?“

„Ich möchte gehorsamst bitten, mir die Antwort auf diese Frage zu erlassen,“ sagte Björn sehr nachdrücklich.

„Hm —“ machte der Oberst, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und zog die Stirn in nachdenkliche Falten.

„Ich weiß,“ fuhr Björn ruhig und sachgemäß zu sprechen fort, „daß es kein gutes Licht auf mich wirft, wenn ich das Regiment, darin ich erst vor einem halben Jahr Aufnahme fand, nun wieder verlassen will. Ich fürchte, daß aus diesem Grunde mein Wunsch wenig Berücksichtigung finden wird. Ich möchte darum den Herrn Oberst um seine persönliche Verwendung für mich in dieser Sache herzlich und dringend bitten. Meine Gründe sind zwingender Natur; es sind Ehrensachen, Herr Oberst — ich bitte nochmals, mir weitere Auseinandersetzungen zu ersparen und in meine Ehrenhaftigkeit keinen Zweifel zu setzen!“ vollendete er gewaltsam.

Der Oberst hatte ihn, während er sprach, mit seinen ruhigen klugen Augen unausgesetzt beobachtet. Nun atmete er tief auf und sagte:

„Das letztere ist selbstverständlich. — Was Ihre Gründe anbetrifft, so kenne ich sie besser, als Sie denken. Ich sehe sie ein, und ich ehre sie.“

Der arme Björn wurde blutrot. Wußte denn der Oberst — wußte man etwa allgemein —

Ach, es war ja kaum anders möglich, als daß man es wußte. Sie hatte es ja zu rücksichtslos getrieben!

„Ich werde darum," fuhr der Oberst fort, „Ihren Antrag nach Kräften befürworten, und ich denke, das wird nicht ohne Erfolg bleiben. — Ich persönlich kann Ihren Entschluß nur bedauern; und nicht nur ich, sondern wir alle werden Sie schmerzlich vermissen; um so schmerzlicher, je höher ich und wir alle sie fortan achten werden. Sie haben sich ein besseres Andenken bei uns gesichert, als irgend ein andrer durch die größte Tüchtigkeit im Dienst —"

Weiter sah, hörte und verstand Björn nichts mehr.

Er ging nach Hause und verbrachte in dumpfer Unthätigkeit einige lange, öde Stunden. Die seelischen Kämpfe und Erregungen hatten seine Körperkräfte mitgenommen. Nun die schwerste Schlacht gewonnen war, verließ ihn die Herrschaft über seine Nerven.

Dann schrieb er an seine Eltern — ein Brief, der ihm unsäglich schwer wurde, weil er darin die Wahrheit umgehen mußte. Er teilte ihnen mit, daß er angegriffen und erholungsbedürftig sei und sich deshalb schnell entschlossen habe, den bewilligten Urlaub im Süden zu verleben. Um keinen Tag zu verlieren und die Erholungszeit gewissenhaft auszunutzen, werde er morgen schon abreisen. Sie möchten verzeihen, wenn er nicht vorher zu ihnen käme.

Um keinen Preis hätte er jetzt nach Hause gehen mögen. Sein Vater würde ihn den ganzen Tag in Anspruch nehmen und seine Aufmerksamkeit für hunderterlei Dinge verlangen; seine Mutter aber würde mit ihren liebevollen Augen auf dem Grunde seiner Seele lesen —

Allein mußte er jetzt sein, ganz allein mit sich, seinem Leid und seinem Gott. So nur konnte er niederkämpfen und überwinden, wobei ihm kein andrer helfen konnte und durfte. So nur konnte er das gestörte Gleichgewicht seiner Seele wieder herstellen.

Dann fing er an zu packen und Maßregeln zu treffen, die Auflösung seiner Wohnung, die während seiner Abwesenheit nötig werden würde, zu erleichtern. Er hatte nicht die Absicht, dazu wieder herzukommen.

Zur gewohnten Essensstunde erschien er im Kasino.

„Morgen trete ich einen vierwöchentlichen Urlaub an," verkündete er seinen Kameraden mit lauter Stimme. „Heut will ich noch einmal vergnügt mit euch sein — ich lade euch alle ein zu einem frischen, fröhlichen Trunke!"

Sie bejubelten seinen Einfall so sehr, daß das Bedauern, ihn auf einige Zeit aus ihrem Kreise scheiden zu sehen, fast darüber zu kurz kam. Ihm war es eben recht. Je vergnügter sie waren, um so weniger brauchte er selbst sich anzustrengen. Es gelang ihm, sie in eine so heitere Stimmung zu bringen, daß sie es gar nicht bemerkten, wie er immer stiller wurde und immer elender aussah.

Plötzlich entdeckten sie, daß er aus ihrer Mitte entschwunden war — sich „heimlich gedrückt" hatte.

Am andern Morgen beim Dienst war er ernster und stiller als gewöhnlich; er sah aus, als habe er in der Nacht wenig oder gar nicht geschlafen.

„Katzenjammer," lachten die Kameraden. Wenn einer oder der andre vielleicht noch etwas weiteres dachte, so sprach er doch nicht darüber.

Um sechs Uhr abends stand er auf dem Bahnhof. Einige Offiziere begleiteten ihn. Niemand außer dem Regiment wußte noch um seine plötzliche Abreise; er hatte keinen einzigen Abschiedsbesuch gemacht.

Es war Björn fast lieb, daß das muntere Geplauder seiner Kameraden ihn umgab und seine Gedanken gewaltsam ablenkte — sie hätten ihm sonst zu wehe gethan. So kam er unter Geschwätz und Gelächter unversehens in das Coupé; ehe er noch recht wußte, was geschah, setzte der Zug sich in Bewegung.

„Auf Wiedersehen!" riefen sie ihm nach.

„Auf Wiedersehen!" rief er zurück. Es war ja nicht gelogen, er wünschte und hoffte wirklich, sie wiederzusehen — nur nicht hier.

Der Zug bewegte sich immer schneller; die öden, grauen Bahnhofsgebäude wichen zurück; noch ein letztes Mal lag die ganze Stadt vor seinen Blicken; die grünen Wiesen umher, die der Fluß durchrauschte — der Fluß, der bei Julias Fenstern vorüberfloß. Und dann blieb auch die Stadt zurück. In einer großen Kurve glitt der Zug, immer schneller laufend, nach rechts. Das letzte Haus der Stadt, die er niemals wiedersehen wollte, entschwand seinen Blicken.

Da ließ sich Björn auf einen Sitz niedersinken und schloß die Augen.

Das also war der Abschied!

Als Julia nach der kurzen, schlimmen Unterredung mit Björn allein geblieben war, verfiel sie in eine wahre Raserei.

Der Zorn, den sie vorübergehend gegen ihn empfunden, als all ihre Bemühungen, ihn zu halten, von ihm abglitten wie ohnmächtige Pfeile von einem ehernen Panzer, und der nur eine Äußerung ihrer Leidenschaft für ihn war, verwandelte sich in einen brennenden Schmerz, sobald er sie verlassen hatte.

Sie hatte sich auf diesen Mann gestürzt mit ihrer ganzen, unbefriedigten, haltlosen Seele; er sollte ihr Glück geben, sollte ihr das Leben ertragen helfen, sollte ihr Halt sein. Nun war er fort. Nun brach sie zusammen.

Sie weinte und schluchzte — sie tobte in den engen vier Wänden ihres beinahe zu üppig eingerichteten Boudoirs wie ein Kind, dessen hartnäckig auf eins zugespitzten Eigensinn man achtlos und rücksichtslos zerschlagen hatte. Endlich wurde sie erschöpft und müde. Und als sie ihren Mann nach Hause kommen hörte, floh sie in ihr Schlafzimmer, riegelte sich ein und ging zu Bett. Sie habe Migräne, ließ sie ihm sagen.

Drei Tage blieb sie liegen. Sie hatte keine Energie und keinen Mut, weiterzuleben. Sie wollte abwarten — und irgend etwas würde sich ja wohl ereignen.

Aber es ereignete sich nichts. Eberhard ließ sich mehreremal täglich nach ihrem Befinden erkundigen. Er kam auch selbst an ihr Bett und überzeugte sich, daß sie

erhitzt und fiebrisch aussah, und trübe gerötete Augen hatte. Da sie zum Sprechen nicht aufgelegt war, verließ er sie allemal bald wieder. Zum Pflegen und Hätscheln hatte er kein Talent. — Er ahnte nicht, daß Julia jedesmal, wenn er das Schlafzimmer verlassen hatte, einen Weinkrampf bekam und mit Händen und Füßen zuckte vor ungeduldigem Schmerz. Sie sehnte sich nach Liebe in diesem unglückseligen, trostlosen Zustande ihrer Seele; nach Gesetz und Natur konnte sie diese Liebe, nach der all ihr Inwendiges schrie wie das verdurstende Wild nach Wasser, von ihrem Gatten verlangen. Und er gab sie ihr nicht: er ahnte nichts von dem Vorhandensein solcher Bedürfnisse, nichts von der Art, wie man sie stillt. — Und sie haßte ihn, weil er ihr das alles nicht geben konnte; haßte ihn, weil er stand zwischen ihr und dem, bei dem sie das alles gefunden hätte.

„Aus dem Schmutz der Straße hätte ich dich in meine Arme genommen," so hatte Björn gesagt. O, wie sie sich sehnte nach solchem Straßenschmutz, nur, damit er sie davon reinigen könnte! O, wie sie sich fortsehnte aus der kalten, öden Reinlichkeit ihres liebearmen Lebens!

Ganz heimlich, ganz im stillen hoffte sie, Björn werde wiederkommen. Es konnte ihm doch nicht ernst gewesen sein mit seinen Absichten. Ihr Jammer, den er fühllos mit angesehen hatte, mußte ihm nachgehen, mußte sein Herz rühren, sein Gewissen wecken — mußte ihn zu ihr zurückführen.

Aber Björn kam nicht wieder.

Am dritten Tage endlich wurden ihr die Einsamkeit und das Halbdunkel ihres Schlafzimmers langweilig. Sie entschloß sich, aufzustehen und weiterzuleben. Sie war doch in gewisser Weise neugierig, wie das Leben sich nun gestalten würde.

Als Eberhard vom Bureau nach Hause kam, fand er seine Frau im Salon, in einem eleganten Frühlingsanzug am Fenster stehen. Draußen schien die Sonne.

„Nun — bist du mit einemmale wieder gesund?" fragte er und betrachtete ein wenig mißtrauisch ihr blasses Gesicht, in dem die Augen unruhig zitterten.

„Es geht mir besser," sagte sie, ihn nur halb ansehend; sie fürchtete, ihren Widerwillen gegen ihn nicht mehr verbergen zu können. „Ich möchte spazieren fahren. Die schöne Frühlingsluft wird mir gut thun."

„Wie du wünschest," antwortete Eberhard höflich. „Bestimme, bitte, wann der Wagen vorfahren soll."

„Ich möchte aber mit dir fahren," sagte Julia. „Allein macht es mir keinen Spaß."

„Du bist sehr freundlich — aber ich habe heute nachmittag leider noch zu arbeiten —" er unterbrach sich, denn Julia, deren Augen in den letzten Tagen nicht oft trocken geworden und infolgedessen reizbar und entzündet waren, fing an zu weinen.

„Drei Tage habe ich zu Bett gelegen — du hast dich kaum um mich gekümmert —"

„Aber, liebes Kind," unterbrach er ärgerlich, „du hast es ja gar nicht gewünscht, daß ich mich um dich kümmere!"

„So? Nun — zum Betteln bin ich freilich zu stolz —" sie stockte, denn es fiel ihr ein, wie sehr sie vor drei Tagen bei jemand gebettelt hatte, mit Worten

und mit ihrem ganzen Leibe. „Jedenfalls," fuhr sie fort, „hast du in dieser Zeit genug arbeiten können, um dir nun eine kurze Stunde für mich zu gewähren. Du solltest dich doch freuen, daß ich nicht ohne dich ausfahren mag!" schloß sie mit einem mißglückten Versuch, kokett zu sein.

„Spare deine Redensarten!" sprach er finster. „Dergleichen ist schon längst nicht mehr Mode zwischen uns. Wenn du heute verlangst, ich solle dich begleiten, so hast du dafür ganz andre Gründe, als den Wunsch nach meiner Gesellschaft."

Sie sah ihn gespannt an. Sie war doch neugierig, was er nun sagen würde. Dieses neugierige, jede Spur von Verlegenheit oder Schuldgefühl entbehrende Gesicht reizte ihn.

„Du willst den Leuten zeigen," sagte er, „daß die plötzliche Abreise von Björn Heddenholm dich durchaus nicht verhindert, vergnügt zu sein und dir durch mich das Leben angenehm machen zu lassen."

Sie wurde rot, riß die Augen weit auf vor Schreck und starrte ihn fassungslos an.

„Daß du dich bemühst, die Leute zu belügen," fuhr er gefühllos fort, „läßt sich erklären; vielleicht sogar verteidigen. Bei mir brauchst du dir diese Mühe nicht mehr zu geben. Ich weiß ganz genau, daß deine ganze Krankheit nur mit dieser Abreise zusammenhängt. Du hast das Feuer so lange geschürt, bis ihm der Boden unter den Füßen brannte; und da er ein ehrenhafter Mensch ist, so hat er sich davon gemacht. — Für dich ist das natürlich äußerst peinlich, das verstehe ich vollkommen. Indes — du hast dich allein in diese Lage gebracht — nun sieh zu, wie du allein wieder hinauskommst."

Sie starrte ihn immer noch an; aber sie war sehr blaß geworden, und ihre Hand tastete nach einem Halt.

„Woher weißt du, daß er fort ist?" stammelte sie; alles andre schien sie überhört zu haben.

„Das ist ja weiter kein Geheimnis; daß er fort ist, meine ich. Mir erzählte man es im Kasino, wohin ich vorgestern abend in Ermangelung häuslichen Behagens gegangen bin."

„Also er ist wirklich fort!" dachte Julia und vergaß alles andre darüber. Sie ließ den Kopf tief hängen und sah schlaff und müde aus.

Die Eheleute hatten sich daran gewöhnt, aus ihrer gegenseitigen Kälte, ja Abneigung, voreinander kein Geheimnis mehr zu machen. Die gänzliche Hoffnungslosigkeit, daß es jemals wieder besser werden könne, der Mangel an gutem Willen, ein jeder die eignen Neigungen und Gewohnheiten zu opfern zum Wohle des andern, hatten ihrem gegenseitigen Verhältnis alle rücksichtsvolle Zartheit genommen, und in ihnen den verderblichen Egoismus genährt, der nur nach Erfüllung der eignen Wünsche strebt, weil ihm die Wünsche des andern mit ihm selber gleichgültig geworden sind.

Da sie nichts mehr sagte, schickte er sich an, das Zimmer zu verlassen. Da rief sie ihm nach.

„Willst du wirklich nicht mit mir kommen?"

„Ich sagte dir ja schon: Nein."

Die Thür fiel hinter ihm zu. Sie ballte die Fäuste vor ohnmächtigem Zorn — vor Unglück — vor Einsamkeit und Sehnsucht.

Nichtsdestoweniger saß sie zwei Stunden später in ihrem eleganten offenen Wagen, ein graues Hütchen mit einem rosa Rosentuff an der Seite auf dem blonden Kraushaar, mit lächelndem Gesicht und glitzernden, wenn auch ein wenig verstörten Augen, und fuhr in den Frühlingssonnenschein hinaus.

Es war der erste schöne, warme Tag im Jahr. Die ganze Stadt war unterwegs, zu Wagen, zu Fuß und zu Pferde. Alles prangte in neuen Hüten und Kleidern, alles lachte und war fröhlich. Das belebte, heitere Bild mit dem blauen Himmel darüber zerstreute und erfrischte Julia und zog ihre Gedanken von dem einen, einzigen, daran sie unaufhörlich nutzlos nagten und bohrten, ein wenig ab. Es fiel ihr ein, daß Sonntag sei; Lätare, d. h.: „Freuet euch," soviel wußte sie noch aus der Religionsstunde. Und da überkam sie selbst ein unsinniges Verlangen nach Freude — Freude in irgend einer Gestalt.

Sie war jetzt vor dem Thor, wo zwischen Wald und Wiesen schöne Alleen sich dehnen. Hier war der bunte Menschenstrom noch mannigfaltiger. Überall zwischen den schwarzen Röcken der Civilisten tauchte das grelle Hellblau der Husaren auf. Jeder Soldat hatte seinen Schatz, oder mindestens Mutter oder Schwester am Arm. Nur sie allein — sie hatte nichts.

Von weitem erkannte sie einen von Björns Kameraden, der zu Fuß ihrem Wagen entgegenkam. Als er dicht heran war, grüßte er höflich zu ihr hinüber. Julia ließ halten. Er sah, daß es ihm galt und kam heran.

Nun war Julia ein wenig verlegen — oder that wenigstens so.

„Ich weiß nicht — es war so ein Einfall von mir — ich wollte Ihnen vorschlagen, ein Stückchen mit mir zu fahren, wenn Sie Zeit haben!" sagte sie mit einem sehr anmutigen, etwas wehmütigen Lächeln.

Und welcher junge, vergnügte Offizier hätte nicht Zeit, mit einer jungen, hübschen Frau an einem sonnigen Frühlingstage in einem eleganten Wagen durch Wald und Wiesen zu rollen!

Sie saßen einträchtig nebeneinander; Julias Lächeln und Grüßen an vorübergehende Bekannte war noch huldvoller geworden. Manch einer drehte sich um und sah ihr kopfschüttelnd nach. Das hatte sie doch noch nie gethan!

„Sagen Sie doch," begann Julia nach einigem oberflächlichen Gedankenwechsel, „ist Björn Heddenholm wirklich abgereist?"

Der Angeredete bekam einen kleinen Schreck — oder bildete sich das Julia nur ein?

„Ja, er ist weg," antwortete er dann nicht ganz unbefangen; „mit vierwöchentlichem Urlaub nach dem Süden."

„Nein — wie mich das freut!" sagte Julia. Ihr Begleiter fuhr förmlich erschrocken herum und sah sie mit naivem Interesse an. Julia machte ein verträumtes Gesicht und lächelte glücklich.

„Warum freut Sie denn das so sehr?"

„Weil ich mir schmeichle, die Veranlassung zu diesem endgültigen Entschluß zu sein."

„Wa—as —"

„Nun, Sie müssen doch bemerkt haben, daß es ihm schon seit Wochen nicht gut geht. Er war natürlich viel zu gewissenhaft, jetzt Urlaub zu nehmen. Frühjahrsübungen, Besichtigungen, Paraden — was weiß ich! Da habe ich ihm zugeredet, fortzugehen, immer fort, bei jeder Gelegenheit. Nun — und Zureden hilft eben manchmal!"

Ja — weiß der Himmel — wenn so ein lieblicher Mund zuredet —

„Hat er Ihnen denn auch gesagt, wovon er so elend geworden ist?" fragte der andre, halb neugierig, halb boshaft. — Diese Frage versetzte sie einigermaßen in Verlegenheit. Aber sie wußte sich Rat.

„Du liebe Zeit — Nerven! Nerven gehören doch zum Zeitgeist. Wo die Weisheit der Ärzte aufhört, fangen die Nerven des Patienten an. Nerven hat jeder mal, mit oder ohne Veranlassung. Man muß nur beizeiten gegen sie zu Felde ziehen."

„Da kann man sich ja nur für ihn freuen, daß Sie das Übel so schnell erkannten und auch gleich für die Heilung sorgten!"

„Ja — die hab' ich nun leider nicht in der Hand. Aber ich freue mich doch zu sehr, ihn wenigstens auf den richtigen Weg gebracht zu sehen!"

Dann plauderte sie von andern Dingen, nichtig, unschuldig, und je länger je fröhlicher; das reine Vogelgezwitscher. Ob er zuhörte oder nicht, schien ihr bedeutungslos.

Er war in der That zerstreut. Es war ja eine allgemein ausgemachte Sache, daß zwischen Julia und Björn Heddenholm etwas nicht ganz richtig, und daß Björn auf und davongegangen sei, um noch beizeiten den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Was sollte er nun halten von dem, was diese leichtsinnige, liebenswürdige Frau ihm hier vorlächelte? War es möglich, daß man mit so unschuldigen, ehrlichen Augen so — glatt weg log? Und lügen that sie sicherlich. — Nein, Björn konnte sich freuen, daß er genug Charakter gehabt hatte, davonzugehen. Wie würde es aber werden, wenn er wiederkam? Vier Wochen sind eine kurze Zeit; für so etwas — viel zu kurz!

Vor dem Stadtthor setzte Julia Altefahr ihren Begleiter wieder ab. Sie fürchtete sich doch ein wenig davor, ihrem Manne zu begegnen. Innerlich ärgerte sie sich über dieses Abhängigkeitsgefühl, das in ihrem Verhältnis gar keinen innern Sinn mehr hatte, und beschloß, sich für die Zukunft dessen zu entäußern.

Daß Eberhard um ihre Neigung zu Björn wußte, war ihr anfangs ein großer Schreck gewesen, denn sie hatte seinen Zorn gefürchtet. Nun sie sah, daß es ihn kalt ließ, daß er es wahrscheinlich schon lange gewußt und nie energisch zu hindern versucht hatte, da es ihm jedenfalls gleichgültig war, fühlte sie sich eher erleichtert. Er würde sie nun vielleicht eher gewähren lassen in ihrem Thun; er mußte ja einsehen, daß sie Zerstreuung brauchte, wenn sie nicht zu Grunde gehen sollte an solchem Gram, und daß sie sich solche Zerstreuung, da er sie ihr nicht schuf, wo anders suchen mußte.

Ach ja, Zerstreuung! Ihr ganzer Mensch fieberte danach. Sie konnte den bohrenden Schmerz in ihrer Brust nicht ertragen; die schreiende Sehnsucht nach dem Davongegangenen schwieg weder Tag noch Nacht. Und da sie in sich selber nichts hatte, das ihr Halt und Ruhe geben konnte, da sie keinen Menschen hatte, der sie auf den Weg zum Frieden führen konnte, den sie allein nicht fand, so suchte sie nach Betäubung für die Qualen, die sie nicht zu heilen vermochte.

„Wenn du es nicht scheust," sagte sie zu ihrem Mann, „daß ich, alt und häßlich und reizlos und verbittert und vergrämt, dir noch gründlicher zur Last falle, als so schon — gut, so sperre mich ein und verbiete mir, was mir Vergnügen macht. Wenn dir aber daran gelegen ist, eine repräsentable und deinen Anforderungen an das Äußere entsprechende Frau zu behalten, so laß mich gewähren und gieb mir die Freiheit, mir zu verschaffen, was mir das Leben erträglich macht."

Er zuckte die Achseln — und ließ sie gewähren. Im Mund der Leute war sie nun doch schon, daran war nichts mehr zu ändern; auch nicht, wenn er mit rücksichtsloser Strenge gegen sie vorging und sich dadurch die Hölle im Hause schaffte. So ließ er sie machen, was sie wollte; beteiligte sich an ihren Ausfahrten und Gängen, soviel ihm gut schien, sah sie im übrigen nur bei den Mahlzeiten und hatte den Vorzug, niemals in seinem Zimmer gestört zu werden.

Ohne ihr etwas davon zu sagen, stellte er sich der Regierung für etwa vorkommende Gelegenheiten zur Verfügung. Er wollte eine Versetzung oder Beförderung nicht gerade offiziell erstreben — das hielt er für seine Karriere nicht für vorteilhaft, und das würde dem Geklätsch neue Nahrung geben. Aber unter der Hand sich danach umzusehen und das zufällig Gefundene dann als von ungefähr entgegenzunehmen, das schien ihm das Rechte. — Er empfand es keineswegs angenehm, der Mann einer Frau zu sein, die in gewissen Kreisen das Tagesgespräch bildete; aber er war andrerseits innerlich zu losgelöst von ihr, als daß er es sich besonders zu Herzen genommen hätte. Daß es seiner Stellung, gesellschaftlich oder amtlich, schaden könne, fürchtete er nicht. Wie er selbst kaum noch eine Zugehörigkeit zu seiner Frau empfand, so glaubte und fühlte er sich auch vor andern von dieser Zusammengehörigkeit sowie von jeder Verantwortung freigesprochen.

Immerhin war es angenehmer, die Zeit seines Aufenthaltes hier, die ohne sein Dawiderthun noch recht lang sein konnte, durch irgend ein freundliches Schicksalsentgegenkommen abgekürzt zu sehen. Björn Heddenholm würde zurückkommen; es war vorauszusehen, daß die Geschichte sich dann weiterspinnen würde; wenn nicht von seiner, so doch gewiß von ihrer Seite. Wer weiß, zu was für unangenehmen Dingen das noch führen konnte.

Er überlegte, ob es nicht angezeigt sei, Julia vor dieser Rückkehr fortzuschicken. Aber wohin? — Ein Elternhaus hatte sie nicht mehr. Der Vater hatte sich kurz vor Julias Verlobung zum zweitenmal verheiratet und war wenige Jahre darauf gestorben. Seine Witwe lebte in der Zurückgezogenheit einer kleinen Provinzialstadt, ganz der Erziehung ihres einzigen Kindes gewidmet. Julia kannte sie kaum, sie hatten nie Gelegenheit gehabt, einander näher zu treten; Julia hatte auch gar keine Lust dazu. Diese zweite Mutter war in allem ihr so entschiedener Gegensatz, daß sie es in keiner Weise bei ihr würde ertragen können.

Geschwister hatte Julia nicht. Es blieb also nur noch eine Badereise, obgleich bei ihrer tadellosen Gesundheit für eine solche kaum ein Vorwand zu finden war.

Namentlich aber würde es die größten Schwierigkeiten und heftigsten Scenen heraufbeschwören, sobald sie merkte — und das war doch nicht zu verhindern — weshalb sie verreisen sollte. Mit Gewalt deportieren konnte er sie auch nicht —

All diese unangenehmen Überlegungen fanden eines Tages eine unerwartete Erledigung.

In der Zeitung stand Björn Heddenholms Versetzung unter Beförderung zum Oberleutnant nach der westdeutschen Garnison D . . . . . .

Eberhard Altefahr überlegte nicht lange, ob diese Nachricht für den, den sie betraf, eine Überraschung oder eine Bewilligung enthalten möge. Die Thatsache allein genügte ihm. Tief befriedigt über die so unerwartet leichte und angenehme Lösung einer heiklen Frage, legte er, ehe er den täglichen Gang nach dem Bureau antrat, die Zeitungen auf ihren gewohnten Platz neben dem Bücherschrank, wo Julia dann manchmal darin zu blättern pflegte.

Julia war keineswegs eine eifrige Zeitungsleserin; höchstens Feuilleton- und Familiennachrichten waren von Interesse für sie. Seit Björns Abreise aber zitterte sie förmlich jeder Post entgegen. Mit Ungeduld erwartete sie allmorgendlich den Augenblick, wo Eberhard gegangen sein würde, um sich auf die Zeitung zu stürzen und nach den militärischen Notizen zu suchen.

Und so geschah es auch heute, und so las sie schwarz auf weiß, daß dennoch alles, alles sein bitterer, unwiderruflicher Ernst gewesen war. —

Sekundenlang fühlte sie sich entsetzlich gedemütigt; dann war sie zornig, außer sich, aufgebracht — daß er sie so ehrlos, so feige, so erbärmlich im Stich ließ. Dann sagte ihr ein guter Instinkt, daß er allein der Ehrenhafte und der Mutige in dieser Sache sei; daß sie eigentlich vor ihm knien müßte vor Scham —

Und ihre Liebe zu ihm war so wahr und echt, daß sie sich willig vor ihm schämte; daß es ihr beinahe wohl that, sich vor ihm schämen zu müssen.

Und zuletzt weinte sie nur noch und dachte und fühlte gar nichts mehr. —

So fand sie Eberhard, der heut außergewöhnlich früh nach Hause kam. Sie bemühte sich nicht einmal, ihm zu verbergen, daß sie verweint und außer sich war.

„Was hast du? Was ist dir?“ fragte er, obwohl er es sehr gut wußte. Sie sah in ihren Schoß, unterdrückte ein aufsteigendes Schluchzen und antwortete nicht. Er betrachtete sie stumm; es schien fast, als ob er Mitleid mit ihr habe. Dann wurde sein Gesicht hart und streng.

„Du bist doch ein miserables Geschöpf!“ sagte er.

„Warum!“ fuhr sie auf und sah ihn trotzig an.

„Weil du weder dich, noch mich, noch ihn der Mühe wert hältst, diese Thränen — heimlich zu weinen, statt so rücksichtslos vor meinen Augen!“

„Ich verstehe dich nicht,“ sagte sie.

„Das glaube ich gern. Ich will es dir aber erklären. Wenn du noch einen Funken von Selbstachtung hättest, so würdest du dich nicht in deinen Empfindungen so gehen lassen. Und wenn du noch eine Spur von Achtung vor mir hättest, so würdest du mir nicht mit solcher nichtachtenden Unverblümtheit zu verstehen geben, daß du einen andern liebst. Und wenn du eine Spur von Achtung vor diesem andern hättest, so würdest du seine ehrenhaften Bestrebungen, dieser unrühmlichen Episode ein Ende zu machen, selber ehren, indem du an deinem Teil mit dem Vergangenen abrechnetest.“

Sie aber schien von seiner ganzen Rede nur das verstanden zu haben, was sich auf Björn bezog; und etwas darin erstaunte sie so, daß sie ihren Mann groß ansah.

„Bist du denn gar nicht böse auf ihn?“ fragte sie naiv.

„Böse? — Liebes Kind, du weißt doch wohl selbst, wie wenig er für das alles kann!“

„Wie meinst du das?“ fragte sie ein wenig gereizt.

„Du hast dich ihm an den Hals geworfen,“ erwiderte Eberhard kaltblütig. „Und er war ehrenhaft genug, sich aus dem Staube zu machen. Ich wüßte nicht, weshalb ich ihm böse sein sollte, als höchstens, weil ich mich eigentlich deiner schämen müßte.“ Julia war ganz blaß geworden. Aber sie bezwang sich; sie wollte ebenso kalt bleiben, wie er.

„Er hat mich auch geliebt,“ sagte sie. „Ich würde mich nie um ihn bekümmert haben, wenn ich nicht gewußt hätte, daß seine Liebe —“

„Schäme dich, davon zu sprechen,“ unterbrach er rauh. „Wenn du meine Gefühle nicht ehrst, so ehre wenigstens die seinen.“ Julia lachte; es klang häßlich und hart.

„Warum lachst du?“ fuhr er sie an.

„Weil es so komisch klingt, wenn du von deinen Gefühlen sprichst!“

„Besser gar keine Gefühle haben, als solche wie du. Denn deine Gefühle sind oft nur Gefühllosigkeiten und meistens Verirrungen.“

Er ging empört hinaus. Wenn er auch selbst zugeben mußte, keinen Überschuß an Gefühl zu haben — so weit reichte es doch, um sich an der Seite dieser Frau rechtschaffen unglücklich zu fühlen. Aber das wollte er ihr nicht eingestehen — das war sie gar nicht wert. —

Man war einigermaßen gespannt, ob Julia die Nachricht von Björns Versetzung ebenso aufnehmen würde, wie sie die von seiner Abreise aufgenommen hatte. Man täuschte sich keinen Augenblick über die Beziehungen ihrer Persönlichkeit zu beiden. Aber es fand niemand den rechten Mut, mit ihr darüber zu sprechen.

Es fand gerade in den Tagen eine kleine Parade vor dem Kommandierenden statt. Alle Damen der Gesellschaft sahen zu; Julia war natürlich auch dabei. Nach beendetem Dienst kamen einige der Herren zu ihnen, Björns Rittmeister blieb zufällig bei Julia stehen.

„Wie schade, daß Björn Heddenholm nicht dabei war!“ sagte Julia ganz unbefangen. Er sah sie ein wenig erstaunt an und wußte nicht gleich, was er antworten sollte.

„Ja, und er wird leider nie mehr dabei sein,“ meinte er endlich. „Sie wissen doch —“

„Von seiner Versetzung? Natürlich. Es ist sehr, sehr schade. Aber man kann es ihm ja nicht verdenken!“

„Nicht verdenken —“ der Rittmeister räusperte sich, drehte seinen Bart und wußte absolut nicht, was er weiter sagen sollte — wo sie hinaus wollte. Denn er mochte natürlich nichts Dummes oder Unvorsichtiges sagen.

„Nun, ich denke doch," meinte Julia ganz harmlos und sah ihn noch obendrein mit ihren hübschen Augen groß an, „seine Versetzung hat denselben Grund, wie seine Erholungsreise?"

„Ja — ja — natürlich —" gab er zu und wußte immer noch nicht, wo das hin sollte.

„Also wenn er die Luft hier nicht vertragen zu können glaubt, so ist es doch sehr begreiflich, daß er sich wo anders hin versetzen läßt. Und die Luft hier ist ja auch rauh, es ist immerfort windig —"

„Na, erlauben Sie mal, gnädige Frau," platzte der Rittmeister los, dem es nun doch zu viel wurde, „diese Luft hier ist denn doch seine Heimatsluft, die er gewohnt sein könnte! Sein elterliches Gut liegt sogar noch ein gut Stück nördlicher —"

„Es ist nicht gesagt, daß man immer in den Verhältnissen leben kann, in die einen die Schicksalslaune hineinversetzt hat. Wohl dem, der sich versetzen lassen kann —"

„Sagen Sie lieber: wohl dem, der das Leben nicht als Schicksalslaune auffaßt, sondern als eine Aufgabe, die er unter allen Umständen zu lösen hat," sagte der Rittmeister mit Nachdruck. „Unser Björn hält es jedenfalls nicht für Schicksalslaune."

Julia empfand diese Wendung des Gespräches peinlich.

„Ob man sich einer Unbequemlichkeit aus Pflichtgefühl entzieht oder aus Bequemlichkeitsliebe, ist doch eigentlich dasselbe. Die Hauptsache ist, daß man sie los wird."

„Ich glaube nicht, daß Björn Heddenholm so denkt —"

„Nun — jedenfalls ist es schade, daß er fort ist — für uns alle —"

Sie lächelte ihn freundlich an und wandte sich andern zu. Sie hatte gesagt, was sie sagen wollte. Auf mehr mochte sie sich nicht einlassen.

Der Rittmeister sah ihr nachdenklich und kopfschüttelnd nach.

„Es ist doch nicht zu begreifen," dachte er bei sich. „Wohl ihm, daß er fort ist."

Julias Leben gestaltete sich in den nächsten Monaten so, wie es ihrem Charakter und ihren Auffassungen nach nicht anders zu erwarten war. Sie suchte ihren Liebesgram durch ein leichtsinniges Umherflattern von Genuß zu Genuß zu betäuben. Sie fuhr und ging aus, machte Besuche und empfing welche. Wo immer es etwas zu amüsieren und zu lachen gab, war sie dabei.

Sie ließ sich auf alle erdenkliche Weise den Hof machen, sie forderte geradeswegs dazu heraus. Sie war auch wie geschaffen dazu; hübsch, jung, vergnügt, neckisch und wehmütig, hingebend und spröde, gewährend und versagend — das reine Aprilwetter mit Regen und Sonnenschein, mit Blüten und verheißungsvollen Knospen, mit kalten Lüften und gewitterschwülen Sonnenstrahlen. So eine Wegblüte, an der sich jeder vorübergehend einmal berauscht.

Es gab einige in Björns Regiment, die konnten es nicht vergessen, was sie ihrem Kameraden angethan hatte, und daß sie ihr seinen Verlust verdankten. Es gab aber auch andre, die es gern berücksichtigten, daß sie selbst es vergessen zu

sehen wünschte, und sich um so williger und gewissenloser vor ihren Triumphwagen spannten.

Die künstlich erzeugte Betäubung dauerte indes immer nur so lange, wie sie das Mittel nahm. Sobald sie allein und unbeschäftigt — und sie konnte sich nie allein beschäftigen — in ihrer luxusreichen, glückesarmen Wohnung saß, kam ein Paroxismus von Verzweiflung über sie.

Dann weinte sie um Björn. Und da die Liebe zu ihm das einzig Echte in ihrem Leben war, so waren die Thränen, die sie um ihn weinte, die bittersten von allen, die sie sonst noch um andre Dinge vergoß.

Eberhard sah das alles in schweigender Überlegenheit und kalter Resignation mit an. Er hatte seinen der Regierung ausgesprochenen Wunsch nicht widerrufen und erwartete mit zuversichtlicher Ruhe, daß ihm von daher eines Tages eine willkommene Änderung der Verhältnisse kommen würde. Björns Versetzung hatte den Wunsch minder dringend gemacht. Erstrebenswert blieb ein Verlassen des Ortes, in dem Julia sich unmöglich gemacht hatte, immerhin für ihn.

Einstweilen ließ er sie machen, was sie wollte. Daß er sich gar nicht um sie bekümmerte, sollte der Welt am besten beweisen, daß er ihr Benehmen mißbillige und für dessen Folgen in keiner Weise die Verantwortung zu tragen gedenke.

Und eines Tages, im Mai, kam er vom Bureau nach Hause und trug die amtliche Mitteilung seiner Versetzung in der Tasche; sie enthielt zugleich eine Beförderung; aber sein Gesicht war finster und steinern; die erhoffte Erleichterung war ihm grausam und hohnvoll vergällt worden.

Er war nach D..... versetzt und sollte den neuen Posten sofort antreten.

Eberhard Altefahr war außer sich; das widerfuhr ihm nicht oft, und wo es ihm widerfuhr, dünkte es ihn seiner unwürdig. Aber so außer sich wie heute war er vielleicht noch nie in seinem Leben gewesen.

Den angewiesenen Posten abzulehnen, nachdem seine Ernennung amtlich bestätigt war, ging natürlich nicht — ebensogut konnte er sein Abschiedsgesuch einreichen. Warum hatte man nicht erst privatim angefragt, ob ihm diese Stelle angenehm sein würde, wie das so oft geschah! — Es war in der That an und für sich eine sehr angenehme Stelle, nach der jeder andre mit Freuden gegriffen haben würde; man mußte also annehmen, daß er dasselbe thun würde. Er hätte sich in der That kaum eine vorteilhaftere Versetzung denken können — wenn eben die persönlichen Verhältnisse nicht wären.

Wäre es auf irgend eine noch so unglaubwürdige Weise möglich gewesen, so hätte er darauf geschworen, daß Julia dabei im Spiel war. Aber soviel er dem nachsann, mußte er sich sagen, daß ein solcher Verdacht unsinnig und thöricht sei.

Es war eben nichts weiter, als eine unglückselige Fügung unbegreiflicher Mächte; eine weittragende Erschwerung der bestehenden Verhältnisse oder besser Mißverhältnisse. Er konnte einstweilen gar nichts dagegen thun.

Eins nur war ihm klar — Julia würde er nicht mitnehmen; vorläufig wenigstens nicht, bis sich irgend ein Ausweg gefunden haben möchte.

Er konnte sich nicht überwinden, ihr seine Versetzung mitzuteilen. Er kam sich zu sehr hereingefallen vor dabei — geradezu lächerlich gemacht. Daß sie diesen

besondern Fall in ernster und würdiger Weise miteinander hätten besprechen und erledigen können, dazu war gar keine Aussicht vorhanden. So schwieg er einstweilen; gab sich indes keine besondere Mühe, seine furchtbare Verstimmung zu verbergen.

Ein besonderes Mißgeschick fügte es indes schon am nächsten Vormittage, einem Sonntag, daß Julia nach der Kirche — sie ging jeden Sonntag zur Kirche — mit dem Präsidenten zusammentraf, der auch aus dem Gotteshause kam. Und da sie sich die Gelegenheit, zu plaudern, nie entgehen ließ, blieb sie willig stehen, als er Miene machte, sie anzusprechen.

„Ich freue mich ganz besonders, Sie zu sehen," sagte der Präsident, der immer ausgesucht höflich und freundlich war. „Da kann ich Sie gleich — vielleicht als erster — zu Ihrer Versetzung und Beförderung beglückwünschen!"

Julia sah beinahe entsetzt aus.

„Aber davon weiß ich ja gar nichts," sagte sie und vergaß vor atemlosen Stammen den Mund wieder zu schließen.

„Nicht möglich," sagte der Präsident einigermaßen betreten, und fuhr dann, sich gewandt in die bedenkliche Situation findend, leichthin fort: „Da habe ich Ihrem Gatten vielleicht gar eine besonders zart ausgedachte Überraschung vorweggenommen, die Ihnen etwa mit dem Sonntagsbraten aufgetischt werden sollte!"

Julia lächelte ein wenig wegwerfend. Auf zarte Überraschungen standen sie sich längst nicht mehr.

„Wohin sind wir denn versetzt?" fragte sie.

„Ja — ich möchte nun doch nicht weiter vorgreifen —"

„Sagen Sie's nur," lachte sie. „Das kann noch einen herrlichen Spaß geben!" Er wollte noch nicht recht; endlich schmeichelte sie es ihm doch ab.

„Nach D.....," sagte er und beobachtete heimlich den Erfolg dieses Namens. Er wußte doch natürlich auch, an wen sie dabei zunächst denken würde.

Julia versteinerte; sie riß die Augen unnatürlich weit auf, und diese Augen bekamen etwas unheimlich Starres. Alle Farbe wich aus ihrem rosigen Antlitz.

„Nach D..... —" wiederholte sie; und mit einemmale schien etwas ihr klar zu werden — wie ein Feuerstrom ihr durch alle Adern zu rinnen. Ihre Augen fingen dermaßen an zu jubeln, daß der Präsident bei sich dachte: ‚nun — verstellen kann sie sich doch nur mangelhaft!'

„Nach D.....!" wiederholte sie noch einmal, und ihre Stimme schwankte wie in Trunkenheit. „Aber das ist ja reizend — das ist ja eine ganz unerwartete Nachricht — da muß ich doch schnell nach Hause laufen und hören, was Eberhard dazu sagt — warum er mir das so lange verschwiegen hat —" und fort war sie.

‚Na — der kann sich freuen,' dachte der Präsident. ‚So ganz wird das alles seinen Wünschen wohl nicht entsprechen.'

Julia stürzte durch die Straßen, ohne zu sehen und zu hören, was an ihr vorbeiging. Sie war so aufgeregt, daß sie kaum die Füße richtig setzen konnte.

‚Ich werde ihn wiedersehen — ich werde wieder bei ihm sein!' So schrie und jauchzte es in ihr in unbändiger, rücksichtsloser, unüberlegter Freude. Vor ihren Augen flimmerte und tanzte alles wie lauter Sonnen, vor ihren Ohren rauschte es in immer wiederkehrenden, unartikulierten Tönen:

‚Ich sehe ihn wieder — ich sehe ihn wieder!‘

Auf der Treppe zu ihrer Wohnung erst fiel ihr ein, was wohl ihr Mann zu dieser Nachricht gesagt haben würde, und daß sie ihm wahrscheinlich äußerst unwillkommen sei. Darum hatte er sie ihr bis jetzt noch gar nicht mitgeteilt. Darum war er gestern den ganzen Nachmittag und Abend so unerträglich verstimmt gewesen.

Wahrscheinlich sann er über Mittel und Wege nach, die Verordnung seiner Vorgesetzten wieder rückgängig zu machen. Es wurde ihr ganz kalt vor Schreck bei dem bloßen Gedanken.

Dann tröstete sie sich wieder. ‚Ich bin ihm ja so gleichgültig — es ist ihm ja so egal, was ich thue und fühle!‘

‚Ja — aber seine Stellung!‘ fiel ihr dann ein. ‚Er ist so sehr auf den äußern Schein bedacht!‘ — Auch diese Bedenken fertigte sie leichtlich ab.

‚Ich werde dafür sorgen, daß der Schein gewahrt bleibt, in meinem eignen Interesse. Ich bin durch Schaden klug geworden.‘

‚Was wird nur Björn sagen?‘ fuhr es ihr durch den Kopf, während sie vor ihrem Spiegel Hut und Handschuhe ablegte. ‚Ob er sich freut? Es macht ja freilich all seine ehrenhaften Absichten zu Schanden — er hat sich ganz umsonst versetzen lassen. Ach — wenn er mich nur sieht — wenn ich nur erst einmal mit ihm gesprochen habe, so wird er sich schon freuen; er wird einsehen, daß er gegen das Schicksal nicht ankämpfen kann, und wird sich darein finden, daß eben dies unser Schicksal ist. Und dann wird er sich freuen — freuen! Denn er liebt mich ja doch — liebt, liebt, liebt mich!‘

Sie war plötzlich felsenfest davon überzeugt, woran sie in mancher durchweinten Stunde gezweifelt hatte.

Wie sich das alles gestalten solle und könne, bedachte sie nicht; sie war ganz Freude, sinnlos und gedankenlos.

Sie nahm sich vor, ihrem Manne nicht zu sagen, daß sie alles wisse, sondern äußerlich gelassen seine Mitteilung zu erwarten und dann ganz kühl und ruhig aufzunehmen. Aber sowie sie ihm gegenüberstand, ward ihr diplomatischer Plan zu Schanden. Die Ungeduld drängte ihr die Worte über die Lippen, ehe sie sich dessen versah.

„Aber Eberhard, warum hast du mir denn gar nicht erzählt, daß wir versetzt sind?“

Er saß am Schreibtisch, der Thür gegenüber, durch welche sie eintrat. Er sah auf. Da stand sie — hübsch, elegant, die Augen leuchtend vor Aufregung, halb Angst, halb Glück. Es ließ ihn vollständig kalt. Nur, daß sie alles wußte, schien ihn äußerst unliebsam zu überraschen.

„Du hast es ja nun auch ohnedem erfahren,“ sagte er kurz. Sie war etwas eingeschüchtert durch diesen Ton und wußte lange nicht, wie sie die Unterhaltung weiterführen solle. Sie trat ans Fenster und drückte die Stirn an die Scheiben; er that, als sei sie gar nicht da.

Nachdem sie vergeblich auf eine weitere Äußerung seinerseits gewartet hatte, drehte sie sich etwas heftig nach ihm um und sagte mit mühsam bezwungener Ungeduld:

„Wann müssen wir denn umziehen? Du scheinst zwar keine Lust zu haben, davon zu sprechen, aber du wirst doch einsehen, daß ich es wissen muß!"

„Ich werde mich im Lauf der Woche bei meinem neuen Vorgesetzten melden," sagte Eberhard in kühlem, geschäftsmäßigem Ton. „Vielleicht bleibe ich dann gleich da."

„Und ich soll inzwischen —"

„Du bleibst einstweilen hier," sagte Eberhard mit ruhiger Bestimmtheit. „Es wäre Zufall, wenn dort von heut auf morgen eine geeignete Wohnung frei würde. Außerdem habe ich die hiesige bis zum Herbst gemietet und werde sie schwerlich eher los werden."

„Und da soll ich den ganzen Sommer —" sie brach ab; diese Zumutung war so ungeheuerlich, daß sie fassungslos mit ihrem ganzen Gedankenwerk davor Halt machte.

„Ich habe einstweilen keine Lust, dich mitzunehmen," sagte Eberhard. „Was später geschieht, wird sich finden."

„So —" und nun hielt sie nicht länger an sich, „ich habe aber nicht Lust, das abzuwarten. Du darfst mich nicht behandeln wie eine Sklavin. Ich bin deine Frau, und ich habe das Recht, mit dir zu gehen!"

„Du hast dich zu fügen; weiter nichts."

Julia sah ein, daß sie auf diesem Wege nichts erreichen würde. Sie versuchte es also auf einem andern.

„Bedenke doch, Eberhard," sagte sie, wieder ganz ruhig und möglichst freundlich, „was die Leute reden würden, wenn du als Ehemann dort dauernd ein Junggesellenleben führtest!"

„Das Gerede der Leute hat dich bislang nicht viel gekümmert. Jetzt kümmert es mich nicht. Außerdem," fuhr er mit bitterer Schärfe fort, „würde diesem Gerede noch viel mehr Stoff gegeben werden, wenn du mitkämest."

„Ja — aber einmal muß ich doch hinkommen!" rief sie verzweifelt.

„Ich sagte dir ja schon, daß sich das finden wird. — Du möchtest es natürlich brennend gern," fuhr er schonungslos fort. „Du betrachtest diese Wendung der Dinge als ein williges Entgegenkommen des Schicksals gegen deine — Launen. Rücksichtslos wie immer, denkst du mit keinem Gedanken daran, daß es Menschen giebt, denen diese Wendung im höchsten Grade unwillkommen ist. Es ist doch merkwürdig, wie schamlos der Egoismus einer Frau sich zuweilen äußert."

„Eberhard!" schrie sie auf, und diesmal lag ein echter Schmerz in ihrem Gesicht, in ihren Worten. „Für so gesunken mußt du mich denn doch nicht halten, daß du mir alles sagen dürfest! Durch eine erniedrigende Behandlung wirst du mich nicht bessern. Und mehr noch — durch eine solche Behandlung nimmst du dir selbst die Achtung vor mir!"

„Achtung?" fragte Eberhard gedehnt mit einem unbeschreiblichen, nicht mißzuverstehendem Ausdruck in Ton und Blick. „Die hast du selbst mir doch schon genommen, liebes Kind!"

Julia sanken die Hände am Leibe herab; ihr frisches, hübsches Gesicht wurde blaß und matt.

„Ja — dann kann ich eigentlich nicht begreifen, warum wir immer noch zusammen bleiben," sagte sie mit toter Stimme und ging langsam und schwerfällig zum Zimmer hinaus.

Als die Thür sich hinter ihr geschlossen, sprang Eberhard von seinem Stuhle auf und griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe.

‚Es ist nicht zu begreifen, warum wir immer noch zusammen bleiben!' wiederholte er. ‚Nein, es ist auch nicht zu begreifen.' Keine Liebe mehr — schon lange nicht mehr; von dem Tage an nicht mehr, wo er sich klar geworden war, daß ihr hübsches Gesicht und ihr liebenswürdiges Wesen die einigen Vorzüge waren, die sie besaß. Und nun, seit der Geschichte diesen Winter, auch keine Achtung mehr.

Kinder, die sie in Pflicht und Hoffnung aneinander gebunden hätten, besaßen sie nicht; würden sie auch nie mehr besitzen. Also wäre es viel moralischer und besser, sie trennten sich. Für ihn würde es sogar eine wahre Erlösung sein. Aber die Initiative dazu sollte von ihr ausgehen; das dünkte ihn besser, aus verschiedenen Gründen. Er war fest überzeugt, daß sie nächstens den erwünschten Anstoß geben würde. Daß sie es nicht schon längst gethan hatte, lag nur daran, daß sie nicht wußte, wo sie dann bleiben sollte, daß sie nicht den Mut fand, ohne Stellung und ohne die behagliche Rücklehne angenehmer äußerer Verhältnisse den Kampf mit dem Leben allein aufzunehmen.

Seit mehreren Monaten war Björn Heddenholm in seiner neuen Garnison und hatte sich dort über Erwarten eingelebt. Sein männlich ernstes, einfaches und wahres Wesen hatte ihm schnell Herz und Vertrauen seiner neuen Kameraden gewonnen. Er war überall gern gesehen und eroberte sich ohne das mindeste eigne Dazuthun eine angenehme Stellung überall, wo er dienstlich oder gesellig zu thun hatte.

Sein schneller Garnisonwechsel bildete im Anfang den Gegenstand mehrfacher Fragen und Erörterungen. Björn wich denselben nie aus, wo sie sich direkt an ihn wendeten.

„Ich habe mich dort nicht wohl gefühlt," pflegte er ruhig und unbefangen zu sagen. „Es war gewiß gewagt von mir, mich daraufhin weg zu bemühen — indes es gelang, und ich bin nun sehr froh, es versucht zu haben."

Mit dieser Erklärung gab sich jeder zufrieden. Aus seiner entschiedenen Abneigung, mehr zu sagen, und aus dem fast unnatürlich ernsten, manchmal traurigen Ausdruck seiner Augen zog man den Schluß, daß er sich einer unglücklichen Liebe wegen habe versetzen lassen, und nachdem diese Schlußfolgerung sich zur allgemein anerkannten Ansicht erhärtet hatte, rührte man nicht mehr an diesen Punkt.

Björn war nicht der Mann, dessen Herzensangelegenheiten man mit neckischen Anspielungen betasten durfte.

Zu Pfingsten besuchte er seine Eltern.

Der Gedanke, auf dieser Reise wieder den Ort berühren zu müssen, den er vor kaum einem Vierteljahr unter so schmerzlichen Umständen verlassen hatte, regte ihn mehr

auf, als er sich selber zugeben wollte. Er dachte sogar vorübergehend daran, die Reise so einzurichten, daß er jene Gegend bei Nacht durchfuhr; da brauchte er die Stadt nicht zu sehen, in der Julia lebte; da war es weniger wahrscheinlich, einem Bekannten zu begegnen.

Dann schämte er sich dieser kleinmütigen Gedanken. Er hatte ja abgerechnet mit dem, was gewesen war. Er brauchte die alten Erinnerungen nicht zu fürchten. Im Gegenteil — indem er ihnen mutig ins Auge sah, wollte er sich selbst prüfen, ob er noch immer unter dem Einfluß ihrer Macht stände.

So machte er den ersten Teil der Fahrt bei Nacht und verließ in sonniger Morgenfrühe des Pfingstsonnabends Hamburg. Mittags konnte er dann zu Hause sein.

Das maigrüne Land mit seinen Städten und Dörfern, mit Wald und Feld und Hügel und See zog flüchtig vorüber an seinen Augen, die mit schwermütigem Blick gedankenvoll darauf ruhten.

Wie ihn das alles erinnerte an den Tag, an welchem er zum erstenmal dieses Weges gekommen war —

In die Welt war er hinausgezogen auf diesem Wege; von der Schulbank der kleinen Provinzialstadt hinaus in das frische, fröhliche Soldatenleben; ausgestattet mit all den Eigenschaften, die ihn befähigten, den Anforderungen dieses wie des Lebens überhaupt voll zu genügen, und den Reichtum des Daseins zu genießen.

Und mindestens einmal alljährlich war er auf diesem Wege zurückgekehrt in die Heimat an der nördlichsten Grenze des Reiches, und hatte sich dort, wo seine Kraft wurzelte, wo seines Daseins Mittelpunkt sich festete, neue Nahrung gesucht, die dem Baum seines Lebens fruchtversprechende Blüten entlockte.

Und endlich eines Tages war er, dem Wunsche seiner Eltern folgend, die den einzigen Sohn mehr in ihrer Nähe zu haben wünschten, auf diesem Wege in sein Verhängnis geeilt.

Björn empfand nicht mehr den schneidenden, unharmonischen Schmerz, wenn er an Julia dachte, der seine Seele zerriß, als er vor drei Monaten zum letztenmal hier gefahren war. Wie eine tiefe, friedliche Trauer nur kam es über ihn, wenn er der Erlebnisse mit ihr gedachte. Die Leidenschaft, die sie ihm heiß und heftig entzündet, war erloschen. Die ganze, in ihrer Nähe und unter dem Einfluß ihres Wesens verlebte Zeit lag hinter ihm wie eine vergebene Sünde; wie eine gewonnene Schlacht, aus welcher der Sieger zwar Wunden und Mattigkeit, aber Frieden und Sicherheit sich heimträgt; wie eine große Enttäuschung, welche ihn das Leben und sich selbst besser kennen lehrte, und ihm in die Hand gab, womit er beidem kräftiger begegnen könne.

Noch stand er unter den Nachwehen jener Zeit. Noch schmerzten die Wunden, die sie ihm geschlagen. Aber seine Wünsche schwiegen; er hatte Freude an seinem Siege.

Er sehnte sich nach etwas Reinem, Friedevollem, das mit sanftem Wehen die Fußspuren einer friedlosen Leidenschaft vollends aus seiner Seele zu tilgen vermöchte. Und dieses Sehnen hatte ihn bestimmt, ein paar Frühlingsfeiertage auf dem heimatlichen Hofe zu verleben.

Immer flacher wurde die Gegend; immer unabsehbarer dehnten sich die grünen Flächen. Am östlichen Horizont tauchte etwas Glitzerndes, Blendendes auf, etwas

unruhig Tanzendes und Hüpfendes. Das mußte der Schleibusen sein. Ein paar Möven hatten sich bis hier herein verflattert und kreisten schreiend um die sich schwerfällig dahin wälzende Rauchwolke des Zuges.

Björn öffnete das Fenster. Eine würzige Brise, gemischt aus Sonnenschein und Wasserdunst, wehte ihn kräftig an.

Und plötzlich dehnte sich vor ihm das unordentliche, unregelmäßige, malerische, vom lachenden Frühling umarmte Bild der Stadt, mit dem turmlosen Dom, mit all den hundert vielgezackten, roten und braunen Ziegeldächern.

Eine Empfindung übermannte ihn plötzlich, wie ein alter Mann sie haben mag, der sich in ein Jugenderlebnis zurückversetzt sieht —

Auf dem Bahnhof war ein lautes Durcheinander — Ferienkinder, Festgäste, Beurlaubte. Björn verbarg sich hinter dem Fenstervorhang aus Furcht, einen Bekannten zu entdecken oder selbst von einem solchen entdeckt zu werden. Beides blieb ihm erspart. Nur einige Soldaten seines alten Regiments trugen die vertrauten Farben vor seinen Augen spazieren.

Der Zug setzte sich in Bewegung und brauste weiter: Durch Wiesen und Weiden im smaragdenen Pfingstgeschmeide, durch traurige Moore, durch braune Heideflächen; an lächelnden Seeen vorbei und durch die maigrünen Schleier lichter Buchenwälder. Alles förmlich durchjauchzt und umjubelt vom Frühlingssonnenschein, den der blaueste Maihimmel lenzesselig entsandte.

Und trotz Sonne und Lenz und Maiengrün und Frühlingsjubel lag es doch über der in ihrer tragischen Schlichtheit ergreifenden Schönheit der Landschaft wie ein Schleier von Schwermut und Melancholie; sowie der Abglanz eines schmerzensreichen Erlebnisses über einem jungen, blühenden Menschendasein liegt.

Endlich ist die kleine Station erreicht, von welcher er zu Fuß in einer guten Stunde in die Heimat gelangen kann. Er hatte seine Ankunft nicht vorher gemeldet; er wollte die Seinen überraschen. Er wollte auch Stück für Stück und Schritt um Schritt das Wiedersehen mit diesem vertrauten Weltwinkel feiern, besser, wie es in einem klapperuden Wagen, mit dem schwatzhaften alten Kutscher möglich gewesen wäre.

Und es ist eine Lust, auszuschreiten in der sonnigen Luft, in dem kräftigen Odem, den diese keusche, urwüchsige Natur ausströmt. Die üppigen Weiden sind ringsum von wohlgenährten, glatthaarigen Kuhherden, von weißen, dickwolligen Schafen belebt. Die kiesbeschütteten Wege führen zwischen blühenden Hecken endlos dahin.

Wo der blaue Maihimmel die grüne Erde küßt, da voru, am flachen Horizont, taucht das Dorf auf mit dem weißgetünchten Kirchturm — wie ein schmales Segel hebt er sich vom tiefblauen Hintergrunde ab. Das Dorf hat nur eine lange, gerade Straße; es sieht aus wie ein Park — lauter blühende Bäume und Büsche, wohlgepflegte Beete hinter grüngestrichenen Zäunen; und zwischen den blühenden Kronen und duftenden Sträuchern, mitten in all der Reinlichkeit und Frühlingsüppigkeit, in all der Blühenslust und dem Lebensübermut liegen die saubern, weißen Häuser mit ihren festtäglich blankgeputzten Fensterscheiben wie lauter stillvergnügte, harmlose Geheimnisse.

Björn geht die ganze Straße entlang und grüßt freundlich, beinahe freundschaftlich all die bekannten Gesichter, alt und jung, die ihn und seinen in all der Sonne um so lustiger leuchtenden Waffenschmuck verwundert und begeistert anstarren.

Durch das weißgestrichene Thor, das zwischen Stallgebäuden mehr zur Zier als zur Wehr eingefügt ist, betritt er den Herrenhof. Der ist schon blitzsauber gefegt für die kommenden Festtage. Alle Ackergeräte sind mit fast soldatischer Genauigkeit in Reih und Glied aufgepflanzt; die Scheunen und Böden sind verschlossen; die Nachmittage vor den großen Festen sind den Leuten für die Beschickung der eignen Angelegenheiten freigegeben. Wie Feierabendfrieden liegt es über allem. Nur eine alte Magd schlurft vom Hause nach den Ställen, und ein paar rauhbeinige, ungeschickte, vergnügte Kälber tollen umher.

Und das Haus, das liebe alte Haus, so puritanisch einfach, sauber und ordentlich, daß es fast streng aussähe, wenn nicht das junge Grün der Buchen, die es überwölben, einen zitternden Goldglanz darüber malte, einen warmen Schatten darum hüllte! Auf dem großen Beet vor der Hausthür prangen Aurikeln und Vergißmeinnicht. Der breite Kiesweg ist frisch geharkt; eine einzelne Fußspur führt darüber hin.

Es war Björn heiß geworden; er war zuletzt doch schnell gegangen; seine Ungeduld war zu groß.

Die Hausthür war nur angelehnt. Er trat geräuschlos ein. Wohlige Kühle wehte ihn aus der mit grauen und roten Fliesen belegten Halle an, die fast dürftig in ihrer Einrichtung, doch kraft ihrer warmen Farben den Zauber des Behagens ausströmte.

Durch die Thür geradeüber drangen wohlbekannte Stimmen. Da saßen sie wohl bei Tisch — man vernahm Tellerklappern, es duftete nach allerhand, was einem hungrigen Magen wohl thut. Björn war hungrig — jugendlich hungrig.

Und mit einem schnellen Entschluß öffnete er die Thür und stand mitten unter ihnen.

Das gab ein Überraschen und ein Rufen, ein Freuen und ein Fragen ohne Ende. Schnell wurde ein Platz für ihn eingeschoben; er war fortan die Hauptperson des Kreises. Es waren schon andre Gäste da; die verheiratete Schwester aus Fünen mit Mann und Kindern; ein paar gute Freunde des Vaters, eine Gespielin der jüngsten Schwester. Björn hatte von alledem nichts gewußt. Er wäre lieber ganz allein mit den Seinen gewesen. Aber er fand sich auch darein, wie es nun war. Und es war lustig, sehr lustig — fröhlich, harmlos, heiter und sonnig, wie draußen der goldene Maitag.

Die Stunden flogen nur so dahin. Björn kam gar nicht recht zur Besinnung. Jeder hatte ihm etwas Besonderes zu sagen und zu zeigen. Er war diesmal ja nicht zu Weihnachten nach Hause gekommen; er hatte Dienst vorgeschützt; in Wahrheit hatte es ihm an der Stimmung gefehlt. — Sie liefen in Hof und Ställen und Garten umher und untersuchten jeden Winkel im Hause. Auch in die Kirche gingen sie und halfen die jungen Birkenmaien am Altar und an allen Bänken und Pfosten anbringen. Und Björn war, ohne es zu wollen, immer noch die Hauptperson, der Mittelpunkt. Alle liebten ihn, alle verzogen ihn. Es verdarb ihn nicht; es that ihm gut, wie der Sonnenschein dem ergrünenden Laube gut thut.

Nach dem Abendessen, das zu ländlich früher Stunde eingenommen wurde, empfand Björn plötzlich ein ausgesprochenes Bedürfnis nach Ruhe und Einsamkeit.

Er stahl sich heimlich fort aus dem plaudernden Kreise; den backsteingepflasterten Flur entlang nach der Vorratskammer — da stand seine Mutter und traf Anordnungen für den folgenden Tag. Sie liebte es nicht, am Sonntag vormittag, noch dazu am Pfingstsonntag, mit häuslichen Geschäften belastet zu sein.

Da stand sie, groß und blond — wirklich, sie hatte noch kaum ein graues Haar, weder an den Schläfen noch in dem dicken, stattlichen Zopf am Hinterkopfe — Energie und Güte in dem jugendfrischen Gesicht, und ein gut Teil Lebensklugheit und Herzensweisheit in den klaren, hellgrauen Augen. Sie sah Björn sehr ähnlich; sie hätte fast seine ältere Schwester sein können; die Verschiedenheit ihres Temperamentes näherte sie einander im Alter auch äußerlich; sie ward verjüngt durch ihre unverwüstliche Leibes- und Seelenfrische; er war gereift durch seinen frühgezeitigten Ernst.

„Hast du noch lange zu thun, Mutter?“ fragte Björn.

„Nein, mein Junge; ich bin fertig. Ich habe nur schnell noch den Küchenzettel für morgen geändert; ich vergesse deine Leibgerichte nicht, auch wenn du mich selten in die Lage bringst, sie dir vorzusetzen. — Was giebt's — willst du etwas von mir?“

„Ja, Mutter. Ich möchte mit dir einen kleinen Feierabendspaziergang machen. Aber mit dir ganz allein. Wenn du meinst, daß du abkommen kannst —“

Sie musterte ihn mit einem kurzen, scharf prüfenden Blick, band die weiße Schürze ab und hängte sie an den Riegel.

„Natürlich kann ich abkommen. Für dich immer.“ Sie ging ihm voran aus der Kammer; er schloß hinter sich ab und steckte den Schlüssel ein.

„Laß nur, ich trage ihn dir. Und weißt du — wir wollen hinten hinausgehen; damit uns nicht noch einer aufhält oder gar auf den Einfall kommt, uns zu begleiten.“

Der ganze Maiabend war voll Flieder duft; die Luft war so weich, so voll, so schwermütig still. Die Sonne war eben untergegangen; der westliche Himmel war leuchtend rotgelb; wie Glas, so klar und durchsichtig und unbewegt stand die ganze Atmosphäre. Eine Nachtigall fing an zu schlagen und schwieg gleich wieder. In heiliger Andacht, in atemloser Erwartung zitterte die Natur dem Pfingstwunder entgegen.

Björn hatte seiner Mutter Arm durch den seinen gezogen. So wanderten sie schweigend den langen, schnurgeraden, mit hellblauer Iris eingefaßten Gartenweg entlang. Sein Haupt war unbedeckt; die sammetweiche Luft streichelte seine braune Stirn.

„Ach Mutter — wie ist es doch schön, daheim zu sein!“ sagte er. Es klang mehr Schwermut als gerade Freude aus seiner Stimme. Seine Augen überschauten die Bäume und Büsche und Beete umher mit zärtlichem Glanz. Seine Mutter antwortete nicht; sie wußte längst, daß sich irgend etwas mit ihm ereignet hatte. Sie wußte auch, daß er ihr sagen würde, was; daß er nur zu diesem Zweck diesen einsamen Spaziergang mit ihr unternommen habe.

Einstweilen erzählte sie ihm lauter kleine intime Familienangelegenheiten, als wolle sie ihm Zeit gönnen. Er hörte aufmerksam zu. Es that ihm so gut, all diese nichtigen, wichtigen Dinge aus ihrem lieben Munde zu hören. Das alles war so gesund, so normal, so befriedigend; so unentweiht, kindlich und rein wie die ganze Natur umher; und ebenso voll urwüchsiger Lebensfrische.

Der steife, gerade Weg führte zu einer kleinen, mit Buschwerk bepflanzten Anhöhe am Ende des Gartens. Ein schmaler Pfad leitete geschlängelt hinauf. Ein paar verschlafene Vögel entflatterten dem Gesträuch, das ihre Kleider streiften. Die Flieder-dolden hingen schwer an den Seiten hernieder.

Oben stand eine kleine Bank unter einem Eschenbaum. Da sah man weit in das grüne Land hinein, nach Osten, wo hinter der niedrigen Hügelkette die See ihre ewigen Wasser schaukelte, deren feuchter Salzodem sich in der abendlich hingebenden Luft mit den süßen Blumendüften mischte.

Hier setzten sie sich. Und hier legte plötzlich Magna Heddenholm ihre große, weiße Hand auf den Scheitel ihres Sohnes, sah ihm zärtlich in das geliebte Gesicht, dessen Augen sie noch nie getäuscht hatten, und sprach:

„Nun, Björn, sage mir, was du auf dem Herzen hast."

Es wurde ihm nicht leicht, einen Anfang zu finden; er suchte nach einem solchen, und seine Brauen zogen sich schmerzlich zusammen.

„Es ist eine schlimme Geschichte, Mutter —"

„Sag's nur; ich werde schon einen Ausweg finden," tröstete sie liebreich.

„Ach nein," meinte er und lächelte unwillkürlich; „so etwas ist es nicht; keine Schulden; auch nichts Dienstliches; wenn ich es dir sage, so hat es keinen andern Zweck, als daß du es eben wissen sollst."

„Nun, so sag's doch, mein Junge!" Sie schlang den Arm um seine Schulter und streichelte seine Hand, die auf seinem Knie lag, als wollte sie ihn ermutigen.

„Es ist der Grund meiner Versetzung," sagte Björn.

„Der Grund deiner Versetzung —" wiederholte sie nachdenklich; „und keine Schulden, und nichts Dienstliches. Also eine Frau," schloß sie ruhig.

„Ja, Mutter." — Und nun erfuhr sie alles.

Das Abendrot erlosch; nur ein paar rosenrote Flöckchen noch schifften unschuldig und heiter am Himmelsblau daher. Ein leises Windgeflüster erhob sich in den blühenden Büschen; der Eschenbaum seufzte, als thäte ihm all das Menschenweh leid.

Björn hatte aufgehört zu sprechen. Er hielt die Hand seiner Mutter fest in seinen beiden, saß vornübergebeugt und starrte trübe auf die scharfkantigen Kiesel zu seinen Füßen.

„Mein armer Junge," sagte Magna Heddenholm, „mein lieber Junge!" Und dabei streichelte sie mit ihrer freien Hand wieder und wieder sein kurzes, dickes Haar. Wie ihm das gut that, die weiche Stimme und die weiche Hand!

„Eigentlich bin ich ja nicht zu bedauern," begann er nach langem Schweigen noch einmal. „Meine eigne Schwäche war schuld daran, daß es so weit kam; ich hätte mich niemals hinreißen lassen dürfen, meine Gefühle zu verraten. — Das ist nun vorbei. Meine Schwäche ist überwunden; ich habe über mich selbst gesiegt. Ich bin dem Schauplatz dieser schmerzlichen Kämpfe ferngerückt. Ich könnte in neuen Verhältnissen ein neues Leben anfangen — habe es auch in gewisser Weise gethan. Ich könnte unter die ganze Vergangenheit einen Strich machen. — Und dennoch gelingt mir das nicht."

„Warum denn nicht, mein Junge?" fragte sie beinahe schüchtern und streichelte ihn immer weiter.

Björn schwieg.

„Hast du sie denn noch lieb?“ fragte seine Mutter.

„Lieb —“ wiederholte er, richtete sich auf und blickte mit einem grüblerischen Ausdruck in den leuchtenden Abend hinaus. „Nein, ich habe sie nicht mehr lieb. Ich glaube nicht, daß ich mich über mich selbst täusche. Ich möchte sogar behaupten, daß ich sie nie lieb gehabt habe. Lieb haben — das ist so etwas Stilles, Tiefes, Heiliges, weißt du. Aber was ich für sie fühlte, das war so laut, so toll, stürmisch und ungeduldig; eine rasende Leidenschaft. Nein, ich habe sie nicht mehr lieb. Aber ich habe ein schlechtes Gewissen ihr gegenüber, so ein quälendes, bedrückendes Schuldgefühl; das kann ich nicht los werden.“

Sie sah ihn heimlich besorgt an.

„Wieso denn — wie meinst du das?“

„Ja, siehst du, Mutter, ich habe sie doch unglücklich gemacht. Sie liebte mich — ich bin überzeugt, sie liebte mich so aufrichtig und tief, wie sie überhaupt lieben konnte; sie hätte alles für mich gethan. Und nun bin ich davon gegangen —“

„Aber das war doch das einzige, was dir zu thun übrig blieb! Und daß sie dich liebte, war nicht deine Schuld —“

„Meine Schuld — nein. Immerhin war ich die Veranlassung zu ihrer ganzen, traurigen Verirrung —“

„Darüber beruhige dich, mein Sohn,“ sagte sie schnell. „Wenn du nicht die Veranlassung gewesen wärest, so wäre ein andrer sie geworden!“

„Sprich nicht so von ihr, Mutter. Sie ist ein armes Geschöpf; sie hat keine Ahnung davon, wie man es anfängt, dem Leben gerecht zu werden.“

„Das ist unzeitgemäße Großmut,“ sagte sie. „Und du kannst mir glauben, sie hat dich inzwischen schon verschmerzt!“

„Ich wünschte es —“ meinte er. An seiner Stimme und an seinem Gesichtsausdruck war zu merken, daß er es nicht glaubte. Und seiner Mutter selbst war der Gedanke, daß man ihren Sohn so schnell vergessen könne, durchaus nicht angenehm.

Sie war empört über das leichtsinnige, selbstsüchtige Weib, das ihn so herausgefordert, sich ihm so an den Hals gehängt hatte — er hatte es ja nicht zugeben wollen, daß es so gewesen war, er hatte sie immer nur zu entschuldigen versucht; aber sie durchschaute das alles sehr nüchtern und sehr richtig.

Sie hätte ihm diese häßliche Erfahrung so gern gespart. Nach Art aller zärtlichen Mütter hatte sie sich eine frische, ungehinderte und natürlich glückliche Liebe zu irgend einem idealen, gerade nur für ihn geschaffenen und geschmückten Mädchenbilde gedacht. Und diese Liebe sollte die erste sein in dem unentweihten Heiligtum seines Herzens, dessen Priesterin sie selbst in Gebet und Mutterliebe gewesen war so viele schöne Jahre hindurch; und diese Liebe sollte dann auch die letzte bleiben —

Es kommt eben immer alles anders.

„Ich will dir etwas sagen, Björn,“ begann sie nach langem Nachdenken entschlossen, „du mußt energisch mit dem allen aufräumen; nicht nur mit der Leidenschaft und den schmerzlichen Erfahrungen, sondern auch mit diesem großmütigen Schuldgefühl ihr gegenüber. Das ist Gefühlsluxus; das ist hier wenigstens gar nicht am Platz —“

„Ja, Mutter," unterbrach er, „das ist nur — ich fürchte — sieh mal, sie war immer ein wenig haltlos und leichtsinnig; und wenn sie nun durch diese Geschichte ganz entgleist —"

„Dafür kann dich kein Mensch verantwortlich machen, und du darfst nicht so sentimental sein, es selbst zu thun," rief sie beinahe ärgerlich. „Auch dem lieben Gott wird es nicht einfallen, dich einmal dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Und wie wolltest du sie denn halten? Du hast doch weder Mittel noch Gelegenheit, ihr zu helfen! Du bist allein fertig geworden — sie wird es auch werden, wenn sie überhaupt was wert ist. — Sage mir doch," fuhr sie fort, als er trübe schwieg, „wie du ihr hättest helfen wollen? Etwa, indem du so ein romantisches Seelenbündnis mit ihr eingingst, wie das jetzt in der großen Welt Mode sein soll? Damit belügt man sich nur; das ist vielleicht nicht gerade Ehebruch in der That, aber wohl in Gedanken; und Gedankensünden sind oft die allergefährlichsten, weil sie sich am unauffälligsten einnisten — und außerdem ist so eine Frau mit solchem Seelenbündnis auf die Dauer schwerlich zufrieden!" Björn lächelte.

„Ereifere dich doch nicht so, Mutter. An Derartiges hat keiner von uns gedacht."

„Nun, so schlag dir die unfruchtbaren Grübeleien aus dem Sinn. Ein zartes Gewissen zu haben, ist sehr schön und richtig. Es darf aber nicht spitzfindig werden. Vergiß doch nicht, daß sie dich angelockt hat, nicht du sie —"

„Aber ich habe ihr nicht verbergen können, daß ich ihre Gefühle erwiderte!"

„So hätte sie dann erst recht sich zurückhalten müssen, wie du selbst es jedenfalls gethan hättest, wärst du nicht durch sie bethört gewesen."

„Du beschuldigst sie, um mich zu entschuldigen, Mutter. Das ist sehr gut gemeint; aber du kennst sie ja nicht einmal!"

„Lieber Junge," sagte sie mit einem kleinen Seufzer, „wenn ich auch Julia Altefahr nicht kenne, so kenne ich doch die Sorte Frauen, die sie repräsentiert. Und ich kann dich versichern, daß man sich ihnen gegenüber solche weittragende Skrupel nicht zu machen braucht. Ihr Sinn ist leicht und ihr Gewissen ist weit —"

Sie sprach noch lange auf ihn ein und wußte schließlich doch nicht, ob sie etwas erreicht hatte. Er blieb still und ernst.

Es wurde dämmerig ringsum. Der Regenpfeifer ließ seinen langgezogenen Ruf ertönen; in allen Gräben und Wasserläufen erhob sich das Concert der Frösche. Auch die Nachtigallen wagten sich mit ihrem schluchzenden Gesang hervor.

Björn stand plötzlich auf, aber nur um sich niederzubeugen und seine Mutter in kindlicher Innigkeit zu umarmen und zu küssen. Dann glitt er leise vor ihr nieder, bis er auf dem Boden kniete, und zog ihre Hände an seine Lippen.

„Ich danke dir, Mutter," sagte er mit bewegter Stimme. „Ich weiß noch nicht, ob ich alles werde nachempfinden können, was du mir gesagt hast; aber es hat mir wohl gethan."

Dann schlang er zutraulich den Arm um ihre Taille und legte seinen Kopf an ihre Kniee.

„Bleib noch ein wenig sitzen, Mutter —"

Sie that es nur allzugern; er war ja ihr ganzes Glück, und daß er so offen und kindlich zu ihr stand, war der größte Stolz ihres Lebens. Während sie ihm

die eine Hand auf die Stirn legte, wie sie es wohl gethan hatte, wenn er als Schuljunge mit Kopfschmerzen nach Hause gekommen war, wischte sie sich mit der andern heimlich die Thränen aus den Augen.

Es war ihr keinen Augenblick bange darum, daß diese Erfahrung ihm schaden könne; aber es that ihr weh, daß er sie überhaupt gemacht hatte.

Plötzlich sah er auf. Sein Gesicht sah so anders aus, als vorhin; beinahe glücklich.

„Weißt du, Mutter — vor Julia hätte ich doch nie so knieen können!"

„Siehst du!" sagte sie und lachte unter Thränen.

Drei Tage später reiste Björn wieder ab. Sein Urlaub dauerte nicht länger, und die Zeit genügte ihm auch. Er konnte die regelmäßige Thätigkeit noch nicht recht entbehren.

Um mit Genuß faullenzen zu können, muß man ganz glücklich und zufrieden sein.

Diesmal fuhr er in einem hübschen Selbstfahrer nach der Station. Seine jüngste Schwester Melitta saß neben ihm. Sie war ein großes, blondes, gesundes Mädchen, frisch an Leib und Seele, gleich der Mutter. Ihre einzige Schwärmerei war ihr Bruder gewesen, an dem sie noch heute mit liebevollster Bewunderung hing. Darum hatte sie sich auch als besondere Gunst ausgebeten, ihn begleiten zu dürfen.

Die Sonne hatte während all dieser Tage nicht aufgehört zu scheinen. Das Grün der Bäume hatte sich vertieft; es staubte auf dem schattenlosen Wege, und die Luft war still und schwül. Aber sie war doch schön, diese Sonne; über die Maßen gesund und wohlthuend; und dazu diese reine, starke Salz- und Grasluft!

Mit Björn war in diesen drei Tagen eine sichtbare Veränderung vorgegangen. Seine Augen sahen klarer und heller aus, über seinem ganzen Wesen lag eine neue Frische, die es anziehend verjüngte. Die starke, reine Heimatluft hatte das letzte trübe Gewölk aus seiner Seele hinausgeweht.

„Weißt du, Litta," sagte er, als das einsame Stationsgebäude vor ihren Blicken auftauchte, „du müßtest mich einmal besuchen! Du könntest sehr gut in meinem Wohnzimmer ein Quartier beziehen — wir würden uns in der engsten Hütte vertragen. Denke mal, wie hübsch das wäre. Was ich dir alles zeigen könnte — Natur und Kunst und meine Kameraden —" Sie lachte herzlich.

„Ja, das sind freilich alles sehr verlockende Genüsse; aber ich werde doch wohl darauf warten müssen, bis du eine Frau haben wirst —" Litta wußte natürlich nichts von Julia.

„Warum?" fragte er.

„Weil mir Mutter schwerlich erlauben würde, mich ohne würdigen Schutz in so eine Junggesellenhöhle zu begeben."

„Nun so bringe doch die Eltern mit!"

„Dazu werden sie sich schwerlich entschließen! Wir sitzen zu fest auf unserm einsamen Hof. Seit ich erwachsen bin — und das sind nun vier Jahre — sind wir über die Inseln und einmal einen Aufenthalt in der Stadt nicht hinausgelangt. Und

dann weißt du — wenn die Eltern mitkämen, so wäre das gleich etwas ganz andres — lange nicht so nett!" Sie sah schelmisch zu ihm auf. Sie dachte an all die wilden Kinderstreiche, die sie zusammen ausgeführt hatten. Er dachte dasselbe und sah zärtlich auf sie nieder.

„Ja — dann würde ich wohl bald heiraten müssen —"

„Thu es nur, Björn!" sprach sie eifrig. „Und dann besuche ich euch, und dann sind wir lustig und glücklich! Natürlich muß deine Frau danach sein. Sie muß ein sehr warmes Gemüt haben und ein sehr heiteres Herz; sie muß dich abgöttisch lieben, so wie du es verdienst, geliebt zu werden; sie muß —"

„Und wenn sie nun von alledem nichts hat und nichts thut?" unterbrach er ihr Geplauder.

„So werde ich mir trotzdem Mühe geben, sie zu lieben, weil du sie liebst," sagte Litta mit fröhlicher Bestimmtheit.

„Du bist ein guter Kamerad," meinte er gerührt. „Komm — gieb mir einen Kuß; jetzt geht das besser, wie nachher!" —

Es war eine heiße Bahnfahrt, und Björn war müde, wie jemand, der nach einer anstrengenden Zeit auf seiner vollendeten Arbeit ruhen darf. Und da ihm still und friedlich zu Mut war, so drückte er sich in eine Ecke und schlief ein.

Er sah auf der ganzen Fahrt kaum zum Fenster hinaus. Ehe er sich's versah, war es Abend und dunkel geworden. Die Stadt, in der Julia wohnte, lag weit hinter ihm.

In taniger Morgenfrühe kam er in der Garnison an. Dienst hatte er an diesem Tage noch nicht. So benutzte er die freien Stunden zu einem langen Spazierritt.

Der Himmel war trübe; graues Regengewölk hielt wohlthätig die heißen Sonnenstrahlen ab. Aber trotz des trüben Himmels blieb Björns Seele heiter und mutig.

Vergessen, was dahinten ist. Neu anfangen. Frisch leben und nicht träge grübeln. Nicht verzagt rückwärts schauen, sondern mutig vorwärts. Vorwärts kommt man durch die Welt!

Und wie man die Dinge umher aus der eignen Stimmung heraus versteht und empfindet, so erschien Björn heute trotz Wolken und Sonnenlosigkeit die ganze Natur wie ein lachender Arbeitstag.

In dieser Stimmung begrüßte er kurz vor Tisch die Kameraden im Kasino.

„Guten Tag! Wie geht's! Was habt ihr in den Festtagen gemacht?"

„Und wie geht's dir — wie sieht's zu Hause aus — wann bist du zurückgekommen?"

Und endlich, als sich der erste Schwarm von Fragen und Antworten gelegt hatte:

„Nun — und was giebt's Neues?"

Nicht Besonderes; dem einen war das Pferd krank geworden, besserte sich aber schon wieder. Bei Majors war schon wieder ein Mädchen geboren. Der Rittmeister von Björns Schwadron hatte den Schnupfen und war schlechter Laune. Die jüngste Leutnantsfrau hatte wieder einen unglaublichen Aufwand mit Hüten und Kleidern getrieben.

„Ja, aber was dich am meisten interessieren wird," rief aus dem Hintergrunde einer über die Köpfe der andern hinweg ihm zu, „es ist dir jemand nach versetzt worden!"

Björn empfand einen unangenehmen Mißton in der Harmonie seiner Gemütsverfassung. Jede Erinnerung an jene Episode seines Lebens war ihm schmerzlich.

„So — wer dann?" fragte er trotzdem gelassen.

„Nicht zu uns," berichtete der andre weiter; „zur Regierung. Wie hieß er doch — es war so ein sonderbarer Name, als hätte man ihn in einer Hansestadt ausgegraben —" Björn sah unruhig auf.

„Altefahr!" rief ein dritter dazwischen.

„Ja, richtig, Altefahr. Ich habe ihn noch nicht kennen gelernt. Ich hörte es nur so zufällig und dachte gleich, daß es dich interessieren würde. Du kennst ihn doch?"

„Ja wohl," sagte Björn, ohne eine Miene zu verziehen. „Ich habe in seinem Hause verkehrt."

„Ist er verheiratet?"

„Ja."

„Wie ist denn die Frau? Wo stammt sie her?"

„Aus dem Hannoverschen, soviel ich weiß. Sie hat keine Eltern mehr; nur eine Stiefmutter, mit der sie aber kein näheres Verhältnis hat."

„Nun — und wie ist sie? Hübsch? Vergnügt? Wird sie zu uns passen? Denn wahrscheinlich werden sie doch mit uns verkehren!"

„Wahrscheinlich," wiederholte Björn mechanisch. „Sie ist sehr lebenslustig. Und hübsch und liebenswürdig ist sie auch."

Damit war die Frage erledigt. Er setzte sich mit den andern zu Tisch und aß und trank mit ihnen. Er unterhielt sich auch, ganz vergnügt und unbefangen.

Aber die frische, starke Heimatsluft war aus seiner Seele hinweg geweht wie durch einen schwülen, schweren Odem. Die frohe, mutige Laune war ihm gründlich verdorben. — Trotzdem blieb er nachher noch lange in dem Kreise der Kameraden. Er wollte das Alleinsein und das Nachdenken möglichst hinausschieben.

Dann in seinem Zimmer, beim einsamen Schein der roten Lampe, die Litta ihm einmal zu Weihnachten geschenkt hatte, schlug er sich mit der flachen Hand vor die Stirn —

‚Ich Unglücksmensch — ich kann mich doch nicht schon wieder versetzen lassen!' —

Dann fing er an, in zorniger Erregung umherzulaufen.

‚Warum spielt mir das Schicksal so mit! Wie ist es nur möglich, daß sie hierher kommen — daß sie diese Versetzung nicht aus allen Kräften und mit allen Mitteln hintertrieben haben! Aber vielleicht haben sie es versucht; vielleicht war es nicht zu verhindern. Vielleicht weiß der Mann gar nicht — nein, es ist nicht möglich, daß er nichts weiß. Oder sollte sie ihm es ausgeredet — ihn beruhigt haben? Sollte sie — nein, es ist undenkbar; so toll und leichtfertig kann sie nicht sein, eine solche Wiedervereinigung mit mir gewünscht, auf irgend eine Weise angestrebt zu haben. Denn sonst — —'

Der Gedankengang versagte ihm.

‚Nur nicht niederdrücken lassen — nur nicht niederdrücken lassen!' sagte er sich immer wieder, zehnmal, zwanzigmal hintereinander.

‚Ich werde selbstverständlich hier bleiben und mich gar nicht um sie kümmern. Sie wird anständig genug sein, das zu respektieren. Denn wenn es noch einmal so weit käme, daß einer von uns weichen muß, sie oder ich — und wenn wieder ich derjenige sein müßte — dann müßte ich doch geradezu meinen Abschied nehmen —‘

Er sah den Rock an, den er trug; er war doch mit Leib und Seele Soldat, er wollte es doch so gern noch lange in Ehren und Ansehen bleiben. Was sollte auch aus ihm werden, wenn er diesen Rock auszöge? Sein Vater lebte noch, sehr thätig, sehr rüstig, und hoffentlich noch sehr lange. Er konnte seine Arbeit dem Sohne nicht abtreten. Für zweier Männer Schaffenskraft aber reichte das Handwerkszeug nicht aus. — Sollte er ein thatenloses Dasein führen, von der Hand in den Mund leben und dem lieben Gott die Tage stehlen? Und obenein ganz und allein auf die väterliche Zulage angewiesen?

Ihm wurde heiß vor Abscheu bei dem Gedanken.

Aber warum ging die Phantasie so durch mit ihm? So weit würde, durfte, sollte und konnte es nicht kommen.

Fürs erste nahm er sich vor, alles zu vermeiden, was ihn mit den Altefahrs in Berührung bringen konnte; jede Gelegenheit, von ihnen nur reden zu hören. Und diesen Vorsatz führte er gewissenhaft aus. Er ging auf den Straßen, als habe er Scheuklappen an den Augen, und vermied jedes Gespräch, das eine gefährliche Wendung nehmen, ihm neue Nachrichten bringen könne.

Trotz alledem konnte er es nicht verhindern, daß er etwa vierzehn Tage später, als er abends mit einigen andern im Kasinogarten saß, von einem unter ihnen gefragt wurde:

„Haben Sie eigentlich schon etwas von Ihren Bekannten gesehen?“

„Von welchen Bekannten?“ fragte Björn, obwohl er sehr gut wußte, wer gemeint war.

„Nun, von den Altefahrs.“

„Nein.“

„Stehen sie Ihnen überhaupt irgendwie näher?“

Björn blickte unangenehm berührt auf.

„Sagen Sie nur gerade heraus, was Sie meinen,“ sprach er.

„Nun ja — man erzählt so allerhand; und wenn sie nun in irgend welchen besonders freundschaftlichen Beziehungen zu Ihnen ständen, so möchte ich Ihnen das lieber nicht wiedererzählen —“

„Solche Rücksichten brauchen Sie nicht zu nehmen,“ sagte Björn gelassen. „Übrigens liegt mir nicht viel daran —“

Um so mehr schien aber den andern daran gelegen zu sein, die vagen Gerüchte bestätigt oder entkräftet zu hören.

„Also er ist allein hier und hat sich eine Junggesellenwohnung gemietet. Es heißt, seine Frau käme einstweilen gar nicht her.“

Björn fühlte, wie er blaß wurde. Aber er zuckte mit keiner Muskel.

„Man erzählt, sie sei sehr leichtsinnig; sie habe irgend eine faule Liebesgeschichte gehabt; der Betreffende habe sie sitzen lassen und nun sei sie vollends leichtfertig

geworden. Man behauptet, sie lägen in der Scheidung, und darum sei sie gar nicht erst mit ihm hergekommen."

Es war beinahe übermenschlich, wie Björn sich zusammennahm. Man hätte denken können, alle diese Mitteilungen seien ihm sehr gleichgültig, ja unangenehm. Er trank langsam den leichten Wein aus dem beschlagenen Glase; die Kehle war ihm trocken geworden.

„Wissen Sie, ob etwas Wahres daran ist?"

„Von einer Scheidung weiß ich nichts," sagte Björn ziemlich kurz. „Das Übrige kann ich leider nicht bestreiten."

„Und das haben Sie gewußt und haben nichts davon erzählt?"

Björn sah den lebhaften Frager so erstaunt an, daß der ganz verlegen wurde.

„Ich unterhalte mich nicht auf Kosten des guten Rufes andrer Leute," sagte er trocken. „Es wäre doch mindestens undankbar von mir, die — Geheimnisse eines Hauses auszuplaudern, in dem ich Gastfreundschaft genossen habe."

Der andre sah ihn nachdenklich an.

„Sie sind doch ein riesig anständiger Mensch!" sagte er in ehrlicher Anerkennung.

Björn errötete; er wußte, daß er dies Lob in diesem Augenblicke nicht ganz verdiente. —

Also Julia war nicht hier und kam auch vorläufig nicht. Diese Gewißheit verschaffte ihm zunächst eine große Erleichternng und Beruhigung; aber nur, um ihn dann mit um so unruhigern Gedanken zu quälen und zu bedrücken.

Warum kam sie nicht? Was bedeutete das mit der Scheidung? — Ging es wirklich abwärts mit ihr, durch seine Schuld? — Und würde es nicht abwärts mit ihr gehen, wenn er ihren Lebensweg nie gekreuzt hätte? — Er hatte, seit er sich von ihr getrennt, nichts mehr gehört von ihr; hatte nichts mehr hören wollen. Wer weiß, was alles sich inzwischen ereignet hatte!

Und da war es wieder, das peinigende Schuldgefühl ihr gegenüber, der zu helfen er doch auf keine Weise im stande war!

Tag um Tag und Woche um Woche verging und brachte ihm keine weitere Aufklärung. Die beständige, innere Erwartung, in der er dahinlebte, fing an, seine Nerven zu reizen.

Inzwischen war er Eberhard Altefahr auf der Straße begegnet. Der hatte seinen Gruß sehr höflich erwidert und war weitergegangen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich in ein Gespräch einzulassen. Björn fand das ganz in der Ordnung so. Nun wußte er doch gleich, auf welchem Fuß Eberhard mit ihm zu stehen wünsche, und welchen Ton er ihm gegenüber anzuschlagen habe. — Er hatte gefunden, daß Eberhards Züge etwas älter und schärfer geworden waren; sonst erschien er ihm ebenso elegant, kühl und streng wie immer.

Er hielt es indes für richtig, ihm auf Grund ihrer frühern Bekanntschaft seinen Besuch zu machen — das war weniger auffallend, als wenn er es unterließ — und that das zu einer Zeit, wo er ihn auf der Regierung wußte. Eberhard erwiderte seinen Besuch sehr prompt, während er im Dienst war. So hatten sie der Form genügt, ohne daß sich weitere Folgen und Verpflichtungen daran knüpften. Im Gegenteil, sie hatten sich ihrer Verpflichtungen gegeneinander endgültig erledigt.

Dank des sommerlichen Stilllebens hatten sie nirgends Gelegenheit, sich zu sehen, und wo sich eine geboten hätte, da würde sie von ihnen gemieden worden sein.

„Sehr nahe scheinen Sie einander doch nicht gestanden zu haben," sagte man Björn einmal ein wenig neckend. „Sonst würden Sie doch mehr Notiz voneinander nehmen!" Und Björn antwortete darauf:

„Eberhard Altefahr ist überhaupt nicht ein Mensch, dem man nahe stehen kann."

Inzwischen langweilte Julia sich sträflich in ihrer leeren, stillen Wohnung.

Zwar suchte sie mit allen Mitteln sich die Zeit zu kürzen und die Gedanken zu zerstreuen. Aber die innere Friedlosigkeit und Unzufriedenheit mit allen Verhältnissen machte ihre Bemühungen nutzlos und ihre Mittel unwirksam.

Sie konnte es Eberhard nicht verzeihen, daß er ihr gegenüber seinen Willen durchgesetzt und sie nicht mitgenommen hatte. Nun lebte sie hier in einem höchst ungemütlichen, vor den Augen der Zuschauer gar nicht zu rechtfertigendem Zustande. Wie ein ungezogenes Kind, das seine Strafe absitzt.

Sie that, was sie konnte, um diesen Zustand den Leuten gegenüber nicht als Strafe erscheinen zu lassen. Und wenn es auch trotz aller schönen Vorwände von Wohnungsverhältnissen nicht ganz zu bemänteln war, daß es als Strafe gemeint ward, so sollten die Leute doch nicht denken, daß sie es als Strafe empfand.

Sie lebte außerordentlich vergnügt und unternehmungslustig. Ihre Vergnügungssucht scheute vor nichts mehr zurück. Je schrecklicher die Stunden waren, die sie wohl oder übel allein zubringen mußte, um so unbesonnener hielt sie sich schadlos in Gesellschaft andrer.

Das ging so eine ganze Weile. Man ging bereitwillig auf ihren Ton ein — man amüsierte sich dabei, und man trug ja keine Verantwortung dafür. Aber mit der Zeit bekam man es satt; man langweilte sich dabei, man fand es wohl auch unpassend und unwürdig. Und Julia mußte eines Tages einsehen, daß man anfing sich von ihr zurückzuziehen.

Durch die leichtsinnige Zersplitterung ihrer Zwecke und Absichten, ihrer Gedanken und Gefühle war Julia vollends haltlos und unselbständig geworden. Ihr Inneres glich einer ausgeräumten Stube; keine Wärme, keine Ruhestatt, kein Schutz und keine Sicherheit mehr darin. Durch die zerbrochenen Fenster herein wehten Unzufriedenheit und Verbitterung, wie fröstelnder Odem und Straßenstaub.

Und wenn sie gar nichts andres mehr wußte, so warf sie sich auf irgend einen Stuhl und schluchzte und weinte um den einen, auf den sie ihre ganze Liebe, ihre Hoffnung, ihr ganzes unselbständiges, haltloses Sein gestützt hatte mit dem kläglichen, selbstsüchtigen Eigensinn eines verzogenen Kindes. Sie schrie nach ihm; sie war krank nach ihm. Und sie wußte doch nicht, wie sie zu ihm gelangen sollte.

Denn einer stand im Wege. O, wie sie ihn haßte, diesen einen!

Und dennoch konnte nur durch Eberhard der Weg zu Björn führen.

Sie begann, sehr klägliche und jammervolle Briefe an Eberhard zu schreiben. Sie könne es nicht mehr ertragen in ihrer Einsamkeit. Die Leute würden nächstens mit Fingern auf sie weisen als auf eine Verlassene. Er möchte sie doch nicht preis-

geben. Möchte ihr erlauben, zu kommen. Sie verspreche ihm auch — o, was sie ihm nicht alles versprach! Mehr, als die tugendhafteste und sittenstrengste Frau jemals erfüllen konnte. Sie bettelte geradezu; und das wurde ihr um so leichter, als sie diese Betteleien, diese demütigenden Versprechungen dem geduldigen Papier anvertrauen konnte und nicht dabei in Eberhards strenges, kaltes Gesicht zu blicken gezwungen war.

Eberhard las alle diese Briefe mit überlegener Miene und geringschätzigem Zucken seiner Mundwinkel — und ließ einen nach dem andern ins Feuer wandern. Er wußte, was er von diesen Klagen sowohl als von diesen Vorsätzen zu halten hatte; sie brachten nicht auch nur einen Augenblick ins Wanken, was er nach langem Überlegen mit verstandesgemäßer Kühle beschlossen hatte.

Zuerst beantwortete er all ihre drängenden Zukunftsfragen gar nicht. Dann, als der Sommer zu Ende war, schrieb er ihr, daß er zu Michaelis eine Wohnung genommen habe. Sie möge den Umzug einleiten und am Umzugstermin selber kommen. Nicht eher.

Mit einem Male war Julias Stimmung verändert. Nun war es ihr ganz gleichgültig, wie die Menschen hier von ihr dachten und sie behandelten. Das alles war ja nun vorbei, das alles verließ sie ja nun. Verließ diese ganze verödete, langweilige, zwecklose Umgebung — um Björn dagegen einzutauschen.

Björn — Björn — und immer wieder Björn war das Einzige, was sie noch fühlte.

Sie lachte und sang den ganzen Tag; sie brauchte nicht einmal mehr Gesellschaft dazu. — Nebenbei hatte sie zu thun. Der ganze Umzug lastete allein auf ihren Schultern. Es war für sie eine unbeschreiblich reizvolle Aufgabe. Mit jedem Stück, das in die großen Kisten versenkt wurde und in dem schwerfälligen Möbelwagen verschwand, that sie einen Schritt aus diesem Leben hinaus — dem neuen Leben entgegen.

Dann machte sie Abschiedsbesuche. Sie gab sich nicht einmal Mühe, ihre ausgelassene Stimmung zu verbergen.

„Ich freue mich auf Eberhard!" sagte sie in geradezu jauchzendem Ton.

‚Sie freut sich auf Björn,' dachten die Leute und schwiegen.

„Wenn Sie Björn Heddenholm dort sehen," sagte einer der Offiziere ein wenig boshaft, „so grüßen Sie ihn nur schön von uns allen!"

Julia that, als hätte sie an diese Möglichkeit noch gar nicht gedacht, und machte große, runde Augen.

„Ach richtig — der ist ja auch dort! Ob er wohl noch da ist? Ja, wahrscheinlich — es ist ja noch nicht so lange her, daß er hinkam. Also gut, ich werde ihn grüßen!" —

Endlich war es soweit. Von einer ganzen Anzahl Bekannter umringt, stand sie auf dem Bahnhof. Einige Herren hatten große Blumensträuße gebracht, jeder sagte ihr Liebenswürdigkeiten und Verbindlichkeiten. Es war ja nun folgenlos, und der Schluß wenigstens sollte ein versöhnlicher sein.

In ihrem braunen Reisemantel, ein hohes schmales Hütchen auf dem blonden Haar, stand Julia am herabgelassenen Fenster. Ihr Gesicht war rosig und frisch, ihre Augen lächelten und glitzerten. Jeder bekam etwas davon ab. Im Übermaß

ihrer freudigen Erregung war sie gedankenlos verschwenderisch mit Gunstbezeugungen gegen jedermann.

Und dann fuhr sie hinaus in die Welt, lächelnd und gedankenlos hinein in das Leben, das vor ihr lag wie der trübe Oktobertag, ernst und von vagen Nebeln umhüllt, die sie sich nicht zu lichten getraute; fest davon überzeugt, daß die Sonne schon den Weg zu ihr wieder finden würde.

Die Möbel waren schon zum Teil vor ihr angelangt und unter Eberhards Leitung in der neuen Wohnung aufgestellt. Immerhin gab es erst noch ein paar ungemütliche, arbeitsvolle Tage zu überwinden, ehe man in den neuen Verhältnissen zu befriedigender Ordnung und Ruhe kam.

Eberhard that soviel er konnte, um seiner Frau die Einrichtungsarbeiten zu erleichtern. Auf irgend welche Auseinandersetzungen über die künftige Gestaltung ihres gemeinsamen Lebens ließ er sich grundsätzlich nicht ein. Überhaupt bekam sie ihn außer den Mahlzeiten und abends vor dem Schlafengehen kaum zu Gesicht. Sie fügte sich darein mit schweigendem Trotz und überlegte im stillen, wie sie diesen Zustand am besten zu ihrem Vorteil ausnützen könne.

Da trat er eines Morgens — am Abend vorher hatte der letzte Handwerker die Wohnung verlassen — bei ihr ein. Er war schon zum Ausgehen angezogen; also schien er die Absicht zu haben, es kurz zu machen.

„Julia," begann er, ohne sich zu setzen, „du wirst vielleicht begreifen, daß ich den Zustand des letzten Jahres nicht länger zu dulden gesonnen bin. Ich will also an diesem Anfang einer neuen Lebensperiode völlige Klarheit schaffen zwischen dir und mir. — Ich bin hierher versetzt worden, und es ist der natürliche Lauf der Dinge, daß du mich hierher begleitest. Wo sollte ich dich auch lassen? Ich stelle dir nun zwei Möglichkeiten, zwischen denen es keinen Ausweg giebt. Entweder: Du beträgst dich so, wie ich es von meiner Frau verlangen kann und muß — dann bleiben wir zusammen und versuchen aus unserm Leben das Beste zu machen. Oder: Du setzt dein Betragen vom vorigen Winter fort — dann habe ich die Absicht, mich von dir scheiden zu lassen. Ich bin nicht willens, mir Ehre und Stellung von dir verderben zu lassen. Kannst du dich also nicht mit Anstand in die Verhältnisse fügen — gut, so werden wir uns trennen. — Also überlege dir das. Eine Antwort erwarte ich nicht. Die Antwort wird in deinem Betragen enthalten sein."

Er drehte sich um und ging hinaus. Sie blieb schweigend sitzen. Das Buch, in dem sie blätterte, war ihrer Hand entsunken.

Also nun wußte sie es. Allein von ihr sollte es abhängen, wie sich ihre Zukunft gestalten würde; allein von ihrem Benehmen. — Und wie sie dies Benehmen einrichten würde, das hing von Björn Heddenholm ab. Ihn zu erforschen war zunächst ihre wichtigste Aufgabe.

Bis ihr das gelungen sein würde, war es ratsam, Eberhard nicht zu reizen, sondern — ihm in allen zu willen zu sein. Sie wußte, daß sie das sehr gut konnte, wenn sie nur wollte; wenn es sich nur lohnte. Das Weitere würde sich finden. —

Sie begannen, ihren gesellschaftlichen Pflichten zu genügen und überall Besuche zu machen; nicht nur in den kollegialischen, sondern auch in den militärischen Kreisen. Julia, der man mit Rücksicht auf die allgemein zur Kenntnis gelangten Gerüchte hin

mit einigem Mißtrauen und um so größerer Spannung entgegensah, gewann sich alle Herzen. Sie war liebenswürdig und zurückhaltend, die vollendete Weltdame; dazu kam ihr anmutiges Äußere, ihre ganze Art sich anzuziehen und zu bewegen. Selbst Eberhard legte manchmal ein gewisses Wohlwollen gegen sie an den Tag und begann zu glauben, daß sein energisches Verfahren gegen sie doch von dauernder, guter Wirkung gewesen sein könnte. — Allgemein war man darüber einig, daß der Klatsch, der ihr vorangegangen war, aller Begründung entbehre, und daß Julia ohne Tadel sei.

„Wir werden uns wohl auch entschließen müssen, bei Altefahrs Besuch zu machen," hieß es eines Tages an der Kasinotafel. „Der Kommandeur deutete es heute schon an. Sie sind bei allen verheirateten Offizieren gewesen."

„Nun, das wäre ja ein ganz angenehmer Entschluß," tönte es von mehreren Seiten zurück.

Björn wußte längst, daß Julia angekommen sei. Es hatte ihn anfangs unbeschreiblich aufgeregt. Nun hatte er sich innerlich gewappnet und vorbereitet und fürchtete sie nicht mehr. — Um der immerhin vorhandenen Möglichkeit, allein von ihr angenommen zu werden, aus dem Wege zu gehen, verabredete er sich mit zwei andern Kameraden, gemeinschaftlich den notwendig gewordenen Besuch zu machen.

Merkwürdigerweise wurden sie von Eberhard allein empfangen. Er unterhielt sie eine Viertelstunde lang in der gewandten, liebenswürdigen Weise, die nie jemand zu nahe tritt und keinen erwärmt.

Es wurde Björn sehr sonderbar zu Mut, als er sich wieder zwischen all den bekannten Sachen sah; zwischen all den stummen Zeugen einer Zeit, die — so schien es ihm — weit, weit hinter ihm lag. Jene Zeit lebte wieder auf vor seinen Augen, zwischen all diesen stummen, toten Gegenständen, und sah ihn an mit vorwurfsvollen, warnenden Augen. Er mußte sich sehr zusammennehmen, nicht zerstreut zu sein.

Er war glücklich, daß Julia nicht zugegen war. Trotzdem quälte ihn unaufhörlich die Frage, warum sie nicht hier, und wo sie sonst sein möge?

„Meine Frau wird sehr bedauern, Sie verfehlt zu haben," schloß Eberhard die Unterhaltung. „Sie ist bei der Toilette."

Als fürchte er, daß sie im letzten Augenblick doch noch erscheinen könnte, drängte Björn zum Aufbruch. Als sie vor der Hausthür auf der Straße standen, konnte er sich's nicht versagen, einen Blick zu den Fenstern hinaufzuwerfen. Da stand Julia hinter dem dünnen Spitzenvorhang, sehr vollständig angezogen, in einem fliederfarbenen Hauskleide. Er erkannte sie ganz deutlich, und er sah auch, daß sie ihn erkannte.

Tödlich erschrocken sah er wieder fort.

Sie war also nicht bei der Toilette gewesen. Ihr Mann hatte es einfach nicht gewünscht, daß sie ihn mitempfing.

Zum erstenmal im Leben war er Eberhard Altefahr von ganzem Herzen dankbar.

Julia stand immer noch hinter der Gardine und sah ihm nach. Thränen der Wut stiegen ihr schmerzend heiß in die Augen. Eberhard hatte ihr in der That rundweg verboten, im Salon zu erscheinen, und sie war klug und vorsichtig genug gewesen, ihm ohne Widerrede zu gehorchen.

Bebend vor Entrüstung, zitternd vor Sehnsucht hatte sie am Schlüsselloch gestanden und vergebens versucht, Björn oder nur irgend ein Stück von ihm zu

erblicken — die Öffnung war von der andern Seite verdeckt. Dann hatte sie mit angehaltenem Atem auf seine Stimme gelauscht — die war auch nur selten erklungen, denn er beteiligte sich nur wenig an der Unterhaltung. — Und endlich trat sie ans Fenster, in der Hoffnung, ihn wenigstens noch unten auf der Straße zu sehen. — Und als sie ihn dort sah, als er heraufblickte, eine einzige, flüchtige Sekunde lang — da begriff sie selber nicht, daß sie nicht sofort durchs Fenster auf die Straße gesprungen und ihm um den Hals geflogen war.

Aber einmal mußte sie ihm doch Aug' in Auge gegenüberstehen; einmal mußte es doch kommen!

Und einmal kam es.

Ein großer Regierungsball eröffnete die Wintergeselligkeit. Alles war geladen, und wer irgend konnte, war erschienen. Auch Björn war da. Er hatte nicht die Absicht, sich Julias wegen von aller Geselligkeit zurückzuziehen; es wäre undurchführbar gewesen. Ein Wiedersehen mit ihr war doch nicht zu vermeiden — warum also es feige hinausschieben. Die Nervenspannung, in der er sich befand, würde eher nachlassen, wenn er sein weiteres Verhältnis zu ihr klargestellt haben würde. Und das sollte heute geschehen.

Julia zog durch ihre duftige, in Glück und Jugend strahlende Erscheinung alle Blicke auf sich. Sie war ganz in helllila Seidenduft eingehüllt — diese Farbe war unzertrennlich von ihr — und funkelnder als in den Brillanten auf ihrem zarten, weißen Halse brach sich das Kerzenlicht in ihren Augen, darin die helle Freude an diesem bunten, klingenden Lebensgetändel in deutlicher Schrift geschrieben stand. Ja, die Jugend lachte aus ihr und die Lebenslust und das Glück. Was für ein Glück das aber war, das wußte nur einer; nur einer — und der sah es und erkannte es, und erschrak darüber in seiner verschwiegensten Seele.

Als er sich gefaßt hatte, kam er und begrüßte sie, wie die Höflichkeit es erforderte. Er sah sie aber kaum an dabei. Sie sagte ihm, wie sie es bedaure, ihn neulich verfehlt zu haben. Er verneigte sich dazu nur kühl und förmlich, und trat zurück, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Er war beinahe verwundert, daß es ihm nicht schwerer wurde, sie so zu behandeln.

Ihr that es entsetzlich weh. Sie konnte kaum die Thränen zurückhalten. Sie hatte sich nie klar gemacht, daß nach dem, was ihr Abschied gewesen war, ihr Wiedersehen gar nicht anders sein konnte. Sie hatte eben überhaupt nicht gedacht: nur gehofft und gewünscht, ohne alle vernünftige Logik.

Als die Musik erklang, überfiel sie eine unbändige Lust, glücklich zu sein, ausgelassen glücklich. Ihre ganze jugendliche Genußfähigkeit gipfelte in diesem Wunsch nach solchem ausgelassenen, gedankenlosen, alle Sinne der Seele hinnehmendem Glück. Sie bemühte sich, es zu empfinden; aber es gelang ihr nicht. Es gab kein Glück für sie, ohne Björn. Sie wollte nur noch das eine vom Leben — nur noch den einen —

Der ganze Abend verging — Björn kam nicht wieder zu ihr; er tanzte nicht mit ihr, er sprach nicht mit ihr. Er mied ihre Nähe und sah sie überhaupt nicht an.

Es wäre ihr nicht schwer geworden, ihm nachzulaufen, ihn aufzusuchen, ihn anzureden und festzuhalten; aber sie fürchtete sich vor Eberhard; sie durfte nicht va banque spielen, um dann vielleicht eine Niete zu ziehen.

Eberhard hielt ein wachsames Auge über sie; er mußte auch heute zufrieden mit ihr sein; aber es verursachte ihm mehr ungläubiges Staunen, als gerade Freude. Er sagte sich mit der nüchternen Klarheit, die längst aufgehört hat, zu lieben und zu hoffen, daß ihr maßvolles Benehmen lediglich Björns Verdienst sei. Er fühlte beinahe etwas wie Freundschaft für diesen Mann.

So wie an diesem ersten Abend geschah es nun an allen folgenden. Björn, wenn er überhaupt anwesend war, bekümmerte sich nicht um Julia, und sie wagte nicht, seine Aufmerksamkeit herauszufordern. Die Blicke, die sie ihm manchmal verstohlen zuwarf, bemerkte er nicht.

Es war eine sehr elende Zeit für Julia; sie war rechtschaffen unglücklich, sie litt qualvoll unter ihrer ungezügelten Leidenschaft. Sie weinte ihre Augen trübe; sie zermarterte ihr Hirn mit Plänen, die alle unausführbar waren. Sie lebte in beständiger, nervenzerreibender Erwartung irgend eines günstigen Zufalls. Sie wartete umsonst. Sie weinte umsonst. Niemand tröstete sie. Niemand hatte Mitleid mit ihr.

Sie fing an zu verblühen. Ihre Wangen wurden blaß und schmal, sie hatte Schatten um die Augen, ihr Wesen wurde zerstreut und unfrisch.

„Sie ist recht vertanzt," sagten die Leute und wunderten sich weiter nicht darüber; denn sie legte ja ein wahres Gesellschafts- und Vergnügungsfieber an den Tag.

Endlich, endlich geschah etwas.

Es war eine größere Abendgesellschaft versammelt. Julia stand etwas abseits. Es wurde ihr immer schwerer, ein vergnügtes Gesicht und eine harmlose Unterhaltung zu machen; es that ihr wohl, einmal unbeachtet und ungestört zu sein.

Da stand plötzlich Björn Heddenholm vor ihr und bot ihr den Arm.

Sie war so erschrocken, daß sie ganz weiß wurde und ihn groß anstarrte. Er sah es nicht, weil er beharrlich die Augen gesenkt hielt; er hob ihr den Fächer auf, den sie hatte fallen lassen, und führte sie mit einer gewissen Gewaltsamkeit fort.

Ach, wie ihr zu Mut war, als ihr Arm in dem seinen lag. Sie sah furchtsam zu ihm auf — sein Gesicht war gleichgültig bis zur Ausdruckslosigkeit. Er sprach kein Wort.

Als sie sich nebeneinander setzten, würgte Julia, die in Thränen ausgebrochen wäre, wenn sie jetzt nicht irgend etwas gesagt hätte, mit Anstrengung heraus:

„Sind die Plätze eigentlich bestimmt worden —"

„Selbstverständlich, gnädige Frau," sagte er; und Julia hörte daraus weiter: bildest du dir ein, ich würde dir anders, als gezwungen, meinen Arm bieten?

„Man hat das wahrscheinlich so eingerichtet," meinte sie, und das Herz schlug ihr bis in den Hals, „weil man weiß, daß wir uns von früher her kennen."

Björn antwortete nicht.

„Ich bin nun über ein Vierteljahr hier," fuhr sie immer unsicherer werdend fort; „und ich habe noch nicht Gelegenheit gefunden, Ihnen die Grüße zu bestellen,

die mir für Sie mitgegeben worden sind." Und da er immer noch schwieg, zählte sie ihm alle einzeln auf, von denen sie solche Aufträge entgegen genommen hatte; sie hatte keinen vergessen.

„Es thut allen so leid, daß Sie fort sind!" schloß sie.

Björn kam sich sehr ungewandt und ungeschickt vor; es war ihm unmöglich, auf ihre Unterhaltung einzugehen oder eine solche zu beginnen, wiewohl er sich sagte, daß das viel besser und klüger gewesen wäre. — Da wurde Julia von der andern Seite angesprochen, und während sie gezwungen war, ihre Aufmerksamkeit dorthin zu wenden, sah Björn sie an. Zum erstenmal, seit sie hier war; sonst hatte er ja immer nur weggesehen.

Lieber Gott, wie sah sie aus! Vertanzt, sagte man — nun ja, man konnte es allenfalls so meinen, wenn man weiter nichts wußte. — Und gab es also wirklich noch etwas andres, das im stande war, sie so zuzurichten? Sie war so mager geworden! Sie that ihm leid.

Gerade in dem Augenblick, wo seine Augen einen recht weichen, guten Ausdruck hatten — in einem jener unbewachten Augenblicke, die so oft die Geburtsstätte eines Schicksals werden — wandte sich Julia wieder zu ihm. Es war zu spät, daß er sofort wieder versteinerte; sie hatte ihm bis ins Herz gesehen.

Ein grenzenloser Jubel brach in ihr los. Dann wurde sie sehr traurig; aber es war eine Traurigkeit, in der man sich wohl fühlt.

Sie beugte sich über die Handvoll Blumen, die neben ihrem Teller lag, zwischen ihr und ihm, und atmete schwer.

„Björn!" sagte sie leise, ganz leise; und noch einmal: „Björn!"

„Sagten Sie etwas, gnädige Frau?" fragte er laut. Sie biß sich auf die Lippen; Thränen schossen ihr in die Augen.

„Wenn Sie nicht von dem sprechen wollen, wovon ich sprechen will, dann wollen wir lieber gar nicht sprechen," sagte sie eigensinnig.

„Ich weiß ja aber gar nicht, wovon Sie sprechen wollen," sagte Björn laut und ruhig.

Julia sah aus, als werde sie gleich in Thränen ausbrechen; ihr Kinn zitterte bedenklich. Björn wurde unruhig.

„Ich will Ihnen etwas sagen, gnädige Frau," begann er leiser und lehnte sich in seinem Stuhl zurück, aus Sorge, sein Gegenüber könne ihn verstehen, „wenn wir überhaupt miteinander auskommen wollen wie gebildete Menschen, dann müssen wir so thun und denken, als hätten wir uns hier erst kennen gelernt. Wir haben keine gemeinsame Vergangenheit. Das Vorhandensein einer solchen würde auch den oberflächlichsten Verkehr zwischen uns unmöglich machen. — Schlimm genug, daß Sie mich zwingen, Ihnen das sagen zu müssen."

Er wußte vielleicht nicht, wie weh ihr seine Worte thaten; sonst hätte er sie doch wohl kaum gesprochen.

„Ich kann nichts dafür, daß wir hierher versetzt worden sind," stieß sie heraus und schluckte an ihren ungeweinten Thränen.

„Das weiß ich; nun es aber geschah, müssen wir uns in die Verhältnisse finden."

Julia sah mit einem sonderbaren Ausdruck an ihm vorbei.

„Ich weiß nicht — vielleicht hat das Schicksal uns gerade gefällig sein wollen; wir sollten uns nicht unnütz quälen —“ sie wagte nicht, ihn dabei anzusehen, und das war gut; er erschrak tief über ihre Worte; da war sie ja schon wieder im besten Fahrwasser.

„Ich verstehe Sie nicht, gnädige Frau,“ sagte er eisig.

„Ach — Sie wollen mich nicht verstehen!“

„Nun ja, gut: ich will Sie nicht verstehen.“

Eine Zeitlang blieb es still zwischen ihnen. Jeder kämpfte mit seiner Erregung. Endlich sagte Julia mit einem wehmütig resignierten Ausdruck:

„Sie sind ein sehr gewissenhafter Mensch; und mit dieser Gewissenhaftigkeit richten Sie mich langsam zu Grunde. Das wäre ja auch ganz in der Ordnung, wenn Sie immer gewissenhaft gewesen wären, wenn Sie nicht ursprünglich die Veranlassung gegeben hätten —“

„Ich bitte Sie, hören Sie auf,“ fiel er heftig ein. „Ich will mich in solche Gespräche nicht mehr einlassen; ein für allemal nicht mehr.“

„Nun ja,“ sagte sie mit einem bittern Auflachen, „es ist freilich das Bequemste, sich aus der Affaire zu ziehen und es dem andern zu überlassen, wie er aus dem Brunnen wieder herausfindet, in den man ihn gelockt hat —“

Nachher erschrak sie über diese Worte. Björn war ganz blaß geworden und hatte die Augenbrauen schmerzhaft in die Höhe gezogen. Jetzt unterhielt er sich eifrig nach der andern Seite. Sie wartete, bis er fertig sein würde. Sie merkte, daß er mit einem unterdrückten Seufzer seine Unterhaltung fallen ließ —

„Verzeihen Sie mir meine häßlichen Worte,“ bat sie weich. „Ich weiß nicht mehr, was ich rede. Ich habe gar keinen Halt mehr. Ich bin völlig entgleist —“

„Das sollten Sie gar nicht sagen! Das ist ja schrecklich!“

„Ja, das ist auch schrecklich,“ meinte sie trostlos.

„So bemühen Sie sich, es zu ändern!“

„Das kann ich nicht mehr allein ändern — nie mehr —“

„Wenn Sie es nicht allein können,“ sagte Björn sehr ernst, „so wird es auch kein andrer können. In solchen innern Nöten darf man nicht von der Hilfe andrer abhängen.“

„Dazu muß man stärker sein, als ich es bin; ich bin unselbständig, ich bin schwach —“ Es schien, als schäme sie sich nicht, in ihrer ganzen Blöße vor ihn hinzutreten.

„Sie könnten einen sehr natürlichen und, wie ich glaube, festen Halt und Schutz haben an ihrem Gatten, wenn Sie nur wollten —“ Julia schüttelte heftig den Kopf.

„Helfen kann mir nur ein einziger —“ sagte sie, da sie doch nicht gut sagen konnte, daß sie sich von keinem andern als von diesem einzigen helfen lassen wollte.

Björn that, als höre er es nicht.

„Wenn ich frei wäre —“ flüsterte Julia, und es verklang ihm in den Ohren wie das Zischeln einer kleinen, lüsternen Schlange. Es kroch ihm heiß über den Rücken, und seine Stirn wurde feucht.

„Ersparen Sie sich und mir, darüber nachzudenken," sagte er heiser — ‚wie es sein würde, wenn sie ein junges Mädchen wäre oder eine Witwe,' dachte er.

‚Wie es sein würde, wenn sie den Mut hätte, sich zu befreien,' verstand Julia.

Sie überlegte mit selig stockendem Herzschlag seine Worte, seine Stimme, seine Erregung — und ein ungeheuerlicher Entschluß reifte in ihr, wie nur die Verirrung selbstsüchtiger Liebe und leichtfertiger Pflichtauffassung ihn zeitigen konnte.

Ich kann ja frei werden — jeden Tag — und dann — dann kann er nicht mehr zurück; dann muß er annehmen, was ich für ihn eroberte — meine Freiheit! Und dann wird er glücklich sein. Er hat nur nicht Mut genug — gut, so werde ich ihn haben.

Sie war plötzlich ausgelassen lustig; in ihre Wangen stieg eine brennende Röte, ihre Augen sprühten vor Leben. Sie sah gar nicht mehr vertanzt und erbärmlich aus; sie war frisch, anziehend und verführerisch.

Björn hatte es nicht mehr schwer, sich mit ihr zu unterhalten; die Worte überstürzten sich ihr förmlich. Er begriff diese jähe Wandlung nicht. Ihr Wesen that ihm weh. Es lag so eine unnatürliche, ungesunde, beängstigende Erregtheit darüber. Ihr Lachen klang wie Schluchzen. Ihre Augen schwammen immerfort in Thränen, die, wie von innerer Glut verzehrt, versiegten, ehe sie sich lösten.

Er atmete auf, als die Mahlzeit beendet war. Er wollte sich nur förmlich verneigen vor Julia; aber sie nahm ohne weiteres seine Hand und drückte sie heftig. Er fühlte den Druck bis in die Fußspitzen hinunter.

Er floh vor ihr bis in das entlegenste Zimmer und ließ sich nicht mehr in ihrer Nähe sehen. So früh wie möglich ging er nach Hause, ohne sich von ihr zu verabschieden.

‚Was war ihr nur — was war ihr nur? Habe ich denn irgend etwas gesagt oder gethan, was sie mißverstehen konnte? Woher ihre trunkene Ausgelassenheit —?'

Die ganze Nacht sann er fruchtlos darüber nach.

‚Wo soll das hinaus — wohin soll ich mich retten vor ihr! Liebe ich sie denn noch? — — Nein — nein. Und das würde ja auch an der Sache nichts ändern. Aber sie regt mich auf, sie regt mich maßlos auf. Und ich darf doch nicht die Gewalt über sie und mich verlieren, keinen Augenblick! — Ach, Mutter, du hast gut reden: wirf es hinter dich! Was soll ich denn nun thun, wenn es sich an meine Fersen klammert — —?'

Am andern Morgen, als Eberhard Altefahr an seinem Schreibtisch die Akten zusammensuchte, die er mit auf das Bureau nehmen wollte, trat Julia bei ihm ein. Er war sehr erstaunt; nach Gesellschaften pflegte sie bis mittags zu schlafen oder wenigstens im Bett zu liegen. Es mußte etwas Außergewöhnliches sein, das sie so aus ihren Bequemlichkeiten aufstörte.

„Guten Morgen," sagte er höflich. „Hast du schon ausgeruht?"

„Danke; ja.“ Der kurze, trockene Ton machte, daß er aufsah. Sie stand ihm gegenüber auf der andern Seite des Schreibtisches, auf dessen Platte sie sich stützte. Sie sah leichenblaß aus, als wäre ihr schlecht.

„Was hast du denn? Fehlt dir etwas?“

„Nein, gar nichts. Ich wollte dir etwas sagen.“

„Nun, so sag es. Ich muß gleich fort.“

Julia holte tief Atem und räusperte sich einige Male, wie um sich zu sammeln. Dann sagte sie sehr schnell, als ob sie es auswendig gelernt hätte:

„Du hast mir, als ich hier herkam, eine Alternative gestellt: Entweder ich sollte mich so benehmen, wie du es verlangtest; dann wolltest du mir die unverdiente Gnade erweisen, mich bei dir zu behalten. Oder ich sollte so leben, wie es mir behagte; in diesem Falle wolltest du dich von mir scheiden lassen.“

„Nun ja — was soll das?“ rief er ungeduldig.

„Ich habe mich bemüht,“ fuhr Julia mit eigensinniger Eintönigkeit fort, „das erstere zu thun; du wirst mir das Zeugnis, daß ich mir Mühe gab, nicht versagen können. — Nun gut; ich kann es auf die Dauer nicht durchführen, ich bin krank und elend dabei geworden. Schlimm genug für dich, wirst du sagen; aber ich bin nun einmal so. — Kurz und gut, ich habe nicht die Absicht, mich ferner noch nach deinen Wünschen zu richten. Ich will von jetzt ab nach meinem Geschmack leben. Und ich sage dir das schon lieber gleich vorher, damit du dir über das Weitere klar werden kannst.“

Eberhard hatte seine Akten wieder hingelegt; die Hände waren ihm unsicher geworden. Es war empörend, verletzend, mit welch herzloser Geschäftsmäßigkeit, mit welch rücksichtsloser Gefühllosigkeit sie über diese Dinge sprach!

„Deine Auseinandersetzung läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig,“ sagte er bebend. „Ich danke dir, daß du es mir erspart hast, sie dir zu machen. Ich weiß nun, was du willst! — Ich werde dir heute abend sagen, was ich will. — Jetzt habe ich keine Zeit dazu.“

Er nahm die Mappe unter den Arm und ging. Julia sah ihm ein wenig verblüfft nach; so leicht hatte sie es sich nicht gedacht. Nun — um so besser.

Eberhard Altefahr aber blieb plötzlich mitten auf der Treppe stehen. Ein Gedanke war wie ein Blitz vor ihm eingeschlagen und klärte ihm auf, was ihn so ahnungslos überrumpelte:

‚Gestern hat Björn sie zu Tisch geführt — da hat sie es mit ihm besprochen —‘

Aber der Blitz zündete nicht; es war ein kalter Schlag.

‚Wenn er durchaus in sein Unglück rennen will — meinetwegen!‘

Und er setzte seinen gewohnten Weg fort.

Vier Wochen vergingen. Man näherte sich den Fasten, und in dem geselligen Leben begann eine leise Müdigkeit einzutreten. Dazu war abscheuliches Wetter. Sturm, Schneetreiben, Schmutz und Nässe. Die Sonne schien überhaupt nicht mehr.

Julia Altefahr ging nicht mehr aus. Sie war erkältet oder überanstrengt — man kam nicht recht dahinter. Bekannte, die sie besucht hatten und von ihr angenommen waren, erzählten, sie sähe nicht gut aus, nach schlechten Nächten und Stubenluft; aber sie wäre liebenswürdig und heiter gewesen, wie immer.

Auch Björn Heddenholm war seit einiger Zeit weniger zu sehen. Er sagte mehrere Einladungen ab, in dem Wunsch, einem Zusammensein mit Julia auszuweichen. Man sprach davon, daß er zur Kriegsakademie gehen würde; so schade es war, ihn bald wieder zu verlieren, so fand man es doch in Anbetracht seiner Person und seiner Fähigkeiten sehr natürlich, daß er vorwärts strebte.

Niemand fiel es ein, seinen und Julias Namen in irgend welchen Zusammenhang zu bringen.

Björn selber ahnte nichts von dem, was man über ihn sprach und dachte. Alle seine Gedanken waren nur auf das eine gerichtet: wie er der Gefahr entgehen oder begegnen könne, die immer gefährlicher ihre unsichtbaren Fäden um ihn spann.

Daß Julia sich plötzlich nirgends mehr sehen ließ, dünkte ihn wieder der Ausdruck einer neuen, gewitterschwülen Laune zu sein. Er war überzeugt, daß sich hinter ihrer sogenannten Kränklichkeit irgend ein andres verbarg, das eines Tages verhängnisvoll ans Licht kommen würde. Er vermied jede Gelegenheit, etwas zu erfahren, das ihn darüber aufklären könne, als schütze es ihn vor ihr, wenn er sie und alles, was mit ihr zusammenhing, dauernd ignoriere. Und so, indem er an seinem Teil alles that, das Gewesene zu vergessen und vergessen zu machen, bemühte er sich, möglichst wenig darüber nachzudenken. Er that, was er thun konnte. Das Weitere mußte abgewartet werden.

Er hatte sich auf sein Sofa gestreckt und las einen jener langen, ausführlichen Briefe, die Litta ihm zu schreiben pflegte und die ihn immer in eine angenehme, friedlich frohe Stimmung versetzten. Es war die kurze Ruhestunde zwischen dem Dienst und dem gemeinsamen Mittagessen, und der Dienst war heute für ihn sehr anstrengend gewesend. Ein Patrouillenritt, den er zu leisten gehabt, hatte ihm das Lob seines Vorgesetzten vor dem ganzen Regiment eingetragen. Das hatte ihm wohlgethan und war ihm ein Lohn für die energische Gewaltsamkeit, mit der er jetzt immer seine Gedanken zusammentreiben mußte, damit sie ihn nicht im entscheidenden Augenblick im Stich ließen.

Draußen klingelte es, und Björn sah nach der Uhr. Sein über ihm wohnender Kamerad pflegte ihn abzuholen, wenn er zu Tisch ging. War es schon so spät?

Sein Bursche trat ein; es sei ein Bote da von Altefahrs. Die gnädige Frau lasse den Herrn Leutnant dringend bitten, gleich einmal hinüberzukommen.

Björn fuhr hoch in die Höhe vor Schreck und Entrüstung. Was sollte das heißen! Und was war das für eine Dreistigkeit, ihm eine solche Bestellung ganz öffentlich durch die beiderseitigen Dienstboten machen zu lassen!

„Ich bedaure sehr, ich habe keine Zeit," entfuhr es ihm in der ersten Erregung. Der Bursche ging hinaus. Nach kaum zwei Minuten, während welcher Björn sich nicht bewegt hatte, erschien er wieder in der Thür.

„Wenn der Herr Leutnant jetzt nicht Zeit hätten, so möchten der Herr Leutnant eine andre Stunde bestimmen."

Sie war also gewillt, es durchzusetzen. Wer weiß, was sie that, wenn er es ihr verweigerte —

Am Ende war es noch das Beste, er ging hin und machte ihr den Standpunkt klar.

„Gut — ich werde kommen," sagte er grimmig. Eine Viertelstunde später verließ er die Wohnung.

„Wenn der Herr Leutnant von oben kommt, um mich zu holen, so sage, ich hätte noch einen Gang zu machen gehabt und wollte dann direkt nach dem Kasino gehen," befahl er seinem Burschen. Er war überzeugt, daß er zur Essenszeit da sein würde; es war ja noch eine halbe Stunde Zeit —

Man schien ihn zu erwarten. Der Diener öffnete ihm, noch ehe er klingelte, und führte ihn durch den Salon bis an die Thür von Julias Boudoir, die er vor ihm öffnete und hinter ihm wieder schloß.

Es brannte nur eine einzige Lampe auf Julias Schreibtisch, und das Licht des Raumes war so matt, daß Björn alles nur wie in einem Nebel sah. Er war freilich auch verwirrt und erregt.

Julia selbst stand neben einem niedrigen Stuhl, in einem dunkeln Kleide, schrecklich blaß, und starrte ihn mit ängstlichen Augen an.

„Sie haben mich rufen lassen —" sagte Björn sehr kühl.

„Ja —" hauchte sie, und weiter nichts. Sie schlug die Augen nieder, senkte den Kopf und zerrte an ihrem Taschentuch. Björn zitterte vor Ungeduld.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was diese ganze Komödie zu bedeuten hat?"

Julia kämpfte redlich gegen Angst und Thränen und sprach immer noch nicht.

„Sie sollten mir die Pein dieses Besuches nicht unnötig verlängern," sagte Björn wieder. „Nach der dringenden Art zu urteilen, in der Sie mich hierher bestellten, müssen Sie mir etwas Dringendes mitzuteilen haben. Also, bitte, sprechen Sie doch!"

Julia fühlte sich durch diesen Ton nicht gerade ermutigt. Und in der Sorge, sie könne den Mut ganz verlieren, stieß sie verzweifelt heraus, indem sie ihn groß ansah:

„Ich bin seit gestern eine geschiedene Frau."

‚Und wer eine Abgeschiedene freit, der bricht die Ehe,' hörte Björn irgend eine Stimme in seinem Innern sagen. Es wurde ihm grün vor den Augen, trotzdem im Zimmer alles rot war. Er wich einen Schritt zurück und lehnte sich an die Thür.

Nun wußte er, was Julia von ihm wollte.

Endlich fühlte er die Notwendigkeit, etwas zu sagen.

„Das bedaure ich aufrichtig. Das hätten Sie nicht thun sollen."

Sie hatte einen Freudenausbruch erwartet oder mindestens eine stürmische Erregung. Die nüchterne Kälte dieser seltsam bedrückt klingenden Worte machten sie stutzig.

„Warum nicht?" fragte sie mit einem Ausdruck von Trotz.

„Kennen Sie das sechste Gebot nicht?"

„O — es ist oft viel moralischer, sich zu trennen als zusammenzubleiben," sagte sie leichthin.

„Wo das der Fall ist, muß die Moral schon vorher sehr mangelhaft gewesen sein," gab Björn rücksichtslos zurück.

Julia sah zu ihm auf mit einem Blick, der ihn in diesem Augenblick mindestens unangenehm berührte.

„Das war sie ja auch," meinte sie halb seufzend, halb lächelnd. „Das sechste Gebot hatten wir schon gebrochen, lange, ehe ich an eine Scheidung dachte!"

„Wer: wir!?"

„Nun — Sie und ich."

Björn kniff die Lippen zusammen und stöhnte. Sie ging sehr taktisch vor, Schritt um Schritt, mit genauer Kenntnis des Terrains.

„Wir hatten beschlossen, davon nicht mehr zu sprechen. Warum thun Sie es nun dennoch wieder?"

„Weil das keinen andern so angeht, wie uns beide. Das Geschehene läßt sich nicht aus der Welt und aus unserm Leben schaffen. Das Bestehende ist daraus hervorgegangen. Und das Bestehende verlangt sein Recht. — Björn," sagte sie sehr sanft und sehr leise, „du brauchst dich ja nun nicht mehr zu quälen mit deiner großen Gewissenhaftigkeit; ich bin nun frei. Und wenn ich dich rief, um dir das mitzuteilen, so geschah es, weil ich meine Freiheit nur gewonnen habe, um — sie — dir — zu — geben —."

Sie fing an zu weinen, vor Erregung und vor Angst, was er nun sagen würde. Er betrachtete sie mit ganz merkwürdigen Augen; beinahe neugierig.

„Sie hätten mich besser kennen sollen, gnädige Frau," sprach er mit dumpfer Stimme. „Oder haben Sie vergessen, was alles ich Ihnen schon über diese Sache gesagt habe?"

„Das alles galt für die Zeit, wo ich Eberhards Frau war; jetzt bin ich frei — frei!" jubelte sie förmlich heraus. Er blieb ungerührt und finster.

„Sie sind frei geworden — durch Sünde! „Unrechtmäßig erworbenes Gut gedeihet nicht."

Julia machte ein eingeschüchtertes Gesicht.

„Sie haben ja nichts zu meiner Befreiung gethan," meinte sie kleinlaut. „Ich habe es allein bewerkstelligt und werde es auch allein verantworten. Ich habe Ihnen absichtlich nichts davon vorher erzählt, damit Sie in keiner Weise in Mitleidenschaft gezogen werden sollten. Nun nehmen Sie es, wie es ist! Fragen Sie nicht, wie es wurde — es kann Ihnen ja ganz gleichgültig sein. Essen Sie die Früchte, die ich Ihnen gepflückt habe, und fragen Sie nicht, wo ich sie hernahm —"

Björn wandte sich entrüstet ab.

„Zu solcher leichtfertigen Auffassung vermag ich mich nicht aufzuschwingen," sagte er kurz.

Da bemächtigte sich Julias eine jammervolle Verzweiflung. Sollte alles umsonst gewesen sein? War es möglich, daß er bei diesem krankhaft ausgearteten Pflichtgefühl verharrte — daß er davonging und sie liegen ließ?

War seine Liebe zu ihr erloschen?

Nein, das durfte nicht sein — eine Raserei überkam sie bei dem flüchtigen Argwohn. Sie hatte so fest daran geglaubt, daraus ihren ganzen Mut geschöpft,

darauf ihre ganze Zukunft gebaut! — Das elendeste, verlassenste und verlorenste Weib würde sie sein, wenn er sie jetzt im Stich ließ.

Er war ans Fenster getreten und starrte auf die dunkle Straße hinaus. Es hatte angefangen zu regnen; große Tropfen rannen langsam an den Scheiben nieder wie Thränen; Thränen, die man der Jugend und ihren Irrungen nachweint —

Julia stand hinter ihm; sie wagte nicht, näher zu kommen; sie sah nur voll Sehnsucht und Herzensangst nach ihm hin.

„Björn," fing sie an zu flehen und zu schluchzen, „laß mich jetzt nicht allein! Überlaß mich nicht meinem Schicksal! Was ich gethan habe, das habe ich für dich gethan! Wenn es nicht in deinem Sinne war — was kann ich dafür! Du hast ja nie mit mir darüber sprechen wollen! Aber ich mußte doch annehmen, daß es dich freuen würde! — Wenn ich nicht felsenfest geglaubt hätte, daß du mich an dein Herz nehmen würdest, sobald niemand mehr zwischen uns stand, ich hätte nimmermehr den Mut gefunden, das alles zu thun, mich allen Halts und jeder Zuflucht zu berauben. Du bist meine einzige Zuflucht! Und du bist doch die Veranlassung zu dem allen! Wenn auch die unschuldige, so doch die Veranlassung! Die Liebe, die du mir zu dir erweckt hast — — Ach, Björn, wenn du ein Herz hast, wenn du ein Ehrenmann bist, so kannst du mich jetzt nicht im Stich lassen! Du hast mein Leben und meine Seele in der Hand! Behalte — mein Leben, und meine Seele ist gerettet. Wenn du es nicht thust, so ist beides verloren! — Du sollst es nicht bereuen, Björn! Ich will dich glücklich machen, ich will dir dienen, treu und gehorsam, wie ein Hund! Ich will auch still im Winkel bleiben, wenn du keine Zeit für mich hast! Ich will dich lieben — es kann dich gar keine andre so lieben, wie ich! — Auf den Knien will ich vor dir liegen und dir danken, für dich selber — ach Björn, Björn, gieb es doch zu, daß du mich liebst! Handle nach deinem Herzen — handle gewissenhaft gegen mich, denn mit mir allein nur hast du es noch zu thun!"

Björn hatte nicht versucht, sie zu unterbrechen. Nun wandte er sich um und sah sie an; mit einem ernsten, stummen Blick, mit großen, traurigen Augen. Es war, als zerschmettere dieser Blick die unselige Frau. Sie stürzte vor ihm auf die Knie, umklammerte ihn mit beiden Armen und versteckte ihr Gesicht an ihm.

„Erbarme dich mein! Rette mich! Laß mich nicht allein in dem Elend, das du mir geschaffen hast!"

Dann blieb sie liegen, wie ein verendetes Wild zu den Füßen des Jägers. — So wartete sie auf seinen Richterspruch.

Björns Seele durchkämpfte in diesen kurzen Sekunden einen stummen, schweren Kampf.

„Stehen Sie doch auf, Julia," sagte er endlich mit gebrochener, mitleidiger Stimme. „Bitte, stehen Sie doch auf!"

Sie erhob sich langsam und schwerfällig. Er half ihr nicht dabei; aber dann nahm er sie an der Hand, als wäre sie ein kleines schwaches Kind, und führte sie zu einem Sessel, in den er sie niederdrückte. Er selbst nahm ihr unmittelbar gegenüber Platz.

„Ist es Ihnen möglich," fuhr er in demselben schonenden Tone fort, „mir ruhig und klar zu erzählen, wie das alles so schnell geworden?" Sie nickte und trocknete hastig ihre Thränen.

„Aber ganz der Wahrheit gemäß!" entfuhr es ihm unwillkürlich. Sie nahm es demütig hin. — Dann erzählte sie, anfangs noch oft von Schluchzen unterbrochen, dann immer ruhiger und zuletzt ganz sachgemäß. Björn hörte sehr aufmerksam zu und hatte den Eindruck und die Überzeugung, daß sie ganz aufrichtig sprach. Das war am Ende noch das einzige, womit sie ihn ehren konnte.

„Und was wird nun?" fragte er. Sie sah ihn verwundert und hilflos an.

„Ja — das sollst du mir sagen!"

Sie hatte also die Absicht, nichts mehr ohne seine Einwilligung oder gar Bestimmung zu unternehmen. Er stützte den Kopf in die Hand, in ernstem, tiefem Überlegen.

„Eberhard ist heute früh verreist," fuhr sie fort. „Ich weiß nicht einmal, wohin. In acht Tagen etwa will er wiederkommen. Bis dahin soll ich mit meinen Sachen fort sein. Es hat also Eile. Sage mir, Björn, wo ich hingehen soll!" Sie zweifelte anscheinend gar nicht mehr daran, daß er sich ihrer nun bis ins Kleinste und Weiteste annehmen werde. — Er richtete sich langsam auf.

„Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Ich kann überhaupt noch nicht wissen, wie das alles werden soll und kann. Ich muß mir das erst in Ruhe überlegen. Ich kann in diesem Augenblick keine Versprechungen und Versicherungen geben und keine Forderungen stellen —"

„Wann wirst du es können?" fragte sie ängstlich. „Laß mich nicht lange warten!"

„Morgen — nach dem Dienst," sagte er zerstreut. „Das Packen kann ja immer anfangen —"

Sie mußte es begreifen, daß er jetzt gehen wollte, ohne ihr irgend eine Erklärung gegeben zu haben, nicht einmal die Erklärung seiner Liebe. Aber sie wagte nicht mehr, irgend etwas zu verlangen; sie hatte eine heilige Scheu vor ihm.

„Leben Sie wohl, Julia," sagte er und küßte ihr die Hand. „Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht so bin, wie Sie es erwartet hatten. Auf morgen also!"

Er ging, und sie blieb enttäuscht zurück. Enttäuscht, aber nicht hoffnungslos. — Er ging ins Kasino. Die Mahlzeit war halb beendet. Er ließ sich nichts nachgeben, und von dem, was ihm noch gereicht wurde, aß er kaum. Dafür trank er um so mehr; es wurde ihm dann leichter, seiner bedrückten Stimmung Herr zu werden.

„Was ist denn eigentlich los?" fragte ihn nachher im Rauchzimmer sein Kamerad ‚von oben'. „Dein Bursche sagte, du seist zu Altefahrs gerufen worden?" Björn zog die Stirn in Falten.

„Ganz richtig . . ."

„Nun — und? Das ist doch mindestens merkwürdig!" Sie hatten eine Art Freundschaft geschlossen.

„Ja, es ist auch merkwürdig," sagte Björn. „Ich kann dir's ja getrost sagen — erfahren werdet ihr es doch nächstens. — Julia Altefahr hat sich von ihrem Manne scheiden lassen."

Der andre war sprachlos, während Björn völlig gelassen schien.

„Ja — aber ich begreife noch nicht, was du damit zu thun haben kannst!"

„Ihr werdet es bald genug erfahren," meinte Björn kurz; und dann ging er seiner Wege.

So wurde das Publikum vorbereitet.

Björn ging nach Hause. Er war sehr ruhig; so etwas Erfrorenes, Ausgelöschtes war in ihm, aber auch eine große Klarheit und Entschiedenheit.

Er wußte jetzt: was auf ihm gelastet hatte in all diesen letzten Monaten mit dem Gewicht einer großen Schwere, das war wieder das Bewußtsein einer großen Schuld gewesen, die er auf sich geladen hatte. Er wußte, daß er diese Schuld jetzt einlösen würde. Der Entschluß war fertig; er mußte es nur erst lernen, ihn zu ertragen, sich alle Konsequenzen seiner Tragweite klar machen. — Und es war nicht leicht, aus dem so geschaffenen Wirrsal einen befriedigenden Ausweg zu finden.

Es kostete ihn eine große moralische Anstrengung, am nächsten Morgen einen neuen Tag zu beginnen. Flüchtig kam ihm der Wunsch, mit einem schnellen Gewaltstreich sein ganzes Dasein auszulöschen, wie er in hartem Kampf mit starkem Willen die schönsten Hoffnungen seines Lebens in dieser Nacht ausgelöscht hatte. — Er verwarf den Gedanken wieder, als eines Mannes unwert. Denn ein Mann flieht nicht vor den Aufgaben, die ihm das Leben stellt; er löst sie. Und wenn eigne Schuld einen schweren Konflikt heraufbeschworen, so darf nur die Pflicht entscheiden. Die Pflicht, die Folgen solcher Schuld tapfer zu tragen und die Schuld zu sühnen, indem er das Verdorbene wieder gut macht, soweit es immer möglich ist.

Björn versah seinen Dienst heut wie alle Tage. Er wurde verhältnismäßig früh fertig. Er setzte sich in seinem Zimmer vor den Schreibtisch und nahm einen großen Bogen zur Hand. Er tauchte die Feder ein und fing an zu schreiben; langsam, zögernd, wie Schulkinderfinger schreiben. Dann warf er die Feder fort, so heftig, daß sie seinen grünen Attila mit schwarzen Pünktchen bespritzte, und verbarg das Gesicht in den Händen. — Es ist unmännlich, zu weinen! sagte er sich; und konnte es doch nicht verhindern. — Wie diese tief aus der Seele quellenden, gewaltsam zurückgedrängten, wenigen, großen Tropfen schmerzten und brannten, als wären seine Augenhöhlen voll Feuerfunken! Wie ihm die ganze Seele weh that!

Wanke nicht! Sei ein Mann! Sei still und sei stark! wiederholte er sich wieder und wieder — bis er mechanisch sich selbst gehorchte; bis er die weggeworfene Feder wiedernahm und zu Ende schrieb, was er hatte schreiben wollen.

Nun noch die Aufschrift und das Siegel. — So — nun war es fertig. — Nun machte er sich bereit, zu Julia zu gehen. Er zog sich seine guten Sachen an, und jedes Stück, das er anlegte, betrachtete er mit merkwürdiger, wehmütiger, gedankenschwerer Aufmerksamkeit. Nun noch den Säbel — und die Handschuhe — und die Mütze — so, nun konnte er gehen. — Den Brief nahm er mit und steckte ihn unterwegs in den Briefkasten. Als er in dem blechernen Gehäuse klappernd verschwand, wurde Björn ganz blaß.

Julia hatte die ganze Nacht nicht schlafen können. Trotzdem malte ihr die Erregung der Erwartung brennende Rosen auf die Wangen und entzündete irre Lichter in ihren Augen. — Sie hatte den ganzen Tag gekramt und gearbeitet; sie kramte

auch jetzt, an ihrem Schreibtisch, in dessen Fächern sie alles für den Transport, von dem sie noch nicht ahnte, wohin er gehen würde, sicherte und verwahrte.

Als Björn ihr gemeldet wurde, fuhr die Aufregung ihr so in die Knie, daß sie nicht die Kraft hatte, aufzustehen. So empfing sie ihn sitzend.

Als er im vollen Waffenschmuck bei ihr eintrat, hätte sie fast aufgeschrien vor Jubel. So kam man nur zu feierlichen, festlichen Augenblicken. Aber sie hielt an sich, blieb stumm, und begnügte sich, ihn angstvoll gespannt anzublicken.

Björn legte Mütze und Handschuhe auf den Tisch. Er hatte noch nie so reif und männlich, so hübsch — und traurig ausgesehen. Julias Herz schlug wie rasend. Er trat dicht zu ihr und sah sie an. Und wie er dies Gesicht betrachtete, das in demütiger Hingabe zu ihm erhoben war, und durch ihre Augen, die ihn leidenschaftlich anflehten, hindurch bis auf den Grund ihrer geängstigten Seele, die sich ihm ganz ergab, auf Gnade und Ungnade, die sich an ihm gehängt hatte mit dem Eigensinn einer Liebe, die Vernunft und Rücksicht und Ehre und Stolz vergißt, weil sie alle diese Dinge nie besessen hat, da ward ihm noch völliger klar: was er that, das mußte er ganz thun. Wenn er ihr ein Opfer brachte — das schwerste vielleicht, das ein Mann überhaupt bringen kann, so sollte sie wenigstens nicht wissen, daß es ein Opfer war.

„Julia," fragte er ernst, „hast du mich wirklich so lieb, daß du glaubst, ein ganzes Lebenlang mit mir glücklich sein zu können?"

„Ja," sagte sie mit erstickter Stimme.

„Das Leben ist lang, Julia. Ich kann dir nicht versprechen, daß es dir immer nur leichte und fröhliche Tage bringen wird."

„Was frage ich danach — bei dir ist alles schön!"

Er zögerte noch; einer glaubte des andern Herz schlagen zu hören. Endlich atmete Björn tief auf, und in seinem schwermütigen Gesicht leuchtete ein großer Heldenmut auf.

„Komm!" sagte er und breitete seine Arme aus. Kein Wort, das an Vergangenes erinnerte, sollte diese Stunde entweihen. — Und nun schrie Julia wirklich auf. Sie stürzte an seine Brust wie eine Sinnlose, wie eine aus rasender Herzensangst selig erlöste. Sie klammerte sich an ihn an, als hätte sie an ihren eignen Füßen keinen Halt mehr. Und sie küßte ihn — küßte ihn, als wolle sie mit ihren durstigen Lippen seine Seele austrinken. — Sie bemerkte in ihrer Aufregung nicht, daß er es sich stumm gefallen ließ.

Ihm ward angst und bange bei diesen Zärtlichkeiten. Wie sollte er der Heftigkeit solcher Liebe jemals gerecht werden!

Und nun fing sie auch noch an zu weinen.

„Aber Julia — ich bitte dich, ich flehe dich an — rege dich nicht so entsetzlich auf!" Sie weinte immer lauter und umklammerte ihn immer fester.

„Sage mir doch nur, warum du so weinst!" rief er und fing selbst an, die Ruhe zu verlieren. Er versuchte, ihre Arme von seinem Halse zu lösen — sie widerstrebte ihm.

„Nimm dich zusammen!" sagte er streng. „Ich wünsche es." Da hörte sie sofort auf. Aber ihr ganzer Leib zuckte.

„Sei nicht böse!“ stammelte sie. „Ich kann nicht anders. Siehst du — so unglücklich bin ich gewesen, und so glücklich bin ich jetzt!“

Er war diesem Übermaß an Leidenschaftlichkeit nicht gewachsen; er zwang sie, sich zu setzen, stand neben ihr, und strich mit der flachen Hand über ihr blondes Haar, das ganz in Unordnung geraten war, als könne das zu ihrer Beruhigung beitragen, als wolle er Zeit gewinnen, sich selbst zu beruhigen. Er war ganz außer Atem gekommen. — Dann versuchte er, vernünftig mit ihr zu reden. Aber sie mochte nichts hören.

„Sei still — sei ganz still! Streichle mich weiter — so — so — das ist, als wenn ich verhungert wäre und bekäme zu essen. Lache mich aus — schilt mich. Ich bin ganz rasend. Die Liebe zu dir hat mich rasend gemacht!“

Und er streichelte sie weiter und dachte bei sich: ‚wie soll das enden — wie soll das enden!‘

„Jetzt müssen wir aber wirklich wie vernünftige Menschen miteinander reden,“ sagte er endlich, setzte sich neben sie und nahm ihre Hände in die Seinen. „Wir haben keinen, der für uns überlegt. Wir müssen es selber thun. Und es giebt viel zu überlegen!“ Schließlich fand sie es selbst reizvoll, über die Zukunft nachzudenken — die Zukunft an seiner Seite!

„Hast du inzwischen irgend etwas ausgedacht oder beschlossen?“

„Nein — nichts.“

„Darf ich dir also sagen, was ich mir gedacht, wie ich mir das alles zurechtgelegt habe?“ Sie nickte und sah ihn unter seligen Thränen an.

„Paß aber auch auf!“ mahnte er angesichts dieses ungewissen, trunkenen Blickes. „Also zunächst packst du; ich helfe dir dabei. Die Möbel stellen wir hier auf den Speicher, bis wir sie wieder brauchen. — Dann müssen wir überlegen, wo du bleibst bis zu unsrer Hochzeit.“

„Wie lange wird denn das dauern?“ fragte sie.

„Das Gesetz verlangt eine Frist von zehn Monaten,“ erwiderte er mit niedergeschlagenen Augen, Julia erblaßte.

„Zehn Monate —“ wiederholte sie und barg das Gesicht in den Händen. „Björn — wie soll ich denn das aushalten?“

Er antwortete nicht gleich; endlich sagte er begütigend:

„Es ist eine Wartezeit; und die Stimmung einer solchen hängt ab von dem, worauf wir warten. Wir warten doch auf das Glück, nicht wahr, Julia? Laß es darum eine Zeit der Vorfreude sein!“ Sie blieb stumm in sich versunken.

„Es ist auch nicht zu lange für alles, was vorher noch geschehen muß,“ fuhr er fort. Da sah sie wieder auf.

„Was meinst du?“ fragte sie.

„Ich muß mir doch irgend eine neue Stellung, Arbeit oder Berufsart suchen, die es mir ermöglicht, einen Hausstand zu gründen.“ Julia machte ihre großen, runden Augen; sie ahnte etwas Entsetzliches.

„Warum — was heißt das —“ fragte sie stockend.

„Ich habe mein Abschiedsgesuch eingereicht,“ erklärte er trocken. Sie sprang auf; sie stieß ihn beinahe von sich.

„Björn — bist du von Sinnen?“

„Nein, gar nicht! Versuche einmal, ruhig zu bleiben, mich geduldig anzuhören. Vielleicht verstehst du mich dann.“ Er zog sie wieder auf ihren Platz nieder und nahm abermals ihre Hände.

„Sieh mal, Julia,“ begann er ganz freudig, während ihm das Herz fast brach vor Trauer, „wir haben beide etwas gethan, das sich nicht ganz — nicht ganz mit der Ehre einer Frau und eines Soldaten verträgt. Es weiß es bis jetzt noch niemand: aber ich weiß es. Und ob es gleich keinen andern etwas anginge, wenn es bekannt würde, so geht es doch dich und mich an. Ich kann diesen Rock nicht tragen über meiner befleckten Ehre. — Vielleicht ist es übertrieben gefühlt, aber ich kann nicht anders fühlen; und ich würde keinen Frieden haben, wenn ich meiner innersten Überzeugung zuwider handelte. — Es ist nicht so schlimm,“ tröstete er, als er ihre tiefe Niedergeschlagenheit merkte. „Der Soldatenstand und die große Welt sind nicht die einzigen Bedingungen, unter denen man glücklich sein kann. Bei dir ist alles schön, sagtest du gestern. Wenn wir so denken, werden wir überall glücklich sein. Und je stiller und zurückgezogener wir leben, um so mehr Zeit werden wir haben, unser Glück zu genießen.“

Stille? — Zurückgezogenheit? — Ja, was wollte er denn?

„Hast du schon etwas in Aussicht?“ fragte sie kleinlaut.

„In Aussicht nicht; wohl aber in Gedanken. Ich möchte am liebsten, wir gingen aufs Land. In meiner Heimat giebt es so viel freundliche kleine Besitzungen —“

„Aber Björn!“ rief sie außer sich. „Das kannst du doch nicht von mir verlangen! Ich bin nicht erzogen für solche Verhältnisse; ich werde mich totsehnen nach dem gewohnten lustigen Leben!“ Sie ahnte nicht, wie weh sie ihm that. „Da oben in deiner Heimat,“ klagte sie weiter, „da ist es so einsam und still. Wer das gewohnt ist von der Wiege an, der mag es lieben; aber ich — daß du nicht Soldat bleiben willst, kann ich noch begreifen, obgleich ich es eigentlich auch nicht begreife. Aber warum du dich ganz aus der Welt zurückziehen willst —“

„Ich kann nicht anders,“ sagte er, zum erstenmal ihr gegenüber einen sehr bestimmten Ton anschlagend. „Ich will es so. Und du wirst dich darein finden.“ Sie wagte nicht zu weinen, denn er imponierte ihr.

„Alles läßt sich leider nicht nach deinen Wünschen einrichten,“ fuhr er milder fort. „Aber ich hoffe, daß deine Liebe zu mir davon unberührt bleibt. Die Hauptsache ist doch, daß wir uns gegenseitig haben!“

„Ach ja!“ rief sie und fiel ihm schon wieder um den Hals. „Wird es dir denn gar nicht schwer, den Husarenrock auszuziehen?“ Sie sah diesen Rock zärtlich an.

„Darauf kommt es nicht an,“ sagte er möglichst obenhin. Sein Gesicht strafte den leichtherzigen Ton Lügen. Sie ward sich plötzlich einigermaßen klar darüber, was für einen Kampf ihn das gekostet haben mochte.

„Es ist alles meine Schuld!“ Sie brach in Thränen aus. Fast ging es über seine Kräfte; aber immer wieder raffte er sich zusammen.

„So darfst du es nicht auffassen, Julia," sagte er mit unendlicher Güte und Langmut. „Sieh mal, wenn wir uns jetzt zusammenthun zu gemeinsamem Leben, so heißt das nicht nur, daß wir gemeinsam Glück und Lasten tragen, sondern auch, daß wir gemeinsame Schuld — wenn auch nicht gerade büßen — so doch sühnen sollen, indem wir in aller Bescheidenheit und Stille aus dem, was wir zerschlagen haben, ein neues, Gott wohlgefälliges Ganze aufzubauen versuchen. — Und weißt du, Julia," fuhr er heiter fort, „ich stelle es mir reizend vor, mit dir ganz allein in so einer grünen, paradiesischen Einsamkeit zu leben!" Er sah sie aus seinen schönen, grauen Augen so herzensgut an, daß sie alles andre vergaß über ihm selber.

„Du bist viel, viel besser als ich!" rief sie ehrlich; und dann glitt sie neben ihn nieder und legte den Kopf an seine Knie. „Ich liebe dich so sehr, Björn, und ich bin so glücklich durch dich! Es ist mir alles unwichtig und gleichgültig — wenn ich dich nur habe!"

Er sah wehmütig zu ihr nieder. Er dachte daran, wie er einst zu seiner Mutter gesagt hatte: vor Julia könnte ich niemals knien!

Es war ja nun auch nicht nötig; sie erwartete es nicht. Sie kniete vor ihm.

„Sei nicht böse, wenn ich dich noch einmal quäle!" begann er nach einigen Minuten, während welcher Julias Kopf regungslos auf seinen Knien geruht hatte. „Aber es will doch alles überlegt und besprochen sein. Wo also würdest du diese Wartezeit — diese Zeit der Vorfreude am liebsten verleben?" Sie sah verträumt zu ihm auf.

„Da, wohin du mich schicken wirst," erwiderte sie.

„Aber du könntest doch besondere Wünsche haben?"

Sie überlegte. „Es ist mir alles gleich. Natürlich würde ich gern in deiner Nähe bleiben," setzte sie schnell hinzu.

„Mein Aufenthaltsort wird ein sehr wechselnder sein. Wenn ich hier fort bin, in einigen Wochen, werde ich keinen bestimmten haben, bis unsre Zukunft sich entschieden hat."

„Aber solange du noch hier bist," rief sie, sich an das Nächstliegende klammernd, „solange gehe ich nicht weit fort. Hier kann ich natürlich nicht bleiben, aber ich könnte mir irgendwo in der Nähe eine Wohnung mieten. Du würdest mich doch besuchen, Björn, nicht wahr?" schloß sie ein wenig ängstlich.

„Natürlich — so oft ich kann. Aber dann," fuhr er fort, sichtlich gern darüber hinweggehend, „was wird dann aus dir? Du bist zu jung, um die ganze Zeit allein zu bleiben; es wäre deinem Ruf nicht günstig, und — kurz und gut, ich will es nicht. Was meinst du, wenn du dann zu meinen Eltern übersiedeltest? Sie kennen dich nicht, aber sie würden dich voll Liebe aufnehmen —"

„Ach nein!" Julia schauderte fast. „Ich möchte da nicht sein ohne dich. Ich fürchte, ich bekomme schreckliches Heimweh in der Einsamkeit, in der du fehlst; Heimweh nach dir und dem fröhlichen Leben. Und die Deinen würden keinen guten Eindruck von mir haben."

„So könntest du vielleicht zu deiner Stiefmutter gehen!"

„Ach nein," rief sie wieder; „ich kenne sie kaum; ich war schon Braut, als sie meine Mutter wurde, und habe sie nach meiner Verheiratung immer nur vorübergehend

gesehen. Ich habe ihr nie etwas Liebes gethan — sie war, glaube ich, sogar ein wenig entsetzt und traurig über mich. Ich kann ihr nicht zumuten, mich gerade jetzt aufzunehmen. Es würde ihren etwas ängstlichen Auffassungen Hohn sprechen — denke doch, eine eben geschiedene Frau, die nur darauf wartet, daß sie den andern heiraten darf! — Und dann ist die Rottraut; ich glaube, sie wird zu Ostern eingesegnet. Das paßt nicht zu mir und zudem, was ich ihnen ins Haus tragen würde! — Außerdem — ich würde mich kreuzunglücklich fühlen!" Dieser letzte Grund war ihr der wichtigste.

Björn hatte diesen Auseinandersetzungen ernst und geduldig zugehört, ohne zu verraten, was er dabei empfand. Nun seufzte er tief auf, und dann begann er, vernünftig und energisch mit ihr zu sprechen; ihr zu sagen, daß sie sich nun seinen Anordnungen fügen müsse; daß er versuchen werde, ihre Neigungen bei der Wahl ihres nächsten Aufenthaltsortes soviel wie möglich zu berücksichtigen; daß es aber ihre Pflicht sei, Entgegenkommen zu beweisen und an ihrem Teil an den Schwierigkeiten tapfer zu tragen, die der augenblickliche Zustand ihnen beiden bereitete. Dieser vernünftige und bestimmte Ton verfehlte seine Wirkung nie.

Es wurde endlich beschlossen, daß Julia an einem etliche Meilen stromaufwärts gelegenen, freundlichen Ort eine vorübergehende Wohnung nehmen solle. Björn konnte sie dort leicht besuchen, sie konnten alles miteinander beraten und besprechen. Er brauchte sie nicht aus den Augen zu verlieren, und sie konnte wenigstens in nicht allzu langen Zwischenpausen ihre nimmersatte Sehnsucht stillen. — Auch wenn Björn sein Regiment und seine Garnison verließ, konnte sie dort wohnen bleiben, so lange es ihr gefiel, und dann etwa besuchsweise zu seinen Eltern und zu ihrer Stiefmutter gehen.

Sie widersprach nicht mehr. Daß sie noch so lange darauf warten mußte, ihn ganz zu besitzen, enttäuschte sie und machte sie gleichgültig gegen alles übrige.

Wie Björn gedacht, gewünscht und gesagt, so geschah es nun. Julia packte, und er that alles, was er zu ihrer Erleichterung dabei thun konnte, und soweit es das Geschäftliche betraf. Er suchte ihr sogar die neue Wohnung aus, deren Wahl sie ihm bedingungslos überließ; es hatte einen verliebten Reiz für sie, sich in den Räumen einzurichten, die er passend für sie gefunden haben würde. Jeden Nachmittag nach beendetem Dienst kam er auf eine Stunde zu ihr, um zu besprechen, was nötig war, und um ihren Ansprüchen an ihn einigermaßen zu genügen. Diese Stunde war ihr lange nicht genug; er aber glaubte, nicht mehr gewähren zu dürfen, aus allerhand wohlbegründeten Bedenken und triftigen Schicklichkeitsgründen. Es war ihm lieb, daß er solche Gründe hatte, denn der Verkehr mit Julia bedrückte seine Seele. Die ganze unheilvolle Geschichte lastete auf ihm mit niederziehender Schwere.

Julia war ihm gegenüber stets von einer zügellosen, unersättlichen Zärtlichkeit und ebensosehr voll bedingungsloser Unterwerfung, voll fragloser Hingabe an seinen Willen. Und weil er beides nicht erwidern konnte, bedrückte es ihn, statt ihn zu beglücken.

Seinen Kameraden ging er soviel wie möglich aus dem Wege. Er wußte nicht, wie weit ihnen die Ereignisse bekannt waren, die sich teils öffentlich, teils im Geheimen vollzogen hatten. Er spürte keine Lust, mit irgend jemand darüber zu sprechen, sich Erklärungen abfragen zu lassen, die er nicht zu geben gewillt war, oder gar das Urteil verständnisloser Zuschauer hören zu müssen. Man war kameradschaftlich genug, seine auffallende Zurückhaltung zu achten, und all die Fragen, die den Brennpunkt des allgemeinen Interesses bildeten, in seiner Gegenwart rücksichtsvoll zu verschweigen. Seinem ernsten, stolzen und klaren Blick gegenüber hätte schwerlich jemand den Mut eines neugierigen Wortes gefunden.

Auch davon, daß er um seinen Abschied eingekommen war, sprach er zu niemand; es war Zeit genug, wenn man es auf offiziellem Wege erfuhr.

Nach Verlauf einer Woche verließ Julia die Stadt; geräuschlos, ohne Abschied und ohne Begleitung. Die wenigen, welche um ihren neuen Aufenthaltsort wußten, und die vielen, die ihn mit der Zeit erfuhren, verhielten sich ihr gegenüber, als wüßten sie ihn nicht. Man nahm an, daß ihr das lieber sein müsse.

Am Tage ihrer Abreise schrieb Björn einen langen Brief an seinen Vater — eher hatte er nicht die nötige Ruhe dazu gefunden. Er teilte das Geschehene in seiner geraden, klaren Art mit, soweit es die Thatsachen betraf. Was es ihm gekostet hatte, die Entschlüsse zu fassen, die dem äußern Anscheine nach die Erfüllung seiner heißesten Wünsche brachten, das verschwieg er. Das mußte er verschweigen, wenn er nicht von vornherein seiner zukünftigen Frau eine schiefe Stellung in seiner Familie geben wollte. Er legte ihnen diese Frau mit den wärmsten Worten ans Herz; sie, der zu liebe er ohne Besinnen Beruf und Stellung geopfert habe, sei auch der Liebe der Seinen wert. Er zweifle nicht daran, daß es Julia schnell gelingen werde, ihre Herzen zu gewinnen; und daß sie ihr diese Herzen willig öffnen möchten, das erbitte er von ihnen als Hochzeitsgabe, sein Glück zu krönen.

Immer nur von einem Glück, das ihm zu teil geworden, war die Rede in diesem Brief. Nicht ein einziges Wort sprach von Schuld und Pflicht; als ob diese beiden Dinge bei alledem nichts zu sagen gehabt hätten.

Zuletzt bat er seinen Vater, ihm mit Rat und That beizustehen bei der Wahl eines neuen Berufes, einer neuen Thätigkeit und eines befriedigenden Lebenszweckes. Er versprach, selbst zu ihm zu kommen, sobald er sich hier losgelöst haben würde.

Julia machte ihm dieses Loslösen nicht leicht. Seine Besuche, bei denen sie ihn ganz allein für sich hatte und ohne Scheu und Angst ihr ganzes heißes Herz über ihn ausschütten konnte, sich mit ihrem haltlosen, zerfahrenen, liebehungrigen Ich an ihn klammern durfte, waren etwas so wunderbar Schönes und Beseligendes für sie, daß sie außer sich geriet bei dem Gedanken an eine längere Trennung. Ihn aber bewogen noch andre Gründe, als die in den äußern Verhältnissen liegenden, trotzdem eine solche Trennung zu wünschen.

Es war ihm alles zu schnell, zu unmittelbar gekommen. Es wäre ihm sympathischer gewesen, wenn zwischen Julias Scheidung und seiner Vereinigung mit ihr eine Zeit des Besinnens und Beruhigens hätte liegen können; es widerstrebte ihm im Innersten, daß er sie so von Eberhard Altefahrs Herd fort an sein Herz genommen hatte. Wenn Julia ihn küßte, mußte er allemal daran denken, und dann schämte er sich. Ob er

auch redlich sich mühte, all diese störenden und quälenden Empfindungen hinter sich zu werfen und mit diesem unmämlich halben Wesen zu brechen, so regte ihn das Zusammensein mit Julia doch immer von neuem auf, und eine längere Trennung erschien ihm schon darum wünschenswert, weil er anders nicht zu Ruhe und Frieden in seinen tapfer und ehrenhaft gefaßten Entschlüssen kommen zu können glaubte. Wenn das geschehen war, würde er Julia gegenüber eine größere Sicherheit und der Zukunft gegenüber eine größere Freudigkeit finden; und dann würde er auch das letzte erreichen, was zur Wiederherstellung seiner innern Harmonie und zur Befriedigung in seinem neuen Leben notwendig war: es würde ihm gelingen, mit der Vergangenheit zu brechen.

Die Antwort auf sein Abschiedsgesuch ließ lange auf sich warten. Björn bat schließlich, ungeachtet Julias Thränen, die es nicht begriff, daß er die Möglichkeit, in ihrer Nähe zu sein, nicht bis zuletzt ausnutzte, um Urlaub und nahm zugleich von Julia einen mehrwöchentlichen Abschied.

Noch nie war ihm ein Besuch in der Heimat so schwer geworden, und doch freute er sich diesmal so besonders sehnsüchtig auf diese Heimat. Er hätte aufjauchzen mögen, als sie vor seinen Blicken auftauchte; die Augen wurden ihm naß, er wußte selbst nicht, warum. Ach, würde er irgendwo in dieser Heimat einen Winkel finden, wo er unterschlüpfen könnte — wieviel leichter trüge er alles!

Seine Eltern empfingen ihn mit der größten Liebe. Kein Wort, kein Blick verrieten, daß sie sich für ihren Einzigen wohl etwas andres gewünscht hatten und daß es ihnen eine schmerzliche Enttäuschung gewesen war, ihn so aus seiner Laufbahn herausgerissen zu sehen. — Björn dankte ihnen ihre Liebe und ihre zarte Rücksicht aus tiefster Seele, ohne ihnen zugeben zu dürfen, daß er letztere empfand und verstand. Es gab eben allerhand Momente bei dieser Heirat, die nicht berührt werden durften; Julias wegen nicht; denn Julia sollte durchaus geachtet und geehrt werden, sie sollte durchaus des Opfers wert scheinen, das er ihr brachte; das war er ihr und sich selber schuldig.

Er hatte Bilder von Julia mitgebracht, die halfen ihm, ihr den Weg zu bereiten. Keiner konnte sich dem bestrickenden Zauber ihres lächelnden Gesichtes entziehen.

„Ist sie wirklich so nett, wie sie aussieht?“ fragte Litta etwas unvorsichtig.

„Ja,“ sagte Björn, „so ist sie.“

„Dann werde ich sie bald lieb gewinnen. Wir wollen sie überhaupt alle sehr lieb haben,“ fuhr sie warmherzig fort. „Wer kann wissen, wie unglücklich sie eine Zeitlang gewesen ist. Wir müssen sie das alles vergessen machen; wir müssen ihr zeigen, daß wir das gern möchten.“ Björn stand plötzlich auf und umarmte seine Schwester.

„Du bist ein gutes Mädchen, Litta. Ich danke dir.“ Seine Stimme klang gerührt. Er war so weich, wie sie ihn kaum je gesehen hatten.

Gleich am ersten Tage besprach er mit dem Vater seine ganz persönlichen Zukunftspläne.

„Natürlich kommt es da zunächst auf deine Wünsche an,“ sagte ihm der, „und ich werde dir helfen, wo immer es sein soll. Ich habe dir aber etwas vorzuschlagen — seit ich deinen Brief erhielt, hatte ich ja Zeit, zu überlegen. Da ist eben einige Meilen von hier ein hübsches Weidegut käuflich geworden; man könnte es binnen

kurzem erwerben und bewohnen. Wenn es überhaupt in deinem Sinne wäre, aufs Land zu gehen, in unsrer einsamen Gegend, so könntest du es dir wenigstens ansehen —"

Björn war fast erschrocken vor Freude, daß das Geschick seinen Wünschen so willig entgegenkam.

„Vater," rief er aufleuchtenden Angesichts, „das wäre ja, was ich mir am meisten wünsche, wonach ich mich noch auf dem Wege hierher heimlich sehnte, was mir als Ideal meines zukünftigen Lebens lockend vorschwebte!"

„Gut, so fahren wir morgen hin. Und wenn es uns gefällt und die Kaufbedingungen annehmbar für uns sind, so schließe ich den Kauf gleich ab. Die sonstigen Verhältnisse kenne ich, so daß wir keine Zeit zu versäumen brauchen mit Einziehen von Erkundigungen."

„Vater!" Björn war tief bewegt. „Wolltest du das wirklich für mich thun?"

„Ja gewiß, mein Junge! Was du kannst, das kann ich auch. Du hast dich —" fuhr er entschlossen fort, als Björn ihn fragend ansah, „so ungeheuer großherzig und anständig benommen — nun wohl, ich kann es auch. Und wenn es mir auch ein kleines Opfer kostet, so gewinne ich mir damit das Glück, meinen einzigen Sohn in der Nähe zu haben, und eine hübsche Schwiegertochter dazu," schloß er energisch.

Björn sah zu Boden. Seine Eltern sahen ganz klar über die Verhältnisse, das hatte er bald gemerkt; wie hätten sie sonst all seinen Empfindungen so wunderbar verständnisvoll entgegenkommen können!

„Wie denkst du dir das weitere?" fragte er, ohne die letzten Worte zu berücksichtigen. „Willst du es mir verpachten? Soll ich es dir bewirtschaften?"

„Nein, mein Sohn. Was ich thue, das thue ich ganz. Nur keine halben Maßregeln. Wenn aus dem Kauf etwas wird, so mache ich dich selbständig; ich muß das dann natürlich in meinem Testament ausgleichen. — Solche Abhängigkeitsverhältnisse taugen nichts; du hast ja gottlob den Charakter danach, daß du der strengen väterlichen Aufsicht entbehren kannst."

„Was wird aber Julia dazu sagen?" fragte Litta zweifelhaft. „Sie ist ein Stadtkind, und wer unsre Abwechslungslosigkeit nicht gewöhnt ist —"

„Julia kommt überall hin und ist überall glücklich mit mir. Darüber sind wir uns gleich einig geworden."

„Nun — dann wäre ja alles wohl bedacht; nur ich gehe leer aus dabei!" sagte sie mit neckischem Schmollen. „Wir hatten ausgemacht, daß ich dir einmal die Wirtschaft führen sollte; früher einmal, als wir beschlossen, daß wir niemals heiraten wollten!"

„Laß nur! Du wirst uns dafür recht oft besuchen; und wenn wir einmal eine schöne Reise machen, nehmen wir dich mit!"

Am andern Morgen besichtigten Vater und Sohn das Gut. Wenige Tage später war der Kauf abgeschlossen.

So war denn Björn mit allem im Reinen, mit sich selbst, mit seiner Zukunft, mit seinem Vater und mit Litta. Nur zwischen seiner Mutter und ihm lag noch etwas Unaufgeklärtes. Keiner hatte so gut wie sie die ganze Vorgeschichte seiner Verlobung gekannt; keiner wie sie durchschaute jetzt so sonnenklar seine Seele. Vor

keinem wie vor ihr zog er sich infolgedessen so scheu zurück — vor ihr, die geradezu gequält von ihrer Mitwisserschaft, ihm voll übergroßen Zartgefühls aus dem Wege ging. Er konnte es kaum ertragen, so mit ihr Versteck zu spielen; andrerseits aber wäre es ganz gegen seine Absichten gewesen, gegen das, was er Julia in seinem Innern gelobt hatte, wenn er rückhaltlos mit seiner Mutter gesprochen und ihr Julia — preisgegeben hätte.

Da, eines Abends, als er schon beim Zubettgehen war, klopfte sie an seine Stubenthüre.

„Ich störe dich wohl schon —“ meinte sie eintretend. „Aber ich kann nicht länger um dich herumgehen.“ Sie trat an den Tisch, auf dem die Lampe brannte und an dem er stand, und sah ihn liebevoll und doch ein wenig besorgt an. „Ich habe, seit du hier bist, noch kein behagliches Plauderstündchen mit dir gehabt, wie wir es doch sonst gewohnt waren.“

„Das war wohl nur Zufall, Mutter.“ Er zog den Rock wieder über, den er schon abgeworfen hatte. Es war ihm nur darum zu thun, sie nicht ansehen zu müssen. „Es gab immer so viel andres —“

„Nein, es war nicht Zufall,“ entgegnete sie. Björn seufzte. Er sehnte sich nach ihrem Herzen und überlegte doch, wie er sie am besten wieder loswerden könne.

„Björn,“ sagte sie und ging gerade auf ihr Ziel los, „ist es denn wirklich nötig, daß du sie heiratest?“ Er machte ein erstauntes, fast abweisendes Gesicht.

„Ich habe euch das alles erst geschrieben und dann erzählt. Ich glaube, ich habe mich beide Male deutlich ausgedrückt.“

„Was du gesagt hast, war deutlich. Aber hast du auch alles gesagt?“ Er senkte den Kopf und zuckte die Achseln.

„Ich kann nicht viel über Gefühle reden,“ meinte er ausweichend.

„Früher konntest du es so gut —“ Sie sah sich im Zimmer um; dann ging sie und setzte sich auf sein abgedecktes Bett. Und da, die Hände um die Knie gefaltet, sprach sie weiter:

„Weißt du noch, Björn — voriges Pfingsten — wie wir da abends auf dem Kiekföwer im Garten saßen —“ sie hielt inne und sah ihn ängstlich an. Er stand, starrte auf die Tischdecke und rührte sich nicht. Magna Heddenholm fuhr fort:

„Was du mir da erzähltest, das war eine fertige Geschichte; eine solche, die einen Abschluß hat und keiner Fortsetzung bedarf. Du sagtest mir — besinnst du dich, Björn? Du sagtest mir, daß du sie nicht mehr liebtest —“

„Ich hatte mir das nur eingeredet. Ich glaubte es, weil ich es wünschte; weil ich es damals wünschen mußte. Ich sah dann ein, daß ich mich geirrt hatte.“

„Du sagtest auch, du würdest nie vor ihr knien können —“ Nun lächelte Björn, aber es war ein wehmütiges Lächeln.

„Kann man nur lieben, wo man knien kann? Es giebt verschiedene Arten von Liebe. Vielleicht lehrt sie mich noch, vor ihr zu knien. Und wenn nicht — wenn du die einzige Frau bleiben solltest, Mutter, vor der ich knien kann — wäre das so schlimm?“ Er sah sie an voll schwermütiger Schelmerei; aber sie schien es nicht bemerken zu wollen.

„Du sagtest auch noch, du habest ein schlechtes Gewissen gegen sie!“

„Wie gut du das alles behalten hast!“ meinte er, ärgerlich auflachend. Dann besann er sich. „Mein Gewissen,“ sagte er ernst, „kann ich am besten entlasten, indem ich sie nun so glücklich mache, wie ich sie eine Zeitlang unglücklich gemacht habe.“

Magna Heddenholm sah ihren Sohn nachdenklich an.

„Ich muß ja selbst zugeben, Björn, daß du sehr richtig gehandelt hast, sehr ehrenhaft, sehr großmütig; nur vielleicht ein wenig zu gewissenhaft; daß du deinen Abschied nimmst, meine ich. Manchem andern würde das nicht eingefallen sein. Aber ich möchte wissen, ob du das alles gern thatest, ob du Entschädigung gefunden hast für das, was du aufgabst —“

„Sage doch einfach: ob du Julia liebst! — Ja, meine gute Mutter, ich liebe Julia; wenn du es mir in diesem Augenblick nicht ganz glaubst, so wirst du es glauben, wenn du sie kennen lernst. Ich empfinde keine Reue über das, was ich gethan. Wenn ich ein wenig ernster und nachdenklicher bin, als ein andrer in meinen Jahren, der sich mit seiner ersten Liebe verlobt hat — so mußt du dir darum keine schweren Gedanken machen, sondern es auf die Art und die Vorgeschichte dieser Liebe schreiben.“

Es war nicht recht zu sehen, ob diese Erklärung sie überzeugt hatte. Sie blieb still und nachdenklich.

„Da wir nun doch einmal allein sind,“ begann Björn, ohne aufzusehen und mit nicht ganz freier Stimme, „möchte ich dich noch um etwas bitten, Mutter.“ Sie sah erwartungsvoll auf. „Was ist's, mein Junge?“

Er konnte sich nicht gleich entschließen, es zu sagen. Endlich brachte er es heraus.

„Kannst du uns in deinem Hause die Hochzeit ausrichten?“ Sie sah ganz erschrocken in seine bewegten, bittenden Augen; es kam ihr zu überraschend, als daß sie gleich eine Antwort hätte finden können. Da fuhr er fort:

„Es soll keine laute Festlichkeit werden; nur ein stiller Feiertag unter euren Augen und dem heimatlichen Behagen eures Hauses. Ihr sollt nicht viel Mühe davon haben. Mir aber würdet ihr eine Wohlthat erweisen. — Wo sollten wir diesen Tag verleben? Julia hat keine nähern Anverwandten außer einer Stiefmutter, die sie kaum kennt, und von der sie einen solchen Liebesdienst nur ungern annehmen würde. Wir wären auf eine Trauung vor drei Zeugen in irgend einer fremden Umgebung angewiesen. Für mich wäre mein Hochzeitstag noch einmal so schön, könnt' ich ihn hier feiern — und ich weiß, daß Julia mit all meinen Vorschlägen einverstanden ist.“

Magna Heddenholm atmete tief auf.

„Ich weiß gar nicht, warum ich dich so viele Worte machen lasse; es ist ja ganz selbstverständlich, daß wir dir deinen Wunsch erfüllen. Was kann mir denn Lieberes werden, als die Aufgabe, dir deinen Hochzeitstag zu schmücken! Wie selten darf das eine Mutter thun für ihren Sohn! — Aber dann,“ fuhr sie fort, „möchte ich Julia gern vorher schon kennen lernen —“

„Gewiß, Mutter,“ fiel er ein. „Ich sprach schon mit Litta davon, daß sie einen Teil unsrer Wartezeit bei euch verleben könnte. Da wäre es am besten, sie käme einige Wochen vor unsrer Hochzeit zu euch —“

Sie hatten dann noch allerhand Geschäftliches zu beraten. Es war schon spät, als Magna sich anschickte, ihren Sohn zu verlassen. Sie war doch etwas beruhigter um ihn; wenn er sie auch nicht so tief in sein Herz hatte blicken lassen, wie sie wohl gemocht hätte, so wußte sie doch, daß er still und fest war und zu einem guten Ende bringen würde, was er unternommen hatte. Sie küßte ihn zärtlich zur Gute Nacht.

„Weißt du, Mutter," sagte Björn, „deinen Segen — deinen ganz persönlichen Segen — den kannst du mir eigentlich heut schon mitgeben, für uns beide!" Und wieder, wie an jenem Maiabend im Garten, kniete er neben ihr nieder; es war ihm ein Bedürfnis, ihre Liebe zu fühlen, als sei er noch ein Kind.

Sie nahm seinen Kopf, drückte ihn an ihr Herz und preßte ihr Gesicht auf sein Haar. Es war ihr weh zum Weinen. In all seinem stillen Ernst klang doch nichts von dem Glück, das sie ihm so gern mit ihrem Herzblut erkauft haben würde.

„Wenn es an meinem Segen läge," sprach sie bewegt, „so müßtest du der glücklichste Mensch unter der Sonne sein." Er nahm ihre Hand und küßte sie dankbar.

„Mutter" — er sah bittend zu ihr auf, „versprich mir eins — ich bitte dich darum, und das ist meine größte Bitte: habe Julia lieb!"

„Ich verspreche es dir!" sagte sie feierlich.

* * *

Nach dreiwöchentlicher Abwesenheit kehrte Björn zu Julia zurück. Sie hatte sich so verzehrt in Sehnsucht und war so aufgeregt vor Freude über seine endliche Rückkehr, daß sie ihn mit einem heißen Thränenstrom empfing. Darüber entging ihr, daß Björn sehr ruhig und ein wenig zaghaft war. Er beruhigte sie am besten durch die Versicherung, daß er nun etliche Tage hier bleiben und ganz für sie leben werde.

Die Fenster der Villa, in welcher Julia wohnte, gingen nach dem Rheine hinaus; das Haus lag etwas außerhalb der Stadt, zwischen dem Fluß und der Straße, auf einem sanften Uferhange, in einem kleinen Garten, in dem es von stark duftenden Frühlingsblumen blühte. Die weiche, noch etwas kühle Luft strömte sonnenhell herein.

Sie saßen eng aneinander geschmiegt, und Björn mußte ihr die Ergebnisse seiner Reise mitteilen, über die er sich brieflich wenig oder gar nicht geäußert hatte. Sie konnte ihm nicht ganz verbergen, wie es sie anfangs bedrückte, daß er sich nun wirklich „da oben" in der Einsamkeit seßhaft gemacht habe. Auch seine Bestimmungen über ihre Hochzeitsfeier machten ihr keine Freude. Es war ihr sehr schmerzlich, daß sie keine reiche Hochzeitstafel und keine große Hochzeitsgesellschaft haben sollte; sie hatte wohl noch nicht darüber nachgedacht, daß ihr diese unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt kaum hätten gewährt werden können. Am wenigsten angenehm war ihr die Aussicht, vorher einige Wochen bei seinen Eltern zubringen zu sollen, so verlockend er ihr diesen Aufenthalt zu schildern versuchte.

„Ich habe dann schon mein Gut übernommen und kann dich oft besuchen — wir werden fast täglich zusammen sein!" Auch das verfing nicht.

„Ach — ich habe dich dann doch nicht für mich —" seufzte sie und beschloß innerlich, diesen Aufenthalt so viel wie möglich abzukürzen. Vorläufig ließ sich hier ganz gut leben; dann konnte sie einige Monate reisen, die Stiefmutter besuchen und sehen, was aus der kleinen Rottraut geworden war. Und dann, zu Weihnachten,

dann mochte es sein. — Schließlich fand sie sich in alles. Aus Liebe zu ihm, aus blinder, sich täglich noch steigernder Liebe war sie mit all seinen Anordnungen einverstanden. Wenn sie ihn nur behielt — alles andre war ihr gleichgültig. Er war ihre einzige Wertschätzung aller Dinge. Darum schlug sie sich alle unbequemen Zukunftsgedanken aus dem Sinn, hörte sie überhaupt auf, zu denken, um desto ausschließlicher zu lieben.

Nur, als er ihr sagte, daß er sie nach Verlauf einiger Tage wieder verlassen werde, geriet sie außer sich.

„Es geht doch nicht anders, Julia," sagte er. „Wie sollten wir diesen Zustand ertragen — zusammen und doch nicht zusammen! Meine Nerven wenigstens sind dem nicht gewachsen. Ich kann auch nicht lange so ganz unthätig sein; das erträgt ein Mann nicht, am wenigsten in solcher Zeit —" Er redete ihr gut zu, wie einem Kinde, und schließlich sah sie es ein; es freute sie auch, daß er dies Erwarten in ihrer unmittelbarsten Nähe nicht glaubte ertragen zu können — daß er ungeduldig war.

„Wo willst du denn hin?"

„Ich habe mir ausgedacht, auf eine landwirtschaftliche Schule zu gehen und da noch schnell einige Kenntnisse für meinen neuen Beruf zu sammeln. Im Juli kann ich dann mein Gut übernehmen." Sie ließ den Kopf hängen.

„Ach — wenn es nur nicht so lange dauerte!" flüsterte sie und barg ihr Gesicht an seiner Schulter. Ihre unendlichen Zärtlichkeiten ängstigten ihn, aber er wagte nicht, sich ihrer zu erwehren, weil er wußte, wie es sie schmerzen würde.

„Björn," sagte sie plötzlich zwischen halb unverständlich gemurmelten Liebesworten, „ich muß dir etwas sagen, wovon ich noch nie zu jemand gesprochen habe. — Ich hatte seit mehreren Jahren nicht mehr gebetet. Seit einiger Zeit kann ich es wieder. — Weißt du, was ich jetzt immer bete, Björn?"

„Nun — was denn, mein Herz?"

„Daß der liebe Gott mir helfen möge, dich glücklich zu machen."

Er drückte sie fest an sich. „Liebe, gute Julia!" sagte er gerührt. Er glaubte gern, daß sie den besten Willen hatte; warum sollte ihm kein Vollbringen werden? — Er besaß eine große Macht über sie: vielleicht, wenn er sie recht nützte —

Draußen auf der geschwollenen Flut, die grün und perlend vorüberrauschte, zog ein weißes Schiff mit Musik und fröhlichen Menschen stromabwärts. Sie hörten die herausfordernd lustigen Weisen, deren Schall durch die offenen Fenster ungedämpft hereindrang. Julia lauschte ihnen mit ihrer freudedurstigen Seele, und ein stürmisches Verlangen rauschte auf in ihr, wie draußen die geschwollene Frühlingsflut.

Und dann gingen unten auf dem Fußweg am Gartengitter zwei junge Burschen vorüber: die sangen in den verglühenden Abend hinein:

„Ach, wenn ich doch am Rheine
Bei meiner Liebsten wär'!"

So sehnsüchtig klang es, und so selig! Und zuletzt so traurig:

„Mir wird das Herz so schwer — —"

Björn hörte in tiefen Gedanken zu; ihm war, als kämen die Worte aus seiner eignen Seele. — Da warf sich Julia aufschluchzend an seine Brust. — Er kannte diese Erregungen, die sich immer in Thränen auflösten; er hatte gelernt, daß es am besten war, solchen Thränen ihren ungehinderten Lauf zu lassen. Es hatte etwas unendlich Rührendes für ihn, wenn sie so an seinem Herzen lag und weinte; er fühlte sich dann verantwortlich für sie, als ihr Leiter und Beschützer, und das that ihm gut, weil es ihn an seine Pflichten mahnte.

Heute aber hörte Julia gar nicht auf, zu weinen. Und als die Heftigkeit ihrer Erregung nachließ, blieb sie schwer und müde an ihm liegen und schluchzte leise weiter.

„Willst du mir nicht sagen, was dir ist, Julia?“ fragte er weich. Lange bekam er keine Antwort; bis sie sich endlich noch fester an ihn lehnte und leise sagte:

„Es ist so schön, wenn man den Mann liebt, dem man gehört — “

Er verstand, was sie meinte, er hatte ein großes Erbarmen mit ihr um ihrer Erinnerungen willen.

Allmählich beruhigte sie sich. Sie lag fest in seinem Arm, mit geschlossenen Augen, an denen noch die letzten Thränen hingen, und durch die halbgeöffneten Lippen kam und ging unhörbar ihr warmer Atem. — Und wie Björn so saß mit ihr, wie er das heiße junge Leben an seinem eignen Leibe pochen fühlte, da glaubte er zum erstenmal, daß er doch noch würde mit ihr glücklich werden können — ja, daß er es schon sei.

II.

Bei Hoirup an der Gjelsau lag das Grundstück, das für Björn Heddenholm von seinem Vater erworben worden war. Es unterschied sich wenig von den übrigen Ansiedelungen in dieser einförmigen Gegend. Hineingebettet in immergrüne, fruchtbare Wiesen und Weiden, die nur stellenweise von schwarzem Ackerlande unterbrochen waren, auf dem im Sommer die goldgelbe Gerste wogte: gerade Wege, wenig Bäume; ein langes, sauberes Dorf mit weißen Häusern und bunten Zäunen, mit sehr viel Apfelbäumen und mit einem steinernen Ziehbrunnen. Am Ende das Herrenhaus auf dem viereckigen Wirtschaftshof, um weniges nur größer und schöner als die Häuser der Arbeiter. Hof und Stallgebäude in musterhafter Ordnung. Hinter dem Hause ein kleiner Garten mit schmalen Steigen, sehr viel saubern Gemüse- und Blumenbeeten, wenig alten Bäumen, zumeist Buchen und Ulmen, und gegen das Feld hin abgegrenzt durch einen schnurgeraden, altmodischen Buchenlaubengang. Über allem jener merkwürdige Duft nach Seesalz, Weideviehl und Grasblüte. Und wenn dann noch im Hochsommer Levkojen und Nelken blühten, wenn das Volk der Bienen emsig summte, wenn der Klee duftete und das Korn in Garben stand, wenn die heiße Sonne über dem allen drückend brütete, dann prangte das Land in seiner eigentümlichsten Schönheit. Satt an seinem eignen Reichtum: einfach im Vollgefühl seiner Kraft: schwermütig in seiner unendlichen Einsamkeit.

Auf Björn und Julia hatte die Umgebung, in der sie nun seit sechs Jahren lebten, sehr verschieden gewirkt.

Björn hatte sich vom ersten Tage an hier unerwartet wohl gefühlt. Seine neue Thätigkeit hatte viel Reizvolles für ihn. Er brachte den größten Teil seiner Zeit im Freien zu, und seine Arbeit brachte ihn immer in unmittelbare Berührung mit der Natur. Er wirtschaftete ohne Beamten und richtete sein Tagewerk so ein, daß ihm möglichst wenig Zeit zum Nichtsthun blieb. Er schaffte sich Arbeit, wie und wo er konnte, und fand seine größte Befriedigung in ununterbrochener Thätigkeit.

Er war älter geworden, auch äußerlich. Sein Gesicht hatte zwar immer noch die frische, gesunde Farbe, die sich im ungebrochenen Seewind, in der schattenlosen Sonne seiner Heimat eher noch vertieft hatte; aber seine Züge waren fester und ausgeprägter geworden, und um seinen Mund lag ein Zug wie von beständig angestrengter Willenskraft.

Auf seine äußere Erscheinung gab er noch ebensoviel wie früher. Er hielt sich gerade und aufrecht und sah immer so aus, daß er sich vor jedem, auch dem vornehmsten Gast hätte zeigen können. Er trug mit Vorliebe grasgrüne Jägertracht, im Winter von Tuch, im Sommer von Leinwand, oder dunkle Samtjoppen, die seiner kräftigen, geschmeidigen Gestalt besonders gut standen; die schwarzen Anzüge mochte er nicht. Das ritterliche Wesen, das ihm zum Teil aus den in der großen Welt verlebten Jahren anhaftete, zum Teil ein Bestandteil seines Charakters war, hatte sich auch hier oben in rauher Einsamkeit und strammer Arbeit nicht verloren. Er behandelte jeden, sogar seinen geringsten Knecht, mit Achtung und Zartgefühl und fand immer am rechten Platz das rechte Wort. Dafür liebten die Leute ihn auch schwärmerisch und hatten eine unbegrenzte Verehrung für ihn.

Aber die Atmosphäre von sonniger Schwermut, die hier über dem Lande lag, hatte auch Björn eingehüllt. Er konnte nicht recht heimisch werden. Es blieb ihm immer eine ungestillte Sehnsucht nach allem, was er verlassen hatte: ein großes Vermissen. Wenn er sich in einsamen Stunden dessen bewußt ward, so fragte er sich wohl: ist dieses Lande, ehe es diesen Ausdruck annahm, auch einmal eine Loslösung widerfahren von etwas, danach es nun ewig Heimweh hat?

So sehr indes Björn der neue Lebensanfang erleichtert wurde durch die Verhältnisse, in denen er ihn machte, so sehr wurde er Julia eben dadurch erschwert. Es hatte sie lange, thränenreiche Kämpfe gekostet, sich an soviel Einsamkeit und Einfachheit zu gewöhnen und den Tand und Flitter ihres bisherigen Lebens gegen Ernst und Arbeit zu vertauschen. Es wurde ihr, deren fast einzige Beschäftigung bis jetzt in Geselligkeit, Toiletten und weltlichen Vergnügungen aller Art bestanden hatte, sehr schwer, sich nun um häusliche und wirtschaftliche Dinge selbst thätig zu bekümmern. Nur sehr allmählich lernte sie, ihre Mußestunden auszufüllen und es zu verschmerzen, daß Björn nicht immer zur Hand war, ihr die Zeit zu vertreiben und sie mit Zärtlichkeiten zu verwöhnen. Sie konnte ihre schönen Kleider nicht mehr tragen, denn es war niemand da, sie darin zu bewundern. Sie mußte hunderterlei große und kleine Bequemlichkeiten entbehren, an die sie sonst gewöhnt gewesen war.

Es wurde ihr sehr schwer und kostete sie manche heimliche Thräne. Aber sie hatte bei alledem eine große Hilfe: eine starke Kraft, die ihr siegreich über all

die Klippen in ihrer Umgebung und in ihrem eignen Herzen hinweghalf. Das war ihre Liebe zu Björn.

Diese Liebe war sich immer gleich geblieben. Aus der Leidenschaft, die sie einst zügellos umtrieb, war eine stille Macht geworden. Diese Liebe war das einzige Tiefe und Echte in ihr; diese Liebe hatte sie erzogen und veredelt; kraft dieser Liebe näherte sie sich mehr und mehr dem, was Björn in ihr zu sehen wünschte; mit dieser Liebe ordnete sie sich ihm unter, äußerlich und innerlich; befolgte sie seine Wünsche, bemühte sie sich, sein Gemütsleben zu verstehen und zu teilen.

Sie konnte natürlich nicht eine völlig andre werden. Ihre Wertschätzung des Lebens war zu verschieden von der seinen, die Gesichtspunkte, aus denen sie das Leben ansah, lagen auf andern Polen. Sie konnte nicht plötzlich aus sich heraus tief empfinden und ausdauernd wollen. Aber sie bemühte sich, ein williges Gefäß zu sein, in das er seinen Inhalt goß. Sie war Wachs in seiner Hand; er machte aus ihr, was er wollte. Sie war immerwährend, bewußt oder unbewußt, bemüht, ihm zu danken, daß er sie gerettet hatte.

All das hatte ihrem jungen, hübschen, nichtssagenden Gesicht einen ernstern, nachdenklichen Ausdruck verliehen; ihre Augen schienen immerfort etwas zu fragen, mit der besorgten Unsicherheit eines ungeübten Anfängers. Sie sah einfacher aus; das kam von den schlichten Kleidern und davon, daß sie die Haare nicht mehr so kraus trug. Sie war stärker geworden und sah blühend und gesund aus.

Und noch ein dritter lebte auf dem einsamen Hof an der plätschernden Gjelsau. Das war Harry: Björns einziges Kind; der Sonnenstrahl, der seinem ernsten Lebenstage leuchtend aufgegangen war und mit rosigem Finger hinauswies in eine Zukunft, für die es wert war, zu arbeiten und zu leben. Klein Harry war fünf Jahre alt, hatte seines Vaters graue Augen und seiner Mutter blonde Haare, seines Vaters kräftigen Leib und Geist und seiner Mutter flatterhafte Liebenswürdigkeit. Er lief auf strammen, runden Beinchen, die Winters und Sommers nur kurze Söckchen trugen, in Haus, Hof und Garten umher, und wo es ihm an zweibeiniger Gesellschaft fehlte, da begnügte er sich mit vierbeiniger. Des Vaters Jagdhund, die Schafe und Kälber in den Koppeln waren seine vertrauten Freunde. Den ganzen Tag hatte er zu thun, und wenn es Abend wurde, so war er noch niemals fertig geworden. Er war ein glückliches kleines Menschenkind; zufrieden, thätig und heiter. Er fand alles, was um ihn her war, wunderschön, und hätte man ihm erzählt, daß es noch viel schönere und wunderbarere Dinge gäbe, er hätte es gekränkt bestritten.

Wenn sich in Julias Charakter manches gebessert und veredelt hatte, so hatte dieses Kind mit dazu geholfen. Ihre Gefühle für dasselbe waren von dem, was man gemeinhin mütterlich nennt, sehr verschieden. Sie liebte in ihm nur Björn; sie liebte es überhaupt nur, weil es Björns Kind war — ebenso wie sie Eberhards Kind niemals geliebt haben würde. Wenn sie allein war, wenn sie Sehnsucht nach Björn hatte, dann holte sie das Kind und sah es an und küßte es, bis es sich ungeduldig ihrer erwehrte. Ihre Liebe zu dem Kinde würde erkalten von dem Tage an, wo sie aus irgend einem Grunde Björn nicht mehr würde lieben können. — Aber dieser Tag und dieser Grund würden niemals kommen.

Zwiſchen Julia und ihren Schwiegereltern hatte ſich ein ganz erfreuliches Verhältnis gebildet. Ihren Schwiegervater hatte ſie ſchnell gewonnen durch ihr anziehendes Äußere, und wußte ihn feſtzuhalten durch ein aufmerkſames, liebenswürdiges Weſen; ſie verſtand es eben wie keine andre, mit Männern umzugehen. Litta lernte bald, ihre guten Seiten anzuerkennen, und über das, was Julia mangelte, ein Auge zuzudrücken, Björn zuliebe; denn Björn liebte ſeine Frau ſo wie ſie war und hatte anſcheinend nichts an ihr auszuſetzen. So mußten ſie wohl auch mit ihr zufrieden ſein. Sie machte Björn glücklich, das war die Hauptſache, das vor allem machte Litta ihrer Schwägerin wohlgeneigt.

Nur eine ſah tiefer; ſah durch bis auf den unterſten Grund; ſah und ſchwieg, weil Reden nichts ändern, nur Unheil anrichten konnten. Und dieſe eine war Björns Mutter.

Nach dem erſten Zuſammenſein mit Julia wußte ſie, daß dieſe vielleicht ſehr gute, aber ſehr oberflächliche und unreiſe Frau ihrem Sohne nie genügen könne. Ein Spielzeug konnte ſie ihm ſein, ein Zeitvertreib, aber nicht die lebenslange Teilnehmerin ſeines innern und äußern Lebens. Und kurze Zeit ſpäter wußte ſie, daß Björn ſeine Frau nicht liebte; daß er ſie geheiratet hatte aus Ehrenhaftigkeit und Pflichtgefühl; daß er vielleicht auch manchmal eine kurz aufflackernde Leidenſchaftlichkeit für ſie empfand. Aber eine beglückende und befriedigende Liebe, die ein Leben lang dauern und verſchönern kann, war das nicht. Er war gut gegen ſie, von einer geradezu rührenden, geduldigen, zartfühlenden und ſelbſtloſen Güte. Das ſah ſie; das erpreßte ihr heimliche, traurige Mutterthränen. Gerecht wie ſie war, mußte ſie aber auch einſehen, daß Julia ihm ſeine Güte mit anbetender Hingabe vergalt, daß ſie war, was ſie ſein konnte; und das erleichterte es ihr, zu Julia ſo zu ſein, wie Björn es wünſchen würde. Es gelang ihr ſogar, Julia ein wenig lieb zu gewinnen. Namentlich ſeit der Geburt des Kindes wurde ihr das leichter. Sie liebte Björn in dem Kinde und liebte Julia um Björns willen. Und was Julia an guten Empfindungen gegen ihre Schwiegermutter fühlte, das fühlte ſie auch um Björns willen. Die Liebe zu Björn band und verband ſie alle untereinander, wo ſie ſonſt nichts gemeinſam hatten. Sie waren gut und rückſichtsvoll zu einander, weil ſie wußten, daß es ihn betrüben würde, wenn ſie es nicht wären. Sie beruhigten ſich alle allmählich und waren ganz zufrieden ſo, wie es war.

Nur Magna Heddenholm litt fortan an einem heimlichen Kummer, und in ihre Liebe zu Björn war etwas Trauriges gekommen.

Nach Weihnachten, gerade zu der allereinſamſten Zeit, als alles verſchneit und in ein großes Schweigen verſunken war, ereignete ſich etwas. Außer Harrys Geburt das einzige, was ſich überhaupt ereignet hatte, ſeit ſie hier waren.

Julia bekam einen Brief von ihrer Stiefſchweſter mit der Nachricht, daß die Mutter im Sterben läge.

Julia wußte, daß ihre Stiefmutter seit Jahr und Tag an einem unheilbaren Leiden siechte. Sie hatte sie in dieser Zeit nicht besucht, sie überhaupt nicht gesehen seit dem vorübergehenden Aufenthalt bei ihr vor ihrer Wiederverheiratung. Sie war durch diese großen Umwälzungen in ihrem Leben, bei denen sie niemandes Rat und Beistand gesucht hatte, sondern ganz selbständig und eigenmächtig entschied und handelte, der zweiten Frau ihres Vaters noch ferner gerückt. Sie, die Julia kaum gekannt und nie besonders Gutes von ihr gehört hatte, bekam durch all diese Vorgänge keine bessere Meinung von ihr. Und da Julia selbst an einem nähern Verhältnis nichts gelegen zu sein schien, so hatte sie sich in die immer größere Entfremdung gefunden. Es konnte ihr in der That auch nichts daran liegen, ihre kaum erblühte, reine, unberührte Tochter, deren Seele sie mit der größten, behütenden Sorgfalt gepflegt und erzogen hatte, mit Julia in nähere Berührung zu bringen. — Sie schrieben einander dann und wann und freuten sich, wenn es einander gut ging. Julias Briefe waren immer ziemlich nichtssagend. Äußere Erlebnisse hatte sie nicht: innere auch nicht: wenigstens keine, darüber sie hätte reden können oder mögen.

Rottraut pflegte ihre Mutter mit anspopfernder Liebe und Kindlichkeit. Sie gab Julia regelmäßig Nachricht über den Verlauf der Krankheit. Als es zu Ende zu gehen schien, schrieb sie ihr auch das und bat sie, ob sie nicht die Mutter vor dem Tode noch einmal besuchen möchte.

Julia war allein, als sie diesen Brief bekam. Nachdem sie ihn gelesen, verfiel sie in ein langes Nachdenken.

Die schlechten Nachrichten über ihre Mutter erregten sie nicht so sehr. Sie hatte sie erwartet, und wenn die Mutter starb, so hatte das weder äußerlich noch innerlich viel für sie zu bedeuten. Viel mehr erregte sie die Aufforderung, zu kommen: der Gedanke an eine große Reise; an einen Ausflug in die Welt, die sie verlassen hatte und die ihr verschollen war seit sechs langen Jahren.

Sie waren kaum aus diesem Winkel herausgekommen, abgesehen von einigen kleinen Ausflügen nach den Inseln. Ihre Verhältnisse waren nicht so, daß sie große Ausgaben ohne weiteres machen konnten. Björn war auch aus andern Gründen den Reiseplänen, die Julia dann und wann sehnsüchtig machte, immer ausgewichen. Aus was für Gründen, das freilich ahnte Julia nicht.

Nun aber lag eine wirkliche, ernste Veranlassung vor: wenn sie daraufhin den Wunsch äußerte, zu verreisen, so konnte Björn es ihr nicht verweigern. Und war sie einmal fort, so würde sie die Gelegenheit nicht nur benutzen, um von ihrer Stiefmutter Abschied zu nehmen. Dann würde sie sich gleichzeitig wieder einmal erfrischen nach jahrelanger Dürre und Einsamkeit.

Als Björn nach Hause kam — er machte täglich, auch bei schlechtestem Wetter, lange Spaziergänge — lief sie ihm mit hochroten Backen in freudigster Erregung entgegen und zeigte ihm den Brief.

„Ja — aber das sind doch sehr ernste Nachrichten," sagte Björn und sah in ihr Gesicht, als sei ihm dessen Ausdruck unbegreiflich.

Julia schlug verlegen die Augen nieder. „Wirst du mir erlauben, zu reisen?"

„Aber selbstverständlich! Heute noch, wenn du willst!"

„Und du — Rottraut schreibt zwar nichts von dir —"

„Ich habe deine Mutter nie gesehen," sagte Björn ernst. „Es würde sie nur aufregen, wenn ein Fremder an ihr Sterbebett träte."

„Also willst du mich allein reisen lassen?" fragte sie unsicher. Er wandte sich ab und überlegte, die Hände auf dem Rücken.

„Wäre es dir lieber, wenn ich mitkäme?"

„Mir ist es natürlich immer lieber, wenn du mitkommst. Aber ich möchte auch nicht, daß du mir mit deiner Begleitung ein Opfer brächtest."

„Wie lange willst du denn fort bleiben?"

„Ich weiß nicht — ich werde doch dann wohl das Letzte abwarten: Rottraut ist so allein —"

„Natürlich; und kannst du irgend etwas helfen oder nützen, so thue es. Ich bin mit allem von vornherein einverstanden."

Es beschämte sie immer, wenn er ihr soviel Vertrauen schenkte, ohne daß sie wußte, warum? Sie wußte nicht recht, wie sie anbringen sollte, was sie nun noch auf dem Herzen hatte.

„Björn —" sagte sie zaghaft.

„Was ist — was willst du noch —?"

„Wenn es nicht zu lange dauert mit der Mutter, Björn — wärest du wohl damit einverstanden, daß ich dann noch ein wenig länger draußen bliebe — zu meinem Vergnügen —"

Sie wurde immer unsicherer seinen großen, forschenden Augen gegenüber. Die letzten Worte flüsterte sie nur noch.

Zu ihrem Vergnügen — wenn sie frische Trauer haben würde! Freilich — die Stiefmutter stand ihr nicht nah, und sie war sehr lange hier eingesperrt gewesen mit ihm; abgesperrt von allem, woran sie ihr ganzes übriges Leben hindurch gewöhnt worden war.

„Du fühlst dich wohl sehr einsam hier, Julia?"

„Die Hauptsache ist, daß du da bist," entgegnete sie. „Mit dir würde ich noch viel mehr verschmerzen lernen. Aber wo sich die Gelegenheit nun gerade bietet —"

„Nutze sie nur aus," sagte er großmütig. „Ich freue mich ja, wenn du mal eine Abwechslung hast. — Aber wo würdest du denn noch hingehen sonst?"

Bekannte und Verwandte, die sie hätte aufsuchen mögen, wußte sie nicht; entweder sie kannten all die Vorgeschichten ihres jetzigen Lebens — das war ihr unangenehm; oder sie wußten überhaupt nichts mehr von ihr — da fehlte es ihr an Liebe und Lust, die zerrissenen Verbindungen wieder anzuknüpfen. Sie dachte an eine kleine Vergnügungsreise.

„Nun, mache das, wie du willst. Ich bin auch hierin mit allem einverstanden." Er sagte das ganz harmlos, nur in der Absicht, ihr zu Willen zu sein. Seit er ihr einmal das Größte geschenkt, erbat sie nur selten etwas von ihm. Ihr aber schien dies Vertrauen in ihre Dispositionen plötzlich unnatürlich.

„Björn — ist es dir denn gar nicht unsicher, mich solange allein in der Welt umherfahren zu lassen?"

„Warum ſollte es mir unſicher ſein?“ fragte er ruhig. „Du biſt meine Frau. Wie könnte ich dir da mißtrauen?“

„Daß ich jemandes Frau bin, iſt noch keine Bürgſchaft dafür, daß ich mich als ſolche benehme,“ ſagte ſie bitter.

„Aber Julia — ſoll ich dir denn mißtrauen? Das würde dich doch erſt recht kränken!“

„Es iſt dir ja vielleicht ganz gleichgültig, was ich thue —“ meinte ſie und ſah auf ihre hübſchen Hände nieder. Da ergriff Björn dieſe Hände und ſah ihr herzlich in das verſtimmte Geſicht.

„Was iſt dir denn eigentlich, Julia? Was willſt du von mir? Warum machſt du dir künſtlich ſolche unangenehmen Gedanken?“

Langſam ſchlug ſie die Augen auf. Sie wußte nichts zu ſagen. Endlich entriß ſie ihm ihre Hände und warf ſich an ſeinen Hals.

„Ach — ich bin kindiſch. Es iſt nur, glaube ich, es iſt nur, daß ich mich zum erſtenmal auf länger von dir trennen ſoll —“

Er hielt ſie gerührt feſt. Aber zu ſagen wußte auch er nichts. Denn weshalb ſie weinte, das erſchien ihm faſt als eine angenehme Ausſicht.

Was aber Julias Thränen und ihr wunderliches Weſen veranlaßte, war noch etwas andres. Sie war ſich ſeines ſo gewaltſam eroberten Beſitzes nie ſicher. Sie zweifelte nicht an ſeiner Liebe, aber ſie fürchtete immerfort irgend einen widrigen Wind, der die Flamme dieſer Liebe auslöſchen könne wie ein kraftloſes Licht, das ſich nur vom Quell des Augenblickes nährt.

Am andern Morgen reiſte Julia auf unbeſtimmte Zeit ab; mit viel Thränen und doch ſehr vergnügt. Björn brachte ſie auf die Bahn und ſchickte dann den Schlitten allein nach Hauſe. Er wollte lieber gehen. Der Schnee lag zwar tief, aber er trug über. Der Wintertag war kalt, klar und windſtill, und Björn hatte Verlangen nach einem weiten, einſamen Wege.

Ja, einſam. Einſam wie die weiße, ſtille Welt war auch ſein Herz geworden. Und darum fühlte er ſich ſo wohl in dieſer Welt, in der nur ein paar hungrige Vögel wie flüchtig aufgeſcheuchte Gedanken umherflatterten.

„Warum biſt du nicht mitgereiſt?“ fragte Litta, als er am nächſten Sonntag mit dem Jungen zu ſeinen Eltern fuhr. „Du hätteſt uns Harry in Pflege geben können, wir hätten es ihm an nichts fehlen laſſen.“

„Warum biſt du nicht mitgereiſt, mein Junge?“ fragte auch ſeine Mutter. „Es hätte dir gut gethan.“

„Nein, Mutter,“ meinte er; ſie waren gerade allein. „Ich bin noch nicht ſo weit, um ungefährdet wieder aus meiner Zurückgezogenheit hervorgehen zu können. Es würde nur alles wieder aufwachen, der alte Kampf von vorn anfangen. Ich muß hier erſt noch feſter einwurzeln.“ Nachher ärgerte er ſich, daß er es geſagt hatte. Seine Mutter freilich war nicht überraſcht darüber.

Heimkehrend fand er den erſten Brief von Julia vor. Sie habe ihre Stiefmutter ſehr leidend gefunden, ſchrieb ſie; das Ende ſei aber noch nicht abzuſehen. Indes habe ſie beſchloſſen, es zu erwarten. Rottraut ſcheine es zu wünſchen und ſei überhaupt

ein erstaunlich reizendes Geschöpf. Auch die Mutter sei sehr freundlich und sanft zu ihr, soweit sie überhaupt Besinnung habe.

Björn legte den Brief beiseite und lehnte sich mit einem gewaltigen Atemzuge tief in den Stuhl zurück: als habe er nun Zeit, sich einer großen Müdigkeit zwanglos hinzugeben. — — —

Julia blieb acht Wochen fort. Der Zustand der Kranken hatte sich noch einmal wieder gebessert, und diese Zeit hatte Julia zu einem Aufenthalt in der Hauptstadt benutzt. Sie hatte gehofft, an allem, was sie dort sah und hörte, viel Freude und Zerstreuung zu finden — aber sie fand sich enttäuscht. Sie fühlte sich fremd in allem, als passe sie nicht mehr hin: als seien die Fähigkeiten, mit denen sie all diese weltlichen Dinge sonst durstig genoß, völlig abgestorben in ihr. Ob eine große Leere zurückgeblieben war, ob jene Fähigkeiten durch andre, bessere ersetzt worden seien, darüber war sie sich selbst nicht klar. Außerdem war sie allein bei allem — —

Nach wenig Tagen, die ihr endlos lang erschienen, obgleich sie jede Stunde ausfüllte, kehrte sie wieder in das stille Krankenzimmer zurück. Hier ging es nun schnell zu Ende.

Am Abend vor dem Tode stand Julia allein am Bette der Kranken. Das war ihr immer sehr unbehaglich, der Ernst der augenblicklichen Lage erdrückte sie: unfaßlich war es ihr, daß die junge Rottraut dem allen so mutig entgegen trat!

„Setz dich doch, Julia," bat die Kranke. „Hier auf den Bettrand; da hab' ich dich nun so näher. So. — Es ist doch gut von dir, Julia, daß du gekommen bist. Ich hab' so wenig von dir gehabt im Leben. Nun 'lern' ich dich doch jetzt zuletzt noch kennen!"

Julia schwieg beschämt.

„Ist denn dein Mann einverstanden damit, daß du solange fortbleibst?"

Julia sah unwillkürlich aufstrahlend zu ihr nieder. „O — der erlaubt mir alles! Der ist so gut —" Sie fing fast an zu weinen: denn sie hatte längst schon wieder Sehnsucht nach ihm.

Die Kranke beobachtete sie scharf. „Wie mich das freut!" sagte sie. „Weißt du, Julia, ich habe einmal rechte Sorge um dich gehabt!"

„Warum?" fragte sie unangenehm berührt.

„Nun damals — verzeih, wenn ich davon spreche, du hast es nie hören wollen — als ich so manches über deine erste Ehe von dir hörte, und dann deine Scheidung, und deine schnelle Wiederverheiratung. Du hieltest dich auch so fern von uns seit deines Vaters Tode —"

„Ich war damals jahrelang in einer Stimmung, in der ich für niemand und nichts zugänglich war, als nur für eins —" sagte Julia gepreßt.

„Ich fürchtete, du seist auf einem gefährlichen Wege —"

„Das war ich auch," rief Julia. „Aber Björn hat mich gerettet."

‚Sollte es wirklich einmal vorgekommen sein, daß eine böse That eine gute Frucht zeitigt?' dachte die Kranke.

„Wenn das, was aus dir geworden, wirklich Björns Werk ist, so ist er ein guter Mann und hat nicht ein leichtsinniges Glück gesucht, als er dich heiratete," sagte sie nachdenklich. „Du hast dich sehr verändert, seit ich dich zuletzt sah —"

„Und wenn Björn mich nicht geheiratet hätte," rief Julia eifrig, „so wäre ich heute auch eine andre, so wäre ich unglücklich und schlecht. Damals war ich nur leichtsinnig —"

Sinnend sah die Kranke mit ihren matten Augen zu der immer noch jugendfrischen Frau auf.

„Du hast wenig von deinem Vater," meinte sie.

„Ja, ich war immer der Mutter ähnlich."

„Wärest du ihm ähnlich — ich habe ihn sehr geliebt, obwohl ich ihn nur kurze Zeit besaß — so würde es mir leichter werden, dir etwas zu sagen —"

„Aber warum denn? Wenn ich etwas helfen oder nützen kann — Björn sagt, er sei mit allem einverstanden."

„Ich sagte schon, du seist so ganz anders geworden, Julia. Ich habe dich ordentlich lieb gewonnen. Ich habe Vertrauen zu dir. Was meinst du, Julia, würdet ihr es als große Last empfinden, euch meines Kindes etwas anzunehmen?"

Julia war so betroffen von dieser ganz unerwarteten Frage, daß sie diese anfangs kaum begriff, geschweige denn gleich Antwort geben konnte. Die Kranke hielt ihr Schweigen schon für eine halbe Ablehnung und fuhr hastig fort:

„Das Kind hat keine Heimat mehr, wenn ich sterbe. Meine wenigen nähern Angehörigen sind mir zum Teil nicht vertrauenerweckend genug — eine Mutter ist ängstlich und anspruchsvoll, Julia — zum Teil leben sie unter Verhältnissen, die ihnen einen solchen Familienzuwachs sehr unbequem erscheinen lassen würden. Ich kann mein Kind niemand aufdrängen. Es wäre mir schrecklich, zu denken, sie bekäme eine Art Gnadenbrot, womöglich noch mit einem unfreundlichen Gesicht. — Wenn du sie mitnehmen könntest, Julia — wenn sie bei euch bleiben könnte, nicht für immer, nur für den Anfang, bis sich etwas andres für sie gefunden haben wird —"

‚Ein Mann,' dachte Julia, und setzte in Gedanken hinzu: ‚wo soll ich den für sie herholen — bei uns!' Überhaupt wurden ihre Gedanken sehr aufgeregt durch die Worte der Kranken. So eine Gefährtin, wie Rottrant, um sich zu haben — das würde ihr manches, namentlich die große, große Einsamkeit, mundlich erleichtern! Aber sie sagte immer noch nichts.

„Ich glaube nicht, daß sie euch zur Last fallen würde," fuhr die Kranke matt fort. „Sie ist einfach und tüchtig erzogen und ist ein zufriedenes Gemüt. Wir haben uns ja doch auch sehr einschränken müssen. Ich hatte gar nichts, von deinem Vater blieb mir auch nicht viel. Rottrant hat nun alles, was ich besitze. Sie braucht nicht umsonst eure Güte in Anspruch zu nehmen."

„Nun, davon wird Björn nichts hören wollen," sagte Julia endlich, auf das Nebensächlichste zuerst eingehend. „Aber will denn Rottrant überhaupt mit mir kommen?"

„Ich habe sie gefragt. Sie sagte: ‚Ja'. Sie hat dich lieb."

„Nun — ich kann mir ja nichts Angenehmeres wünschen," entgegnete Julia. „Ich bin dann nicht mehr so allein. Und was sollte Björn dagegen haben?"

„Meinst du wirklich?“ Die Kranke hatte noch allerlei Bedenken, die Julia ihr indes geschickt ausredete. Und je mehr sie das that, desto mehr leuchtete ihr das Wünschenswerte der Verwirklichung dieses Planes ein, für den sie endlich ganz erwärmt war. Sie versprach, gleich am folgenden Morgen an Björn zu schreiben.

„Nun kann ich ruhiger sterben,“ sagte die Kranke und streckte sich müde aus. „Wochenlang habe ich Tag und Nacht diese Sorge in meinem Herzen herumgewälzt “

Der Brief, den Julia schreiben wollte, blieb einstweilen ungeschrieben. Am andern Morgen war der Zustand der Kranken so bedenklich, daß niemand an etwas andres dachte, als an sie. Am Nachmittag starb sie.

Rottraut hielt ihre zuckenden Hände im letzten Todeskampf und drückte ihr die Augen zu. Dann brach das durch monatelange Pflege, Nachtwachen, Sorgen und Kummer überanstrengte Mädchen kraftlos zusammen.

Julia hatte eine grauenhafte Angst vor dem Tode. Sie stand im Nebenzimmer, zitternd und weinend, und wagte lange nicht, hereinzukommen.

Als es dann an die Besorgung der äußerlichen Geschäfte ging, war es umgekehrt Julia, welche sich als brauchbar und thätig erwies.

Während Rottraut, ganz gebeugt von ihrem Schmerz, der jung und heftig über sie hintobte, kaum körperliche Kraft zum Notwendigsten hatte, fuhr und lief Julia in der Stadt umher, um alles zusammenzubringen, der Entschlafenen eine würdige Totenfeier zu veranstalten.

Daß sie Rottraut mitnehmen würde, war stillschweigendes Übereinkommen zwischen ihnen.

Am Begräbnistage kam ein langer Brief von Björn, den Julia bei der Heimkehr vom Kirchhofe vorfand. Sie setzte sich ins Wohnzimmer zu der weinenden Waise und las ihn erst für sich. Sie hatte Björn erst eine kurze Todesnachricht und unmittelbar darauf einen langen Brief geschickt, in welchem sie ihm die über Rottraut gefaßten Pläne unterbreitete. Dies war nun die Antwort auf beides. Er erklärte sich darin völlig einverstanden mit allem, was Julia beschließen würde, und bat sie nur, den Tag ihrer Heimkehr zu bestimmen und anzugeben, welches Zimmer für Rottraut hergerichtet werden sollte.

Julia antwortete ihm darauf voll warmen Dankes für sein gütiges Entgegenkommen. Wann sie zurückkehren werde, ließe sich noch nicht ganz bestimmen; es gäbe hier noch viel aufzulösen und zu ordnen, wobei sie Rottraut nicht hetzen könne. Er möchte anordnen, daß das Giebelzimmer nach dem Garten zu, über dem Eßzimmer, für Rottraut eingerichtet werde; es sei das größte und sonnigste. Auch möchte er Sorge tragen, daß alles bequem und freundlich zurechtgemacht werde, die Fenster geputzt, die Gardinen geklopft würden. Es müsse auch ein Glas mit Blumen auf dem Tisch stehen, wenn sie ankämen. Schneeglöckchen und Weidenkätzchen würde es ja wohl schon geben.

Björn machte ein frohes Gesicht, als er diesen Brief las. Julia schien die junge Stiefschwester ja sehr in ihr Herz geschlossen zu haben, daß sie so zart um sie besorgt war, wie es sonst gar nicht in ihrer Art lag. Da würde ihr an derselben vielleicht eine Gefährtin erwachsen, die sie die Einsamkeit und Eintönigkeit ihres Lebens

minder drückend empfinden ließ. Wie Rottraut sein möge, darüber dachte er nicht nach: er wollte es vor sich selbst nicht aufkommen lassen, daß er sich für seine Person wenig Annehmlichkeiten versprach vom Umgang mit einem Menschen, den Julia so zu lieben schien. Er war entschlossen, ihrem Wohlbehagen jedes Opfer persönlicher Bequemlichkeit zu bringen. Und so kam er Julias Wünschen über Rottrauts Empfang und Aufnahme in weitgehendster Art nach.

Er kontrollierte die Säuberung und Einrichtung des Giebelzimmers; einige fehlende und zur Bequemlichkeit doch wünschenswerte Kleinigkeiten ließ er aus der Stadt mitkommen. Er ging mit Harry in den Garten und schnitt eine Handvoll Kätzchen an langen, schlanken Zweigen ab, während Harry Schneeglöckchen pflückte. Beides wurde dann sehr gewissenhaft teils in Julias, teils in Rottrauts Zimmer gestellt. Er machte den Küchenzettel für das Mittagessen, das auf etwas später angesetzt wurde, weil die Reisenden erst nach der gewohnten Essensstunde ankommen konnten.

Das ganze Haus war in Aufregung um die Wiederkehr der Hausfrau sowohl als um den Einzug des fremden Gastes. Denn seit Julia hier war, hatte sich noch niemand „von draußen" hereinverlogen. — Selbst der Himmel schien das zwiefache Ereignis feiern zu wollen. Ein frischer Wind hatte alle Wolken fortgefegt. Rein und blau spannte er sich über der Erde aus, in deren verschwiegenste Falten der letzte Rest saumseligen Schnees sich mürrisch verkroch. Die Gjelsan strömte geschwollen und eilig durch die nassen Weiden: sie sah trübe und schmutzig aus und warf gelbe Schaumflocken ans Ufer. Hier und da schwamm noch ein Stückchen Eis auf ihren krausen Wellen.

Zugleich mit den Kiebitzen und Staren kamen Julia und Rottraut nach dem Norden. Die ziehenden Vögel begleiteten sie oder saßen schon, Nahrung suchend, auf den Wiesen und Sümpfen, die der Zug durchbrauste, blinzelten mit den Augen, legten den Kopf zur Seite und schrien und schwatzten geschäftig, als wollten sie sagen: wir sind auch schon da!

Björn fuhr selbst zum Bahnhof, um die beiden abzuholen. Er war in einer ruhigen, beschaulichen Stimmung. Ihn regte die bevorstehende Veränderung seines häuslichen Lebens wenig auf, denn er war der Ansicht, daß er kaum davon berührt werden würde.

Schon lange, ehe der Zug einlief, sah er ihn weit, weit hinten am Horizont auftauchen und langsam durch das nasse, flache Land daher kommen. Er überlegte bei sich, wie es doch merkwürdig sei, daß er sich so gar nicht auf Julias Heimkehr freuen könne. Er fürchtete sich nicht etwa davor — nein, er nahm ihre Heimkehr ebenso als selbstverständlich hin, wie man sich darin findet, daß es alle Tage Abend wird. Es mußte so sein.

Julia stieg zuerst aus und nahm kurze Zeit seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch. Sein so lange entbehrter Anblick versetzte sie in einen Taumel von Glück-

seligkeit, dem sie zügellosen Ausdruck lieh. Ein Sturm heißer Zärtlichkeit ergoß sich über ihn; er hielt ihm geduldig still.

Dann, als Julia sich satt geküßt hatte, wandte er sich zu der andern, die es schweigend erwartete, daß sie an die Reihe kommen werde.

„Sei mir herzlich willkommen, liebe Schwägerin," sagte er in zwangloser Vertraulichkeit und gab ihr die Hand und schüttelte sie kräftig. Unter dem schwarzen Schleier sah er zwei samtweiche, braune Augen sich erstaunt und erfreut ihm entgegen öffnen; aber eine Antwort bekam er nicht.

Sie nahmen Platz im Wagen; ein paar kleine Koffer waren unterzubringen, die größten folgten mit der Fracht. Björn saß vorn neben dem Kutscher. Julia hatte ihm viel zu erzählen und sprach immerfort. Björn mußte sich selbst sagen, daß die Familienangelegenheiten sich hier zur Besprechung nicht eigneten. Dennoch hätte er gewünscht, Julia möchte weniger vergnügt von lauter bloßen Äußerlichkeiten reden; er gewann fast den Eindruck, als sei das Sterben der Stiefmutter das Nebensächlichste ihrer Reiseerlebnisse gewesen und habe auf dem flachen Sandboden ihres Herzens keinen Eindruck hinterlassen. Ihr Geschwätz peinigte ihn, weil er es rücksichtslos und verletzend gegen die Waise fand.

Rottraut saß ganz schweigsam dabei. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, ihre braunen Augen gingen wie große, erwartungsvolle Fragen über das Land; ihr etwas blasses, angegriffenes Gesicht wurde von dem rüstigen Märzwind rosig angehaucht. Sie beteiligte sich gar nicht an der Unterhaltung, kaum schien sie zu merken, daß eine solche geführt wurde. Plötzlich atmete sie tief auf und sagte:

„Wie wunderbar gut ist diese Luft! Hier muß man gesund sein!"

Björn sah sie gerührt an. Es beglückte ihn stets, wenn jemand irgend etwas Gutes über seine Heimat sagte. Julia lachte und meinte:

„Nnn, wie du siehst, fehlt es daran bei uns auch nicht!"

In der That sah Björn gerade jetzt ganz besonders braun und frisch aus — mochte wohl von der Märzsonne kommen. Auch Julia sah aus, als käme sie von einer Erholungsreise. Sie war noch voller und runder geworden; ihr Gesicht glich trotz ihrer dreiunddreißig Jahre einer Pfirsichblüte. Und sie hatte einen ungewöhnlich vergnügten, zufriedenen Ausdruck. Die Trauerkleider paßten nicht recht zu alledem.

Auf dem Hof kam ihnen Harry entgegen und lief jauchzend neben dem Wagen her.

„Du hast ihn gut gepflegt, Björn," meinte Julia. „Es kommt mir fast so vor, als ob ich hier gar nicht vermißt worden wäre."

Im grellen Nachmittagssonnenschein hielt der Wagen vor der Thür des schlichten, weißen Hauses. Björn sprang herunter und half den andern beiden beim Aussteigen. Dann nahm er Rottrauts Hand und führte sie über seine Schwelle.

„Gott segne deinen Eingang, liebe Schwägerin," sagte er ernst und schlicht. „Ich hoffe, du sollst dich wohl bei uns fühlen."

Sie erwiderte seinen Händedruck schnell und heftig und lief dann eilig hinter Julia her, die sie ihr zu folgen bat. Die Thränen waren ihr in die Augen geschossen.

„Mach dich schnell zurecht und komm herunter, wir wollen dann Mittag essen!" Mit diesen Worten ließ Julia ihre junge Stiefschwester in deren Zimmer allein.

Rottraut streifte langsam die Handschuhe von den schmalen, kräftigen Händen und sah sich dabei in diesem Zimmer um, das nun für eine kurze oder lange Zeit, je nachdem die Verhältnisse es fügen würden, ihre Wohnung sein sollte. Es war sehr verschieden von den städtischen Einrichtungen, die sie bisher gewohnt gewesen. Fast wie eine Bauernstube, aber wie eine direkt aus der Werkstatt gekommene. Einfach und hell, von den weißen Gardinen an den Fenstern bis zu den naturhölzernen, steifbeinigen und geradlinigen Möbeln und den frischgescheuerten Dielen. Die Tapeten waren weiß und grün, wie der Schneeglöckchenstrauß auf dem Tisch mit der leinenen Decke. Durch die offenen Fenster schien die Sonne, daß es fast blendete, und dieselbe schöne Luft, die draußen über die Felder und Weiden wehte, füllte den ganzen Raum. Alles heimelte Rottraut an. In einer solchen Umgebung, schien ihr, müsse alles gesund und schlicht und wahr und fröhlich sein. Und auf alles aufgeprägt waren die Worte, die dieser neuen Umgebung von vornherein den Charakter des Fremdartigen genommen hatten: „Gott segne deinen Eingang."

Als sie herunterkam, standen Björn, Julia und Harry schon ihrer wartend im Speisezimmer. Zum erstenmal saß sie nun mit ihnen an einem Tisch. Sie war sehr still; es gelang bis zuletzt nicht, in ein Gespräch mit ihr zu kommen. Björn ließ sie nach einigen vergeblichen Versuchen in Frieden. Er begriff, daß ihr weh zu Mut sein mußte nach allem, was sie erlebt, und nach dem Abschied, den sie genommen hatte.

Auch er war stiller als gewöhnlich. Es wurde ihm fast schwer, Julias außerordentliche Gesprächigkeit zu ertragen. Er fand, es wäre rücksichtsvoller gewesen, wenn sie weniger lebhaft und weniger vergnügt geplaudert hätte. Und als er sah, daß des jungen Mädchens Gesicht immer abgespannter und nervöser wurde, beschleunigte er die Mahlzeit so viel wie möglich.

Rottraut ging gern auf den Vorschlag ein, sich ein paar Stunden zu ruhen.

„Willst du sie nicht hinaufbringen?" sagte Björn zu Julia. Aber Rottraut wehrte es ihr.

„Bemühe dich doch nicht — ich finde mich sehr gut allein. Wenn du mir nur sagen lassen möchtest, wann ich wieder heruntertommen soll!" Sie nickte freundlich zurück, indem sie aus der Thür schlüpfte wie ein schwarzer Schatten.

Als Björn mit Julia in seinem Zimmer allein war, fragte sie sogleich mit neugieriger Spannung:

„Wie findest du sie, Björn?"

Er antwortete nicht gleich. „Ich habe sie ja kaum gesehen," sagte er endlich ruhig. „Und sie ist noch zu befangen und zu traurig, um aus sich herauszukommen. Aber sie hat einen angenehmen, kindlichen Ausdruck."

„Das freut mich, daß du das findest. Ich mag sie sehr gern. Mir war es ein sehr tröstlicher Gedanke, sie mit her zu nehmen. Ich bin dann nicht mehr so viel allein. Hoffentlich bist du doch wirklich einverstanden mit dieser Einrichtung?"

„Gewiß, Julia. Dein Wunsch allein war schon Grund genug für mich, einverstanden zu sein. Es ist für mich kaum weniger wichtig, als für dich, daß du dich

hier wohl fühlst. Ich werde mich mit ihr schon einrichten, ich bin ja wenig berührt von dieser Veränderung "

Julia sah ihn etwas erstaunt an. Dann fiel ihr ein, daß er im Frühling und Sommer thatsächlich wenig im Hause war und nicht viel von dem neuen Zuwachs merken würde.

„Zunächst wirst du nicht viel von ihr verlangen dürfen," fuhr Björn nach einer Pause fort. „Sie trauert und wird Ruhe und Schonung bedürfen. Thue, was du kannst, ihr beides zu gewähren und ihr den Aufenthalt hier wohlthuend zu machen. Sie wird dann eines Tages um so verständnisvoller und bereitwilliger den Ansprüchen genügen, die du an sie stellst. Willst du mir nun aber nicht von der Verstorbenen erzählen? Es giebt doch gewiß noch allerhand zu besprechen!"

So liebenswürdig und unerschöpflich Julia von anziehenden und angenehmen Dingen zu plaudern verstand, so schnell versiegte ihr der Redequell, wenn es an ernste und traurige Eindrücke ging. Sie nahm nicht viel davon in sich auf, und das Wenige haftete nicht lange; so daß sie also auch nie viel davon wiederzugeben hatte. Björn kannte das und rechnete damit. Er fragte ihr einfach ab, was ihm zu wissen von Wert war. Julia antwortete, so gut sie konnte. Aber hier wie überall, wo es auf ein wärmeres Empfinden ankam, versagte ihr Gemüt. Es war keine Tiefe unter der schillernden Oberfläche.

‚Auf die Erleichterung wohlthuender Aussprachen wird Nortraut verzichten müssen,' dachte Björn bei sich.

Mit einer Absichtlichkeit, die aus logischer Überlegung entsprang, kümmerte sich Björn so gut wie gar nicht um das Thun und Treiben der Frauen in den ersten Wochen. Er wollte, daß sie sich ineinander einrichten sollten, und das geschah am besten ohne einen dritten. — Ohne daß er es sich ganz eingestand, gewährte es ihm eine Erleichterung, daß Julia nun nicht mehr allein auf seine Gesellschaft angewiesen war. Wenn er draußen auf dem Felde beschäftigt war, so benruhigte ihn nicht der Gedanke, daß sie nun schon wieder sehnsüchtig auf ihn warte. War er einmal den ganzen Tag abwesend, was selten genug vorkam, so ließ er sie nicht allein zurück. Sie hatte fortan Gesellschaft und Unterhaltung auch ohne ihn. Eine Menge lästigen Kleinkram, mit dem ihre unselbständige Natur ihn sonst quälte, bekam er nun gar nicht mehr zu hören, weil sie eine andre dafür hatte. Er fühlte sich entlastet und befreit, und es war ihm wohl dabei zu Mut.

Die mancherlei Frühlingsarbeit im Freien füllte um diese Jahreszeit seine Tage immer voll aus. Kam er dann mit sinkender Dämmerung müde nach Hause, so stand sonst Julia meist an der Thür oder am Fenster und erwartete ihn ungeduldig: war wohl gar verstimmt und in Thränen, weil sie sich einsam gefühlt und gelangweilt hatte. Dann mußte er sie trösten und erheitern, ob ihm selbst schon oft nicht heiter zu Mut war. Er bewies dabei immer eine unendliche Sanftmut und Güte. Nie ließ er sie rauh an: keiner, und Julia am wenigsten, ahnte, welche Selbstbeherrschung es ihn kostete, sie zu ertragen und so zu behandeln.

Jetzt, wenn er nach Hause kam, wartete niemand auf ihn mit Thränen und Launen. Er hatte nicht mehr das bedrückende Gefühl, in seinen Kerker zurückzukehren,

wenn er Julias Zimmer betrat. Denn da drin war man jetzt immer frohgemut, trotz der Trauerkleider, und vor allem: man war fleißig.

Rottraut schneiderte und nähte sich ihre einfachen Sommerkleider. Auf irgend eine eben so geräuschlose wie unbegreifliche Weise hatte sie Julia vermocht, ihrerseits für sich Nadel und Faden zu rühren. Julia hatte angefangen, es ihr gleichzuthun, erst aus Neugierde, dann, weil sie sich dem Fleiß der jüngern gegenüber ihrer eignen Unthätigkeit schämte; und schließlich fand sie Gefallen daran. Sie stellte sich herzlich ungeschickt an, aber Rottraut spielte die Lehrmeisterin mit unermüdlicher Geduld und Freundlichkeit, und das erste Lachen, das in diesem Hause von ihren Lippen kam, galt der Unbeholfenheit ihrer großen Schülerin.

Björn, der gerade hereinkommen wollte, hörte dieses Lachen und zögerte noch einen Augenblick vor der Thür. Man lachte so selten in seinem Hause, und er hatte sich immer verantwortlich dafür gefühlt. Nun lachte man ohne sein Zuthun. Es stimmte ihn fast dankbar gegen das fremde Mädchen, das er sich noch kaum ordentlich angesehen hatte. In dieser Stimmung trat er ein.

Julia saß am Fenster, umgeben von allerlei Nähzeug, und sah mit kindlich hilflosem Ausdruck zu Rottraut auf. Die stand vor ihr, mit dem Rücken nach der Thür, lang und schlank, hielt mit beiden Händen ein Stück Zeug ausgebreitet, von dem man noch nicht recht sah, was es werden sollte, und setzte Julia lachend auseinander, daß sie den Ärmel verkehrt eingenäht habe. Bei Björns Eintritt wandte sie sich hastig um; als sie ihn erkannte, wurde ihr Gesicht sofort ernst, fast verlegen: sie setzte sich hin und fing an, den Ärmel auszutrennen. Björn kam näher und sah interessiert auf ihre fleißigen Finger. Dabei empfand er es angenehm, daß Julia es sich ganz abgewöhnt hatte, sofort bei seinem Eintritt auf ihn zu stürzen und ihn mit ihren Zärtlichkeiten zu überschütten.

„Was wird denn das?“ fragte er, auf das blaue Etwas deutend, daran Rottraut trennte.

„Ein Kittel für Harry,“ erklärte Julia.

„Und das?“ fragte er weiter, auf einen dünnen, schwarzen Stoff zeigend, der neben Rottraut auf der Diele lag.

„Davon näht sich Rottraut ein Sommerkleid!“

Björn sah von neuem auf Rottrauts Hände, dann auf ihr gesenktes Gesicht. „Wo hast du das alles gelernt, Rottraut?“ fragte er.

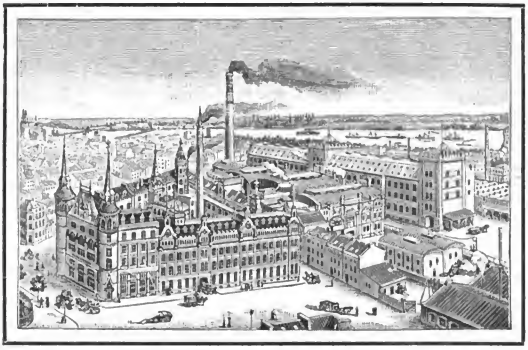
„Zu Hause,“ sagte sie und sah nur flüchtig von ihrer Arbeit auf. „Wir hatten es nötig, unser Leben so einfach und billig einzurichten als möglich. Mutter hat mich alles lernen lassen, was dazu nötig war.“

Björn sah das schmale Kindergesicht gerührt an. „Und nun nimmst du Julia in die Lehre?“

Sie hörte einen Vorwurf daraus und errötete.

„In unsrer Abgelegenheit hier,“ sagte sie entschuldigend, „ist es doch viel praktischer, selbst zu nähen, als sich alles von weit her schicken zu lassen. Was soll man denn auch den ganzen Tag machen —“

Gebr. Stollwerck



Chocoladen- und Zuckerwaren-Fabriken

65 Medaillen.
27 Hofdiplome.

KÖLN.

Dampfmaschinenbetrieb: 1050 Pferdekraft.
Beschäftigt über 2000 Personen.

Für das Ausland gesonderte Fabrik zur Verarbeitung von zoll- und steuerfreiem Rohmaterial.

Zweighäuser in:

Berlin • Breslau • München • Wien • Pressburg • Brüssel
Amsterdam • London • New-York • Chicago.

Als

Kräftigungsmittel

für

Kinder und

Erwachsene

unerreicht!

Herr **Dr. med. Meyer** in **Rotenburg a./Fulda** schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen wandte ich bei einer jungen Dame an, die seit mehreren Monaten an allen gewohnten Mitteln trotzender hochgradiger Bleichsucht litt. **Der Erfolg war ein geradezu ungewöhnlicher.** Alle Beschwerden schwanden in kurzer Zeit, die junge Dame bekam ein blühendes Aussehen und konnte als vollkommen geheilt betrachtet werden. Ich bin Ihnen zu grossem Dank verpflichtet und werde bei Bleichsucht jetzt nur noch Ihr Präparat verwenden."

Herr **Dr. med. Schönfeld-d'Elbée** in **Molschleben** bei Gotha: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich bei einem rhachitischen Kinde **mit so vorzüglichem Erfolge** angewendet, dass das Kind zur Zeit kaum wieder zu erkennen ist."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81,391). Haemoglobin ist die **natürliche**, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chemisch reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0. — Depots in den Apotheken und Droguerien. Litteratur mit Hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich **Dr. Hommel's** Haematogen!

Nicolay & Co., Hanau a. M.,
Zürich u. London.

Adler
Musikwerke

Neue Spieldosen m. auswechselbaren Notenscheiben.
Solide Construction. Schöner Ton.
Im Preise von 10 bis 200 Mk.

Adler-Musikautomaten
von 150 bis 1000 Mark.

Fortuna-Musikautomat
mit Stahlstimmen, Harmoniumstimmen, Trommel u. Triangel,
Grossartige Klangwirkung.

Generalvertrieb durch:

Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig.
Geschäftshäuser: St. Petersburg, Moskau, London.
Illustr. Preislisten über alle Musikinstrumente u. Notenverzeichnisse gratis.

PHOTOCHROM

Photographien in natürlichen Farben

Gesetzlich geschützt. Von **Orell Füssli** in **Zürich** erfunden.

Landschaften ❖ Städteansichten ❖ Volkstypen ❖ Genre.

Gemälde-Reproduktionen. [184

Kataloge versendet gratis die **PHOTOGLOB Co.** in **Zürich.**

Erinnerungen an die Reisezeit!

Sammlung der

Geographischen Monographien

(Land und Leute).

In reich illustrierten, modern ausgestatteten Leinenbänden mit Goldschnitt.

Neueste Bände:

VII.

Deutsche Ostseeküste

Von **Georg Wegener.**

Mit 150 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer Karte.

Enthaltend: **Königsberg — Danzig — Stettin — Lübeck — Kiel — Ostseebäder.**

VIII.

Deutsche Nordseeküste

Von **Hippolyt Haas.**

Mit 166 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer Karte.

Enthaltend: **Hamburg — Bremen — Friesische Inseln — Helgoland — Nordseebäder.**

Preis jedes Bandes: elegant in Leinen gebunden mit Goldschnitt 4 M.

Vordem erschienen:

I. **Thüringen.** Von A. Scobel. Mit 145 Abbildungen und Kartenskizzen . . 3 M.
II. **Cuba.** Von E. Deckert. Mit 96 Abbildungen und Karte . . . . . 3 M.
III. **Norwegen.** Von Prof. Dr. S. Ruge. Mit 115 Abbildungen und Karte . . 3 M.
IV. **Tirol.** Von Max Haushofer. Mit 200 Abbildungen und Karte . . . . . 4 M.
V. **Schweiz.** Von J. C. Heer. Mit 181 Abbildungen und Karte . . . . . 4 M.
VI. **Oberbayern.** Von Max Haushofer. Mit 102 Abbildungen und Karte . . 3 M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Dr. Lahmann's

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Nährsalz-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 3,—
Chocolade pr. 1/2 Kilo ℳ 2,— u. ℳ 1,60
Hafer-Cacao pr. 1/2 Kilo ℳ 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract pr. Topf ℳ 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet ℳ 0,25

käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.

Alleinige Fabrikanten **HEWEL & VEITHEN** in **KÖLN** a. Rh. u. **WIEN.**

Leonhardi's Tinten.

Specielle Copirtinten.

Violett-schwarze Copirtinte.
Leichtflüssig. Giebt nach Monaten und Jahren sicher noch schöne kräftige Copien.

Deutsche Reichs-Copirtinte,
blauschwarz. Nach 8 Tagen copirfähig.

Schwarze Doppel-Copirtinte,
schwarz fliessend. 2—4 Copien.

Non plus ultra Copirtinte
für überseeische Correspondenz. 4—8 Copien.

Buch- und Copirtinten.

Alizarin-Schreib- und Copirtinte.
Anthracen-Schreib- und Copirtinte.

Buch-Schreibtinten.

Alizarin- u. Anthracen-Schreibtinte.
Beste Deutsche Reichstinte.
Schwarze Eisengallustinte.

Aug. Leonhardi, Dresden.
Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826.

Briefmarken.

Hervorragendes Lager von Marken aller Länder bis zu d. grössten Seltenheiten. — Auswahlsendg. für kleine und vorgeschrittene Sammler in jedem Umfange. — Alle Marken verbürgt echt und in bester Erhaltung. Preis billig.

Ernst Stock, Berlin 10,
Briefmarken-Spezialgeschäft.

NB. Bin stets Käufer von Marken aller Länder und ganzen Sammlungen. [289

Dr. Starcke's Sanatorium
Bad Berka b. Weimar i. Thür.
Herrl. Lage. Mässige Preise. Prospekte fr.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELÉE ⁘ KALODERMA-SEIFE
Gesetzlich geschützt unter Nº 12815.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- u. Friseur-Geschäften.

☞ **unbedingt der feinste.**
Proben franco und frei durch das Hauptdepôt
Berlin NW., Schiffbauerdamm 16.

295]

Braut-Seidenstoffe

in weiß, schwarz u. farbig mit Garantieschein für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private porto- und zollfrei in's Haus zu wirkl. Fabrikpreisen. Tausende von Anerkennungsschreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., **Zürich** (Schweiz).

Die Hämorrhoiden.
Ihr Wesen und ihre Heilung.
Tausende **Hilfe** verdanken.
preis M. 1.00
FICKER'S VERLAG. LEIPZIG. 80.

Technikum Hildburghausen für ● Maschinen & Elektrotechniker, ● Baugewerk- & Bahnmeister etc.
Nachhilfecurse. ● Progr. durch d. Herzogl. Director.

Schöner Teint!

Keine Sommersprossen, weisse Hände, kein. Röte, kein. Unreinh., kein. Sprödigkeit u. kein Wundsein d. Haut, kein Fältch. b. Gross u. Klein erzielt m. f. duft. Birkon-Crême (ges. gesch.). Dose 1,50 Mk. Nicht fettend. Nur b. Franz Schwarzlose, Berlin, Leipzigerstr. 56 (Colonnaden).

Dritte neubearbeitete Auflage:

Weltgeschichte in vier Bänden

von **Oskar Jäger.**

Direktor des K. Friedrich-Wilhelmsgymnasiums in Köln.

Mit 1155 Holzschnitten im Text und 77 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck.

In vier eleganten Halbfranzbänden Preis 40 Mark.

I. Band: **Altertum.** | II. Band: **Mittelalter.** | III. Band: **Neuere Zeit.** | IV. Band: **Neueste Zeit.**

Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen. **In Originalband 10 M.**

Die lichtvolle, fesselnde Darstellungsweise und die wissenschaftliche Gründlichkeit, von der Kritik allgemein anerkannte Vorzüge der Jägerschen Weltgeschichte, haben, verbunden mit der gelungenen geschichtlich zuverlässigen Illustrierung in künstlerisch meisterhafter Ausführung, dem Werke eine von Jahr zu Jahr wachsende Beliebtheit und Verbreitung verschafft, und wo in einer Familie sich das Bedürfnis nach einer ausführlichen, dabei aber doch nach Umfang und Preis sich in den Grenzen des Erschwinglichen haltenden Weltgeschichte fühlbar macht, wird man heute zu diesem Werke greifen. Namentlich für die vaterländische Jugend reiferen Bildungsgrades eignet sich das Werk wie wenig andere.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

. . . Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. . . .

Soeben erschienen:

Neueste Politische Karte von

CHINA

Herausgegeben von A. Scobel. Bearbeitet in der Geograph. Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig.

Inhalt:

Karte von China, nebst Korea und Japan	1 : 10	Mill.
Karte von Ostchina, nebst Korea	1 : $7\frac{1}{2}$	„
Peking und Umgebung	1 : $1\frac{1}{2}$	„
Plan von Peking	1 : $\frac{1}{4}$	„
Kiau-Tschou	1 : $1\frac{1}{2}$	„
Canton und Hong-Kong	1 : 2	„
Hauptzufahrtswege nach China	1 : 100	„
Volksdichte von Asien	1 : 80	„
Völkerkarte von Asien	1 : 80	„

Zu beziehen durch **Preis 80 Pfg.** *alle Buchhandlungen.*

Jede Dame kauft

Seidenstoffe, Sammte und Velvets am besten u. billigsten direct v. **von Elten & Keussen** Krefeld, Fabrik und Handlung.

Man schreibe um Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Athmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten ꝛc. . . . . Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) ꝛc. verordnet werden. Fl. M. 1.— und 2.—.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (englische Krankheit) gegeben und unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern . . . . Preis Fl. M. 1.—.

Schering's Grüne Apotheke, Chaussestraße 19. Berlin N.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Klinisches Institut für Schwerhörige
Berlin, Friedrichstrasse 105c.
Dr. med. F. Schmidt. Prosp. frei.

Seele Charakter, Intimes erforscht aus Handschrift (12 Jahre Praxis — Prospekte gratis!): [306
P. P. Liebe, Augsburg.

Kingravieren von Namen in Stahlklingen, Goldschrift, nur 10 Pfg.

Alle Stahlwaren liefere ich auf Wunsch ohne Kosten magnetisch.

Allerneueste illustrierte Preisliste
für das Jahr 1900 (die grösste aller Stahlwaren-Versandgeschäfte)

über alle **Stahlwaren,** Werkzeuge, Haus- und Küchengeräte, opt. Instrumente, Reisszeuge, Glaserdiamanten, Bürsten, Pfeifen, Lederwaren, Albums, Uhren, Uhrketten, Goldwaren, Stöcke, Schirme, Schulranzen, Sensen, Gewehre, Revolver, Jagdgerätschaften in reichhaltigster Auswahl, versende ich auf Wunsch **umsonst und portofrei** ohne Kaufzwang an Jedermann, (aber nicht an Händler).

Im letzten Jahre habe ich 150000 Scheeren fabriziert u. direkt an Private versandt.

Im letzten Jahre habe ich 85000 Rasirmesser fabriziert u. direkt an Private versandt.

Die Stahlwaren mit der Engel's-Marke (eingetr. Schutzmarke) sind ausserordentlich beliebt durch ihre tadellose, unübertreffliche Qualität und trotzdem erstaunliche Billigkeit.

Engelswerk C. W. Engels
Foche 16, bei Solingen.
Grösste Stahlwarenfabrik
mit Versand nur an Private, nicht allein am Platze, sondern überhaupt.
Einziges Versandgeschäft mit wirklichem Fabrikbetrieb hier in Foche.

OTTO RING'S
Syndetikon
Klebt leimt, kittet Alles.

Manche Mark ersparen kann die Hausfrau mit 1 Tube Syndetikon, die für 25 Pf. überall zu haben ist.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Titel der eingesandten Bücher werden in der Regel hier veröffentlicht; Besprechungen einzelner Bücher vorbehalten; auch die nicht besprochenen Bücher können nicht zurückgegeben werden.

Bassermann-Jordan, Dr. Ernst. Die dekorative Malerei der Renaissance am Bayerischen Hofe. Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München.

Benz, Gustav. Wohin sollen wir gehen? Betrachtungen über das Eine, was not thut. Friedrich Reinhardt, Basel.

Bockenheimer, K. G. Festschrift zur Gutenbergfeier in Mainz. Im Auftrage der Festfeier herausgegeben. Mainzer Verlags-Anstalt, A.-G., Mainz.

Boehmer, F. Geschichte der Stadt Rügenwalde bis zur Aufhebung der alten Stadtverfassung (1720). Paul Riekammer, Stettin.

Bollack, Leon. Kurze Grammatik der Blauen Sprache — Bolak. — Verlag der Blauen Sprache, Paris.

Dresden und Umgebung, Malerische Ansichten von. I. Folge. Paul Schimmelwitz, Leipzig.

Erdmann, Gustav Adolf. „Nun aber weiter!" Das Endziel der kaiserlichen Flottenpolitik. R. Herrosé's Verlag (H. Herrosé), Wittenberg.

Festschrift zum VII. Allgem. Deutschen Journalisten- und Schriftstellertag zu Mainz; vom 21.—23. Juni 1900. Mainzer Verlagsanstalt, A.-G., Mainz.

Fischbach, Friedrich. Ursprung der Buchstaben Gutenbergs. Mainzer Verlagsanstalt, A.-G., Mainz.

Fraas, Dr. Eberhard. Die Triaszeit in Schwaben. Otto Maier, Ravensburg.

Friedmann, Dr. med. Die Pflege und Ernährung des Säuglings. J. F. Bergmann, Wiesbaden.

Fuchs, Hermann. Das Elend. Eine soziale Tragödie. (Ca. 140.) F. Ackermann, Weinheim (Baden).

Kleinpaul, Dr. Rudolf. Der Mord von Konitz und der Blutaberglaube des Mittelalters. H. Schmidt & C. Günther, Leipzig.

Kofler-Ritz, Dr. Karl. Die Photographie im Dienste der Himmelskunde und die Aufgabe der Bergobservatorien. Carl Gerold's Sohn, Wien.

Köster, Albert. Festrede zur fünfhundertjährigen Geburtsfeier Johannes Gutenbergs. B. G. Teubner, Leipzig.

Kranken, Wie pflegen wir unsere? Grundriß zur Krankenpflege bei Schwestern, Pflegern, Pflegerinnen und Familien. Von einer Roten Kreuz-Schwester. Elwin Staude, Berlin.

Kutschmann, Th. Geschichte der Deutschen Illustration. Lfg. 6. Franz Jäger, Kunstverlag, Goslar.

Marholm, Laura, Der Weg nach Altötting und andere Novellen. Franz Kirchheim, Mainz.

Mertens, R. Odsteinchabbschlein für den bürgerlichen und feineren Haushalt. Rud. Bechtold & Comp., Wiesbaden.

Nauticus-Schriften: Bd. V. Nauticus, 1900. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin.

Maggi

zum Würzen der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend. Wenige Tropfen genügen!

In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

hervorragendes Kräftigungsmittel

Somatose ist ein Albumosenpräparat und enthält die Nährstoffe des Fleisches (Eiweiss und Salze). Regt in hohem Maasse den Appetit an. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Nur echt wenn in Originalpackung.

Echt ist Dr. E. Weber's **Alpenkräuterthee** nur m. nebenst. Schutzmarke, bewährt seit 1864. In Cart. à M. 1.—, 3 Cart. frc. Nachn. **E. Weber's Thee-Fabrik, Radebeul-Dresd.**

Keine Erkältung!

Gegen

Blosstrampeln

der Kinder während der Nacht hilft allein sicher meine pat. Bettschutzdecke

„Baby's Schutzgeist"

Vollste Bewegungsfreiheit und unbedingter Erfolg garantiert. 1000 Referenzen! Diplom d. Hygien. Ausstellung Düsseldorf. Dubletti passend 1 franco M. 4.50

M. Beldi, Stettin. 8

In eleganter Ausstattung M. 6.—

„Baby's Schutzgeist" ist von 28 hervorr. Zeitschriften auf Wirkung streng gepr. u. wärmstens empf., dar. von „Daheim", „Gartenlaube", „Dies Blatt gehört d. Hausfrau", „Modenwelt" etc. Geld zurück, wenn kein Erfolg!

888 echte **Briefmarken**

enth. 230 Varietäten, wor. Venezuela, Japan, Türkei, Madagascar, Ceylon, Peru, Cap, Guatemala, Réunion etc. für nur **1 Mark.** Porto 20 ₰. Casse vorher. Preisl. gratis. **Alb. Petters & Co., Hamburg.**

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Ompteda, Georg Freiherr von. Die Nadlerin. Geschichten zweier Menschen. F. Fontane & Co., Berlin.

Prugen, Otto. Eine Studien-fahrt. Drei Monate im Ruderboot auf Deutschlands Gewässern. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Schwabe, Georg. Vielleicht? Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Schaw, Dr. C. h. Die Frauenkleidung. Ferdinand Enke, Stuttgart.

Treu, Eva. Glückliche Augen. Novellen. Ernst Keil's Nachf., Leipzig.

Volks- und Jugendspiele, Jahrbuch für. Herausgegeben von C. v. Schenckendorff und Dr. med. F. A. Schmidt. IX. Jahrg. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Wallersee, Maria Freiin von. Eine arme Königin. Roman. (M. 3.50.) F. Fontane & Co., Berlin.

Wanderbilder, Europäische. Nr. 254. Der Kurort Walzenhausen. Nr. 255. Pontresina. Artistisches Institut von Orell-Füßli, Zürich.

Weiß, Berthold. Ein Tag. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Wichert, Rudolf von. Die ewigen Rätsel. Populär-philosophische Vorträge, gehalten im Literarischen Verein zu Baden-Baden. 3. Serie. C. E. M. Pfeffer, Leipzig.

Wlast, Peter. Südafrika. Alfred Schall, Berlin.

Wurzbach, Wolfgang von. Gottfr. Aug. Bürger. Sein Leben und seine Werke. Dieterich'sche Verlagsbuchhdlg., Theodor Weicher, Leipzig.

Buchführung u. Comptoirarbeit. lehrt brieflich schnell u. gründl. Bester Erfolg garantiert. Vorkenntnisse nicht erforderl. Erstes kaufmännisches Unterrichts-Institut „MERCUR" Görlitz. Prospekt u. Probebrief frei.

Preis für Körperlänge bis 175 cm 42 M., bis 187 cm 46 M., grösste 48 M. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 M. Preisl. über alle Badeeinrichtungen kostenfrei.

Moosdorf & Hochhäusler, Fabrik für Badeeinrichtungen. Berlin 107, Köpenicker Landstrasse.

Goldene Staatsmedaille 1899.

Nippe & Pasche, Berlin, Oranienstr. 101/102.

DRGM 37159 Verlang. Sie grat. u. frc. Prosp. über Patent-Möbel. Zusammenlegbar, verstellb. 300/0 im Gebr. Chaiselongue bett Victoria v. 16,50 an.

Davidis

Kochbuch

37. Auflage. Neubearbeitet und herausgegeben von Louise Holle. Mit über 1900 selbstgeprüften Rezepten.

Davidis-Holle's Kochbuch hat sich den Ruf eines Musterkochbuchs erworben; anerkannte Vorzüge desselben: **Zuverlässigkeit, Genauigkeit, Reichhaltigkeit, Sparsamkeit.**

Preis: Broschiert 3 M. 50 Pf., elegant gebunden 4 M. 50 Pf.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Velhagen & Klasings

MONATSHEFTE

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Septemberheftes:

	Seite
Rokoko im deutschen Süden. Von Fritz von Ostini-München. Mit einer Kunstbeilage, einem Einschaltbild und vierunddreißig Textabbildungen zum Teil in Aquarell- und Tondruck	1
Psyche. Roman von Richard Voß. (Forts. folgt)	27
Mädchenlied in der Sommernacht. Gedicht von Gustav Falke	48
Hummern, Krebse und Konserten. Von Castor. Mit Vignetten von W. von Debschitz und elf Abbildungen in Buntdruck nach Photographien	49
Marie von Ebner-Eschenbach. Zum siebzigsten Geburtstage. Von Dr. Richard M. Meyer-Berlin	57
Wie ich Marie von Ebner-Eschenbach kennen lernte. Von Hermine Villinger. Mit fünf Abbildungen nach Photographien	61
Ma. Ein Porträt von Lou Andreas-Salomé (Forts. folgt)	65
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Wie heute Berggemeinden untergehen. Von Peter Rosegger-Graz. Mit dem Bilde und Geburtshaus P. Roseggers	85
Beim Lebensfest. Gedicht von Emil Prinz Schoenaich-Carolath	88
Miez und Maunz. Von Christian Schwarzkopf. Mit zehn Abbildungen nach Originalzeichnungen von Julius Adam	89
Heimkehr. Gedicht von Frida Schanz	95
Aus dem Theaterleben der Vorstadt. Erinnerungen von Julius Stinde. I. Mit dem Jugendbildnis des Verfassers	96
Die Töchter der Salome. Gedicht von Carl Bulcke	102
Hochsommer. Gedicht von Georg Busse-Palma. Illustriert von B. Löffler	103
Ausverkauf. Gedicht von Victor Blüthgen. Mit Vignette von H. Hirzel	104
Wanderer Sturm. Gedicht von Anna Ritter. Mit Vignette von B. Löffler	104
Drei Tage im Stubai. Von Georg Freiherrn von Ompteda. Mit zwölf Abbildungen in Tondruck nach Originalaufnahmen des Verfassers	105
Der Feldzug der Alliierten im Jahre 1860 und die gegenwärtige Lage in China. Von Otto von Oestrich. Mit einer Abbildung des zerstörten Sommerpalastes	113
Neues vom Büchertisch. Von Heinrich Hart	120
Zu unsern Bildern. Professor O. Eckmann. — Der Große Kurfürst auf dem Sparenberge bei Bielefeld. Von F. Schaper. — Moderne Teppiche. — Auf der Weltausstellung preisgekrönte Skulpturen von P. Breuer und R. Diez. — Der offizielle Katalog der Weltausstellung. — Kleinkunst auf der Weltausstellung	124

Kunstbeilagen:

Natur. Polychrome Statue von E. Barrias (Pariser Weltausstellung 1900). Faksimiledruck	Titelbild.
Der Frühling. Porzellanfigur der Königl. Bayerischen Porzellan-Manufaktur zu Nymphenburg. Faksimiledruck	zw. 24 u. 25

Einschaltbilder:

Standbild im Schloßgarten zu Nymphenburg. Nach einer Photographie. Tondruck	zw. 16 u. 17
Bildnis des Afrikaforschers Eugen Wolf. Nach dem Gemälde von Franz Stuck. Tondruck	zw. 32 u. 33
Iris. Nach dem Gemälde von Ludwig von Hofmann. Tondruck	zw. 48 u. 49
Im Grunewald. Nach dem Gemälde von Walter Leistikow. Tondruck	zw. 64 u. 65
Der Dorfgeiger. Nach dem Gemälde von Hans Thoma. Tondruck	zw. 72 u. 73
Bildnis der Gräfin Clemens-Schönborn. Nach dem Gemälde von Moritz Röbbecke. Tondruck	zw. 80 u. 81
Mutter und Sohn. Nach dem Gemälde von Heinrich Zügel. Tondruck	zw. 96 u. 97
Kronos. Nach der Skulptur von Josef Rosteck. Tondruck	zw. 112 u. 113

Selbständige Textbilder, Studien, Skizzen etc.:

Fischzug. Nach dem Gemälde von Gustav Schönleber	37
Miß Grant. Nach dem Schwarzkunstblatt von Hubert Herkomer	41
Dorfstraße. Kreidestudie von Max Liebermann	45

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Elfter Band. Nr. 1.
Thönerne Füße. Roman von Agnes Harder. (Forts. folgt.)

*) In der 1900. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter **Nummer 7782** eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: Chr. Frös in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

wohlschmeckend.

Garantiert rein. ● Schnell-löslich.

Dosen	1/2	1/4	1/8	Ko.
Mk.	2.40.	1.25.	0.65.	

Verkaufsstellen durch Firma-Schilder kenntlich.

Als Kräftigungsmittel für Kinder und Erwachsene unerreicht!

Herr **Dr. med. Alfred Steuer** in **Biala** (Galizien) schreibt: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich **mit vorzüglichem Erfolge** angewendet und zwar in 2 Fällen von Rhachitis bei Kindern von $^1/_2$ bezw. 1 Jahr, ferner bei einem bleichsüchtigen Mädchen von 15 Jahren, einer Reihe von Anämien, sowie Appetitlosigkeit und ähnlichen Zuständen und bei einem Neurastheniker von 43 Jahren. **In sämtlichen Fällen hob sich der Appetit rapid**, die Ernährung besserte sich täglich und damit wurde der Kräftezustand ein sehr guter."

Herr Sanitätsrat **Dr. med. Nicolai** in **Greussen** (Thüringen): „Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass Dr. Hommel's Haematogen speciell bei Lungenschwindsüchtigen von **ausgezeichnetem und überraschendem Erfolge** war. Ich werde es gerne empfehlen, da meine Empfehlung aus voller Überzeugung stammt."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist 70,0 concentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. No. 81,391). Haemoglobin ist die **natürliche**, organische Eisen-Eiweissverbindung der Fleisch-Nahrungsmittel. Geschmackszusätze: chemisch reines Glycerin 20,0. Malagawein 10,0. — Depots in den Apotheken und Droguerien. Litteratur mit Hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich **Dr. Hommel's** Haematogen!

Nicolay & Co., Hanau a. M.,
Zürich u. London.

Echter Portwein.

à Fl. ($^3/_4$ Ltr.) **M. 1.25** incl. Glas.

Probesendung von **3 Fl. M. 4.25** franko Nachn.
Tausende Anerkennungen. **Garantie: Zurücknahme.**

J. G. Heintzen, Westerstede S in Oldbg.
Weinimport. Gegründet 1863.

Lassen Sie sich Seiden-

stoffmuster kommen von der

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Zürich (Schweiz),

Kgl. Hoflieferanten.

Unerreichte Auswahl in Foulards-Seidenstoffen, als auch weiße, schwarze und farbige Seide jeder Art. An Private porto- und zollfreier Versandt zu billigsten Engros-Preisen. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

[464

Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Dr. Lahmann's

Nährsalz-Cacao pr. $^1/_2$ Kilo ℳ 3,—
Chocolade pr. $^1/_2$ Kilo ℳ 2,— u. ℳ 1,60
Hafer-Cacao pr. $^1/_2$ Kilo ℳ 2,—
Pflanzen-Nährsalz-Extract pr. Topf ℳ 1,70
Nährsalz-Hafer-Biscuits pr. Packet ℳ 0,30

käuflich in allen Apotheken, sowie besseren Droguen-, Delicatess- und Colonialwaaren-Handlungen.

Alleinige Fabrikanten **HEWEL & VETTHEN** in **KÖLN a. Rh. u. WIEN.**

Seidenstoffe Sammte, Velvets f. Kleider, Blusen, Besatz liefern direkt an Private Fabrik u. Handlung **Krefeld.** **von Elten & Keussen,**

Man verlange Muster unserer großen Auswahl mit Angabe des Gewünschten

Blooker's cacao

obgleich Getränk, kommt in seiner Ausnutzung in den Verdauungsorganen den feinen Brotsorten gleich, besitzt mithin **als Getränk** eine **immens nährende Kraft.**

Weitere Auskunft ertheilt das Hauptdepôt Berlin NW., Schiffbauerdamm 16.

(Neueste Verdauungsversuche von Prof. Dr. J. Forster in Strassburg i. Els.)

Leonhardi's Tinten.

Copirtinten.
Schreib-und Copirtinten.
Buchtinten.
„Xtral" (stets flüss. chin. Tusche), vollkommener Ersatz für **chines. Stücktusche.**
Unverwaschbare Ausziehtuschen in 42 Farben.
Flüss. Leim und Gummi.
Autographie- u. Hectographentinte, Hectographen-Blätter und -Masse.
Stempelfarben. ◆ Stempelkissen.
Wäschezeichentinten. Tintentod.

Aug. Leonhardi, Dresden,
Chem. Tintenfabriken, gegr. 1826,
Erfinder und Fabrikant der weltberühmten
Alizarin-Schreib- und Copirtinte,
leichtflüssigste, haltbarste und tiefschwarzwerdende Eisengallustinte, Klasse I.

D.R.M.S.No 15982.

Billige Heizung für Kirchen.

Neuer Füllofen für Coaks

von

Leprince & Sieveke in **Herford,** Westfalen

(D. R.-Patent Nr. 40724).

Die Erwärmung der Kirchen, sowohl die Beschaffung der Öfen als auch namentlich deren Heizung ist erstaunlich billig. — Es ist dadurch auch den minder gut situirten Gemeinden Gelegenheit gegeben, ihre Kirchen zu heizen. — Die Öfen bedürfen nicht des störenden Nachlegens, die einmalige Füllung — für 16 Stunden — reicht zur Erwärmung vollständig aus. — Schornsteinanlagen sind nicht zwingend erforderlich. — Zahlreiche Zeugnisse von Kirchengemeinden, Zeichnung und Preiskourant stehen zu Diensten.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Redaktion behält sich den Titelabdruck der eingehenden Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Recensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Albanus, Dr. Das Not-Testament, das Privat-Testament und das Militär- und Marine-Testament. Im Selbstverlag des Verfassers, Delitzsch.

Bergener, Oswald. Wilde Rosen. Novellen. August Hoffmann, Leipzig.

Bericht über die 53. Hauptversammlung des Evangel. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung, abgehalten in Königsberg. Im Selbstverlag des Centralvorstandes des Evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung, Leipzig.

Beyer, Karl. Swinegelgeschichten. Wilhelm Süßerott, Berlin.

Carli, Taute. Niko, das brasilianische Urwaldäffchen. Eine wahre Geschichte. Verlag der „Südamerikanischen Rundschau, Berlin.

Chun, Carl. Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Lfg. 9—12. Gustav Fischer, Jena.

Clasen, Walther. Sociales Ritterthum in England. Ein Reisebericht. C. Boysen, Hamburg.

Conz, G. Zeichenschule. Otto Maier Ravensburg.

Dosseln, Dr. Franz. Von den Antillen zum fernen Westen. Gustav Fischer, Jena.

Dreyfuß, Albert. Feste in Moll. Verlag der Deutsch-französischen Rundschau, München.

Dufkmeyer, Friedrich. Einer für alle. Tragödie. Staegmeyr'sche Verlagshandlung (Ant. Carl Staegmeyr), München.

Einzeldarstellungen, kunstgeschichtliche. Von Adolf Philippi. 5. Bd. Rubens und die Flämländer. E. A. Seemann, Leipzig.

Encyklopädie der Photographie. Heft 7 und 9. Die Mißerfolge in der Photographie und die Mittel zu ihrer Beseitigung. I. Heft. Das Negativ-Verfahren; II. Teil. Das Positiv-Verfahren. Von Hugo Müller. Wilhelm Knapp, Halle a. d. S.

Ethelmer's, Elli. Wo kam Brüderchen her? Deutsch von Hanna Bieber-Boehm. Verlag des „Vereins Jugendschutz", Berlin.

Fischer-Lette, Marie. Jesus rief mich. Gedichte. Kommissions-Verlag von Ernst Rötger, Kassel.

Frommel-Gedenkwerk, Das. 3 Bde. Briefe aus Amt und Haus. 1849—1886. Herausgegeben von Amalie Frommel. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Gauer, Bertha. Aus verborgenem Schacht. Gedichte. Kommissionsverlag von Glaser & Sulz, Stuttgart.

Göschen, Sammlung, Italienische Litteraturgeschichte. Von Dr Karl Vossler. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Haberkern, Hedwig. Zwei Wege zum Licht. Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig.

Hausshofer, Max. Lebenskunst und Lebensfragen. Otto Maier, Ravensberg.

Heigel, Karl von. Die neuen Heiligen. Otto von Huth, Potsdam.

Herrmann, Max. Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Festaufführungs- und Bühnengeschichte. Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin.

Hermens, Consistorialrat. Dr. Die Reformation, ihre Begründer und Förderer. Graphischer Kunstverlag, Berlin.

Holm, Korfiz. Mesalliancen. Albert Langen, München.

Huch, Rudolf. Teufelsliß. Eine Geschichte aus alter Zeit. Georg Heinrich Meyer, Heimatsverlag, Berlin.

Huggenberger, Josef. Accorde. Lieder. G. Franz'sche Hofbuchhandlung, Hermann Lukaschik, München.

Janka, B. Alt Prag. B. Kodi, Prag.

Jogn, Lyrik. I. Teil. Kunst-Verlag. B. Kodi, Prag.

Kögel, Rudolf. Gedichte. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung, Halle a. S.

Kenigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung.)

Kraepelin, Dr. Karl. Naturstudien im Garten. Blaubeeren am Sonntag Nachmittag. Ein Buch für die Jugend. B. G. Teubner, Leipzig.

Krufe, Johannes. Schwarzrodesser. Holsteinische Gestalten und Geschichten. Georg Heinrich Meyer, Berlin.

Kunststätten. Berühmte. Nr. 7. Brügge und Ypern. Von Henri Hymans. E. A. Seemann, Leipzig.

— Berühmte. Nr. 8. Prag. Von J. Neuwirth. E. A. Seemann, Leipzig.

Lehmann, Rudolf. Erziehung und Erzieher. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Lieberbuch, Unser. Die beliebtesten Kinderlieder, ausgewählt von Friedericke Merck, illustriert v. L. v. Zumbusch, für Kinderstimmen gesetzt von Fritz Botbach. B. Schotts Söhne, Mainz.

Lienhard, Fritz. Heiden. Bilder und Geschichten. Georg Heinrich Meyer, Berlin.

Lindenberg, Paul. Fritz Vogelsangs Kriegsabenteuer in China 1900. Ferd. Dümmlers Verlagsbuchh., Berlin.

Liszt's Briefe, Franz. V. Bd. Franz Liszt's Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. 2. Teil. Herausgegeben von La Mara. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Lobde, Gabriele. Der Jäger von Kominten. Epos. Ed. A. Trapp, Dresden.

Löwy, Emanuel. Die Naturwiedergabe in der älteren griechischen Kunst. Ermanno Loescher & Co., Rom.

Lucas, Agnes. Die kleine Puppenschneiderin. Liliput-Ausgabe. Otto Maier, Ravensburg.

Lüsebrink, Friedrich. Patriotische Gedichte für vaterländische Feste in Haus, Schule und Vereinen. Im Selbstverlage des Verfassers, Uerdingen a./Rh.

Lüsen, F. Gedankensplitter, Erlebnisse und Einbrücke. R. Lechner (Wilh. Müller), Wien.

Malhahn, E. von. Das heilige Blut. Erzählung aus der Reformationszeit Mecklenburgs. Fr. Bahn, Schwerin i./M.

Marschall, William. Zoologische Plaudereien. A. Twietmeyer, Leipzig.

Matthes, M. Wignon. Goethes Herz. Ein Seelenausschluß. W. Friedrich, Leipzig.

Menura, Justinus. Fable Blätter. Skizzen. C. Pierson's Verlag, Dresden.

Meschwitz, Heinrich. Boxer und Blaujacke. Eine Kriegsgeschichte aus China. Alexander Köhler, Dresden.

Meyer, Dr. Ulrich Wolfhold. Oberitalienische Frührenaissance. Bauten und Bildwerke der Lombardei. 2 Teile. Wilhelm Ernst & Sohn, Berlin.

Meyer, Dr. M. Wilhelm. Die Königin des Landes und ihr Reich. Astronomische Unterhaltungen. Salon Bibliothek, k. u. k. Hofbuchhandlung K. Prochaska, Teschen.

Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1901. Bibliogr. Institut, Leipzig.

Meyers Reisebücher. Griechenland und Kleinasien. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Möbius, P. J. Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Carl Marhold, Halle a./S.

Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit Andreen von Prof. Dr. Ed. Heyd herausgegeben Bd. XIII. Mirabeau. Von Prof. Dr. H. Friedmannsdörfer. Mit 4 Beilagen, 1 Faksimile und 93 Abb. (M. 4.—) Belhagen & Klasing, Bielefeld.

Montaigne, Ausgewählte Essays. Deutsch von Emil Kühn. Bd. 1—4. J. H. Ed. Heid (Heid & Mündel), Straßburg.

Müller, F. Max. Alte Zeiten, alte Freunde. Lebenserinnerungen. Deutsch von H. Groschke. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

Müller, Sigmund. Römische Reminiscenzen und Profile. Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur, Berlin.

Muralt, Lily von. Unbewußter Einfluß. Eine Erzählung für Backfischchen. Art. Institut Orell Füßli, Zürich.

Preis für Körperlänge bis 170 cm [illegible] bis 187 cm 46 M., größte 48 M. ab Fabrik. Dampferzeuger 10 M. Preisl. über alle Badeeinrichtungen kostenfrei.
Moosdorf & Hochhäusler,
Fabrik für Badeeinrichtungen.
Berlin 107, Köpenicker Landstrasse
Goldene Staatsmedaille 1899.

Nerven- und Magenkranke!
Leset Sie 15. Auflage von [460
Gesunder Schlaf.
Bahandlung der **Schlaflosigkeit** und ihre **Folgen** ohne narkotische Arzneien,)
Von Universitätsprofessoren und regierenden Fürsten warm empfohlen.
In 8 Tagen über 1000 Exemplare vergriffen.
Sicherer Erfolg!
Preis Mk. 1.50 in Briefmarken durch
Dr. Didier, Pforzheim, D.

Hervorragendes Kräftigungsmittel

Somatose ist ein Albumosenpräparat und enthält die Nährstoffe des Fleisches (Eiweiss und Salze). Regt in hohem Maasse den Appetit an. Erhältlich in Apotheken und Drogerien. Nur echt wenn in Originalpackung.

Musenalmanach, Marburger Studenten. Herausgegeben von E. Thesing und W. Lehmus. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Musiker, Berühmte. Peter Iljitsch Tschaikowsky. Von Iwan Knorr. Verl.-Eig. „Harmonie", Berlin.

Netto, C. u. G. Wagener. Japanischer Humor. F. A. Brockhaus, Leipzig.

Neumann, Paul. Rieder mit dem Reißnagel. Hermann Walther (Friedrich Bechly), Berlin.

O. M. v. Seines Bruders Blut. Eine Geschichte aus Armeniens Leidenstagen. Fr. Bahn, Schwerin i./M.

Oberländer, Der Lehrprinz. Ein Führer für angehende Jäger. J. Neumann, Neudamm.

Oehninger, Friedrich. Geschichte des Christentums in seinem Gang durch die Jahrhunderte. Carl Jirsch, Emmishofen (Schweiz).

Otto von Berthold. Lehrgang der Zukunftsschule nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer dargestellt. K. G. Th. Scheffer, Leipzig.

— Fürst Bismarcks Lebenswerk. Den Kindern und dem Volke erzählt. K. G. Th. Scheffer, Leipzig.

Panfu, Alfred Rieb. Eine Erzählung für die christliche Welt. Deutsch von E. von Feilitzsch. C. Schaffnit, Düsseldorf

Pappenheim, A. Gräfin zu. Unter dem Johanniterkreuz. Verlag der Buchhandl. der Berliner Stadtmission, Berlin.

Pfeifer, Martin. Armin. Eine Sammlung patriotischer Aufführungen für höhere Schulen, Seminare und Vereine. Oskar Bonde, Altenburg.

Pfingst-Dichtung, Dr. Julius von. Napoleon I. Revolution und Kaiserreich. J. M. Spaeth, Verlag, Berlin.

Platen, Graf August von. Morgen- und Abend-Betrachtungen. Ph. L. Jung, München.

Plattau, Anna. Das Buch der Frau. Ein Ratgeber für die deutsche Frau. J. J. Arnd, Leipzig.

Pochhammer, Paul. Dantes Göttliche Komödie in deutschen Stanzen frei bearbeitet. B. G. Teubner, Leipzig.

Pöhl, Ed. Modernes Schnaps und andere Wiener Skizzen. Robert Mohr, Wien.

Preindlsberger-Mrazovic, Milena. Bosnisches Skizzenbuch. Landschafts- und Kulturbilder aus Bosnien und der Herzegowina. A. Pierson's Verlag, Dresden.

Prem, Dr. S. M. Goethe. Ed. Bartigs Verlag, Emil Hoppe, Leipzig.

Préhoft, Marcel. Pariser Ehemänner. Albert Langen, München.

— Lea. Albert Langen, München.

Protestantismus, Der, am Ende des XIX. Jahrh. in Wort und Bild. Herausgegeben von Pastor C. Werdsbagen. Verlag Wartburg (Inh. Werner Verlag, G. m. b. H.), Berlin.

Rauch, Elsa von. Das herrschaftliche Dienstmädchen. Praktische Ratschläge. Hugo Steinitz, Verlag, Berlin.

Reh, Eugen. Galerius. Schauspiel. Im Selbstverlage des Verfassers zu Neutomischel.

Reimann, Prof. Dr. Heinrich. Musikalische Rückblicke. 2 Bde. Berl.-Sek. „Harmonie", Berlin.

Reinecke, Carl. „und manche liebe Schatten steigen auf". Gedenkblätter an berühmte Musiker. Gebr. Reinecke, Leipzig.

Reuper, Julius. Wahre Geschichten. Bilder aus dem Leben für jung und alt. Carl Flemming, Glogau.

Riemann, Hugo. Geschichte der Musik seit Beethoven. W. Spemann, Berlin.

Riemer, F. Bastor. Nicht vergeblich! Erfahrungen aus dem Amt und aus dem Leben. Verlag der Buchh. der Berliner Stadtmission, Berlin.

Rode, Karl. Christinus von der Koedoe-Drift. Erzählung aus dem letzten Boerenkriege. E. Kempe, Leipzig.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

Ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht, sowie Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen.

Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

Photogr. Apparate

in bester Ausführung schon von M. 10.— an

und sämmtl. Zubehör zu billigsten Preisen. — Katalog mit Probebildern gratis. —

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Nippe & Pasche, Berlin, Oranienstr. 101/102.

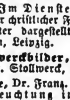
DRGM 37169

Verlang. Siegrat. u. frc. Prosp. über Patent-Möbel. Zusammensetzbar, verstellb. 30/60 cm

Gebr. Chaiselongueubett Victoria v. 16,50 an.

Graue Haare

erhalten ihre ursprüngliche Farbe von Blond, Braun oder Schwarz sofort dauernd waschecht wieder durch mein unschädliches und unübertroffenes Mittel „Kinoir“ (gesetzlich geschützt). Karton 1 Mark (1 Jahr ausreichend.) Nur in Berlin, Leipzigerstra-se 56 (Colonnaden). 342] **Franz Schwarzlose.**



Echt ist Dr. E. Weber's Alpenkräutherthee

nur m. nebenst. Schutzmarke, bewährt seit 1864. In Cart. à M. 1.—, 3 Cart. frc. Nachn. **E. Weber's Thee-Fabrik, Radebeul-Dresd.**

ewigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung.)

ogge, D. Bernhard. Das Buch von den preußischen Königen. Carl Meyer (Gustav Prior), Hannover.

ohleder, Theodor. 144 Gleichnisse aus der Gegenwart und für die Gegenwart. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

ohrbeck, Friederike. Durchs Herz. Gedichte. Caesar Schmidt, Zürich.

oland, Emil. Gedichte Schulzesche Hofbuchhandlung u. Hofbuchdruckerei (A. Schwartz), Oldenburg.

ollet, J. Schatten. Ernstes und Heiteres. E. Pierson's Verlag, Dresden.

omane, Kleine, aus der Völkerwanderung. Bd. XII. Stilicho. Histor. Roman aus der Völkerwanderung. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

osen, Franz. Der Mönch von St. Blasien. E. Pierson's Verlag, Dresden.

üdiger, M. Durch tiefe Wasser. Roman. Fr. Bahn, Schwerin i./M.

umpe, Dr med. Robert. Wie das Volk denkt. Aerztl. Anschauungen über Gesundheit und Krankheit. Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

uskin, Methode. Der wissenschaftlich gebildete Mann. Handbuch zur Aneignung eines umfassenden universellen Wissens. Bfg. 1—7. Bonneß & Hachfeld, Potsdamm.

alus, Hugo. Reigen. Albert Langen, München.

— — Susanna im Bade. Albert Langen, München.

alzmann, Chr. Gottl. Der Himmel auf Erden. Th. L. Jung, München.

amosch, Siegfried. Spanische Kriegs- und Friedensbilder. Sechs Streifzüge jenseits der Pyrenäen. J. C. C. Brun's Verlag, Minden i./W.

ardemann. Das Amt der dienenden Liebe. Apostelgesch. 6, 1—7. Ernst Röttger, Kassel.

chang, Fritz. Herdfunken. Neue Sprüche und Singedichte. (M. 1.20.) Belbogen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

charlau, Willy. Ebbe und Flut. Zwei Stücklein. E. Pierson's Verlag, Dresden.

chauwalter, Superintendent und Pfarrer Stengel. Drei Predigten bei der 53. Hauptversammlung des Ev. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung, in Königsberg gehalten, und zwei Ansprachen in den Kindergottesdiensten. Im Selbstverlage des Centralvorstandes des Evangel. Vereins der Gustav Adolf-Stiftung, Leipzig.

eerbart, Paul. Tarub. Bagdads berühmte Köchin. Ein arabischer Kulturroman. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

cheffel, Jos. Victor von. Gedenkbuch über stattgehabte Einlagerung auf Castell Tobino. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

chiller, Hermann. Weltgeschichte. Von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. W. Spemann, Berlin.

chilling, Dr. med. Fr. Wie befreite ich mich von meiner Nervosität? A. F. Schöffel's Verlag, Leipzig.

chmidt's, Maximilian, Gesammelte Werke. Volksausgabe, 11. Bd. 1. Teil u. 12. Bd. 2. Teil. Hamburger Geschichten. Unsühn & Laublin, Neutlingen.

chneller, Ludwig. Aus meiner Reisetasche. Wanderbuchnotizen aus Palästina. Kommissionsverlag von H. G. Wallmann, Leipzig.

chönberger, Käthe. Reiterinnen und Radlerinnen. Harmonie, Verlags-Gesellschaft für Litteratur und Kunst, Berlin.

chrift, Ernst. Um freien Glauben. Erzählung aus Südrußland. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin.

chuhmacher, Tony. Was ich als Kind erlebt. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

chuster, Hermann. Von Lenz zu Herbst. Gedichte. Hermann Haade, Leipzig.

chweizerbilder-Kalender für 1901. E. Lauterburg, Bern.

eckler, F. Weltgeschichte. In Wort und Bild dem Volke dargeboten. Carl Hirsch, Konstanz.

eidels, Heinrich. Erzählende Schriften. Bfg. 47—53. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart.

ienkiewicz, Henryk. Sturmflut. Historischer Roman. O. Gracklauer, Leipzig.

impson, Thor M. B. Der Liebesleben des Herrn oder die tieferen Lehren in dem Hohenliede Salomonis. Ernst Röttger, Kassel.

onnenstein, Hellmuth Prinz von. Sonnenlieder. Gedichte. Gebrüder Böhm, Kattowitz.

pättgen, Doris Freiin von. Glücksspiel. Roman. E. Pierson's Verlag. Dresden.

pieß, Philipp. Kurt Hartmuts Glück und Elend. Erzählung aus dem alten Heidbronn. Eugen Salzer, Heidbronn.

tangen, Eugen. Dunkelflammen. Neue Gedichte. Caesar Schmidt, Zürich.

taubs' Bilderbuch, J. Gebr. Künzli, Zürich.

tein, H. Ein Weihnachtsabend im Hause Luthers. Dramatisches Spiel in 5 Scenen für evangelische Lehrlings- und Jünglingsvereine. A. Herrosé's Verlag (D. Herrosé), Wittenberg.

ternberg, Adalbert Graf. Meine Erlebnisse und Erfahrungen im Boerenkriege. Georg Reimer, Berlin.

terneck, Admiral Max Freih. von. Erinnerungen aus den Jahren 1847/1897. Herausgegeben von seiner Wittwe. A. Hartleben's Verlag, Wien.

tillfried, Felix. Hack und Plück. Geschichten. Hermann Koch, Rostock.

tröder, Karl. Aus dem Altmühlthale. Ernste und heitere Erzählungen. Herausgegeben von Peter Diehl. C. Bertelsmann, Gütersloh.

tückl, Helene. Novellen. Albert Goldschmidt, Berlin.

— — Im Dienste des Herrn. Lebensbilder christlicher Frauen für Deutschlands Töchter dargestellt. Ferdinand Hirt & Sohn, Leipzig.

tollwerckbilder, Sammelalbum Nr. 4. Gebr. Stollwerck, Köln a. Rh.

tolze, Dr. Franz. Die Stellung und Beleuchtung in der Landschafts-Photographie. Wilhelm Knapp, Halle a. S.

traßburger, Egon Hugo. Lieder für Kinderherzen. E. Pierson's Verlag, Dresden.

trauß, Rudolph. Die thörichte Jungfrau. Roman. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Stuttgart.

ydow, Johanna von. Jahrbuch für die Offizierfrau. 1901. 1. Jahrgang. Verlag des „Deutschen Offizierblattes“, Gerhard Stalling Verlagsbuchhandlung, Oldenburg i./Gr.

yrutschek, Julius. Der Bachernjäger. Eine Dichtung aus den südsteierischen Bergen. E. Pierson's Verlag, Dresden.

hompson, Emil Seton. Bingo und andere Tiergeschichten. Mit 200 Illustrationen. A. S. Pötschel & Trepte, Leipzig.

ille, Dr. Alexander. Aus Englands Flegeljahren. Carl Reißner, Dresden.

ins, Johanna. Allerlei Gütigkeiten. 300 bewährte Recepte. Eugen Twietmeyer, Leipzig.

— Allerlei pikante Speisen. 285 erprobte Recepte. Eugen Twietmeyer, Leipzig.

romman, Ferdinand. Preußen unter der Königsfrone. Ferdinand Hirt, Breslau.

rübwaffer, Josef. Chrysos. Märchendrama. E. Pierson's Verlag, Dresden.

ucker, Adolf. Die Madonna. Bearbeitet von Theodor Schreiber. Mit 6 Tafeln in Heliogravure und 531 Textabbildungen. J. J. Weber, Leipzig.

erdyk du Vernois, J. v. Im Hauptquartier der II. Armee 1866. Emil Siegfried Mittler & Sohn, Berlin.

ievordt, Henrich. Fresken. Neue Dichtungen. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

illinger, Hermine. Allerlei Leute. Geschichten. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

olksbücher der Gesundheitspflege. Herausgegeben von Prof. Dr. Hans Buchner. Gesundheitspflege im Kindesalter. Von Dr. med. Joseph Trumpp. Gesundheitspflege für Mütter und junge Frauen. Von Dr. med. Oscar Schoeffer. Ernst Heinrich Moritz, Stuttgart.

Monographien zur Weltgeschichte

Herausgegeben von

Ed. Heyck u. A.

Neuester Band 14:

Festschrift zur
200jähr. Jubiläumsfeier
des preussischen Königtums

Friedrich I.

und die Begründung des preussischen Königtums

Von Professor Dr. Ed. Heyck.

Mit 153 Abbildungen. Preis 3 Mark.

1. Die Mediceer — 152 Abb. 3 M.
2. Königin Elisabeth von England — 114 Abb. 3 M.
3. Wallenstein — 154 Abb. 3 M.
4. Bismarck — 242 Abb. 4 M.
5. Kaiser Maximilian I. — 146 Abb. 3 M.
6. Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum. — 140 Abb. 3 M.
7. Die Wiedertäufer. — 99 Abb. 3 M.
8. Venedig als Weltmacht u. Weltstadt — 163 Abb. 4 M.
9. Alexander d. Grosse — 86 Abb. 3 M.
10. Pharaonenreich — 163 Abb. 4 M.
11. Mirabeau — 98 Abb. 4 M.
12. Die Kreuzzüge und das heilige Land — 167 Abb. 4 M.
13. Die Erfindung der Buchdruckerkunst — 115 Abb. 4 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung)

Voß, Richard. Psyche. Roman. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Wagner, Richard. Das Evangelium der Verachtung. Sociale Satyre. Wilhelm Friedrich, Leipzig.

Wandsbecker Bote, Der. Matthias Claudius. Lebensbild und Auswahl der schönsten Blätter aus seiner Botentasche, dem deutschen Christenvolke dargeboten von Joh. Wilschmann. Verlag der Niederlage des Vereins zur Verbreitung christlicher Schriften im Königreich Sachsen, Dresden.

Warncke, Paul. Snurrig Lüd. Snatsche Snurren ut Stadt un Land. R. Voigtländers Verlag, Leipzig.

Wäschke, Hermann. Paschtewwer Geschichten. Paul Scheitlers Erben, Cöthen (Anhalt).

Weber, Emil. Neue Märchen. Eine Sammlung für Erwachsene. Franz Wunder, Göttingen.

— Neue Märchen für die Jugend. Franz Wunder, Göttingen.

Weber, Pfarrer Lic. Deutsch-Evangelisches Jahrbuch für 1901. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin.

Wedekind, Frank. Marquis von Keith. Schauspiel in 5 Aufzügen. Albert Langen, München.

Weigelt, Prof. Dr. Curt. Vorschriften für die Entnahme und Untersuchung von Abwässern und Fischwässern, aufgestellt von einer wissenschaftlichen Kommission des Deutschen Fischerei-Vereins nebst Beiträgen zur Beurteilung unserer natürlichen Fischgewässer. Verlag des Deutschen Fischerei-Vereins, Berlin.

Weltbrecht, Carl. Schiller und die deutsche Gegenwart. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Weltschinger, Henry. Mirabeau in Berlin als geheimer Agent der französischen Regierung 1786—1787. Heinrich Schmidt & Carl Günther, Leipzig.

Wendland, Robert. Der Arzt. Erzählungen. Verlag der Buchhandlung der Berliner Stadtmission, Berlin.

Wenzel, Cäcilie und **Müller-Schoenefeld**. Malapupki oder Der Raubersauerbäcker Huckesbudes. Ein Weihnachtsmärchen. Fischer & Franke, Berlin.

Werckmeister, Paul. Das Duell — Der Väter Sünden. Novellen. Carl Reißner, Dresden.

— — Getrennte Wege. Roman. 1. Bd. Carl Reißner, Dresden.

Wiedemann, Jul. Der Wartburg Sagen- und Bilderbuch. J. Bettenhausen, Gera.

Wiegershaus, Friedrich. Erste Akkorde. Dichtungen. Kommissionsverlag der Baedeker'schen Buch- und Kunsthandlung und Buchdruckerei, A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Elberfeld.

Wielands Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Klee. (4 Bde., elegant in Leinen geb. M. 8.—.) Bibliographisches Institut, Leipzig.

Wildberg, Bobo. Die Sehnsüchtigen. Erzählungen und Skizzen. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Woermann, Prof. Dr. Karl. Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. Bibliographisches Institut, Leipzig.

Wohlbrück, Olga. Im Dunkel. Novellen. Bita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Wolff, Harriot. Gedichte. Gebrüder Roth, Elberfeld.

Worms, Carl. Thoms friert. Ein Roman aus der Gegenwart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf., Stuttgart.

Zacher, Albert. Römische Augenblicksbilder. Schulz'sche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei, S. Schwartz, Oldenburg.

Zehender, Prof. Wilhelm von. Die Weltreligion auf dem Columbia-Congreß in Chicago 1893. Friedrich Andreas Perthes, Gotha.

Zell, B. W. Fahrendes Volk. Ein Künstler-Roman. Richard Schmidt's Verlag, Gotha.

Zeller, Christian Heinrich, als Kind und Kinderfreund. Zusammengestellt und erzählt von H. Verlag der Niederlächsischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Schriften, Hamburg.

_ Zur Harmonie des Lebens. Pb. L. Jung, München.

_ Geschichten und Bilder aus dem Leben. Ein Jahrbuch der Unterhaltung fürs Haus 1900. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Zitelmann, Katharina. Sohn und Richter. Novelle. Carl Reißner, Dresden.

Zittelmann, K. Unter ägyptischer Sonne. Roman aus der Gegenwart. Carl Duncker's Verlag, Berlin.

Zola, Emile. Die Erdbeeren. Albert Langen, München.

Zobeltitz, Hanns von. Ein bedeutender Mann. Roman. 2 Bände. H. Costenoble, Jena. 1901.

— — Die ewige Braut. Roman. 2. Auflage. H. Costenoble, Jena.

— Lichterselderfest. Nr. 1. 2. Auflage. Schuster & Löffler, Berlin.

PHOTOCHROM

Photographien ❄ in natürlichen Farben

Gesetzlich geschützt. Von **Orell Füssli** in **Zürich** erfunden.

Landschaften ❄ Städteansichten ❄ Volkstypen ❄ Genre.

Gemälde-Reproduktionen. [372

Kataloge versendet gratis die **PHOTOGLOB Co.** in **Zürich.**

• • • • **Jedem,** • • • •

welcher bauen will, zu empfehlen.

Nunmehr vollständig geworden:

August Exter,

Das deutsche bürgerliche Einfamilienhaus.

Enthaltend die besten Pläne von 150 Architekten.

Abt. I. Häuser mit drei Zimmern und Küche, 30 Tafeln. In Mappe 18 Mark.

„ II. Häuser mit vier Zimmern, Küche und Kammer, 12 Tafeln. In Mappe 8 Mark.

„ III. Häuser mit fünf Zimmern, Küche und Kammer, 20 Tafeln. In Mappe 14 Mark.

„ IV. Häuser mit fünf Zimmern, Küche und mehreren Kammern, 18 Tafeln. In Mappe 12 Mark.

„ V. Häuser mit wohnlicher Diele, fünf Zimmern, Küche und Kammern, 20 Tafeln. In Mappe 14 Mark.

„ VI. Häuser mit wohnlicher Diele, sechs Zimmern, Küche und Kammern, 30 Tafeln. In Mappe 18 Mark.

Von der Kritik als das beste zur Zeit vorliegende Vorlagenwerk auf diesem Gebiet bezeichnet.

Leipzig.

Baumgärtner's Buchhandlg.

In neuer dritter Auflage ist erschienen:

Geographisches Handbuch

zu Andrees Allgemeinem Handatlas

Mit besonderer Berücksichtigung der politischen, wirtschaftlichen und statistischen Verhältnisse.

Unter Mitwirkung von R. Credner, H. von Dankelman, O. Drude, W. Foerster, M. Geisbeck, E. Jung, F. v. Juraschek, O. Krümmel, O. Lenz, K. Möbius, A. Penck, H. Polakowsky, J. Rein, S. Ruge, C. Schmidt, herausgegeben von **A. Scobel.**

Ein starker Band: 63 Bogen mit 171 Kärtch. u. Figuren.

Preis brosch. M. 10.80, in Halbfranz geb. M. 12.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

E. Pierson's Verlag (Rich. Lincke) in Dresden.

Die **Verlagsbuchhandlung** übernimmt Werke aller Art in Eigen- und Commissions-Verlag. Specialrichtung: Belletristik (Romane, Novellen, poetische und dramatische Werke).

Die **Buch- und Kunstdruckerei** liefert geschäftliche und private Drucksachen jeden Umfanges in moderner Ausstattung tadellos, schnell und preiswert.

Die **Litterarische Agentur** offeriert Zeitungen etc. Feuilleton-Romane von Autoren ersten Ranges in jedem Umfange und in jeder Preislage.

Kataloge gratis und franko.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Th. H. Pantenius

Gesammelte Romane

Vollständig in 9 Bänden, elegant in Halbfranz eingebunden 36 M.

*

Einzel-Ausgaben der gesammelten Romane:

Allein und Frei. 2 Bände.

Im Banne der Vergangenheit. 1 Bd.

Im Gottesländchen. 1 Band.

Die von Kalles. 2 Bände.

Das rote Gold. 1 Band.

Wilhelm Wolfschild. 2 Bände.

Preis jeden Bandes in elegantem Kaliko-band 4 M.

*

Wenn man die ersten deutschen Erzähler unserer Zeit nennt, gehört der Name **Theodor Hermann Pantenius** in die vorderste Reihe. Die litterarische Bedeutung seiner Dichtungen ist längst festgestellt, und hoch über der seichten Marktware des Tages stehend, gehören sie unmittelbar neben das Beste, was unsere moderne Litteratur unserem Volke schenkte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Velhagen & Klasings

MONATSHEFTE

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.25. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten*)

Inhalt des Februarheftes:

Seite

Leiden. Blätter aus einem Tagebuche von Bernhardine Schulze-Smidt (Schluß folgt) 609

Rosen aus dem Süden. Gedicht von Gustav Falke 624

Im Simplon-Tunnel. Von Hanns von Zobeltitz. Mit zwei Kartenskizzen und sechsundzwanzig Abbildungen in Tondruck nach Photographien 625

Das rote Auge. Roman von Ernst Remin (Forts. folgt) 642

Genie und Wahnsinn. Das Wiertz-Museum in Brüssel. Von Fedor von Zobeltitz. Mit zwei Einschaltbildern und elf Textillustrationen 667

Seltsame Welt. Gedicht von Ludwig Jacobowski 676

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier. Das erste Auftreten von Lola Montez in Deutschland. Eine Erinnerung aus deutscher Kleinstaaterei. Von K. G. M. Mit drei Abbildungen 677

Die deutsch-ostafrikanische Centralbahn. Von einem alten Afrikaner . 684

Erinnerung. Gedicht von Fritz Döring 694

Schlittenrecht. Gedicht von Carl Bulcke. Mit Vignetten 695

Das Dilettantentheater der Berliner Hofgesellschaft einst und jetzt. Von G. von Lieres und Wilkau. Mit einem Einschaltbild und siebzehn Textillustrationen in Tondruck 697

Dornröschen. Gedicht von Carl Bulcke 710

Neues vom Büchertisch. Von Heinrich Hart 711

Spuren im Schnee. Gedicht von A. von Berchthold 714

Zu unsern Bildern. Von H. v. S. Wilhelm Leibl †. — Karl Becker †. — Von dem Holländerabend des Vereins Berliner Künstler. — Adolf von Menzel und Anton von Werner in des ersteren Atelier. — Das Goethedenkmal in Wien. — Moderner Tafelschmuck 715

Kunstbeilage:

Somalimädchen. Nach der Ölstudie von A. Maier. Faksimiledruck. Titelbild.

Einschaltbilder:

Ausschnitt aus dem Gemälde „Die Tänzerin Camargo“ von Lancret. Tondruck . . . . . zw. 616 u. 617

Hirtenknabe. Statue von Ernst Waegener. Tondruck . . . . . zw. 624 u. 625

Winterabend an der Werra. Nach dem Gemälde von Victor Freudemann. Tondruck . . . . . zw. 656 u. 657

Ein Großer der Erde. Nach dem Gemälde von Anton Wiertz. Tondruck zw. 664 u. 665

Le Phare du Golgatha. Nach dem Gemälde von Anton Wiertz. Tondruck zw. 672 u. 673

Truthühner. Nach dem Gemälde von Rudolf Schramm-Zittau. Tondruck zw. 688 u. 689

Spanische Fischer. Nach dem Gemälde von S. Barbudo. Tondruck zw. 696 u. 697

Bildnisse aus der Berliner Hofgesellschaft. Nach Photographien. Tondruck . . . . . zw. 704 u. 705

Selbständige Textbilder, Studien, Skizzen etc.:

Die Schlittschuhläufer. Zeichnung von Fidus 649

Studienzeichnungen von B. P. Mohn 652 u. 653

Am Schluß: **Velhagen & Klasings Romanbibliothek.** Elfter Band. Nr. 6. Erloschnes Licht. Roman von Franz Rosen. (Forts. folgt.)

*) In der 1901. Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter **Nummer 7496** eingetragen. — **Das erste** Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Für die Anzeigen verantwortlich: Chr. Frös in Leipzig, Friedrich Auguststr. 2. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings MONATSHEFTE

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. ▪ Redaktion in Berlin W 35, Steglitzerstr. 53.

JUL 2 6 1945

Velhagen & Klasings MONATSHEFTE

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. ▪ Redaktion in Berlin W 35, Steglitzerstr. 53.

Weltausstellung Paris 1900: „GRAND PRIX“

Höchste Auszeichnung

CHOCOLAT SUCHARD

Suchard-Specialitäten:

Suchard's leicht löslicher Cacao

Suchard's Schweizer Alpen-Milch-Chocolade

Suchard's Chocolat fondant

Suchard's Chocolade-Bonbons: Pralinés, Giandujas-Noisettes

Suchard's Phantasie-Schachteln

Fest-Geschenke für Weihnachten und Neujahr

Ueberall käuflich

Velhagen & Klasings MONATSHEFTE

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. • Redaktion in Berlin W 35, Steglitzerstr. 53.

32 Erste Auszeichnungen.

CHOCOLAT SUCHARD

Specialitäten

Suchard's Schweizer Alpen-Milch-Chocolade.
Suchard's Chocolat fondant zum Rohessen.
Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Giandujas.
Suchard's Cacaos.

Pariser Weltausstellung 1900

GRAND PRIX

Höchste Auszeichnung.

Velhagen & Klasings MONATSHEFTE

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. ▪ Redaktion in Berlin W 35, Steglitzerstr. 53.

32 Erste Auszeichnungen.

CHOCOLAT SUCHARD

Specialitäten

Suchard's Schweizer Alpen-**Milch-Chocolade.**
Suchard's Chocolat fondant zum Rohessen.
Suchard's Dessert-Chocoladen.
Suchard's Giandujas.
Suchard's Cacaos.

Pariser Weltausstellung 1900

GRAND PRIX

Höchste Auszeichnung.

JUL 2 6 1945